University of Bamberg Press

Capri 21 (1996,03) – Capri 30 (2001,06)

In:

Eickels, Klaus van; Eickels, Christine van (Hrsg.) (2024): Capri. Zeitschrift für schwule Geschichte; Online-Edition. Bamberg: University of Bamberg Press.

Beitrag im Sammelwerk - Verlagsversion

DOI des Sammelwerkes: 10.20378/irb-94442

Datum der Veröffentlichung: 18.01.2024

Rechtehinweis:
Dieses Werk ist durch das Urheberrecht und/oder die Angabe einer Lizenz geschützt. Es steht Ihnen frei, dieses Werk auf jede Art und Weise zu nutzen, die durch die für Sie geltende Gesetzgebung zum Urheberrecht und/oder durch die Lizenz erlaubt ist. Für andere Verwendungszwecke müssen Sie die Erlaubnis der Rechteinhaberinnen und Rechteinhaber einholen.

Für dieses Dokument gilt die **Creative-Commons-Lizenz CC BY.**

Die Lizenzinformationen sind online verfügbar:
https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/

CAPRI 21

Zeitschrift für schwule Geschichte

James Steakley Film und Zensur in der Weimarer Republik: Der Fall *Anders als die Andern* 2
Martina Schuster „Das ganze Leben ist mir ein andauernder Geburtstag." Zur Erinnerung an Walter Spies 34
Manfred Herzer Antisemitismus und Rechtsradikalismus bei Adolf Brand 37
BUCHBESPRECHUNG: G. W. Grauvogel, *Theodor von Wächter*. Stuttgart 1994. *(Herzer)* 41

MÄRZ 1996

James Steakley

Film und Zensur in der Weimarer Republik: Der Fall *Anders als die Andern*

Am 28. Juni 1986 zeigte der New Yorker PBS Channel 13 das einzig überlieferte Fragment des deutschen Stummfilms *Anders als die Andern* (1919),[1] um damit der Stonewall-Aktion in der Christopher Street im Jahre 1969 zu gedenken, die weltweit als die Geburtsstunde der heutigen Lesben- und Schwulenbewegung gilt. Dieses Filmfragment, das mit neu übersetzten englischen Untertiteln versehen war und von David Krane auf dem Klavier begleitet wurde,[2] fand sowohl die Zustimmung der angesehenen *New York Times* als auch die des Schwulenblatts *New York Native*. Sie fanden es „faszinierend",[3] „beachtlich und anregend", „eine mutig präsentierte Schwulentragödie", „durch und durch gefühlsbetont und doch völlig sachlich in seiner Behandlung dessen, was es bedeutet, schwul zu sein".[4] Diese Sendung wurde durch einen Kommentar von Vito Russo eingerahmt, der – in aller gebotenen Kürze – den Film *Anders als die Andern* im doppelten Kontext der deutschen soziokulturellen Entwicklung und des internationalen Spektrums schwul/lesbischer Darstellungen im Medium Film situierte. Wie einer der Kritiker lakonisch bemerkte, hätte „dieser Kommentar statt einiger Minuten ruhig mehrere Stunden dauern können".[5]

In der Tat, etliche Aspekte dieses Films, so etwa die dick aufgetragene Schminke und die pathetischen Gebärden, die so typisch für den frühen Stummfilm sind (um mit den kleineren Problemen zu beginnen), bedürften wesentlich ausführlicherer Kommentare. Als Überbleibsel der expressionistischen Bühnenpraxis und als notwendige Kommunikationsformen des Stummfilms tragen diese Elemente heute dazu bei, Uneingeweihte zu irritieren. Was jedoch noch wichtiger ist: heutige Zuschauer werden wohl kaum das Porträt eines sich geziert bewegenden, ästhetisch verfeinerten Homosexuellen goutieren können, der genau jenem klassischen Stereotyp entspricht, dem die heutigen Schwulen mit beträchtlicher Ambivalenz gegenüberstehen, der aber zur Zeit der Premiere dieses Films beim Publikum auf wenig Widerstand stieß. Auch den fragmentarischen Charakter und die logisch kaum nachvollziehbare Schlußszene dieses Films werden heutige Betrachter als unbefriedigend empfinden. In dieser Szene sitzt nämlich der Protagonist, der gerade Selbstmord begangen hat, plötzlich inmitten eines Publikums, das sich einen Vortrag über Homosexualität anhört, und steht am Ende mit den anderen auf, um dem Redner Beifall zu spenden. Dieser verblüffende Effekt erklärt sich daraus, daß sich die Vortragsszene ursprünglich im Mittelteil des Ganzen befand. Daß der Film heute so viele Mängel aufweist, hängt weitgehend damit zusammen, daß er unbarmherzig auf die Länge

---

[1] Als der Film noch in der Planungsphase war, trug er den Arbeitstitel *§ 175*. Vgl. die Voranzeige in der Zeitschrift *Lichtbild-Bühne* (Berlin) 11, Nr. 52 (28. Dezember 1918), S. 72. Im darauffolgenden Monat bekam er den vorläufigen Titel *Anders wie die Andern (§ 175)*. Vgl. *Lichtbild-Bühne* 12, Nr. 1 (4. Januar 1919), S. 67. Erst in den folgenden Wochen erhielt der Film seinen endgültigen und grammatisch korrekten Titel. In späteren, für die Öffentlichkeit bestimmten Anzeigen wurde der Film häufig mit dem Untertitel *§ 175* versehen, um mögliche Unklarheiten zu vermeiden. Sein Titel greift auf einen stofflich nicht verwandten Roman von Bill Forster (d.i. Hermann Breuer) von 1904 zurück. Vgl. M. Herzer, „Forster, Bill: *Anders als die Andern*". In: *Lexikon homosexuelle Belletristik*. Hrsg. v. D. Molitor und W. Popp (Siegen 1987), ohne Seitenangabe. Interessanterweise wurde der Titel in einer kurzen Besprechung in Hirschfelds *Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen* 7 (1905), S. 869 als „etwas hausbacken" abgetan. Sowohl im Titel als auch in der Gestaltung der Hauptfigur besteht eine beträchtliche Parallele zwischen dem deutschen Film von 1919 und einem englischen Roman von 1917, in dem Dennis Blackwood, der Protagonist, folgenden inneren Monolog hält: „Der geheime Schrecken, der ihn seit seiner Kindheit verfolgte, stachelte ihn zur Widersetzlichkeit an; der geheime Schrecken, nie eingestanden, nie mitgeteilt, den er sogar in seinen Gedanken immer wieder verdrängt hatte (. . .), der Schrecken, der dennoch seit seiner frühesten Jugend stets Teil seines innersten Wesens war. *Anders als die Andern*, sogar in seiner Schulzeit; anders, nicht nur wegen seiner musikalischen Begabung (. . .) Er sollte ewig unter den Anderen ein Außenseiter bleiben, von ihnen verachtet und lächerlich gemacht. Er wurde durch Angst, Schrecken und Selbsthaß zur Verzweiflung getrieben. Abnormal - pervers - widernatürlich: er hörte die Schmähungen, die man ihm entgegenschleudern könnte und die er verdient hätte. Ja, was hatte die Natur ihm nur angetan, indem sie ihm eine weibliche Seele in einem männlichen Körper gegeben hatte?" Vgl. A. T. Fitzroy, *Despised and Rejected* (London, 1917; Nachdruck New York, 1975), S. 107; Hervorhebung von mir. Hirschfeld könnte dieses Werk sehr wohl gekannt haben, da es nicht nur eine Theorie des „dritten Geschlechts", sondern auch einen pazifistischen Standpunkt vertrat, die beide seiner eigenen Weltanschauung entgegenkamen.

[2] Ein ukrainischer Text, der von dem deutschen Original abweicht, wurde für die New Yorker Fernsehübertragung von Marta Kolomayets übersetzt. Kranes Klavierbegleitung wurde ohne Kenntnis des ursprünglichen Musikszenariums (vgl. S. 9) komponiert.

[3] J. J. O'Connor, „'Different From Others', Film on Homosexuality". In: *The New York Times* (27. Juni 1986), S. C34.

[4] Ed Sikov, „In a Class by Itself". In: *New York Native* (7. 7.1986), S. 32.

[5] J. J. O'Connor, „'Different From Others', Film on Homosexuality", S. C34.

von 24 Minuten zusammengeschnitten wurde, um das Zensuredikt von 1920 zu umgehen, das ein Jahr nach seiner Uraufführung erlassen wurde. Von der Originalfassung, die ungefähr 90 Minuten lang war, haben sich bisher leider keine Kopien auffinden lassen.[6]

Angesichts dieser Tatsachen empfiehlt sich heute eine gleichsam archäologische Herangehensweise an das Filmfragment. Statt es vornehmlich auf seine zeitlosen, formalen Qualitäten zu befragen, sollte man es vielmehr als ein historisches Dokument der frühen deutschen homosexuellen Emanzipationsbewegung zu entziffern versuchen. Da die Kinogänger der frühen Weimarer Republik den Film sicher etwas anders betrachtet haben als heutige Zuschauer (ein Unterschied, der bei allen Filminterpretationen eine Rolle spielt), wird es nötig sein, nicht nur den Film an sich, sondern auch sein Umfeld zu untersuchen, um aufgrund der dabei auftauchenden Fundstücke jene brisante Rezeption zu rekonstruieren, die dieser Film bei homosexuellen und nichthomosexuellen Zuschauern hatte. Danach sollen die verfassungsrechtlichen und juristischen Manöver aufgedeckt werden, die zu seiner Unterdrückung geführt haben – bis er schließlich durch die heutige Welle der schwul/lesbischen Befreiungsbewegung neu entdeckt und für ihre Zwecke eingesetzt wurde.

Zum Kontext der homosexuellen Emanzipation

Ob nun die Vortragsszene in der Mitte oder am Ende dieses Films steht, für die Botschaft des Ganzen ist sie von zentraler Bedeutung. Das volle Ausmaß der Divergenz der beiden Fassungen wird schon darin deutlich, daß das erhaltene Fragment nur einen einzigen Satz des ursprünglichen Vortrags enthält, und zwar den letzten. Diese Szene ist aber auch in anderer Hinsicht einzigartig: der Vortragende auf der Leinwand ist kein Schauspieler, sondern jener Dr. Magnus Hirschfeld (1868–1935), der sowohl den Text dieser Szene selbst verfaßte als ihn auch selber, wenn auch als ungenannter Sexualwissenschaftler, vorträgt.[7] Außerdem geht dieser Vortrag, schon wegen seiner Länge, in formaler Hinsicht weit über die Grenzen des Stummfilms hinaus – was schon Richard Oswald (1880–1963), dem Regisseur des Ganzen, nur allzu bewußt war.[8] In der ursprünglichen Fassung lautete Hirschfelds Vortrag folgendermaßen:

„Die Natur ist in ihren Geschöpfen unerschöpflich. Zwischen allen Gegensätzen gibt es Übergänge, so auch zwischen den Geschlechtern. Daher gibt es außer Mann und Weib auch Männer mit körperlichen und seelischen Eigenschaften einer Frau und Frauen mit allerlei männlichen Eigenschaften. Ich zeige Ihnen hier im Bilde zunächst Frauen, die wie Männer lebten, arbeiteten und empfanden. Jetzt das Gegenstück: Männer mit weiblichen Einschlägen."

---

[6] Einer Zeitungsreklame zufolge wurde der Film anfänglich im Prinzeß-Theater in Berlin täglich um 17.00, 18.45 und 20.30 gezeigt. Vgl. *Film-Kurier* (Berlin) 1, Nr. 23 (2.7. 1919), S. [4]. Nach einer Werbeanzeige, die zur gleichen Zeit erschien, hatte der Film eine Länge von 2200 Metern. Vgl. *Der Film* (Berlin) 4, Nr. 30 (26.7.1919), S. 17. Eine etwas andere Angabe, nämlich 2115 Meter, findet sich in den Zensurakten. Vgl. *Die Reichsfilmprüfung. Prüfergebnisse der Filmprüfstellen Berlin und München und der Film-Oberprüfstelle für die Zeit vom 12.5.1920 bis zum 31.12.1921.* Hrsg. v. Reichsministerium des Innern (Berlin 1922), S. 206. Diese Angabe wird von Gerhard Lamprecht in seinem Buch *Deutsche Stummfilme 1919* (Berlin 1968), S. 11, übernommen und erscheint auch in *Richard Oswald.* Hrsg. v. W. Kaul und R.G. Scheuer (Berlin, 1970), S. 53. Ohne seine Quellen anzugeben, hat Hans-Michael Bock von einer Länge von 2280 Metern gesprochen. Vgl. „Filmografie". In *Richard Oswald. Regisseur und Produzent.* Hrsg. v. H. Belach und W. Jacobsen (München, 1990), S. 151. Im Gegensatz dazu hat das noch bestehende Fragment einschließlich der ukrainischen Zwischentitel nur eine Länge von 871 Metern. Unsere Kenntnis der ursprünglichen Länge des Films ermöglicht jedoch nur einen ungefähren Rückschluß auf seine Laufzeit. Als er hergestellt wurde, wurden Filme mit einer Geschwindigkeit von 16 Aufnahmen pro Sekunde gedreht, jedoch mit einer Geschwindigkeit von 20 Aufnahmen pro Sekunde vorgeführt. Allerdings wich die Praxis nicht nur in der Aufnahme (mit handgekurbelten Kameras), sondern auch in der Vorführung häufig davon ab. Außerdem erhielten Kinobesitzer oft gedruckte Hinweise, an welchen Stellen sie die Geschwindigkeit der Projektion steigern sollten, um größere dramatische Effekte zu erzielen. Vgl. Kevin Brownlow, „Silent Films--What Was the Right Speed?" In: *Early Cinema: Space--Frame--Narrative.* Hrsg. v. T. Elsaesser (London 1990), S. 282-290.

[7] Hirschfelds Auftreten in diesem Film wurde nicht besonders herausgestellt, ja nicht einmal sein Name erschien in der Liste der auftretenden Schauspieler. Auf einer zweiseitigen Voranzeige, auf der alle anderen Darsteller aufgelistet wurden, erfährt man nur, daß der auftretende „Gelehrte" von „***" gespielt wird. Vgl. *Lichtbild-Bühne* (Berlin) 12, Nr. 18 (3.5.1919), S. 100. Bei anderen Listen aller Darsteller wird die Rolle des „Gelehrten" meist weggelassen. So etwa in dem Büchlein *Anders als die Andern. 6 Akte mit wissenschaftlicher Unterstützung und Mitarbeit von Herrn Dr. Magnus Hirschfeld. Regie: Richard Oswald* (Berlin 1919; Nachdruck Bielefeld, [1976]), S. 2. Hirschfeld beschrieb sein Auftreten mit folgenden Worten: „Ich bitte, diese Mitwirkung nicht so auszulegen, als ob ich hier die Rolle eines Schauspielers übernommen habe. Des Schauspielers hohe Aufgabe ist es, andere Gestalten, als er selbst ist, zu verkörpern. Davon kann bei mir keine Rede sein." Vgl. [M. Hirschfeld], „Aus der Bewegung [1919]". In: *Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen* 19, Nr. 1/2 (Januar/April 1919, recte: Oktober 1919), S. 6.

[8] In einem Aufsatz über seinen Regiestil, der 1919 erschien, schrieb Richard Oswald: „Den Dialog im Film halte ich für falsch. Beim Film fehlt das Wort nun einmal. Damit muß man rechnen. Der Film ist ein Kompromiß. Man muß beim Film Dialoge in dramatische Situationen verwandeln. Das ist sein Wesen (. . .) Lange Titel sind selbstverständlich zu vermeiden, aber nicht grundsätzlich abzuschaffen. Titel sind mehr Ausruhepunkte für den Beschauer." Vgl. „Regisseur und Schauspieler." In: *Film-Kurier* (Berlin) [1], Nr. 42 (25.7.1919), [1].

Er fährt fort: „Feminismus und Homosexualität fallen oft, aber keineswegs immer zusammen; es gibt also feminine Männer, die nicht homosexuell sind, und Homosexuelle, die nur geringen oder gar keinen weiblichen Eindruck machen." Der Gelehrte zeigt mehrere diesbezügliche Bilder und spricht weiter: „Daß auch die anscheinend nur seelischen Zwischenstufen körperlich bedingt sind, lehren mit Sicherheit die Versuche Prof. Steinachs in Wien, der durch Überpflanzung entsprechender Keimdrüsen männliche Tiere körperlich und seelisch verweiblichte und weibliche vermännlichte." –

„Die Verfolgung der Homosexuellen gehört in dasselbe traurige Kapitel der Menschheitsgeschichte, in dem die Ketzer- und Hexenverfolgungen verzeichnet stehen. Mit Feuer und Schwert ging man 1500 Jahre (vom 3.–18. Jahrhundert) gegen diese Unglücklichen vor. Erst die französische Revolution brachte hier eine Umwälzung. Überall, wo der Code Napoléon eingeführt wurde, fielen die Gesetze gegen die Homosexuellen, weil man in ihnen einen Eingriff in die Grundrechte der Persönlichkeit erblickte. In vielen Ländern ging man unmittelbar von der bisherigen Todesstrafe zu völliger Straflosigkeit über. In Deutschland aber besteht trotz wissenschaftlicher Forschungsarbeit von nunmehr 50 Jahren auf diesem Gebiet die gesetzliche Ächtung der Homosexuellen noch unverändert fort. Ich zeige Ihnen zum Schluß noch das Bild eines der ersten deutschen Vorkämpfer gegen diesen schwerwiegenden Justizirrtum, des Professors der Psychiatrie R. v. Krafft-Ebing. Möge recht bald auch auf diesem Gebiet das Recht über das Unrecht, die Wissenschaft über den Aberglauben, die Menschenliebe über den Menschenhaß den Sieg erringen!"[9]

Zwingend und doch mit einer gewissen rhetorischen Eleganz vertritt Hirschfeld hier die Anschauungen jenes Flügels der frühen deutschen homosexuellen Emanzipationsbewegung, den er selber 1897 gegründet hatte und deren Vorsitzender er seitdem war. Eine inzwischen antiquiert gewordene Rechtsprechung wird hier vom Standpunkt der modernen Medizin in Frage gestellt. In der nie endenwollenden Debatte „Angeboren oder Erworben" ergreift Hirschfeld eindeutig Partei für die These des Angeborenseins der sexuellen Veranlagung und fordert, daß die Homosexuellen nicht weiterhin als bedauernswerte arme Teufel betrachtet werden, die ein Opfer der Sünde oder der Krankheit seien. Damit wollte er implizit alle psychologisierenden Erklärungsmuster seiner Zeitgenossen zurückweisen, welche die Homosexualität auf Verführung, Onanie, falsche elterliche Erziehung, heterosexuelle „Übersättigung", den Einfluß von Leitbildern, den allgemeinen Verfall der Gesellschaft oder die Darstellung Homosexueller in den Medien zurückzuführen suchten. Es nimmt daher nicht Wunder, daß das zuletzt genannte Erklärungsmuster den Anstoß lieferte, daß dieser Film 1920 von der Zensur verboten wurde.

[9] „Aus der Bewegung [1919]", S. 12-13.

Von entscheidender Bedeutung für den Wandel vom theologischen zum medizinischen Denken war für Hirschfeld die Philosophie der Aufklärung, wie schon aus seinen eben zitierten Bemerkungen über die Französische Revolution und den Code Napoléon hervorgeht. Es braucht wohl kaum gesagt zu werden, daß ein solcher Standpunkt den deutschen Konservativen, die seit langem Frankreich als ihren Erbfeind betrachteten, bis zur Weißglut reizen mußte, zumal die Uraufführung dieses Film kurz nach dem Debakel des Ersten Weltkriegs stattfand, woran sich jene sozialistischen Aufstände anschlossen, die Hirschfeld mit Wort und Tat unterstützte. Es war Hirschfelds Überzeugung, daß man Forschung nicht um ihrer selbst willen, sondern nur zum Wohle der Menschheit treiben solle, daß Forschung stets mit dem Kampf um gesellschaftlich-juristische Reformen einhergehen müsse. Sein Wahlspruch lautete daher „per scientiam ad justitiam", durch Wissenschaft zur Gerechtigkeit, worin sich ein hartnäckiger, wenn auch letztlich naiver Glaube an die Unaufhaltsamkeit des historischen Fortschritts manifestiert. Er sollte von der Entwicklung der deutschen Geschichte im 20. Jahrhundert später zutiefst enttäuscht werden.

Im Jahr 1919 glaubte Hirschfeld allerdings noch, daß sich die Dinge zum Besseren wenden würden. Der Krieg, gegen den er sich als Mitglied des pazifistischen Bundes Neues Vaterland engagiert hatte, war endlich vorüber. Im Rückblick erschien ihm die Zeit zwischen 1914 und 1918 wie ein zeitweiliger Rückschlag oder schlimmstenfalls beklagenswerter Unfall innerhalb des unentwegten Fortschritts der Vernunft. Hatte nicht der Krieg auch zum Sturz der autokratischen Herrschaft Wilhelms II. geführt?[10] Und war nicht im bolschewistischen Rußland der erste sozialistische Staat der Welt entstanden, dessen Regierung – in ihrer kühnen Sexualpolitik – sogar die zaristischen Gesetze gegen Päderastie aufgehoben hatte?[11] Außerdem war durch den

[10] Vgl. zum Beispiel die Broschüre, die Hirschfeld mit August Forel und anderen herausgab: *Der einzige Weg zum Rechtsfrieden. Völkern und Machthabern die „Welt ohne Krieg"* (Zürich 1919) sowie seine *Sittengeschichte des Weltkrieges* (Leipzig u. Wien 1930-31), 2 Bde. u. Ergänzungsband. Andererseits sollte man nicht vergessen, daß Hirschfeld im Herbst 1914 den allgemeinen Enthusiasmus für den Krieg durchaus teilte. Dafür spricht u.a. sein chauvinistischer Aufsatz „Krieg, Wissenschaft und Ordnungssinn." In: *National-Zeitung* (Berlin) 67, Nr. 247 (21.10.1914), S. [5-6]. Zu seinem Gesinnungswandel vgl. Helmut Donat, „Magnus Hirschfeld - Sexualreformer, Republikaner, Freidenker und ein 'vergessener' Pazifist". In: *Äskulap oder Mars? Ärzte gegen den Krieg*. Hrsg. v. T. M. Ruprecht und C. Jenssen (Bremen 1991), S. 247-259.

[11] Hirschfeld bereiste die Sowjetunion im Jahr 1926 und berichtete über seine positiven Eindrücke der dort durchgeführten Sexualreformen in einer Reihe von Aufsätzen. Vgl. „Die Lösung der sexuellen Frage im neuen Rußland". In: *Leipziger Volkszeitung* (1.12.1926); „Sexualreform im neuen Rußland". In: *Das neue Rußland* (Berlin) 3, Nr. 11/12 (1926), S. 39-40; „Zur Neuregelung des Sexuallebens in Sowjetrußland". In: *Das neue Rußland* 4, Nr. 9/10 (1927), S. 65; und „Das russische Sexualstrafrecht". In: *Die Aufklärung*

Waffenstillstand und die Abdankung des Kaisers für die Emanzipationsbewegung der deutschen Homosexuellen geradezu über Nacht eine neue Situation entstanden. Nach der Aufhebung der kriegsbedingten Notverordnungen wurde in Weimar eine Republik gegründet, welche nicht nur den Frauen das Wahlrecht gab, sondern auch die Redefreiheit, die Versammlungsfreiheit und die Freiheit der Kunst verfassungsmäßig garantierte. Diese Fortschritte führten zu einer sprunghaften Vermehrung der homosexuellen Emanzipationsorganisationen und deren Initiativen auf der Basisebene. Zeitschriften für homosexuelle Frauen und Männer schossen aus dem Boden, die sich an ein Publikum wandten, das damals in immer größeren Scharen bestimmte Berliner Cafés, Bars, Nachtklubs, Theater und Lokale frequentierte, wodurch diese Stadt zur glitzernden Metropole der homosexuellen Kultur der zwanziger Jahre wurde.[12] Die Aufhebung des § 175 des Reichsstrafgesetzbuches[13] und mit ihr die Erfüllung des wichtigsten Ziels, das die homosexuelle Emanzipationsbewegung seit mehr als zwei Jahrzehnten verfolgt hatte, schien unmittelbar vor der Tür zu stehen.

Hirschfeld fühlte sich daher berechtigt, nachdem er während des Kriegs seine Kampagne für die homosexuelle Befreiungsbewegung zeitweilig ausgesetzt hatte, jetzt wieder an jene bildungsbürgerlichen Taktiken anzuknüpfen, die er bereits in der wilhelminischen Ära praktiziert hatte, nämlich publizistische Appelle und Unterschriftensammlungen im Rahmen der geistigen Elite der Nation.[14] Als Avantgardist der wilhelminischen Epoche war Hirschfeld auf den gewaltigen Modernisierungsschub der zwanziger Jahre in keiner Weise vorbereitet. Die epochale Bewußtseinsveränderung, die mit der Erfahrung des Massenmords in den Schützengräben und der allgemeinen Brutalisierung der Öffentlichkeit eingetreten war, blieb ihm etwas Fremdes. Der Wandel von der Kultur der Vorkriegselite zur Massenkultur der Weimarer Republik, der Sieg der agitierten Massen auf den Straßen über den gesitteten Parlamentarismus, der Aufstieg des antisemitischen Faschismus: all das verunsicherte ihn zutiefst. Während er vor dem Krieg der einzige und wichtigste Sprecher der homosexuellen Emanzipationsbewegung in Deutschland war, der ein beträchtliches Ansehen genoß, traten jetzt eine Fülle jüngerer, energischer Rivalen auf den Plan, die ihn zwar öffentlich weiterhin für seine Pionierleistungen lobten, ihn jedoch hinter geschlossenen Türen als Fossil einer untergangenen Ära belächelten.[15]

Diese herablassende Haltung Hirschfeld gegenüber mag auf den ersten Blick etwas unfair wirken. Schließlich zögerte er keinen Augenblick, das moderne Massenmedium des Films aufzugreifen, als sich ihm die Chance dafür bot. Aber wie Hirschfeld selber in seinen einführenden Bemerkungen bei der Uraufführung betonte, sah er in seiner Filmarbeit nichts anderes als in seinen Aufklärungsbemühungen, für die er bereits seit Jahrzehnten tätig war. Sein Auftreten im Film erschien ihm wie die logische Fortsetzung seiner Vorkriegsagitation „in Wort und Schrift".[16] Hirschfeld hatte sich

(Berlin) 1 (1929), S. 225-227. Sowjetische Wissenschaftler besuchten ihrerseits Hirschfelds Institut für Sexualwissenschaft und hielten Vorträge auf den von ihm einberufenen Kongressen der Weltliga für Sexualreform in Berlin (1921), Kopenhagen (1928), London (1929), Wien (1930) und Brünn (1933). Die Pläne für eine weitere Konferenz dieser Art, die 1934 in Moskau stattfinden sollte, scheiterten sowohl an der politischen Polarisierung innerhalb der Weltliga als auch an der Stalinisierung der sowjetischen Sexualpolitik.

12 Einen aufschlußreichen Einblick in die Berliner Homosexuellenszene bietet: *Eldorado. Homosexuelle Frauen und Männer in Berlin 1850-1950.* 2. Aufl. (Berlin 1992).

13 Zur Geschichte dieses Gesetzes vgl. den Ausstellungskatalog *Die Geschichte des § 175.* Hrsg. v. den Freunden eines Schwulen Museums in Berlin e.V. und Emanzipation e.V. Frankfurt/Main (Berlin 1990).

14 Zu Hirschfelds frühen Aktivitäten vgl. das zweite Kapitel von James D. Steakley, *The Homosexual Emancipation Movement in Germany* (New York 1975), Charlotte Wolff, *Magnus Hirschfeld: A Portrait of a Pioneer in Sexology* (London 1986) und Manfred Herzer, *Magnus Hirschfeld. Leben und Werk eines jüdischen, schwulen und sozialistischen Sexologen* (Frankfurt a.M. 1992).

15 Auch der steigende Antisemitismus während der Weimarer Republik trug zur weiteren Marginalisierung Hirschfelds bei. Adolf Brand, der Vorsitzende der Gemeinschaft der Eigenen, konstatierte einmal mit naßforscher Selbstverständlichkeit, daß seine Differenzen mit Hirschfeld weitgehend auf den Unterschied „zwischen orientalischer und nordischer Einstellung" zurückzuführen seien. Vgl. *Die „Tante". Eine Spott- und Kampf-Nummer der Kunstzeitschrift Der Eigene* 10, Nr. 9 ([März] 1925), S. 407. In derselben satirischen Broschüre, die sich gegen Hirschfeld wandte, griff der Arzt und Astrologe Karl Günther Heimsoth, der später der NSDAP beitrat, erst Hirschfelds „Feminismus und Semitismus" an (S. 416) und schrieb dann, daß sich sein Kampf „nicht gegen das jüdisch beschnittene Individuum, sondern gegen den Judengeist" an sich richte (S. 418). St. Ch. Waldecke (d.i. Ewald Tscheck) schrieb im gleichen Sinne: „Auf das politische Gleis schob Hirschfeld die Frage ['jene rein juristische Frage des § 175'], obwohl er hätte wissen müssen, daß er als Jude dann der ungeeignetste Führer sei. Wie durfte man so die Bittenden mit einer Herausforderung an die Antisemiten belasten, durch diese Verquickung vieles erschweren? Ich halte so etwas für so unpolitisch wie möglich. Welche Folge es hatte, lehrte ja die Zukunft. Antisemiten wurden nur aus diesem Grund zu schärfsten Gegnern des Komitees." Vgl. ders., *Das Wissenschaftlich-humanitäre Komitee. Warum ist es zu bekämpfen und sein Wirken schädlich für das deutsche Volk?* (Berlin 1925), S. 12. Nach weiteren Angriffen von seiten Friedrich Radszuweits, dem Vorsitzenden des Bundes für Menschenrecht, sowie Vorstandsmitgliedern seines eigenen Wissenschaftlich-humanitären Komitees, entschloß sich Hirschfeld schließlich zögernd, den Vorsitz der homosexuellen Emanzipationsbewegung im Jahr 1930 aufzugeben. Er begab sich auf eine Vortragsreise durch die Vereinigten Staaten, die ihn schließlich um die ganze Welt führte. Ohne je Deutschland wiedergesehen zu haben, starb er 1935 im französischen Exil.

16 „Aus der Bewegung [1919]", S. 6. Zu Hirschfelds populärwissenschaftlichen Publikationen gehört das 26seitige Büchlein *Was soll das Volk vom dritten Geschlecht wissen?*

sein Ansehen vor allem als resoluter und überzeugender Redner erworben, der nicht nur in Deutschland, sondern auch auf internationaler Ebene immer wieder mit Ansprachen aufgetreten war, wie er sie jetzt in gedrängter Form in dem Film *Anders als die Andern* vortrug. Und doch, wie bereits bemerkt, war es letztlich Hirschfelds Vortrag, der sich in diesem Film nicht recht einpaßte, indem er das epische Geschehen zum totalen Stillstand brachte. Hirschfeld hatte zwar Kritik erwartet, aber aus anderen Gründen. Er verkündete bei der Premiere, daß die konservativen Wissenschaftler ihn sicher dafür angreifen würden, daß er sich herabließe, in einem solchen Film aufzutreten und dadurch seiner Eitelkeit zu frönen. Trotz seiner Bereitschaft, Widerspruch herauszufordern, blieb er gegenüber den besonderen Möglichkeiten, die ihm das Kino bot, relativ blind. Indem er eine Analogie zwischen sich und den Humanisten der Renaissance herstellte, die sich als erste der Druckerpresse bedient hätten, legte er den Akzent bezeichnenderweise weiterhin auf die bloße Übermittlung von Ideen, während er die revolutionäre Bedeutsamkeit des Films als eines neuen Mediums weitgehend übersah: „Die ersten Gelehrten, welche nach Erfindung der Buchdruckerkunst ihre Ideen, statt wie bisher handschriftlich, durch Lettern verbreiten ließen, wurden darob ebenfalls heftig angegriffen."[17]

Aufgrund dieser Vorstellungen zögerte Hirschfeld keineswegs, sich einer neuen Technologie zu bedienen, wenn auch nur, um dieselben Werte und Vorstellungen zu propagieren, die ihn bereits vor der Jahrhundertwende bewegt hatten, als er die erste homosexuelle Befreiungsorganisation, das Wissenschaftlich-humanitäre Komitee, gegründet hatte. Indem er die Wissenschaft im Namen dieser Organisation beschwor, beabsichtigte er weit mehr, als sich auf einen Gemeinplatz der Moderne zu berufen. Im weitesten Sinne des Wortes bezog er sich damit auf die Darwinsche Entwicklungslehre mit ihren Axiomen der sexuellen Auslese und natürlichen Variabilität, und im engeren Sinne auf die Ergebnisse der neuen Disziplin der Sexualwissenschaft, die er maßgeblich mitbegründet hatte. Da er in der sexuellen Veranlagung etwas Angeborenes sah, erschien ihm eine strafrechtliche Verfolgung von Homosexuellen, durch die ohnehin kein Wandel bewirkt werden könne, als etwas absolut Unsinniges. Mit der gleichen Emphase beschwor er im Namen seines Komitees das Humanitäre und wandte sich gegen all jene alltäglichen Formen der Unterdrückung, unter denen Homosexuelle sinnlos zu leiden hatten: von der gesellschaftlichen Ausgrenzung in den verschiedensten Formen bis hin zu den psychischen Schäden einer verinnerlichten Diskriminierung, die sich in einer gesteigerten Anfälligkeit für Depression und Alkoholismus äußerten.[18]

Hirschfelds programmatische Gleichgewichtung von Wissenschaft und Humanität, die selbst im politisch-organisatorischen Bereich alles andere als selbstverständlich war, führte in dem Film *Anders als die Andern* zu einem ungewöhnlichen Nebeneinander von Vortrag und Erzählung:

„Bei der kinematographischen Behandlung dieses Themas war zu erwägen, ob wir uns auf einen rein wissenschaftlichen Vortrag über sexuelle Zwischenstufen beschränken oder an Hand eines Einzelschicksals dartun sollten, was zu kennen und zu erkennen not tut.

Wir wählten eine Vereinigung beider Wege. Im Mittelpunkt steht der Vortrag des Sexualforschers. Um ihn rankt sich eine schlichte Lebensgeschichte, die frei von allen Übertreibungen ein für den Sachkenner nur zu alltägliches Beispiel bietet."[19]

Indem Hirschfeld „wir" sagte, bezog er sich auf seine Zusammenarbeit mit Richard Oswald, dem Regisseur

(Leipzig 1901), von dem bis 1911 50 000 Exemplare verteilt wurden. Es erschien später übersetzt in Holland (1912), England (1915) und Dänemark (1928).

17 „Aus der Bewegung [1919]", S. 6. In diesem Beitrag erklärte Hirschfeld, daß er keineswegs der erste Wissenschaftler sei, der den Vortragssaal mit dem Filmstudio vertauscht habe. Auch Ernst Haeckel, der berühmte Zoologieprofessor in Jena, der den Darwinismus in Deutschland popularisiert hatte und sich außerdem durch die Prägung des Begriffs „Ökologie" einen Namen gemacht hat, war kurz vor seinem Tode in einem Film aufgetreten, „nur daß es sich dort um Tiere, hier um Menschen" gehandelt habe. Als glühender Bewunderer Haeckels und als Mitglied des Monistenbunds publizierte Hirschfeld nach dessen Tod einen würdevollen Nekrolog. Vgl. *Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen* 19 (1919), S. 92. Vgl. ebenfalls M. Hirschfeld, „Ernst Haeckel und die Sexualwissenschaft". In: *Was wir Ernst Haeckel verdanken - Ein Buch der Verehrung und Dankbarkeit.* Hrsg. v. Heinrich Schmidt (Leipzig 1914), Bd. 2, S. 282-284. Hirschfeld mag auch durch Margaret Sanger beeinflußt worden sein, die in dem Film *Birth Control* (1917) auftrat. Dieser Film wurde freilich durch die Zensur der Öffentlichkeit vorenthalten. Vgl. Kay Sloan, *The Loud Silents: Origins of the Social Problem Film* (Urbana und Chicago 1988), S. 86-89.

18 In der Petition, die sich für den Widerruf des § 175 aussprach und von ihm verfaßt wurde, schrieb Hirschfeld 1897, daß das Strafrecht „sehr *viele brave, nützliche Menschen*, die von der Natur mehr als genug benachteiligt sind, in *Schande, Verzweiflung*, ja *Irrsinn und Tod* gejagt" habe. Vgl. *Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen* 1 (1899), S. 241. Hirschfeld bildete seine Strategien in Fragen der Sexualreform in jenen Jahren aus, in denen er sich für Bewegungen wie Naturheilkunde und Antialkoholismus engagierte, Bewegungen, die er auch in seinen späteren Jahren, als er die homosexuelle Emanzipationsbewegung anführte, weiterhin aktiv unterstützte. Vgl. seine Schriften *Der Weg zur Gesundheit. Ein Mahnruf zur Verhinderung des körperlichen Niederganges des deutschen Volkes. A. Richtige Ernährung, das Brot. B. Gesamt-Ernährung. C. Alkohol-Mißbrauch und Statistik* (Hagen 1894), *Der Alkohol vor Gericht* (Bremerhaven u. Leipzig 1896), *Der Einfluß des Alkohols auf das Geschlechtsleben* (Berlin 1905), *Alkohol und Familienleben* (Berlin 1906), *Die Gurgel Berlins* (Berlin und Leipzig, 1907) und „Alkohol und Sexualität". In: *Junge Menschen* 8 (1927), S. 165-169. Vgl. auch Franz Walter, „Der Deutsche Arbeiter-Abstinenten-Bund". In: ders. u.a., *Sozialistische Gesundheits- und Lebensreformverbände* (Bonn 1991), S. 92-239.

19 „Aus der Bewegung [1919]", S. 6.

dieses Films, der ihn als „wissenschaftlich-medizinischen Berater" herangezogen hatte und ihn auch an der Entstehung des Drehbuchs teilhaben ließ.[20] Wie sich die beiden diese Aufgabe teilten, läßt sich heute nicht mehr mit Sicherheit sagen. Es scheint jedoch unwahrscheinlich, daß Hirschfeld nur jene Zeilen verfaßte, die er dann im Film selber vortrug. Nicht nur die wissenschaftlichen Erklärungsversuche der Homosexualität, sondern die gesamte Handlung zeugt von jenen humanitären Reformbemühungen, die Hirschfeld seit eh und je verfolgt hatte. Die „schlichte Lebensgeschichte", wie Hirschfeld sie nennt, besteht aus folgenden Stationen: die Beschämung, die ein junger Homosexueller erfährt, der sich von der Schule verwiesen sieht; der Druck seiner Kommilitonen, sich einem Bordellbesuch anzuschließen; die Erwartung seiner Eltern und seines Schwagers, sich zu verloben; der vergebliche Versuch, seine sexuelle Veranlagung durch Hypnose umzupolen; die Notwendigkeit, sich seinen Angehörigen und einer in ihn verliebten Frau gegenüber als Homosexueller zu offenbaren; die niederträchtigen und schließlich erfolgreichen Versuche, seine Liebesbeziehung zu einem anderen Mann zu hintertreiben; die berufliche Diskriminierung; die ständigen Erpressungen; seine Bloßstellung vor Gericht; und schließlich sein Selbstmord.

Ausgelöst wird das tragische Ende des Helden seltsamerweise durch die Erpressungsszene, die in diesem Leidenskatalog auf den ersten Blick gar nicht von zentraler Bedeutung zu sein scheint. Seit 1897 gehörte es zu den Grundthesen Hirschfelds, daß der § 175 eher das Delikt der Erpressung begünstige, als das vermeintliche Delikt der widernatürlichen Unzucht zu unterbinden. So schrieb Hirschfeld 1904, daß auf etwa zwanzig Homosexuelle, die in Berlin jedes Jahr „in die Arme der ‚Gerechtigkeit'" gerieten, mindestens 2000 – also hundertmal soviel – Opfer von Erpressern würden.[21] Da Homosexuelle bereit waren, nahezu jeden Preis zu bezahlen, um in dieser Ära der bürgerlichen Respektabilität einen Skandal zu vermeiden, war die Zahl der kriminellen Erpressungen in den Vorkriegsjahren Legion. Erst durch den Krieg und seine Folgen trat ein Wandel innerhalb der moralischen Anschauungen ein, der nicht nur einige Tabus brach und dadurch auch den Film *Anders als die Andern* zugute kam, sondern auch die ständige Gefahr der Erpressung weitgehend beseitigte. Bereits einige Jahre später konnten so bekannte Künstler wie Klaus und Erika Mann, Gustav Gründgens, Claire Waldoff und Renée Sintenis ihre homosexuelle Liebschaften zu einem öffentlichen Spektakel machen, was ihrem Ansehen und Marktwert eher nützte als schadete.

Im Jahre 1922 äußerte sich Hirschfeld anläßlich des 25jährigen Jubiläums des Wissenschaftlich-humanitären Komitees über diese Veränderungen folgendermaßen:

„Auf keinem Gebiet ist der Abstand zwischen einst und jetzt so groß wie auf demjenigen, dem ich jetzt noch einige Worte widmen möchte: den an Homosexuellen verübten Erpressungen. Was hier – von Einzelhilfen abgesehen – die fünfundzwanzigjährige Aufklärungsarbeit des Wissenschaftlich-humanitären Komitees geleistet hat, kann nur derjenige ermessen, der weiß, wie in dieser Hinsicht die Verhältnisse früher lagen und wie sie jetzt liegen. Wenn ich oben vermerkte, daß schätzungsweise gegenwärtig im Verlauf eines Jahres nicht so viel Strafen aus § 175 verhängt werden wie ehedem während eines einzigen Monats, so möchte ich hinzufügen, daß sicherlich in unserer Zeit in einem Jahr nicht so viele Homosexuelle erpreßt werden wie früher in einer Woche. Noch vor einem Menschenalter hatte nahezu jeder Urning seinen Erpresser. Es gehörte zu ihm wie der Parasit zu dem Lebewesen, in dem und von dem er lebt. Wie eine leibhaftige Drohung begleitete der Mitwisser einer schwachen Stunde den Urning durch sein Leben. Es gab wohlhabende Homosexuelle, die in ihrem Jahresetat von vorneherein einen beträchtlichen Posten aufnahmen, der die Bezeichnung „Erpresserkosten", wenn auch meist unter irgendeinem Decknamen führte."[22]

Obwohl es sich nicht leugnen läßt, daß der Film *Anders als die Andern* etwas veraltet wirkte, indem er die Erpressung zum Angelpunkt des Ganzen machte, wäre es etwas voreilig, das Motiv der Erpressung als anachronistisch abzutun. Hirschfeld und Oswald wandten sich, wie verspätet auch immer, an ein Nachkriegspublikum, das noch weitgehend in den Werten und Ängsten der Vorkriegszeit befangen war. Bürgerliche

---

[20] Nachdem sich beide für eine Zusammenarbeit an diesem Projekt entschieden hatten, versah Hirschfeld Oswald mit einschlägiger Literatur und machte ihn mit einigen Homosexuellen bekannt. Kurz vor den Dreharbeiten legte Oswald zwei Entwürfe vor, die am 10. Februar 1919 bei einem Treffen des Wissenschaftlichen-humanitären Komitees diskutiert wurden. Vgl. [Magnus Hirschfeld], „Situationsbericht". In: *Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen* 18, Nr. 4 (Oktober 1918, recte: März 1919), S. 171f. Eine Voranzeige dieses Films beschrieb die Zusammenarbeit zwischen dem Berater und dem Regisseur folgendermaßen: „Dr. Magnus Hirschfeld, der berühmte Arzt und Psychiater, hat es sich angelegen sein lassen, den Stoff zu einem Drama zu schreiben, und der 'Reinhardt der Lichtspielkunst', der geniale Regisseur Richard Oswald, hat diesen Stoff zu einem dramatischen Film von packender Gewalt umgeschaffen." Vgl. *Der Film* (Berlin) 4, Nr. 16 (19. April 1919), S. 60.

[21] M. Hirschfeld, *Berlins drittes Geschlecht* (Berlin und Leipzig [1904 u.ö.]), S. 67.

[22] M. Hirschfeld, *Von einst bis jetzt. Die Geschichte einer homosexuellen Bewegung 1897-1922.* Hrsg. v. M. Herzer und J. Steakley (Berlin 1986), S. 23; vgl. auch S. 32, 34-35, 36. Diese autobiographische Schrift erschien ursprünglich in Fortsetzungen in der Zeitschrift *Die Freundschaft*, 1922-23. Hirschfeld bietet weitere Informationen über Erpressungen in: „Aus der Erpresserpraxis". In: *Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen* 13 (1913), S. 288-325, und in „Die Verfolgung der Homosexuellen durch Erpresser und Chanteure", dem 35. Kapitel seines Buchs *Die Homosexualität des Mannes und des Weibes* (Berlin 1914 u.ö.), S. 873-898.

Tugendvorstellungen galten zusehends als passé, aber wie viele der Premierenzuschauer teilten diesen Zeitgeist? Und der Erfolg einiger Film neueren Datums, wie *Sturm über Washington* (USA 1961) oder *Teufelskreis* (England 1961), deutet darauf hin, daß zumindest im Bereich der Kunst die Erpressung noch immer ein wichtiges Motiv und ein auslösendes Element innerhalb homosexueller Melodramen geblieben ist.

Auf den ersten Blick mag das tragische Ende des Protagonisten Paul Körner wie eine vorhersehbare Variation eines abgedroschenen Themas wirken; schließlich wissen wir aus dem Anhang des Buchs *The Celluloid Closet* (1981) von Vito Russo, wie lang die Liste jener Filme ist, in denen Homosexuelle am Schluß den Tod, oft durch eigene Hand, erleiden. Aber der Film *Anders als die Andern* geht in diesem Punkt erheblich weiter. Verzweifelt über den Selbstmord seines Lehrers und voller Schuldgefühle wegen des ihm vorhergehenden Abbruchs ihrer Beziehung zueinander, sinkt Kurt Sivers, Körners junger Freund und Schüler, auf die Knie und wirft sich über den offenen Sarg, untröstlich schluchzend und nur von dem einen Wunsch beseelt, ihm ins Grab zu folgen. In diesem Augenblick tritt Hirschfeld auf und versucht, Kurt mit folgenden Worten zu trösten und wieder aufzurichten:

„Wenn Sie das Andenken Ihres Freundes ehren wollen, dürfen Sie sich nicht das Leben nehmen, sondern müssen es sich erhalten, um die Vorurteile zu ändern, deren Opfer – eines der unendlich vielen – auch dieser Tote geworden ist. Das ist die Lebensaufgabe, die ich Ihnen weise. Wie Zola für einen kämpfte, der unschuldig im Gefängnis schmachtete, so gilt es hier, vielen Tausenden vor uns, mit uns und nach uns Recht und Ehre wieder zu geben. Durch die Wissenschaft zur Gerechtigkeit!"[23]

Der Film schließt also nicht mit einem Doppelselbstmord, sondern mit dem aufrüttelnden Appell, auf Körners Tod die politische Tat folgen zu lassen – eine Haltung, die Joe Hill, ein linksradikaler amerikanischer Gewerkschaftsagitator, 1915 in der einprägsamen Formel zusammenfaßte: „Trauert nicht, wehrt euch!"[24] Obendrein zieht Hirschfeld durch seine Anspielung auf die Dreyfus-Affäre eine bedeutsame Parallele zwischen Antisemitismus und Homosexuellenhaß, und reiht sich selber durch seine dreifache Wiederholung des Wortes „uns" auf eine verschleierte und doch deutliche Weise unter die Homosexuellen ein. Auf das emphatische Bekenntnis „Durch die Wissenschaft zur Gerechtigkeit" folgt die allegorische Schlußszene, in der wir sehen, wie das Gesetzbuch der neuen Republik geöffnet wird und eine Hand (Hirschfelds eigene, nach einer der Quellen) den § 175 mit einem großen X ausstreicht.[25]

Ebenso eindrucksvoll wie die Schlußszene ist die Anfangssequenz dieses Films. Beim Blättern in einer Zeitung stößt in ihr Paul Körner auf die Todesanzeigen dreier Männer sehr unterschiedlichen Alters und sozialen Herkommens, die aus unbekannten Gründen Selbstmord begangen haben. Intuitiv ahnt er, daß sich diese drei wegen ihres Leidens als Homosexuelle das Leben genommen haben, und sieht plötzlich vor seinem inneren Auge „einen endlosen Zug dieser Unglücklichen – seiner Schicksalsgenossen – aus allen Zeiten und Ländern an sich vorüberziehen."[26] Aus einem dunklen Hintergrund hervortretend und durch eine einzige Kette zusammengeschweißt, taucht eine düster blickende Gruppe von Männern auf, über denen ein Damoklesschwert hängt, in das die strafandrohende Inschrift „§ 175" eingegraben ist. Dieses unheilvolle Fantasiebild ist nicht nur ein Vorbote von Körners eigenem Schicksal, sondern auch ein Bindeglied zwischen dem Anfang und dem Ende des Films. In dem Moment, in dem er das Gift zu sich nimmt, sieht sich Körner mit einem Mal selber als den Letzten in diesem traurigen Zug der todgeweihten Männer. Aber das Bedrückende dieser Szene wird, wenigstens für homosexuelle Betrachter, durch Gefühle des Erstaunens und des Stolzes aufgehellt, denn unter den glänzend kostümierten Figuren, die dort Revue passieren, sieht man plötzlich Größen wie Leonardo da Vinci, Peter Tschaikowsky, Friedrich II. von Preußen und Ludwig II. von Bayern. Um sich gegen das uralte Klischee zu wenden, daß Homosexuelle unschöpferisch und verrucht seien, werden hier gerade die schöpferischen und „unverruchten" Helden unter den Homosexuellen vorgeführt.[27] Obwohl die Zensoren ihr Mißfallen über die Einbeziehung deutscher Herrschergestalten zum Ausdruck brachten,[28] war die allgemeine Rezeption des Films

---

[23] „Aus der Bewegung [1919]", S. 15. Ironischerweise hat Zola selbst recht negative Äußerungen über die Homosexualität gemacht. Vgl. Rudolf von Beulwitz, „Ein Brief Emil Zolas an Dr. Laupts über die Frage der Homosexualität." In: *Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen* 7 (1907), S. 371-386.

[24] So Joe Hill in einem Brief vom 18. November 1915 an William D. Haywood. Zit. in Philip S. Foner, *The Letters of Joe Hill* (New York 1965), S. 84.

[25] Einer der Rezensenten machte sich über diese Szene folgendermaßen lustig: „Magnus Hirschfeld aber erhebt einen großen Gelehrtenfinger, zeigt auf die 'Gesellschaft', droht und holt das künftige 'Gesetzbuch der Republik' aus der Zukunft in die Filmgegenwart. Er schlägt Seite: §175 auf; seine riesige Gelehrtenhand ergreift einen imponierenden Pinsel, der vorher in chinesische Tusche getunkt war und in zwei schönen langen Diagonalstrichen wird der Paragraph (sagen wir:) in effigie gekreuzigt." Ludwig Marcuse, „Der Homosexualfilm". In: *Kothurn* (Königsberg) [1], Nr. 4 (1.9.1919), S. 74.

[26] „Aus der Bewegung" [1919], S. 6, 7.

[27] In seinem Buch *Gay American History* (New York 1976), schreibt Jonathan Katz, daß er sich keine Mühe mache, „to document the lives of homosexuals famous or creative, a past Gay concern arising from heterosexuals' view of homosexuals as nonprocreative and infamous" (S. 5).

[28] Der Zensurentschied enthielt folgende Bemerkung: „Die romanähnliche Handlung ist mit Bildfolgen durchsetzt, in denen historisch gewordene Persönlichkeiten aus dem Mittelalter bis auf die Jetztzeit - deutlich erkennbar ist nur die Gestalt des Königs Ludwig von Bayern - in langem Zuge vorüberwandern; aus dem Zusammenhange ergibt sich, daß

Anders als die Andern relativ frei von irgendwelchen Einwänden gegen die strategische Absicht, die gegenwärtige Homosexualität durch berühmte Beispiele älterer Homosexuellen zu rechtfertigen, wie auch gegen die Tatsache, daß Paul Körner als begnadeter Violinvirtuose und Lehrer dargestellt wird.[29]

Inhalt und Form

Leider fehlen in dem uns überlieferten Filmfragment die eben erwähnten Szenen, das heißt die beiden Prozessionen der Todgeweihten, die Aufbahrungsszene sowie die allegorische Abschaffung des § 175, die sich nur in Standfotos erhalten haben. Außerdem sind von den fünf Szenen, in denen Hirschfeld ursprünglich auftrat, drei der Zensur zum Opfer gefallen. Von den zwei übriggebliebenen ist die eine drastisch gekürzt und die andere mit einem neuen Text versehen worden, der ihrer eigentlichen Intention geradewegs zuwiderläuft.[30] Ebenso fehlen all jene Szenen, in denen die Eltern von Paul Körner und Kurt Sivers sowie Kurts Schwester Else und Pauls Schwester und Schwager auftraten – Szenen, die ein integraler Bestandteil des Ganzen waren und die verschiedenen Formen familiärer Reaktionen auf das Phänomen der Homosexualität illustrieren sollten. So deutet etwa Körners Vater an, nachdem das Gericht sein Urteil gefällt hat, daß sein Sohn seiner Familie die Schande ersparen solle, indem er sagt: „Wenn er ein Ehrenmann ist, so weiß er, was er zu tun hat."[31] Else Sivers dagegen empfindet völlig anders und bekennt sich offen zu ihrem Bruder und zu Körner. Als Körners Familie auf das unerwartete Auftauchen Kurts bei der Beerdigung höchst betreten reagiert, erklärt sie voller Empörung: „Wendet euch nur ab, Ihr und die menschliche Gesellschaft habt seinen Tod auf dem Gewissen!"[32] In anderen Szenen wird das Leben des Protagonisten in einer neuen chronologischen Folge dargestellt, statt es in Rückblenden wieder zu geben, was zu einer Reihe von Änderungen in der Handlungsstruktur führt. In dem erhaltenen Fragment unterzieht sich Paul Körner einer Hypnose und kompromittiert sich zudem durch einen Seitensprung mit Franz Bollek, dem Erpresser, während er zur gleichen Zeit in Kurt Sivers verliebt ist, was völlig abwegige Motive der Untreue und des Versuchs der Umpolung in das Ganze hineinbringt, während in der ursprünglichen Fassung der Erpresser und der Hypnotiseur Figuren aus der Vergangenheit waren.

Aber nicht nur diese Änderungen und Weglassungen machen es unmöglich, den Film so wahrzunehmen, wie sein erstes Publikum ihn gesehen hat, auch die ursprüngliche musikalische Begleitung hat sich nicht erhalten. Zu diesem Zeitpunkt wurden wichtige deutsche Filme fast schon routinemäßig zusammen mit Werbematerialien sowie den dazugehörigen Partituren verliehen. Während zu einigen Filmen Originalpartituren komponiert wurden,[33] legte man den meisten lediglich ein „Musikszenarium", das heißt eine Folge bekannter Melodien aus dem klassischen und unterhaltender Repertoire, zugrunde.[34] Obwohl die Partitur zu dem Film *Anders als die Andern* verlorengegangen ist, läßt sie sich eindeutig in der Kategorie der Musikszenarien einstufen. Diese Musik wurde von allen Rezensenten der ursprünglichen Fassung höchst abschätzig behandelt. Eine Besprechung in einer Königsberger Zeitschrift lehnte sie als ausgesprochen schmalzig ab,[35] während ein Kritiker aus Hamburg sie zu bombastisch fand und schrieb: „Es ist gewiß nicht jedermanns

---

nach Ansicht des Verfassers diese Persönlichkeiten gleichgeschlechtliche Neigungen empfanden." Vgl. [M. Hirschfeld], „Aus der Bewegung [1920]". In: *Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen* 19, Nr. 3/4 (Juli/Oktober 1919, recte: Mai 1920), S. 116-117. Im Gegensatz dazu erklärte der Zensurentscheid über den Film *Gesetze der Liebe*, der am 12. Oktober 1927 gefällt wurde (vgl. Anm.), auf S. 5, daß Friedrich II. von Preußen und Ludwig II. von Bayern „deutlich erkennbar" seien.

29 Ich habe nur einen Rezensenten ausfindig machen können, der an der Charakterisierung Körners als Violinvirtuosen und dem Zug der berühmten Homosexuellen der Vergangenheit etwas auszusetzen hatte. Er schreibt: „Man ist vom Thema abgewichen. Man hat sich in 'Leidenschaft' dazu hinreißen lassen, mehr zu tun, als eben nur erträglich. Man sagte mehr als nur: 'Laßt uns in Ruh'. Man wirft sich in die Brust: da der geistreiche Platen, der große Winckelmann, der berühmte Wilde. Seht, die waren alle so! *Solche* Leute! (Ein kleiner Schluß: *gerade* die geistreichsten Leute. Also: Apotheose. 'Gerade.')" Vgl. B. E. Lüthge, „'Anders als die Andern'. Der neue Aufklärungsfilm". In: *Film-Kurier* (Berlin) 1, Nr. 1 (31. Mai 1919), S. [2].

30 Hirschfelds fünf Szenen waren: 1. Paul Körners erster Arztbesuch, 2. eine Beratung mit Körners Eltern, 3. der Vortrag, an den sich sein kurzer, aber wichtiger Wortwechsel mit Else Sivers anschließt, 4. das Auftreten vor Gericht, um für Körner einzutreten, und 5. die Beerdigungsszene und abschließende allegorische Durchstreichung des § 175. Offenbar haben sich keine Bilder der allegorischen Durchstreichung des § 175 erhalten. .

31 Ironischerweise hat sich dieser Satz nur erhalten, weil er in einer vernichtenden Rezension dieses Films eines puritanischen Sittenhüters zustimmend zitiert wird. Vgl. Johann Ude, „Wissenschaftlicher Kinoschund". In: *Christliche Volkswacht.* (Hamburg) [1], (Oktober 1919), S. 12.

32 „Aus der Bewegung [1919]", S. 14.

33 Poldi Schmidl geht auf die Mängel der damaligen Filmpartituren ein und schreibt, daß „keine einzige" von ihnen von den zeitgenössischen Kritikern wohlwollend aufgenommen worden sei. Vgl. „Filmdramen mit eigener Musik". In: *Der Kinematograph* (Düsseldorf) 12, Nr. 642/643 (30.4.1919), S. 12.

34 Vgl. Fritz Güttinger, *Der Stummfilm im Zitat der Zeit* (Frankfurt a.M. 1984), S. 164, sowie Ennio Simeon, „Music in German Cinema Before 1918", in: *Before Caligari: German Cinema, 1895-1920.* Hrsg. v. P. C. Usai und L. Codelli (Pordenone 1990), S. 84-85.

35 „Als die kleine Else seine Künstlermähne mit Sentiment-Gefühl und Donauwellengewoge durch ihre schlanken Mädchenfinger gleiten läßt, da - ist er peinlich berührt (. . .) Das Ende vom Lied (unter dem Gesäusel alles schmelzenden und schmalzigen Tongewoges) - das Ende vom Lied: der Violinist gibt sich den Tod (mit Plätzchen, die meinen Pfefferminz' ähnlich; aber auch übrigens Aspirin sein können)." Ludwig Marcuse, „Der Homosexualfilm", S. 74.

Sache, einen Vortrag des bekannten Sexualforschers Dr. Magnus Hirschfeld bei den Klängen des Andante aus Beethovens 5. Symphonie zu hören."[36] Besonders pikiert äußerte sich der Rezensent einer nationalistisch eingestellten Fachzeitschrift für Juristen: „Nur nebenbei sei noch die Geschmacklosigkeit erwähnt, daß die Verkündigung des Rechtspruches von einer Tanzweise begleitet wird."[37] Noch unverblümter schrieb ein Düsseldorfer Publizist: „Es ist zu befürchten, daß [durch diesen Film] nicht nur unsere großstädtische Volkshefe den letzten noch erhaltenen Rest sittlichen Bewußtseins abwirft, sondern daß auch die Arbeiterkreise von dieser Pest ergriffen werden, umsomehr, als diese mit Tamtam und Musik in Szene gesetzt wird."[38] Wenn man diese Angriffe gegen den Strich liest, läßt sich vermuten, daß die ursprüngliche Begleitung, bei der offenbar sentimentale, klassische und satirische Partien miteinander abwechselten, der Wirksamkeit dieses Films bei einem breitgefächerten Publikum sehr zugute kam.

Wohl der Hauptgrund für die breite und – vom Standpunkt der eben zitierten Kritiker – gefährliche Wirkung dieses Films bestand darin, daß er seinen Zuschauern erlaubte, das Verhalten von Menschen, die „anders als die andern" waren, aus einer sicheren Entfernung zu betrachten. All jene hingegen, die sich einen voyeuristischen Kitzel versprachen, wurden sicher enttäuscht.[39] Das Gewagteste in dieser Hinsicht waren einige Küsse, und selbst die waren heterosexueller Natur. Kurt Sivers wird von der aufdringlichen Tochter seines Chefs abgeküßt; und Paul Körner muß einige Küsse widerwillig über sich ergehen lassen, als ihn seine plump-vertraulichen Kommilitonen mit in ein Freudenhaus schleppen. Der Verzicht auf offen zur Schau gestellte Intimität in *Anders als die Andern* war mehr als eine Konzession an die herrschenden Moralvorstellungen. Für Hirschfeld war es eine Frage der Überzeugung. Er hatte seit langem darauf bestanden, daß die Praxis des Analverkehrs – im Gegensatz zu weitverbreiteten Vorstellungen – unter Homosexuellen nicht häufiger war als unter Heterosexuellen.[40] Obwohl Hirschfeld dies mit seinen empirischen Untersuchungen über das Verhalten von mehr als 15 000 Homosexuellen zu untermauern versuchte,[41] lehnten seine Gegner diese Behauptungen, mit denen er offenkundige Verbrecher auf nur allzu durchsichtige Weise reinzuwaschen versuche, als betrügerisch ab. (Der § 175 wurde nur auf solche Männer angewandt, welche mit Tieren oder Personen des gleichen Geschlechts „widernatürliche Unzucht" trieben, was die Gerichte wegen seiner unklaren Formulierung als „beischlafähnliche Handlungen" auslegten.[42]) Hirschfeld holte zum Gegenschlag aus, indem er erklärte, daß der betreffende Paragraph einer juristischen Sanktionierung aller gesellschaftlichen Diskriminierungen gegen Homosexuelle gleichkomme, obwohl sich viele von ihnen des Geschlechtsverkehrs völlig enthielten, während andere ihre Erfüllung in der Umarmung, im Kuß oder auch nur im Zusammensein mit ihrem gleichgeschlechtlichen Partner fänden.

In der Gesellschaft des Geliebten glücklich zu sein, wird in *Anders als die Andern* in der innigen Freundschaft dargestellt, die sich zwischen Paul Körner und Kurt Sivers entwickelt. Und zwar wird dabei das Erhabenstimmende, aber Unausgesprochene der Musik zur klingenden Metapher ihrer zunehmenden Intimität. Auf einem pädagogischen Eros beruhend, vertieft sich ihre Beziehung von der ersten Violinstunde, in welcher der Schüler ebensosehr von der bloßen Anwesenheit seines Lehrers beeindruckt wird wie von seinem virtuosen Können, bis hin zu jenem gemeinsamen Auftreten, das zugleich Kurts Konzertdebüt bildet. In dem überlieferten Fragment sehen sich Paul und Kurt lediglich lächelnd in den Augen oder berühren einander liebevoll. Und auch in der gedruckten Nacherzählung der ursprünglichen Fassung bleibt ihre Intimität im Bereich

---

36 Zit. nach dem *Hamburger Fremdenblatt* (20. August 1919) in: „Aus der Bewegung [1919]", S. 24.

37 *Mitteilungen des Bundes deutschvölkischer Juristen* 1, Nr. 7 (Juli 1919). Zit. nach *Sigilla veri (Ph. Stauff's Semi-Kürschner). Lexikon der Juden, -Genossen und -Gegner aller Zeiten und Zonen, insbesondere Deutschlands, der Lehren, Gebräuche, Kunstgriffe und Statistiken der Juden sowie ihrer Gaunersprache, Trugnamen, Geheimbünde usw.* Hrsg. v. E. Ekkehard (d.i. Heinrich Kraeger), 2. Aufl., Bd. 2 ([Erfurt], 1929), S. 1202. Über die Person Kraegers und die Intention seiner vierbändigen *Sigilla veri*, vgl. Shimeon Brisman, *A History and Guide to Judaic Encyclopedias and Lexicons* (Cincinnati 1987), S. 58.

38 Diese Besprechung erschien in *Freie Meinung* (3. August 1919). Zit. nach *Sigilla veri*, S. 1204.

39 Ein Rezensent schrieb über das Kinopublikum: „Die merkwürdig vielen Frauen, die vermutlich Pikanterien witterten, wurden enttäuscht". B. E. Lüthge, „'Anders als die Andern'. Der neue Aufklärungsfilm", S. [2].

40 Dieses Argument taucht zum Beispiel in der von Hirschfeld verfaßten und weitverbreiteten Petition für die Abschaffung des § 175 auf. Im 15. Kapitel seines Buchs *Die Homosexualität des Mannes und des Weibes* (1914), das den Titel „Einteilung der Homosexuellen nach ihrer Geschmacksrichtung und Betätigungsform" trägt, gibt er folgende statistische Angaben: vierzig Prozent der praktizierenden Homosexuellen in Deutschland, und zwar sowohl männliche wie auch weibliche, üben den manuellen, vierzig Prozent den oralen, zwölf Prozent den femoralen und acht Prozent den analen Geschlechtsverkehr aus (S. 287f.).

41 Diese Angabe findet sich in „Ist die Homosexualität körperlich oder seelisch bedingt? Eine Erwiderung [auf Dr. Emil Kraepelin] von Dr. Magnus Hirschfeld in Berlin". In: *Münchener Medizinische Wochenschrift* 65 (1918), S. 298.

42 Während die Mehrheit der deutschen Gerichte darunter den analen Geschlechtsverkehr verstand, versuchten einige Richter, den Bereich der strafbaren Handlungen auch auf Frottage, femoralen Verkehr usw. auszudehnen. Eine Darstellung der betreffenden Gerichtsentscheidungen findet sich bei. Günter Dworek, „'Für Freiheit und Recht': Justiz, Sexualwissenschaft und schwule Emanzipation 1871-1896", und Jörg Hutter, „§ 175 im Zweiten Deutschen Reich von 1890-1919". In: *Die Geschichte des § 175*, S. 44ff., 48 und 67.

des Platonischen und geht nicht ins Grobsinnliche über. Dennoch, wie eine Rückblende mitten im Film zeigt, wird jede, selbst die unschuldigste Berührung eines gleichgeschlechtlichen Menschen bereits als Grund einer strafbaren Verfehlung betrachtet. Als Schüler in einem Internat wird Paul Körner einmal von einem moralinsauren Lehrer lediglich dafür angebrüllt, daß er seinem Klassenkameraden Max,[43] dem er bei einer Strafaufgabe hilft, mit einer Geste der Solidarität den Arm um die Schulter legt. Am gleichen Abend, als Max wegen seiner schulischen Leistungsmängel und der schlimmen Behandlung, die er deshalb von den Lehrern erfährt, in sein Kissen weint, geht Paul zu ihm und versucht ihn zu trösten. Unglücklicherweise kommt im gleichen Moment derselbe Lehrer ins Zimmer, der Paul vorher zusammengestaucht hatte, und nimmt mit von Entsetzen geweiteten Augen sofort an, die beiden in flagranti ertappt zu haben. Während Paul von der Schule geworfen wird, wird Max – wegen seines reichen Vaters – mit größerer Nachsicht behandelt. Damit sollte Hirschfelds Argument unterstützt werden, daß der § 175 nur selektiv angewendet werde und hauptsächlich die Unterpriviligierten treffe. Auf einer zweiten Ebene sollte Pauls Zuneigung für seinen Klassenkameraden Max eine andere These Hirschfelds ins Bild umsetzen, nämlich daß sich die homosexuelle Veranlagung nicht erst bei Erwachsenen zeige, sondern schon bei Kindern voll entwickelt sei, denen es viel schwerer falle, der gesellschaftlichen Ächtung die Stirn zu bieten, als älteren Homosexuellen.[44]

Obwohl die zurückhaltende Homoerotik von Paul Körner und Kurt Sivers heutigen Zuschauern als allzu keusch, ja fast affektiert erscheinen mag, gibt es zwei Sequenzen in *Anders als die Andern*, die als geradezu sensationell zu bezeichnen sind, nämlich die beiden kurzen Szenen, in denen tanzende Homosexuellenpaare zu sehen sind, — Szenen, die sicher zu den ersten dieser Art gehören und wegen ihrer Seltenheit ungekürzt in dem Dokumentarfilm *Before Stonewall* (1984) aufgenommen wurden.[45] In der ersten Szene, die im heutigen Fragment an zweiter Stelle erscheint, handelt es sich um einen Kaffeehausschwof, der einen so „normalen" Eindruck erweckt, daß das Publikum erst nach mehreren Sekunden erkennt, daß die tanzenden Paare ausschließlich aus homosexuellen Männern und Frauen bestehen. Im Vordergrund sitzt der Erpresser Franz Bollek mit einem Komplizen und schmiedet neue Pläne, während ihm die gleichgeschlechtlichen Paare, die sich in Alltagskleidern voller Verve dem Tanzvergnügen hingeben, völlig gleichgültig sind. Die zweite Szene ist sogar noch brisanter (eine Wirkung, die sie leider durch ihre Umstellung einbüßte) und zeigt in einer Rückblende das erste Zusammentreffen Paul Körners und Franz Bolleks auf einem Kostümball. Nachdem man zuerst die beiden Hauptfiguren gesehen hat, die glänzende Seidenroben tragen, erweitert sich das Bild plötzlich, und wir sehen einen Tanzsaal voller Papierschlangen und japanischer Laternen, durch den sich eine Promenade von männlichen Paaren – als Cowboys, Clowns oder Frauen ausstaffiert – bewegt, die zur Musik eines kleinen Orchesters mit stelzendem Gang ein Menuett tanzt.

In der Originalfassung gingen dem Kostümball zwei Szenen voraus, die Bollek als Körners Erpresser zeigten. Aufgrund dieser beiden Szenen wußte der Zuschauer bereits, was dem Protagonisten noch unbekannt war, nämlich daß Bollek Körners Erpresser werden sollte. Diese Darstellungsstrategie hatte nicht nur den paradoxen Effekt, die Spannung eher zu steigern als abzuschwächen, sondern beeinflußte auch den Zuschauer, den Kostümball mit ganz anderen Augen zu sehen. Nachdem der Zuschauer bereits zu Beginn des Films den langen Zug der Homosexuellen früherer Zeiten gesehen hat, wird ihm jetzt eine ebenso allegorische Interpretation der Ballszene nahegelegt, die den Eindruck eines *Danse macabre* erweckt, ein Eindruck, der durch die grotesken Masken und Kostüme der Tänzer noch verstärkt wird, die in der ikonographischen Tradition des deutschen Totentanzes wie eine repräsentative Auslese verschiedenster Menschen „aus allen Zeiten und Ländern" wirken. Nach einem kurzen Wortwechsel schlängelt sich Bollek durch die tanzende Menge und winkt von hinten auf dämonische Weise Körner zu, als wolle er in der Art Mephistos Faust in die wollüstigen Orgien der Hexen während der Walpurgisnacht verstricken.[46]

---

[43] Die Rolle des jungen Körner wurde von Hirschfelds Sekretär und Freund Karl Giese gespielt. Vgl. *Richard Oswald. Regisseur und Produzent*, S. 151. Ein zeitgenössischer Beleg dieser Besetzung erschien in *Die Freundschaft* (Berlin) 1, Nr. 38 (25.9.1920), S. [2].

[44] Vgl. M. Hirschfeld, „Das urnische Kind". In: *Verhandlungen der zwanzigsten Versammlung der Gesellschaft für Kinderheilkunde* (Wiesbaden 1904), S. 129-139.

[45] Zu diesem Film vgl. Andrea Weiss und Greta Schiller, *Before Stonewall. The Making of a Gay and Lesbian Community* (Tallahassee 1988).

[46] Mit einer anderen Optik geht Richard Dyer an diesen Kostümball heran. Er sieht „groups of lesbians and gay men dancing together, in couples and later in a conga line". Vgl. Ders., *Now You See It: Studies on Lesbian and Gay Film* (London und New York 1990), S. 16. Außer einer Gruppe von drei fast knabenhaft kleinen Tänzern, von denen zwei ein Menuett tanzen, während sich der dritte an der Taille des vor ihm Tanzenden festhält, sehe ich nur tanzende Paare männlichen Geschlechts. Obwohl ich es bezweifle, könnte es sein, daß einige der Tänzer, die ich als Männer in Fummel ansehe, Frauen sind. Und es ist durchaus plausibel, daß andere, die mir als Männer erscheinen, in Wirklichkeit Frauen in Männerkleidern sind. Hirschfeld publizierte einen faszinierenden Bericht über die alljährlichen Kostümbälle, die von homosexuellen Männern und Frauen während des Winters und besonders gegen Jahresende veranstaltet wurden, die er als „eine Spezialität von Berlin", ja „eine der interessantesten Sehenswürdigkeiten" für ausländische Besucher bezeichnete. Er konstatierte, daß im Gegensatz zu lesbischen Veranstaltungen, bei denen meist nur Frauen Zutritt hatten, die männlichen Festivitäten, die manchmal von 800 kostümierten Vergnügungssüchtigen besucht wurden, recht gemischt waren.

Und sein Opfer beißt an. Als die beiden Arm in Arm Körners Wohnung betreten, weist Bollek erstaunlicherweise Körners erste Annäherungsversuche zurück. Verwundert darüber, legt Körner seinen Mantel ab und nähert sich zögernd seinem finster blickenden Gegenüber, der noch immer in seinem dunklen Mantel und grauen Hut dasteht, ja nicht einmal seine weißen Handschuhe ausgezogen hat, die mit drei schwarzen Nähten auf dem Handrücken verziert sind.[47] In dem Augenblick, in dem Körner, der hinter Bollek steht, ihm den Hut abnimmt, den Mantel aufzuknüpfen beginnt und ihm den Arm auf die Schulter legt, wobei sich ihre Wangen fast berühren, dreht sich Bollek böse lächelnd um und deutet mit seiner behandschuhten, sich langsam öffnenden Hand wortlos an, daß er Schweigegeld von ihm erwartet. Obwohl die beiden noch keine Gesetzesvorschrift übertreten haben, merkt Körner sofort, daß in die Falle eines raffinierten Erpressers geraten ist. Mit dem Ausdruck einer resignierten Erbitterung zieht er seine Brieftasche heraus und muß zusehen, wie der brutal auflachende Bollek alle darin enthaltenen Geldscheine an sich nimmt. Sobald Körner wieder allein ist, bricht er verzweifelt zusammen, worin sich der Beginn einer Entwicklung anbahnt, die unausweichlich zu seinem Tode führen wird. Allerdings vollzieht sich diese Tragödie erst, nachdem Körner sich endlich aufrafft und seinem Erpresser weitere Zahlungen verweigert, obwohl er damit in Gefahr gerät, von Bollek öffentlich als Homosexueller angeprangert zu werden.

Wie bereits erwähnt, gehen dem Kostümball und der Erpressung Szenen voraus, die Körner als bedauernswertes Opfer des skrupellosen Bollek zeigen. In der ersten dieser vorbereitenden Szenen sehen wir, wie Bollek in Körners Arbeitszimmer einbricht, den Butler mit einer herrischen Geste hinausweist und nicht nur eine Zigarette, sondern auch Bargeld verlangt. Danach verläßt er mit einer arroganten Körperdrehung das Zimmer, nicht ohne vorher dreckig lächelnd Körners silbernes Zigarettenetui eingesteckt zu haben,[48] während sich Körner vor verzweifelter Scham am liebsten verkriechen möchte.[49] In der zweiten dieser vorbereitenden Szenen bricht Franz Bollek in Paul Körners Wohnung ein, während Körner und Kurt Sivers in einem Konzert sind, um sich das Geld, das ihm Körner verweigert hatte, durch Diebstahl anzueignen. Als die beiden von ihrem gemeinsamen Konzert zurückkommen, sieht Sivers, wie Bollek noch immer Körners Schreibtisch durchwühlt. Da er ihn für einen gewöhnlichen Dieb hält, wirft sich Sivers auf Bollek und ringt mit ihm auf dem Fußboden, bis Körner hereinkommt, ihn befreit und selber auf den Eindringling einzuschlagen beginnt. Während dieses Ringkampfs schleudert Bollek Sivers die Worte entgegen: „Mach dich hier nicht so wichtig. Du bist ja auch nur von ihm bezahlt!"[50] Während Körner und Bollek weiterhin im Hintergrund aufeinander einschlagen, drückt sich auf Sivers' Gesicht ein schockartig erfahrener Ekel aus. Ihr Kampf wird zugleich zur Symbol für die Qual, der er sich ausgesetzt sieht. Kurt Sivers ist nicht nur bestürzt darüber, daß man ihn auf gemeinste Weise verleumdet hat, sondern er muß zugleich annehmen, daß Körner mit diesem brutalen Kerl vorher liiert war, ja noch schlimmer, es noch immer sein könnte.[51] Nachdem er Bollek ge-

---

Vgl. *Berlins drittes Geschlecht*, S. 54-57. Dyer betrachtet *Anders als die Andern* als „basically realist in approach" und behauptet, daß Körners Begegnung mit Bollek auf dem Kostümball „not just a particular encounter, but a typical one" sei. Und er tut das, obwohl er einräumt, daß Richard Oswald eine Anzahl von Fantasy- und Schauerfilmen gedreht hat und daß jenseits des Realismus und der Typik sich eine andere Dimension auftue, „closer to the fantastic cinema of the period" (ebd., S. 14, 16). Dyers Einsichten aufgreifend, ließe sich die Kostümballszene in *Anders als die Andern* genausogut mit dem gruseligen Gespenstermenuett in Roman Polanskis *Tanz der Vampire* (1966) als mit dem eher nüchternen Bericht Hirschfelds vergleichen.

[47] Der Bedeutung dieser Handschuhe, die in jenen Jahre als besonders modisch galten, hat der Filmhistoriker Wolfgang Theis einen kurzen Aufsatz gewidmet, in dem er ausführt, daß diese Requisiten in dem Film *Anders als die Andern* im Kontext der homosexuellen Annäherungsversuche eine deutliche Signalwirkung haben. Ist es nur ein Zufall, fragt sich Theis, daß dieselben weißen Handschuhe mit den drei schwarzen Nähten auch in Georg Wilhelm Pabsts Verfilmung von Brechts *Dreigroschenoper* (1931) erneut auftauchen, wo sie bei der Hochzeitsszene sowohl von dem Gangsterkönig Mackie Messer als auch von dem korrupten Polizeichef Tiger Brown getragen werden? Oder könnte es sein, daß der Schauspieler Reinhold Schünzel, der sowohl den Bollek als auch den Brown spielte und als modebewußter Geck galt, diese Handschuhe in dieser Szene vor allem darum trug, um einen verschlüsselten Hinweis auf die unausgesprochene homosexuelle Vergangenheit des Gangsters und des Polizisten zu geben. Vgl. Theis, „Schünzels Requisiten. Zum Beispiel: die Handschuhe". In: *Reinhold Schünzel*. Hrsg. v. J. Schöning (München 1989), S. 21-24.

[48] Es mag kein Zufall sein, daß Charles Parker, ein männlicher Prostituierter und Erpresser, 1875 vor Gericht aussagte, Wilde habe ihm ein silbernes Zigarettenetui gegeben, das er später im Pfandhaus versetzte. Vgl. H. Montgomery Hyde, *The Trials of Oscar Wilde* (New York, 1962), S. 172.

[49] Der Filmhistoriker Michael Esser hat auf eine kleine Unstimmigkeit in dieser Szene hingewiesen. Obwohl der Schauspieler Conrad Veidt, der den Körner spielte, in dieser Szene einen Schnitzer machte, ließ Richard Oswald, der jede Szene nur einmal drehte, einfach weiter spielen. „Mit veidtscher Eleganz will der Violinist sein Zigarettenetui aus der Jackentaschen hervorziehen und mit veidtscher Eleganz greift er", wie Esser schreibt, „in die falsche Tasche." Dieser „Fehler" weist nicht nur auf den momentanen Erregungszustand Körners hin, sondern ist zugleich ein Symbol für seinen in Unordnung geratenen Lebensgang schlechthin. Daher entschied sich Oswald, es bei dieser Aufnahme zu belassen. Vgl. M. Esser, „Der Löwenbändiger". In: *Richard Oswald. Regisseur und Produzent*, S. 61.

[50] „Aus der Bewegung [1919]", S. 10.

[51] Obwohl sich Richard Dyer der Verwendung von Rückblenden in der Originalfassung dieses Films bewußt ist, geht er bei seiner Interpretation von der veränderten Szenenfolge des Fragments aus, indem er behauptet, daß Körner Bollek kennenlernt und mit ihm ein „secret sex life" eingeht, während er mit Kurt liiert ist: „Up to this point his life, especially his relationship with Kurt, has been basically happy". Zu-

waltsam zur Tür hinausbefördert hat, versucht Körner vergeblich, den zitternden Sivers zu beruhigen, der jedoch zurückschaudert und weinend das Zimmer verläßt. Entschlossen, mit Körner total zu brechen, verschwindet Sivers und verdient sich fortan einen kargen Lebensunterhalt als Geiger in Vorstadtlokalen. Wenn ihm bewußt wird, was er verloren hat, wird er oft von melancholischen Weinkrämpfen übermannt. Noch mehr als das spätere Gerichtsurteil und der sich daran anschließende Skandal ist der Bruch mit Sivers ein Hauptmotiv von Körners Selbstmord. Erst nach seinem Selbstmord, als Körner im Sarge liegt, sieht ihn Sivers ein letztes Mal wieder.

Diese Szenen, die innerhalb der deutschen Filmproduktion dieser Jahre wegen ihrer technischen Perfektion herausragen, wurden durch den Kameramann Max Faßbender aufgenommen. Sogar einer der kritischen Rezensenten, dessen abschätzige Worte über die Musik wir zitiert haben, mußte zugeben, daß der Film *Anders als die Andern* ein Beispiel „einer technisch außerordentlich fortgeschrittenen Filmkunst" sei. Er schrieb: „Die Interieurs waren von einer Schärfe, die Landschaften von einer Koloritstufung, die Handlung von einer ruhigen Ausgeglichenheit, die viele begrabene Filmhoffnungen neu erweckten."[52] Der Filmhistoriker Richard Dyer hat zurecht hervorgehoben, daß im Gegensatz zu der komplizierten, auf Schuß-/Gegenschuß beruhenden Kameraführung des Hollywood-Films dieser Jahre,[53] die stets das Moment der Subjektivität hervorhob, indem sie sich vom Blickwinkel individueller Charaktere leiten ließ, der frühe deutsche Film solche psychologisierenden Elemente vermied und zu einer „wesentlich gesellschaftsbetonteren Perspektive" neigte.[54] In ihm wurde die jeweilige Szene in „frontaler" Perspektive aufgenommen, was weitgehend auf die Konventionen der bisherigen Guckkastenbühne zurückging. Dennoch war diese Perspektive alles andere als starr. Im Gegenteil, sie gab den Zuschauern das Gefühl, direkte Augenzeugen des dargestellten Vorgangs zu sein, was besonders für ein sozialkritisches Sujet, wie das in diesem Film behandelte, eine höchst angemessene Sehweise war.

Von gleicher Qualität war auch die räumliche Anordnung der Kulissen innerhalb des Bühnenraums, für die Emil Linke verantwortlich zeichnete. Michael Esser bemerkt, daß Oswalds Regieführung oft darauf beruhte, daß er seine Gestalten aus dem Hintergrund allmählich auf den Zuschauer vorschreiten ließ, wodurch sich das Bild aus der Totale allmählich auf eine Nahsicht verengte und der Anschein einer starr fixierten Kamera vermieden wurde.[55] Wenn er Nahaufnahmen filmte, akzentuierte Oswald sie oft, indem er sie in einer „Iris", das heißt einem durch eine auf- und zumachbare Blende hergestellten Rundbild, einschloß. Oswald selbst erklärte seine Vorliebe für diese Technik in einem Aufsatz des Jahres 1919:

„Das Wesen der Großaufnahme ist etwa das des Opernglases im Theater. Man sitzt da im Parkett und hat das ganze Bild der Bühne vor sich. Jetzt passiert mit einer Person etwas Besonderes. Da richtet man von ganz allein das Opernglas auf sie. Immer gerade das, was interessant ist, rücken wir als großes Bild vor Augen. Beim Film muß man das dem Beschauer gewissermaßen fertig vor Augen setzen. Ich bringe daher die Großaufnahme auch rund, wie ein Opernglasausschnitt, und darin nicht etwa ein Gesicht allein, sondern in der Handlung. Es ist vielleicht noch das halbe Gesicht des Schauspielers daneben mit drauf. Das hat nichts zu sagen. Das ist ganz logisch."[56]

Oswald verwendete diese „Iris"-Aufnahmen auch an Stellen, wo er die Aufmerksamkeit der Zuschauer auf Reaktionen lenken wollte, die sie im schnellen Verlauf der Handlung ansonsten vielleicht übersehen hätten. Ein besonders auffälliges Beispiel dafür findet sich am Ende der Freudenhausszene. Nachdem Paul Körner mit peinlich berührtem Gesichtsausdruck sein Unbehagen über die aufdringlichen Umarmungen der drei sektschlürfenden Prostituierten kundgetan hat, wechselt die Kamera zu einer Irisaufnahme der mit allen Wassern gewaschenen Bordellbesitzerin, die durch einen verschmitzten Seitenblick und ein stummes Nicken zu verstehen gibt, daß sie nur allzu genau weiß, warum sich Körner in ihrem Etablissement nicht amüsiert.

Ein weiteres Darstellungsmittel, das Oswalds Regie auszeichnet und womit wir unsere Behandlung der formalen Elemente abschließen wollen, ist der Gegensatz zwischen Vorder- und Hintergrund in einer Reihe von Szenen. Dazu gehört die Plazierung der Figuren vor der tanzenden Menge, auf die bereits hingewiesen wurde. Besonders deutlich wird dieser Gegensatz in der Kostümballszene, wo die Kamera zuerst (mit „Iris"-Aufnahmen) Bollek und Körner hervorhebt, bevor sie auch die tanzenden Paare ins Bild bringt. Michael Esser bemerkt hierzu: „Im Kontrast zu dem diffusen Auf und Ab der Tanzenden erreichen Veidts deutlich markierte Gesten eine nahezu greifbare Plastizität; und gleichzeitig ist Veidts Figur zwar abgehoben

---

gleich lobt Dyer Oswalds Regie in der Kampfszene, weil sie „presents first the intensity of [Kurts] personal feeling and then shows how this makes sense in a wider, social setting (. . .) The struggle articulates and situates the dimensions of Kurt's horror at the revelation of Paul's involvement with the gay underworld (. . .) Kurt's shock (. . .) is the shock of the loved one realising his lover has been untrue to him." Vgl. *Now You See It*, S. 14, 16f.

52 L. Marcuse, „Der Homosexualfilm", S. 74f.

53 Diese Technik läßt sich bis 1912 zurückverfolgen. Vgl. Barry Salt, „The Early Development of Film Form". In: *Film Before Griffith*. (Berkeley 1983), S. 288f.

54 R. Dyer, *Now You See It*, S. 16. Weitere Hinweise auf die Kameraführung finden sich bei R. Dyer, „Less and More than Women and Men: Lesbian and Gay Cinema in Weimar Germany". In: *New German Critique* 17, Nr. 3 (Herbst 1990), S. 16f.

55 M. Esser, „Der Löwenbändiger", S. 59.

56 R. Oswald, „Regisseur und Schauspieler", S. [1].

von der wogenden Menschenmenge, doch ihr auch nicht völlig fern: Der Violinist ist erpreßbar, und seine Identität ist brüchig."[57] Ein ähnlich effektiver, wenn auch völlig andersgearteter Kontrast, herrscht in den Szenen, in denen Oswald einzelne Figuren nicht vor eine Menge, sondern vor einen leeren Hintergrund plaziert. Er selbst sagte dazu folgendes: „Große Dekorationen lenken von den spielenden Personen ab. Man sollte auch beim Film einmal den Versuch machen, nur vor dunklen Samtvorhängen zu spielen. Aber soweit sind wir noch nicht."[58] In einigen Szenen von *Anders als die Andern* macht Oswald tatsächlich diesen „Versuch", indem er seine Figuren lediglich vor einen tiefschwarzen Hintergrund stellt. Wie bereits erwähnt, scheint der Trauerzug der homosexuellen Opfer direkt aus dem Dunkel der Vergangenheit aufzutauchen. Und auch zwei weitere Szenen, die wie zwei kleine Dramen innerhalb des größeren Dramas wirken, nämlich die Konferenz der Lehrer, auf der entschieden wird, Paul Körner zu religieren, sowie die Urteilsverkündungsszene spielen sich beide vor einem schwarzen Hintergrund ab. Aber starke Kontraste wurden von Oswald nicht nur in den düsteren Szenen verwendet. Der gleiche Kontrast herrscht in der Szene, in der sich Kurt Sivers in den Vordergrund drängt, um sich Paul Körner vorzustellen, der nach einem Konzert gerade den Beifall des Publikums entgegennimmt, und in der die Liebe auf den ersten Blick nicht nur durch eine „Iris"-Aufnahme filmisch akzentuiert wird, sondern sich die Profile der beiden Männer, die einander ohne Rücksicht auf das Publikum wie fixiert anstarren, zusätzlich vor einem schwarzen Samtvorhang abheben.

Die Premiere und ihr Publikum

Soviel zum Inhalt dieses Films, der im März 1919 gedreht wurde[59] und nach einem Einführungsvortrag von Hirschfeld (aus dem wir bereits kurz zitiert haben) am Nachmittag des 24. Mai, einem Sonnabend, im Apollo-Theater vor geladenen Presseleuten seine erste Aufführung erlebte. Das Apollo-Theater, das mitten in einem Berliner Vergnügungsviertel lag und mit vergoldeten Neorokokostukkaturen verziert war, faßte damals ungefähr 750 Zuschauer.[60] Dieser Aufführung folgte eine Woche später die Premiere von *Anders als die Andern* im Prinzeß-Theater im damals noch eleganten Charlottenburg, das 404 Sitze enthielt, und wo dieser Film fünf Woche lang dreimal täglich dem allgemeinen Publikum vorgestellt wurde. Als eines der ersten deutschen Gebäude, das als Filmtheater entworfen war, gab sich das Prinzeß-Theater bewußt „modern" und war in gedeckten Farben ausgemalt, die eine „intime, warm erwartungsvolle, ja feierliche Stimmung" verbreiteten. Im Gegensatz zu bisherigen, hell erleuchteten Theatergebäuden, in die „man" ging, um zu sehen und gesehen zu werden, gab es im Prinzeß-Theater nur dunkel glühende Lampen in Form exotischer Blumen. Gerade „die dunklen Ecken waren", wie Zeitzeugen berichten, „sehr gefragt".[61] Bereits vor der Premiere hatte Oswald dreißig bis vierzig Kopien dieses Films herstellen und sie an Filmverleiher in Hannover, Köln, Frankfurt am Main, Wien sowie Berlin verteilen lassen.[62] Während des Sommers lief dieser Film in zahlreichen Kinos in Berlin und im restlichen Deutschland an. Er erwies sich als ein ausgesprochener Kassenschlager, wurde häufig vor ausverkauften Häusern gezeigt und war in Berlin noch im März des Jahres 1920 zu sehen.[63]

Wie vorauszusehen war, reichten die Reaktionen auf den Film *Anders als die Andern* von naiver Bewunderung bis totaler Verdammung. Angesichts dieser Stimmenvielfalt erweist es sich als unmöglich, irgendeine der Besprechungen als typisch herauszugreifen. Aber einer der Berliner Zeitungskritiker sprach sicher für viele, als er mit lobender, wenn auch verhaltener Stimme erklärte:

„Nun, es hat viel Mut dazu gehört, das heikle Thema zum Gegenstand eines Films zu machen, viel Mut auch

---

57 M. Esser, „Der Löwenbändiger", S. 60.

58 R. Oswald, „Regisseur und Schauspieler", S. [1].

59 Dem „Situationsbericht" vom März 1919 (vgl. Anm. 20, S. 172) zufolge, sollten die Dreharbeiten „demnächst" beginnen.

60 Das Apollo-Theater in der Friedrichstraße 218 wurde im Jahr 1890 von dem Architekten G. Ebe als ein „Spezialitäten- oder Rauch-Theater" gebaut, und zwar weniger für konventionelle Theaterstücke als für kleinere Szenen oder Pantomimen. Seine Tische und Stühle im Parkett ließen sich entfernen, um das Ganze in einen Tanzsaal zu verwandeln. Weitere Hinweise finden sich in „Berliner Neubauten 56. Das Theater-Gebäude der Concordia". In: *Deutsche Bauzeitung* 25, Nr. 75 (19. September 1891), S. 453f., sowie Abbildungen auf S. 457 und der Tafelbeilage 75. Die Abbildung einer Nacktrevue im Apollo-Theater von 1919 findet sich in Thomas Friedrich, *Berlin between the Wars* (New York 1991), S. 126f. Eine beiläufige Bemerkung eines Rezensenten läßt vermuten, daß sich das Apollo-Theater für Filmvorführungen nicht besonders eignete: „Vielleicht entschließt sich Oswald, seine Pressevorführungen zukünftig in Theatern abzuhalten, die Gewähr für eine einwandfreie Vorführung bieten." Vgl. „Berliner Erstaufführungen. 'Anders als die Andern (§ 175)'". In: *Deutsche Lichtspiel-Zeitung* (Berlin) 7, Nr. 24 (14.6.1919), S. 15.

61 Ditta Ahmadi und Diether Kinzel, „Lichtspieltheater". In: *Berlin und seine Bauten*. Teil V: *Bauwerke für Kunst, Erziehung und Wissenschaft*, Bd. A: *Bauten für die Kunst*. Hrsg. v. K. K. Weber u.a. (Berlin 1983), S. 157, Foto auf S. 158. Das Prinzeß-Theater in der Kantstraße 163, in der Nähe des Bahnhof Zoo, war im Jahr 1912 von Lucian Bernhard gebaut worden (vgl. S. 185). Oswald war von diesem Bau so eingenommen, daß er ihn kaufte und im August 1919 in Richard-Oswald-Lichtspiele umbenannte. Wie das Apollo-Theater wurde auch das Prinzeß-Theater im Zweiten Weltkrieg zerstört.

62 Über die Anzahl der Kopien vgl. *Das lebende Bild* (Leipzig) 8, Nr. 20/21 (8.2.1919), S. 23. Über die Verleihungen vgl. *Der Film* (Berlin) 4, Nr. 15 (12.4.1919), S. 75. Zwei Monate nach seiner Premiere verteilte das Berliner Verleihinstitut dreizehn Kopien in Mittel- und Ostdeutschland. Vgl. *Der Film* 4, Nr. 30 (26.7.1919), S. 17.

63 C. Grieb, „Organisation!" In: *Die Freundschaft* (Berlin) 2, Nr. 8 ([Februar] 1920), S. 4.

von Dr. Hirschfeld, selbst im Film den Sexualforscher darzustellen. Ob dieser Mut seinen Lohn finden wird, das liegt, wie immer beim Film, ausschließlich beim Publikum. Ich will mich als Filmkritiker nicht in den Streit für und gegen den § 175 mischen, ich sah nur, wie mit äußerster Eindringlichkeit das Durchschnittsschicksal eines femininen Mannes sich abrollt, und bemerke, daß der Filmdramatiker dem Wissenschaftler die Führung in diesem wirklich aufklärenden Film überlassen hat.

In der vorzüglichen Darstellung steht Reinhold Schünzel, der Meister in der Beherrschung des Gesichtsausdrucks, als unheimlich echter Erpresser an der Spitze. Conrad Veidt, das Opfer des § 175, gibt ihm nichts an Lebenswahrheit nach. Anita Berber hat ihre Ausgelassenheit diesmal so gezähmt, daß man ihr ein sittsames, junges Mädchen glaubt. Neu im Film und gut zugleich ist Fritz Schulz, ferner Diegelmann und Connard als Episodisten. Außerordentlich Sorgfalt ist auf die Regie verwendet, die die Wirkungen in diesem Film, der nichts anderes als ein Menschenschicksal zeigen soll, klugerweise ganz auf schauspielerische Leistungen stellt."[64]

Der Filmhistoriker Wolfgang Theis hat darauf hingewiesen, daß zwischen 1918 und 1922 Veidt[65] und Schünzel[66] an nicht weniger als acht Oswald-Filmen sowie zwei weiteren Filmen unter anderen Regisseuren zusammengearbeitet haben.[67] Neben Veidt und Schünzel schätzte Oswald vor allem Anita Berber:[68] „Sie waren eine ideale, wohlkalkulierte Besetzung: die skandalumwitterte Tänzerin Anita Berber zwischen dem untersetzten Reinhold Schünzel, der die Rolle des verschlagenen und brutalen Verbrechers kultivierte, und dem hyperschlanken Conrad Veidt, der mit Vorliebe dessen Opfer als tragische Neurotiker zeichnete, stets in Gefahr, dem Wahnsinn zu verfallen."[69]

Veidts Darstellung der zum Selbstmord neigenden Körner-Figur erwies sich als ein ideales Identifikationsobjekt für alle jene Homosexuellen, die mit gravierenden psychologischen Problemen zu kämpfen hatten. Welchen Eindruck dagegen dieser Film auf einen isolierten Homosexuellen in der Provinz machte, kommt wohl nirgends besser zum Ausdruck als in einem Brief, den ein kleiner Postangestellter an Hirschfeld schrieb, in dem er – im Gegensatz zu der Verhaltenheit des eben zitierten Kritikers – auf überschwängliche Weise erklärte:

„Ich kann nicht umhin, Ihnen heute tausend Dank auszusprechen für Ihre Arbeit, die Sie mit dem Film „Anders als die Andern" (§ 175) geleistet haben! Dieser Film war etwas Großartiges. Und das ist der erste, der mir bis heute so recht gefallen hat. Er enthielt nichts als Wahrheit! O, möchte es doch gelingen, diesen Paragraphen ganz abzuschaffen, der mich, je älter ich werde, immer mehr ängstigt. Ich wage bei Theater- oder Konzertbesuchen kaum noch jemand anzusehen aus Furcht, es möchte ein Erpresser mich erkennen. Aus den Bildern ist die Szene am schönsten, wie Paul Körner am Flügel steht, die Schwester Kurts Klavier spielt und ihr Bruder die Geige, und Körner dann den jungen Freund ansieht und langsam die Hand über seinen Scheitel gleiten läßt. Diese Szene werde ich nie vergessen! Die beiden Schauspieler haben vom Besten das Beste geleistet. Als dann die Szene kam, wo Sie, werter Herr Doktor, einen Vortrag hielten, da waren mir Ihre Ausführungen über Homosexuelle sehr interessant. Am meisten interessierte mich Ihre eigene Persönlichkeit. Offen gesagt, habe ich mir Sie etwas anders vorgestellt. Ich dachte Sie als alten Greis mit silbernem Haar zu finden. Bin aber überzeugt worden, daß Sie noch sehr rüstig sind und, wenn's Gott will, noch lange Jahre für uns tätig sein werden und uns recht bald Erlösung von der schweren Last bringen! (. . .) Einen Wunsch erfüllen Sie mir, bitte: Wenn der § 175 aufgehoben oder

---

[64] *B.Z. am Mittag* (30.5.1919). Zit. nach „Aus der Bewegung [1919]", S. 19.

[65] Conrad Veidt (1893-1943) wurde berühmt durch Robert Wienes *Das Cabinett des Doktor Caligari* (1919) und spielte später - neben Humphrey Bogart und Ingrid Bergman - den Major Heinrich Strasser in *Casablanca* (1942). Vgl. auch die demnächst erscheinende Veidt-Biographie von Patricia Wilks Battle.

[66] Reinhold Schünzel (1888-1954) betätigte sich nicht nur als Bühnen- und Filmschauspieler, sondern auch als Drehbuchautor, Regisseur und Produzent von zahlreichen Filmen. Als „Halbjude" mußte er 1937 Deutschland verlassen, ging nach Hollywood und kehrte 1949 zurück. Um nur auf einige seiner Projekte hinzuweisen: Er trat in Ernst Lubitschs *Madame Dubarry* (1919), Fritz Langs *Hangmen Also Die!* (1942) und Alfred Hitchcocks *Notorious* (1946) auf; führte Regie in *The Ice Follies of 1939* (1939); war Drehbuchautor und Regisseur von *Viktor und Viktoria* (1933, Gesangstexte von Bruno Balz) und verfaßte das Drehbuch von *Wochenend im Paradies* (1952), das 1959 von Billy Wilder als *Some Like It Hot* noch einmal verfilmt wurde. Vgl. Wolfgang Theis, „Reinhold Schünzel". In: *Cinegraph. Lexikon zum deutschsprachigen Film* (München [1987]), Lfg. 6, S. E2, sowie Thomas Elsaesser, „Author, Actor, Showman: Reinhold Schünzel and *Hallo Caesar!*" In: *Popular European Cinema*. Hrsg. v. R. Dyer und G. Vincendeau (New York 1992), S. 72-86.

[67] Ähnlich wie Rainer Werner Faßbinder hat auch Oswald mit hektischer Betriebsamkeit einen Film nach dem anderen gedreht und dabei stets auf die gleiche Gruppe von Schauspielern zurückgegriffen. Vgl. Michael Töteberg, „Warnung vor einer heiligen Nutte oder Die sich verkaufen". In: *Richard Oswald. Regisseur und Produzent*, S. 113-118.

[68] Anita Berber (1899-1928) trat zwischen 1918 und 1923 in knapp zwanzig Filmen auf, darunter Oswalds *Dida Ibsens Geschichte* (1918) und Fritz Langs *Dr. Mabuse, der Spieler* (1922). Bevor sie an Tuberkulose (erschwert durch die Folgen eines abrupten Entzugs von Kokain, Sekt und Cognac) früh verstarb hatte sie wegen ihrer Nackttänze bereits einen geradezu mythischen Status. Ihre letzte Wohnstätte war in Hirschfelds Institut für Sexualwissenschaft. Vgl. Lothar Fischer, *Tanz zwischen Rausch und Tod. Anita Berber 1918-1928 in Berlin* (Berlin 1984), sowie Karl Toepfer, „Nudity and Modernity in German Dance, 1910-1930". In: *Journal of the History of Sexuality* 3 (1992-93), S. 96-108.

[69] Wolfgang Theis, „Reinhold Schünzel", S. E2.

gemildert worden ist, dann lassen Sie es auch mich wissen. Nie werde ich Ihnen das vergessen! Wenn Berlin nicht so weit von hier wäre, dann würde ich Sie selber in Ihrer Praxis aufsuchen und gerne einem Vortrage beiwohnen."[70]

Mit seiner Bewunderung einer Autoritätsfigur, seiner tiefen Sympathie für die platonische Liebe und seiner Angst vor Erpressern erweist sich der Schreiber dieses Briefes als ein typisches Kind der wilhelminischen Ära.

Wie ganz anders die Werte der Nachkriegsgeneration von denen ihrer Vorgänger waren, zeigt sich wohl am besten in einer Beschwerde, die wenige Wochen nach der Premiere des Films in einer der neuen homosexuellen Wochenschriften erschien:

„Berlin hat sich nun wohl schon in allen Stadtteilen den von Richard Oswald und Dr. Magnus Hirschfeld verfaßten Aufklärungsfilm „Anders wie die Andern" angesehen. Der rege Besuch, den die Kinos überall aufzuweisen hatten, zeigt, welches Interesse die Berliner Bevölkerung der Aufführung entgegenbrachte. Und es ist zu begrüßen, daß der weitaus größte Teil der Besucher der Handlung mit verständnisvollem Interesse folgte. Um so bedauerlicher ist es, daß sich bei einer Vorführung des Films im Norden der Stadt einige mir als homosexuell bekannten jungen Leute dazu hinreißen ließen, die Vorstellung durch fortwährende Zwischenrufe, wie „Huch nein", „Aber Schwester" usw. zu stören. Trotzdem sich viele Besucher unwillig nach den Störenfrieden umwandten, setzten diese ihr schamloses Verhalten fort. Nach Schluß der Vorstellung stellte ich die betreffenden jungen Leute zur Rede und hielt ihnen vor, wie schädigend sie durch ihr Benehmen das Urteil der Zuschauer beeinflußten. Als Antwort bekam ich nur unflätige Redensarten zu hören. Ist es nicht im höchsten Grade, gelinde gesagt verwerflich, sich bei der Vorführung dieses für die breite Masse bestimmten Aufklärungsfilms so flegelhaft und „tantisch" zu betragen?"

Die Herausgeber fügten dem folgenden Kommentar hinzu: „Wir sind der Meinung, daß diesen jungen Herren eine anständige Tracht Prügel gehörte."[71]

Wahrscheinlich war es nur bei ungestörten Vorführungen dieses Films möglich, daß die Zuschauer völlig vom melodramatischen Zug des Ganzen mitgerissen wurden. Ein männlicher Zeitzeuge erklärte, daß die Wirkung dieses Filmes so groß gewesen sei, „daß die um mich herumsitzenden Frauen – es waren alles Leute aus dem Volke – weinten", während eine Frau bemerkte, „Ich habe heute Männer weinen sehen, und diese Tränen sprachen – oder verschwiegen mir Bände."[72] Ein anonymer Schriftsteller beschrieb seine Reaktion auf diesen Film folgendermaßen:

Ich, als der Homosexualität an und für sich fernstehend (aber nicht als Mensch, dem nichts Menschliches fremd sein will), kann meiner künstlerisch-intuitiven Anlage nach nicht nur dieses innige Verhältnis zwischen dem Musiker und Kurt Sivers mitfühlen, sondern auch vollkommen verstehen und verzeihen. Hier ist etwas Großes gelungen, etwas Außerordentliches erreicht. Dieser Film ist eine großartige Leistung, vorzüglich im Spiel, glänzend in der Darstellung und technisch einwandfrei. Wenn ein Film diesen bald verpönten Ausdruck „Kultur-Aufklärungsfilm" verdient, so ist es dieser. – Man vergißt ganz in einem Lichtspieltheater zu sein, so lebt man mit.[73]

Eine andere Gruppe von Zuschauern, die ebenfalls der Homosexualität fernstanden und zugleich ein Verständnis für sie besaßen, setzte sich aus jenen zusammen, die unter ihren Familienangehörigen Homosexuelle hatten. Eine Mutter dieser Art schlug vor, „es sollten viele, ja alle Eltern, die ihrer Kinder Glück wollen, hingehen und lernen".[74] Eine andere Mutter von sechs Kindern, unter denen sich zwei homosexuelle Söhne befanden, schrieb in einer ärgerlichen Antwort auf eine negative Besprechung von *Anders als die Andern* in der *Berliner Allgemeinen Zeitung*:

„Um nun auf den Film zurückzukommen, muß ich doch sagen, daß in ihm wirklich nichts Anstößiges oder Widerliches vorkommt. Ich wohne im Norden Berlins, gehöre wirklich nicht zu den „besseren Kreisen", aber die Stimmen des Publikums, die ich gehört habe, weichen doch ganz erheblich von den in der Zeitung angegebenen ab. Jeder war von dem Schicksal des Hauptdarstellers, das, wie ich aus Erfahrung weiß, kein so seltenes ist, tief gerührt, und keiner fand etwas Sensationelles oder gar Lüsternes dabei. Ich finde, der Film ist ein wirklich aufklärendes Mittel für alle Volksklassen. *Ich mußte als Mutter dies schreiben, da ich durch den erwähnten Artikel meine Kinder gekränkt fühlte*, und mußte wieder feststellen, daß es weniger die Homosexualität ist, woran der Homosexuelle leidet, als das Nichtverstehen der Andern.

Hochachtungsvoll,

Frau L. M."[75]

Interessanterweise gab ein Zeitungsredakteur in einem Brief an Hirschfeld beschämt zu, daß er den Film kriti-

---

70 „Aus der Bewegung [1919]", S. 41f.

71 F. M., „'Anders als die Andern'". In: *Die Freundschaft* (Berlin) 1, Nr. 1 ([Juli] 1919), S. 3.

72 „Aus der Bewegung [1919]", S. 43, 37.

73 Ebd., S. 40.

74 Ebd., S. 42.

75 Ebd., S. 48. An einem Diskussionsabend über das Thema Aufklärungsfilme, den der Nationalverband deutscher Frauen und Mädchen aller Stände veranstaltete, erklärte die Referentin Edela Ruest, „den Film *Anders als die Andern* müßte jede Mutter gesehen haben". Vgl. „Die deutsche Frau und der Film". In: *Lichtbild-Bühne* 13, Nr. 10 (6.3.1920), S. 22.

siert, bevor er ihn gesehen habe. Sein Geständnis lief auf eine unvermutete Coming-Out-Pointe hinaus:

„Der Film war für mich ein Erlebnis. Er wird für viele Hunderttausende, nein für Millionen ein Erlebnis sein. Alle, die ihn sehen, müssen begreifen, wie unglücklich wir sind, da uns die Welt ächtet. Durch den Film werden Sie viel erreichen. Sie haben eine Tat vollbracht.

Gleichzeitig mit diesem Brief geht ein anderer an meine Eltern ab. In ihm will ich sie auf Ihr Werk aufmerksam machen. Sie sollen es sehen, und dann will ich ihnen das Letzte von mir sagen."[76]

Wie die zitierten Briefe zeigen, war die Aufnahme des Films *Anders als die Andern* nicht nur positiver Natur. Eine Frankfurter Tageszeitung beschloß ihre Besprechung mit den Worten: „Man kann einen geistigen Brechreiz bekommen angesichts dieser Aufklärung."[77] Ein Rezensent des Berliner *Reichsboten* schilderte die Vorführung dieses Films in einem Vorstadtkino folgendermaßen:

„Ich habe meinen Augen nicht getraut, daß es in unserm Deutschland möglich ist, daß ein solcher Film aufgeführt werden darf und kann. Es erhoben sich eine Anzahl Stimmen dagegen, aber mindesten 0,9 des Publikums fand nicht nur „Nichts dabei", sondern hielt ihn sogar für sehr wertvoll. . . „Es kommt darauf an, mit was für Augen man was ansieht", äußerte eine hinter uns sitzende Frau auf meine Entrüstung. Ein Kulturbild! Unsere Berliner sind schon so am [!] Schmutz gewöhnt, daß sie ihn harmlos finden."[78]

Ein Universitätsprofessor berichtete, daß mitten während einer Berliner Aufführung eine Gruppe von Soldaten geräuschvoll aufgestanden sei und laut schimpfend das Kino verlassen habe. „Ihr Exodus war begleitet von dem höhnischen Grinsen rassefremder Besucher, die ostensibel sitzenblieben, um diese Köstlichkeit bis zu Ende genießen zu können."[79] Mit dem „Rassenfremden" meinte er selbstverständlich die Juden, wie überhaupt alle antisemitischen Kritiker dieses Films darauf hinwiesen, daß sowohl Hirschfeld als auch Oswald jüdischer Abstammung seien.

Das Nebeneinander eines rassistisch eingestellten Professors, aufmotzender Soldaten und chauvinistischer Journalisten, die sich alle einig in der scharfen Ablehnung dieses Films waren, weist bereits auf jene Wählergruppen hin, durch die Adolf Hitler im Jahre 1933 an die Macht kam. 1919 gehörten zu dieser unheiligen Allianz auch noch die Aktivisten der deutschen Sittlichkeitsvereine aus dem katholischen und protestantischen Lager.[80] In der schlesischen Stadt Glogau waren es zum Beispiel nicht weniger als sechzehn konfessionelle und politische Organisationen, die einen gemeinsamen Protest gegen den von Oswald und Hirschfeld hergestellten Aufklärungsfilm *Die Prostitution* unterzeichneten, der im gleichen Monat wie der Film *Anders als die Andern* seine Premiere erlebte.[81] Die Evangelische Mitternachtsmission wies nicht nur darauf hin, daß Oswald eigentlich Ornstein heiße,[82] sondern schrieb auch: „Die Juden, die ja meist überall die Führerschaft haben, sind in Presse-, Theater- und Kinobetrieb die Gefährlichsten, weil sie, wie es scheint, 'um Gewinns willen', leichter als andere Rassen gewissenlos handeln können."[83] Dr. Johann Ude, der Leiter der Hamburger Mitternachtsmission, schrieb sogar:

„Mit ungeheurer Aufmachung und einer echt jüdischen Aufdringlichkeit – Hirschfeldt [sic] ist Jude, und das erklärt uns viel, wenn nicht gar alles – verzapft Hirschfeldt im Stück seine Pseudo-Wissenschaft (. . .) Dieser Film mag der Eitelkeit des mit seiner „Wissenschaft" prunkenden Juden Dr. Hirschfeldt allerdings sehr schmeicheln und mag ihm auch ein recht schönes Stück Geld einbringen, was ja auch nicht zu verachten ist. Der Film wird großsprecherisch als „ein sozialpsychologisches Filmwerk" bezeichnet. Wir müssen es jedoch im Namen der Wissenschaft und namentlich in pädagogischer Hinsicht als einen sozialpsychologischen Unfug bezeichnen und im Interesse der Volkssittlichkeit rundweg ablehnen. Dr. Hirschfeldt, trotzdem er ein Assimilationsjude zu sein scheint, ist doch nicht imstande mit unserem deutschen Volk in dieser entsetzlich schweren Zeit zu fühlen."[84]

Mit diesem Angriff wandte sich der Autor nicht nur gegen die Homosexualität und „rassische" Zugehörig-

---

[76] Ebd., S. 39.

[77] *Frankfurter Zeitung*, Nr. 549 (27.7.1919). Zit. nach Konrad Lange, *Das Kino in Gegenwart und Zukunft* (Stuttgart 1920), S. 37 und Kurt Moreck (d.i. Konrad Haemmerling), *Sittengeschichte des Kinos* (Dresden 1926), S. 190.

[78] Zit. in C. A. Flügge, „Gegenwartsnöte". In: *Christliche Volkswacht.* (Hamburg) [1] (Oktober 1919), S. 9.

[79] K. Lange, *Das Kino in Gegenwart und Zukunft*, S. 37. Lange war Professor der Kunstgeschichte in Tübingen und schrieb mit unverblümter Offenheit: „Ich habe ihn [den Film] nicht gesehen, schließe nur aus verschiedenen Schilderungen, daß er sehr unanständig ist."

[80] Eine Einführung in die Ziele und Methoden der Sittlichkeitsvereine bietet John C. Fout in „Sexual Politics in Wilhelmine Germany: The Male Gender Crisis, Moral Purity, and Homophobia". In: *Journal of the History of Sexuality* 2 (1991-92), S. 388-421.

[81] Die betreffenden Verbände waren der Geistliche Rat, Evangelische Frauenbund, Vaterländische Frauenverein, Arbeiterverein, Evangelische Lehrlingsverein, Katholische Gesellenverein, St. Vinzenz Männerverein, Evangelische Jungfrauenverein, Glogauer Bibelabend, Missions-Hilfsverein, Volkshochschulverein, Verein Frauenwohl, Kinderschutzverein sowie die Deutschnationale Volkspartei und Kinderkrippe und Säuglingsheim. Vgl. „Kreuziget ihn?" In: *Lichtbild-Bühne* (Berlin) 12, Nr. 34 (23.8.1919), S. 26.

[82] Vgl. „Rundschau". In: *Christliche Volkswacht.* (Hamburg) [1] (Oktober 1919), S. 11.

[83] C. A. Flügge, „Gegenwartsnöte", S. 10.

[84] Johann Ude, „Wissenschaftlicher Kinoschund". In: *Christliche Volkswacht* [1] (Oktober 1919), S. 12. Der Untertitel von *Anders als die Andern* war nicht „ein sozialpsychologisches", sondern „ein sozial-hygienisches Filmwerk".

keit Hirschfelds, sondern auch gegen die von der Kinoindustrie praktizierte kommerzielle Ausschlachtung der Künste und Wissenschaften, die damals in Deutschland einen wesentlich höheren Status hatten als in den USA, wo auf diesem Gebiet die Gesetze des Marktes bereits als selbstverständlich akzeptiert wurden.[85] Indem sie den Stereotyp des habgierigen Juden mit dem ebenso klischeehaften Bild des Kulturschänders sowie des abscheulichen Verführers verbindet, weist Dr. Udes Polemik schon auf die Mitverantwortlichkeit der deutschen Bildungselite, einschließlich der Geistlichen, am faschistischen Antisemitismus voraus.

Sechs Wochen nach der Premiere begannen sich die Gegner dieses Films zusammenzurotten, zuerst in Berlin und später auch in anderen Städten Deutschlands, Österreichs und Hollands.[86] Wie wir aus der konservativen *Deutschen Zeitung* vom 7. Juli erfahren, kam es zur ersten systematischen Störung von *Anders als die Andern* im B.T.L.-Kino in der Potsdamer Straße:

„Man darf nun nicht glauben, daß das Stück so ruhig und glatt hätte gespielt werden können, wie es zwar erstaunlicherweise eine ganze Zeit schon geschehen ist. Schon bei den ersten Erinnerungsbildern Körners brach ein Sturm der Entrüstung im Hause los. Von allen Seiten ertönten Pfuirufe, man johlte, man schrie und pfiff. Trotzdem wurde der Film noch etwa 5 Minuten weiter gekurbelt. Als da aber das „Puppencafé" erschien, wo in widerlichster Weise getanzt wurde, Jünglinge teilweise als Mädchen verkleidet – da kam es zu erneutem Tumult. In dem ungeheuren Lärm erhob sich im Saale ein Mann aus dem Volke, der den Radau zu übertönen suchte. Man konnte nur einzelne Sätze hören und die wurden von der Mehrzahl der Besucher mit Beifallsrufen aufgenommen. Von allen Seiten tönte es dann: „Sollen wir Deutschen uns denn von den Juden verseuchen lassen?" – „Wie kann uns nur so etwas geboten werden?" – „Wo bleibt hier die Wissenschaft?" Zeitweise sah es recht drohend aus, besonders als sich eine Anzahl von Judenjungens von dem ersten Schreck erholt hatten und nun mit wilder Begeisterung von Aufklärung und Wissenschaftlichkeit redeten. Wirklich gelang es ihnen auch, einen Teil der Besucher auf ihre Seite zu bekommen, die wohl in der Hauptsache um ihr Eintrittsgeld bangten und unbedingt auf ihre Kosten kommen wollten. Durch herbeigerufene Schutzleute wurden zwei der Wortführer aus dem Saal geschafft, um ihre Personalien festzustellen. Im Saal tobte es lustig weiter, bis ein großer Teil des Publikums das üble Lokal verließ."[87]

Der Autor dieses Zeitungsberichts setzte sich nachdrücklich dafür ein, solche „Selbstschutz"-Maßnahmen fortzusetzen, wenn nicht gar auszudehnen. Gegen Ende des gleichen Monats mußte in einem anderen Berliner Kino die Vorführung dieses Films wegen gewaltsamer Ausschreitungen unterbrochen werden.[88] Als im August *Anders als die Andern* in Düsseldorf gezeigt werden sollte, verteilten die dortigen Gegner des Films ein Flugblatt, in dem sie sich an die „Arbeiter" wandten, dem Beispiel der Berliner antihomosexuellen Gruppen zu folgen und dabei gewissen Taktiken anzuwenden: die Polizeibehörden und den Bürgermeister in Form von Petitionen aufzufordern, diesen „Päderasten- und Spinatfilm" zu verbieten, Druck auf die Kinobesitzer auszuüben, einen solchen „volksverbrecherischen jüdischen Unflat" und „Verherrlichung von Sodomitereien" nicht vorzuführen, und schließlich die Zeitungen zu bedrängen, sich jeder Reklame für Hirschfelds „Popographie" zu enthalten.[89]

Der sozialdemokratische *Vorwärts* schrieb am 26. Juli, daß „die künstlichen Tumultszenen, die in letzter Zeit in verschiedenen Kinotheatern bei der Vorführung dieser Filme erregt wurden", eine Atmosphäre der Einschüchterung erzeugt hätten, die einer *de facto* „Zensur" gleichkomme und interessierte Kinogänger

---

[85] Zum Unterschied im Verhältnis zwischen Kunst und Filmindustrie in den Vereinigten Staaten und Deutschland vgl. Miriam Hansen, „Early Silent Cinema: Whose Public Sphere?" In: *New German Critique*, Nr. 29 (Frühling/ Sommer 1983), S. 164-166. Interessanterweise versuchte eine Filmzeitschrift, die Hirschfelds Bemühungen mit Sympathie gegenüberstand, dem Gerücht entgegenzutreten, daß dieser für seine Mitarbeit an dem Film *Anders als die Andern* 60 000 Mark erhalten habe, womit sie indirekt einräumte, daß es sich für einen Wissenschaftler an sich nicht zieme, sich an solchen Arbeiten zu bereichern. Vgl. Eugen Jakobsohn, „Neuheiten auf dem Berliner Filmmarkte". In: *Der Kinematograph* 12, Nr. 652 (2. Juli 1919), ohne Seitenangabe. Im Vergleich zu der Summe von $100 000, die Samuel Goldwyn Sigmund Freud anbot, sich an der Herstellung eines Hollywood-Films über die Psychoanalyse zu beteiligen, was dieser allerdings ablehnte, nimmt sich diese Summe eher bescheiden aus. Vgl. Barbara Eppensteiner u.a., „Die Psychoanalyse im Film 1925/26". In: *Psyche* (Stuttgart) 41 (1987), S. 130.

[86] Für Österreich vgl. Anm. 106. In den Niederlanden wurde der Film unter dem Titel *Anders dan de anderen* Anfang 1920 gezeigt und lief in Rotterdam zwei Wochen lang ohne Zwischenfälle. Darauf wurde er in Den Haag gezeigt, wo er nur zweimal zu sehen war, bevor weitere Aufführungen durch den Bürgermeister verboten wurden. Vgl. [Jacob Anton Schorer], *Jaarverslag Nederlandsch Wettenschappelijk Humanitair Komitee* (März 1920), S. 10-14. Auch in Amsterdam lief er zwei Wochen und wurde dann durch die Städtische Filmkommission vom Programm abgesetzt. Vgl. M. van Grinsven, „Het Bioscoopgevaar". In: *Mannenadel und Vrouweneer* 9, Nr. 8 (Mai 1920), S. 244f. Beide Aufsätze begrüßten die städtischen Verbote, die auf Proteste von christlichen Organisationen und der konservativen Presse zurückgingen. Die Aufführung des Films in den Niederlanden wurde auch in einem holländischen Roman behandelt. Vgl. Charley van Heezen (d.i. Joannes Henri François), *Het Masker* (Den Haag 1922), S. 61, 134-43.

[87] Zit. in *Sigilla veri*, S. 1203. Der Name des Kinos erscheint in einer scharfen Attacke gegen die *Deutsche Zeitung* von [Walther] Fr[iedemann], „Homosexualität und Judentum". In: *Film-Kurier* (Berlin) 1, Nr. 33 (13.7.1919), S. [1].

[88] *Sigilla veri*, S. 1204.

[89] Zit. in *Sigilla veri*, S. 1204f.

davon abhalte, sich diesen Film anzusehen.[90] Andererseits waren es gerade diese Tumulte, die eine nicht zu unterschätzende Reklamewirkung hatten und damit zum kommerziellen Erfolg beitrugen.[91] Diese Proteste mögen sogar eine gewisse Rückwirkung auf die Berliner Presse gehabt haben, deren anfängliche Zurückhaltung von einem wohlwollenderen Ton abgelöst wurde, als dieser Film in Hamburg und anderswo gezeigt wurde – was gleichsam einen Solidaritätsbonus darstellte. Die Journalisten zweier Hamburger Zeitungen begannen zum Beispiel ihre positiven Besprechungen, indem sie über einen Demonstrationsaufruf gegen die Hamburger Premiere dieses Films berichteten. Wegen dieser Kundgebung, die dann auch wirklich stattfand, erschien ihnen diese Premiere wesentlich berichtenswerter, als wenn dieser Aufruf nicht erfolgt wäre.[92]

Ein Fachblatt der Filmwirtschaft bezeichnete als einen der wichtigsten Aspekte dieser Unruhen folgendes: „Bedeutsam an der ganzen Angelegenheit ist lediglich die fast unglaubliche Tatsache, daß nun auch die Schuld an der Homosexualität den Juden in die Schuhe geschoben werden soll. Das ist unseres Wissens eine neue Walze auf dem sonst schon stark abgespielten Leierkasten des Antisemitismus."[93] Die europäische Geschichte ist voller Behauptungen, daß die satanischen Juden in ihrer Absicht, das Christentum zu schmähen und zu korrumpieren, christliche Kinder hingeschlachtet hätten, um Blut für ihre Passahrituale zu erhalten – eine mittelalterliche Hinterlassenschaft, die um die Jahrhundertwende im Zuge der Debatte um die „weiße Sklaverei" erneut aufgegriffen wurde.[94] Das Erbe dieser Anschuldigungen wurde lediglich modernisiert und homosexualisiert, unter anderem durch ein Mitglied des präfaschistischen Deutschvölkischen Bunds, der davon überzeugt war, daß der Film *Anders als die Andern* nur Teil einer größeren Verschwörung zur Verseuchung der deutschen Nation sei:

„Die eigentliche Tendenz des Ganzen ist, Stimmung für die *Aufhebung des § 175* zu machen, um endlich mit einer Schranke aufzuräumen, die ein fast letzter Zeuge gesunden, natürlichen, sittenfesten Volkstums ist. Grauenvoller Zügellosigkeit, widerlich gemeinem Verbrechertum soll auch in deutschen Landen Tür und Tor geöffnet werden – *weil Juda es will*, weil man sich unter dem Druck dieses Gesetzes in Ausführung seiner päderastischen Triebe beengt fühlt, denn *sie*, unsere lieben Juden, sind die „andern als die andern"! *Die Päderastie ist eine spezifisch jüdische Erscheinung*; man bezeichnet sie ja auch als *„sodomitische Krankheit"*!"[95]

Die Anschauung, daß die Homosexualität mit einer besonderen Veranlagung der Juden zusammenhänge, wurde schon Jahrzehnte vor dem Film *Anders als die Andern* vertreten. Bereits in den achtziger und neunziger Jahren des 19. Jahrhunderts hatten bekannte deutsche Psychologen und Anthropologen die „jüdische Rasse" als eine pathologisch invertierte bezeichnet, das heißt den jüdischen Männern weibliche und den jüdischen Frauen männliche Eigenschaften zugeschrieben. Um 1920 behaupteten, im Gegensatz zu Hirschfeld, einige solcher „Spezialisten", daß die Homosexualität unter Juden viel verbreiteter als unter Nichtjuden sei.[96]

---

90 Zit. in: „Aus der Bewegung [1919]", S. 21.

91 Nachdem ein verärgerter Brief an den Herausgeber einer lokalen Zeitung erschienen war, konnte zum Beispiel der Besitzer eines Friedenauer Kinos den Eintrittspreis um eine Mark erhöhen. Vgl. Maximilian Maulbecker, „Die Friedenauer Tugendwächter".In: *Film-Kurier* 1, Nr. 41 (24.7.1919), S. [2].

92 Die Besprechungen in der *Neuen Hamburger Zeitung* (18.8.1919) und des *Hamburger Fremdenblatts* (20.8.1919) werden in „Aus der Bewegung [1919]", S. 23f., zitiert. Der Rezensent der *Neuen Hamburger Zeitung* eröffnete seinen Beitrag mit den Bemerkungen: „Es ist am Freitag dort bei der Erstaufführung zu einem starken Widerspruch des Publikums, ja, zu Empörungskundgebungen gekommen, und da es Pflicht der Presse ist, nach bestem Ermessen und vorsichtiger Abwägung zu der moralischen oder unmoralischen Wirkung einer Darbietung Stellung zu nehmen, wenn das öffentliche Interesse, und sei es durch einen Irrtum der Beteiligten, verletzt erscheint, so sahen wir uns gestern nachmittag den Film einmal an, versetzten uns ganz in den leicht verletzlichen geistigen Habitus eines prüden Beschauers, um auch dem empfindlichsten Gemüt gerecht werden zu können. Wir waren demnach keineswegs objektiv, sondern, wie man will, mehr oder weniger als dies. Wir hatten also ein zimperliches, um das Wohl der Öffentlichkeit aufs äußerste besorgtes Kriterium und saßen da." Weitere positive Besprechungen, die sich auf die Demonstration bezogen, erschienen im *General-Anzeiger für Hamburg-Altona* und in der sozialdemokratischen *Hamburger Volkszeitung* und wurden in einer Reklame für *Anders als die Andern* in der Zeitschrift *Der Film* 4, Nr. 37 (14.9.1919), S. 77f., nachgedruckt. Durch diese Besprechungen wissen wir, daß die Demonstranten an die Kinogänger im Hamburger Lessing-Theater am Gänsemarkt Flugblätter verteilten. Hermann Kramer berichtete dagegen in einer rechtsradikalen Zeitung, daß die Hamburger Vorführungen durch diese Proteste tatsächlich unterbrochen wurden und kritisierte die positive Würdigung dieses Films in der „Judenpresse". Vgl. H. Kramer, „Unerhörter Mißbrauch des Kinos. Das Kino als Kampfmittel des Judentums. 'Anders als die andern.'" In: *Deutschvölkische Blätter* (Hamburg) 34, Nr. 31 (22.8.1919), S. 1.

93 [W.] Fr[iedemann], „Homosexualität und Judentum", S. [1].

94 Vgl. Edward J. Bristow, *Prostitution and Prejudice: The Jewish Fight against White Slavery 1870-1939* (Oxford, 1982), S. 46, und Albert S. Lindemann, *The Jew Accused: Three Anti-Semitic Affairs (Dreyfus, Beilis, Frank), 1894-1915* (Cambridge 1991).

95 H. Kramer, „Unerhörter Mißbrauch der Kinos. Das Kino als Kampfmittel des Judentums. 'Anders als die andern'", S. 1.

96 Zu den Ansichten solcher „Spezialisten", wie etwa Moses Julius Gutmann, Alexander Pilcz, Robert Ziegler und Albert Moll, vgl. Sander L. Gilman, *Freud, Race, and Gender* (Princeton, 1993), S. 161-63. Aufgrund der statistisch erfaßten Gerichtsurteile im Hinblick auf den § 175 sowie seiner eigenen Interviews von 10 000 Homosexuellen behauptete Hirschfeld, daß die Homosexualität unter den deutschen Protestanten, Katholiken und Juden gleichermaßen verbreitet sei. Vgl. *Die Homosexualität des Mannes und des Weibes*, S.

Obwohl einige Rassenfanatiker (einschließlich Artur Dinter in *Die Sünde wider das Blut* und Adolf Hitler in *Mein Kampf*) immer wieder behaupteten, daß die jüdischen Männer unersättliche Verführer und Vergewaltiger unschuldiger „Arierinnen" seien, lag der Hauptnachdruck in den Schriften solcher Autoren weniger auf dem Phänomen der Heterosexualität, die damals noch zu den Fachausdrücken der Psychiatrie gehörte und somit noch nicht in den Populärdiskurs eingedrungen war, als auf der polymorphen Perversität der Juden.

Hirschfeld war in den reaktionären und rassistischen Kreisen durch seine Rolle in der Eulenburg-Affäre von 1907/9 bereits sehr bekannt, als er sich durch seine Gutachtertätigkeit im Hinblick auf ein Mitglied des kaiserlichen Gefolges exponiert hatte.[97] Diese Affäre war um 1920 noch längst nicht vergessen, als Hirschfeld von jemandem auf der Straße mit folgenden Worten angegriffen wurde: „Der hat die Eulenburgerei nach Deutschland gebracht."[98] Diese wütende Attacke läßt sich nicht nur darauf zurückführen, die Juden als Sündenböcke zu mißbrauchen, sondern auch auf die weitverbreitete Furcht, daß die Deutschen im Inland wie im Ausland als das Volk der Homosexuellen gelten würden. Ja, die Präfaschisten behaupteten sogar, daß Hirschfeld sowohl das Vorkriegsgerichtsdrama als auch das Nachkriegsfilmmelodrama nur in der Absicht inszeniert habe, um Deutschland zu erniedrigen. Einer dieser Männer verstieg sich sogar zu der These, all dies mit hellseherischer Einsicht bereits im voraus gewußt zu haben:

„Wer die Juden wirklich kennt, weiß immer vorher, was sie tun werden. Worauf wir gewartet haben, ist prompt eingetroffen. Kaum war der Judenkrieg zu Ende, das Deutsche Reich zunächst geschlagen und äußere Ruhe eingetreten, als Magnus Manasse Hirschfeld eine fieberhafte Tätigkeit für sein Gewerbe entfaltete: dieser Onan stellte nun auch das Kino in seinen Dienst. Damit sollten die Massen verwirrt werden, um nachher nichts mehr darin zu finden, wenn er und seine Gefolgsleute gegen den § 175 vorgingen."[99]

Dieser Rachefeldzug blieb nicht auf übelwollende Schmähungen beschränkt. Während des Kapp-Putsches vom März 1920 erschien Hirschfelds Name auf einer Liste jener Volksfeinde, die „unschädlich gemacht werden müßten", und zwar „mit dem Zusatz: ‚wegen Einführung orientalischer Sitten in Deutschland'".[100] Im Februar und September 1920 versuchten organisierte Schlägergruppen, seine öffentlichen Vorträge in Hamburg mit randalierenden Auftritten zu sprengen. Im gleichen Jahr konnte Hirschfeld in Köln einen Vortrag nur mit besonderem Polizeieinsatz halten, während geplante Vorträge in Stettin und Nürnberg wegen Gewaltandrohungen von seiten militanter Reaktionäre abgesagt werden mußten. Daß es in München, der inoffiziellen Hauptstadt der entstehenden Nazibewegung, ebenfalls zu Krawallen kommen würde, gegen die sich selbst Sicherheitsmaßnahmen als unwirksam erweisen würden, war bei der reaktionären Einstellung der bayrischen Polizei vorherzusehen. Als Hirschfeld am 4. Oktober 1920 nach der Beendigung seines Vortrags, der mehrfach von Störern unterbrochen wurde, den dortigen Saal verließ, spuckte man ihm auf der Straße ins Gesicht, bewarf ihn mit Steinen und schlug ihn anschließend auf die brutalste Weise zu Boden. Nach einem einwöchigen Krankenhausaufenthalt, bei dem er sich von einer Gehirnerschütterung erholte, machte er die befremdliche Erfahrung, verfrühte Berichte seines Ablebens in deutschen und ausländischen Zeitungen zu lesen. Nach dem Widerruf solcher Berichte schrieb eine in Dresden erscheinende Jugendzeitung mit bedauerndem Ton: „Unkraut vergeht nicht."[101] Als Hirschfeld anschließend versuchte, seine Angreifer vor Gericht zu stellen, wurde seine Anklage wegen mangelnder Beweise von der Münchner Staatsanwaltschaft abgewiesen. Statt dessen leitete die gleiche Behörde gegen Hirschfeld ein Ermittlungsverfahren wegen groben Unfugs sowie eines unzüchtigen Vortrags ein.[102]

Die Zensur und ihre Folgen

Die Münchner Anklage gegen Hirschfeld wegen Unzüchtigkeit stand in Widerspruch zu den eher aufgekärten Ansichten der Berliner Behörden. Als einer der Abgeordneten des Preußischen Landtags im September 1919 versuchte, den Film *Anders als die Andern* wegen seiner „Verherrlichung" der Homosexualität verbieten zu lassen, erwiderte das Ministerium des Innern, daß eine solche Maßnahme nur möglich sei, falls dieser Film gegen die Schmutz- und Schund-Vorstellungen der Berliner Polizei verstoße, was er nicht täte.[103] Schon zwei Monate vorher hatte der Münchner Zen-

---

524f. Damit widersprach er nicht nur den bereits erwähnten Experten, die erklärt hatten, daß die Homosexualität unter Juden wesentlich verbreiteter sei als unter Nichtjuden, sondern auch Iwan Bloch und Benedict Friedländer, welche in der Homosexualität eher ein nichtjüdisches als ein jüdisches Phänomen sahen.

97 Vgl. James Steakley, „Iconography of a Scandal: Political Cartoons and the Eulenburg Affair". In: *Hidden from History: Reclaiming the Gay and Lesbian Past*. Hrsg. v. M. Duberman u.a. (New York 1989), S. 233-263.

98 „Aus der Bewegung [1921]." In: *Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen* 20, Nr. 3/4 (Juli/Oktober 1920, recte: Februar 1921), S. 125. Eine Reklame dieses Films erinnerte noch einmal an den Eulenburg-Skandal. Vgl. *Der Film* 4, Nr. 16 (19. April 1919), S. 60.

99 *Sigilla veri*, S. 1202. Manasse war nicht Hirschfelds zweiter Vorname, sondern eine von Antisemiten bevorzugte Stigmatisierung. Diese Methode erinnert bereits an das NS-Gesetz vom 17. August 1938, das von allen Juden mit nichtjüdischen Vornamen verlangte, als zweiten Vornamen „Israel" (für Männer) und „Sara" (für Frauen) zu gebrauchen.

100 „Aus der Bewegung [1920]", S. 120f.

101 Ebd., S. 127.

102 „Aus der Bewegung [1920]", S. 117-120, und „Aus der Bewegung [1921]", S. 123-142.

103 Diese Vorwürfe des Abgeordneten Menzel aus Stettin sind zitiert in: „Aus der Bewegung [1919]", S. 49f.

sur-Beirat, zu dem auch Thomas Mann als Mitglied gehörte,[104] vor seiner geplanten Erstaufführung im Juli des gleichen Jahrs den Film für alle bayrischen Kinos verboten.[105] In Österreich wurde der Film anfänglich nur für Erwachsene freigegeben und später – nach bayrischem Vorbild – gänzlich verboten.[106] Im August folgte in Karlsruhe eine stürmische Debatte im Badischen Landtag über *Anders als die Andern*, die dazu führte, daß dieser Film nur von Kinobesuchern über zwanzig besucht werden durfte.[107] Zu Anfang 1920, als in Stuttgarter Kinos bereits Werbeplakate dieses Films hingen, wurde er auch für Württemberg verboten.[108] All das verlief wie erwartet: Während dieser Film in Norddeutschland trotz heftiger Widersprüche gezeigt werden durfte,[109] blieb er fast allen Süddeutschen vorenthalten.

Sowohl die Regierung der Weimarer Republik als auch Preußens waren bemüht, die widersprüchliche Vielzahl kommunaler und landesstaatlicher Verordnungen, die noch auf die wilhelminische Praxis zurückging, die die Zensurbefugnisse den örtlichen Behörden überließ, zu Gunsten einer einheitlichen Regelung auf Republikseben zu ändern. Wie in Frankreich, England und den Vereinigten Staaten hatte sich die Zensur in Deutschland vor 1914 höchst erratisch entwickelt.[110] Während die Filmindustrie im ersten Jahrzehnt ihrer Existenz (1895–1905) kaum behördliche Eingriffe zu fürchten hatte, führte danach der sensationsheischende Inhalt früher Filmwerke, verbunden mit den lautstarken Reaktionen der Zuschauer, die von der Hochkultur kommenden Kritiker schnell dazu, dieses Medium als ein besonders korrumpierendes zu geißeln. So schrieb etwa Albert Hellwig: „Es ist außer Frage, daß Verbrecherfilme sowie andere verrohende Schundfilme eine günstige Ausgangsposition für kriminelle Handlungen bilden."[111] Besorgte Lehrer, Pfarrer und konservative Kulturgruppen gründeten darum 1905 die Kinematographische Reformpartei. Kurz darauf begann in einigen Städten die Polizei, die Filmzensur einzuführen. Den Auftakt dazu bildete Berlin, wo die Behörden verlangten, daß alle Filme spätestens drei Tage vor ihrer Vorführung zur polizeilichen Überprüfung eingereicht werden müßten. Der Polizei stand es frei, die Streichung einzelner Szenen zu verlangen oder den gesamten Film zu verbieten. Da Bilder als viel aussagekräftiger als Worte galten, wurden der Film einer viel strengeren Zensur unterworfen als andere Medien – und dies umso mehr, weil er ein wesentlich ungebildeteres Publikum anzog als Presse und Theater. Der Preußische Kultusminister sorgte sich schon 1912, daß sich die Zuschauer durch Schundfilme „zusehends an das Gewalttätige und Provokante gewöhnen und so die Fähigkeit, große Werke der Kunst in Ruhe zu betrachten, allmählich verlieren".[112]

Während die kompromißlosen Verteidiger der Hochkultur vor dem Ersten Weltkrieg das Medium des Films als bar jedes künstlerischen oder gesellschaftlichen Werts verwarfen, machten die kommerziellen Interessen der Filmhersteller und Kinobesitzer gewisse Zugeständnisse unumgänglich. Bis 1914 durften Kinder unter sechs Jahren kein Kino betreten. Kinder zwischen sechs und vierzehn konnten nur unter strenger Kontrolle stehende Matinees für Jugendliche besuchen. Alle anderen, das heißt alle Menschen über vierzehn,

---

104 Über die Rolle, die Thomas Mann im bayrischen „Lichtspiel-Censur-Beirat" spielte, vgl. Sylvia Wolf und Ulrich Kurowski, *Das Münchner Film und Kino Buch*. Hrsg. v. E. Hauff (München [1988]), S. 33. Während seiner Beiratszeit sprach er in einem Privatbrief von „Hirschfeld und seinem gräßlichen Komitee". Vgl. seine *Briefe*, Bd. 1. *1899–1936*. Hrsg. v. E. Mann (Frankfurt a.M. 1961), S. 180. Wie viele deutsche Intellektuelle unterschied Thomas Mann eindeutig zwischen Popular- und Hochkultur, das heißt hielt eine Zensur für Filme für notwendig, während er sich 1929 auf einem Treffen des Schutzverbands Deutscher Schriftsteller scharf gegen eine Zensur des gedruckten Worts aussprach. Vgl. *Das Münchner Film und Kino Buch*, S. 91. Über Thomas Manns und den Film der Weimarer Republik vgl. *Hätte ich das Kino! Die Schriftsteller und der Stummfilm*. Hrsg. v. L. Greve u.a. (Stuttgart 1976), S. 206–15.

105 *Verzeichnis in Deutschland gelaufener Filme. Entscheidungen der Filmzensur 1911-1920: Berlin, Hamburg, München, Stuttgart*. Hrsg. v. Herbert Birett (München, 1980), S. 562.

106 Das Wiener „Schulverbot" findet sich in *Paimann's Film-Liste* (Wien), Nr. 173 (11.-17.7.1919), S. 230. Über das spätere Totalverbot dieses Films vgl. Hirschfeld: „Aus der Bewegung [1919]", S. 49. Die Zensurbehörde muß jedoch ihren Entscheid später vorübergehend widerrufen haben, da Hirschfeld schreibt, daß der Film sowohl in Wien im November 1919 als auch in Graz gezeigt wurde. Vgl. „Aus der Bewegung [1920]", S. 112f., 114f. In Graz gelang es den Widersachern dieses Films „nach einer geharnischten Rücksprache bei Landeshauptmann, Bürgermeister und Polizeidirektor" ein Verbot zu erwirken. Vgl. Jugo, „Geschlechtswissenschaft und Schundfilm". In: *Alldeutsches Tageblatt*, Nr. 17 (22.1.1920), Ausschnitt ohne Seitenangabe in F.J.M. Rehse Archiv für Zeitgeschichte und Publizistik, München.

107 „Kreuziget ihn?" In: *Lichtbild-Bühne* 12, Nr. 34 (23. August 1919), S. 26f.

108 C. Grieb, „Organisation!" In: *Die Freundschaft*, Bd. 2, Nr. 8 ([Februar] 1920), S. 3.

109 Einer Anzeige in der Zeitschrift *Lichtbild-Bühne* 12, Nr. 30 (26.7.1919), S. 57, zufolge wurde *Anders als die Andern* am 12. Juli von der Zensurkommission für Sachsen, die thüringischen Staaten und Anhalt einstimmig freigegeben.

110 Otto von Leixner, ein Journalist und Zeitschriftenherausgeber, gründete 1901 den Volksbund zur Bekämpfung des Schmutzes in Wort und Bild. Die Ligue française de la moralité publique hielt ihren ersten Congrès des sociétés anti-pornographiques im Jahr 1905 ab. Drei Jahre später veranstalteten diese beiden Gruppen einen zweiten internationalen Kongreß gegen Schmutz und Schund in Paris. Vgl. Peter Gay, *Erziehung der Sinne*. (München 1986), S. 362.

111 Albert Hellwig, Deutschlands führende Autorität in Fragen der Filmgesetze, machte dieses Statement 1911. Zit. in Gary D. Stark, „Cinema, Society, and the State: Policing the Film Industry in Imperial Germany". In: *Essays on Culture and Society in Modern Germany*. Hrsg. v. G. D. Stark und B. K. Lackner (College Station, Texas 1982), S. 134.

112 Ebd., S. 132.

durften sich jene Filme ansehen, welche die Zensoren genehmigt und aus denen sie alle Darstellungen schwerwiegender Verbrechen beseitigt hatten. Geringere Vergehen durften nur gezeigt werden, falls der Täter seine gerechte Strafe erhielt. Alle unzüchtigen Szenen, die entweder an die niederen Triebe der Zuschauer appellierten oder ihr Anstandsgefühl verletzten, wurden ebenso rigoros entfernt wie alle Szenen, die aus politischen, gesellschaftlichen oder religiösen Gründen als anstößig galten. Die zahlreichen kommunalen Zensurräte wurden dabei nach und nach durch zentrale Zensurräte in den Hauptstädten Preußens, Bayerns, Sachsens, Badens und Württembergs abgelöst.

Während der Kriegsjahre stellte die Kinoreformbewegung drei Forderungen auf, für die sie im Reichstag eine gewisse Zustimmung fand: 1. eine staatliche Zensur, die auch örtliche Eingriffe zuließ, falls Filme gegen die herrschende Moralvorstellung einer bestimmten Gegend verstießen, 2. die Kommunalisierung, das heißt die Überführung aller Kinos in städtisches Eigentum, und 3. die Verstaatlichung der Produktion und des Vertriebs von Filmen. Über Fragen der Zensur verständigte man sich relativ schnell. Die anderen zwei Maßnahmen blieben dagegen kontrovers, weil sie in die Eigentumsrechte eingriffen. Innerhalb der Filmindustrie waren die Reaktionen auf diese Vorschläge sehr gemischt. Im Gegensatz zu den Besitzern kleiner Kinos, welche die Aussicht auf eine staatliche Anstellung recht attraktiv fanden, opponierten die Aktionäre der großen Filmateliers gegen solche Enteignungsvorstellungen in aller Schärfe.

Während diese Vorschläge noch debattiert wurden, machte ein österreichischer Filmregisseur mit einer Reihe von Filmen in Deutschland von sich reden, die für die Nachkriegsära von großer Bedeutung werden sollten. Vor 1914 produzierte Richard Oswald nur einige Detektiv- und Gruselfilme, die wenig Beachtung gefunden hatten. In schroffer Ablehnung des chauvinistischen Enthusiasmus, der für die ersten Kriegswochen bezeichnend war, hatte er darauf das Skript zu einem von ihm gedrehten Antikriegsfilm unter dem Titel *Das Eiserne Kreuz* geschrieben, von dem große Teile sofort der Schere des Zensors zum Opfer fielen. Im folgenden Jahr produzierte er den Film *Das Laster*, in dem er den Untergang eines Alkoholikers schilderte und der von der Zensur mit Kinderverbot belegt wurde. Ende 1916 drehte er in Verbindung mit der Deutschen Gesellschaft zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten den Film *Es werde Licht!* Hierbei handelte es sich um ein medizinisches Melodrama, in dessen Mittelpunkt ein Syphilitiker steht, der mit seiner Krankheit seine Frau und auch seine ungeborene Tochter infiziert. Dieser Film passierte nicht nur die Zensur, sondern erhielt auch den Beifall vieler Reichstagsabgeordneter, die sich von diesem Film eine warnende Wirkung auf all jene deutschen Soldaten versprachen, welche die von den Militärkommandos eingerichteten Bordelle besuchten.[113]

Durch diesen Erfolg ermutigt, stellte Oswald 1917/18 als Regisseur und Drehbuchautor zwei Fortsetzungen dieses Films her, diesmal mit der Unterstützung der Ärztlichen Gesellschaft für Sexualwissenschaft und der fachlichen Beratung von seiten Dr. Iwan Blochs. Nach Blochs vorzeitigem Tod arbeitete Oswald zum erstenmal mit Magnus Hirschfeld zusammen, der 1918 als der wissenschaftliche Berater des vierten Teils von *Es werde Licht!* fungierte. Dieser Teil trug den Titel *Sündige Mütter (Strafgesetz § 218)* und wandte sich gegen die Praktiken der Engelmacherinnen. Der gemeinsame Nenner all dieser „Aufklärungsfilme" war der starke Akzent auf der Sexualhygiene, in jedem Teil personifiziert in der Figur eines allwissenden Arztes. Schon vor Kriegsende faßten Oswald und Hirschfeld zwei weitere, noch gewagtere Filmprojekte ins Auge: *Anders als die Andern (§ 175)* und *Die Prostitution*.[114] In dem letzteren zeigen sie, daß die Prostituierten von einer heuchlerischen Gesellschaft zu Unrecht verdammt wurden.[115]

Beide Filme wurden in jener günstigen Zeitspanne hergestellt und vertrieben, als nach der deutschen Niederlage im Ersten Weltkrieg viele der alten Bestimmungen nicht mehr galten. Schon am 12. November 1918 verkündete der Rat der Volksbeauftragten als ersten Regierungsakt einen Erlaß, dessen dritter Paragraph folgendermaßen lautete: „Eine Zensur findet nicht statt, die Theaterzensur ist aufgehoben."[116] Als der Polizeichef von Berlin darauf beharrte, daß die Filmzensur, die in diesem Erlaß nicht wörtlich erwähnt worden war, weiter bestehen solle, erkärte Philipp Scheidemann, der spätere erste Kanzler der Weimarer Republik, am 23. November ausdrücklich:

---

113 Der Film *Es werde Licht!* wurde von einigen Reichstagsabgeordneten als außerordentlich wertvoll gewürdigt. Vgl. R. Oswald, „Die Vereinigten Verbände und die Zensurfrage". In: *Film-Kurier* 1, Nr. 45 (19.7.1919), S. 1. Zum Problem der Geschlechtskrankheiten im Ersten Weltkrieg vgl. Hirschfelds *Sittengeschichte des Weltkrieges*, Bd. 1, S. 219-248; zu den Militärbordellen vgl. ebd., S. 305-403.

114 Daß diese beiden Filme bereits vor dem November 1918 projektiert wurden, erwähnt Oswald in: „Zensur oder Selbstzucht?" In: *Film-Kurier* 1, Nr. 12 (19.6.1919), S. [1].

115 Eine kritische Stellungnahme zu *Die Prostitution* sowie „Aufklärungsfilmen" allgemein bot Kurt Tucholsky, „Die Prostitution mit der Maske". In: *Gesammelte Werke*, Bd. 2: *1919-1920*. Hrsg. v. M. Gerold-Tucholsky und F. J. Raddatz (Reinbek bei Hamburg, 1976), S. 84-86. Zur deutschen Diskussion der Prostitution vgl. Lynn Abrams, „Prostitutes in Imperial Germany, 1870-1918: Working Girls or Social Outcasts?" In *The German Underworld: Deviants and Outcasts in German History*. Hrsg. v. Richard J. Evans (New York 1988), S. 189-209.

116 Zit. in „Zur Zensurfrage". In: *Lichtbild-Bühne* 11, Nr. 51 (21.12.1918), S. 44.

„Die Reichsregierung hat jegliche Zensur, also auch die Filmzensur, aufgehoben."[117] Um die Autorität der Nationalregierung gegenüber den Landesregierungen zu verstärken, wandte sich Scheidemann in zweierlei Hinsicht gegen den Status quo. Erstens eliminierte er im Hinblick auf den Film all jene wilhelminischen Zensurverordnungen nach 1906 sowie alle besonderen Restriktionen der Kriegszeit, zweitens verfügte er eine nationale Vereinheitlichung auf diesem Gebiet und machte so von heute auf morgen dem bisherigen Wirrwarr städtischer und staatlicher Zensurbestimmungen und -behörden den Garaus. Scheidemanns Erlaß rief Stürme der Entrüstung hervor, sowohl auf seiten der Kinoreformbewegung als auch der Länderregierungen.

Eine ernsthafte Auseinandersetzung über diese neuen Bestimmungen setzte im Dezember 1918 ein, als das Preußische Ministerium des Innern einerseits Scheidemanns grundsätzliche Aufhebung der Zensur bestätigte und andererseits die örtlichen Behörden zu beschwichtigen versuchte, indem es alle deutschen Länder einlud, fachlich qualifizierte Beamte zu einer Reichstagung über Kinobestimmungen nach Berlin zu delegieren. Die bereits vor dem Krieg bestehende Besorgnis über die Wirkung von Schundfilmen auf die niederen Klassen wurde jetzt wegen der unvorhergesehen Welle an sogenannten Aufklärungsfilmen, welche sich die Abwesenheit von Zensur zunutze machten, nur noch stärker. Während Oswald bei seinen Pionierleistungen auf diesem Gebiet seine kommerziellen Kalkulationen stets mit der aufrichtigen Bemühung verbunden hatte, die Verlogenheit der bürgerlichen Moralvorstellungen zu entlarven, beuteten jetzt skrupellose Filmemacher den Anspruch, „aufklärerisch" zu wirken, nur dazu aus, Tabus zu zertrümmern, indem sie lüstern stimmende Kassenschlager auf den Markt warfen, welche melodramatische Elemente mit reißerischer Frivolität vermengten.

Im April 1919 hielten Dr. Quark und Dr. Sinzheimer, beides Vertreter der Kinoreformbewegung, vor der verfassungsberatenden Kommission in Weimar Vorträge, die in dem Antrag gipfelten, die Filmzensur erneut einzuführen. Alarmiert über diesen Versuch schickten die Vereinigten Verbände der Deutschen Filmindustrie sofort eine Delegation nach Weimar, um Einspruch zu erheben. Zur gleichen Zeit druckten die ebenso besorgten Herausgeber der Fachzeitschriften der Filmindustrie eine Fülle von Alternativvorschlägen ab, in denen sie vor allem die freiwillige Selbstkontrolle der Filmbranche befürworteten.[118] Während sich die Politiker im Hinblick auf die „Kommunalisierung" und „Sozialisierung", die von einer unheiligen Allianz von Rechten und Linken unterstützt wurden, nicht einigen konnten, entschieden sich Politiker aller Couleur – wegen der Welle der Aufklärungsfilme – dafür, eine Neueinführung der Zensur zu erwägen. Am 21. Juni 1919 beschloß der Verfassungsausschuß der Nationalversammlung, diese Frage einer Sonderregelung zu überlassen, indem er im Artikel 11 höchst vage erklärte: „Jeder Deutsche hat das Recht, seine Meinung durch Wort, Schrift, Druck und Bild innerhalb der Schranken der Gesetze frei zu äußern. Eine Zensur findet nicht statt, doch können über Vorführung von Lichtbildstücken abweichende Bestimmungen getroffen werden."[119] Dieser Warnschuß in Richtung Filmindustrie ermutigte die Kinoreformbewegung, ihre Aktivitäten zu verstärken.

In der Woche vor der entscheidenden Abstimmung hatte der Zentralverband der Filmverleiher auf einer Mitgliederversammlung noch einmal gegen die drohende Gefahr staatlicher Kontrollen protestiert. Da Richard Oswald bei diesem Treffen nicht anwesend war, wurde über ihn besonders viel diskutiert, ja, einige Redner sahen in den Filmen *Anders als die Andern* und *Die Prostitution* die Hauptursachen für die bevorstehenden Maßnahmen.[120] Empört über diese Stellungnahmen, ließ Oswald in einer Filmzeitschrift einen offenen Brief einrücken, in dem er erklärte, daß seine Filme „weder nackte Weiber, nicht einmal dekolletierte" enthielten. Genau besehen, fände sich in ihnen „nichts, was imstande wäre, das Gemüt eines jungen, unschuldigen Mädchens ins Wanken zu bringen". In dem Gefühl, daß man ihn ungerechterweise zum Sündenbock abgestempelt habe, führte Oswald in diesem Brief die Titel und Herstellungsateliers von 45 sogenannten Aufklärungsfilmen an, die in den vorausgehenden Monaten auf den Markt gekommen waren, unter anderem *Seelenverkäufer*, *Die Verführten*, *Sklaven der Sinnlichkeit*, *Hyänen der Lust*, *Herr der Liebe*, *Die von der Liebe leben*, *Gezeichnete Mädchen*, *Käufliche Liebe*, *Das Paradies der Dirnen*, *Die Hölle der Jungfrauen*, *Die Nackten*, *Der Saal der sieben Sünden*, *Freie Liebe* und *Sündenlust*.[121] Alles in allem wurden

---

117 Ebd.

118 Vgl. u.a. „Die Zensur". In: *Lichtbild-Bühne* 11, Nr. 52 (28. Dezember 1918), S. 24, 26; R. Genenncher, „Zensurfreiheit". In: *Der Kinematograph* 12, Nr. 640/641 (23. April 1919), S. [1-2]; „Eine freiwillige Branchezensur?" In: *Der Film* 4, Nr. 25 (21. Juni 1919), S. 24-25.

119 *Die Verfassung des Deutschen Reichs vom 11. August 1920* ([Berlin 1920]), S. 43. Die Weimarer Verfassung wurde am 11.8.1919 verkündet. Der Artikel 11 wurde 1920 in den Artikel 118 umnumeriert.

120 „Eine freiwillige Branchezensur?" In: *Der Film* 4, Nr. 25 (21.6.1919), S. 24.

121 R. Oswald, „Zensur oder Selbstzucht?" In: *Film-Kurier* 1, Nr. 12 (19.6.1919), S. [1]. Zwei Tage später erschien in der gleichen Zeitschrift (Nr. 13 vom 21. Juni 1919, S. [2]) unter dem Titel „Anders als die Andern" und mit der Autorenangabe „Job" folgendes Gedicht:

Gar nützlich sehr und angenehm / Ist stets das Sexualproblem. / Dem einen dient's für Seel' und Leib / Zu allbeliebtem Zeitvertreib, / Der andere macht, wenn es sich trefft, / Damit ein glänzendes Geschäft. / So leuchten denn von allen Teilen / Der buntbeklebten Litfaßsäulen / In ganz gigantischem Formate / Die allerneusten Filmplakate. / Hier lockt die „Prostitution" / Uns alle mit Sirenenton, / Dort gibt's für Männer und für Frauen / „Die Sünde einer Nacht" zu schauen, / Hier ist gar „Sünd'ges Blut" zu sehn, / Doch „Sündenlust" ist auch ganz schön; / „Die Kupplerin" winkt in

während der Periode der Zensurlosigkeit rund 150 solcher Filme hergestellt,[122] die einen beträchtlichen kommerziellen Erfolg für sich verbuchen konnten.

Der Film *Anders als die Andern* war also keineswegs der einzige, der im Jahr 1919 einen Entrüstungsturm hervorrief. So stürmte im gleichen Jahr das Publikum in einem Düsseldorfer Kino auf die Bühne und zerstörte die Leinwand, als dort der Film *Das Gelübde der Keuschheit* gezeigt wurde, in dem es um die sexuellen Praktiken katholischer Priester ging.[123] In Breslau, Bielefeld, Dresden und Leipzig kam es zu lautstarken Protestkundgebungen gegen Schundfilme seitens bestimmter Jugendgruppen, die von ihren örtlichen Pfarrern und Politikern dazu mobilisiert worden waren. Ein anderer solcher Antipornoprotest fand in München statt. Der Evangelische Frauenverein ging sogar soweit zu behaupten, daß die Hälfte der deutschen Prostituierten durch solche Filme zu ihrem Gewerbe angeregt worden seien.[124] Nichtsdestotrotz wurde der Film *Anders als die Andren* von den Zeitgenossen als das bezeichnendste Beispiel innerhalb der allgemeinen Welle an Aufkärungsfilmen hingestellt. Selbst die späteren Filmhistoriker haben das Thema der Homosexualität immer wieder als ein für dieses Genre besonders charakteristisches bezeichnet,[125] als ob es mehr als einen einzigen Film zu diesem Thema gegeben hätte. Wegen seiner Offenheit in der Darstellung der Homosexualität war der Film *Anders als die Andern* tatsächlich einmalig. Alle anderen Filme der Stummfilmära, die man als „homoerotisch" klassifizieren könnte, waren in ihren Darstellungsmitteln so zurückhaltend, daß sie ohne weiteres die Filmzensur passierten und kaum Anstoß beim Publikum erregten.[126]

der Nähe, / Dort lädt man uns zu „Lillis Ehe", / Ich wette, ebenso gefällt's, / Besieht man sich „Venus im Pelz". / Man sieht „Das mysteriöse Bett", / „Das Gift im Weib" ist grad' so nett / Und „Nach dem Mann der Schrei" nicht minder; / Das „Fräulein Mutter" schreit um Kinder. / Wie lieblich wirkt in diesem Tanz / Der gute, alte „Myrthenkranz". / Natürlich erst, wenn er zerrissen, / Wie wir durch „Die Verführten" wissen. / Daneben fällt uns auf beim Wandern / Ein Drama „Anders als die Andern." / Auch dies betätigt mit Genuß / Sich ganz in sexualibus. / Und wenn ich sehe, wie ringsum / So einstürmt auf das Publikum / In wilder Flut Erotik nur / Unter dem Mantel der Kultur, / Denk' ich: „Wenn ich 'nen Film nur wüßt', / Der '*Anders als die Andern*' ist!"

122 Diese Zahl findet sich bei W. Theis, „Verdrängung und Travestie.". In: *Eldorado* (vgl. Anm. 12), S. 102.

123 „Die Bewegung gegen die Aufklärungsfilm[e]". In: *Lichtbild-Bühne* 12, Nr. 32 (9. August 1919), S. 20.

124 Vgl. Thomas Schorr, *Die Film- und Kinoreformbewegung und die deutsche Filmwirtschaft*, Diss. phil., Universität der Bundeswehr (München 1990), S. 174-175.

125 Vgl. u.a. Curt Moreck (d.i. Konrad Haemmerling), *Sittengeschichte des Kinos* (Dresden 1926), S. 189f., Siegfried Kracauer, *From Caligari to Hitler: A Psychological History of the German Film* (Princeton, 1947), S. 45 und Paul Werner, *Die Skandalchronik des deutschen Films*, Bd. 1: *Von 1900 bis 1945* (Frankfurt a.M 1990), S. 93-96.

126 Bei der Darstellung der männlichen Homoerotik müssen sowohl deutsche Produktionen sowie skandinavische Importe berücksichtigt werden. Vor 1919 gab es nicht weniger als drei Verfilmungen von Oscar Wildes *The Portrait of Dorian Gray*: 1. einen 1913 von der Skandinavisk Film gedrehten Streifen, der in Deutschland unter dem Titel *Das Bildnis des Dorrian Gray* gezeigt wurde, 2. einen deutschen Film mit dem Titel *Das Bildnis des Florian Klee* (1916) und 3. einen 1917 von Richard Oswald unter dem Titel *Das Bildnis des Dorian Gray* gedrehten Film. Alle drei waren für Kinder unter vierzehn verboten. Aus dem Film von Oswald wurden in der Schlußszene, in der Grays Leichnam vor seinem Porträt liegt, einige Meter von der Zensur herausgeschnitten. Vgl. *Verzeichnis in Deutschland gelaufener Filme*, S. 240, 316, 383. Das einzige Werk, das dem Film *Anders als die Andern* den Status des „ersten Schwulenfilms" streitig machen könnte, war der schwedische Film *Vingarne* (d.i. *Die Flügel*, 1916), der in Deutschland unter dem Titel *Ikarus* lief und ebenfalls für Kinder verboten wurde (ebd., S. 384). Ein detaillierte Beschreibung mit Standfotos findet sich bei Gösta Werner, *Mauritz Stiller och hans filmer 1912-1916* (Stockholm 1969), S. 312-324. Sein Regisseur war Mauritz Stiller, ein in Helsinki geborener russischer Bürger jüdischer Abstammung, der seinen Vornamen von Moshe in Mauritz änderte. Vgl. Gösta Werner, *Mauritz Stiller--Ett livsöde* (Stockholm 1991), der allerdings Stillers Homosexualität verschweigt. Vgl. auch Mark Finch, „Mauritz Stiller's *The Wings* and Early Scandinavian Gay Cinema". In: *European Gay Review* (London) 2 (1987), S. 26-31. Er wurde nach dem Roman *Mikael* des Dänen Hermann Bang gedreht, der 1924 noch einmal für den deutschen Film *Michael* bearbeitet wurde, bei dem der Däne Carl Theodor Dreyer Regie führte. Hirschfeld war 1929 an der Herstellung des Films *Geschlecht in Fesseln* beteiligt. In ihm wurde auf melodramatische Weise die Geschlechtsnot von Gefängnisinsassen behandelt. Die Berliner Zensoren schnitten aus diesem Film einen Teilabschnitt von 39 Metern heraus, in dem es um eine gleichgeschlechtliche Annäherungsversuch ging, bevor sie diesen Film - gegen den Einspruch der bayerischen Behörden - für Deutschland freigaben. Hans-Georg Stümke erwähnt zwei weitere Filme, die noch nicht die Beachtung gefunden haben, die sie verdienen: *Der Geiger des Herzogs von Aosta* (1924), eine Ufa-Produktion, die auf einem Roman von Eugen Ludwig Gattermann beruht, und *Die bronzene Tür* (1928), dem ein 1919 veröffentlichter Roman von Jelena Nagrodskaya zugrunde liegt und der von Hans Effenberger gedreht wurde. Vgl. H.-G. Stümke, *Homosexuelle in Deutschland. Eine politische Geschichte* (München, 1989), S. 55-56. *Der Knabe in Blau* (1919), Murnaus erster Film, ist oft als homoerotisches Werk bezeichnet worden, was sich jedoch nicht verifizieren läßt, da dieser Film offenbar, wie Murnau 1928 sagte, in Deutschland nie gezeigt worden ist und als verschollen gilt. Vgl. Fred Gehler und Ullrich Kasten, *Friedrich Wilhelm Murnau* (Berlin 1990), S.227. Enno Patalas bietet ein nützliches Dossier aus Standfotos dieses Films in *Friedrich Wilhelm Murnau*. Hrsg. v. P. W. Jansen und W. Schütte (München 1990), S. 61-70. Die zahlreichen deutschen und österreichischen Filme, in denen Friedrich II. von Preußen, Ludwig II. von Bayern oder der österreichische Oberst Redl im Mittelpunkt stehen, vermeiden es peinlichst, auf die Homosexualität ihrer Protagonisten einzugehen. Eine Ausnahme in dieser Hinsicht bildet lediglich der Film *Der Fall des Generalstabs-Oberst Redl* (1931). Vgl. Wolfgang

Ein völlig anderes Bild ergibt sich, wenn man die Publikumsreaktion auf den Film *Anders als die Andern* ansieht. Obwohl die Nationalversammlung bereits eine Filmzensur erwogen hatte, hatte die Weimarer Regierung noch keine Bestimmungen über konkrete Maßnahmen erlassen. Wegen der ausbleibenden staatlichen Regulationen ergriffen örtliche Behörden oft die Eigeninitiative, indem sie Filme aufgrund ihrer Unzüchtigkeit (§ 184 RStGB) einfach verboten. Angesichts des anschwellenden Protests gegen den Film *Anders als die Andern* veranstalteten Hirschfeld und Oswald am 17. Juli 1919 eine Sondervorführung dieses Films für eine eingeladene Gruppe von Vertretern der Wissenschaft,.Ärzten, Delegierten der Behörden, Künstlern und Schriftstellern.[127] Gegen Ende des gleichen Monats veröffentlichte Oswald im *Film-Kurier* eine Erklärung, daß er gegen alle gerichtlich einschreiten würde, die ihn als Hersteller von Schundfilmen bezeichneten.[128] Er hatte später oft die Gelegenheit, diese Absicht in die Tat umzusetzen.[129] Sogar in Berlin-Friedenau beschwerten sich aufgebrachte Bürger über diesen Film: zuerst beim Volksrat, dann beim Kirchenrat und schließlich beim Bezirksrat. Letzterer verabschiedete eine Resolution, in dem er die örtlichen Kinobesitzer aufforderte, keinerlei Filme mit sexuellen Themen mehr zu zeigen und zugleich die Bürgerschaft aufrief, alle Kinos zu boykottieren, die sich nicht an diese Resolution halten würden. Oswald verklagte darauf den Bezirksrat wegen Verleumdung, hatte aber keinen Erfolg damit. Die Kinobesitzer in Friedenau beugten sich dem behördlichen Druck.[130]

Im Oktober organisierte Hirschfeld eine weitere Vorführung des Films *Anders als die Andern* für Abgeordnete der Nationalversammlung, des

---

Theis, „Verdrängung und Travestie", S. 104. Theis (ebd., S. 112) konstatiert sogar homosexuelle Untertöne in Fritz Langs *Das Testament des Dr. Mabuse* (1932), ja Richard Dyer wittert Homoerotisches selbst in *Nosferatu* (1922) und *Dr. Mabuse der Spieler* (1921-22). Vgl. *Now You See It*, S. 8 und 20. Schließlich müssen auch eine Reihe von Filmen erwähnt werden, in denen Männer Frauenkleider tragen. Auf der Grundlage des autobiographischen Romans *Aus eines Mannes Mädchenjahren* (1907), der unter dem Pseudonym N.O. Body erschien und mit einem Vorwort von Hirschfeld versehen war, wurde 1919 ein gleichnamiger Film gedreht, in dem es um einen jungen Mann ging, der wegen einer Geschlechtsverwechslung versehentlich als Mädchen aufgezogen worden war. Außer in Bayern durfte dieser Film in allen deutschen Ländern gezeigt werden. Vgl. *Verzeichnis in Deutschland gelaufener Filme*, S. 564. Dieser Film sollte nicht verwechselt werden mit dem Film *Aus eines Mannes Mädchenzeit* von 1916, einem Lustspielfilm, in dem sich ein Mann als Frau verkleidet, um sich damit leichter dem weiblichen Objekt seiner Begierde nähern zu können. Vgl. Heide Schlüpmann, *Unheimlichkeit des Blicks. Das Drama des frühen deutschen Kinos* (Frankfurt a.M. 1990), S. 55-59. In dem Film *Excellenz Unterrock* (1920) geht es um das Leben des Chevalier d'Eon, eines französischen Diplomaten und Transvestiten. Lediglich als komisches Element wird das Kleidertauschmotiv in folgenden Filmen verwendet: *Eine Nacht im Mädchenpensionat* (1913), *Der Fürst von Pappenheim* (1927), Reinhold Schünzels *Viktor und Viktoria* (1933), *Charleys Tante* (1934) und *Die göttliche Jette* (1937).

[127] Vgl. „Aus der Bewegung [1919]", S. 20. Die Sondervorführung wurde u.a. von Dr. Ludwig Fulda, Medizinalrat Prof. Hirschberg, Polizeirat Stüwer, Richard Schott besucht. Vgl. dazu „Ist der Film 'Anders als die Andern' unsittlich?" In: *Film-Kurier* 1, Nr. 39 (20.7.1919), S. [2].

[128] Dieses Statement erschien in: *Film-Kurier* 1, Nr. 24 (3.7.1919), und wurde erneut abgedruckt in: *Richard Oswald. Regisseur und Produzent*, S. 33f.

[129] Ein Fall, bei dem es sich um einen Eingriff auf lokaler Ebene handelte, wurde vom Bürgermeister von Grevesmühlen, einer kleinen Stadt im Mecklenburgischen, in der *Deutschen Zeitung*, Nr. 532 (27.11.1919), beschrieben. Als dieser Mann hörte, daß der Film *Anders als die Andern* in einem örtlichen Kino gezeigt werden sollte, schritt er polizeilich dagegen ein. Einige Tage später, als das Bürgermeisteramt von Richard Oswald eine Sendung mit positiven Zeitungsberichten erhielt, schrieb er an Oswald, daß er diesen Film verboten habe, weil andere Zeitungen ihn als „große Schweinerei" bezeichnet hätten. Daraufhin schrieb Oswald ihm einen wütenden Brief, den er zugleich an die vorgesetzten Behörden in Schwerin schickte: „'Ich verbiete Ihnen jede Einmischung in Sachen, die Sie nichts angehen. In Deutschland gibt es keine Zensur. Es ist unerhört, daß Sie es wagen, einen Film, den Sie nicht kennen, als 'Schweinerei' zu bezeichnen. Ich mache Sie jetzt schon darauf aufmerksam, daß, falls Sie Ihre durch nichts gerechtfertigte Drohung durchführen, ich Ihnen einen Schadenersatzprozeß anhänge, dessen Höhe wahrscheinlich *über* das Gemeindevermögen der Stadt Grevesmühlen geht.'" Wenige Stunden nach Eingang dieses Briefs erhielt der Bürgermeister von seinen Vorgesetzten in Schwerin einen Anruf, in dem sie Oswalds Position unterstützten. Als er dennoch auf seinem vorhergehenden Bescheid beharrte, erklärten ihm seine Vorgesetzten, daß es ihre Sache sei, in solchen Dingen Entscheidungen zu fällen. Angesichts dieser Situation verständigte der Bürgermeister „schweren Herzens" den örtlichen Kinobesitzer, daß er den Film nunmehr zeigen könne, fügte jedoch gerissenerweise hinzu, daß, falls irgendjemand gegen diesen Film Einspruch erheben sollte, er als Kinobesitzer sich persönlich wegen „Erregung öffentlichen Ärgernisses" zu verantworten habe. Darauf entschied sich letzterer, den Film lieber nicht zu zeigen. Einige Tage später hörte der Bürgermeister, daß Oswald gegen ihn eine Klage eingereicht habe, und zwar wegen Verleumdung und nicht wegen finanzieller Schädigung. Der Bürgermeister schloß seinen Bericht mit der zuversichtlichen Hoffnung, daß er freigesprochen würde. Zit. in: *Sigilla veri*, S. 1205f. In einem nachfolgenden Bericht, der ebenfalls in der *Deutschen Zeitung* erschien, schrieb der gleiche Bürgermeister, daß sein erster Bericht von vielen Zeitungen nachgedruckt worden sei und eine wahre Flut an zustimmender Post von „deutsch empfindenden Gesinnungsfreunden" ausgelöst habe, von denen ihn einige mit neuen Materialien versorgt hätten, die seine Haltung eindeutig unterstützten. In dem Entscheid, den das Hannoversche Amtsgericht am 19. Januar 1920 fällte, wurde Oswalds Klage zurückgewiesen und damit der Fall erledigt. Nachgedruckt in: [Karl] Br[unner], „'Meine Kinoklage'". In: *Die Hochwacht.* (Heidenau) 10, Nr. 10 (Oktober 1920), S. 44-45.

[130] Vgl. M. Maulbecker, „Die Friedenauer Tugendwächter", Sp. [2]; unbetitelter Text ohne Autorenangabe. In: *Lichtbild-Bühne* 12, Nr. 30 (26.7.1919), S. 23; R. Hennig, „Vom Geist der Zeit. Gegen die 'Aufklärungs'-Filme". In: *Die Hochwacht* 9, Nr. 10 (Oktober 1919), S. 234f.

Preußischen Landtags sowie andere Regierungsbeamte.[131] Seit der Verabschiedung des Artikels 11 der Weimarer Verfassung oblag die Verantwortlichkeit für die Abfassung eines deutschen „Lichtspielgesetzes" dem Preußischen Ministerium des Innern. Als eine vorläufige Fassung, welche sowohl Zensur als auch Kommunalisierung des Films vorsah, in die Öffentlichkeit drang, war die Kinoreformbewegung begeistert, während die Filmindustrie von der Panik ergriffen wurde und sich endlich zu einer einheitlichen Lobby zusammenschloß.[132] Am 8. Oktober hielt der Groß-Berliner Ausschuß zur Bekämpfung der Schundliteratur ein Treffen ab, bei dem es zu heftigen antisemitischen Ausfällen kam. Das Eröffnungsreferat unter dem Titel „Kinoschäden und ihre Bekämpfung" hielt Dr. Karl Brunner, der den sogenannten Aufklärungsfilm als das „Durchschnittsprodukt einer moralisch verrotteten Filmwirtschaft" anprangerte.[133] Am folgenden Tag nahmen Oswald und Hirschfeld an einer Sondervorführung des Films *Anders als die Andern* im Zentralinstitut für Erziehung und Unterricht in Berlin gelegentlich eines Lehrgangs zur Einführung in die Sexualpädagogik teil. Oswald schrieb später über diese Veranstaltung:

„Während der Film lief, stand mitten in der Vorstellung ein Herr auf und rief: „Wenn man diese Schweinerei sieht . . ." Ich stoppte sofort die Vorführung, indem ich meine Hand erhob und schrie: „Wenn einer diesen Film als Schweinerei bezeichnet, so ist er selbst ein Schwein, Herr Professor Brunner!" Brunner war bekanntlich ein Vorbote der Nazizeit. Was geschah? Eine Ovation für mich. Zehn Minuten stürmischer Applaus. Herr Brunner verließ schreiend das Lokal. Die Vorführung ging erfolgreich weiter."[134]

Von 1911 bis zum November 1918 war Brunner der Leiter des Theater- und Filmzensurbüros der Berliner Polizei gewesen, wo er den Standpunkt vertreten hatte, daß „das Kino keine künstlerischen Meriten, ja, überhaupt keine soziale Rechtfertigung habe und eine kaum zu unterschätzende Bedrohung sowohl der ästhetischen Normen als auch der Moral der deutschen Nation darstelle."[135] Als die Zensur abgeschafft wurde, fühlte er sich in seiner Autorität zutiefst erschüttert.[136] Die *Lichtbild-Bühne* schrieb kurz darauf, daß Brunners Sohn der Rädelsführer der Berliner Proteste gegen den Film *Anders als die Andern* gewesen sei.[137]

Auf einer höheren Ebene als all diese Ereignisse konnte der Gegensatz zwischen Nord- und Süddeutschland im Hinblick auf die angebliche Unzüchtigkeit bestimmter Filme nur durch die Verabschiedung einer national verbindlichen Zensurbestimmung beseitigt werden. Im Jahr 1920 brachten die Befürworter der Zensur im Reichstag den Entwurf eines Lichtspielgesetzes ein, der so drastisch war, daß er später von den Nazis revisionslos übernommen werden konnte.[138] Eine sechzigköpfige Delegation der Filmlobby versuchte vergeblich in letzter Minute zu intervenieren. Der Reichstag entschied jedoch am 15. April, nach einer parlamentarischen Beratung von nur zehn Minuten, daß von nun an alle Filme vor ihrer Freigabe einer staatlichen Prüfstelle vorgelegt werden mußten, die sie aus folgenden Gründen – der Gefährdung der öffentlichen Ordnung oder Sicherheit, der Verletzung des religiösen Empfindens, verrohender oder entsittlichender Wirkungen, der Schädigung des deutschen Ansehens oder der Beziehungen Deutschlands zu auswärtigen Staaten – entweder teilweise oder ganz verbieten könne. Ein weiterer Schlag gegen die Filmindustrie war, daß nur noch Menschen über achtzehn die regulären Kinos besuchen durften, während in der Vorkriegszeit schon Vierzehnjährige Kinos besuchen durften. Die Befürworter einer Kinoreform waren allerdings ebenfalls enttäuscht, da dieses Gesetz keine Kommunalisierung, Sozialisierung

---

131 Vgl. „Aus der Bewegung [1920]", S. 116f.

132 Der Reichsfilmrat wurde 1920 in Berlin gegründet. Vgl. T. Schorr, *Die Film- und Kinoreformbewegung*, S. 171f.

133 Ebd., S. 173. Kurze Zeit später hielt Brunner eine Rede auf einem Treffen von Kinoreformern in Friedenau. Einem Anwesenden zufolge begann fast jeder Beteiligte seine Bemerkungen mit den Worten: „Ich bin ein Antisemit." Als im Februar 1920 die Nürnberger Kulturelle Gemeinde eine Tagung abhielt, die der präfaschistische Vortrupp organisiert hatte, zog Brunner zweieinhalb Stunden gegen den „Kinoschund" vom Leder und bezeichnete dabei u.a. Reinhold Schünzel, der den Franz Bollek gespielt hatte, als einen „spezifischen Vertreter des Zuhältertums". Vgl. ebd., S. 173-176.

134 Zit. in *Richard Oswald, Regisseur und Produzent*, S. 25f. Oswalds Erinnerungen sind in diesem Punkt etwas ungenau. Er behauptet, daß diese Sondervorführung am 17. Juli im Prinzeß-Theater stattfand und daß sich im Publikum auch Ferdinand Sauerbruch und Gustav Stresemann befunden hätten. Über den exakten Zeitpunkt und Ort vgl. als zeitgenössische Quelle: Z., „Vom Geist der Zeit. 'Anders als die andern'". In: *Die Hochwacht* 9, Nr. 10 (Oktober 1919), S. 236. Beide Berichte stimmen jedoch darin überein, daß Brunner den Saal verlassen mußte.

135 Vgl. G. D. Stark, „Cinema, Society, and the State: Policing the Film Industry in Imperial Germany", S. 140. Nach seinen Jugend- und Bildungsjahren in Süddeutschland begann Brunner seine Karriere als Gymnasialprofessor für Geschichte in Karlsruhe und Pforzheim, wo er sich innerhalb der Sittlichkeitsbewegung als Vortragsredner einen Namen machte. Er schrieb nicht nur Pamphlete gegen Schmutz und Schund, sondern verfaßte und edierte auch zahlreiche Bücher für junge Leser, in denen er die Heimatkunstideale sowie den deutschen Militarismus und Kolonialismus glorifizierte. Anläßlich seines siebzigsten Geburtstags wurde er von den Nazis mit der Goethe-Medaille für Kunst und Wissenschaft ausgezeichnet. Vgl. T. Schorr, *Die Film- und Kinoreformbewegung*, S. 95-99, 173-179.

136 1919 erhielt Brunner einen Posten am Preußischen Wohlfahrtsministerium und ließ sich 1922 pensionieren. Vgl. ebd., S. 95, 173.

137 In dem Aufsatz „Die Bewegung gegen die Aufklärungsfilm[e]". In: *Lichtbild-Bühne* 12, Nr. 32 (9. August 1919), S. 20f., wird zwar Brunners Name nicht ausdrücklich genannt, aber doch deutlich genug auf ihn hingewiesen.

138 Vgl. Rüdiger Lautmann und Michael Schetsche, *Das pornographierte Begehren* (Frankfurt a.M. 1990), S. 142 et passim.

und örtliche Kontrolle vorsah.[139] Für Brunner war es ein gewisser Trost, daß eine seiner engen Verbündeten, nämlich Anna von Gierke, eine Deutsch-Nationale Reichstagsabgeordnete, zur Leiterin der Berliner Zensurkammer ernannt wurde. Das neue Lichtspielgesetz wurde am 12. Mai 1920 offiziell verkündet und trat am 16. Juni in Kraft.[140]

Kurz darauf mußte der Film *Anders als die Andern* der Zensurkammer vorgelegt werden, die fünf Gutachter bestellte, darunter Prof. Emil Kraepelin[141], Dr. Albert Moll[142] und Dr. Siegfried Placzek.[143] Alle drei waren seit langem mit Hirschfeld verfeindet. Kraepelin und Moll behaupteten von sich, daß sie die Homosexualität durch Hypnose heilen könnten, eine Behandlungsmethode, die der Film *Anders als die Andern* abgelehnt hatte. Da er Kraepelin als Wissenschaftler mit einem kaum angreifbaren Renomee offenbar nicht in Frage stellen konnte, versuchte Hirschfeld wenigstens Moll und Placzek aus Gründen der Befangenheit von ihrer Gutachtertätigkeit auszuschließen. Aber dieser Antrag wurde, wie auch eine von Oswald eingelegte Berufung, verworfen. In einem Entscheid von 1100 Worten, den ein gewisser Bulcke am 16. Oktober unterzeichnete,[144]

---

139 1922 entschied das Oberverwaltungsgericht in Berlin, daß Filme, welche die Oberprüfstelle anstandslos passiert hätten, von den örtlichen Behörden unter gewissen Umständen dennoch verboten werden durften. Dieser Entscheid trug zu einer weiteren Verunsicherung der Filmindustrie bei, ja stimmte einige Mitglieder der Berliner Zensurkammer so wütend, daß sie mit ihrem Rücktritt drohten. Vgl. T. Schorr, *Die Film- und Kinoreformbewegung*, S. 180.

140 Vgl. *Lichtspielgesetz vom 12. Mai 1920 (Filmzensurgesetz) nebst Ausführverordnung vom 16. Juni 1920*, mit einem Kommentar von Heinrich Stern (Berlin 1920). Der Kommentar geht detailliert auf Witz, Spott und Satire auf den Staat (S. 18f.), den Schutz der Ehe (S. 19f.), Tendenzhaftigkeit (S. 20f.), die Darstellung von Verbrechern (S. 21), Zucht und Sitte (S. 21-24), Nacktheit (S. 24-32), unsittliche Handlungen (S. 32f.), Aufklärungsfilme (S. 33-36) und religiöses Empfinden (S. 36f.) ein.

141 Emil Kraepelin (1856–1926) studierte erst in Würzburg und dann in München, wo er 1878 seinen Doktortitel erhielt. Nach Jahren der Lehrtätigkeit in Leipzig, Dorpat und Heidelberg kehrte er 1904 an seine Alma mater zurück, wo er mit seiner phänomenologischen Sehweise viele Studenten anzog, die später prominent wurden und somit die Münchner Schule der Psychiatrie begründeten. Obwohl er den psychogenetischen Charakter mancher Krankheiten erkannte, lehnte er die Psychoanalyse ab. Er war besonders aktiv auf dem Gebiet der Psychopharmakologie und der auf experimenteller Basis arbeitenden Psychopathologie, schrieb wegweisende Studien über durch Schule oder Arbeitsplatz bedingten Streß, untersuchte die Symptomatik und Systematik geistiger Erkrankungen und identifizierte als erster Phänomene wie manische Depression und Dementia praecox. Seine wichtigsten Veröffentlichungen waren: *Psychiatrie. Ein Lehrbuch für Studierende und Ärzte* (Leipzig 1883), *Einführung in die psychiatrische Klinik. 30 Vorlesungen* (Leipzig 1901) und *Hundert Jahre Psychiatrie* (Berlin 1918). Kraepelin provozierte Hirschfeld schon im Jahr 1918 mit einem Aufsatz unter dem Titel „Geschlechtliche Verirrung und Volksvermehrung". In: *Münchener Medizinische Wochenschrift* 65 (1918), S. 117–20, in dem er behauptete, daß Masturbation, Pornographie und Verführung zu einer abirrenden Veränderung des Fortpflanzungstriebs junger Menschen führen könnten, was vor allem in Zeiten des Kriegs relevant sei, wo die Nation ihre physische Substanz erhalten und verstärken müsse. Kraepelin forderte daher für die verschiedenen Geschlechter zweierlei Schutzalter: sechzehn Jahre für Mädchen und einundzwanzig für Männer. Hirschfeld versuchte diese Thesen in seinem Aufsatz „Ist die Homosexualität körperlich oder seelisch bedingt? Eine Erwiderung". In: *Münchener Medizinische Wochenschrift* 65 (1918), S. 298f., Punkt für Punkt zu widerlegen.

142 Albert Moll (1862–1939) eröffnete seine Berliner Arztpraxis im Jahr 1887. Er wurde oft als Sachverständiger in Gerichtsfällen herangezogen, in denen es um Sexualdelikte ging, und schrieb auch eine Reihe von Büchern, darunter *Der Hypnotismus* (Berlin 1889), *Die konträre Sexualempfindung* (Berlin 1891) und *Berühmte Homosexuelle* (Wiesbaden 1910). Während des Ersten Weltkriegs war er Gutachter in militärmedizinischen Fragen und trat 1917 als Mitbegründer der Vaterlandspartei auf. In seiner Autobiographie, die unter dem Titel *Ein Leben als Arzt der Seele* 1936 in Dresden erschien, beschrieb er sich selbst als „Militarist" (S. 13), was er vor allem darauf zurückführte, daß er in der Garnisonstadt Glogau aufgewachsen sei. Er unterstützte zudem die Rassenpsychologie (S. 66f.) und machte kein Hehl aus seinem unveränderten Mißtrauen den Engländern gegenüber (S. 25). Im Gegensatz zu Freud behauptete er, daß die Homosexualität ihren Ursprung nicht im Unbewußten, sondern im „Oberbewußten" habe (S. 150). Außerdem hielt er die Homosexualität in den meisten Fällen für erworben und nicht für angeboren (S. 145–49). Obwohl er jüdischer Abstammung war, begrüßte er den Militarismus und die Unterordnung des Individuums im NS-Staat, mit denen er seine Bedenken gegen den Rassismus des neuen Regimes zu beschwichtigen suchte (S. 65f.), und pries die neuen Machthaber mit klarer Bezugnahme auf Hirschfeld: „Mit jenen Volksverführern, die solche falschen Lehren verbreiten und die nichts dabei fanden, daß vor Fortbildungsschulen und bei Obersekundanern oder Oberprimanern nach Schulschluß die Homosexuellen auf ihre Opfer lauerten, hat wohl die nationalsozialistische Regierung gründlich und endgültig aufgeräumt" (S. 151). Obwohl Moll bereits 1896 zum Christentum übergetreten war, wurde ihm von den Nazis ein Jahr vor seinem Tod die medizinische Approbation aberkannt.

143 In dem Buch *Homosexualität und Recht* (Leipzig 1925) weist Placzek auf zwei weitere Gutachter hin, nämlich die Doktoren Bonhöffer und Poll, die den Film *Anders als die Andern* ebenfalls abgelehnt hätten (S. 153). Im Gegensatz zu Kraepelin waren Moll und Placzek der Meinung, daß homosexuelle Handlungen unter Erwachsenen, welche im beiderseitigen Einvernehmen erfolgten, nicht bestraft werden sollten, um unnötige Eingriffe des Staats in das Privatleben zu verhindern. Dagegen stimmten alle drei darin überein, daß eine positive Darstellung der Homosexualität im Film eine schädigende Wirkung haben müsse. An anderen Stellen polemisiert Placzek im gleichen Buch gegen die homosexuelle Emanzipationsbewegung im allgemeinen und Hirschfeld im besonderen (S. 58f., 77, 85ff.). Hirschfeld antwortete auf diesen Angriff in „Unsere Gegner". In: *Blätter für Menschenrecht* 3, Nr. 10 (Oktober 1925), S. 3-11.

144 An anderer Stelle schrieb Moll, daß ein Film trotz oder gerade wegen seiner künstlerischen Qualitäten entsittlichend

wurde der Filme in seiner Gesamtheit für alle öffentlichen Vorführungen verboten.[145]

Bulckes Entscheid ging davon aus, daß, obwohl Hirschfeld und Oswald bei der Herstellung dieses Werks sicher keine „unedlen Motive" gehabt hätten, der Film *Anders als die Andern* dennoch keine Aufklärung, sondern lediglich politische Tendenz im Hinblick auf die Abschaffung des § 175 enthalte, weshalb dieses Werk in seiner Darstellung der Homosexualität nicht als „wissenschaftlich objektiv" eingeschätzt werden könne. Im Hinblick auf die Frage der öffentlichen Ordnung und Sicherheit hatten die Gutachter Kraepelin, Moll und Placzek ausgesagt, daß die Homosexualität in einigen Fällen auf eine krankhafte Veranlagung zurückgehe, die nichtsdestotrotz unterdrückt werden könne und solle, existiere doch zwischen dieser kranken Minderheit und der gesunden Mehrheit eine Gruppe von labilen Individuen, die sich in beide Richtungen entwickeln könnten. Da sich das „Erwachen" des männlichen Sexualinstinkts meist um zwanzig herum abspiele, könne dieser Film „schwankende" Zuschauer dazu bewegen, schlummernde homosexuelle Impulse in die Tat umzusetzen. „Es gehört zum Begriff der öffentlichen Ordnung aus den Gründen der Volkserhaltung", schrieben sie, „eine Beeinflussung zu gleichgeschlechtlichen Neigungen zu verhindern."

Der im Lichtspielgesetz vorgesehene Schutz aller Filme mit einer „weltanschaulichen Tendenz" sei in diesem Fall wegen der „unrichtigen Beweggründe und Entstellungen" nicht anwendbar. Während das Strafgesetzbuch nur spezifische homosexuelle Aktivitäten ahnde, unterstelle dieser Film, daß bereits eine homosexuelle Veranlagung als strafwürdig gelte. „Der unbefangene Zuschauer, ganz besonders der ungebildete", erklärte Bulcke, könne aus diesem Film ohne weiteres die Folgerung ziehen, daß sein Protagonist nur darum verurteilt worden sei, weil er die Haare seines Schülers gestreichelt oder seinen Arm um die Schulter des Erpressers gelegt habe. Eine solche irrige Interpretation des § 175 würde das Publikum notwendig verwirren, ja ihm die Furcht einflößen, daß bereits einfache Gesten der Freundschaft strafbar seien. Und damit würde sowohl das Ansehen des Staates als auch die öffentliche Ordnung gefährdet.

Bulcke erklärte, daß er die Frage nach dem wissenschaftlichen Wahrheitsgehalt dieses Films unbeantwortet lasse. Andererseits gab er zu, daß dieser Film ein bedeutsames Dokument seiner Zeit sei: „Der Bildstreifen ist kurz nach der Umgestaltung des Staatswesens und nach der Aufhebung der Zensur entstanden, er hat, wie allgemein bekannt, im ganzen Reich ein außerordentliches Aufsehen erregt, Empörung ebensowohl wie nachweislich auch Anerkennung, so daß also eine gewisse kulturhistorische Bedeutung, sei es als Zeichen eines kulturellen Niederganges, sei es als Zeichen wissenschaftlich-revolutionären Freimuts, dem Bildstreifen nicht abzusprechen ist." Bulcke entschied daher, daß dieser Film in Zukunft ausschließlich „vor bestimmten Personenkreisen, nämlich vor Ärzten und Medizinbeflissenen in Lehranstalten und wissenschaftlichen Instituten" gezeigt werden dürfe.

In seinem bornierten, wenn auch unverblümten Kommentar, den Albert Moll kurz nach diesem Zensurentscheid publizierte, ging er etwas ausführlicher auf die Einwände der Gutachter ein. Oswald und Hirschfeld hätten Paul Körners Veranlagung sowie seinen positiven Einfluß auf Kurt Sivers dargestellt:

„Sie [die Apologeten der Homosexualität] schildern, wie der Betreffende veranlagt ist und zeigen, wie er erzieherisch auf seinen Geliebten wirkt. Sie zeigen aber nicht, was die beiden zusammen unter vier Augen treiben. In einem homosexuellen Film wird gezeigt, wie ein homosexueller Musiker einen jungen Mann unterrichtet, ihn zum Künstler ausbildet. Es wird aber nicht geschildert, was die beiden in den Pausen machen und in der Zeit, wo sie zusammen sind, ohne daß musiziert wird. Die gegenseitige Onanie, den Coitus inter femora, die so häufige Einführung des Gliedes in den Mund, das zeigt uns weder der Film, noch zeigen es die Verfechter der idealen Homosexualität. Gewiß wird auch in Roman, auf der Bühne, in heterosexuellen Films nicht gezeigt, welche Akte aus dem heterosexuellen Triebe folgen. Aber hier braucht das Volk nicht aufgeklärt zu werden, da jeder weiß, daß meistens die Sache nicht mit einer romantischen platonischen Liebe endet. Diese ist viel häufiger der Anfang, und der Schluß sind die Geschlechtsakte. Mitunter werden diese auch in Dramen oder Romanen in der weiteren Entwicklung angedeutet oder die Folgen geschildert. Ich erinnere an Faust, an die „Jugend", das Drama von Max Halbe. Aber Verfechter der idealen Homosexualität stellen es mit Vorliebe so dar, als ob sich der Homosexuelle mit dem Geliebten nur mit pädagogischen Aufgaben beschäftigt, oder sie stellen die Homosexualität als etwas rein Ästhetisches hin, die homosexuellen Akte und besonders die Verführung der jungen Leute verschweigen sie."[146]

Wenn bereits ein Film, welcher die Homosexualität zur Darstellung brachte, wegen seiner „Auslassungen" verboten wurde, dann waren die Filmemacher allerdings in einer höchst prekären, wenn nicht ausweglosen Situation. Schließlich wären Filme mit unverhüllt dargestellter Homosexualität noch entschiedener als unzüchtig verurteilt worden. Mit dem Entscheid, daß jede po-

---

wirken könne, und distanzierte sich damit ausdrücklich von Bulcke, dem Vorsitzenden der Zensurkommission, der oft Filme wegen ihrer ästhetischen Attraktivität durchgelassen habe, die besser im Giftschrank geblieben wären. Vgl. *Handbuch der Sexualwissenschaft.* Hrsg. v. A. Moll, 3. erw. Aufl. (Leipzig 1926), Bd. 2, S. 1104.

145 Der Zensurentscheid erschien vollständig in: „Aus der Bewegung [1920]", S. 116-119. Die genaue Datumsangabe erschien jedoch nicht hier, sondern in dem Zensurentschied gegen den Film *Gesetze der Liebe.*

146 A. Moll, *Behandlung der Homosexualität, biochemisch oder psychisch?* (Bonn 1921), S. 66.

sitive Darstellung einer derartigen Veranlagung gewisse Zuschauer dazu bewegen könnte, selber mit solchen Praktiken zu experimentieren, verurteilte die Filmzensur die Homosexuellen zu Außenseitern des Weimarer Kinos, indem sie ihnen nur eine unangepaßte, geradezu tragische Leinwandexistenz zubilligte, bar jeder Sexualität und bar jeder Hoffnung auf einen soziopolitischen Wandel.

Während der folgenden Jahre war *Michael* (1924) der einzige deutsche Spielfilm, der das Thema der männlichen Homoerotik aufgriff. In ihm ging es um einen gequälten Künstler, der von seinem überaus attraktiven, eindeutig heterosexuellen Adoptivsohn und Modell verraten wird.[147] Da dieser Film weder auf die sexuelle Veranlagung der beiden Männer noch auf das Problem der Strafbarkeit gleichgeschlechtlicher Handlungen einging, und daher die sorgfältig verschlüsselte Homoerotik leicht zu übersehen war, hatte er keine Schwierigkeiten, die Zensur zu passieren. Obwohl lesbische Beziehungen im Deutschland des 20. Jahrhunderts nie kriminalisiert wurden, führte der Zensurentscheid zu *Anders als die Andern* auch dazu, der Darstellung weiblicher Homoerotik enge Grenze zu setzen.[148] So wurden zum Beispiel die lesbischen Elemente in dem Film *Die Büchse der Pandora* (1929) völlig von der Geschichte der sexuellen Erniedrigung und schließlich Ermordung der Protagonisten durch Jack the Ripper überdeckt. Sogar die lesbischen Anspielungen in dem Film *Mädchen in Uniform* (1931) bleiben reichlich ambivalent. Bis in die jüngste Zeit hinein haben bekannte Filmhistoriker und -kritiker unablässig behauptet, daß die Beziehung zwischen der jungen Manuela und ihrer Lehrerin nichts weiter als eine unschuldige Schwärmerei sei.[149]

Der 1920 gefällte drastische Entscheid der Filmoberprüfstelle bezüglich *Anders als die Andern* ließ sich, wie diese Beispiele verdeutlichen, nicht ignorieren, am allerwenigsten von Hirschfeld selbst. In den folgenden Jahren war dieser Film nur medizinischen Experten zugänglich. Im Jahr 1921 sahen ihn in Hirschfelds Institut für Sexualwissenschaft vier Delegationen ausländischer Wissenschaftler und Ärzte.[150] Am 14. Mai 1922 wurde er vor einem Publikum gezeigt, das sich zum 25. Jubiläum des Wissenschaftlich-humanitären Komitees in Berlin versammelt hatte.[151] Vielleicht hat es noch weitere solcher Vorführungen gegeben, aber die letzte, von der wir wissen, fand am 21. Januar 1923 statt, als eine sowjetische Delegation, einschließlich des Volkskommissars für das Gesundheitswesen, das Hirschfeldsche Institut besuchte.[152] Alles in allem waren dies keine friedlichen Jahre für Hirschfeld. Abgesehen von den bereits erwähnten gewaltsamen Vorfällen in Hamburg und München, die 1920 stattfanden, wurde ein Vortrag, den er am 4. Februar 1923 in Wien hielt, von einer Gruppe von Hakenkreuzlern unterbrochen, die Stinkbomben warfen, Schüsse abfeuerten und zahlreiche Zuhörer schwer verletzten.[153]

Hirschfelds unnachgiebiges Bemühen, seine aufklärerischen Ideen einem möglichst breiten Publikum nahezubringen, zeigte sich erneut 1927, als er mit Hermann Beck und der Humboldt-Film-Gesellschaft an der Herstellung des Films *Gesetze der Liebe. Aus der Mappe eines Sexualforschers* zusammenwirkte. In der Form eines Hirschfeldschen Vortrags in fünf „Kapiteln" begann der Film mit Szenen der sexuellen Paarung im

---

147 Der Film *Michael* wurde unter dem Titel *Chained* ab 1927 in den USA gezeigt; vgl. die Besprechung in: *Variety*, 26.10.1927. Noch 1930 spielte er in New York mit einer besonderen Attraktion: „Außerdem tritt der Hermaphrodit Elsie-John persönlich bei jeder Vorstellung auf" (*New Yorker Volkszeitung*, 23.11.1930, S. 11).

148 Filme mit Hosenrollen, wie *Jugend und Tollheit* (1912), Ernst Lubitsch' 1919 *Ich möchte keinen Mann sein* (1919), *La Garçonne* (1925), *Dona Juana* (1927), *Der Geiger von Florenz* (1927) und *Acht Mädels im Boot* (1932) durften in Deutschland unzensiert gezeigt werden. Vgl. Karola Gramann und Heide Schlüpmann, „Unnatürliche Akte. Die Inszenierung des Lesbischen im Film". In: *Lust und Elend. Das erotische Kino*. Hrsg. v. K. Gramann u.a. (München 1981), S. 70-93. Nützliche Überblicke bieten Stefanie Hetze, *Happy-End für wen? Kino und lesbische Frauen* (Frankfurt a.M., 1986), S. 15-25, sowie Andrea Weiss, *Vampires and Violets: Lesbians in Film* (New York 1992), S. 7-29. Der historisch belegbare Protagonist in dem Film *Excellenz Unterrock* wurde in dem Film *Marquis d'Eon - der Spion der Pompadour* (1928) in abschwächender Weise aus einem männlichen Transvestiten in eine weibliche Hosenrolle geändert. Sogar in der NS-Zeit passierten solche Filme, zu denen *Anna und Elisabeth* (1933), Reinhold Schünzels *Viktor und Viktoria* (1933), *Ich für Dich, Du für Mich* (1934) und *Capriccio* (1938) gehörten, anstandslos die Zensur.

149 Vgl. Siegfried Kracauer, *Von Caligari zu Hitler. Eine psychologische Geschichte des deutschen Films* (Frankfurt a.M. 1979), S. 238, und Lotte Eisner, *Die dämonische Leinwand*. (Frankfurt a.M. 1980), S. 331. Einsichtsvollere Interpretationen finden sich bei: B. Ruby Rich, „*Mädchen in Uniform*: From Repressive Tolerance to Erotic Liberation". In: *Re-Vision*. Hrsg. v. M. A. Doane u.a. (Los Angeles 1984), S. 100-130, sowie R. Dyer, *Now You See It*, S. 27-46. Vgl. auch Heide Schlüpmann und Karola Gramann, „Momente erotischer Utopie - ästhetisierte Verdrängung. Zu *Mädchen in Uniform* und *Anna und Elisabeth*." In: *Frauen und Film*, Nr. 28 (Juni 1981). S. 28-31, sowie Lisa Ohm, „The Filmic Adaptation of the Novel *The Child Manuela*: Christa Winsloe's Child Heroine Becomes a *Girl in Uniform*". In: *Gender and German Cinema: Feminist Interventions*. Hrsg. v. S. Frieden u.a. (Providence 1993), Bd. 2, S. 97-104. Über den Film *Die Büchse der Pandora* vgl. Thomas Elsaesser, „Lulu and the Meter Man: *Pandora's Box* (1929)". In: *German Film and Literature: Adaptations and Transformations*. Hrsg. v. E. Rentschler (New York 1986), S. 40-59.

150 [M. Hirschfeld], „Aus der Bewegung [1921]". In: *Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen* 21 (1921), S. 57.

151 „Komitee-Mitteilungen". In: *Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen* 22 (1922), S. 95f.

152 [M. Hirschfeld], „Jahresbericht 1922/23". In: *Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen* 23 (1923), S. 211.

153 Ebd., S. 218.

Tierreich, zeigte dann Stadien der Schwangerschaft, der Geburt und der mütterlichen Fürsorge für die Neugeborenen, behandelte im vierten Kapitel die menschlichen Zwischengeschlechtsformen des Hermaphroditismus, des Transvestitismus sowie der Homosexualität und schloß im fünften Kapitel mit einer bearbeiteten und stark verkürzten Fassung des Films *Anders als die Andern*, der jetzt den Titel „Schuldlos geächtet! Tragödie eines Homosexuellen" trug.[154] Hirschfeld mag die Illusion gehegt haben, daß die Filmzensur in den vergangenen sieben Jahren großzügiger geworden sei, irrte sich jedoch gründlich. Die wiederverwendeten Filmteile konnten nur knapp eine Woche ohne Eingriff gezeigt werden. Am 6. Oktober 1927 war der Film *Gesetze der Liebe* von der Oberprüfstelle zur öffentlichen Vorführung freigegeben worden, aber offenbar nur von den unteren Chargen, die lediglich verfügt hatten, daß die Schlußszene, in der eine Abschaffung des § 175 propagiert wird, entfernt werden müsse. Darauf legte Dr. Seeger, der Vorsitzende der Oberprüfstelle, eine Beschwerde ein. Nach einer weiteren Begutachtung dieses Films am 12. Oktober von einem mit vier neuen Gutachtern besetzten Ausschuß wurde die bereits ausgesprochene Freigabe wieder rückgängig gemacht.[155] Aufgrund eines Einspruchs der Hersteller kam es am 31. Oktober zu einer nochmaligen Überprüfung, bei der man sich entschied, daß dieser Film zwar gezeigt werden dürfe, aber nur in Verbindung mit dem Vortrag eines Arztes oder Wissenschaftlers.[156] Als zwei Mitglieder dieses Ausschusses dagegen Widerspruch erhoben, wurde der Film am 9. November einem vierten Ausschuß vorgeführt. Die endgültige Entscheidung war, daß er nur dann für Erwachsene freigegeben werden dürfe, falls der Abschnitt über die Homosexualität im vierten Kapitel sowie das gesamte fünfte Kapitel, das heißt die gekürzte Fassung von *Anders als die Andern*, aus dem Ganzen entfernt würden.[157] So widerspruchsvoll und willkürlich diese vier, in einem Zeitraum von fünf Wochen gefällten Entscheidungen auch sein mögen, sie haben eins gemein, nämlich die Tendenz, das Medium des Films nicht dafür zu benutzen, die Rechte der Homosexuelle zu befürworten. Obendrein unterstrichen die drei letzten Entscheidungen das bereits 1920 ausgesprochene Argument, daß jede Art der filmischen Darstellung von Homosexualität eine verführerische Wirkung auf „schwankende" Kinogänger haben könnte.

Während der wenigen Tage, an denen dieser Film in Berlin in seiner Gesamtheit gezeigt wurde, hatte der Abschnitt „Schuldlos geächtet!", das heißt das fünfte Kapitel, keine besonders gute Rezeption. Trotz des Konservatismus der Zensoren hatten sich die Einstellung zur Sexualität sowie der Kinostil inzwischen so verändert, daß das melodramatische Erpresserdrama von 1919 nunmehr hoffnungslos veraltet wirkte. Ein Berliner Zeitungsrezensent fand das Drehbuch so altmodisch und den Darstellungsstil so steif, daß ihm der Film nicht acht, sondern zwanzig Jahre alt erschien.[158] Ein anderer charakterisierte die Handlung als „süßlich und kitschig (es ist schließlich nicht jeder Homosexuelle ein großer Künstler)" und erklärte, daß die politische Tendenz zum Teil widersprüchlich sei, da der Selbstmord des Protagonisten weniger auf das Gerichtsurteil als auf das gesellschaftliche Vorurteil zurückzuführen sei. „Auf nicht homosexuell veranlagte Menschen", führte er aus, „wirken die Vorgänge nur fremd und gleichgültig, eher abstoßend als anziehend."[159] Der Widerhall in der homosexuellen Presse war noch negativer. Friedrich Radszuweit, Hirschfelds Hauptrivale innerhalb der homosexuellen Emanzipationsbewegung, dankte sogar den Zensoren für ihre „einsichtigen" Schnitte und erklärte in aller Schärfe: „Wann endlich wird Hirschfeld von seinen Mitarbeitern darüber aufgeklärt werden, daß alles, was er bisher in bezug auf die Aufklärung des homosexuellen Problems unternommen hat, immer zum Schaden für die Homosexuellen war?"[160] Stets bereit, sich bei den Mächtigen anzubiedern und die Homosexuellen als ehrwürdige Bürger hinzustellen, vermischte Radszuweit in den folgenden Monaten seine Polemiken gegen Hirschfeld zusehends mit antisemitischen Ausfällen.[161]

---

154 M. Hirschfeld und H. Beck, *Gesetze der Liebe. Aus der Mappe eines Sexualforschers* (Berlin-Hessenwinkel 1927), S. 30-37, nachgedr. in: *Documents of the Homosexual Rights Movement in Germany, 1836-1927* (New York 1975).

155 Entscheidung der Film-Oberprüfstelle Nr. 926 vom 12.10.1927. Wie schon der Film *Anders als die Andern* durfte der Film *Gesetze der Liebe* nur vor einem medizinischen Fachpublikum gezeigt werden.

156 Aufgrund dieses Entscheids sollten sowohl die im Trickfilmverfahren hergestellte Szene mit der Geburt eines Kindes als auch die Kapitel „Das Zwischengeschlecht" und „Schuldlos geächtet!" geschnitten werden.

157 Entscheidung der Film-Oberprüfstelle Nr. 1009 vom 9.11.1927.

158 Besprechung in der *Montagspost* (Berlin). Zit. in: „Aus anderen Zeitungen". In: *Blätter für Menschenrecht* (Berlin) 6, Nr. 1 (2.1.1928), S. 3.

159 Besprechung im *Vorwärts* (Berlin). Zit. ebd.

160 Friedrich Radszuweit, „S-R Hirschfelds Filmskandal". In: *Blätter für Menschrecht* 6, Nr. 1 (2.1.1928), S. 2.

161 Nach dem Erfolg der NSDAP in der Reichstagswahl September 1930 schrieb Radszuweit: „Wir glauben nicht, daß selbst die Nationalsozialisten in so rigoroser Weise gegen die Homosexuellen vorgehen werden, wie sie das vor der Septemberwahl 1930 ankündigten. Wer die nationalsozialistischen Zeitungen, besonders den 'Völkischen Beobachter' dauernd liest, der findet mitunter recht vernünftige Artikel über die Homosexualität, natürlich will der 'Völkische Beobachter', das liest man ganz deutlich zwischen den Zeilen, die Homosexuellen im allgemeinen nicht verdammen, und nicht als Parias der Gesellschaft hinstellen, sondern er will im großen und ganzen immer nur das Judentum (besonders Magnus Hirschfeld) treffen, die in so unschöner Weise das Geschlechtsleben der Menschen mit den brutalsten Ausdrücken an die Öffentlichkeit zerren." Vgl. Friedrich Radszuweit, „Strafrechtsreform". In: *Die Freundin* 7, Nr. 6 (11.2.1931), S. 2. Über Radszuweits Rolle in der homosexuellen Emanzipationsbewegung der zwanziger Jahre vgl. W.U. Eissler, *Ar-*

Da sowohl von dem Film *Anders als die Andern* als auch von dem Film *Gesetze der Liebe* keine deutsche Fassungen mehr existieren, läßt sich vermuten, daß die wenigen Kopien, die davon überhaupt noch existierten, während des Dritten Reiches beschlagnahmt und zerstört wurden, als die NS-Kulturpolitiker Hirschfelds Arbeiten immer wieder als Symptome aller Übel der Weimarer „Systemzeit" schmähten.[162] Glücklicherweise war der Film *Gesetze der Liebe* oder zumindest der Abschnitt „Schuldlos geächtet!" im Jahr 1928 in die Sowjetunion ausgeführt worden, wo er unter dem Titel *Zakony ljubvi* („Gesetze der Liebe") gezeigt wurde.[163] Aber auch hier war er nicht vor dem Eingriff der Behörden sicher, die Hirschfelds positive Worte über die Homosexualität ins Negative verkehrten und die Homosexualität als etwas hinstellten, was wegen seines pathologischen Charakters jugendgefährdend sei.[164] Obendrein umfaßt das uns in der sowjetischen Fassung überlieferte Fragment nur ein Drittel des Originals,[165] aber es ist die einzige Fassung des Films *Anders als die Andern*, die wir überhaupt noch haben.

Nachspiel

Das sowjetische Fragment wurde im Westen offenbar zum ersten Mal 1971 anläßlich einer Richard-Oswald-

beiterparteien und Homosexuellenfrage. Zur Sexualpolitik von SPD und KPD in der Weimarer Republik (Berlin 1980), S. 34-36, und Manfred Baumgardt, „Das Institut für Sexualwissenschaft und die Homosexuellenbewegung in der Weimarer Republik". In: *Eldorado*, S. 38-41.

162 Vgl. Oskar Kalbus, *Vom Werden deutscher Filmkunst*, Bd. 1: *Der stumme Film* (Altona-Bahrenfeld, 1935), S. 41, Otto Kriegk, *Der deutsche Film im Spiegel der Ufa. 25 Jahre Kampf und Vollendung* (Berlin, 1943), S. 81f., und Hansgeorg Trumit, „Liebe auf Jiddisch". In: *Neues Volk. Blätter des Rassenpolitischen Amtes der NSDAP* (Berlin) 7, Nr. 2 (Februar 1939), S. 16-22. Auf S. 17 druckt Trumit eine Zeitungswerbung für den Film *Anders als die Andern* ab. Die selbe Werbung, zusammen mit Bildern von Oswald und Hirschfeld (der als „der Jude Hirschfeld, der Homosexualität und sexuelle Perversionen propagierte", vorgestellt wird), erschien in dem NS-Propagandafilm *Der ewige Jude* (1940), den der Reichsfilmintendant Fritz Hippler gedreht hatte. Vgl. Yizhak Ahren u.a., *„Der ewige Jude" oder wie Goebbels hetzte. Eine Untersuchung zum nationalsozialistischen Propagandafilm* (Aachen, 1990), S. 94f. Ebenso scharf zogen manche Nazipublizisten gegen Hirschfeld sowohl vor als auch nach der Machtübergabe an Hitler vom Leder. Vgl. Hermann Hass, *Sitte und Kultur im Nachkriegsdeutschland* (Hamburg, [1932]), Adolf Ehrt und Julius Schweikert, *Entfesselung der Unterwelt.* Berlin und Leipzig 1932), *Ein Kampf um Deutschland.* Hrsg. v. Gesamtverband deutscher antikommunistischer Vereinigungen e.V. (Berlin, 1933), S. 18, Kurt Plischke, *Der Jude als Rasseschänder. Eine Anklage gegen Juda und eine Mahnung an die deutschen Frauen und Mädchen* (Berlin, o.J.), S. 91-93, *Antisemitismus der Welt in Wort und Bild.* Hrsg. v. Robert Körber und Theodor Pugel (Dresden, 1935), S. 230, 232, V. J. Schuster, „Kampf gegen unsaubere Gesellen", *Neues Volk* 4, Nr. 2 (Februar 1936), S. 36-38, und Ferdinand Hoffmann, *Sittliche Entartung und Geburtenschwund* (München 1938), S. 55.

163 In einem Brief vom 19.8.1991 erklärte Wladimir Dmitrijew, Stellvertreter des Direktors für Auslandsbeziehungen des Moskauer Gosfilmofonds, daß es nicht mehr zu belegen sei, wann und wo dieser Film tatsächlich in der Sowjetunion gezeigt worden sei. Meines Wissens wurde dieser Film in kein anderes Land ausgeführt. Einem Zeitungsbericht zufolge wurde ein Hirschfeld-Film über Homosexualität unter dem Titel *Sexos invertidos* 1931 in Buenos Aires gezeigt. In diesem Film soll es um drei männliche Homosexuelle und ein lesbisches Paar gegangen sein, was nahelegt, daß er nicht mit dem Film *Anders als die Andern* identisch war. Andererseits können hierbei auch Teile der Filme *Recht auf Liebe* und *Vererbte Triebe* verwandt worden sein, an denen Hirschfeld während der zwanziger Jahre mitgearbeitet hatte, über die jedoch fast nichts bekannt ist. Vgl. „Verzeichnis der wichtigsten Arbeiten von Sanitätsrat Dr. Magnus Hirschfeld". (In: Hirschfeld *Geschlechtskunde*, Bd. 4, Stuttgart 1930, S. 902.) Davon abgesehen, muß Hirschfelds Drehbuch für den Film *Sexos invertidos* drastisch umgeschrieben worden sein, da in ihm behauptet wird, daß die Homosexualität weniger eine angeborene Veranlagung als ein Laster sei, das sich durch Erziehung und Kontakt mit dem anderen Geschlecht abstellen lasse. Vgl. „Zur Sache". In: *Freundschaftsblatt* (Berlin) 9, Nr. 19 (14.5. 1931), S. 2.

164 Als Paul Körner erstmals Hirschfeld aufsucht, sagt ihm dieser in dem überlieferten Fragment (übersetzt aus dem Ukrainischen): „Ihre Beziehungen zu Ihresgleichen sind eine abnormale Abweichung von der Natur, sie gehören nicht zu den ausgesprochenen kranken, aber man kann sie auch nicht als gesund bezeichnen. Das Gesetz bestraft jeden sehr hart wegen dieser Veranlagung, aber mit diesem Gesetz wird auch die Jugend geschützt, die Jugend beider Geschlechter." Vgl. „Dialogliste: 'Anders als die Andern'". Vorhanden im Deutschen Institut für Filmkunde, Frankfurt/ Main, S. [3]. Während der erste Satz weitgehend Hirschfelds eigenen Anschauungen entspricht, spürt man beim zweiten Satz einen deutlichen Eingriff von seiten der sowjetischen Behörden. In der damit korrespondierenden ursprünglichen Fassung von 1927 spielt sich diese Szene anders ab: „Um Heilung zu finden, versucht es Körner mit einer hypnotischen Behandlung, und als dies erfolglos bleibt, sucht er einen Sexualforscher auf. Dieser tröstet ihn mit dem Hinweis, daß die Liebe zum eigenen Geschlecht an und für sich ebenso rein und edel sein könne, wie die zum anderen Geschlecht, und daß sich seine Veranlagung bei vielen braven Menschen in allen Bevölkerungsschichten finde. Nur Unwissenheit oder Verbohrtheit könne über solche anders Empfindenden den Stab brechen." Vgl. M. Hirschfeld und H. Beck, *Gesetze der Liebe. Aus der Mappe eines Sexualforschers* (Berlin 1927), S. 33-34. Dieser Unterschied kommt ebenso deutlich in der Fassung von 1919 zum Ausdruck: „Er denkt daran, wie er einen bekannten Sexualforscher um Rat ersuchte, da er 'anders als die Andern' sei, wie der Gelehrte ihn beruhigte und aufrichtete und zu ihm sagte: 'Verzagen Sie nicht! Sie können auch als Homosexueller der Menschheit wertvolle Dienste leisten!'" Vgl. „Aus der Bewegung [1919]", S. 11.

165 Das ist für Oswalds Filmschaffen im allgemeinen bezeichnend. Nur sieben von den siebenundsechzig Filmen, die Oswald vor 1920 gedreht hat, haben sich erhalten. Vgl. hierzu die „Filmografie" von H.M. Bock in: *Richard Oswald. Regisseur und Produzent*, S. 137-154, sowie „German Fiction Films, 1895-1920: A Checklist of Surviving Material in FIAF Archives", zusammengestellt von Paolo Cherchi Usai. In: *Before Caligari: German Cinema, 1895-1920*, S. 480-511.

Retrospektive in Wien gezeigt.[166] Drei Jahre später übergab der Moskauer Gosfilmofond eine Kopie dieses Fragments unter dem Titel *Ina e, em drugie* (*Anders als die Andern*) mit ukrainischen Zwischentiteln dem Staatlichen Filmarchiv der DDR. Obwohl es weder in regulären Kinos noch im Fernsehen gezeigt wurde,[167] hörten einige Westberliner Schwulenaktivisten davon und besuchten gelegentliche Vorführungen dieses Filmfragments in der Camera, einem Ostberliner Kino, in dem Raritäten des Staatlichen Filmarchivs gezeigt wurden. Jahre später schickte der Gosfilmofond dem Münchner Stadtmuseum/Filmmuseum eine weitere Kopie dieses Films,[168] während die Ostberliner Kopie in Westeuropa, Kanada und den Vereinigten Staaten zirkulierte, was schließlich zu ihrer New Yorker Fernsehübertragung im Jahr 1986 führte.[169] Die Wirkung des Ganzen war recht gemischt. Einerseits begrüßten die Schwulen in Europa und Nordamerika die Wiederentdeckung eines so frühen Dokuments ihrer Emanzipationsbestrebungen, andererseits beklagten sie das düstere Ende und Hirschfelds widersprüchliche Einstellung zur Homosexualität. Wie bereits dargestellt, waren die ursprüngliche Schlußszene sowie Hirschfelds tatsächliche Aussagen wesentlich positiver. Während der Verlust der herausgestrichenen Szenen ein unüberwindliches Hindernis bei jedem Versuch darstellt, das noch existierende Fragment neu zu fassen, könnten gewisse Untertitel ohne weiteres im Sinne der Urfassung verändert werden.

Im Hinblick auf das überlieferte Fragment mit all seinen Schwächen haben schwule Interpreten neuerdings folgende, recht unterschiedliche Deutungen dieses Films vorgenommen. Richard Dyer betrachtet *Anders als die Andern* im Rahmen einer recht breit gefaßten, paradigmatischen Begriffskonstellation, der die gängigen Vorstellungen einer „männlichen Zwischenstufe (male in-betweenism)" und einer voll „als Mann identifizierenden (male-identified)" Homosexualität zugrunde liegen,[170] welche sich im Englischen mit den Worten 'femme gayness' versus 'butch gayness' paraphrasieren ließen. Indem er Paul Körner als „Tante" und Franz Bollek as „Bube" oder „Bursch[e]", das heißt als „proletarischen Jungen", charakterisiert, bemerkt Dyer in diesem Film „eine beunruhigende Spannung zwischen den damals konkurrierenden Definitionen der schwulen Identität" sowie eine „implizierte Herabsetzung der einen (nämlich der männlichen Zwischenstufe) zugunsten der anderen (nämlich der sich ausschließlich als Mann identifizierenden)." Die nur leicht verschleierte Verherrlichung der „male-identified" Homosexualität läßt sich seines Erachtens auf Hirschfelds Bemühen zurückführen, der Homosexualität in den Augen des bürgerlichen Publikums mehr Respektabilität zu verleihen, führe jedoch zu einer Ambivalenz, welche die Wirkung dieses Films ungewollt beeinträchtige, da sie die „bürgerlichen Anschauungen über soziale Geschlechtsrollen und Sexualität" nicht effektiv genug durchbreche.[171]

So anregend Dyers These auch sein mag, vor allem dort, wo er sie mit dem pädagogischen Eros zwischen Paul Körner und Kurt Sivers in Verbindung bringt, sie ist nicht die einzige. So beschreibt Wolfgang Theis Conrad Veidts Darstellung von Körner als „statuarisch", „fast weihevoll" und „merkwürdig steif", ja er führt diese Darstellungsweise darauf zurück, daß Veidt nicht als Homosexueller angesehen werden wollte und zugleich darauf, daß die Hersteller dieses Films auch an heterosexuelle Kinogänger appellieren wollten. Aus diesem Grunde erscheint ihm Körners Homosexualität mehr „behauptet" als „gestaltet". Im Gegensatz dazu sei Schünzels Darstellung des Franz Bollek als eines „gewöhnlichen Homosexuellen" wesentlich provokanter, da er „durchaus den gängigen Vorurteilen" entspreche. Schünzel „wiegt sich in den Hüften, rollt verzückt tuckig mit den Augen, wirft lüsterne Blicke, gibt sich neckisch, ist anschmiegsam, um sich im passenden Moment als besonders bösartig und tückisch zu entpuppen". Indem er „maskuline und feminine Attribute" miteinander verbinde, bestätige seine Darstellung genau Hirschfelds Theorie des Homosexuellen als eines „Bindeglieds zwischen den Geschlechtern".[172]

Dyer und Theis stimmen darin überein, daß – obwohl die Filmemacher die männliche Effeminiertheit im Hinblick auf die konventionellen Geschlechterrollen herunterzuspielen versuchten – der Film dennoch ein gute Widerspiegelung von Hirschfelds Theorie des dritten Geschlechts ist. Während jedoch Dyer im Protagonisten eine „Zwischenstufe" erblickt, sieht Theis im Antagonisten ein noch besseres Beispiel einer „Tunte". Aber vermeiden sie nicht damit die Frage, daß man beide – den Schurken und das Opfer[173] – als sexuelle Zwischenstufen betrachten kann, deren gegen-

---

166 Die „Ausstellung Wien–Berlin–Hollywood. Richard Oswald" wurde vom Österreichischen Filmarchiv zusammengestellt und war vom 6.8. bis 3.10.1971 zu sehen. Der Film *Anders als die Andern* wurde am 20. August gezeigt.

167 Diese Informationen verdanke ich einem Brief von Manfred Lichtenstein vom 17.4.1991, der am Staatlichen Filmarchiv der DDR angestellt war, das jetzt zum Bundesarchiv/Filmarchiv, Dienststelle Berlin, geworden ist.

168 Im Juni 1991 war Enno Patalas, der Direktor des Münchner Stadtmuseum/Filmmuseum, erstaunt herauszufinden, daß in der Münchner Kopie des Films *Anders als die Andern* die Anfangsszenen, nämlich Paul Körner im Internat, sein Bordellbesuch sowie seine Behandlung durch Hypnose, fehlten.

169 Seit der deutschen Wiedervereinigung sind die Rechte an diesem Film auf die Taurus-Film-Gesellschaft in München übergegangen, die den gesamten Oswald-Nachlaß verwaltet.

170 Vgl. R. Dyer, „Seen to Be Believed: Some Problems in the Representation of Gay People as Typical". In: *Studies in Visual Communication* 8, Nr. 2 (Frühling 1983), S. 2-19.

171 R. Dyer, *Now You See It*, S. 12, 17, 20, 26.

172 W. Theis, „Schünzels Requisiten. Zum Beispiel: Die Handschuhe", S. 21-23.

173 Vgl. Laurence Senelick, „The Homosexual as Villain and Victim in Fin-de-siècle Drama". In: *Journal of the History of Sexuality* 4 (1993-94), S. 201-229.

sätzliche Temperamente der allgemeinen Anschauung eines einheitlichen „homosexuellen Typus" widerspricht? Obendrein beschränken sich Dyer und Theis in ihrer Interpretation auf die beiden Hauptrollen dieses Films. Ist es nicht vielmehr so, daß die sexuellen Zwischenstufen noch eindringlicher durch die anonymen Vertreter des dritten Geschlechts in den beiden Tanzszenen des Films dargestellt werden? Wie man sich erinnert, waren es weder die Auftritte Körners noch Bolleks, sondern gerade diese Szenen, welche 1919 in einem Berliner Kino die ersten Krawalle auslösten. Nicht ohne Grund führte ihre gleichbleibende Aktualität später zu ihrer Aufnahme in den Dokumentarfilm *Before Stonewall* (1984). Warum wurden die völkischgestimmten Rüpel gerade durch diese Szenen so beunruhigt, und warum finden heutige Dokumentaristen und schwule Zuschauer sie besonders interessant?

Im Gegensatz zu frühen Sexualwissenschaftlern, die vor allem damit beschäftigt waren, abweichende Sexualpraktiken voneinander zu unterscheiden und als Perversionen hinzustellen, brach Hirschfeld mit der unhinterfragten Gleichsetzung von Geschlecht und Geschlechterrolle, indem er ein breites Spektrum von mann-weiblichen Zwischenstufen – Hermaphroditismus, Androgynität, Homosexualität und Transvestitismus (ein Begriff, den Hirschfeld 1911 prägte) – entfaltete , die er alle natürlichen, nichtpathologischen Variabilitäten zuordnete. Das Subversive von Hirschfelds Begriff des dritten Geschlechts bestand also darin, wie Marjorie Garber im Hinblick auf den Transvestitismus erklärte, daß er eine „Kritik der Geschlechterrollen als genau umschriebener Kategorien" erlaubte. „Das ‚Dritte' ist ein verbindendes Element, eine Art, einen Raum der Möglichkeit zu umschreiben. Das Dritte stellt die Idee des Einen in Frage, nämlich die der Identität, der Selbständigkeit, des Selbsterkennens."[174] Und noch einmal Garber: „Die Unterscheidung zwischen Geschlechterrolle und Sexualität, die für alle feministischen und geschlechtsspezifischen Theorien wichtig ist, ist eine, die in Form des Transvestitismus viele Grenzlinien erprobt und in Frage stellt: nicht nur die von ‚männlich' und ‚weiblich', sondern auch die von ‚schwul' und ‚heterosexuell'. In diesem, radikalen Sinne ist der Transvestitismus das ‚Dritte'."[175]

So wie Hirschfelds Wissenschaftlich-humanitäres Komitee zwei Bereiche miteinander zu verknüpfen suchte, aus deren Verbindung das Konzept der Homosexualität im modernen Sinne hervorging, verflochten sich in *Anders als die Andern* die wissenschaftlichen und die humanitären Darstellungsstränge auf analoge Weise. Allerdings wurde der Film 1920 nicht wegen seiner wissenschaftlichen Elemente (d.h. Hirschfelds Auftritten) verboten, welche die Zensoren zwar als fragwürdig ansahen, aber dennoch durchgehen ließen, sondern wegen seiner suggestiven Handlungselemente. Die filmisch-narrative Inszenierung des Schwulseins, behaupteten sie, sei geeignet, einige der Zuschauer aus der Bahn zu werfen und zu Homosexuellen zu machen. Mit anderen Worten: die Zensoren und das Publikum fanden die Homosexualität als Objekt eines medizinischen Diskurses offenbar weniger problematisch als ihre suggestive epische Repräsentation, welche vor allem in den transvestitischen Tanzszenen zum Ausdruck kam. Noch heute spielt der medizinisch-aufklärerische Diskurs – wie im Bereich der Gehirn- und Genforschung – in der wissenschaftlichen Forschung über die Ursachen der Homosexualität eine bedeutsame Rolle. Immer wieder wird dabei der angeborene biologische Faktor herausgestellt, was letztlich auf eine Eingrenzung und damit Verharmlosung der Homosexualität hinausläuft. Ähnlichen Gedankengängen begegnet man noch heute in Teilen der heutigen US-amerikanischen Schwulenbewegung, sofern sich diese auf ethnische Gruppenmodelle beruft. In beiden Bereichen wirkt sich diese Anschauung weniger subversiv aus als ein wesentlich breiter gefaßtes Konzept einer schwulen Identität, die alle simplistischen Binaritäten in Frage stellt.

Aus dem Amerikanischen von Jost Hermand

Für ihre Hilfe möchteich Manfred Herzer (Schwules Museum, Berlin), Ralf Dose (Magnus-Hirschfeld-Gesellschaft, Berlin), Wolfgang Theis (Stiftung Deutsche Kinemathek, Berlin), Manfred Lichtenstein und Babette Stach (Bundesarchiv/Filmarchiv, Dienststelle Berlin), Eberhard Spieß und Brigitta Capitain (Deutsches Institut für Filmkunde, Frankfurt a.M.), Enno Patalas und Gerhard Ullmann Münchner Stadtmuseum/Filmmuseum), Wladimir Dmitrijew (Gosfilmofond, Moskau), Jack van der Wel (Homodok, Amsterdam), Pål Bjorby (Universitetet i Bergen), Sander L. Gilman (University of Chicago), Gary D. Stark (University of Texas at Arlington), Gert Hekma (Universiteit van Amsterdam), Pieter Koenders (Amsterdam), Paul Snijders (Den Haag), Jonathan Ned Katz (New York), John Greyson (Toronto), Simon Hunt (Sydney), John Borneman (Cornell University), Tibor Zana, Marc Silberman und Stefan Soldovieri (University of Wisconsin) danken. Außerdem bin ich Vito Russo verpflichtet, dessen Andenken dieser Aufsatz gewidmet ist.

James Steakley

[174] Marjorie Garber, *Vested Interests: Cross-Dressing and Cultural Anxiety* (New York 1992), S. 11.

[175] Ebd., S. 133.

Marina Schuster

„Das ganze Leben ist mir ein andauernder Geburtstag." Zur Erinnerung an Walter Spies (1895-1942) - Maler und Musiker auf Bali*

Neben seinen an die Kunst Rousseaus und Chagalls erinnernden, poetisch bis halluzinatorisch wirkenden Dschungelbildern, von denen ein kleiner Teil in Köln anläßlich seines 100. Geburtstages im Rautenstrauch-Joest-Museum für Völkerunde und in der Galerie Smend[1] in Originalen und in fotografischen Reproduktionen gezeigt wurde, sind es vor allem seine Briefe aus Bali und die Erinnerungen seiner Freunde, die Walter Spies als einen Menschen vorstellen, dessen schöpferische Wirkungskraft und charismatische Ausstrahlung nicht nur seine damaligen Zeitgenossen faszinierten, sondern noch den heutigen Leser in seinen Bann zu ziehen vermögen. Sowohl aus der Lektüre der von Hans Rhodius[2] gesammelten und 1964 publizierten Dokumente und Zeugnisse wie auch aus den mittlerweile zwei Filmporträts über Walter Spies[3] entfaltet sich die Geschichte eines außergewöhnlichen Lebens. Eine Vita wie die des Orlando - denn obgleich Spies' Leben nur 47 Jahre währte, wirkt es durch den Wechsel der Lebensumstände, der Orte und Kulturkreise als ob es Jahrhunderte umspannt.

Daß die Homosexualität des Malers und Musikers Walter Spies mit zu den Faktoren bzw. treibenden Motoren seiner Rast- und Ruhelosigkeit zählt, läßt sich aus vielen seiner Zeugnisse erahnen. So schreibt er u.a. 1923, in dem Jahr, in dem er Europa verlassen wird: „[...] wie ich mich unglücklich fühle hier in Deutschland unter diesen trocknen gefühllosen Menschen, kein Leben, keine Natur. Alles scheint mir Betrug. Alles was dort [gemeint ist Baschkirien] einfach und selbstverständlich war, wird hier in Theorien und Gesetze eingezwängt [...] Um hier [in Deutschland] ein Heimatgefühl zu erkaufen, müßte ich von mir preisgeben, was mein ganzes Wesen ausmacht, mich irgendwie selbst verkaufen. Ich kann es aber nicht, ich will lieber weggehen von all diesen Menschen und versuchen, mir eine neue Heimat zu suchen."[4] Schon das 1920 im Folkwang-Verlag erschienene *Bali*-Buch von Gregor Krause hatte ihn stark fasziniert und Sehnsüchte geweckt. Der schwärmerische Text, die aufsehenerregenden Fotos von dunkelhäutigen nackten Menschen, trafen nicht nur seinen Traum von einem „natürlichen" und körperbejahenden Leben, sondern auch seine homoerotischen Phantasien. Sieben Jahre später erreichte Walter Spies sein Traumland Bali und blieb.

In Moskau als ältester Sohn des dortigen Honorarkonsuls des Deutschens Reiches geboren und aufgewachsen, besucht Spies, der in seinen künstlerischen Ambitionen wie auch seine Geschwister Leo (Musiker), Ira (Sängerin) und Daisy (Tänzerin) von der Mutter gefördert wird, ab 1910 eine Internatsschule in Dresden. 1914, im Alter von 18 Jahren und somit wehrpflichtig, wird Walter Spies während seiner Schulferien in Moskau verhaftet und hinter den Ural nach Baschkirien verbannt. Die Zeit in Sibirien hat ihm vielschichtige, musikalische wie auch künstlerische Eindrücke verschafft. Er war von der Ursprünglichkeit der hier lebenden Menschen, ihrem klaren und einfachen Denken fasziniert und plante nach Ende des Krieges Tibet, Indien oder Ägypten zu besuchen. Nach Kriegsende gelangt Spies 1918 nach abenteuerlicher Reise wieder nach Deutschland, wo er seine Familie wiedertrifft. Sie lassen sich in der nahe bei Dresden gelegenen Künstlersiedlung Hellerau nieder, wo der junge Künstler zu den hier angesiedelten Theaterleuten, Malern und Dichtern schnell Kontakt findet. Er freundet sich mit der Schauspielerin Salka Viertel, der Frau des am Dresdner Theater verpflichteten Dramaturgen Berthold Viertel, an. Sie erinnert sich in ihren Memoiren, wie

---

*Ich danke Marie Luise Körber, Dortmund, die mein Interesse an Leben und Werk von Walter Spies geweckt hat. — Zu den neuesten Publikationen, die sich mit der Kunst von Walter Spies auseinandersetzen, gehören: Spruit, Ruud: *Artists on Bali. W.O.J. Nieeuwenkamp, Rudolf Bonnet, Walter Spies, Wilhelm Hofker, A.J. Le Mayeur, Arie Smit.* Amsterdam 1995 sowie Haks & Maris: *Lexicon of foreign Artists who visualized Indonesia (1600-1950).* 1995.

[1] Anläßlich der Werkschau erschien „*Kita.* Das Magazin der Deutsch-Indonesischen Gesellschaft. Sonderdruck zur Ausstellung im Rautenstrauch-Joest-Museum für Völkerkunde und der Galerie Smend in Köln vom 14.9.-21.10.1995. ‚Walter Spies - Maler und Musiker auf Bali'" (40 Seiten).

[2] Rhodius, Hans (Hg.): Schönheit und Reichtum des Lebens. Walter Spies. Maler und Musiker auf Bali 1895 - 1942. Eine Autobiographie in Briefen mit ergänzenden Erinnerungen. Den Haag o.J. (um 1964).

[3] Die Landschaft und ihre Kinder. Portrait über Walter Spies von Hans Hulscher (1980). Walter Spies und das Paradies. Eine Studie von Gero Gemballa und Garin Nugroho, die im Frühjahr 1996 bei „Arte" in der Themenreihe „Paradiese" gesendet werden soll!

[4] Aus Briefentwürfen von Walter Spies an Frau Jaenichen sowie an Frau S. vom Juli 1923, in: *Rhodius*, Band 1, S. 128, 132.

der „junge, bildhübsche Maler Walter Spies"[5] ihr hilfreich zur Seite stand, als sie kurz vor der Niederkunft ihres ersten Kindes war und in ihrer Sorge, für das bald zu erwartetende Baby noch nichts zum Anziehen zu haben, von dem damals 24-jährigen in beruhigender Absicht darüber belehrt wurde, daß das „zimperliche Getue der europäischen Mütter [...] Unsinn" sei, „daß grusinische Mütter ihre Babies nackt ließen, nur mit Fett einschmierten und in ein Schaffell wickelten."[6]

In der ebenfalls in Hellerau wohnenden Bildhauerin und Malerin Hedwig Woermann-Jaenichen findet Spies nicht nur eine großzügige Förderin in künstlerischen Dingen. Sie scheint ihm bzw. seiner vermutlich ersten Liebe, dem fast gleichaltrigen Hans Jürgen von der Wense, auch in Herzensdingen beizustehen. Nach dem Urteil von Hans Jürgen von der Wense ist die befreundete Künstlerin „ein Mensch, dem man sich vollkommen offenbaren könnte ..."[7] Inwieweit sie von den beiden in ihr Vertrauen gezogen wurde, bleibt nach den vorliegenden Quellen unklar. Allerdings ermöglicht sie den beiden, während ihrer Abwesenheit gemeinsam bei ihr zu wohnen.[8]

1920 geht Spies nach Berlin. Er kommt in Kontakt mit der hiesigen Film- und Künstlerszene, lernt hier den rothaarigen, schlanken, hochgewachsenen, verschlossenen und zurückhaltenden, auf den ersten Blick arrogant wirkenden Filmregisseur Friedrich Wilhelm Murnau (1888-1931)[9] kennen und wird schon bald dessen Lebensgefährte. Gemeinsam leben sie im Grunewald in der Villa, in der Murnau durch die großzügige Erbschaftsregelung von Mary Ehrenbaum-Degele, der Mutter seines 1914 im Krieg gefallenen Freundes Hans, auf Lebenszeit Wohnrecht besitzt.[10] Die Beziehung der beiden zueinander, bald getrübt durch die Sehnsüchte des jungen Spies nach der Ferne, wie auch die schmerzvolle Trennung nach fast dreijährigem Zusammenleben hat Georgette Schonderbeek-Vreedenberg, eine holländische Freundin von Walter Spies, in ihren Erinnerungen beschrieben. „Überhaupt tat Murnau ... was er nur konnte, um Walters Leben zu erleichtern; er brauchte die sonnige Heiterkeit, die unbezwingbare Lebensfreude Walters um sich herum. ... Immer schien er (Spies), oder vielmehr war er, heiter und glücklich, aber was ihn mehr und mehr zu beherrschen anfing, war ein Hang, eine Sehnsucht nach Indien; ... Es wurde ihm gewissermaßen zu einer Obsession, er wollte fort, weg aus Europa, wo er sich beengt, unfrei und unglücklich fühlte. ... Die große Schwierigkeit für ihn war, daß Murnau, sein Freund und Wohltäter, ihn nicht gehen lassen wollte. Das schöne Freundschaftsverhältnis drohte zu zerreißen, denn der Drang wegzukommen wurde bei Spies von Tag zu Tag stärker." Von Spies um Hilfe gebeten, hat die Freundin eine lange Unterredung mit Murnau. „Ich versuchte, ihm klar zu machen, daß das, was man freiwillig aufgibt und gehen läßt, uns auf ewig erhalten bleibt, während das, was man festhalten will, uns unvermeidlich verloren geht. Wer entsagt, behält; wer verkrampft festhalten will, verliert für immer. Und auf einmal wurde diese Wahrheit Murnau klar, so daß er in voller Überzeugung sagen konnte: Walter muß frei sein zu gehen, ich darf nicht versuchen, ihn zu halten. Und am nächsten Tag sagte er es Spies selbst..."[11] Daß Spies eine lebenslange Liebe von Murnau, der bald darauf in Hollywood Karriere machte, bleibt, zeigt sich bereits darin, daß Murnau als Endziel seiner Südsee-Unternehmungen Bali anvisierte, wo Spies seit 1927 lebte und von wo aus er immer wieder enthusiastische Briefe schrieb. Bali galt Murnau, der auch seine Yacht auf diesen Namen taufte, als Synonym für den Freund Walter Spies. Zu einem Wiedersehen der beiden sollte es jedoch nicht mehr kommen: Murnau, dem Spies in seinem ersten Bali-Jahr das Bild *Traumlandschaft* gemalt hatte, starb 1931 an den Folgen eines Autounfalls. Walter Spies gehörte zu seinen großzügig bedachten Erben.

Bevor Spies mit der Ankunft auf Bali im Jahre 1927 das Ziel seines ruhelosen Lebens erreicht, ist er, gemeinsam mit einem Freund von Hamburg aus als Matrose auf einem Frachtschiff nach Niederländisch-Indien gekommen, und in der Hauptstadt Batavia (dem heutigen Jakarta) an Land gegangen. Er bleibt kurze Zeit in Bandung, verdient sich Geld als Pianist erst in einem Kino, dann im Kasino der Holländer in Yogyakarta und wird schließlich am Hof des Sultans Hamengku Buwono VIII als Kapellmeister des europäischen Kraton-Orchesters tätig. In dieser für einen jungen Europäer in der damaligen holländischen Kolonie außergewöhnlichen Stellung, setzt er sich auf bemerkenswerte Art und Weise mit der javanischen Gamelanmusik und der javanischen Volkskunst auseinander. Spies entwickelt eine Notenschrift, läßt sich in seiner Malerei von der als paradiesisch empfundenen Atmosphäre beeinflussen und beginnt die einheimische Kunst zu sammeln.

Die Bekanntschaft mit dem Fürsten von Ubud führt den 32-jährigen Spies schließlich nach Bali. Auf dieser Insel im indonesischen Archipel findet er seine innere Ruhe: „ich richte mir jetzt ein Bambushäuschen ein im lieben, einsamen Ubud und bin bald für die Welt verlo-

[5] Viertel, Salka: Das unbelehrbare Herz. Ein Leben in der Welt des Theaters, der Literatur und des Films. Reinbek bei Hamburg 1979, S. 103.

[6] Ebenda, S. 104.

[7] Hans Jürgen von der Wense, Tagebucheintragung vom 9.7.1919, in: *Rhodius*, S. 87.

[8] Siehe Hans Jürgen von der Wense, Tagebucheintragung vom 3.10.1919, in: *Rhodius*, S. 88.

[9] Vgl. Viertel, S. 125.

[10] Siehe Eisner, Lotte H.: Murnau. Der Klassiker des deutschen Films. Velber/Hannover 1967, S. 12.

[11] Erinnerung von Georgette Schonderbeek-Vreedenberg, in: *Rhodius*, S. 120-122.

ren", schreibt Spies 1927. Hier in Ubud, seinem neuen Wohnsitz, gelangt er in Einklang mit sich selbst, bringt die eigenen Talente zu ihrer Entfaltung und findet in der Begegnung mit der balinesischen Kultur und Kulturlandschaft seine innere Erfüllung. In Ubud, umgeben von hübschen jungen Dienern, einem zahmen Äffchen und einem Kakadu als Hausgefährten, hat er sein Paradies gefunden. Hier bringt er all die in ihm schlummernden Talente zur höchsten Blüte. Er wirkt als Musiker und Maler, als Kultur- und Naturforscher[12], als Fotograf und Filmemacher[13] und nicht zuletzt - gemeinsam mit seinem holländischen Freund, dem Maler Rudolf Bonnet - als Sammler und Förderer balinesischer Kunst[14]. Spies empfängt in seiner neuen Heimat die verschiedensten Künstler, Wissenschaftler, Reisende aus aller Welt: Neben dem mexikanischen Maler Miguel Covarrubias, der hier an seinem Buch *Island of Bali* arbeitet, und Vicki Baum, die unter Spies' sachkundiger Betreuung ihr Buch *Liebe und Tod auf Bali* schreibt, neben der Anthropologin Margaret Mead und dem Filmemacher Victor von Plessen, sind es der nur kurz verweilende, aber ein baldiges Wiedersehen wünschende Charlie Chaplin sowie die Millionenerbin Barbara Hutton, die sich bei Spies mit dem Bau eines Gästehauses und eines Swimmingpools bedankt.

Als 1938 die Kolonialregierung in Niederländisch-Indien eine Kampagne gegen Homosexuelle beginnt, werden Walter Spies und Roelof Goris, Mitautor des 1931 erschienenen Buches *The Island of Bali: Its Religion and Ceremonies* - wie viele andere, die glaubten auf Bali, fernab von Europas strengem Sittenzwang ihr Paradies gefunden zu haben - wegen homosexuellen Verkehrs mit Minderjährigen angeklagt. In dem Prozeß gegen Spies tritt die 1936 mit ihrem dritten Ehemann Gregory Bateson nach Bali gekommene, mit Spies befreundete Anthropologin Margaret Mead als Zeugin der Verteidigung an. Sie versucht seinen Lebensstil auf Bali und seine „fortgesetzte lose Verbindung mit männlichen balinesischen Jugendlichen" dadurch zu erklären, daß Spies eine „Befreiung von jener Art von Herrschafts- und Unterwerfungs-, Autoritäts- und Abhängigkeitsverhältnissen" suche, „die er mit der europäischen Kultur assoziiert".[15] Zudem sei auf Bali Homosexualität nichts moralisch Verdammenswertes, sondern gehöre zum Zeitvertreib junger, unverheirateter Männer. Zu Spies' Unglück traf Margaret Meads eloquenter Verteidigungsversuch, den sie mit einer Attacke gegen die engherzige Verurteilung von Homosexualität in der westlichen Kultur verband, beim örtlichen Gericht auf taube kalvinistische Ohren, und Spies mußte für sein „Verbrechen" ein Jahr ins Gefängnis.

Während seiner Gefangenschaft in Surabaya entstehen zwei bedeutende Werke: *Die Landschaft und ihre Kinder*, ein poetisch-philosophisch artikuliertes Landschaftsporträt Balis, das heute zu den bekanntesten von Spies' Gemälden zählt, sowie das für Leopold Stokowski gemalte, surrealistisch anmutende, leider verschollene *Scherzo für Blechinstrumente*. Nach der Entlassung aus der Haft, kehrt Spies im September 1939 nach Bali zurück. Er lebt jedoch nur noch kurze Zeit in Freiheit, denn aus Anlaß des Überfalls der Deutschen Wehrmacht auf Holland wird er 1940, wie alle Deutschen in „Niederländisch Indien", verhaftet und interniert. Er kommt zunächst in ein Lager auf Java, dann in eines auf Sumatra und soll 1942 - infolge der Besetzung Indonesiens durch Japan - nach Ceylon gebracht werden. Das holländische Schiff *Van Imhoff*, das die Gefangenen transportiert, gerät unter Beschuß von japanischen Jagdbombern und sinkt. Walter Spies, 47 Jahre alt, gehört nicht zu den Überlebenden.

---

[12] Insektenforscher schätzten Spies als wichtigen Informanten. Er hielt die Fauna Balis in zahlreichen detaillierten Aquarellstudien fest. Gemeinsam mit dem von der niederländisch-ostindischen Regierung angestellten Archäologen und Sprachforscher Roelof Goris fertigte Spies das mit zahlreichen seiner Fotografien bebilderte Balibuch: *The Island of Bali: Its Religion and Ceremonies*. Batavia 1931. Zusammen mit der englischen Schriftstellerin Beryl de Zoete schrieb Spies 1939 ein Buch über das balinesische Theater: *Dance and Drama in Bali*.

[13] Spies arbeitete u.a. an dem Film *Die Insel der Dämonen* mit, den die Deutschen Victor Baron von Plessen und Dr. Dahleim in Bali drehten.

[14] Gemeinsam mit Rudolf Bonnet und einheimischen Künstlern gründete Spies 1939 die Künstlerorganisation *Pit Maha* (große Vorfahren).

[15] zit. n. Vickers, Adrian: Walter Spies und die balinesische Idylle, in: *Kita*. S. 28-35, S. 29.

Manfred Herzer

Antisemitismus und Rechtsradikalismus bei Adolf Brand

Am 22. April 1913 schrieb Adolf Brand an seinen Mitarbeiter, den Maler und Illustrator Hugo Höppner, genannt Fidus[1], unter anderem:

„Liebster Fidus! [...] Dass ich, der ich seit 10 Jahren zur sozialdemokratischen Partei gehöre, keine Rassen- und Völkerverhetzung treiben werde, ist doch selbstverständlich. — Dass ich aber anderseits auch offene Augen und Ohren habe und schlimmen Erscheinungen gegenüber, die zu einer sozialen und nationalen Gefahr zu werden drohen, keine Vogel-Strauss-Politik treiben werde, ist doch ebenfalls ganz klar. Ich habe schon von meiner Schulzeit her sehr liebe Freunde unter den Juden, die ebenso deutsch fühlen, denken und handeln, wie Sie und ich. Aber Sie werden doch nicht bestreiten können, dass das Gros der Juden sich immer noch als das auserwählte Volk betrachtet, und dass es trotz unserer Sprache und unserer Rechte, die es angenommen hat, ein Volk im Volke bleibt, das in Folge seiner kaufmännischen Ueberlegenheit von Jahr zu Jahr im Reiche an Boden und Macht gewinnt und dank seinem Geldbesitz in der Kunst und der Litteratur, in der Presse und der Politik heute ausschlaggebend ist.

Der Landtagsabgeordnete Hoffmann hat in der sozialdemokratischen Partei als Erster den Mut gehabt, die Dinge beim rechten Namen zu nennen und laut und vernehmlich auf die Korruption hinzuweisen, die gerade das liberale Judentum verschuldet hat, das sich in Liebedienerei nach oben hin garnicht genug tun kann.

Und ob sich die Herren nun Staatsbürger jüdischen Glaubens nennen und es mit Posaunenkraft in alle vier Winde blasen, dass sie sich als Deutsche und nicht als Juden fühlen — oder ob sie sich zum Zionismus bekennen und offen sagen: dass das Alles Schwindel ist, und dass sie immer und überall Juden bleiben werden — darauf kommt es mir nicht an. Sondern auf das Schlechte und Schlimme, das sie in unserem eigenen Volke wirken, und das durch sie die Oberhand gewinnt. Auf die Korruption im ganzen öffentlichen Leben, die von ihnen ausgeht, da sie den Grundsatz praktizieren: dass ihr Geld die Welt regiert, und dass für sie Jeder käuflich ist! Auf die Entartung, mit der sie jedes Volk bedrohen!

Natürlich wäre es lächerlich, auf dem Boden der Mark oder überhaupt des Deutschen Reiches von einem reinen Germanentum zu reden. Aber Kelten und Wenden sind fast vollständig im Germanentum aufgegangen und haben mit das deutsche Volk gebildet, weil sie mit germanischem Blut und mit germanischer Sinnesart eins geworden sind. Das Gros der Juden dagegen geht nicht auf in unserm Volke, sondern bewahrt seine Eigenart und strebt nach Vorherrschaft. Das ist der Unterschied. — Und daraus erwächst uns die Pflicht, nach jeder Richtung die Konsequenz zu ziehen [...] Und um ein Beispiel aus meinem engeren Kreis zu wählen: Dr. Hirschfeld könnte die Rolle eines gerichtlichen Sachverständigen und polizeilichen Vertrauensmannes niemals spielen, könnte niemals das Werkzeug sein, das er gewesen ist — wenn er nicht Jude wäre! [...]"

Leider kennen wir nicht den Kontext dieses Briefes, so daß man nur mutmaßen kann, welche Äußerungen von Fidus dem politischen Glaubensbekenntnis Brands vorhergingen. Anlaß war anscheinend die Frage nach dem Titel einer neuen Zeitschrift, die Brand herauszugeben plante und an der Fidus mitarbeiten sollte. Brand gefiel als Name des neuen Blattes, das dann doch nie erschienen ist: „Wegwalt — ein Blatt für deutsche Art und Rasse, Dorfkultur und Heimatpflege", und Fidus scheint mit seinen Gegenvorschlägen, im Zeitschriftennamen sollten die Wörter „Leibeszucht" oder „Körperkultur" vorkommen, die Brandschen Erklärungen provoziert zu haben.

Drei Jahre später, in seinem Brief vom 24.5.1916 kommt Brand erneut auf seinen Judenhaß zu sprechen. Der Anlaß ist diesmal ein Strafverfahren gegen Brand und zwei Haussuchungen bei ihm, bei denen es um den Verdacht der Verbreitung unzüchtiger Schriften geht. Als unzüchtig verdächtigte die Polizei Brands Aktfotodrucke, die er unter der Bezeichnung „Deutsche Rasse" im Versandhandel vertrieb. Der Brief ist kurz und handschriftlich und hat folgenden Wortlaut: **„Liebster Fidus! Montag den ganzen Vormittag über hat eine zweite Haussuchung bei mir stattgefunden. Ich mußte dem Gerichte sämtliche Briefe und Darstellungen herausgeben, die sich auf meine Aktstudien beziehen. Aber ich habe jetzt den starken Eindruck, daß es sich für meine Feinde, die dahinter stecken, um ganz andere Dinge handelt. Selbständige Köpfe sind den Machthabern jetzt sehr unbequem. Und ich habe ja in meiner Verteidigungsschrift aus meiner germanischen Anschauung über die Freundschaft als Kampfgenossenschaft und aus meiner antisemitischen Gesinnung, zu der ich durch das politische Erpressertum gekommen bin, vor dem ein glatter Justizbankerott besteht, absolut kein Hehl gemacht. Trotzdem werde ich nicht die Besonnenheit verlieren. Ich habe für meine Feinde nur Ver-**

[1] Dank an Dieter Bemer, der mir Kopien der Brand-Briefe an Fidus zur Verfügung stellte!

achtung übrig. Anbei meine ‚Rahnsdorfer Kriegsfürsorge'. Mit herzlichem Gruße Ihr Adolf Brand".

Diese Bekenntnisse zum Antisemitismus sind deshalb interessant, weil bisher die Ansicht bestand, daß Brand zwar immer wieder mit Judenhassern und später auch Nazis schwulenpolitisch kooperiert habe, daß er ihnen gegenüber aber stets einen nicht-antisemitischen und mehr oder weniger demokratischen Standpunkt behauptet habe. Diese Ansicht über Adolf Brands politische Haltung müßte nun im Lichte der zitierten Briefstellen revidiert werden.[2]

Die sehr eigene Mischung aus Bekenntnissen zur Sozialdemokratie und zum Antisemitismus, wie sie im ersten der hier zitierten Briefe zum Ausdruck kommt, war wohl ernst gemeint und ist in ihrer privaten Konfusion vielleicht dadurch erklärbar, daß es sich bei beiden Positionen, die sich in der politischen Praxis einander ausschlossen, nur um ein für Brand eigentümliches Maulheldentum gehandelt hat, dem keinerlei reale Handlungen oder gar Parteinahme entsprachen. Die verwendeten Phrasen waren je nach augenblicklicher Opportunität oder Gemütslage beliebig austauschbar. Eine Stelle in dem Brief, dem das erste Zitat entnommen ist, spricht für diese Interpretation: **„Doch warum, liebster Fidus, wollen wir diese Schatten heraufbeschwören? Ich schrieb Ihnen doch schon, dass es meine ernste und ehrliche Absicht ist, von jeder Parteipolitik mich gänzlich fern zu halten [...]"**

Aber schon wenige Jahre später, in der Zeit der Weimarer Republik, kamen die beiden Seiten seines politischen Weltbildes — Sympathiegefühle für die Linksparteien, besonders für die Sozialdemokratie, und Judenhaß — in den Druckschriften des Adolf-Brand-Verlages zur Geltung. Dabei begründete Brand seine wiederholten Aufrufe zur Wahl linker Parteien allein mit deren schwulenfreundlicher Haltung in der Strafrechtsreform[3], die Ausfälle gegen die Juden stammten zwar meist von anderen Autoren, erschienen aber mit Billigung und unter der redaktionellen Verantwortung Brands. An einer Stelle in seinen zahlreichen Angriffen auf Magnus Hirschfeld läßt Brand sich dazu hinreißen, wenngleich in leicht verhüllender Formulierung, Farbe zu bekennen. Sich selbst und „Dr. Hirschfeld" sieht er als „die beiden Führer der Bewegung", die den unüberbrückbaren Gegensatz zwischen orientalischer und nordischer Einstellung zur Sexualität verkörpern, wobei er sich selbst dem Nordischen zuordnet, das irgendwie gut ist, und Hirschfeld dem bösen Jüdischen, das er als orientalisch umschreibt: **„Es war der ewig junge, uralte und riesengroße Unterschied zwischen Sexualität und Liebe überhaupt, der unüberbrückbare Gegensatz, der hier durch die beiden Führer der Bewegung rücksichtslos zum Austrag kam und der nun einmal diesen elementarsten Erscheinungen des Lebens gegenüber zwischen orientalischer und nordischer Einstellung besteht."**[4] So läßt er in seiner Zeitschrift *Der Eigene* von 1925 einen Valentin Scherrdel „von seinem deutschvölkischen Standpunkt aus" gegen Kurt Hiller polemisieren, den er als Angehörigen des vom „völkischen Gesichtspunkte als rassisch und geistig fremd empfundenen jüdischen Volkes" bezeichnet; die Juden seien überflüssig und hinderlich beim Aufbau einer deutschen Kultur. Brand fügt dem einen Kommentar an, in dem er sich allein von den militaristischen Stellen in Scherrdels Polemik distanziert, nicht aber von dessen Antisemitismus.[5]

Heimsoth & Tscheck

Der Arzt und Schriftsteller Karl Günter Heimsoth[6] und der Privatgelehrte Ewald Tscheck[7] bedienten sich in ihren Polemiken gegen Hirschfeld und das Wissenschaftlich-humanitäre Komitee, die sie für den *Eigenen* verfaßten, besonders häufig antisemitischer Ressentiments. Hirschfeld sei Jude oder „Semit" und deshalb mit seinem „Judengeist" eine Bedrohung für den „deutschen Eros", für die „Freundesliebe" oder wie die Euphemismen auch lauteten, die Brand und seine Freunde zur Andeutung von schwulem Sex ge-

---

[2]Nur scheinbar stehen die zitierten antisemitischen Bekenntnisse im Widerspruch zu einer anderen Briefstelle, wo Brand unter dem 29.11.1933 an die British Sexological Society schreibt: „[...] Sie wissen ja, daß ich Dr. Hirschfeld ebenfalls bekämpft habe. Aber nicht weil er Jude ist, sondern weil seine ganze pseudowissenschaftliche Tätigkeit [...] zu einer katastrophalen Gefahr für unsere gesamte Bewegung wurde [...]" Diese Stelle, die auch im Eldorado-Katalog (Berlin 1984, S. 42) wiedergegeben ist, besagt tatsächlich nur, daß Brand Hirschfeld wegen dessen vermeintlich pseudowissenschaftlicher Tätigkeit bekämpft hat; ob Brand an die Doktrinen der Antisemiten glaubt, läßt er hier offen.

[3]So schreibt Brand beispielsweise in *Der Eigene*, Jahrgang 11, 1926, Seite 80: „Darum ist es schließlich auch nötig, im Hinblick auf die kommenden Reichstagswahlen ebenso mit allen Mitteln dafür zu sorgen, daß die Anhänger der Freundesliebe nur diejenigen Parteien mit Geldmitteln und mit ihrer Stimme unterstützen, die bisher allein den Mut hatten, für unsere Forderungen im Reichstage offen einzutreten, und die es allein fertig bringen, die Sache der persönlichen Freiheit, das Selbstbestimmungsrecht über Leib und Seele und die Sache des § 175 auch zu der ihrigen zu machen. Niemand unter unseren Anhängern kann im Zweifel darüber sein, daß das nur die Sozialdemokraten, Kommunisten und Demokraten tun. Sie nur allein dürfen in Zukunft unsere Stimmen haben [...]"

[4]A. Brand: Gegen die Propaganda der Homosexualität, eine zeitgemäße Erinnerung. In: *Der Eigene*, Jg. 10, 1925, Nr. 9, S. 407.

[5]V. Scherrdel: Dr. Kurt Hiller, in: *Der Eigene*, Jg. 10, 1925, Seite 363.

[6]Als Heimsoth mit Brand zusammenarbeitete, um 1925, war er noch nicht Mitglied der Nazipartei, sondern betätigte sich in rechtsradikalen Sekten wie der „Kampfgemeinschaft Revolutionärer Nationalsozialisten". Er trat erst im Mai 1933 der NSDAP bei und wurde als „Freund Röhms" im Juni 1934 ermordet. (Vgl. O. Strasser, Die deutsche Bartholomäusnacht, Zürich 1935, S. 239; und P. Moreau, Nationalsozialismus von links, Stuttgart 1984, S. 102 ff.)

[7]Zu Tscheck vgl.: M. Herzer, Etwas über Ewald Tscheck (St.Ch.Waldecke), in: *Forum Homosexualität und Literatur*, Nr. 25, 1996.

brauchten. Einem Artikel Heimsoths, in dem sich die antisemitischen Ausfälle gegen Hirschfeld besonders häuften, fügte Brand eine Fußnote an, die Vorbehalte anzudeuten scheint: **„Wir geben diesem wissenschaftlich objektiven Artikel Raum, ohne uns bis in letzte Einzelheiten (Antisemitismus) mit dem Verfasser zu identifizieren [...]"**[8] Vor dem Hintergrund der oben zitierten antisemitischen Bekenntnisse Brands irritiert diese Distanzierung vom Heimsothschen Judenhaß. Will er hier zum Ausdruck bringen, daß der Antisemitismus Marke Heimsoth ein anderer ist als Brands eigener? Hat er sich inzwischen von allen Arten des Antisemitismus, auch von seinem eigenen von 1916, distanziert? Oder folgt er nur der taktischen Linie von 1913 („... Dass ich ... keine Rassen- und Völkerverhetzung treiben werde, ist doch selbstverständlich") und will seinen Rassismus möglichst von seiner Schwulenpolitik trennen? Diese Fragen können nicht mit letzter Sicherheit beantwortet werden. Selbst wenn später im *Eigenen* ein Autor, der sich selbst als „in Deutschland geborener Jude" bezeichnet, dem „Rassenhysteriker" Heimsoth eine gebührende Antwort erteilen darf,[9] bleiben andere Ausfälle gegen die Juden unwidersprochen und es fehlt auch eine distanzierende Anmerkung des verantwortlichen Redakteurs und Verlegers. So scheint die Vermutung nicht abwegig, daß Brand den Antisemitismus, den er in den beiden zitierten Briefen an Fidus offenbart hatte, für den Rest seines Lebens beibehielt, aber seine publizistischen Tätigkeit in dieser Angelegenheit zumeist taktisch und vorsichtig gestaltete. Das mag mit der Fidus gegenüber im Zusammenhang mit der Judenfrage geäußerten Absicht erklärbar sein, sich „von jeder Parteipolitik gänzlich fern zu halten", vielleicht war auch die opportunistische Rücksichtnahme auf potentielle Gönner im Spiel, die er mit antisemitischen Tiraden zu verprellen fürchtete.

Brand in der Nazizeit

Als die Nazidiktatur begann, hatte Brand seine Verleger- und Herausgebertätigkeit schon lange eingestellt. Etwa im Mai 1932 waren die letzten Ausgaben seiner Zeitschrift *Eros* und *Der Eigene* erschienen, so daß es 1933 für die Nazis nichts mehr zu verbieten gab außer dem Vertrieb früher einmal erschienener Druckschriften. Über Adolf Brands Schicksal unter dem NS gibt es bisher nur spärliche Nachrichten, eigentlich nur die vier folgenden Quellen:

- Brands Brief vom 29. November 1933 an die British Sexological Society in London, der stark gekürzt und unkommentiert im Katalog der Eldorado-Ausstellung (Berlin 1984, S. 42 f.) veröffentlicht wurde. Das Original befindet sich im George Ives-Nachlaß in der Bibliothek der University of Texas in Austin, USA.
- Zwei Briefe Brands vom 21. und 25. August 1939 an seinen Dresdener Freund Martin Fiedler. Aus ihnen hat Hubert Kennedy in seinem Aufsatz in CAPRI Nr. 1 die Stellen zitiert, die sich auf John Henry Mackay beziehen. Die Originale befinden sich in der Bibliothek des Sexualforschungsinstituts des Universitätsklinikums in Hamburg.
- Der Bericht von Richard Schultz über seine Besuche bei Brand in seinen letzten Lebensjahren und über dessen Tod und Beerdigung. (Richard Schultz: In memoriam Adolf Brand. In: Rundblick, Heft 9, 1965, Seite 180 f.)

Daraus ergibt sich etwa folgendes durchaus lückenhafte Bild: Zwischen dem 3. Mai 1933 und dem 24. November 1933 wurde das Haus in Berlin-Wilhelmshagen, in dem Brand mit seiner Familie (seiner Gattin, seinem Bruder und dessen Gattin sowie seinen Nichten) wohnte, fünfmal von der Polizei durchsucht. Dabei beschlagnahmten die Beamten alle dort lagernden Druckschriften aus Brands Verlag. **„Ich wurde durch diese 5 Konfiskationen vollständig ausgeplündert, habe nichts mehr zu verkaufen und bin nun geschäftlich ruiniert. Ich weiß auch nicht mehr, wovon ich mit meinen Angehörigen zusammen noch weiter leben soll."** (Blatt 7 des Briefes vom 23.11.33) Im Frühjahr 1933 wurde er **„von einem reichen Freunde meiner Arbeit nach Neapel eingeladen"**. Die Reise konnte er aber nicht antreten, weil ihm die Polizei einen Reisepaß verweigerte. **„Einige Wochen später begab sich ein guter Bekannter von mir, ein Berliner Geschäftsmann, der schon seit vielen Jahren der nationalsozialistischen Partei als Mitglied angehört, auf das Berliner Polizeipräsidium, um mir auf eigene Faust den Paß dort zu beschaffen. Man erklärte ihm: ‚Adolf Brand kann den Paß sofort erhalten, aber er muß eine Kaution in Höhe von 2000 Mark dafür bezahlen.' — Diese hohe Summe konnte ich aber bei der jetzigen schlechten Geschäftslage unmöglich flüssig machen. Deshalb mußte ich auf die Einladung und auf die Reise nach Italien verzichten."** (ebenda, Blatt 4 f.) Bemerkenswert an dieser Schilderung scheint mir Brands beiläufig erwähnter guter Bekannte, der schon seit vielen Jahren der Nazipartei angehörte. Und möglicherweise kann er es seinen guten Bekannten aus der Nazipartei verdanken, daß er, wie Schultz schreibt, trotz vieler Hausdurchsuchungen, Beschlagnahmen und Verhöre „nie verhaftet" wurde. Schultz schreibt weiter: „Mit Ausbruch des 3. Reiches wurde es still um Adolf Brand. Nur noch selten wagte es jemand, ihn zu besuchen. Als der 2. Weltkrieg ausbrach, war er verarmt und lebte von der städtischen Fürsorge. Sein Haus

---

[8] *Der Eigene*, Jg. 10, 1925, Nr. 9, S. 415.

[9] W.H.Roeber, Freundesliebe und Homosexualität. Eine Erwiderung, in: *Der Eigene*, Jg. 10, 1925, Nr. 11, S. 500-502. Es ist nicht auszuschließen, daß Brand sich selbst mit dem Abdruck dieser Erwiderung vom Antisemitismus der Tscheck und Heimsoth abwendete, denn es folgten keine weiteren einschlägigen Beiträge in Brands Publikationen. Es könnte aber sein, daß Brand aus irgendwelchen Opportunitätserwägungen das Thema Antisemitismus von diesem Zeitpunkt an tabuierte.

hatte er übrigens schon lange nicht mehr im Besitz. Not und Krankheit machten den Verkauf dringlich. Nur noch ein Zimmer bewohnte er und die anderen Räume waren mit Flüchtlingen belegt worden. Er konnte sich nur noch mit Krücken fortbewegen und litt grenzenlos unter seiner Einsamkeit. Ein Bekannter, Lebensmittelgroßhändler im Sudetenland, schickte monatlich einmal ein Paket. Doch um sich nicht zu kompromittieren, sandte er es an mich. Ich brachte es jeweils zu Adolf Brand und legte noch einen großen Geldschein dazu. Lebensmittel hatten wir schon damals kaum noch und hungerten schon bedenklich in Berlin. Ich glaube, wir beiden waren die einzigsten[10], die ihm bis zuletzt etwas menschliche Güte erwiesen haben." (Schultz, a.a.O., S. 181)

Der zweiten Brief an Fiedler, den Brand am 25. 8. 1939, also zwei Tage nach dem Hitler-Stalin-Pakt und eine Woche vor dem Überfall der Naziwehrmacht auf Polen, schrieb, enthält eine einigermaßen bizarre Analyse der weltpolitischen Lage. Darin wird vor allem Brands eigentümliche Nähe zum Naziregime deutlich, dem er nach seiner Lektüre der *Berliner Morgenpost* eine Initiative zur Sicherung des Weltfriedens zuzutrauen scheint: **„[...] Ich stehe darum allen Erscheinungen des Massenwahnes völlig ablehnend gegenüber und verfalle darum auch nicht der allgemeinen Kriegspsychose. Im Gegenteil bin ich der Meinung, dass der Nichtangriffspakt, der jetzt zwischen Deutschland und Russland abgeschlossen wurde, vielleicht garnicht so sehr die Dinge des Krieges im Auge hatte, wie das Wegebahnen und Ratschaffen zu einer allgemeinen Friedenskonferenz, das im Rahmen des bevorstehenden grossen Reichsparteitages des Friedens, wie ihn die Regierung Adolf Hitlers doch selbst genannt hat, wohl möglich wäre. Jedenfalls würde durch solch einen Plan der urplötzliche Umschwung in der ganzen öffentlichen Haltung des nationalsozialistischen Deutschland dem bolschewistischen Russland gegenüber, wie er besonders in einem Leitartikel der Berliner Morgenpost blitzhell zu Tage getreten ist, eine hinreichende Erklärung finden. Ebenso der auffällige Umstand, dass trotz aller Friedensbeteuerungen die bisherigen ganz entgegen gerichteten Operationen bis heute nicht abgeblasen wurden, was allen Schwarzsehern natürlich immer noch eine starke Handhabe bietet, den Krieg nach wie vor als unvermeidlich zu betrachten, obwohl der durch den Russenpakt gewonnene freie Weg selbst im letzten Augenblick noch erfolgreich zu dem grossen Ziele führen kann. Denn wenn der Reichsparteitag des Friedens an alle Staaten der Erde die Einladung ergehen liesse, zu einer Weltfriedenskonferenz sich zu versammeln, um nicht mehr durch Gewalt, sondern nur noch durch gegenseitige Verständigung und gegenseitige Hilfe, so wie durch unverletzliche Verträge jedem Volke den natürlichen Lebensraum zu garantieren, dann müsste eine solche Aktion unter Leitung der beiden grössten Staaten des europäischen Kontinents auch sicher zum Ziele führen; die ganze Welt könnte aufatmen, wie nach einem furchtbaren Schreckenstraum [...]"**

Man könnte diese Briefstelle womöglich als Resultat einer von Krankheit, Alter (er war damals 65 Jahre alt) und allgemeiner Lebensenttäuschung gestörten Realitätswahrnehmung entschuldigen. Sie entspricht aber in ihrer Mischung aus sehr privatem, „eigenem" Wunschdenken und obrigkeitsfrommer Anbiederei seinen Äußerungen im und unmittelbar vor dem ersten Weltkrieg,[11] so daß es sich hier eher um alte Denkmuster handelt und weniger um Verblödung an der Schwelle zum Greisenalter. Es ist bisher nicht untersucht worden, ob Brand nicht auch in der NS-Zeit journalistisch tätig war und vielleicht in der Manier der hier zitierten Briefstelle in der Köpenicker Lokalpresse oder gar in der Berliner Morgenpost publizierte.

---

[10] Friedrich Weigelt beantwortete eine entsprechende Anfrage in seinem Brief vom 29.9.1983 an den Verfasser: „Adolf Brand lebte in Wilhelmshagen in einer hübschen Villa [...] Ich hatte mit ihm Kontakt bis zu seinem Lebensende. Ich stand mit seinem Bruder und wenigen Menschen unter Bewachung an seinem Grabe. Eine Bombe hatte sein Haus getroffen und ihn und seine Frau im Keller verschüttet." Demnach scheint sich außer Schultz zumindest noch Weigelt bis zuletzt um Brand gekümmert zu haben. Zur politischen Orientierung Brands und seiner Freunde teilte Weigelt auf Anfrage mit: „Ein Nazi war er nicht. Wie hätte ich mit meiner Einstellung sonst dort verkehren können. Fast alle Leute aus dem Kreis waren Nazigegner." (Brief vom 14.10.1983) Der zuletzt zitierte Satz veranlaßte die Rückfrage, ob Weigelt Namen der wenigen Nicht-Nazigegner in Brands Freundeskreis nennen kann. Darauf hat er leider nicht geantwortet.

[11] Zum Beispiel: *Rahnsdorfer Kriegsfürsorge von Adolf Brand*, Wegwalt-Werkstatt 1916. — *Festspiel der Gemeinde Rahnsdorf zur Kaiser-Geburtstags-Feier 1916, im Auftrage des Herrn Bürgermeisters Köhler von Adolf Brand*, Berlin-Wilhelmshagen 1916. — *Die Londoner Kriegslügenfabrik „Büro Reuter". Nach Aufzeichnungen eines Eingeweihten von Adolf Brand*, Wegwalt-Werkstatt 1914. Brands Situation in den letzten zehn Jahren des Kaiserreiches, als er diese Anbiederungen an die damalige Obrigkeit unternahm, war eigentlich noch desolater als in der Nazizeit: Die Gefängnishaft, die ihm seine abstrusen Angriffe auf den Reichskanzler Bülow eingetragen hatten, zerstörte auch die ökonomischen Grundlagen seiner schwulenpolitischen Unternehmungen; er war wirtschaftlich ruiniert und politisch isoliert. Es lag für ihn offensichtlich nahe, die Schuld für seine Misere bei den Juden zu suchen und die Rettung von der staatlichen Autorität zu erhoffen. Damals gehörte zu Brands Freundeskreis der antisemitische Pamphletist Emil Witte. Ob Brand und Witte über den gemeinsamen Judenhaß zueinander fanden oder ob Brand erst unter Wittes Einfluß den Antisemitismus für sich entdeckte, ist nach heutiger Quellenlage nicht zu entscheiden. Vielleicht war auch bereits der antisemitische Journalist Joachim Gehlsen, mit dem Brand in den letzten Jahren vor Gehlsens Tod (1908) zusammenarbeitete, Brands Lehrmeister in der Judenfrage. Zu Brands Kooperation mit Witte und Gehlsen vgl. M. Herzer, Eulenburg, der Schmutz und die Juden, in: Berlin von hinten, Ausg. 1985, Berlin 1984, S. 15-27.

Eine Merkwürdigkeit ist an dieser Stelle noch in Bezug auf Brands Ende, seine Bestattung auf dem Wilhelmshagener Friedhof zu erwähnen. Schultz (a.a.O., S. 181) schreibt:

„Am 26. Februar 1945 wurde er bei einem Fliegerangriff in seinem ehemaligen Haus getötet. Einige Tage später fand das Begräbnis gemeinsam mit 7 - 8 anderen Opfern statt. Die Nazis nützen dies zu ihrer Propaganda aus, denn diese hatten die Beisetzung übernommen. Von seinen ehemals vielen Bekannten waren nur 2 Herren und ich zur Beerdigung gekommen. Der Kreisleiter in großer Uniform mit seinem Gefolge und den üblichen Hakenkreuzfahnen erschienen. Jeweils 6 SA-Männer trugen einen Sarg. Nachdem der Pfarrer die Einsegnung vorgenommen hatte, ergriff der Kreisleiter das Wort. Er feierte Adolf Brand besonders als ‚Vorkämpfer' und ‚Wegbereiter' des 3. Reiches und Träger nationalsozialistischen Gedankengutes. Betroffen schauten wir drei uns an, denn wir wußten doch wie sehr Adolf Brand die Nazis verachtet hat."

Es kann nicht zweifelsfrei entschieden werden, ob Schultz oder der „Kreisleiter" mit ihrer sehr gegensätzlichen Würdigung des Eigenen recht hatten. Brands Haltung zu Strömungen des Rechtsradikalismus und des Antisemitismus waren stets mindestens ambivalent, so daß die Vereinnahmung Brands für die Nazis vielleicht ähnlich berechtigt ist wie seine Einreihung unter die Nazi-Gegner.

BUCHBESPRECHUNG

Gerd Wilhelm Grauvogel: *Theodor von Wächter — Christ und Sozialdemokrat. Ein soziales Gewissen in kirchlichen und gesellschaftlichen Konflikten.* Franz Steiner Verlag, Stuttgart 1994. 351 Seiten.

Die hier anzuzeigende Saarbrückener Dissertation leistet auf ganz unerwartete Weise einen äußerst wertvollen Beitrag zur schwulen Geschichtsforschung, indem sie die Biographie des Stuttgarter Theologen und Politikers Theodor von Wächter (1865-1943) darstellt und dabei seine fast lebenslänglichen Konflikte mit der Homophobie seiner Zeitgenossen und mit dem Schwulenstrafrecht angemessen berücksichtigt.

Wächter, der zunächst evangelischer Pfarrer werden wollte, erhielt von seiner Kirche ein Berufsverbot, als er am Anfang der neunziger Jahre nicht nur in die SPD eintrat, sondern auch für die Partei bei den Reichstagswahlen mehrfach und jedesmal erfolglos kandidierte. Nach dem letzten Wahlkampf, in dem er 1895 wiederum unterlag, veröffentlichte er in seiner Zeitschrift *Sonntagsblatt für freien Geistesaustausch* eine Erklärung, „daß er unter einer gänzlichen Nervenzerrüttung leide und sich für längere Zeit allen Schreibens, Redens und öffentlichen Auftretens enthalten müsse." (S. 186) Noch im gleichen Jahr trat er aus der SPD aus und veröffentlichte in der Berliner Zeitschrift *Die Kritik* einen Aufsatz „Meine Stellung zur Sozialdemokratie", in dem er als Austrittsgrund die Haltung der Partei zu seinen damals schon allgemein bekannten „anormalen Neigungen" und seiner „Verirrung" angibt. Der *Vorwärts* hatte darüber eine ironische Glosse gebracht, woraufhin Wächter zu Bebel ging, um ihm seine Absicht mitzuteilen, ein öffentliches Schuldbekenntnis mit der Schilderung von Einzelheiten seiner sittlichen Verirrung abzulegen. Bebel soll darauf geantwortet haben: „Sie sind verrückt, wenn Sie das thun. Sie müssen daneben bedenken, daß Sie im Lande noch immer als Parteigenosse gelten. Man weiß nicht, daß wir sofort, nachdem wir Ihre Verfehlungen erfuhren, Sie ‚kaltgestellt' haben ... Solche Sachen, die millionenfach vorkommen, zerrt man nicht in die Oeffentlichkeit, das ist Cynismus von Ihnen!" (S. 189 f.) Als Wächter daraufhin seinen Parteiaustritt anbot, soll Bebel gesagt haben: „Das erwarten wir bestimmt von Ihnen. Wir haben mit Ihnen nichts mehr zu schaffen." (S. 190) Aus all dem folgt aber nicht notwendig der Parteiaustritt, den Wächter jetzt vollzog. 1896 kündigte er in seiner Zeitschrift an, demnächst wieder in die SPD einzutreten, was aber nicht geschah. Stattdessen zog sich von Wächter vollständig aus der Öffentlichkeit zurück. Wächters Biograph erhebt an dieser Stelle gegen Bebels Haltung den Vorwurf „beklagenswerter Doppelmoral"; er habe sich zwar nach außen mutig für die Emanzipation der Homosexuellen eingesetzt, dränge andererseits Homosexuelle in den eigenen Reihen zum Verlassen der Partei (vgl. S. 190). Dieser Vorwurf ist zumindest unpräzise begründet, denn 1895, als Bebel auf Wächters Austrittsangebot geantwortet haben soll: „Das erwarten wir bestimmt von Ihnen", war von irgendwelcher Homosexuellenemanzipation überhaupt noch nicht die Rede. Erst 1897 veranlaßte Magnus Hirschfeld in persönlichen Gesprächen Bebel zur Unterstützung der Petition gegen den § 175 und wohl auch zur Revision seiner konventionellen Homophobie. Als Wächter aus der SPD austrat, war Bebel gewiß noch auf dem Standpunkt, den er in seinem Buch *Die Frau und der Sozialismus* formuliert hatte: Die „Unnatur der Knaben- und Männerliebe" sei jedenfalls zu verdammen. Moderatere Töne schlug im gleichen Jahr 1895 erstmals Eduard Bernstein an, als er im theoretischen Organ der Partei *Neue Zeit* über die Verurteilung Oscar Wildes berichtete und dabei für eine Neubewertung des „widernormalen Geschlechtsverkehrs" warb. Schließlich ist es doch auch ein Unterschied, ob ein Schwuler bei den ersten Widerständen gegen seine sexuellen Gewohnheiten aus der Partei austritt, oder ob er gegen seinen Willen ausgeschlossen wird.

Bebels und von Wächters Einstellung zur Homosexualität waren 1895 ziemlich ähnlich. In seiner erwähnten Selbstrechtfertigung in der *Kritik* sagt er nicht nur, daß er sich „in einer nur onanistischen Weise vergangen habe", er berichtet auch, daß er „mit Parteigenossen und mit Aerzten" über diese „weitverbreitete Krankheit" gesprochen habe und daß bei ihm selbst „diese anormale Neigung nicht Naturanlage, sondern eine nur vorübergehende Entwicklungsverirrung war in Folge von erzwungener Unterdrückung normaler geschlechtlicher Neigung." Er könne beweisen, daß zwei Kuren in Lugano und im Naturheilbad Sonnenschein in Thüringen bei ihm „die völlige Gesundung" herbeigeführt haben.

In den folgenden Jahren trat bei ihm der Umdenkungsprozeß ein. Er verfaßte eine umfangreiche Rechtfertigung der Homosexualität auf der Grundlage der historisch-materialistischen Geschichtsbetrachtung, die unter dem Titel „Die Liebe als körperlich-seelische Kraftübertragung" 1899 im Verlag von Max Spohr, dem Hausverlag der damals gerade erst zwei Jahre alten Schwulenbewegung, erschien. (Übrigens war nicht Hirschfeld, wie Verf. irrtümlich annimmt, sondern Numa Praetorius Autor der lobenden Besprechung dieses Werkes im *Jahrbuch für Sexuelle Zwischenstufen*; vgl. S. 243.) Anders als bei Bebel, der unter dem Einfluß von Bernstein und Hirschfeld seine homophobe Einstellung revidierte, spielte bei von Wächter der Zürcher Psychiater und Sexualforscher Auguste Forel die vielleicht maßgebliche Rolle. Im Jahre 1897 hielt sich von Wächter in Zürich auf, wurde dort beim schwulen Sex ertappt und von der Polizei „zur Beobachtung" in die Nervenheilanstalt Burghölzli gesperrt. Forel, der ihn zu beobachten hatte, bescheinigte ihm „anlagebedingte Homosexualität", was einen gerichtlichen Freispruch zur Folge hatte. „Forel entließ Wächter mit dem Rat, sich in Italien einen neuen Wirkungskreis zu suchen, wo homosexuelle Kontakte in gewissen Grenzen geduldet wurden." (S. 229) Bis 1915, als er wegen des Weltkriegs nach Deutschland zurückkehren mußte, lebte von Wächter in Italien. Einmal war er im Sommer 1911 wieder in Berlin und nahm an einer WhK-Sitzung teil, worüber das *Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen* berichtete: „An dem Abend war u.a. auch Theodor v. Wächter aus Florenz anwesend, der geistvolle Verfasser von ‚Ein Problem der Ethik — Die Liebe als körperlich-seelische Kraftübertragung'. Der Vorsitzende, Dr. Hirschfeld, begrüßte außer den andern auswärtigen Gästen besonders [...] Herrn v. Wächter, dessen Person gewissermaßen eine Art Nemesis bedeutet. Th. v. Wächter ist nämlich ein Enkel jenes Geh. Ober-Justizrats v. Wächter, der einst K.H. Ulrichs auf dem Juristentag in Augsburg [!], wo er über das homosexuelle Problem sprechen wollte, von der Rednertribüne weisen ließ. Der Enkel Theodor v. Wächter ist nun ein Vorkämpfer des Uranismus in Wort und Schrift und erwiderte Dr. Hirschfelds Ansprache namens der Gäste in längerer Rede." (JfsZ 12, S. 123)

Wächters 25 letzte Lebensjahre sind in Grauvogels Buch auf nur 20 Seiten zusammengedrängt, was wohl nur zum Teil an den spärlicher fließenden Quellen liegen mag. Wir erfahren aber immerhin, daß er gleich nach ihrer Gründung der Kommunistischen Partei beitrat, wegen Inflation und Arbeitslosigkeit oft große materielle Not litt und bis zu ihrem Tod im Jahre 1939 mit seiner Schwester zusammenlebte. In der Nazizeit blieb er anscheinend unbehelligt, bis er am 2.9.1942 „wegen ‚Verführung Minderjähriger zu widernatürlicher Unzucht' in mehreren Fällen in Haft genommen" wurde. (S. 265) Im April 1943 wurde er zu einem Jahr Gefängnis verurteilt, rätselhafterweise aber sogleich begnadigt und freigelassen. Im Juni des gleichen Jahres wurde er in die psychiatrische Klinik des Stuttgarter Bürgerhospitals eingewiesen, wo er bald darauf, am 9. Juli 1943 „an den Folgen einer Kreislaufinsuffizienz" verstarb. (S. 267)

Der eigentümliche Reiz dieser Arbeit über Theodor von Wächter liegt in einer Art Unfreiwilligkeit, mit der der Autor, der sich für ganz andere Fragen interessiert, seine Funde zur Geschichte der von ihm so genannten „Homophilie" zur Kenntnis nimmt und mit schöner intellektueller Redlichkeit in sein Wächter-Porträt einfügt. Daß ihm seine Entdeckungen auf einem von der schwulen Geschichtsforschung bisher ignorierten Gebiet ganz beiläufig und fast zufällig gelingen und daß er sie dennoch angemessen darstellt, gehört zu den starken Seiten von Grauvogels Buch.

Manfred Herzer

SEIT 20 JAHREN PUBLIZIEREN WIR ANTIQUARIATSKATALOGE ÜBER MÄNNLICHE UND WEIBLICHE HOMOSEXUALITÄT. WIR FÜHR(T)EN LITERATUR VON Z.B. HÖSSLI & HIRSCHFELD IN KOSTBAREN ERST- UND GÜNSTIGEN TEXT-AUSGABEN, AUTOGRAPHEN VON K.H. ULRICHS & DEN LADIES OF LLANGOLLEN, ORIGINALGRAPHIK VON ALICE BEREND (ANITA BERBER) USW. USW. ÜBER UNSER AKTUELLES PROGRAMM INFORMIERT EINE KLEINE BROSCHÜRE. BITTE NENNEN SIE UNS IHRE ANSCHRIFT, WIR SENDEN SIE IHNEN UMGEHEND ZU.

BMCF-ANTIQUARIAT
RAINER G. FEUCHT
P.O.BOX 54
D-89602 ALLMENDINGEN
GERMANY
TEL. (07391) 12 76
FAX (07391) 83 24

WAS BISHER AUF CAPRI GESCHAH — INHALT ALLER HEFTE

Heft 1/1987 [= Nr. 1]: M. Herzer: Zum Geleit, Exil auf Capri / H.Kennedy: Das Geheimnis von Sagitta / M. Herzer: Christian Wilhelm Allers / M. Herzer: Zum Ursprung des Angeborenseins / C.F. Michéa: Des déviations maladives de l'appétit vénérien / K.M.Kertbeny: Ein Brief an Ulrichs in Würzburg. **Heft 2/1987 [= Nr. 2]** M.Herzer: Die Schwarze Maria und der Männerbund, ein Nazimärchen / Gad Beck: Im Untergrund der Nazi-Hauptstadt / George L. Mosse: Homosexualität und Faschismus in Frankreich / **Buchbesprechung:** Plant, The Pink Triangle. **Heft 1/1988 [= Nr. 3]:** M.Herzer: Schwule Preußen warme Berliner / E. Jäger: Vautrins Söhne und Leser / H.Kennedy: Unbekanntes über Sagitta / B.Balz: Heiliger Abend. **Heft 2/1988 [= Nr. 4]:** M. Herzer: Der Prozeß gegen den Berliner Urning Carl von Zastrow / K.M.Kertbeny: Sexualpolitische Denkschrift zum Zastrow-Prozeß / M. Herzer: Etwas zu Kertbenys Lebenslauf / G.J.Giles: Wilhelm von Gloeden und die Vorstellung der Schönheit in der Kaiserzeit. **Heft 3/1988 [= Nr. 5]:** U. Schücklenk: Arthur Schopenhauer und die Schwulen / A. Schopenhauer: Metaphysik der Päderastie / A. Schmitt: Über Pädersten, Homosexuelle, Kinäden und Schwule / Die Päderasten. Distraction de l'Equipage / S. Karlinsky: Tschaikowskis Selbstmord, Mythos und Realität / **Buchbesprechung:** Kennedy, The Liefe and Works of Karl Heinrich Ulrichs. **Heft 4/1988 [= Nr. 6]:** G.Dworek: Ein Yankee am Hofe des Königs Karl / R.Schildt: Das Ende einer Karriere. Entfernung des Amtsassessors Ulrichs aus dem Stantsdienst wegen widernatürlicher Wollust / **Buchbesprechung:** Baldauf, Die Knabenliebe in Mittelasien. **Heft 1/1990 [= Nr. 7]:** G.Grau: Die Reichszentrale zur Bekämpfung der Homosexualität und Abtreibung / B.Jellonnek: Aus den Akten der Geheimen Staatspolizei. Ein Fall öffentlichen Widerstands von Homosexuellen / B.U.Hergemöller: Chome fue arso uno Soddomito - Lucca 1369 / J.Werres: Als Aktivist der ersten Stunde. Meine Begegnung mit homosexuellen Gruppen und Zeitschriften nach 1945. **Heft 2/1990 [= Nr. 8]:** S.Karlinsky: Schwule Literatur und Kultur in Rußland. Die Folgen der Oktoberrevolution / P.Tatchell: Ten Gay Days that shook East Berlin / M.Eggert: Wie es begann. Schwulenbewegung in Ostberlin 1972-73 / G.Dworek: »Ist diese Krankheit heilbar?« Zwei Irrenärzte kommentieren Karl Heinrich Ulrichs / M.Herzer: Unser Ulrichs-Autograph. **Heft 3/1990 [= Nr. 9]:** J.C.Féray & M. Herzer: (Homo-)Sexualwissenschaft und Politik im 19.Jahrhundert. Karl Maria Kertbeny / M. Herzer: Homosexualität als gesellschaftliche Konstruktion und sexuelle Praxis / R.Wolfert: Mauritz Stillers Vingarna - Stockholm 1916 / **Buchbesprechungen:** Hodges, Alan Turing Enigma / Werner, Otto Warburg / Günther & Hoffmann: Sascha Schneider & Karl May / Geschichte des § 175. **Heft 4/1990 [= Nr. 10]:** B.U.Hergemöller: Das Verhör des »Sodomiticus« Franz von Alsten (1536/37) - Ein Kriminalfall aus dem nachtäuferischen Münster / E. Walser: Zur Entkriminalisierung der Homosexualität in der Schweiz 1990 und ein Rückblick auf 1942 / M. Herzer: Ludwig Renn / D.Berner: Wie die SED-Propaganda das Stigma Homosexualität zum Rufmord an einem Maueropfer benutzte / **Buchbesprechungen:** Jellonnek, Homosexuelle unter dem Hakenkreuz / Steinkamp, Gottfried von Cramm der Tennisbaron. **Heft 1/1991 [= Nr. 11]:** M. Herzer: Die Strafakte Gottfried von Cramm, Berlin 1938 / M. Herzer: Max Spohr, Adolf Brand, Bernhard Zack - drei Verleger schwuler Emanzipationsliteratur in der Kaiserzeit / Bernd-Ulrich Hergemöller: Ludwig der Bayer, Friedrich der Schöne, Friedrich von Tirol - Verwirrungen und Verwechslungen / **Buchbesprechungen:** Kant, Eine Vorlesung über Ethik / Verführte Männer - Leben der Kölner Homosexuellen im Dritten Reich / Hoven, Der unaufhaltsame Selbstmord des Botho Laserstein / Euphronius der Maler. **Heft 2/1991 [= Nr. 12]:** H.Giese: Untersuchungen zum Wesen der Begegnung 1945 / B.U. Hergemöller: Hans Giese und Martin Heidegger / J.A. Kuhn: Mißglückte Kontaktaufnahme im Theaterrestaurant Lantsch, Berlin 1880 / G.Knoll: »Le Palladion« - Eine unfreiwillige Philologensatire aus Bremen zu einem komischen Epos Friedrich II. von Preußen / **Buchbesprechungen:** Äskulap oder Mars ? / Money, Capri Island of Pleasure / Die versteinerten Verhältnisse zum Tanzen bringen / Schilde & Tuchel, Columbia-Haus. **Heft 3/1991 [= Nr. 13]:** W.Kuhn & K.v.Ruffin: Als schwuler Häftling in den KZs Columbiahaus und Lichtenburg 1935/36 / R.v.Praunheim & Dr.Hanns G.: Als schwuler Teenager zur Therapie bei Magnus Hirschfeld / K.W.Böhm: »Erfüllung einer Lebenssehnsucht« / H.Kennedy: Andeutungen der Knabenliebe in Longfellows »Hiawatha« / A.Schmitt: Social Constructivism, good bye! / M.Herzer: »Schutzhaftfälle« 1935 / Bibliografie der Aufsätze zur schwulen Geschichte im JOURNAL OF HOMOSEXUALITY / **Buchbesprechungen:** Ringdal, Lystens død? / Werner, Mauritz Stiller / Böhm, Zwischen Selbstzucht und Verlangen / Sinakowski, Das Verhör. **Heft 4/1991 [= Nr. 14]:** J.-C.Féray: Die Homosexualität im Tagebuch der Brüder Goncourt / M. Herzer: Kommunisten, Sozialdemokraten und die Schwulenbewegung der Weimarer Republik / P. Snijders: Das Schicksal frischer Männchen / Spartacus Gay Guide 1920 »Der Internationale Reiseführer« / Buchbesprechungen: Röll, Homosexuelle Häftlinge im KZ Buchenwald / Derks, Die Schande der heiligen Päderastie / Dear Tucker, ed. by H. Kennedy / Eine Tunte bist du auf jeden Fall. **Nr. 15, April 1993:** M. Herzer: Corydon und Vice allemand / A. Got: Le Vice organisé en Allemagne / A. Got: »Anders als die Andern« / N. Praetorius: Über die Homosexualität in Frankreich / N. Praetorius: Der Streit um Walt Whitmans Homosexualität im »Mercure de France« / G. Apollinaire: Ein Augenzeuge der Beerdigung Walt Whitmans / G. Apollinaire: A propos de Walt Whitman / W. Benjamin: In einem Pariser Schwulenbordell / A. Sternweiler: Briefe an den Schutzhäftling Robert T. Odeman / **Buchbesprechungen:** Naldini, P.P.Pasolini / Fernandez, Der Raub des Ganymed / Hoffschildt, Olivia / Paglia, Die Masken der Sexualität. **Nr. 16, Dezember 1993:** J. Miller: Der Wille zum Wissen. Foucault in Kalifornien / M. Herzer & F. Wagner: Homosexualität und Wahrheit / J.A. Kuhn: Der »Moabiter Löwe« als Emblem der Zeitschrift »Die Freundschaft« / **Buchbesprechungen:** Kugel, Der Unverantwortliche / Greene-Gantzberg, Herman Bang og det fremmede / Hutter, Die gesellschaftliche Kontrolle des homosexuellen Begehrens. **Nr. 17, September 1994:** M. Keilson-Lauritz: Wilhelmshagen gegen das Deutsche Reich / A.Brand: Fürst Bülow und die Abschaffung des § 175 / H. Sulzenbacher: »Man bekommt aber den Eindruck, als ob Ulrichs nicht recht normal wäre.« / K.H.Ulrichs: Eingabe an das K.K. Justizministerium / M. Herzer: Sandor Ferenczi / S. Ferenczi: Über sexuelle Zwischenstufen / B. Schälicke: Die Ambivalenz schwuler Sieger / **Buchbesprechungen:** Homosexualität in der NS-Zeit / Herzer, Magnus Hirschfeld. **Nr. 18, Februar 1995:** M. Herzer: „Ungewöhnliche Liebesgeschichten" - Ein früher gelungener Versuch, den Sex mit Kindern zu literarisieren / F.A.Adolf: Ungewöhnliche Liebesgeschichten (Berlin 1906) / A.Zinn: Zur sozialen Konstruktion des homosexuellen Nationalsozialisten / Expertus: Die „Ausrottung" der Homosexuellen im Dritten Reich (Pariser Tageblatt 1.1.1935) **Nr. 19, Juli 1995:** W.v.Rosen: Månens Kuler, zur Geschichte der Schwulen in Dänemark / W.v.Rosen: Antikritik, das Homoerotische ist das Homoerotische ist das Homoerotische / M.Herzer: Stimmen aus dem WhK zum Sex mit Kindern / M.Herzer: Zu einem Brief von S.Freud an M. Hirschfeld vom 2.11.1911 / Buchbesprechungen: Sternweiler, Und alles wegen der Jungs / Geuter, Homosexualität in der deutschen Jugendbewegung / Balser u.a., „Himmel und Hölle." **Nr. 20, November 1995:** M.Herzer u. A.Sternweiler: 100 Jahre Schwulenbewegung / B. Jellonnek: Homosexuelle im Dritten Reich / H. Detering: Falsche Party / M. Herzer: Der Naturforscher und Dichter Carl Bolle / C. Bolle: Suchen und Finden / R. Wolfert: Zum Briefwechsel Hirschfeld-Björnson / M. Herzer: Schwule Sintenis-Schwärmer / H. Siemsen: Brief an R.V.Cafiero, 1943.

EINIGE ÄLTERE HEFTE SIND NOCH BEIM MUSEUMSVEREIN GEGEN EINSENDUNG VON 5 DM PRO STÜCK ERHÄLTLICH.

CAPRI wird herausgegeben vom Verein der Freunde eines Schwulen Museums in Berlin, Mehringdamm 61, 10961 Berlin FON 030 - 693 11 72 FAX 030-694 50 38 **CAPRI**-Redaktion: Manfred Herzer, Blücherstraße 61, 10961 Berlin. Druck: Schwulenreferat des AStA der FU Berlin.
Öffnungszeiten des Schwulen Museums, der Bibliothek und des Archivs: Mittwoch - Sonntag, 14 - 18 Uhr

CAPRI 22

ZEITSCHRIFT FÜR SCHWULE GESCHICHTE

AUGUST 1996

CAPRI ist eine Zeitschrift für schwule Geschichtsforschung. — Herausgeber: Freunde eines Schwulen Museums in Berlin, Mehringdamm 61, 10961 Berlin
FON 693 11 72 FAX 694 50 38
Redaktion:
Manfred Herzer, Blücherstr. 61, 10961 Berlin
Druck: Schwulenreferat des AStA der FUB

ISSN 1431-8024

Öffnungszeiten des Schwulen Museums:
Mittwoch - Sonntag, 14 - 18 Uhr

*

INHALT

Manfred Herzer
Ungeheuere Unzucht / Unnennbar Brudertum
2

Die braune Blume (Berlin 1929)
5

Reinwald Wollert
Herman Bang und Berlin
22

Außerordentliches Beispiel der großen Verderbenheit der Sitten in England (1793)
31

BUCHBESPRECHUNGEN:
P. Grupp: Harry Graf Kessler 1868-1937, München 1996. — W.S.Schlegel: Rolf, eine zeitgeschichtliche Erzählung. Frankfurt 1995 *(Herzer)*
34

Manfred Herzer

Ungeheuere Unzucht / Unnennbar Brudertum

Anmerkungen zur schwulen Lyrik und zu braunen Blumen

Vielleicht hat das Wort von der namenlosen Liebe (love that dare not speak its name), mit der manche Dichter der Jahrhundertwende die Homosexualität der Männer bezeichneten, eine Nebenbedeutung, einen Hintersinn, der bisher unbemerkt geblieben ist: Namenlose Liebe könnte auch bedeuten, daß die Dichter nicht wagten oder es einfach für unmöglich hielten, das beim Namen zu nennen, was den Verächtern wie den Freunden der Männerliebe das Abscheulichste respektive das Liebste daran ist, den schwulen Sex. „Euer Lieben scheint ein großer, / Unerfüllbar=namenloser, / Niemals ausgeträumter Traum", heißt es in einem Gedicht von Josef Kitir[1] aus dem Jahre 1898, daß typisch ist für die in den folgenden Jahrzehnten immer umfangreicher werdende Produktion schwuler Lyrik:

DIE NEUEN HELLENEN

Wie noch spät im Herbstesweben
Falter durch die Lüfte schweben
Aus des Lenzes Seligkeit,
Kreuzen Menschen meine Bahnen,
Die mich wunderbar gemahnen
An der Menschheit Frühlingszeit!

Schön gepaart dem männlich=harten
Seh' ich einen feinen, zarten,
Weiblich sanftgestimmten Sinn, —
Doppelseelen, voll und echter,
An der Grenze der Geschlechter
Wandelt ihr vollendet hin!

Froh an kleinsten Blütenspenden,
Brecht ihr nicht mit kühnen Händen
Früchte euch vom Lebensbaum,
Euer Lieben scheint ein großer,
Unerfüllbar=namenloser,
Niemals ausgeträumter Traum.

Aber wie auf hohen Firnen
Liegt's auf eu'ren Götterstirnen
Wie ein Sonnenblick des Ruhms,
Wie ein Zug, ein alltagsscheuer,
Wie ein heiliger, ein neuer
Hoher Strahl des Altertums!

Allein die Terminologie, die die Dichter hätten verwenden müssen, galt aus ästhetischen, moralischen oder sittenpolizeilichen Gründen als ungeeignet für ein Sprachkunstwerk. Sie entstammte der Fachsprache der Mediziner respektive der Alltagssprache der Unterschichtbevölkerung, und es gehörte zu den fruchtbarsten Entdeckungen der Dichtkunst im 20. Jahrhundert, die poetischen Eigenschaften der diversen Sondersprachen der Naturwissenschaftler, der Kriminellen, der Ärzte, der Verwaltungsbeamten, der Prostituierten usw. für die Sprachkunst nutzbar zu machen. Die Poesie der Unterschichtsprache, der Sprache des sogenannten Volkes, war natürlich schon lange vorher für religiöse und politische Propaganda genutzt und spätestens von den Dichtern der Romantik in den Dienst professioneller Literaturproduktion gestellt worden. Es blieb aber immer ein nicht verwertbarer Rest, der vor allem das Geschlechtsleben betraf und bis ins 20. Jahrhundert aus der Schriftsprache, der Sprache der bürgerlichen Öffentlichkeit und der schönen Literatur ausgeschlossen blieb. Im Jahre 1906 schrieb der Berliner Schriftsteller Hans Ostwald in seinem Buch „Männliche Prostitution": „Ebenso wie die Gauner und Landstreicher, wie die Dirnen und Verbrecher ihre eigene Sprache und Poesie haben, besitzen auch die männlichen Prostituierten ihre ihnen eigenen Ausdrücke und ihre ihnen eigene Poesie." Ostwald zitiert dann das Gedicht „Berliner Pupenjungen", das „von einem zwanzigjährigen Prostituierten in Berlin" verfaßt sein soll.[2] Es ist nicht nur radikal kunstlos und poesiearm, es belegt auch bei seiner Beschreibung des Pupenalltags den Sex für Geld mit einem konsequenten Tabu; Formulierungen wie „das Geschäft" und „dieses Spiel" deuten an, worum es geht, und stellen das Gedicht, was moralische Sauberkeit und sittliche Reinheit betrifft, auf eine Stufe mit den Werken der öffentlich sanktionierten Fachleuten für schwule Lyrik wie Adolf Brand oder Stefan George.

Im Zuge der Erkundung von Fach- und Unterschichtsprachen für ihre literarische Brauchbarkeit wagten es dann zunächst nur Außenseiter der Dichtkunst, den schwulen Sex im Gedicht beim Namen zu nennen. Doch mag es kein Zufall sein, sondern ein Zeichen für die damals ganz unterschiedliche Situation der Schwulen in Deutschland und in Frankreich, daß das Ende der Namenlosigkeit in einer anonymen Übersetzung aus dem Französischen eintrat. Im Jahre 1907 erschienen in *Die Opale. Blätter für Kunst und Litteratur*, herausgegeben von Franz Blei und übersetzt von einem Dichter „H.A.", vier Gedichte von Paul Verlaine erstmals in deutscher Sprache. Die Übersetzung von Verlaines „Monte sur moi" ist darunter vielleicht die gelungenste und schönste:

[1] Josef Kitir: Die neuen Hellenen. In: *Jahrbuch des Scheffelbundes für 1897*. Geleitet von Oskar Pach. Leipzig 1898, S. 100-101.

[2] Hans Ostwald: Männliche Prostitution, Leipzig 1906, S. 84 f.

STEIG ÜBER MICH . . .

Steig über mich, so wie ein Weib,
das ich von unten möchte ficken!
So! gut so! Wenn ich meinen Dicken
nun bohre sanft in deinen Leib.

Durch Butter gleitend, kann gleichviel
ich oben deine Lippen fassen
und meine Zunge spielen lassen
ihr wildes, geiles, — süßes Spiel;

Und senken tief in deine Augen
die meinen, tief in deine Brust;
und aus der schwülen Träume Wust
die Beute neuer Lust mir saugen.

Ich kose deines Rückens Sehnen,
der Achselhöhlen zarten Pelz,
das Haar, den Hals, den feuchten Schmelz
der Flanken, die sich bebend dehnen.

Dein Arsch, auf meinen Schenkeln reitend,
beschwert sie seiner süßen Last,
indes mein Wanst sich hebt voll Hast
und senkt, auch dir Genuß bereitend.

Und du genießest, Kleiner, wahrlich!
denn sieh! — wie sich dein Schwanz erpicht
auf seine Rolle aufwärts biegt
und schnell sich bläht und wächst beharrlich,

und — großer Gott! — schon zeigt sich, säumend
den Rosenkelch, ein Tröpflein hell,
des Glückes Stern, — ich schlürf' ihn schnell
und lecke, selbst schon überschäumend,

dich nicht zu prellen des Genusses,
an deiner süßen Eichel dich,
daß ihrer Fieber Last sie sich
entlade königlichen Flusses.

Du süße, himmlisch lichter Quellen,
du hehre Milch! um deine Flut
steigt dieser Duft, in dessen Glut
des Lebensbaumes Blüten schwellen;

Und zu dir kommt die Gier, die herbe,
die bettelnd Linderung begehrt,
der Bitterkeit, die sie versehrt,
die Gier nach dir, daran ich sterbe.

Doch herrlich strömt und auserlesen
die Spende deiner Jugendkraft
und tauft in ihrem reichen Saft
mein ganzes glückberauschtes Wesen.

Nach dem ersten Weltkrieg, als die literarischen Sitten dank Dada und Expressionismus freier zu werden schienen und neue Themen von der Dichtkunst erprobt wurden, die vorher für unmöglich und undenkbar galten, übersetzten die beiden Autoren Curt Moreck und Hans Schiebelhuth die vollständige Sammlung der schwulen Lyrik Verlaines, die unter dem Titel „Männer. Deutsche und französische Ausgabe des Buches Hombres" 1920 in dem Verlag von Paul Steegemann in Hannover erschien.[3]

Damit war über den Umweg der Übertragung aus dem Französischen ein wichtiger Schritt zur Etablierung dieses *ungeheuer* neuartigen Motivs in der deutschsprachigen Lyrik getan. Natürlich wurde das Buch bald darauf verboten und der Verleger wegen Verbreitung unzüchtiger Schriften zu einer Geldstrafe verurteilt.[4]

Erlaubt war damals nur das, was in Metaphorik und Vokabular nicht über die veröffentlichte Lyrik der heterosexuellen Avantgarde hinausging. So konnten zum Beispiel in der repräsentativen Sammlung der Avantgardelyrik „Menschheitsdämmerung" Verse von Georg Trakl aufgenommen werden, die unter Rückversicherung beim lieben Gott und beim Tod an den Knaben Elis folgende Ansprache richten:[5]

„... ein Dornbusch tönt, / Wo deine mondenen Augen sind. / O, wie lange bist, Elis, du verstorben. / Dein Leib ist eine Hyazinthe, / In die ein Mönch die wächsernen Finger taucht. / Eine schwarze Höhle ist unser Schweigen, / Daraus bisweilen ein sanftes Tier tritt / Und langsam die schweren Lider senkt..."

Wer mehr wollte, mußte sich entweder in den Schwulenzeitschriften wie *Agathon*, *Der Eigene* oder *Die Freundschaft* um den Abdruck seiner Gedichte bemühen oder in der Nachfolge von Sagitta eigene Gedichtsammlungen herausgeben. Dies tat neben einigen anderen Kurt Hiller, der 1918 in einer Auflage von 350 Exemplaren sein „Unnennbar Brudertum. Verse 1904 - 1917" drucken ließ. Zwar bleibt in Hillers Gedichten kein Zweifel, daß Freundesliebe und Lieblingminne ihr alleiniges Thema sind, aber jeder auch nur entfernte Eindruck der Unzüchtigkeit wird sorgfältig vermieden. Es könnte durchaus sein, daß das eher undeutliche Adjektiv des Titels („unnennbar") auch in dem Sinne eine Anspielung auf das Wort von der namenlosen Liebe enthält, als es einen Widerstand gegen die Unterwertung unter das Verbot, den schwulen Sex lyrisch zu benennen,

---

[3] Wolfram Setz hat 1986 im Berliner Verlag rosa Winkel einen Nachdruck dieser Ausgabe veranstaltet, dem er ein instruktives Nachwort mit dem Titel „Dichtung und Moral" sowie die vier anonymen Übersetzungen von 1907 beifügte. In seinem Nachwort berichtet Setz, daß Thomas Mann nach der Lektüre der Moreckschen Übersetzungen in sein Tagebuch die Worte notierte: „Ungeheuere Unzucht".

[4] Vgl. Setz, a.a.O., S. 69.

[5] Menschheitsdämmerung (zuerst Berlin 1919), neu herausgegeben von Kurt Pinthus. Leipzig 1972, S. 114.

wenigstens andeutet. In der letzten Strophe des letzten Gedichtes beschwört Hiller noch einmal das unnennbare Brudertum. Die Frage, welche Macht denn die Unnennbarkeit erzwingt, wird auch hier nicht zugelassen und durch ein gestrenges Ausrufungszeichen zum endgültigen Verstummen verurteilt:[6]

Aus unsrer Einheit Tiefen spür' ich schlagen
Musik des Ziels. Unnennbar Brudertum!
Wenn deine Schultern meine Liebe tragen,
Trägt meine Liebe jubelnd deinen Ruhm.

Mehr als zehn Jahre und wohl hunderte von schwulen Gedichten später ereignet sich dann in Berlin der nächste Schritt zur Überwindung von Unnennbarkeit und Namenlosigkeit: Ohne Verfasser-, Orts- und Jahresangabe erscheint angeblich in Berlin im Jahre 1929 die Gedichtsammlung „Die braune Blume", die hier im Folgenden vollständig nachgedruckt wurde. Die einzige Erwähnung dieses erstaunlichen Werkes in der Sekundärliteratur scheint ein Eintrag im „Bilderlexikon der Erotik" von 1932 zu sein, der folgendermaßen lautet:

„**Blume**, Die braune. Privatdruck in 310 numerierten Exemplaren auf deutschem Bütten. O.O.u.J. (Berlin 1929), 8°, 78 S., 2 S. leer. Die braune Blume, die hier besungen wird, ist der Anus. Es sind Lieder eines Homosexuellen, in der Form gelungen und manchmal auch witzig. Bemerkenswert ist, daß der Autor, der es zustande bringt, die ‚Rotunde', bekanntlich die Berliner Bedürfnisanstalt, zu besingen, auch manchmal normal fühlt. Eine neuere Auflage ist mit Illustrationen von Marg. Gaal erschienen. — G."[7]

Die Erklärung für die Titelmetapher, die diese Lexikoneintragung vorschlägt, — die braune Blume ist der Anus — scheint aber unzutreffend, weil die Mehrdeutigkeit des ohnehin nicht besonders treffenden Bildes unberücksichtigt bleibt. In zwei Gedichten der Sammlung, in „Revolution" und in „Die Regel", wird die braune Blume noch einmal erwähnt:

„Der Phallus ist das neue Ornament,
er ragt vereinsamt jetzt und sucht und sucht
nach einem Widerpart, den niemand kennt;
denn ach, die alte Votze ward verflucht.
Dann erst ist eine neue Zeit erfüllt,
wenn sich der Schöpfungsnebel wieder schließt
und auch den Phallus wiederum verhüllt.
Solange, **braune Blume**, sei gegrüßt!"

„Alle geilen Luden
in den Pinkelbuden
fass' ich bei der **braunen Blume** an,
und sie bäumt sich, spritzt und welket dann."

Im ersten Zitat ist die braune Blume wohl eher Metapher für den Phallus oder für den Sex in Zeiten, da „die alte Votze ward verflucht". Im zweiten Zitat dürfte vollends klar werden, daß der Dichter nicht den Anus gemeint hat. In dem Gedicht „Im feuchten Park" wird für den Phallus des Sexpartners noch eine andere Metapher aus der Blumensprache gefunden: die blaue Rose. „ ... spiele feucht an dir herum und drücke / in den Mund dein glattgeschwollnes Glied./ Aber ehe aus der **blauen Rose** / spritzend sich erlöst der weiße Tau ... ". Die Farbe des Phallus ist ja tatsächlich keine eindeutig bestimmbare Angelegenheit, und ob man ihn überhaupt mit einer Blütenpflanze vergleichen sollte, ist ein technisches Problem der Dichtkunst, das man vielleicht ab besten so bewältigt, wie es der Anonymus der braunen Blume unternahm: mit einem Minimum an Pathos und der größtmöglichen Dosis an Witz und Humor.

Daß die braune Blume die Farbe der Scheiße hat und so zum Sinnbild des Phallus nicht recht passen will, verleitet Unbedarfte, wie den Autor des „Bilder-Lexikon", dazu, bei der Lektüre schwuler Lyrik den eigenen Phantasien zu folgen und nicht dem, was tatsächlich in den Gedichten gesagt wird.[8]

In mancherlei Hinsicht ist die braune Blume wohl auch eine Blume des Bösen. Nicht nur mit der Titelmetapher legt der anonyme Dichter den Gedanken einer geheimen Verwandtschaft, („Correspondances") zum unerreichten Baudelaireschen Werk nahe. Was die Inhalte betrifft, so sind sie natürlich durch Welten von einander getrennt. „Les Fleurs du Mal" thematisieren aus der Perspektive des heterosexuellen Mannes das Universum der Pariser Sinnlichkeit. Sie werden nur dort ein bißchen unzüchtig, wo sie den Sex und den Tod lesbischer Frauen betrachten („Femmes Damnées", „Lesbos") und begnügen sich mit katholischen Blasphemien und Hymnen auf den Tod und auf Frauenschönheit und -grausamkeit. Bei zwei Gedichten in der braunen Blume scheint es sich aber um Transformationen von oder Kommentare zu zwei besonders schönen Blumen des Bösen zu

[6] Kurt Hiller: Unnennbar Brudertum. Verse 1904 - 1917. Wolgast: Der Kentauer Verlag 1918, S. 36.

[7] Ergänzungsband zum Bilder-Lexikon. Kulturgeschichte, Literatur und Kunst, Sexualwissenschaft. Band VII A-L. (Hamburg: Verlag für Kulturforschung 1932), S. 62.

[8] Eine hübsche zeitgenössische Parallele zu dieser unbedarften und heterosexuell-chauvinistischen Anusphantasie beim Lesen schwuler Dichtung finden wir in der so aggressiven wie naiven Verhöhnung des (ebenfalls 1929 erschienen) Romans „Perrudja" von Hans Henny Jahnn durch den Philosophen Walter Benjamin. Benjamin tituliert den Roman, in dem nirgendwo von Analverkehr oder vom Anus die Rede ist, als „Heimatkunst der analen Zone" (Benjamin, Ges.Schriften VI, S. 141). — Die „gelbe Blume" ist übrigens eine der zentralen Metaphern in „Perrudja". Obwohl Jahnn hier unter anderm „Harn, der dem Manne versehentlich über die Hand rinnt" assoziiert, ist sein Bild der gelben Blume unendlich komplexer und reicher als die braune Blume unseres Anonymus, die ja nur das eine meint, den versteiften Männerschwanz.

handeln: Die Gedichte „Die Greise" und „Das alte Mensch" können auch als ironische schwule Reverenzen vor „Les petites vieilles" und „Les sept vieillards" gelesen werden. Schrecken und Entsetzen beim Anblick der Häßlichkeit alter Menschen ist in allen vier Gedichten die gemeinsame Grundstimmung; die Stelle von Hölle, Tod und Ewigkeit („Débris d'humanité pour l'éternité mûrs!") nehmen bei dem anonymen Baudelaireverehrer allerdings die Pißbuden im dämmervollen Sommergarten ein, die „schönen Schwänze" der „kessen Kerle", die „noch lang" von dem Taler träumen, den ihnen die armen alten Schwulen niemals zahlen können.

Unserem hier folgenden Neudruck der braunen Blume liegt ein Exemplar der ersten Ausgabe zugrunde, das uns Paul Snijders (Den Haag) freundlicherweise zur Verfügung stellte.

DIE BRAUNE BLUME

ERSTES BUCH

WIDMUNG AN H. H.

Guter Gönner meiner Aftermuse!
Euch zu schmücken dieses Osterfest,
send' ich dies obszöne und abstruse
opus, das sich nicht verschweigen läßt.

Brecht den Stab nicht über meinen Leyern!
Auch der dunkle Trieb hat Poesie.
Meine Muse lebte gern von Eiern;
und wer liebte Eier so wie Sie?

VORSPIEL

Meine leichte Muse hat
nirgendwo ein Feigenblatt,
und du brauchst nicht lang zu lösen,
schauest gleich so Schwanz wie Mösen!

REVOLUTION

Wacht auf! Die Zeit ist wieder einmal um!
Ein neues Ornament erscheint am Bau!
Das alte Lied, der alte Geist ward stumm!
Es fiel der Abstand zwischen Mann und Frau.

Im Kosmos ließ die Spannung etwas nach,
es herrscht ein Appetit nach Zwitterfrucht,
die volle Form ist weniger gesucht,
und mancher breitgebaute Schoß liegt brach.

Es ist ein ungeheures leeres Reich
gegründet worden. Der Propeller surrt,
wo man die Liebe meint, wird nur gehurt;
der Held ward Muskelmann und bluht im
Fleisch.

Der Phallus ist das neue Ornament,
er ragt vereinsamt jetzt und sucht und sucht
nach einem Widerpart, den niemand kennt;
denn ach, die alte Votze ward verflucht.

Dann erst ist eine neue Zeit erfullt,
wenn sich der Schopfungsnebel wieder schließt
und auch den Phallus wiederum verhullt.
Solange, braune Blume, sei gegrußt!

DAS MILLIÖ

Eigentlich war immer dies mein Sehnen:
Leben im solidesten Milieu
unter Bürgertöchtern, Bürgersöhnen
in Familien von Renommee.

Eine Seite war in meinem Wesen
ganz dem Bürgerlichen anverwandt
am Kaffeetisch gute Bücher lesen
oder diskutieren mit Verstand.

Aber dann floß meine Seele über
und ergriff von anderen Besitz
und ich wußte nicht: hab' ich dich lieber,
schlanke Lotte oder Bruder Fritz?

Und es reiften immer die Skandale,
ich zersprengte, was ich erst gelenkt,
oder plötzlich hat mit einem Male
das Milieu mich in die Luft gesprengt.

ERINNERUNGEN AN LINA

Eine nette frische Köchin hatten
wir im Hause, als ich Knabe war.
Nichts hatt' ich erfahren vom Begatten, und im
Schoße sproßte mir kein Haar.

Einmal lehnte ich an Linas Brüste
meinen Kopf und biß sie in den Arm,
daß sie schlug und aufschrie, und ich pißte
mir dabei die Hosen naß und warm.
Lange war sie deshalb mit mir böse,
ach, ich war vor Sehnsucht nach ihr krank,
und schon ahnte ich etwas wie Möse
wenn es manchmal in der Küche stank.

Und ich wartete oft viele Stunden,
daß sie den berühmten Schlüssel nahm,
wartete bis sie nach dem gesunden
Stuhlgang freien Schrittes wiederkam,

stürzte schnell nach dem bewußten Orte
trotz Gespielen, Hund und Vesperzeit,
öffnete die angelmüde Pforte
zitternd und voll süßer Heimlichkeit,

thronte schon auf dem erhabnen Sitze,
ganz in der Musik der Mückenschar,
selig, wenn von Linas Körperhitze
noch erwärmt der wüste Deckel war.

Draußen rief man nah und fern und bange;
keiner wußte, wo der Knabe blieb,
während ich geschloßnen Auges lange
träumend an dem ersten Ständer rieb.

VORFRÜHLING

O Salvatorzeit und Schweineschlachten
und Kostümfest oder Ballsouper!
Jede Nacht woanders übernachten,
hie und da ein Ausflug in den Schnee!

Viele neue „fabelhafte" Menschen,
die man eine kurze Nacht gekannt,
und die man vielleicht vom Mokkakännchen
bis zum Morgengrauen du genannt!

Eine hingeknickte Pfauenfeder,
ein, zwei Liebesbriefe von Geschmack!
Ende März besitzt das wohl ein jeder
neben einem durchgeschwitzten Frack.

Aber nun ist Frühling in den Gassen,
und das Grüne dringt durch den Asphalt,
in den Läden stehn die Zuckerhasen,
und die Pelze werden welk und alt.

In den vielen Osterfeiertagen
sieht man urlaubshalber durch die Stadt
Grenadiere ihre Frische tragen,
und die Nutte und die Tunte hat

viel zu schauen und zu tun; nur schade,
für so manches ist es noch zu kühl,
und man spricht noch nicht vom Wannseebade
und bezähmt fürs erste sein Gefühl.

Doch nach Potsdam fährt man mit dem
Mädchen
oder mit dem Knaben, so man hat,
schlendert hin durch das kastrierte Städtchen
frißt sich früh schon beim Konditor satt,

pendelt dann bei schönen Knospenhecken
weiter mit der holden Kompagnie
und beknutscht in blühenden Verstecken
ihre Knie im Park von Sanssouci.

DIE BLONDE SKLAVIN

Eine blonde Sklavin möcht' ich haben,
kräftig und von morgenfrischer Haut,
wie Barbaren sie den Römern gaben:
in den Hüften sei sie breit gebaut.

Lange Haare müßte sie mir tragen
von der Schulter reichend zu den Knien,
prächtig wallend wo die Brüste ragen:
welch ein Vorhang da hinwegzuziehn!

Wenn der Leib im Atmen auf- und nieder-
wogt von der Erwartung sanft bewegt,
und des Schoßes goldne Wolke wieder
blond zu blond, Gelock zu Locke legt.

möcht' ich dort das Letzte ihr betasten,
niedergleitend vom Palast der Brust,
und in feuchtem Kusse lange rasten
in der Grotte aller Männerlust.

Und, die Hand an ihrer seidenen Sohle,
falt' ich ihr die Finger in die Zeh'n
zum Gebet, wie ich es selbst befohlen,
als ich einmal dabei zugesehn.

Ach, ihr Bürger! In der Mittagssonne
solches tun in offnem Gartenzelt
nackt und schamlos, das ist Götterwonne
und versöhnet mit der bösen Welt!

Einen blonden Sklaven möcht ich haben
noch dazu mit leicht gebräunter Haut,
deren Pore, wie in Honigwaben,
einen Duft von Männlichkeiten braut.

Ihn im selben Liebeszelt entkleiden,
langsam, erst das blaugestreifte Hemd
aus dem Gürtel ziehn, dabei die seiden-
weiche Taille streicheln, daß er fremd

und befangen lächelt, bis Entzücken
ihn erfaßt und schüttelt seinen Leib,
bis ich seinen knabenhaften Blicken
plötzlich zeige das willfährige Weib.

Nun entdeckt er meine eigene Blöße,
seine Hände zucken schon danach,
wie ich ihm den Gürtel eilends löse,
werden seine Kräfte steil und wach,

und die Hose sinket von der Säule
seiner Schenkel, und das Hemd fliegt hin,
zitternd hämmert seine Liebeskeule
durch die Luft, und ich betrachte ihn.

Welche Pracht von den verwirrten Haaren
bis zu seinem wohlgeformten Fuß!
Diese Hüften, diese wunderbaren
Schultern und der Arme schöner Fluß!

Und dies Kleinod! Keine Frucht am Baume
hing so reif und harrte einer Hand
wie dies rosa Horn im Flockensaume;
und wie Eva, die den Apfel fand,

legte ich die Finger um das große,
frische, frohdurchblutete Gewächs,
machte seine samtne Schale lose,
niederkniend, wonnigen Gelecks,

bis er zuckend mir den Schatz entwindet
und mit einem stöhnenden „Noch nicht!"
nun im Blick das Mädchen wiederfindet,
das vor Geilheit auseinanderbricht.

Taumelnd führ' ich ihn zum Wonnepfühle;
und da liegt die brünstige Gestalt,
einen Arm ums Haupt im Haargewühle,
einen Finger tief im Liebesspalt.

Und er beugt sich zu der Schönen nieder
ruckweis wie ein ungeweckter Sturm,
doch das Mädchen, ungelehrt und bieder,
hascht nach seinem tollgewordnen Wurm.

Hinter ihm fass' ich des Weibes Knie,
spreite ihr die weißen Schenkel weit,
und der Junge stöhnend und mit Mühe
sinkt begeistert in die Herrlichkeit.

Seiner Backen wunderbare Welle
bäumt sich auf und nieder wie ein Meer,
und nun finde ich auch eine Stelle
für den eigenen, durstigen Liebesspeer.

Zwischen diesen braunen Jünglingsbeinen,
dorten, wo des Weibes Kleinod fehlt,
darf ich mich dem holden Paar vereinen,
glühend und von rotem Rausch beseelt.

Aber er, wie er im Innern fühlet,
was er außer sich an Lust erkannt,
krampft beglückt das Haupt zurück und wühlet
weiter rasend durch den Venusbrand.

Stürmisch meldet sich das erste Nahen
unsrer Säfte, und wir sind eins,
Götterlust in Unzucht zu empfahen.
Eine Woge heißen Liebesweins

gießt sich, gießt sich, gießt sich ohne Ende
doppelmündig in das dunkle Reich,
sinnlos krallen meine beiden Hände
sich in ihr, in sein erlöstes Fleisch.

Und nun hört man nur das laute Pochen
unsrer Herzen, meine Wangen ruhn
an des Knaben Schultern; ungebrochen
möcht' ich gleich dasselbe nochmal tun.

Aber plötzlich hebt mit einem Charme,
wie doch nur ein Junge ihn besitzt,
er den Kopf und löst die schönen Arme
von dem Mädchen, welches etwas schwitzt,

wendet seinen Blick mir zu und schweigend
faßt er mich erwacht, weil er es muß,
und, sich rasch zu meinen Lippen neigend,
findet er den Mann in einem Kuß.

MEIN VIS-À-VIS

Vis-à-vis ist eine kleine Diele
die ich selber oft des Nachts besucht,
denn man sagt, sie sei ein wenig schwüle
und der Spießer meint, sie sei verrucht.

Ach, gewiß, dort spricht man auch von Liebe,
hin und wieder züngelt Leidenschaft,
aber meistens züngeln sich die Triebe
mangels Geld bei Bier und Himbeersaft.

Ach, gewiß, was soll man es verschweigen,
daß man es dort manchmal heimlich treibt,
Liebeswonne, süß pervers und eigen, die
vollkommen ohne Folgen bleibt.

Dumm steht die Natur mit ihren Zwecken
und bis auf das Hemd kompromittiert,
wenn die Männer aneinander lecken,
und die Frau mit Mädchen onaniert.

DER KAMPF MIT DEM DRACHEN

In meines süßen Freundes Schoß
lieg' ich inbrünstig, nackt und bloß
und streichle ihm die braune Haut
um Knie und Schenkel wohlgebaut.
Und dann, in Sonnenschlaf verzückt,
hat mich ein Schwellen hochbeglückt,
denn wenn ich taste mit der Hand,
steht dort, wo man sonst Nudel fand,
in Pulsen pochend, voll von Kraft,
in seiner Form bananenhaft,
ein Finger, nein ein Arm, ein Tier
und winselte und schrie nach mir.
Da, furchtlos und ein Rittersmann
wandt' ich den Kopf und stellt' den Mann,
und ganz so wie ein Photograph,
(mein süßer Freund markierte Schlaf),
nahm ich ein Tuch um meinen Kopf,
entnestelte den Fadenknopf
an seinem roten Hosenrand,
und sieh da, herrlich sprang und stand
das Tier mit rotem Kopfe, klopft
mir an die Lippe schon, die tropft
von Mut! Ein Drachenheld,
so habe ich den Wurm gestellt.
So hat noch kein Georg gekämpft
wie ich. Dem Drachen, heiß-verkrämpft,
nahm ich den Kopf in meinen Mund
und mit der Zunge, schon fast wund,
schnitt ich ihm ab die ganze Kraft
und schluckte selbst den Drachensaft.

DIE ROTUNDE

Heute trat ich ein in die Rotunde,
da ein starker Mann in ihr verschwand,
gierig stierte ich auf das Gesunde
seines Nackens vor der schwarzen Wand.

Leise lehnte ich nur meines Armes
Zittern an den seinen, er verstand;
und schon schoß ein ungeheuer warmes
Leben in mein Fleisch, daß es erstand.

Jener aber lächelte und schaute
freundlich an sich nieder, wo die Hand
emsig fördernd ihm ein Gleiches baute,
rosig schwebend vor der schwarzen Wand.

Und ich griff, o seliges Begreifen,
nach der Blüte seiner Erdenkraft,
und sie schien in meiner Hand zu reifen,
Ahnung spendend von der Adern Saft.

Strömend floß des Morgens grüne Lichte
durch die Kuppel in den stillen Raum;
auf des Mannes braunem Angesichte
lächelte der Nacht verwegner Traum.

Vorgestreckt das schönste seines Leibes,
gab er zuckend mir sein Letztes hin
mit der ganzen Weichheit eines Weibes,
doch, den eleganten Mann im Sinn.

Um die Finger troff wie weiße Blüten
mir sein heißes Leben honighaft,
zuckend streichelte ich ihm den müden
Kämpfer traulich mit dem eignen Schaft.
Draußen rauschten hin die Autobusse,
in mir tobend stritten Mensch mit Tier,
schwankend zwischen Mörderlust und Kusse.
Störend trat ein Schatten in die Tür.

DIE GREISE

Leise trippeln sie zur Abendstunde
durch den dämmervollen Sommergarten
zu der laubumsponnenen Rotunde,
wo die kessen Kerle wichsend warten.
Schüchtern nesteln sie die matten Würme
aus der Hose und mit frechen Blicken
mustern sie die schönen dicken Türme,
die im Schwellen auf- und abwärtsnicken.

Hinzugreifen fehlt schon die Courage,
einen Taler würde man riskieren,
und so bohrt man still im eignen Arsche
mit dem Finger und kann resignieren.

Heimwärts schleichen sie durchs
Abendglänzen;
jeden Tag, ach, wird der Gang fataler.
Doch die Kerle mit den schönen Schwänzen
stehn noch lang und träumen von dem Taler.

DIE DREIEINIGKEIT

Oft wenn sie an mir vorüberziehn
und im Taxi küssen und sich knutschen,
möcht' ich ihnen gern zu Füßen knien
und bei ihr und ihm abwechselnd lutschen.

Wie ich ihm die Ladenknöpfe löse,
stürzt sein Konfektionsschwanz steil hervor,
und von ihrer Kellnerinnenmöse
hebe ich den saubern Barchentflor,

lenke dann mit meiner Zungenspitze
seine Eichel durch den dunklen Wald
zu der sonntäglich gewaschnen Ritze;
und im Spielen gehn wir beide bald,

er im Vorteil durch die größre Länge
hungrig ein in das bewegte Tor,
qualvoll durch die relative Enge,
denn man sah nur einen Pilger vor.

Doch der Schmerz vergißt sich im Erraffen
der Minute voll Erlesenheit:
Welche Theologen oder Pfaffen
wußten soviel von Dreieinigkeit?

SEIDENZEUG

Ein hübsches Modenmädchen hatte
mich einst im Laden angeschaut,
und beim Verkaufen der Krawatte
mir seine Neigung anvertraut.

Nun ficht mich beim Krawattenbinden
ein süßer Trieb dämonisch an,
und, um im Geist zurückzufinden,
schling ich um meinen kleinen Mann

die bunte Seide, deren Falte
etwas vom Leben in sich hat,
daß ich sie für das Händchen halte,
das einmal Schönes an mir tat.

Das Muster scheint sich zu beleben
vom Zauber, den es mir besitzt,
und kann mich meistens so erregen,
daß Same in die Seide spritzt.

Oft zieht es mich in jenen Laden,
es macht mir manchmal selbst Verdruß.
Gott steh mir bei in seinen Gnaden,
daß ich nie Handschuh kaufen muß!

DIE GROSSE LEIDENSCHAFT

Soll ich nun wieder Hurenlippen küssen,
weil du mir schnöde deinen Mund versagst,
und blute ich von Emmas matten Bissen,
weil du mich treulos nicht mehr beißen magst?

Wie blühten mir die Tage voll Erwartens
der sichern Fülle abendlicher Lust!
Ach, in dem Dufte deines Pflaumengartens
hab' ich von keinem andern Weib gewußt.

O weißt du, was dies ist: Nur eine lieben,
nach einem Mund sich sehnen, einer Haut?
Mag Helena das Hemd vom Busen schieben,
so hat sie schlecht auf meine Lust gebaut,

wenn ich verloren suche einen Nacken,
ein Handgelenk, ein Knie und einen Schoß,
mag sich mein Bett mit tausend Nymphen flaggen,
es bricht nur Schmerz aus meinem Herzen los.

Und dies zu denken, daß ein andrer wühlet
in deinem Haar, in deinem Sommerkleid
und seine Glut in deinem Glühen kühlet,
und daß du ihm die Sammetschenkel weit

und schamlos öffnest und im An-dich-Pressen
mit deinem Streicheln seine Kraft beglückst,
dann, endlich stöhnend und im Selbstvergessen
sein Glied in deine Rosenscheide drückst,

um seinen Hals, wer ist der Auserwählte?
die Arme, diese Schlangen, gierig schlingst,
und dann zuletzt dies tust, was dir noch fehlte,
sein Blut aus kleiner Wunde trinkst.

O, nicht mehr denken, nicht mehr sein, nur schlafen!
Und so allein! Indes der leise Schrei
aus soviel Kehlen aus dem Hurenhafen
mir hin zum Fenster ruft: Es ist vorbei!

Vielleicht ist unter denen, welche warten,
daß ich sie finde, eine, die dir gleicht
und deren Kunst im heißen Liebesgarten
vielleicht an deine größern Künste reicht?

Und wenn, es sei! Doch lösche nie mein Kosen
die echte Liebe einem Straßenkind,
ich will es nehmen, haben und verstoßen,
wenn seine Reize noch so göttlich sind.

Denn du kommst wieder, nachts, und meinem Lauschen
naht sich dein Schritt. Dort geht dein kleiner Hut:
ich pfeife in das herbstgewordne Rauschen
des Baumes, der wie einst vertraulich tut.

Da stehst du nun, das Auge so voll Glänzen
wie damals und in frischem Lächeln schön,
als wüßtest du von keinen Männerschwänzen
und hättest kaum den meinen je gesehn.

Ich aber denke an die Liebesschlachten,
an die und jene, die mich all ergötzt,
und wie man dies Von-der-zu-jener-Schmachten
am Ende über alles liebt und schätzt.

Und wie wir so in süßen Zungenspielen
im Dunkel stehn mit dem Septemberwind,
lieb ich dich neu als eine von den Vielen,
weil deine Lippen Hurenlippen sind!

HYMNE AN DIE VOTZE

Ganz anders wie ein andrer Mund
der weinend oder lächelnd zuckt,
tagaus, tagein das Kunterbunt
von raffinierten Speisen schluckt.

Ganz anders wie das Lippenpaar,
das Wort und Sang und Küsse macht,
ist jener Mund umwallt von Haar,
geborgen in des Schoßes Nacht.

Ihm mundet nur die eine Frucht,
nach der er sich verzehrend sehnt,
und welche in der heißen Bucht
sich nicht verkleinert, sondern dehnt:

um die sich seine Leere krampft,
wie Nichtstun sich zum Werden drängt,
bis aus der Frucht der Samen dampft
und sich in der Erwartung fängt.

Ich weiß nicht, ob er zärtlich ist,
der Mund, den ich erst öffnen muß,
der Mund, der auch zuweilen pißt
und sich nie formen kann zum Kuß,

und der die Blume in sich frißt,
daß sie erst wächst und dann vergeht,
zuletzt verändert wieder sprießt
aus diesem Mund, der nichts versteht,

kein Wort! Und doch ein Volapük,
ein Idiom sein Eigen nennt,
ein Philolo — — chenmeisterstück,
das du und ich und jeder kennt!

DIE REGEL

Rosen, Tulpen, Nelken,
alle Blumen welken,
faßt sie eine Frau mit schöner Hand,
wenn sie in der Regel sich befand.

Alle geilen Luden
in den Pinkelbuden
fass' ich bei der braunen Blume an,
und sie bäumt sich, spritzt und welket dann.

Blume will den Frauen
nie so köstlich tauen,
und vor ihnen hab' ich den Gewinn,
daß ich immer in der Regel bin.

BALLADE

Droben steht die Rotunde,
blicket still ins Tal hinab;
Herr Regierungsrat Lutschmunde
präsentiert dort an und ab.

Auch die frohen Wandrer treten
manchmal in den Tempel ein,
vor der schwarzen Wand zu beten
nach Genuß von Bier und Wein.

Wie ein frommer Eremite
beugt sich der korrekte Mann
zu des Kömmlings stolzer Mitte,
die vor Lust nicht pinkeln kann.

Ist das Ritual beendet,
ließ der Wandrer seinen Saft;
und, den Blick zur Höh' gewendet,
denkt er: Ist das sagenhaft!

DIE GÖTTIN DER FLUREN

Ich sann, Geliebte, durch das Blütenmeer.
Das Feld erscholl vom unsichtbaren Heer
der Grillen, und ein Duft durchrann den Wind,
ein süßer Duft, und niemand war umher.

Da träumten wir, mein Haupt in deinem
Schoß,
den wolkengleich dein leichtes Kleid umfloß,
wir seien nur ein Baum, der Sonne trank,
indes die Wurzel in das Erdreich schoß.

Auf meiner Stirn lag deine Mädchenhand,
ein Windhauch faßte deines Kleides Rand
und schob es weg von deinem weißen Knie,
das lange zögernd erst mein Finger fand.

O solche Andacht fühlt' ich vordem nie,
als ich den Mund zur süßen Melodie
des Kusses langsam deinen Lippen·bot
und deinem Schmachten all mein Dürsten lieh.

Und wie ich drauf die Blume deiner Brust
betasten durfte, und, mir halbbewußt,
entkleidend sie der Sonne hingezeigt,
griff meine Hand, ich hab' es so gemußt.

an deinem Knie herauf am zarten Fleisch
der Schenkel höher zum versteckten Reich.
Ich zitterte in neuem langen Kuß,
da meine Finger endlich feucht und weich

empfangen wurden ohne Sträuben fast,
denn du, Geliebte, Liebe, weißt und hast
den Sinn wie ich der Erde urverwandt.
Und wie ich ganz darauf den goldnen Bast

des Schoßes vor dem goldnen Feld enthüllt,
hat nicht der Kuß mehr unsre Lust gestillt,
so daß ich deinem Leibe meinen Leib
entkleidet bot, voll Kräften ungekühlt.

Wie der geträumte Baum ins Erdreich drang,
die Äste in die Himmelstage schwang,
glitt meine Wurzel tief in deinen Schoß,
indes mein Arm dir Brust und Haupt
umschlang.

Stumm lagen wir, dieweil das reife Blut
der Felder uns durchrann und eine Glut
in uns erzeugte, bis ein Wogen kam,
wie von den Ähren, die bisher geruht,

und uns erfaßte und, der Liebe voll,
mein Wurzeln in dir wuchs und schwoll und
schwoll,
und ungeheuer und wie Schmerzen süß
ein Etwas uns entströmte und hinquoll

und bei uns blieb und auch wir selber war,
unfaßlich wie das himmelhohe Klar
des Tages und der Duft im Ährenwind
und das geheime Lied der Grillenschar.

ZWISCHENSPIEL

ASPEKT

Ist auch mein Rock nicht mehr von neuestem
Schnitt
vielleicht mein Absatz manchmal abgetreten,
ihr kommt doch, nicht im Huren, nicht im
Beten
in diesem Tempo in die Tiefe mit.

Ja, gegen mich, gewiß, sprach oft der Schein,
das macht, ihr Freunde, ich war nicht von
gestern,
die Schwelle zwischen Lieben oder Lästern
war schmal bei mir und mußte schwankend
sein.

Ich war nicht frei von kleiner List und Trug,
doch eine Seele hab' ich nie verraten,
im Träumen schmolzen gerne meine Taten,
und was ich tat, tat ich nie früh genug.

Die Mosaike auf dem Bürgersteig
des Lebens sah ich nicht. Jedoch ich sagte,
was mancher nicht einmal zu wissen wagte,
und klar durch das lebendige Gezweig

des Daseins ging mein Schaun. — Ich war
gesund,
nur wollt' ich nicht. Ich folgte allen Planen
und rollte auf absonderlichen Bahnen
durch alle Sphären hin, denn ich war rund.

DIE BEIDEN HÜTE

Zwei Hüte hab' ich noch. Einst waren's acht.
Den Borsalino, grau mit hellem Rande,
den Habich, grün mit dunkelgrünem Bande.
Heut' pfleg' ich sie und nehm' sie sehr in acht.

Den grauen lieb' ich mehr und trag' ihn gern
weil er noch besser scheint und sich im Regen
gut hält, auch nehm' ich seinetwegen
oft einen Regenschirm wie ältre Herrn.

Doch eines Morgens kommt mir plötzlich vor,
als sei der grüne doch noch eleganter,
auch seine Form modern und interessanter,
und setz' ihn voller Freude übers Ohr.

Nun ist's an ihm. Und viele Tage lang
geht es mit ihm durch Bahnen, Bars und
Straßen,
oft liegt er neben mir im grünen Rasen;
doch eines Tages wird mir plötzlich bang,

daß man es merkt, er sei ein schäbig Stück,
verschwitzt im Leder und das Band voll
Flecken
und sichtbar abgegriffen an den Ecken.
Nun kehr' ich zu dem grauen Hut zurück.

Zwar ist er noch vom stürmischen April
etwas zerzaust, doch werden seine Haare,
wenn ich mit meiner Bürste drüberfahre,
wieder manierlicher und halten still.

Nun ist's an ihm, bis einen schönen Tag
der grüne wieder besser ist, und immer
wird jener wieder schöner, der im Zimmer
des Rufs gewärtig in der Ecke lag.

So will es nun der vorgeschriebene Trab,
daß mich zwei Hüte durch das Leben
schleppen,
und langsam geht es weiter wie auf Treppen
von Stufe hin zu Stufe sanft bergab.

TIERGARTENPHANTASIE

Es ist nicht schlimm, nur wenig Geld zu haben;
doch nichts zu haben, macht uns so gemein!
Dann gehe ich am Park hin, wo die Raben
im Regen stehen im Laternenschein,

und eine kleine Nutte ihre Tasche
von Mitternacht bis an den Morgen schwenkt,
das Röckchen zieht auf die gefallene Masche
im Strumpf, den ihr der letzte Schatz
geschenkt.

Längst sind die Autobusse heimgefahren,
der Schaffner schläft bei seiner Frau im Nest,
am Rande schlendern, die einst blühend waren,
der Regen ebbt und schweigt um ihren Rest.

Das lacht noch und beschämt die milden Tiere!
Man wird dabei drei Zigaretten los,
ein freundlich Wort, zwei abgebrauchte
Schwüre
beleben Lenden und beglühn den Schoß.

Ein Taler! Welch ein Traum! Acht Stunden
Ruhe
oder nach Wannsee an den Badestrand!
Zwei schöne Stullen und geflickte Schuhe!
Was bist du mit dem Taler in der Hand!

Was wär' ich? Kavalier! Und ging nach Hause,
und morgen Frühstück, und betröste s i e ,
am Abend Kino oder das Gebrause
vom Chore der berühmten Symphonie,

die schon im Takt der lauen Blättertropfen
die leere Nacht mit ihrem Etwas füllt,
wenn sich das Herz mit einem müden Klopfen
ins letzte Bild erträumten Glückes hüllt.

Weit geht der Weg dahin, entlang der Sträuche,
um die der Nebel feuchter Stunden dampft,
das Monument verbietet die Geräusche
und steht verständnislos in sich verkrampft.

Den kühlen Blumen bangt vor ihrer Blässe,
sie glauben nicht mehr an ihr Sommerblut,
die Rhododendren ducken sich vor Nässe,
ihr dunkles Beet liegt wie ein Riesenhut.

Zwei Dolden liegen fahl wie Knochenglieder
wie an der Sense um den Birkenast.
Sank Er im Traum vor meinen Bildern nieder?
Hat die Musik der Tropfen Ihn erfaßt?

Goß diese Nacht den Strom uralter Tränen
in Seine leeren Augenhöhlen ein,
daß Er betrunken aus verstellten Zähnen
den Trank zurückgibt, speiend und gemein,

und nun im Rausch am Weg dahingesunken
die dünne Prozession vorüberläßt?
Oder hat Ihm der Richter zugewunken:
Laß die doch gehn! Mich interessiert kein Rest!

NIHILISMUS

Von dir sei nicht das Auge, nicht die Hand,
nicht deine Worte, nichts von deinem Blühen,
ja, nicht einmal der sommerliche Sand,
dem deine Schritte eine Spur geliehen,

nicht, ob als Weib, ob du als Mann gediehen
in heimatlichem oder fremdem Land,
in meinem Mittag oder meinen Frühen,
nichts sei, auch nicht dein Name sei genannt!

Denn als ich anhub, schritt ich frei dahin,
nachtweiter Raum war um mich auf der Straße,
nun schwätzt vor mir die dicke Kellnerin
und bringt ein Pilsner in beschlagnem Glase,

am Fenster in der Biedermeiervase
stehen nicht Rosen, nein, nur Rosmarin,
das ganze Wirtshaus hat verkehrte Maße!
Hat denn das Dichten irgendeinen Sinn?

ZWEITES BUCH

DIESES KLEINE BUCH

Dieses kleine Buch ist nicht aus Seide,
aber auch von Pappe ist es nicht.
Spann ich es aus meinem Eingeweide,
welches ich mit etwas Geist vermischt?

Wenn der Wind mit meinen Fensterläden
und ich mit dem Sturm der Sinne rang,
wob sich zwischen zähen Samenfäden
wie in Äolsharfen dieser Sang.

Alle Dinge bergen ja die Keime
für ein Thema, und der Gegenstand
rollt mir ungewollt in meine Reime,
weil ich niemals suchte, was ich fand.

Nicht um den Perversling zu erfreuen,
der mir herzlich widerwärtig war,
durft' ich diese netten Lieder streuen;
nein, ihr Freunde, sie sind l'art pour l'art!

MEINE MEINUNG

Viele dichten noch in Bildern
und verschweigen was sie sagen wollen.
Ich will euch die Dinge schildern
aus dem Echten, aus dem Vollen.

Jener sagt: — Kastanienblüte!
Und er meint doch — Genitalien — ,
der meint — Möse — , liebe Güte! —
doch er spricht nur von Amalien — .

Schwer ist es auf diese Weise
im Gedichte mehr zu meinen,
aber parabolisch leise
predigte man stets den Schweinen.

Wenn ich zum Parnassos eile
durch das Tal der Bildungskaffern,
bin ich voll Gestalt und teile
alle Nebel der Metaphern;

und ich kann bei Schwanz und Mösen,
all dem sogenannt Gemeinen,
eine fade Zeit erlösen
und die ewigen Sterne meinen.

NELLIE UND MATHILDE

Hört! Es stammten aus dem selben Städtchen,
das ist standesamtlich nachgewiesen,
einst zwei nette, gutgewachsne Mädchen,
welche Nellie und Mathilde hießen.

Beide tranken aus der Künste Borne
und sie waren sonst auch interessante,
denn sie hatten kleine Schwänze vorne,
die fast jeder ihrer Freunde kannte.

Nellie war die jüngre, konnte häkeln,
und Mathilde konnte Strümpfe stricken,
da fing jene plötzlich an zu ekeln,
denn sie hatte Hemmungen beim Ficken.

Ja, das ist die Tragik solchen Stammes,
wo die Götter Müttern was verpaßten.
Traurig ist's zu sagen, doch so kam es,
daß sich Nellie und Mathilde haßten.

IM FEUCHTEN PARK

Laß uns in den Park gehn, kesser Junge,
in der Pinkelbude stinkt es so gemein;
außerdem kann ich mit meiner Zunge
dir dort ungestört gefällig sein.

Hier kommt jeden Augenblick ein andrer
Interessent und will beteiligt sein,
oder greift ein alter Liebeswandrer
unbeherrscht uns an das Mittelbein.

Draußen feuchtet zwar verzogner Regen
dampfend noch die schwüle Sommernacht,
aber auf den engen dunklen Wegen
habe ich's schon manchmal nett gemacht.

Angelehnt an eine junge Esche
machst du dir die Hose etwas frei,
und ich ziehe dir die bunte Wäsche
sanft hinweg von Leib und Schwanz und Ei.

Und im Dunkel streichl' ich dich und bücke
ich mich gern, wenn es kein andrer sieht,
spiele feucht an dir herum und drücke
in den Mund dein glattgeschwollnes Glied.

Aber ehe aus der blauen Rose
spritzend sich erlöst der weiße Tau,
mach' ich meine eigne Sache lose
und verwandle dich in eine Frau.

In das Zarte deiner Schenkelscheide,
die sich wie ein heißer Schoß bewegt,
hab' ich das, woran ich freudig leide,
jenes bebende Gewächs gelegt.

Innig stehen wiegend wir umschlungen,
deine Eichel pocht an meinem Bauch,
und, zum Heimlichsten herangedrungen,
schwellt die meine unter deinem Strauch.

Plötzlich, Lipp' an Lippe fühl' ich träumend
deine Zunge in mir wie ein Tier
süß und naßlebendig! Und entschäumend,
unbeschreiblich ist es dir und mir!

DER TENNISPLATZ

Ach, Geliebte, weißt du noch, im Lenze,
einmal abends auf dem Tennisplatz!
Lila prangten alle Fliederschwänze,
und mir platzte fast der Hosenlatz.

Golden hob der Mond die volle Scheibe
aus dem blauen Osten; dein Gefühl
blühte mir aus deinem Mädchenleibe
heiß entgegen als der Dämmer fiel.

Hinter uns die weitgeschwungne Hecke
schloß der Wächter bei der Pforte zu;
flüsternd unterm schattenden Verstecke
deines Hutes blieben ich und du!

Und zu deiner Lippe Purpurküste
fuhr geschwellt und glühend hin mein Mund,
da die Veilchenblüten deiner Brüste
meine Hände füllten wie ein Fund

aus des Paradieses alten Zeiten!
O, wie härteten die Knospen sich,
als mein Finger in verzücktem Gleiten
immer wieder um die Warzen strich,

bis das Suchen deiner Seidenhände
sich verwirrend in mein Haar gewühlt,
und ich an die sammetzarten Wände
deiner schönen Beine hingefühlt,

übers Knie schon, wo die Strümpfe fehlen,
weiter, höher, wo beflaumt, versteckt
jenes lebt, das starke Männerseelen
beim Berühren stets aufs neu erschreckt.

Und ich zog dich auf das Bänkchen nieder,
ganz im Schatten vorm Holunderstrauch,
meine Hand drang unter deinem Mieder
rasch empor an deinem Schwanenbauch.

Tiefer atmend, ängstlich hingegeben,
schobst du spreitend dich ein wenig vor,
daß ich niederkniend, toll vor Leben
vor der Pracht fast den Verstand verlor,

den Batistrock und die Seidenhose
zitternd faßte und zur Seite hob
und, betört vom Dufte deiner Rose,
ihre Blätter auseinanderschob.

Rotes Blatt zu einem roten Blatte,
fühlte meine Zunge leise an,
drang heran und wühlte tief und hatte
bald das Süßeste an dir getan,

ehe du auch meinen Schatz gefunden
und das Schloß der Knöpfe aufgespielt,
wo der schöne Dolch mit seinem runden
Wehrgehänge seine Kraft verhielt.

Glühend strahlte aus dem schwarzen Laube
deine feuchte Blume vor mir her,
zaghaft zogst du mir die leichte Haube
und mit zarter Hand vom Lustgewehr.

Um uns dufteten die Maiendüfte,
hundert Monde blühten im Jasmin,
flehend lehnte ich an deiner Hüfte,
streckte bittend dir den Herrscher hin.

Und dann standen wir bei jenen Hecken,
rascher glitt dein Finger auf und ab,
(denn du wolltest damals noch nicht lecken)
aber schneller als du dachtest gab

ich den reichen Schaum der jungen Lenden
deinen ungelehrten Künsten hin.
Weit im Bogen über deinen Händen
schoß es vor und troff in den Jasmin.

OTTILIE ODER DAS STRAFGERICHT

Otto, sagten heut' die Kameraden,
ist das eigentümlich doch mit dir,
läßt du dich zu Tee und Kuchen laden
von dem eleganten Kavalier,

ziehst Zivil an und rasierst dich lange
so wie man es für ein Mädchen tut,
und fragst neulich im Kasernengange:
steht mir auch der neue weiche Hut?

Otto, und du trägst so feine Hemden
mit dem ausgetrennten Monogramm;
die sind sicher auch von jenem Fremden,
der am Sonntag in die Stube kam!

Otto, weine nicht, du mußt nicht schwitzen
vor Verlegenheit, und tu nicht barsch!
Uns war auch doch schon einmal im Sitzen
nicht ganz wohl und schmerzte uns der Arsch!

Siehst du, Freundchen, wir sind ganz im Bilde
und uns juckt die Nülle auch zuweil;
mangels einer Lotte oder Hilde
werden wir dann aufeinander geil.

Aber das entzieht sich deinen Blicken,
da wir nicht geziert und nicht rasiert,
und wenn wir uns an die Beine ficken,
wird es nicht mit Kuchen honoriert.

Und der Willi wollte auch schon lange
mal mit dir, der hat so glatte Haut
und im ganzen Saal die schönste Stange
und dazu noch keine rechte Braut!

Ach, du bist so dämlich und frißt Kuchen
dieser schwulen Tante aus der Hand,
anstatt hier nach einem Schwanz zu suchen,
so: Ottilie wirst du nun genannt!

DIE POLIZEISTUNDE

Komm mein blonder grüner Polizist,
da nun doch schon Feierabend ist
und du unsre Diele kontrolliert,
wo man öfter Schampus dir spendiert;
da, komm auf den hohen Wackelstuhl,
tu mit mir ein wenig schön und schwul;
denn ich weiß, du bist zwar Weiberheld,
aber daß auch andres dir gefällt.
Und mir scheint, dein hübschgeformter Mund,
dieser Hals und dieses volle Rund
deiner Lenden weiß von manchem Ding,
das man nicht im Frauengärtlein fing.
Mixer, schließ die Tür und nun Likör,
und verschwinde dann von ungefähr
in der Küche, koche uns Kaffee!
Komm, mein Grüner, Prosit! Wie ich seh,
ist die Situation dir nicht so neu!
Ach, die Lilli ist dir doch nicht treu,
ob du mitmachst oder nicht, egal,
du bist hübsch, da hat man keine Wahl!
Sieh, du bist ja gar nicht indigniert,
wenn mein Finger sich dort amüsiert,
wo die Hose manchmal wird zu eng
überm aufstellbaren Lustgehäng.
Und du lachst? na, nimm noch einen Schluck,
und nun los, gib dir mal einen Ruck,
setz' dich vor mich auf den Thekenrand
hoch und halte da ein wenig stand.
Rauchst du? Bitte hier ist eine Queen!
Donnerwetter nur! In ganz Berlin
fand ich noch kein schönres Männerbein!
Himmlisch muß das ausgezogen sein!
Mach' doch mal die Schenkel breit und dann
laß dazwischen mich ein wenig dran,
so, der schwere Ledergürtel stört.
Lieber Gott! das ist ja unerhört!
solche Länge und so steif und hart
und die Haut so unbehaart und zart!
Ach wie oft schon saß ich hier beim Sekt,
habe Kuchen wie ein Kind geschleckt,
Grüner, du, nach der lebendigen Wurst
hab' ich einen namenlosen Durst!
Ach, der Mixer kommt jetzt nicht herein,
laß mich nur, wir sind hier ganz allein.
Bitte rutsche noch ein wenig vor,
halt dich fest am blanken Messingrohr!

★

Dieser Abend in der Diele war
wirklich originell und wunderbar,
wie der Junge geil herumgerutscht
und ich ihm das Prachtglied angelutscht,
riß den Rock er und das Hemde auch
hoch und drückte an den glatten Bauch
meine eine Hand, das Haar, und dann,
als es kam, fing er zu stöhnen an,
bäumte sich zurück und warf ein Glas
klirrend um, und auch sein Bauch war naß,
denn er zuckte toll, aus diesem Grund
glitt die Herrlichkeit aus meinem Mund,
und es schäumte der erlesne Saft
flaschenhoch aus dem gequälten Schaft.
Nur die ersten Tropfen waren mein
und ich trank sie in mein Leben ein.
Kaum war weggewischt der Liebesschnee,
trat der Mixer ein mit dem Kaffee.

DAS MARKTSCHIFF

Das Marktschiff kommt den Fluß daher,
die Steuerdollen knirschen,
es ist von Frucht und Blumen schwer,
von Eiern, Kohl und Kirschen.

Die Schiffertochter kommandiert
umsichtig und mit Bücken,
die Jungens ziehen ungeniert
das Hemd vom braunen Rücken

und löschen ihre reife Fracht,
es ist wie ein Getümmel.
Wie hat der Herr so schön gemacht
den Kohl, die Kerls, den Himmel!

Der Tag ist weit und blau und heiß,
da schmachtet alles Leben,
es duftet süß nach Obst und Schweiß;
und Vesper hat's gegeben.

Die Tochter bleibt allein im Kahn
mit einem frischen Bengel,
der zieht sein Hemd nicht wieder an
und setzt sich zu dem Engel.

Sie lacht, ihr weißes Mieder malt
des Busens volle Falte,
des Jungen schöne Schulter strahlt
wie lebende Basalte.

Nun gehn sie zur Kajütentür,
kühl winkt die Milch im Topfe,
sie trinken dort, er steht bei ihr,
sie streichelt ihn am Kopfe.

Er schaut sie an und faßt sie nun;
ihr wachsen auch die Lüste.
Sie läßt ihn gerne manches tun
und zeigt ihm ihre Brüste.

Da löst er sich den Hosensaum,
und sie sich Rock und Mieder,
es strahlt der kleine Küchenraum
vom Glanz der nackten Glieder.

So selig liegen Ei bei Ei
im Korb nie und beglücken
sich so wie diese jungen Zwei.
Die loben Gott und ficken.

Ich aber steh am Kai. Man sieht
das Lieben und das Zucken
und alles Süße, was geschieht
durch die Kabinenluken.

DAS ALTE MENSCH

Habt ihr das alte Mensch gesehn?
wenn drauß die weißen Flieder
wie Schaum auf allen Büschen stehn,
dann eilt es hin und wieder

des Nachts von dem Bedürfnishaus
zu dem, mit Licht und Lauern,
und sucht die dunklen Buden aus
nach dicken kalten Bauern.

Es glaubt nicht, daß es Frühling sei,
sieht es an Pinkelwänden
nicht diese weiße Malerei
von geilen schwulen Händen.

EDITH

Edith saß im Wasser bis zum Nabel,
rauchte weiße Wolken sehr aimable
durch die blauen Morgenlüfte hin.
Träumespinnend saß der junge, große,
blonde Matelot ihr auf dem Schoße.
Ach, was hatten beide wohl im Sinn?

Gleichgestimmt in wiegendem Systeme
zeigten sie sich allen, ohne Schäme,
hin und wieder bäumt sich Edith auf.
Gern verzeiht der Junge ihre Tücken,
lehnt an ihrem Busen voll Entzücken;
und die Dinge nehmen ihren Lauf.

Das Bewegen fernhin will ermatten;
plötzlich unter dem Kastanienschatten tönt
von Ediths Lippe gell ein Pfiff.
Und der große Junge wird jetzt munter,
steigt von Ediths braunem Schoß herunter;
denn die hübsche Edith war — ein Schiff!

FÜNFUHRTEE

Ich fürchte, ich bin kein Umgang für
Konfirmanden,
denn eine heilige Stimmung ist selten mein
Fall.
Zwar kann ich sittsam sitzen bei braven
Tanten,
aber unvermittelt ertönt ein Knall;

denn in dem guten Gespräch bei der schönen
Torte
und in dem Leid, das man frömmelnd mir
klagt,
suche ich ringend nach dem erlösenden Worte,
und habe plötzlich — Menstruation — gesagt.

GENESIS

Ich blättre gern in alten Folianten
in Pergamentband und mit Silberschließen,
wo an den gelben, abgegriffnen Kanten
die Leser einen Fingerabdruck ließen.

Vielleicht ein Kardinal, den im Palaste
zu Rom die frühe Würde kaum beglückte,
und er hinsinnend eine Purpurquaste
des Mantels in den schlanken Fingern drückte,

so daß sie sich in seinem Traum belebte,
und er, im Ohr den Sang von Ministranten,
vor dem Bericht der Genesis erbebte,
und seine Blicke hin ins Blau sich wandten.

DER STROM

Ja, ich habe Sehnsucht nach dem Strome!
All die seelenlose Schweinerei
wäre mir im reifenden Arome
heimatlicher Wasser einerlei.

Sinnend lebt' ich immer meine Tage,
o, wie wäre Stille wunderbar,
und ich mißte gern und ohne Klage
Unzucht, Kokain und Schnaps und Bar.

Liebend ging ich durch die Abendgärten
und den Park das Sommerufer lang,
wenn der Mann im Schiff sein Mahl verzehrte
und das Grammophon herübersang.

Manchmal saß auf einem Betonklotze
am Gestade eine Schiffermaid,
zeigte gerne mir die schöne Votze
und den Busen im gelösten Kleid.

Über unsrer Lippen Doppelpforte
wogte Linden- und Akazienduft,
durch den Dämmerschmuck der Liebesworte
drangen Sterne durch die heiße Luft.

Fromme Wollust, die mich je erlöse,
faßte mich und mir ward heiß und weit,
und ich schien mir selber eine Möse,
für das Wachsen dieser Pracht bereit.

Strauch und Baum und Tier und Mensch und Sterne,
Strom und Wind und alles, was Gestalt
einst gewesen in Jahrhundertferne,
drang heran, und keine Zeit war alt.

Brausend kam es in mich wie Azure,
von dem Pfahl des Jetzt riß es mich los,
jedem Manne war ich eine Hure,
jedem Engel ward ich fromm und groß.

War's das Nahen eines Himmelreiches
auf dem Fittich dieser Schöpfernacht
mit der Auferstehung alles Fleisches,
dessen Wange einst wie ich gelacht?

Schwangen alle schon gezählten Sonnen
ihre Kreise neu? Kam auf den Zehn
Babylon herbei mit seinen Bronnen
und die Priesterknaben von Athen?

Kann ich so in zeitgelöstem Blühen
durch der Menschheit ganze Völkerschaft
pürschend wie ein großer Jäger ziehen?
Die geheimnisvolle Liebeskraft

gelber Rassen und perverser Horden
mir gefällig machen und zu Sinn,
Timur und die Herrn vom Templerorden
und die schlanken Neger von Benin?

Dann die jungen Völker in Italien,
noch erwartungsvoll und urgesund,
wenn die ungeheuren Genitalien
blonder Goten sich im Schlemmermund

später Römer schwellend amüsieren;
zarte Wilde, die in Mexiko
mit den rohen Spaniern onanieren,
und Arabien, wo der Popo

keines Knaben vor der Liebeslanze
haremsmüder Prinzen sicher ist,
und Paris, wo einst auf seinem Schwanze
Gil de Rais die Mägdlein aufgespießt!

Und ich bin im Dufte der Marquise
zwischen ihr und ihrem Kavalier,
und entstehe ohne Selbst und sprieße
in dem anmutvollen Samentier.

In des Bettes aufgewühlter Welle
wird das Nackte nackter noch als nackt,
in und außer mir ist keine Stelle,
die noch Ich heißt. Ich bin selbst der Akt,

der in Schmerz zerfließt und in das Grauen,
das der Mensch dem Menschen angetan;
und ich liebe alle diese Frauen,
die man folterte im Hexenwahn,

wenn sie zu den Marterstätten wankten,
wo sie ihre weiße volle Brust
mit den Armen um die Räder rankten,
daß das Blut und Schrein die kranke Lust

ihres schönen Henkers überhitzte
und er schamlos noch auf dem Schafott
Samen vor dem Publikum verspritzte,
wenn das Opfer brüllte Gott! Gott! Gott!

und der Ruf sich durch die Weltzeit pflanzte,
aus den Scheiterhaufenflammen schrie,
auf dem Mund zerfetzter Helden tanzte;
aber dann mit himmlischer Magie

schön das Antlitz sanfter Heiligen bildet
und die Qualen in ein Lächeln löst,
daß der Krampf sich mir im Innern mildet
und das Rasen aus den Sinnen stößt.

Und wie aus Rossettis frommen Auen, tritt ein
nackter Knabe schon heran,
an den Pfeilen und dem Augenblauen
kenn' ich wieder: Sankt Sebastian!

Und er möchte sich mit stummem Grüßen
jetzt von seiner Seligkeit befrein,
und schon darf ich seine Lippen küssen
und diskret mit ihm vertraulich sein,

bis der Strom in seinem Morgenbette
rauschend wiederbringt die enge Zeit,
und vom Rasseln einer Ankerkette
ich erwache — bei der Schiffermaid.

DER MATELOT

Unter einem Brückenbogen
ist ein Schatten schwarz und tief.
Dort bin ich vorbeigezogen,
als der brave Bürger schlief.

Aus dem Schiffe im Kanale,
meine Augen wurden froh,
stieg herauf mit einem Male
ein blauweißer Matelot.

Lehnte sich an das Geländer
bei der Treppe, und im Wind
flatterten die Mützenbänder,
welche so aufregend sind.

Langsam trat ich ihm entgegen,
bat um Feuer, wie man so,
um ein ander Wort verlegen,
anspricht einen Matelot.

Und wir standen am Geländer
lange, sprachen dies und das,
und die dunklen Himmelsränder
wurden langsam grün wie Glas.

Ferne rasselt eine Kette,
und Klamauk ist vis-à-vis;
und ich drehe mich im Bette
geil herum voll Phantasie.

Denn ihr Schweine, sollt es wissen,
daß ihr diesmal euch geirrt,
um die Sensation beschissen
seid ihr; es ist nichts passiert.

Und der dunkle Brückenbogen?
War's, daß ich im Traum ihn sah?
War's Erinnrung? War's gelogen?
Auch kein Matelot war da!

DIE ZITRONE — EIN EPILOG

Sie lebt im grauen Grün und sucht die Wärme
und Kraft des Lichts, das ihr von Gott gehört,
und freut sich aller Tage Vogelschwärme
und jedes Dings, das ihren Traum nicht stört.

Ihr blasses Antlitz lacht in milde Zonen,
der Nordsturm treibt ihr Leben weit zurück,
ihr Sehnen bleibt nur: In der Reife Wohnen!

Sie duftet schwach und hat ihr eignes Glück.
Herbheit und Warten, das ist ihre Liebe,
allein hat keine Lippe sie beglückt,
Vollendung naht ihr erst vom Schnitt und
Hiebe
des Kochs, der ihr das reife Herz zerstückt.

Nun stammelt ihre umgeschaffene Süße
ganz sacht und wahllos wie ein Kinderwort
heraus aus dem zerbrochenen Verliese
und sehnt sich nach dem Halbgewordenen fort.

Doch Qual erst und vernichtendes Zerpressen
löst ihre Tiefe fließend in die Tat;
ein Quantum ihrer Schmerzen, abgemessen,
schafft einen Lemon, Gin-fizz und Salat.

Sie selbst ist nichts, ein Name, ein Ergötzen,
daraus sie selber in ein Neues strebt,
wer wagt es ein au-gratin vorzusetzen,
das nicht vom Geiste der Zitrone lebt?

Indes die Schale von dem Küchenbrette
noch duftend in die Abfalleimer fliegt,
und vor den Säufern auf der Toilette
in den Bassins zur letzten Ölung liegt;

dort sinnend und im innersten Zerwürfnis
trifft sie der Dichter mit verklärtem Blick,
und, lächelnd überm eigenen Bedürfnis,
mißt er an ihrem Schicksal sein Geschick.

Raimund Wolfert

Herman Bang und Berlin

Als Dichter und Journalist gehört der Däne Herman Bang (1857-1912) zu den bedeutendsten Vertretern des literarischen Impressionismus. Besonders erwähnt seien hier nur seine Romane *Ved Vejen* [Am Wege], *Tine* [Tine] und *Mikaël* [Michael]. Als Mensch war Bang einer der großen Leidenden der Literatur. Er war ungewöhnlich eifersüchtig, empfindsam und verletzlich, gleichzeitig war er eine im höchsten Grade öffentliche Person. Bereits mit seinem ersten Buch löste er einen handfesten Skandal aus. Der Roman *Haabløse Slægter* [Hoffnungslose Geschlechter], in dem er 23-jährig seine Lebensbeichte ablegte, wurde von den dänischen Behörden bald nach dem Erscheinen für „unzüchtiges Geschreibsel" erklärt und verboten.[1] Als Journalist beherrschte Bang nicht nur das Kopenhagener Feuilleton; seine Plaudereien über das städtische Leben, die Mode und das Theater sorgten über Jahrzehnte hinweg für Sensationen in ganz Dänemark.

Herman Bang galt seinerzeit aber auch als der exemplarische Homosexuelle in seinem Heimatland schlechthin. In der dänischen Presse war er beliebte Zielscheibe von Angriffen, Verleumdungen und Karikaturen aller Art. Er wurde als „Jungfrau Hermine Bang" verspottet, als Knabenschänder und Mörder beschimpft, und nicht einmal der Starkritiker Georg Brandes war sich zu schade, ihm einen „mittelguten Frauenzimmerverstand" zu attestieren. Denn: „Es ist kein männlicher Gang in seinen Gedanken"[2]. Für seine Zeitgenossen war der heute längst in den Kanon erhobene Schriftsteller vor allem ein egomaner Dandy und effeminierter Narziß. Dabei wurde ihm das Leben oft so schwer, daß er sich mehrmals veranlaßt sah, aus den engen Verhältnissen in Dänemark auszubrechen und im Ausland Zuflucht zu suchen. Nicht zufällig hieß sein letzter Roman *De uden Fædreland* [Die Vaterlandslosen].

Bangs ganzes Leben stand im Zeichen der Fremde. Als erwachsener Mann verlebte er nahezu gleich viele Jahre im europäischen Ausland wie in seiner Heimat, namentlich in Norwegen und in den großen Metropolen Europas - in Berlin, Wien, Prag und Paris. An keinem Ort aber konnte er sich je richtig zu Hause fühlen. Die schlimmste Zeit in seinem Leben dürften indes die zwei Jahre gewesen sein, die er von 1907 bis 1909 in der deutschen Reichshauptstadt verbrachte. Nirgends fühlte er sich so einsam und deprimiert wie hier. Dabei hatte ihn die Stadt begeistert und beeindruckt, als er sich Anfang Dezember 1885 zum ersten Mal in ihr niederließ. Berlin - „die mächtigste lebende Stadt Europas" - hatte ihn damals mit Versprechungen von Ruhm und Ehren gelockt. Von hier aus wollte er Henrik Ibsen, Bjørnstjerne Bjørnson und andere nordische Dramatiker in der Bühnenkunst Deutschlands durchsetzen. „Nun sitze ich hier. Ich bin im Tiergarten spazieren gegangen, im Siegesviertel. Und während all diese glänzenden Equipagen an mir vorbeirollten, schwor ich einen Eid darauf, daß ich diese Stadt besiegen werde"[3], schrieb er kurz nach seiner Ankunft an den Dichterfreund Peter Nansen (1861-1918) im heimatlichen Kopenhagen. Für die Berliner fand er schon bald darauf begeisterte Worte: „Berlin [...] öffnet einem Fremden alle seine Pforten. Auch privat hat der ‚Großstadtbürger', der Berliner, eine Gastfreundschaft erlernt, ein Entgegenkommen dem Fremden gegenüber, das dem Eifer eines jeden einzelnen entspringt, alles und alle um seine Stadt zu versammeln."[4]

Um die Gastfreundschaft der Berliner - zumindest der Berliner Behörden - Bang gegenüber war es allerdings nicht so gut bestellt. Auch ein Sieg über die Stadt war dem Dichter und Journalisten aus dem Norden vorerst nicht vergönnt. Im Gegenteil: Kaum sechs Wochen nach seiner Ankunft wurde ihm ein kräftiger Strich durch alle Rechnungen gemacht. Als er Anfang Januar 1886 aus dem respektablen *Central-Hotel* in der Königgrätzer Straße[5], in das er sich einlogiert hatte, auszog und ein Privatquartier belegte, nahm das „Unglück" seinen Lauf, das in der Ausweisung Bangs aus Deutschland seinen Höhepunkt fand. Die Vorgänge hat der Dichter mit einer gehörigen Portion Selbstironie in dem autobiographischen

---

[1] Die Hauptperson des Romans, William Høg, ist der letzte Sproß eines alten Adelsgeschlechts. Er wird von einer vampirhaften ehemaligen Geliebten seines degenerierten, geisteskranken Vaters verführt, die ihm die letzte Kraft aussagt und ihn dann auch noch wegen seiner Impotenz verspottet. Für Bang war es ein Schock, als die sexuellen Schilderungen um Høg und die jünglingslüsterne Gräfin 1880 Anlaß zu Anklage und Verbot gaben. Er nahm Änderungen und Streichungen vor, und vier Jahre später erschien eine „gereinigte" Fassung des Romans. Indes betrachtete er erst die dritte, geänderte Ausgabe von 1905 als die endgültige.

[2] Georg Brandes in *Morgenbladet*, 1.8.1883. Zit. nach: Harry Jacobsen, *Herman Bang. Resignationens Digter*. København 1957, S. 65. Sofern nichts anderes vermerkt ist, stammen die Übersetzungen aus dem Dänischen von mir.

[3] *Herman Bangs Vandreaar, fortalt i Breve til Peter Nansen*. Hrsg.: Lauritz Nielsen. København 1918, S. 153.

[4] Herman Bang in *Politiken*, 14.6.1886. Zit. nach: Vivian Greene-Gantzberg, *Herman Bang og det fremmede*. København 1992, S. 22-23.

[5] Heute: Stresemannstraße.

Essay *Udvist af Tyskland* [Ausgewiesen aus Deutschland] später selbst beschrieben.[6]

Das Leben, das er im Winter 1885/86 in Berlin führte, hätte an sich kaum Anlaß für eine polizeiliche Untersuchung, geschweige denn eine Ausweisung geboten. Es war ganz und gar unspektakulär, gestaltete sich - wie Bang es ausdrückte - als „Elend im *Pelz*"[7] und bestand vor allem aus mühseliger Arbeit, der er nach außen den Anstrich gab, sie sei von Anerkennung und Erfolg gekrönt. Schließlich wollte er sich als Kritiker im Rahmen des Berliner Feuilletons etablieren. Unterdessen begann auch alles sehr vielversprechend. Mit Arthur Levysohn, dem Chefredakteur des *Berliner Tageblatts*, hatte er bereits vierzehn Tage nach seiner Ankunft eine Folge von theaterkritischen Essays verabredet. Kontakte knüpfte er auch zu *Schorers Familienblatt* und der *Deutschen Illustrierten Zeitung*, wo bald erste Artikel und Novellen von ihm erschienen. Seinen Broterwerb bestritt er durch Korrespondenzen für schwedische, finnlandschwedische und norwegische Zeitungen. An Peter Nansen schrieb er: „Privatleben habe ich nicht. Ich *muß* fleißig sein und bin es von früh - ich stehe um acht, neun Uhr auf - bis spät."[8]

Einziger Lichtblick in dieser Zeit war ihm ein gelegentlicher Besuch im *Deutschen Theater*, wo der junge Österreicher Josef Kainz (1858-1910) auftrat. „Er ist ein Genie, und das einzige"[9], bekannte Bang. Allerdings gelang es ihm noch nicht, den bewunderten Schauspieler privat kennenzulernen. Erst später sollte er sich mit ihm anfreunden. Fast abschätzig schrieb er über ihn: „Er soll ein arger Sonderling sein und die ganze Zeit über lesen - wenn er sich nicht gerade fotografieren läßt."[10] Im übrigen wähnte Bang sich aber als rechter Mann am rechten Ort. Um das Berliner Theater war es in seinen Augen schlecht bestellt. Hier sah er ein nahezu unbearbeitetes Betätigungsfeld vor sich und einen großen Bedarf für seine Kritiken, hatte er während seiner Theaterbesuche doch ausgiebig Gelegenheit zu konstatieren, „daß kein Publikum der Welt so dumm und kindisch ist wie das Berliner."[11]

In dieser Phase der Konsolidierung als Kritiker erhielt er Anfang 1886 plötzlich Besuch von einem jungen, gut gekleideten Mann in Zivil, der ihn höflich aber bestimmt über seine Arbeits- und Lebensverhältnisse ausfragte. Bangs Beteuerungen, daß er als Korrespondent für verschiedene nordische Blätter vor allem über Schauspiel und Theater schreibe, nahmen keinen Einfluß auf den weiteren Verlauf der Dinge. Nur wenige Tage später, am 13. Januar 1886, wurde er auf ein Polizeirevier geladen, wo er mehrere Stunden mit Bettlern und Kriminellen ausharren mußte, bis ihm mitgeteilt wurde, er habe Preußen und damit auch Berlin innerhalb von 24 Stunden zu verlassen. Die Behörden hatten von einem seiner Reisebriefe erfahren, der am 1. Oktober 1885 in der norwegischen Tageszeitung *Bergens Tidende* erschienen war. Die Äußerungen, die er darin über den 86 Jahre alten Kaiser Wilhelm I. gemacht hatte, empfand man als majestätsbeleidigend. „Alt ist er jetzt", war hier unter anderem zu lesen. „Er ist ein zitternder Greis geworden, Wilhelm der Eroberer, wie er mit seinem Stock da auf dem Schnappschuß daherstolpert. Die Kriegermaske ist von ihm gefallen. Alle kennen dieses Unteroffiziersgesicht, dessen ganzer Inhalt seine Barschheit war. Der Kaiser hat es nicht mehr. Jetzt ist da nur noch das Alter, die verschwommenen Züge eines alten Mannes, und inmitten der Vernichtung der martialische Bart, der schlaff und fremd in einem Gesicht hängt, zu dem er nicht mehr paßt."[12]

Mit einer Ausweisung aus Preußen aufgrund seiner kleinen Skizze in einer norwegischen Provinzzeitung hatte Bang niemals gerechnet. So hart ihn die Reaktion der preußischen Behörden aber traf, sie löste bei ihm keine Bitterkeit aus. Im Gegenteil: Sie flößte ihm Respekt ein. Am eigenen Leib verspürte er das mächtige Deutschland, das wie ein wachsamer Riese das Geschehen um sich herum mit Argusaugen verfolgte. Zunächst galt es jedoch, die konkreten Folgen der Ausweisung zu bewältigen. Ein Aufschub um 24 Stunden wurde dem in Ungnade gefallenen Dichter und Journalisten gewährt. Mit Hilfe des Redakteurs der *Berliner Börsenzeitung*, J. Landau, erwirkte er eine erneute Aufenthaltsgenehmigung für das Deutsche Reich mit Ausnahme Preußens und begab sich nach Meiningen im Thüringer Wald, von wo aus er hoffte, Berlin wieder versöhnlich stimmen zu können. Hier wollte er mit dem „Theaterherzog" Georg II., der das berühmte Residenztheater zu Meiningen leitete, und dessen Frau, der Schauspielerin Ellen Franz, zusammenarbeiten. Indes mußte er seine Hoffnungen bald begraben. Bereits am 19. Februar wurde er auch aus Sachsen-Meiningen ausgewiesen. Er fuhr nach München, wo er Henrik Ibsen aufsuchte und um Unterstützung bat. Als dieser ihm auch keinen Rat geben konnte, befiel ihn die Angst vor einer erneuten Ausweisung. Erst jetzt verließ er Deutschland und zog nach Wien.

Doch auch in der österreichischen Hauptstadt stand er schon bald unter polizeilicher Beobachtung. Denn inzwischen war sein berüchtigter Artikel über den deutschen Kaiser (in stark veränderter Form) auch in der deutschsprachigen anarchistischen Zeitung *Die*

---

[6] Herman Bang, *Udvist af Tyskland*. In: *Værker i Mindeudgave*, 6 Bde. København 1912, S. 158-172. Zuerst in: *Ti Aar* (1891).

[7] *Herman Bangs Vandreaar* 1918, S. 162.

[8] Ebd., S. 157.

[9] Ebd., S. 167.

[10] Ebd., S. 168.

[11] Ebd., S. 166.

[12] *"Breve fra Herman Bang"*. In: *Bergens Tidende*, 1.10.1885.

Freiheit abgedruckt worden.[13] Trotz der ständigen Überwachung von seiten der österreichischen Behörden aber verlebte Bang eine Zeit relativen Glücks in Wien. Schließlich mußte er seinem Schicksal nicht mehr allein entgegentreten. In Meiningen hatte er den jungen deutschen Schauspieler und Vortragskünstler Max Eisfeld (1863-1935) kennengelernt.[14] Der „blonde Berliner" war die große Liebe seines Lebens. In ihm hatte er endlich einen Menschen gefunden, für den er sorgen konnte und der auch ihn liebte. Es dauerte indes nicht lange, bis Gerüchte aufkamen, die beiden würden widernatürliche Unzucht miteinander treiben.[15] Noch im Sommer des Jahres verließ Bang die Stadt, um sich in Prag niederzulassen, wo er mit Eisfeld zusammen den Winter verbrachte. Erfreulicherweise zeigte sich die Prager Polizei den beiden Freunden gegenüber weniger argwöhnisch als ihre Wiener Kollegen; nach einem Verhör fertigte man lediglich einen unparteiischen Bericht an. Den beiden Ausländern hielt man zugute, daß sie in offensichtlich geordneten Verhältnissen lebten. Während Bang an seinem Großstadtroman *Stuk* [Stuck] schrieb und Korrespondenzen für verschiedene nordische Zeitungen und Zeitschriften verfaßte, hatte Eisfeld ein Volontariat am *Kgl. Deutschen Landestheater* in Prag angenommen.

Die Beziehung zu Eisfeld rechnete Bang fortan zu den wirklich wichtigen Begebenheiten seines Lebens. Die auch erotisch erfüllte Gemeinschaft mit dem sechs Jahre jüngeren Schauspieler bedeutete ihm eine Befreiung von den Gewissensnöten, die ihn von jungen Jahren an wegen seiner Homosexualität geplagt hatten. Sie ließ ihn die gesellschaftlichen Zwänge und Konventionen, die ihn im heimatlichen Dänemark stets beengt hatten, zumindest zeitweise überwinden.

Denn das Glück der beiden war nicht von Dauer, ihre Beziehung endete schon nach wenigen Monaten in einem katastrophalen Bruch. Eisfeld reiste Ende April 1887 aus Prag ab und ließ Bang allein in der Stadt zurück. Was der Trennung im einzelnen vorausgegangen war, läßt sich nicht ermitteln. Bang hat es zeit seines Lebens vermieden, mehr als Andeutungen über die Ereignisse dieser Wochen und Monate zu machen. Indes scheint Eisfeld ihm untreu geworden zu sein. Die Nachricht hiervon bereitete Bang eine so schwerwiegende Enttäuschung, daß über Jahre hinweg ernstliche Gefahr für sein Leben zu bestehen schien. Wiederholt kam es zu hysterischen Anfällen gepaart mit Attacken von Verfolgungswahn und Trunksucht, im Frühjahr 1890 schließlich zu einem Selbstmordversuch im norwegischen Laurvig [Larvik]. Bangs Biograph Harry Jacobsen hielt fest: „Einem Freund gegenüber gestand er [Bang] Jahre später im Vertrauen, daß eine Erschütterung ihn einst ergriff, die Tage für ihn verblassen ließ und seine Einstellung zum Leben radikal veränderte. Er wollte nur nicht ins Detail gehen."[16] Wiederum Jacobsen zufolge äußerte Bang sich ähnlich, als er nach seinem Selbstmordversuch in ein Kopenhagener Krankenhaus eingewiesen wurde, „aber selbst den Ärzten gegenüber wollte er sich nicht näher darüber auslassen; er unterstrich lediglich, daß das Erlebnis vier, fünf Jahre in der Zeit zurück lag und wie ein Schock kam, der seine Psyche veränderte."[17]

Als ihn bereits die Abreise Eisfelds im Frühjahr 1887 in Depressionen stürzte, versuchte Bang, sich ganz und gar der schriftstellerischen Arbeit zu widmen. An die Stelle der ungestörten Zweisamkeit mit dem Geliebten trat die vollkommene Ernüchterung und eine zunehmende Vereinsamung. An Peter Nansen schrieb er: „Der einzige Mensch, den ich hier kannte und mit dem ich verkehrte, Eisfeld, ist jetzt abgereist, um in Berlin anzutreten, wo er zu Hause ist. Sonst kenne ich niemanden. In dieser Einsamkeit sollte ich nun versuchen, mein Talent unter Beweis zu stellen [...] Du, wenn eine große Entsagung im Leben genügte, um ein großes Werk zu schaffen, da schrieb wohl eigentlich ich es."[18] Resigniert vermerkte er: „Mein Leben ist mein Buch"[19]. So können die Bemühungen um den neuen impressionistischen Stil, den Bang gerade seit Mitte der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts zur höchsten Perfektion entwickelte, in Zusammenhang mit der gescheiterten Liebesbeziehung zu Eisfeld gesehen werden.

Anders als von Bang behauptet, wartete auf Eisfeld nach seiner Abreise aus Prag aber keine Anstellung

---

[13] Hermann Bang, *Lehmann und seine Brut*. In: *Die Freiheit. Internationales Organ der Anarchisten deutscher Sprache*, 27.2.1886.

[14] Offensichtlich benutzte Eisfeld selbst verschiedene Schreibweisen für seinen Namen. Es sind auch die Formen Eisfeldt, Eißfeld und Eißfeldt belegt. Der Schauspieler wurde als Max Appel am 14.2.1863 im brandenburgischen Rathenow geboren und starb am 2.11.1935 im Evangelischen Johannesstift Spandau, wo er auch seine letzten Lebensjahre verbracht hatte.

[15] So wurde der Prager Polizeidirektor Franz Ritter von Stejskal in einem streng vertraulichen Brief vom 31. Juli 1886 durch das Wiener Polizeipräsidium über den Lebenswandel Bangs und Appels (alias Eisfeld) unterrichtet. Hier hieß es unter anderem: „Dem mehrfachen Vernehmen nach hat Bang Appel zu widernatürlichen Unzuchtshandlungen mißbraucht, doch sind die Nachforschungen so vertraulich geführt worden, daß man keine Anhaltspunkte gefunden hat, um eingreifen zu können" [aus dem Dänischen rückübertragen]. Zit. nach: Frantisek Frölich, *Herman Bang under opsyn i Prag*. In: *Weekendavisen Berlingske Aften*, 19.11.1976.

[16] Harry Jacobsen, *Herman Bang. Aarene der gik tabt*. København 1961, S. 22.

[17] Ebd., S. 22.

[18] *Herman Bangs Vandreaar* 1918, S. 269.

[19] Ebd., S. 263.

in Berlin; der Schauspieler begab sich vielmehr für ein Jahr nach Lübeck, um am dortigen Stadttheater aufzutreten. Im folgenden scheint er ein künstlerisch erfolgreiches, aber recht unstetes Leben geführt zu haben. In den deutschen Bühnen- und Theateralmanachen für die Jahre 1888 bis 1916 sind seine Engagements an den verschiedensten Bühnen in Düsseldorf, New York, Breslau, Berlin, Leipzig, London und Münster dokumentiert. Offensichtlich hat er sich im selben Zeitraum auch auf mehrere nationale und internationale Tourneen begeben. Nach 1922 verlieren sich seine Spuren. Allein eine Besprechung in der *Vossischen Zeitung* aus dem Jahr 1903 vermittelt einen Eindruck seiner Kunst, wie sie sich seinen Zeitgenossen gegenüber darstellte. Aus Anlaß einer Aufführung von Oscar Wildes *Salome* an Max Reinhardts *Neuem Theater* in Berlin hielt Alfred Klaar fest: „Aber auch der neu in das Ensemble eingetretene Herr Max Eisfeldt, der diesmal den Jochanaan (Johannes) gab, will mit in erster Linie genannt sein. Er übertraf seinen Vorgänger. Seine Erscheinung hatte Charakter; wie er aus der Cisterne (im härenen Gewande, schlank, mit abgemagerten ‚elfenbeinernen' Gliedern, wie es im Buche steht) emportauchte, wirkte er wie eine Märtyrer-Denkmalfigur auf dem Sockel, in die plötzlich Leben geraten ist. Auch der unheimliche und doch mit geheimem sympathischen Reize wirkende Ton der Rede und die Haltung des Unnahbaren waren gut festgehalten."[20]

Über eine Begegnung Bangs und Eisfelds nach dessen Abreise aus Prag im Frühjahr 1887 ist nichts bekannt. Es scheint aber, als habe Bang seinen ehemaligen Geliebten nie ganz aus den Augen verloren. Von einem mutmaßlichen Selbstmordversuch Eisfelds Anfang dieses Jahrhunderts hat er Kenntnis bekommen. Für die Zeit von Bangs zweijährigem Aufenthalt in Berlin ist über die Tätigkeiten des Schauspielers allerdings heute nichts mehr in Erfahrung zu bringen. Hatte Eisfeld sich in der Spielzeit 1906/07 noch mit dem Berliner *Georg-Burg-Ensemble* auf eine Tournee durch alle größeren Städte Deutschlands begeben, ist erst wieder sein Wirken für das Jahr 1910 dokumentiert. Zusammen mit Leopold Sachse (1880-1961) bestritt er hier die Direktion des Stadttheaters im westfälischen Münster. An dieser Bühne war er auch als darstellendes Mitglied tätig.

Wenn Eisfeld selbst aber kaum Spuren hinterlassen hat, so hat er in das literarische Werk Bangs doch in mehrfacher Hinsicht Eingang gefunden. Der Dichter widmete dem „Meininger-Schauspieler" 1886 die kleine Erzählung *En Berliner* [Ein Berliner], ließ ihn als „blondgelockten Don Carlos" in der Skizze *Madame Metz* [Madame Metz] auftreten, beschwor das gemeinsam mit ihm erlebte Glück in der 1889 erschienenen Sammlung *Digte* [Gedichte] - wobei er sich allerdings dem gesellschaftlichen Zwang zur Camouflage des homoerotischen Verhältnisses beugte[21] - und nannte „das junge Blut", das in seinem Roman *Tine* im deutsch-dänischen Krieg an den Düppeler Schanzen fällt, 1890 nach Eisfelds bürgerlichem Namen: Leutnant Appel. Ferner kann man als Reminiszenz Bangs an den einstigen Geliebten werten, daß sein Mikaël im Roman gleichen Namens in Prag geboren wurde, der Stadt ihrer Partnerschaft und ungestörten Zweisamkeit. *Mikaël* — 1904 erschienen und von Bang selbst als sein Hauptwerk bezeichnet — ist das einzige belletristische Werk, in dem der Dichter sich mehr oder weniger offen und unverhüllt einer homoerotischen Beziehung annahm.[22]

Die Mitarbeit an deutschsprachigen Zeitungen und Zeitschriften konnte Bang auch nach seiner Ausweisung aus Deutschland fortsetzen. Dennoch bemühte er sich in den folgenden Jahren mehrmals darum, die Ausweisung durch die preußischen Behörden rückgängig machen zu lassen - allerdings ohne Erfolg. Erst im Sommer 1907 konnte er sich wieder in Berlin niederlassen. Er befand sich hier auf der Flucht vor Intrigen in seinem Heimatland, die ein Schmähartikel des Dichterkollegen und späteren Literatur-Nobelpreisträgers Johannes V. Jensen (1873-1950) ausgelöst hatte. Jensens Chronik über Sittlichkeitsverbrechen in der Tageszeitung *Politiken* vom 30. November 1906 stellte einen nur unwesentlich kaschierten Angriff auf Bang dar. Unter der Überschrift *Samfundet og Sædelighedsforbrydere* [Die Gesellschaft und der Sittlichkeitsverbrecher] hatte Jensen unter anderem gemutmaßt: „Ein sehr bekannter Schriftsteller, der im übrigen — einmal abgesehen davon, daß er abnorm ist — auch ein gewisses Talent hat, hat in den letzten Tagen begonnen, öffentlich von der Verteidigung des Landes zu sprechen. Der Arme, der wohl noch nie eine Waffe in der Hand gehalten hat, leidet zur Zeit vermutlich an einer platonischen Liebe zu einem Leutnant."[23] Auch wenn diese und ähnliche Gehässigkeiten nicht

[20] Alfred Klaar in: *Vossische Zeitung*, 30.9.1903.

[21] Vgl.: Harry Jacobsen 1957, S. 161. Zur Camouflage homoerotischer Erfahrungen und Empfindungen bei Bang siehe im übrigen: Heinrich Detering, *Das offene Geheimnis*. Göttingen 1994, S. 233-283.

[22] Anders als in Dänemark pflegte man im Deutschen Reich nach der Jahrhundertwende keine Vorbehalte gegenüber dem homoerotischen Element des Romans, das schon den Zeitgenossen ins Auge fiel. Im Gegenteil, hier schätzte man Bangs *Mikaël* als "sinnlich und ohne Moral", wie es in einer deutschen Rezension hieß. Der Roman diente später nicht nur dem schwedischen Regisseur Mauritz Stiller als Vorlage für den „ersten Schwulenfilm" der Filmgeschichte (*Vingarna*, 1916) [Vgl.: CAPRI Nr. 9, Heft 3/1990, S. 47-48], auch der in Berlin arbeitende dänische Regisseur Carl Theodor Dreyer ließ sich 1924 von ihm zu einem Film (*Michael*) inspirieren.

[23] Johannes V. Jensen, *Samfundet og Sædelighedsforbrydere*. In: *Politiken*, 30.11.1906.

unwidersprochen blieben (sogar ein Ausschluß Jensens aus dem dänischen Schriftstellerverband wurde gefordert),[24] wurde Bang durch sie doch innerhalb kurzem zum Gegenstand zahlloser Unterstellungen in der dänischen Presse. In einem Artikel unter der Überschrift *Herman Bang som Morder* [Herman Bang als Mörder] wurde gar die erfundene Geschichte eines jungen Mannes präsentiert, der Jahre zuvor im Arrest Selbstmord begangen hatte, nachdem er von Bang verführt worden war.[25] Der verunglimpfte Dichter selbst schwieg zunächst zu allen gegen ihn gerichteten Angriffen. Ein halbes Jahr später suchte er allerdings, wie schon einmal 14 Jahre zuvor, Zuflucht im europäischen Ausland.[26]

Johannes V. Jensens „maskulin-hysterische Chronik"[27] aus dem Jahre 1906 erschien im Umfeld der „großen Sittlichkeitsaffäre", die die dänische Öffentlichkeit zu jener Zeit erschütterte und die den Auftakt zu einer ganzen Reihe von skandalösen Enthüllungen zur Homosexualität in der dänischen Sensationspresse bildete. Sie gestaltete sich als „eine Explosion moralischer Panik"[28] und wurde durch einen Artikel in der Tageszeitung *Middagsposten* vom 24. August 1906 ausgelöst. Hier war über einen Herrenklub berichtet worden, in dem angeblich die verwerflichsten Exzesse stattfanden. Ging es anfangs um männliche Prostitution, war bald aber nur noch von privilegierten homosexuellen Verführern die Rede. Eine zentrale Rolle spielte dabei ein Kopenhagener Zahnarzt namens Emil Aae. In seiner Not entschloß der 33-jährige Angeklagte sich dazu, eine Lawine loszutreten und alle anzuzeigen, die ihm als homosexuell bekannt waren und die in seinen Augen deshalb ebenso schuldig waren wie er selbst. In der Folge weitete der mit der Sache betraute Kriminalrechtsassessor die Untersuchungen auch auf Bang aus. Ob der Dichter auf eine gerichtliche Vorladung erschien, ist indes bis heute ungeklärt. Während in *Middagsposten* behauptet wurde, er sei vernommen worden, dementierte Bang dies entschieden.

Herman Bang war nicht der einzige, der im Rahmen der „großen Sittlichkeitsaffäre" Dänemark verließ und Zuflucht in der deutschen Reichshauptstadt suchte.[29] In der dänischen Presse etablierte sich schnell der Begriff von den „Berlin-Emigranten".[30] Der Dichter hatte mit der Übersiedlung aber vergleichsweise lange gezögert; die Liebe zu seinem Vaterland, die er so häufig und innig proklamierte, hatte ihn ein halbes Jahr verharren lassen. Erst am 4. Juni 1907 kam er in Berlin an. „Ach, wie ich mich danach sehne, endlich, endlich 'mal athmen zu dürfen. Schon Hamlet, der Dänenprinz, hat gesagt, daß Dänemark ein Gefängnis ist. Noch schlimmer ist es - und doch das Vaterland",[31] hatte er wenige Tage zuvor in einem Brief an Ossip [Josef] Melnik geschrieben, den einzigen Menschen, den er zu diesem Zeitpunkt in der Stadt kannte. In den folgenden Jahren des Exils wurde er Bangs engster Freund und Vertrauter, weit mehr als Peter Nansen in Kopenhagen es sein konnte.

„Meine Abreise glich einer Flucht — einer Flucht vor mir selbst. Und die Ankunft (in Berlin) war die reinste Verwirrung"[32], vermerkte Bang in einem späteren Brief, obwohl Melnik ihm doch unverzüglich eine Wohnung in der Nürnberger Straße 36 besorgt hatte, wo er selbst lebte. Diese Wohnung machte den Dichter allerdings „unendlich melancholisch", weil sie ohne Stil und Geschmack eingerichtet war. Sie war zuvor von zwei Russen verlassen worden, die die Miete nicht bezahlt hatten, und bot lediglich den Vorteil, daß Melnik täglich zu Besuch kommen konnte. Deshalb dauerte es auch keine vier Wochen, bis Bang sich eine neue Wohnung gesucht hatte, die ihm mehr behagte — in einem Gartenhaus in der Fasanenstraße 58, zwei Minuten vom Hohenzollernplatz entfernt, „einem der prachtvollsten Plätze Berlins mit Springbrunnen und mächtigen Blumenanlagen"[33]. In dieser Wohnung - seiner geliebten, graziösen und fast eleganten „Fasaneninsel" mit Parkettfußboden, Zentralheizung, elektrischem Licht

---

[24] Überhaupt erhielt Bang im Gefolge der Affäre auch mehrere Sympathiebekundungen von seiten einer Reihe dänischer Intellektueller, so u.a. von der Schriftstellerin Karin Michaelis (1872-1950). Vgl.: Harry Jacobsen, *Den tragiske Herman Bang*. København 1966, S. 167f.

[25] *Middagsposten*, 3.12.1906. Der Artikel war hier als Aufmacher auf der Titelseite plaziert.

[26] Bereits Anfang 1893 war Bang Hals über Kopf nach Paris geflohen. Nur Tage zuvor war der bekanntermaßen erste Mord an einem Homosexuellen in Dänemark begangen worden. Die Angst, in Zusammenhang mit eben diesem Mord verhört zu werden und mit der dänischen Sittlichkeitspolizei konfrontiert zu werden, gilt allgemein als Ursache für das plötzliche Verschwinden des Dichters aus seinem Heimatland, auch wenn es daneben literarische Gründe für seine Flucht gegeben haben mag.

[27] Wilhelm von Rosen, *Månens kulør. Studier i dansk bøssehistorie 1628-1912*. København 1993, S. 739.

[28] Ebd., S. 720.

[29] So hielt sich 1907 auch der angeklagte Oberpolizeiwachtmeister Carl Albert Hansen Fahlberg vor dem Abbüßen seiner Strafe einige Monate in der Stadt auf. Er hatte (unter dem Namen Albert Hansen) 1901 in Magnus Hirschfelds *Jahrbücher für sexuelle Zwischenstufen* einen Artikel über die vermeintliche Homosexualität H.C. Andersens veröffentlichen können, welche fortan die Grundlage für die homosexuelle Tradition über Andersen bilden sollte.

[30] Vgl.: Wilhelm von Rosen 1993, S. 621.

[31] Zit. nach: Ulrich Lauterbach: *Herman Bang. Studien zum dänischen Impressionismus*. Breslau 1937, S. 216.

[32] Zit. nach: Harry Jacobsen 1966, S. 174.

[33] Ebd., S. 175.

und einer Loggia - lebte Bang von Ende Juli 1907 bis Ende Juni 1909. Hier erhielt er im Dezember 1908 auch einen Brief von Johannes V. Jensen, der sich zu dieser Zeit in Berlin aufhielt und ihn treffen wollte, um sich für seinen Angriff aus dem Jahre 1906 zu entschuldigen. Bang jedoch lehnte ab.

Überhaupt lebte Bang in Berlin eher zurückgezogen. Ob die Eulenburg-Affäre, die in jenen Jahren die Öffentlichkeit des Kaiserreiches beschäftigte, und das negative Echo, das Homosexualität im Zuge der Affäre in der deutschen Presse fand, dazu beitrugen, ist nicht zu beantworten. Regelmäßigen Kontakt pflegte der durch gesellschaftliche Skandale so oft verschreckte Däne in Berlin vor allen anderen zu Ossip Melnik, den er seit 1903 kannte. Über den Journalisten und Schriftsteller ist heute jedoch kaum etwas überliefert. Anfang des Jahrhunderts nannte er sich „Repräsentant für das *Berliner Tageblatt*", später wurde er Pressechef für Hapag-Lloyd und nach dem Ersten Weltkrieg Redakteur des Ullstein-Magazins *Uhu*. Dänischen Freunden gegenüber behauptete Bang, Melnik sei verlobt, was jedoch nicht der Fall war - die Behauptung diente lediglich der Abwehr von Spekulationen über die Art ihrer Beziehung zueinander. Nach Ulrich Lauterbach war Melnik ein ungewöhnlicher Mensch, ein Mann von reichem Wissen, aber anscheinend ohne dichterisch-schaffende Kraft, gebürtiger Russe, doch von Interesse und Bildung vollständig Westeuropäer.[34] Durch sein Phlegma wirkte er beruhigend auf Bang und dämpfte dessen Rastlosigkeit. Der Däne bewunderte oft seine passive Lebensweise. „Ich glaube nicht, daß Sie im Lauf eines ganzen Jahres so viel schreiben, wie ich im Lauf einer Woche schreiben muß. Und doch leben auch Sie davon. Ach, Ossip, könnte ich diese schöne Kunst einmal erlernen."[35]

Bang und Melnik pflegten eine innige Freundschaft zueinander. Wenn Melnik zu Besuch kam, las er Bang ausgewählte Werke der russischen Literatur oder Artikel aus der Tagespresse vor, hörte ihm zu, wenn er von seiner Arbeit erzählte, und erteilte ihm Rat in finanziellen Fragen. Melnik war auch einer der letzten in der Alten Welt, der Bang lebend sah. Nach einem kurzen Besuch Bangs in Berlin fuhren die beiden im Januar 1912 gemeinsam über Hamburg nach Cuxhaven. Von hier aus begab der Dichter sich auf die große Amerikatournee, auf der er den Tod fand. Seine freundschaftlichen Gefühle für Bang drückte Melnik später in warmherzigen Worten aus: „Dieses Menschen Güte und seine Dankbarkeit, die die biblischen Könige in Erinnerung brachte, zu schildern ist ein allzu langes Kapitel. Wer das Glück hatte, ihn einen Freund nennen zu können, wird immer dieses Gefühl bewahren: einen Einzigartigen gekannt zu haben, einen der niemals wiederkehrt"[36].

Auf Empfehlung Melniks wählte Bang in Berlin auch Dr. Max Wasbutzki zu seinem behandelnden Arzt. Trotz anfänglicher Vorbehalte konsultierte Bang ihn im Verlauf der folgenden Jahre fast täglich. Wasbutzki versuchte, die insgesamt schlechte Konstitution Bangs zu verbessern und seine häufigen Nervenzusammenbrüche zu lindern. Mit der Zeit wurde er dem Dichter „eine sichere Quelle für Morphium"[37], während seine Frau ihm eine mütterliche Freundin wurde. Überhaupt bildete die Freundschaft zu dem Ehepaar Wasbutzki eine wesentliche Stütze für Bang in seiner Berliner Zeit. Die beiden nahmen dem Dänen gegenüber eine beschützende Rolle ein; sie empfanden Mitleid mit ihm, der nach eigenem Bekunden aus seinem Heimatland vertrieben worden war.

Für Berliner Künstler war das Heim der Wasbutzkis am Victoria-Luise-Platz 7 eine Art Forum, in dem Leseabende zugunsten der sozialen Arbeit Frau Wasbutzkis abgehalten wurden. Hier machte Bang die Bekanntschaft der Schriftsteller Hanns Heinz Ewers, Walter Bloem und Rudolf Lothar. Hier traf er auch den Schriftsteller und Kunstkritiker Herwarth Walden. In dessen Verein für Kunst las er nach einer Generalprobe bei den Wasbutzkis, und über dieses „Impromptu des Temperaments" berichtete anschließend *Die Schaubühne* enthusiastisch.[38] Abgesehen von der engen Verbindung mit Melnik, den Eheleuten Wasbutzki, seinem Verleger Samuel Fischer und dem österreichischen Regisseur Max Reinhardt führte Bang aber im übrigen ein ruhiges Leben. „Er mied in der Zeit seines Aufenthalts in Berlin alle Gesellschaften"[39], hielt Bertha Wasbutzki in ihren Erinnerungen an den befreundeten Dichter fest.

Die Erinnerungen der Arztgattin sind sehr persönlich und subjektiv gefaßt. Sie bilden ein aufschlußreiches Dokument zum Lebenswandel sowie zur körperlichen und seelischen Verfassung Bangs in seiner Berliner Zeit. So schrieb Bertha Wasbutzki, daß Herman Bang nicht lachen konnte. „Erst später begriff ich, daß sein Lachen ein tiefer Wehschrei war, und keine Klage in der langen Zeit - kein Wort griff mir so jäh ans Herz wie sein Lachen."[40] Über das äußere Erscheinen des Freundes vermerkte sie: „Herman Bang ging wie kein anderer Mensch gekleidet, er war oft so

---

[34] Vgl.: Ulrich Lauterbach, *Herman Bang i Berlin*. In: *Berlingske Aftenavis*, 29.1.1937.

[35] Zit. nach: Lauterbach, *"Herman Bang i Berlin"*.

[36] Ebd. [aus dem Dänischen rückübertragen].

[37] Greene-Gantzberg 1992, S. 79.

[38] Rudolf Blümner, *Herman Bang*. In: *Die Schaubühne* 3 (5.12.1907), S. 577-578. Einzelne Vorträge und Dichterlesungen hielt Bang während der Zeit, die er in Berlin lebte, auch in Wien, Breslau, Düsseldorf und Hamburg.

[39] Bertha Wasbutzki, *Erinnerungen an Herman Bang*. In: *Die Freude. Blätter einer neuen Gesinnung* 1 (1920), S. 126.

[40] Ebd., S. 124.

elegant, daß es unmännlich wirkte."[41] Unmännlichkeit machte sie auch in der Einrichtung seiner Wohnung in der Fasanenstraße aus. In ihren Augen erinnerte hier alles „eher an das Zimmer eines jungen Mädchens - als an das eines ernst denkenden, mit dem Leben schwer kämpfenden Mannes."[42] Der Däne war für Bertha Wasbutzki „die feinste Filigran-Arbeit Gottes"[43], er war ihr der „gütigste Mensch, der innigste Dichter - der beste Freund"[44]. Sein erster Besuch im Frühjahr 1908 hatte ihr indes noch eine herbe Enttäuschung bereitet; als steif, überelegant und unnatürlich hatte sie Bang hier empfunden. So bereute sie zunächst gar, ihren „Lieblingsschriftsteller" überhaupt kennengelernt zu haben. Im Zuge ihrer häufigen Begegnungen konnte er aber bald ihr Herz gewinnen - durch die gemeinsamen Gespräche über Theater, Kunst und neue Bücher, vor allem aber durch die gefühlsbetonten Erzählungen von seiner Mutter. Schließlich hielt sie fest: „Jene Zeit, als ich das Glück hatte, diesen Mann täglich um mich zu haben, gehört zu der schönsten meines Lebens."[45]

Herman Bangs Spätwerke *Mikaël* und *De uden Fædreland* erschienen 1904 und 1906, vor der Flucht aus Dänemark. In Berlin schrieb der Dichter nur noch Novellen und kleinere Skizzen; Romane entstanden hier nicht mehr. Die deutsche Reichshauptstadt hat im Zuge dessen kaum Niederschlag in seinem literarischen Werk gefunden. Allein der Berliner Zoologische Garten wurde Schauplatz seiner Erzählung *Stærkest* [Purpur um den Käfig]. Was Bangs journalistisches Schaffen betrifft, hielt Harry Jacobsen fest: „Sein Berlin war eine Lilliputwelt um ein Gartenhaus mitsamt seinen fünf, sechs Nachbargrundstücken, wo die Kinder ihn kannten und ihn grüßten, wenn er kam und ging, und wo der Tischler wohnte, der ihm die Regale geliefert hatte und geduldig darauf wartete, daß sie bezahlt würden. Nur über den Gesellen des Tischlers und den Lehrling des Friseurs konnte er schreiben, über die Frau des Kaufmanns und die aufgeputzte Gattin des Bürgermeisters."[46] Nichtsdestotrotz arbeitete Bang auch in Berlin täglich. Neben seiner literarischen Arbeit beschäftigte er sich vor allem mit dem Verhältnis Dänemark-Deutschland, und in Artikeln wie *Tyskerne og vi* [Die Deutschen und wir] und *Det moderne Tyskland* [Das moderne Deutschland] brachte er seine bewundernde Haltung für das Kaiserreich, das ihm selbst doch einst die Tür gewiesen hatte, zum Ausdruck.

In Zusammenarbeit mit seinem Berliner Freund und Arzt Dr. Wasbutzki entstand in der Zeit vom „28. April bis 26. Juni 1909"[47] auch die sexualpsychologische Studie *Gedanken zum Sexualitätsproblem*. Dieser Essay, der eine Art Bekenntnis des Dichters zur Homosexualität[48] sowie einen Versuch ihrer Analyse darstellt, wurde in deutscher Sprache verfaßt und war von Bang ausdrücklich für die posthume Veröffentlichung „in einer ärztlichen Zeitschrift Deutschlands" bestimmt.[49] Als Wasbutzki ein Jahr nach Bangs Tod daran ging, die Studie zu veröffentlichen, stieß er auf entschiedenen Widerstand vor allem von Bang. Nachlaßverwalter und Verleger, Peter Nansen. In der Folge stellte Wasbutzki seine Bemühungen um die Schrift vorübergehend ein, wenngleich von seiten des Wissenschaftlich-humanitären Komitees der Wunsch nach ihrer Veröffentlichung geäußert wurde. So hieß es im *Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen* bereits im April 1912: „Es steht zu hoffen, daß Herman Bang, der unserer Bewegung ein reges Interesse entgegenbrachte, sich über sein Empfindungsleben noch genauer ausgesprochen hat, und zwar in einem hinterlassenen Manuskript, das hoffentlich der Öffentlichkeit nicht vorenthalten wird."[50] Erst 1922, zehn Jahre nach Bangs und vier Jahre nach Nansens Tod, konnte die Studie im Bonner A. Marcus & E. Webers Verlag erscheinen.[51]

Herman Bangs Essay *Gedanken zum Sexualitätsproblem* bietet einen Schlüssel zum Verständnis für den Umstand, daß es so schwierig ist, die Beziehungen des Dänen zur aufblühenden homosexuellen Subkultur Berlins um die Jahrhundertwende zu dokumentieren. Denn auch wenn von seiten des Wissenschaftlich-humanitären Komitees behauptet wurde, der Dichter habe der homosexuellen Emanzipationsbewegung seiner Zeit reges Interesse entgegengebracht, lassen sich Kontakte Bangs zur Berliner „Szene" kaum belegen. Sein Essay behandelt nicht nur die Fremdheit des Homosexuellen in der bürgerlichen Gesellschaft, sondern auch die Fremdheit des

[41] Ebd., S. 122.

[42] Ebd., S. 134-135.

[43] Ebd., S. 121.

[44] Ebd., S. 149.

[45] Ebd., S. 125-126.

[46] Harry Jacobsen 1966, S. 188.

[47] Max Wasbutzki: Brief in der *Vossischen Zeitung* vom 26. Februar 1913. Zit. nach der Wiedergabe im *Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen* Jg. 16, 1914, S. 64.

[48] Wohl ausnahmslos alle Kommentatoren dieses Textes haben ihn als ein Bekenntnis Bangs zu seiner Homosexualität gelesen, obwohl darin nirgendwo von Bangs eigenem Geschlechtsleben die Rede ist. Vielleicht läßt sich diese durchgehende Fehlinterpretation damit erklären, daß der Autor Wasbutzki in seiner Vorbemerkung Bang als „geistig so hervorragenden Homosexuellen" (Zeitschrift für Sexualwissenschaft 9,1922, S. 161) bezeichnet. Er begründet dies nirgendwo, sondern will suggerieren, daß der Text dies klar erweise, was aber mitnichten der Fall ist. (Anm.d. Red.)

[49] Das Manuskript wurde von Max Wasbutzki niedergeschrieben und von Bang handschriftlich autorisiert.

[50] *Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen* Jg. 14, 1912, S. 339.

[51] In dänischer Übersetzung erschien die Studie erst 1957.

„aristokratischen" Homosexuellen gegenüber der homosexuellen Subkultur: „Von der Gesellschaft angefeindet, von den Gesetzen bedroht, schließen die meisten Homosexuellen sich zusammen, sie machen sich untereinander verständlich durch eine Reihe von Zeichen, die, der Himmel weiß wie, in allen Ländern dieselben sind. Die geistige Aristokratie der Homosexuellen fühlt sich doch immer von dieser Freimaurerwirtschaft abgestoßen und geht deshalb fremd sozusagen durch die eigene Welt. Sie wollen nichts gemein haben mit den Menschen, mit welchen sie doch nur das eine gemein haben."[52] Vermutlich zählte Bang sich selbst zu dieser „geistigen Aristokratie der Homosexuellen". Vermutlich können alle homosexuellen Männer, mit den er engeren Umgang hatte [so z.B. die Dänen Christian Houmark (1869-1950) und Joakim Reinhard (1858-1925)] zu ihr gerechnet werden.

Aber Bang grenzte sich nicht nur von denen ab, mit welchen er „nur das eine" gemein hatte. Nach den niederschmetternden Erfahrungen mit seinem Erstlingswerk wollte er auch mit zeitgenössischen Dichtern, die durch erotische Freizügigkeit Aufsehen erregten, nichts zu tun haben. Im gleichen Maße, wie er sich von anderen Schwulen abgestoßen fühlte, stand er ihnen ablehnend und verschlossen gegenüber. Von dem norwegischen Anarchisten und „Kristianiabohemien" Hans Jæger (1854-1910) distanzierte er sich ebenso wie von dem französischen Bühnenautor Victorien Sardou (1831-1908). Über Oscar Wilde heißt es gar, daß Bang ihn und sein Werk verachtete. Homosexualität war seiner Meinung nach ein Thema, mit dem die Literatur sich nicht beschäftigen sollte.

Dokumentiert ist indes, daß Bang sich zumindest einmal in die Berliner Subkultur begeben hat. Magnus Hirschfeld selbst führte den dänischen „Forschungsreisenden" einst zu den verschiedenen Treffpunkten Homosexueller in der Stadt.[53] Ob diese Tour in die Zeit von Bangs zweijährigem Aufenthalt in Berlin fiel, läßt sich nicht belegen, ist aber höchst wahrscheinlich. Vermutlich fand sie sogar nur kurz vor dem Zustandekommen von Bangs Essay *Gedanken zum Sexualitätsproblem* statt. Es kann nicht ausgeschlossen werden, daß es Max Wasbutzki war, der in seiner Eigenschaft als Arzt und Freund Bang an Hirschfeld verwies. Auch drängt sich der Gedanke auf, daß der Dichter sich gerade im Zuge seines Kontaktes mit Hirschfeld veranlaßt gesehen haben mag, seine eigene Position zu anderen schwulen Männern zu eruieren und zu begründen. Schließlich läßt sich sein Essay als Rechtfertigungsversuch gegenüber der „Freimaurerwirtschaft" lesen, die er zur Kenntnis nahm oder nehmen mußte. Auch wenn Bang sich in seiner Studie von anderen Schwulen klar abgrenzte, geht die „geistige Aristokratie der Homosexuellen" nach seinen Worten zwar fremd, aber nichtsdestotrotz *durch die eigene Welt*.[54]

Zwei Anläufe mußte Herman Bang unternehmen, um Berlin zu erobern. Die Hoffnungen auf Ruhm und Ehren, die er von Anfang an in die deutsche Reichshauptstadt gesetzt hatte, sollten sich erst im Zuge seiner zweiten Übersiedlung erfüllen. Der literarische Erfolg ließ ihm nach der Jahrhundertwende uneingeschränkte Anerkennung zuteil werden. Er beherrschte die deutsche Sprache jetzt fast perfekt, und seit Anfang 1908 hatte er sich in Deutschland auch als Vorleser einen Namen gemacht - nicht nur in Berlin. Nach einem Auftritt in Hamburg vermerkte das *Hamburger Fremdenblatt* zwar kritisch: „In dem Vortrage aus eigenen Dichtungen tat er schauspielerisch entschieden zu viel dramatisches"[55]. Dennoch bekam er auch hier lebhaften Beifall und die begehrten Blumenbuketts — „für vortragende Herren eine Neuheit in der Literarischen Gesellschaft"[56]. Nach eigenem Bekunden fristete Bang aber ein freudloses Dasein in den Jahren 1907 bis 1909. Hatte ihm die Ausweisung aus Deutschland zwanzig Jahre zuvor noch das Glück im Unglück beschert, daß er die große Liebe seines Lebens kennenlernte, war für ihn das Leben in Berlin zu Anfang dieses Jahrhunderts relativ arm an äußeren und inneren Ereignissen. Allein, spurlos gingen auch diese Jahre nicht an ihm vorüber. Das legt nicht zuletzt der Essay *Gedanken zum Sexualitätsproblem* nahe.

Das Versprechen von Freiheit jenseits der engen Verhältnisse Dänemarks konnte Berlin einlösen. Bangs Homosexualität wurde zu seinen Lebzeiten in Deutschland nie Anlaß zu ähnlich gehässigen Verleumdungen, Angriffen und Verrissen wie in seinem Heimatland. Den Zeitgenossen im Kaiserreich wurde der Däne nach der Jahrhundertwende vor allem als sensitiver Dichter und engagierter Theaterkritiker bekannt, nicht als exaltierter Dandy und Bohemien.[57] Weder die Eulenburg-Affäre noch die anti-

---

[52] Herman Bang, *Gedanken zum Sexualitätsproblem*. Bonn 1922, S. 19. Nachzulesen ist dieser Essay auch in der Zeitschrift *Forum Homosexualität und Literatur*, Nr. 10/1990. Er wurde hier zusammen mit einer Einführung von Heinrich Detering abgedruckt. Vgl.: Ebd., S. 63-81.

[53] Vgl.: Magnus Hirschfeld, *Von einst bis jetzt*. Berlin 1986, S. 43.

[54] Über welche Wege das Wissenschaftlich-humanitäre Komitee zum April 1912 von Bangs hinterlassenem Manuskript erfahren hat, ist nicht bekannt.

[55] *Hamburger Fremdenblatt*, 25.4.1908. Zit. nach: Harry Jacobsen 1966, S. 186.

[56] Ebd., S. 186.

[57] Gleichwohl wurde auch in einigen deutschen Nachrufen auf Bang Bezug auf seine Homosexualität genommen, so z.B. von Hans Land im *Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen* Jg. 14, 1912, S. 335-339. Zuerst in *Die Schaubühne* (15.2.1912). Hans Land hielt auch bei der Herman Bang-

homosexuelle Stimmung, die die deutsche Presse verbreitete, spielten im Zusammenhang mit der Rezeption Bangs eine maßgebliche Rolle. Die persönliche Sicherheit und Unversehrtheit des Dichters waren in der Folge zu keinem Zeitpunkt akut bedroht.

Einen direkten Befreiungsschlag bedeutete die Flucht nach Berlin für Herman Bang aber nicht. Vielmehr zog er sich hier deprimiert auf seine „Fasaneninsel" zurück und wählte die Beschränkung auf einige wenige private und geschäftliche Beziehungen. Geistig-moralischen Beistand und Unterstützung fand er in erster Linie bei Ossip Melnik und dem Ehepaar Wasbutzki. Trotzdem war ihm auch im Exil kein Frieden mit sich und der Welt vergönnt. „Ein fremdes Land ist eine merkwürdige Sache, an welche die wenigsten sich gewöhnen"[58], schrieb er im Oktober 1907 an seine Schwester. Irritierte ihn einerseits das geschäftige und unruhige Leben der Großstadt, trauerte er andererseits dem verlorenen Paradies nach. Ständig war er von einer Sehnsucht nach Dänemark erfüllt, das er unter so widrigen Umständen verlassen hatte. Selbst das tiefe Unrecht, das ihm hier widerfahren war, hatte seiner Vaterlandsliebe keinen Abbruch getan. Als man ihm im Sommer 1909 eine Regisseurstellung am Kopenhagener Kasino-Theater anbot, nahm er sie dankbar an. Der Abschied fiel ihm nicht schwer, aber er verließ Berlin auch nicht im Groll. Die Skizze *Berliner Eindrücke*, die er kurz vor seiner Abreise 1909 schrieb, beendete er mit den Worten: „Aber jetzt leb wohl, mein Gassenwinkel und meine Berliner Welt. Leb wohl. Denn ich muß ziehen. Aber im Gehen grüße ich und ziehe den Hut - ehrerbietig."[59]

Gedenkfeier am 25. Februar 1912 im Hause Wasbutzki eine Gedenkrede.

[58] Zit. nach: Harry Jacobsen 1966, S. 178.

[59] Zit. nach der deutschen Ausgabe: Hermann Bang, *Fahrendes Volk*. Berlin 1928, S. 123.

VORBEMERKUNG ZUR VERDORBENHEIT DER SITTEN IN ENGLAND: *Deutschsprachige Texte des 18. Jahrhunderts, die außerhalb der juristischen Fachliteratur Hinweise auf das damalige Leben schwuler Männer geben, sind sehr selten; so gut wie unbekannt aber sind Berichte über quasi-subkulturelle Gebilde. Die einschlägigen Kapitel in den „Briefen über die Galanterien von Berlin"[1] aus dem Jahre 1782, deren Wahrheitsgehalt wegen ihrer propagandistischen, antipreußischen Tendenz mit einiger Berechtigung angezweifelt wurde,[2] galten als die einzigen Hinweise auf eine schwule Subkultur und — was ebenso wichtig ist — als der einzige Versuch, das Vorhandensein einer schwulen Subkultur zur Sprache zu bringen. Der hier reproduzierte anonyme Bericht aus dem ersten Heft der Berliner Zeitschrift „Politische Annalen" vom Januar 1793 ist nun ein weiterer Text, der der bürgerlichen Öffentlichkeit jener Zeit Hinweise auf subkulturelle Geselligkeiten der „warmen Brüder" gibt oder auf einen „Klub von Männern, zu dem abscheulichsten und widernatürlichsten Zwecke" versammelt. Waren es in Berlin die warmen Brüder, so waren es in London „Kerle in Weiberkleidern", von denen jeder „einen Weibernahmen" hatte und die sich in einem „Klub" resp. einer „Tabagie" trafen. In beiden Texten wird von einem Standpunkt außerhalb dieser Gruppen über sie berichtet, so daß sie für die eigentlich spannende Frage nach der Selbstwahrnehmung und dem Selbstbild dieser warmen Brüder nur wenig hergeben. In den mitgeteilten Verhaltensweisen (Kleidung, Namengebung, Schminke, Menuett-Tanzen, „unanständigste Stellungen") scheinen aber bereits eine Selbstverständlichkeit und ein Selbstbewußtsein zum Ausdruck zu kommen, und in der Tatsache, daß sie über definierte und abgegrenzte Versammlungsstätten (ein Klub mit einem Saal, eine Tabagie) für ihre Begegnungen verfügten, deutet sich unter anderm auch eine Gewißheit an, daß man anders ist als die anderen oder daß man — um das modische Schlagwort zu gebrauchen — über eine gemeinsame Identität verfügt. Nach landläufiger Auffassung dürfte es so etwas unter schwulen Männern am Ende des 18. Jahrhunderts gar nicht gegeben haben, wie es auch jene andere Form schwuler Selbstwahrnehmung, daß man sich selbst für krank hält, erst hundert Jahre später als Folge sogenannter Medikalisierung geben dürfte. Eine ungewöhnlich deutliche Manifestation einer solchen unzeitgemäßen Bewußtseinsform aus dem Jahre 1789 hat jetzt Heinrich Detering entdeckt. Es handelt sich dabei um die Beschreibung eines schwulen Mannes, der offensichtlich nichts von anderen Männern weiß, die ähnlich empfinden wie er, und der seinen unnatürlichen Trieb nach einer gewissen „Handlung mit der Hand am Körper des geliebten Jünglings oder Knaben" für ein „Übel" hält, gegen das „Psychologen, Ärzte und Naturforscher", wie er hofft, „Mittel zu dessen Hebung" erfinden mögen.[3] — Der folgende Text ist keineswegs eine Neuentdeckung nach zweihundert Jahren, er hat vielmehr schon eine kleine Editionsgeschichte: Nur wenig verändert erschien er drei Jahre nach dem Erstdruck in dem gleichfalls anonymen Buch „Originalzüge aus dem Charakter englischer Sonderlinge" (Leipzig 1796), und mehr als hundert Jahre später zitiert Iwan Bloch[4] diese zweite Fassung und nennt dabei ohne Begründung und Berechtigung als Autor Archenholtz. Einen Hinweis auf die hier reproduzierte Fassung fanden wir zufällig in der Schweizer Schwulenzeitschrift „Der Kreis", wo sie nur wenig verändert in der Nr. 2 von 1966 auf Seite 5 kommentarlos abgedruckt ist.*

---

[1] [Johann Friedel:] Briefe über die Galanterien von Berlin, auf einer Reise gesammlet von einem österreichischen Offizier. [Gotha: Ettinger] 1782.

[2] Vgl. Paul Derks: Die Schande der heiligen Päderastie, Berlin 1990, S. 104

[3] Heinrich Detering: „zur Sprache kommen". Eine homoerotische (Auto-)Biographie 1789. In: Grenzgänge, Festschrift für Wolfgang Popp, Essen 1995, S.271. — Allerdings weiß auch der anonyme Autor dieses von Detering entdeckten Berichts von einer städtischen Subkultur schwuler Männer: „In der Stadt, worin ich lebe, hat schon mancher Bekannte mich auf junge Männer hingewiesen mit einem geheimen Winke, daß dies Knabenliebhaber wären. In einer größern Stadt, die ich nicht gern nahmhaft machen wollte, soll eine ganze Gesellschaft von solchen verstimmten Liebhabern zusammengetreten sein, die immer mehrere in ihre Verbindung ziehen, um Nahrung für ihre Lüste zu finden." (S. 276)

Außerordentliches Beispiel der großen Verdorbenheit der Sitten in England.

In dem Monat Oktober des verflossenen Jahres erhielt das Polizeigericht in der Straße Bowstreet zu London einen anonymen Brief, in welchem gemeldet wurde, daß jeden Montag Abend sich ein Klub von Männern, zu dem abscheulichsten und widernatürlichsten Zwecke versammle, und daß dieser Klub in einem Wirthshause, die Traube genannt, im Clementslane, nahe bei Clare-Market gehalten werde. Ferner ward gemeldet, daß die Mitglieder dieses Klubs noch außerdem, beinahe alle Diebe und falsche Münzer wären.

Die Mitglieder des Polizeigerichts hielten es für Pflicht, die Wahrheit dieses Vorgebens zu untersuchen. Sie sandten daher zwei Polizeiwächter an dem nächst folgenden Montage nach diesem Hause, mit dem Auftrage, sich unter die Mitglieder des Klubs zu mischen. Diese kamen dahin, blieben eine Zeit lang da, und sahen den Abscheulichkeiten zu, welche vor ihren Augen vorgiengen.

Hierauf sandte der Polizeirichter Bond, an dem nächst folgenden Montage, die Polizeiwache nach dieser Versammlung. Diese sprengte die Thüre auf, besetzte Fenster und Thüren, um das Entwischen dieser Unmenschen zu verhüten; und bemächtigte sich derselben.

Bei dem Eintritte der Wache in das Zimmer fand dieselbe zwei Kerle in Weiberkleidern, mit Muffen, mit breiten Schawls, mit Weiberhauben nach der neuesten Mode, in Form eines Turbans, mit seidenen Schürzen u. s. w. bekleidet. Beide waren weiß und roth geschminkt, und tanzten zusammen ein Menuet in der Mitte des Saales, während die übrigen, in den unanständigsten Stellungen, rund herum an der Wand sich befanden.

Alle, achtzehn an der Zahl, wurden in Verhaft genommen, und am folgenden Morgen, in den Weiberkleidern, in denen man sie gefunden hatte, vor das Polizeigericht gebracht nnd ausgefragt. Es fand sich, daß ein jeder dieser Männer in dem Klub einen Weibernahmen hatte, unter welchem er den übrigen Mitgliedern dieser schändlichen Gesellschaft bekannt war. Z. B. Lady Golding, Gräfinn Papillon, Miß Fancy u. s. w.

Es versammelten sich, vor dem Hause des Polizeirichters, eine außerordentliche Menge Volks, welches die Gefangenen zu ermorden drohte: so groß ist der Abscheu vor diesem Laster in England!

Die Gefangenen wurden, je zwei und zwei, an einander gefesselt, und alle mit einander an eine Kette befestigt. So führte man sie nach dem Gefängnisse, unter Begleitung einer starken Wache von Soldaten, welche die Gefangenen vor der Wuth des Pöbels beschützte. Indessen war doch diese Wache nicht vermögend zu verhindern, daß nicht der Pöbel mit Steinen und Koth, auf dem ganzen Wege, nach den Verbrechern geworfen hätte.

BUCHBESPRECHUNGEN

Peter Grupp: Harry Graf Kessler 1868-1937. Eine Biographie. 2. Aufl. Verlag C.H.Beck, München 1996. 320 Seiten.

Bis in die achtziger Jahre hinein war es unter Autoren von Biographien üblich, die Homosexualität der Männer, deren Leben sie beschrieben, zu verschweigen oder, falls sie doch bereits zu bekannt und nicht ohneweiters zu ignorieren war, sie herunterzuspielen und die womöglich vorhandenen heterosexuellen Meriten des Betreffenden um so stärker hervorzuheben. Erfreulicherweise kommen solche manipulativen Methoden der Biographik inzwischen kaum noch vor. Daß das Geschlechtsleben eines Mannes für sein Lebenswerk bedeutsam ist, wurde eigentlich nie offen bezweifelt, man war aber immer gern bereit, sexuelle Unregelmäßigkeiten großer Männer zu verschweigen, was weniger mit historischer Wahrheitsfindung aber umso mehr mit personenkultmäßigen Verwertungsinteressen zu tun hatten. Die Einsicht, daß die Homosexualität eines Mannes mit dem künstlerischen und moralischen Wert seines Werkes nichts zu tun hat, setzt sich also in der wissenschaftlichen wie in der populären Biographik immer mehr durch.

Neuerdings macht sich eine Tendenz bemerkbar, die wohl zuerst in dem eigenartigen Buch „Franz Kafkas offenbares Geheimnis" von Günter Mecke (München 1982) zur Geltung kam. Mecke geht von vornherein von seiner, man muß wohl sagen, Glaubensüberzeugung aus, daß Franz Kafka schwul war und daß sein dichterisches Werk als ein verschlüsseltes Bekenntnis zu lesen sei. Grupps Kessler-Biographie ist ein weiteres Beispiel für diese neue Verfahrensweise, die Homosexualität zu behaupten und eine argumentierende Beweisführung gar nicht erst zu versuchen.

Als Sohn eines deutschen Bankiers 1868 in Paris geboren, verbrachte er seine Schulzeit standesgemäß in englischen und deutschen Instituten, die den Söhnen der Reichen vorbehalten waren, studierte in Bonn und Leipzig Jura und unternahm nach der Promotion halbherzige Schritte zu einer Karriere im diplomatischen Dienst, gab aber schließlich, materiell gesichert durch das beträchtlichge Vermögen seines Vaters, dem Leben eines „dilettierenden Müßiggängers" (91), eines Freundes und Förderers der schönen Künste und fashionablen Künstler den Vorzug. In den Jahren nach dem ersten Weltkrieg versuchte er ohne nennenswerten Erfolg die deutsche Außenpolitik zu beeinflussen. Neben einer Biographie seines Freundes Walther Rathenau gehört sein fast lebenslang geführtes Tagebuch zu den Leistungen, die ihm bis heute den Ruf eines bedeutenden Bewegers und Bewegten im deutschen Kulturleben des ersten Drittels unseres Jahrhunderts eintrugen. Auszüge aus seinen Tagebüchern, die Zeit der Weimarer Republik betreffend, erschienen in Westdeutschland seit den 60er Jahren in immer neuen Auflagen.

Die vollständige Tagebuchhandschrift und die Korrespondenz Kesslers befinden sich heute im Marbacher Literaturarchiv und dienten Grupp als wichtigste Quelle. Daß dieses vermutlich lückenlose Material so gut wie nichts enthält, was dem öffentlichen, weitgehend von Kessler selbst inszenierten Bild seiner Persönlichkeit unbekannte Dimensionen verleihen könnte, bildet wohl die Hauptschwierigkeit des Biographen. Der Briefwechsel Kesslers mit seiner Mutter und die entsprechenden Tagebucheinträge veranlassen ihn zu recht obskuren Andeutungen: „Verhüllte, ja abgründige Schattenseiten des engen Verhältnisses zwischen Mutter und Sohn lassen sich hier ahnen" (44), und: „Durch diese besondere Art seines Verhältnisses zur Mutter sind Kesslers Beziehungen zu Frauen nicht erleichtert worden." (14) Dies dient zur Vorbereitung auf „ein Schlüsselerlebnis", auf die Begegnung und Freundschaft mit Otto von Dungern, die Kessler dazu verholfen haben soll, daß „er sich seiner homosexuellen Veranlagung endgültig bewußt geworden" sei. (45) Aus Tagebucheintragungen wie dieser, die sich auf von Dungern beziehen: „Ich habe das sehnsüchtige süße Herzleid, das die Hefe aller tief genossenen Glückseligkeit ist, stark empfunden", schließt Grupp auf Kesslers homosexuelle Veranlagung. Obwohl ihm klar ist, daß damals „schwärmerische Männerfreundschaften, die leicht eine homoerotische Färbung annehmen können"(45), ohne daß es sich um Homosexualität handelt, durchaus üblich waren, behauptet er, Kesslers Verhältnis zu von Dungern sei homosexuell. Die Freundschaft zwischen Kessler und dem fast zwanzig Jahre jüngeren Radrennfahrer Gaston Collin soll ebenfalls ein homosexuelles Verhältnis gewesen sein, was aus den Briefen Collins an Kessler — „wirkliche Liebesbriefe" (139) — zu entnehmen sei. Briefstellen wie die folgenden sollen dies beweisen: „‚Ich betrachte etwas und meine Gedanken sind gleich bei Ihnen - ich könnte nicht mehr ohne Sie leben' und: ‚morgens, abends und alle Zeit denke ich an Sie, ich lebe nur für Sie' oder: ‚ich möchte in Paris sein, denn hier, ohne Sie, würde ich lieber sterben - ich warte also auf einen Brief'." (139)

Grupp versäumt es, nach der damals in Kesslers gesellschaftlichem Milieu üblichen Rhetorik beim Ausdruck von Freundschaftsgefühlen unter Männern zu fragen. Hätte er dies getan, dann wären seine vermeintlichen Beweise für Kesslers homosexuelle Veranlagung nicht mehr haltbar und er müßte sich redlicherweise damit begnügen, seinen Verdacht als bloßen Verdacht zu kennzeichnen. Mit Grupps Methode könnte man wohl fast jedem Mann eine „homosexuelle Veranlagung" andichten. Den wissenschaftlichen Wert seines Werkes hat Grupp mit einer solchen Vermengung von Mutmaßungen und Tatsachen gemindert, was zu bedauern ist.

Manfred Herzer

Willhart S. Schlegel: Rolf. Eine zeitgeschichtliche Erzählung. R.G.Fischer Verlag, Frankfurt 1995. 305 S.

Mehrfach wurde die Ansicht geäußert, daß „homosexuelle Nationalsozialisten" eine Erfindung, eine „soziale Konstruktion" seien, deren maßgebliche Urheber linke Medien in Deutschland und, besonders nach dem Januar 1933, die Publikationen der aus Nazideutschland geflohenen Exilanten gewesen seien. Zwar gab es schwule Nazis, wie es in allen politischen Gruppen und Parteien Schwule gibt, aber was die Nazis betrifft, handele es sich um wenige Ausnahmen wie Röhm, die von Nazigegnern unzulässig verallgemeinert und in den Dienst einer homophoben Antinazi-Propaganda gestellt worden seien. In CAPRI 18 hat zuletzt Alexander Zinn versucht, diese These zu begründen, wobei er die einschlägigen Äußerungen schwuler Emigranten wie Hirschfeld und Hiller darauf zurückführt, daß sie gewissermaßen aus zweiter Hand, nämlich von der homophoben Exilpresse fehlinformiert worden waren.

Die hier anzuzeigende Autobiographie des 1912 geborenen Arztes und Schriftstellers Schlegel bietet wegen der erfreulichen Freimütigkeit, mit der er seine politische und sexuelle Karriere schildert, einen interessanten Beitrag zur Konstruktion resp. Realität des homosexuellen Nationalsozialisten. Natürlich zeigt Schlegels Bericht „einen sehr subjektiven und subjektiv gefärbten Ausschnitt aus den Ereignissen einer bewegten Zeit" (305), was durch eine fiktionalisierte Darstellungsform betont wird, in der er selbst stets in der dritten Person mit dem Namen „Rolf" vorkommt. Die vielen beigefügten Fotografien bilden dazu aber eine Art objektivierendes Gegengewicht.

Angeregt durch seine alte Tante, die ihm 1930 Hitlers „Mein Kampf" schenkte und ihn in Frankfurt zu Massenkundgebungen der Nazis mitnahm, trat er achtzehnjährig in die NSDAP und die Hitlerjugend ein. Ausgiebige Sexerfahrungen mit seinen Mitschülern auf dem Gymnasium hatten bei ihm von vornherein keinen Zweifel entstehen lassen, daß er schwul ist und den Sex mit jüngeren oder gleichaltrigen Männern liebt. Die Atmosphäre, die er anfangs in der Nazipartei wahrnahm, schildert er mit folgenden Worten: „So widersprüchlich und unsinnig das im Hinblick auf spätere Entwicklungen erscheinen mag, so spielte Anfang der dreißiger Jahre eine gewisse homosexuelle Atmosphäre für die Entwicklung der nationalsozialistischen Bewegung eine Rolle. Daß der im Ersten Weltkrieg als Frontoffizier bewährte Hauptmann Ernst Röhm ein hervorragender Organisator, aber auch homosexuell war, war Hitler durchaus bekannt [...] Ähnlich schien die Situation bei dem Rolf seinerzeit so begeisternden Kreisleiter der Partei Walter Kramer zu sein [...] Walter Kramer [...] wurde Gebietsführer der Hitlerjugend, zog sich sehr geschickte und gut aussehende Unterführer heran und erwies sich als hervorragender Organisator. Ein blonder, schlanker, athletischer und auch energischer junger Mann war offensichtlich sein Geliebter. Er ließ ihn sehr rasch zum Oberbannführer aufsteigen [...] Rolf war stellvertretender Zellenleiter und, wie man damals sagte, einer der jüngsten Hoheitsträger der NSDAP geworden, außerdem Pressereferent und Kulturreferent im Bann 166 Taunus der Hitlerjugend und dananch im Oberbann Frankfurt." (44 f.) Dann kam der 30. Juni 1934: „Im Zuge der geschürten Homosexuellenverfolgung war nun auch der Gebietsführer aufgefallen. Er verschwand, ohne daß man davon Aufhebens machte, für alle Zeit, entweder in einem Lager, oder man ermordete auch ihn sofort. Der junge Oberbannführer Erich Seifert erschoß sich selbst. Der Stabschef des Gebietes und einige andere Hitlerjungendführer verschwanden ebenfalls. Wenn für Rolf auch keine akute Gefahr bestand, so war doch mit der Ermordung Röhms und seiner Gefährten und der anschließenden Homosexuellenjagd seine Sympathie für Hitler in Haß verwandelt." (45) Zwar zog er sich „unter Hinweis auf die Notwendigkeit seines Studiums ganz aus der aktiven Parteiarbeit zurück" (46), trat aber nicht aus der Partei aus, weil dies offensichtlich seiner Karriere geschadet hätte. Seine Beteuerung, ein Parteiaustritt wäre „einem materiellen und physischen Selbstmord gleichgekommen"(47), klingt wenig glaubwürdig, zumal er in den folgenden Jahren nicht nur sein Studium beendet und eine erfolgreiche Laufbahn als Arzt in der Naziwehrmacht beginnt, auch sein schwules Liebesleben gestaltet sich überaus erfolgreich und beglückend. Im Februar 1944 heiratet er dennoch eine Frau und zeugt mit ihr einen Sohn (144 ff.) Kurz darauf wird er denunziert, was aber keine Folgen für ihn hatte. „Denn Rolf war ja immer sehr vorsichtig gewesen. Und der Verdacht erschien auch deswegen wenig plausibel, weil er kurz zuvor geheiratet hatte und gerade von den Flitterwochen [...] zurückgekehrt war. Die Möglichkeit eines bisexuellen Verhaltens paßte nicht zu den damaligen Auffassungen von Homosexualität, die nur ein Entweder-Oder in Betracht zogen." (153)

Eine tiefe und etwas unheimliche Ironie kommt übrigens in dem Umstand zum Ausdruck, daß Schlegel zu den ersten gehörte, die in der BRD die Erforschung der Schwulenverfolgungen unter den Nazis förderten. Nach ersten knappen Andeutungen in Kogons „Der SS-Staat" (1946) war wohl der Aufsatz von Wolfgang Harthauser „Der Massenmord an Homosexuellen im Dritten Reich" die erste umfassendere Darstellung zu diesem Thema. Sie war enthalten in dem Buch „Das große Tabu", das 1967 von Willhart Siegmar Schlegel herausgegeben wurde.

Die Vereinbarkeit von gelebter Homosexualität und bürgerlicher Laufbahn im NS wird in Schlegels Autobiographie eindrucksvoll belegt. Zu fragen wäre, inwiefern sie Rückschlüsse auf den „gewöhnlichen Homosexuellen" jener Zeit zuläßt.. Daß sie in weiten Teilen Typisches und Repräsentatives über Leben und Ansichten „homosexueller Nationalsozialisten" im NS mitteilt, scheint mir indes wahrscheinlich.

Manfred Herzer

WAS BISHER AUF CAPRI GESCHAH – INHALT ALLER HEFTE

Heft 1/1987 [= Nr. 1]: M. Herzer: Zum Geleit, Exil auf Capri / H.Kennedy: Das Geheimnis von Sagitta / M. Herzer: Christian Wilhelm Allers / M. Herzer: Zum Ursprung des Angeborenseins / C.F. Michéa: Des déviations maladives de l'appétit vénérien / K.M. Kertbeny: Ein Brief an Ulrichs in Würzburg. **Heft 2/1987 [= Nr. 2]:** M.Herzer: Die Schwarze Maria und der Männerbund, ein Nazimärchen / Gad Beck: Im Untergrund der Nazi-Hauptstadt / George L. Mosse: Homosexualität und Faschismus in Frankreich / Buchbesprechung: Plant, The Pink Triangle. **Heft 1/1988 [= Nr. 3]:** M.Herzer: Schwule Preußen warme Berliner / E. Jäger: Vautrins Söhne und Leser / H. Kennedy: Unbekanntes über Sagitta / B.Balz: Heiliger Abend. **Heft 2/1988 [= Nr. 4]:** M. Herzer: Der Prozeß gegen den Berliner Urning Carl von Zastrow / K.M.Kertbeny: Sexualpolitische Denkschrift zum Zastrow-Prozeß / M. Herzer: Etwas zu Kertbenys Lebenslauf / G.J. Giles: Wilhelm von Gloeden und die Vorstellung der Schönheit in der Kaiserzeit. **Heft 3/1988 [= Nr. 5]:** U. Schücklenk: Arthur Schopenhauer und die Schwulen / A. Schopenhauer: Metaphysik der Päderastie / A. Schmitt: Über Pädersten, Homosexuelle, Kinäden und Schwule / Die Päderasten. Distraction de l'Equipage / S. Karlinsky: Tschaikowskis Selbstmord, Mythos und Realität / Buchbesprechung: Kennedy, The Liefe and Works of Karl Heinrich Ulrichs. **Heft 4/1988 [= Nr. 6]:** G.Dworek: Ein Yankee am Hofe des Königs Karl / R.Schildt: Das Ende einer Karriere. Entfernung des Amtsassessors Ulrichs aus dem Staatsdienst wegen widernatürlicher Wollust / Buchbesprechung: Baldauf, Die Knabenliebe in Mittelasien. **Heft 1/1990 [= Nr. 7]:** G.Grau: Die Reichszentrale zur Bekämpfung der Homosexualität und Abtreibung / B. Jellonnek: Aus den Akten der Geheimen Staatspolizei. Ein Fall öffentlichen Widerstands von Homosexuellen / B.U.Hergemöller: Chome fue arso uno Soddomito - Lucca 1369 / J.Werres: Als Aktivist der ersten Stunde. **Heft 2/1990 [= Nr. 8]:** S.Karlinsky: Schwule Literatur und Kultur in Rußland. Die Folgen der Oktoberrevolution / P.Tatchell: Ten Gay Days that shook East Berlin / M.Eggert: Wie es begann, Schwulenbewegung in Ostberlin 1972-73 / G.Dworek: Zwei Irrenärzte kommentieren Karl Heinrich Ulrichs / M.Herzer: Unser Ulrichs-Autograph. **Heft 3/1990 [= Nr. 9]:** J.C.Féray & M. Herzer: (Homo-)Sexualwissenschaft und Politik bei Karl Maria Kertbeny / M. Herzer: Homosexualität als gesellschaftliche Konstruktion und sexuelle Praxis / R.Wolfert: Mauritz Stillers Vingarna - Stockholm 1916 / Buchbesprechungen: Hodges, Alan Turing Enigma / Werner, Otto Warburg / Günther & Hoffmann: Sascha Schneider & Karl May / Geschichte des § 175. **Heft 4/1990 [= Nr. 10]:** B.U.Hergemöller: Das Verhör des »Sodomiticus« Franz von Alsten (1536/37) - Ein Kriminalfall aus dem nachtäuferischen Münster / E. Walser: Zur Entkriminalisierung der Homosexualität in der Schweiz 1990 und ein Rückblick auf 1942 / M. Herzer: Ludwig Renn / D. Berner: Wie die SED-Propaganda das Stigma Homosexualität zum Rufmord an einem Maueropfer benutzte / Buchbesprechungen: Jellonnek, Homosexuelle unter dem Hakenkreuz / Steinkamp, Gottfried von Cramm der Tennisbaron. **Heft 1/1991 [= Nr. 11]:** M. Herzer: Strafakte von Cramm, Berlin 1938 / M. Herzer: Max Spohr, Adolf Brand, Bernhard Zack - drei Verleger schwuler Emanzipationsliteratur in der Kaiserzeit / Bernd-Ulrich Hergemöller: Ludwig der Bayer, Friedrich der Schöne, Friedrich von Tirol - Verwirrungen und Verwechslungen / Buchbesprechungen: Kant, Eine Vorlesung über Ethik / Verführte Männer - Leben der Kölner Homosexuellen im Dritten Reich / Hoven, Der unaufhaltsame Selbstmord des Botho Laserstein / Euphronius der Maler. **Heft 2/1991 [= Nr. 12]:** H. Giese: Untersuchungen zum Wesen der Begegnung 1945 / B.U. Hergemöller: Hans Giese und Martin Heidegger / J.A. Kuhn: Mißglückte Kontaktaufnahme im Theaterrestaurant Lantsch, Berlin 1880 / G.Knoll: »Le Palladion« - Eine unfreiwillige Philologensatire aus Bremen zu einem komischen Epos Friedrich II. von Preußen / Buchbesprechungen: Äskulap oder Mars ? / Money, Capri Island of Pleasure / Die versteinerten Verhältnisse zum Tanzen bringen / Schilde & Tuchel, Columbia-Haus. **Heft 3/1991 [= Nr. 13]:** W.Kuhn & K.v.Ruffin: Als schwuler Häftling in den KZs Columbiahaus und Lichtenburg 1935/36 / R.v.Praunheim & Dr.Hanns G.: Als schwuler Teenager zur Therapie bei Magnus Hirschfeld / K.W.Böhm: »Erfüllung einer Lebenssehnsucht« / H.Kennedy: Andeutungen der Knabenliebe in Longfellows »Hiawatha« / A. Schmitt: Social Constructivism, good bye! / M.Herzer: »Schutzhaftfälle« 1935 / Bibliografie der Aufsätze zur schwulen Geschichte im JOURNAL OF HOMOSEXUALITY / Buchbesprechungen: Ringdal, Lystens dod? / Werner, Mauritz Stiller / Böhm, Zwischen Selbstzucht und Verlangen / Sinakowski, Das Verhör. **Heft 4/1991 [= Nr. 14]:** J.-C.Féray: Die Homosexualität im Tagebuch der Brüder Goncourt / M. Herzer: Kommunisten, Sozialdemokraten und die Schwulenbewegung der Weimarer Republik / P. Snijders: Das Schicksal frischer Männchen / Spartacus Gay Guide 1920 »Der Internationale Reiseführer« / Buchbesprechungen: Röll, Homosexuelle Häftlinge im KZ Buchenwald / Derks, Die Schande der heiligen Päderastie / Dear Tucker, ed. by H. Kennedy / Eine Tunte bist du auf jeden Fall. **Nr. 15, April 1993:** M. Herzer: Corydon und Vice allemand / A. Got: Le Vice organisé en Allemagne / A. Got: »Anders als die Andern« / N. Praetorius: Über die Homosexualität in Frankreich / N. Praetorius: Der Streit um Walt Whitmans Homosexualität im »Mercure de France« / G. Apollinaire: Ein Augenzeuge der Beerdigung Walt Whitmans / G. Apollinaire: A propos de Walt Whitman / W. Benjamin: In einem Pariser Schwulenbordell / A. Sternweiler: Briefe an den Schutzhäftling Robert T. Odeman / Buchbesprechungen: Naldini, P.P.Pasolini / Fernandez, Der Raub des Ganymed / Hoffschildt, Olivia / Paglia, Die Masken der Sexualität. **Nr. 16, Dezember 1993:** J. Miller: Der Wille zum Wissen. Foucault in Kalifornien / M. Herzer & F. Wagner: Homosexualität und Wahrheit / J.A. Kuhn: Der »Moabiter Löwe« als Emblem der Zeitschrift »Die Freundschaft« / Buchbesprechungen: Kugel, Der Unverantwortliche / Greene-Gantzberg, Herman Bang og det fremmede / Hutter, Die gesellschaftliche Kontrolle des homosexuellen Begehrens. **Nr. 17, September 1994:** M. Keilson-Lauritz: Wilhelmshagen gegen das Deutsche Reich / A.Brand: Fürst Bülow und die Abschaffung des § 175 / H. Sulzenbacher: »Man bekommt aber den Eindruck, als ob Ulrichs nicht recht normal wäre.« / K.H.Ulrichs: Eingabe an das K.K. Justizministerium / M. Herzer: Sandor Ferenczi / S. Ferenczi: Über sexuelle Zwischenstufen / B. Schälicke: Die Ambivalenz schwuler Sieger / Buchbesprechungen: Homosexualität in der NS-Zeit / Herzer, Magnus Hirschfeld. **Nr. 18, Februar 1995:** M. Herzer: „Ungewöhnliche Liebesgeschichten" - Ein früher gelungener Versuch, den Sex mit Kindern zu literarisieren / F.A.Adolf: Ungewöhnliche Liebesgeschichten (Berlin 1906) / A.Zinn: Zur sozialen Konstruktion des homosexuellen Nationalsozialisten / Expertus: Die „Ausrottung" der Homosexuellen im Dritten Reich (Pariser Tageblatt 1.1.1935) **Nr. 19, Juli 1995:** W.v.Rosen: Månens Kuler, zur Geschichte der Schwulen in Dänemark / W.v.Rosen: Antikritik, das Homoerotische ist das Homoerotische ist das Homoerotische / M.Herzer: Stimmen aus dem WhK zum Sex mit Kindern / M.Herzer: Zu einem Brief von S.Freud an M. Hirschfeld vom 2.11.1911 / Buchbesprechungen: Sternweiler, Und alles wegen der Jungs / Geuter, Homosexualität in der deutschen Jugendbewegung / Balser u.a., „Himmel und Hölle." **Nr. 20, November 1995:** M.Herzer u. A.Sternweiler: 100 Jahre Schwulenbewegung / B. Jellonnek: Homosexuelle im Dritten Reich / H. Detering: Falsche Party / M. Herzer: Der Naturforscher und Dichter Carl Bolle / C. Bolle: Suchen und Finden / R. Wolfert: Zum Briefwechsel Hirschfeld-Björnson / M. Herzer: Schwule Sintenis-Schwärmer / H. Siemsen: Brief an R.V.Cafiero, 1943. **Nr. 21, März 1996:** J. Steakley: Film und Zensur in der Weimarer Republik (Der Fall *Anders als die Andern*) / M. Schuster: Zur Erinnerung an Walter Spies / M. Herzer: Antisemitismus und Rechtsradikalismus bei Adolf Brand / Buchbesprechung: Grauvogel, Theodor von Wächter.

EINIGE ÄLTERE HEFTE SIND NOCH BEIM MUSEUMSVEREIN GEGEN EINSENDUNG VON 5 DM PRO STÜCK ERHÄLTLICH.

CAPRI 23

MAI 1997

Zeitschrift für schwule Geschichte

INHALT

»Goodbye to Berlin ? — 100 Jahre Schwulenbewegung« 2

Programm der Vortragsreihe zur Ausstellung 3

Alle Vorträge beginnen um 19 Uhr im »Studio« der Akademie der Künste, Berlin-Tiergarten, Hanseatenweg 10.

Der Eintritt ist frei.

Di 20.5.	Carl Morse/New York : Best of the Best: Gay & Lesbian Poetry in Our Time. VORTRAG IN ENGLISCH MIT ÜBERSETZUNG
Mi 21.5.	Douglas Thurnbaugh/New York: Serge Diaghilev: The Quest For Love VORTRAG IN ENGLISCH MIT ÜBERSETZUNG
Mo 26.5.	Prof. Dr. Rüdiger Lautmann/Bremen: Paradoxien der homosexuellen Identität
Di. 27.5.	Dr. Marita Keilson-Lauritz/NL-Bussum: Das versäumte Jubiläum oder: Die Anfänge der Schwulenbewegung anno 1896
Mi 28.5.	Dr. Harry Oosterhuis/Amsterdam : Richard von Krafft-Ebings Stiefkinder der Natur.
Do 29.5.	Prof. Dr. James Steakley/Madison,USA : Die Freunde des Kaisers. Die Eulenburg-Affäre im Spiegel zeitgenössischer Karikaturen MIT DIAS
Mo 2.6.	Eduard Stapel / Leipzig : Schwule Bürgerrechtsbewegung und Stasi in der DDR
Fr 6.6.	Dr. Martin Dannecker/Frankfurt a.M.: Schleichende Bewegung. Homosexualität in der BRD in den 50er und 60er Jahren
Mo 9.6.	Dr.Günter Grau/Berlin: Ein Leben im Kampf gegen den § 175. Zum Wirken des Dresdener Arztes Rudolf Klimmer
Di 10.6.	Dr. Wolfgang von Wangenheim/Berlin: Der Gott küßt den Hirten. Zu den »Gegenbildern« der Ausstellung. MIT DIAS
Mi 11.6.	Johanna Kamermans/ Berlin : Geschlechtswandel im kulturellen Vergleich
Do 12.6.	Dr. Geertje Mak/Utrecht: Hirschfeld und Transvestitinnen: Weshalb es nie etwas geworden ist zwischen Frauen in Männerkleidung und der Sexualwissenschaft
Di 17.6.	Wilhelm von Rosen/Kopenhagen: Schwule Geschichte Dänemarks VORTRAG IN ENGLISCH MIT ÜBERSETZUNG
Mi 18.6.	Hubert Kennedy/ San Francisco: John Henry Mackay — ein Berliner Original
Fr 20.6.	Harald H. Jepsen / Odense: Stimmen aus dem schwulen Prag 1918-1938
Di 24.6.	Daniel Nicoletta / San Francisco: Harvey Milk — a personal perspective DIA-VORTRAG IN ENGLISCH MIT ÜBERSETZUNG
Mi 25.6.	Prof. Dr. Wolfgang Popp / Siegen: Ein schwuler Engländer im Berlin der frühen dreißiger Jahre: Christopher Isherwood
Fr 27.6.	Dieter Schiefelbein/Frankfurt a.M. : »...ebenso wie die Juden« Versuch ein Missverständnis zu verstehen
Mi 2.7.	Dr. Siegfried Tornow/Berlin : Männerliebe und Männerhass im Werk des rumänischen Dichters Panaît Istrati
Do 3.7.	Arno Schmitt/Berlin : Schwule und islamisches Recht
Fr 4.7.	Lic. phil. J. Edgar Bauer/Kiel: Tertium non datur. Sexuelle Identifikation und Befreiungsgeschichte bei Magnus Hirschfeld
Do 10.7.	Michael Holy/Frankfurt a.M.: Historischer Abriss der Schwulenbewegung in den 70er Jahren in Westdeutschland
Fr. 11.7.	Ina Hartwig/Berlin: Ist Albertine wirklich ein rasierter Mann? Prousts Poetik der Homosexualität
Mi 16.7.	Rainer Hoffschildt / Hannover: Statistik der Verfolgung Homosexueller in der NS-Zeit
Do 17.7.	Prof. Dr. Rob Tielman / Den Haag: Zur Geschichte der niederländischen schwul/lesbischen Bewegung
Fr 18.7.	Prof. Dr. Andreas Meyer-Hanno/Frankfurt a.M.: Im gleichen Tritt die Treppe rauf. Schwule und Schwulsein 1945 bis 1969
Di 22.7.	Prof. Dr. Simon Karlinsky/ Berkeley, CA: Der Streit um Peter Tschaikowskys Leben und Tod
Mi 23.7.	Prof. John De Cecco/ San Francisco: Gerechtigkeit durch Sexologie?VORTRAG IN ENGLISCH MIT ÜBERSETZUNG
Do 24.7.	Prof. Dr. Erwin Haeberle/Berlin & Prof. Dr. Dalin Liu/ VR China : Homosexualität in China
Fr 25.7.	Jonathan Ned Katz/New York: The Invention of Heterosexuality VORTRAG IN ENGLISCH MIT ÜBERSETZUNG
Di 29.7.	Sixt Kapff/Palermo: Erinnerungen an Alfred Kinsey
Do 31.7.	Prof. Dr. Gert Mattenklott / Berlin : Gay Community und Großstadt

Manfred Herzer: In memoriam Günter Maeder 16

Christopher Isherwood: Vier Briefe an Günter Maeder 1952 bis 1974 17

HERAUSGEBER: Schwules Museum, Mehringdamm 61, 10961 Berlin FON 030-694 69 36 FAX 030-693 49 37
REDAKTION: Manfred Herzer, Blücherstr. 61, 10961 Berlin DRUCK: Schwulenreferat des AstA der Freien Universität Berlin

ISSN 1431-8024

Zur Ausstellung »Goodbye to Berlin ? — 100 Jahre Schwulenbewegung«

Nicht um Berlin und auch nicht um Berlins drittes Geschlecht geht es in dieser Ausstellung. Vielmehr werden die Verbindungslinien und Verläufe der wechselseitigen Einflüsse untersucht, die das schwule Berlin mit der übrigen Welt im Verlauf einer oft dramatischen und oft genug tragischen Geschichte verbanden. Zwei Jahreszahlen, 1897 und 1933, markieren Einschnitte, die alles bisher dagewese, radikal verwandelten und Wendepunkte von epochaler Bedeutung markieren. 1897 wurde Berlin mit der Gründung der weltweit ersten einschlägigen Organisation, des Wissenschaftlich-humanitären Komitees, zum Fokus einer sich in den folgenden hundert Jahren global ausbreitenden schwulen Emanzipationsbewegung, und 1933 war mit dem Beginn der Nazidiktatur alles vorbei, soweit es Berlin betraf. Der englische Dichter Christopher Isherwood, der wie viele andere ausländische Schwule nach Berlin gekommen war, weil er hier ein freieres Leben führen konnte als irgendwo sonst, gab seinem Buch, in dem er die Zerstörung dieser Lebensbedingungen durch die Nazis verarbeitete, den bezeichnenden Titel *Goodbye to Berlin*. Er umschreibt in einer poetischen Formel jenen Vorgang der Vertreibung und Auslöschung jedweder, nicht nur der schwulen, Freiheits- und Emanzipationsbestrebungen aus der deutschen Hauptstadt, den Abschied der Freiheitskämpfer (und wiederum nicht nur der schwulen) von ihrem vielleicht utopischen Projekt, die Aufklärung zu vollenden und gerechtere Verhältnisse zu schaffen.

Mit dem Abschied von Berlin war das Projekt Schwulenemanzipation zum Glück nicht aus der Welt. Trotz des Rückschlags, den die Naziherrschaft bedeutete, lebte es weiter, in der Schweiz, in den Niederlanden, in der Tschechoslowakei, in Paris, wo Hirschfeld wenigstens den Versuch unternahm, ein neues Institut für Sexualwissenschaft zu eröffnen. Isherwood, der sich nach einer wildbewegten Odyssee schließlich in Kalifornien niederließ und dort viel später als Greis, seine Eindrücke von 1930 wieder aufgreifend, an der Gay Liberation Movement teilnahm, bewahrte so auf seine Art das alte Berliner Projekt vor dem Scheitern; es hatte eine Unterbrechung gegeben und Ortsveränderungen, der Abschied von Berlin im Jahre 1933 hatte bewirkt, daß dort, wo die Nazis keine Macht hatten, die Idee der Schwulenbefreiung weiterlebte. Das war aber zunächst nur auf kümmerlichem Niveau möglich, und während der Kriegszeit war es eigentlich nur die Schweiz, wo in der Gruppe um Karl Meier und die Zeitschrift *Menschenrecht/Der Kreis* schwule Selbstorganisation und Emanzipationspolitik überdauerten. Nachdem der Hitlerfaschismus besiegt war, gelang es nur noch in bescheidenem Maß, an die Berliner Tradition von vor 1933 anzuknüpfen. Die Rolle Berlins als der avantgardistischen Metropole der Schwulenemanzipation war endgültig ausgespielt, die Richtung der Beeinflussung und Anregung hatte sich nun umgekehrt: Aus dem Ausland, aus der Schweiz, den Niederlanden und zunehmend auch aus den USA mußten die Konzepte einer Schwulenpolitik reimportiert werden, und die ersten Initiativen von jungen Schwulen, die die Nazizeit überlebten hatten, kamen nicht mehr aus Berlin, sondern aus Frankfurt am Main (Hans Giese) und Dresden (Rudolf Klimmer). Gewiß war Berlin in der Zeit des Kalten Krieges keine schwulenpolitische Wüste, manche Impulse gingen schon bald wieder von hier in die Welt. So war der erste Spielfilm, in dem ein schwuler Mann auftritt, der sich gegen seine Verfolgung erfolgreich wehrt (Veidt Harlans *Anders als du und ich* von 1957) ein (West)Berliner Erzeugnis. Als aber Ende der sechziger Jahre zuerst in Ostdeutschland und dann im Westen ein altes Teilziel der Schwulenbewegung, die Reform der betreffenden Strafbestimmungen, verwirklicht wurde, orientierten sich die Gesetzgeber weniger an den inländischen Interessenvertretungen, als an ausländischen Vorbilder (in der BRD Großbritannien, in der DDR die Tschechoslowakei). Daß der Reformimpetus in London und Prag sich mit manchen seiner Wurzeln bis in das Berlin des ersten Jahrhundertdrittels zurückverfolgen läßt, war vermutlich kaum einem der Beteiligten bewußt. Und die neuere Schwulenbewegung, die hierzulande nach 1970 zu neuen Ufern aufbrechen wollte, ist ohne die Vorbilder aus der Hippieszene und der Gay Liberation in New York und San Francisco überhaupt nicht vorstellbar.

Es geht also in *Goodbye to Berlin?* darum, einen mehrfachen Richtungswechsel der Beeinflussung zu verdeutlichen: Bis 1897 war Berlin so etwas wie ein Akkumulator, der die Idee der schwulen Selbstbefreiung und Selbstorganisation, die im 19. Jahrhundert in Europa in der Luft lag, verdichtete, bis sie zur Tat werden konnte, zur Gründung der ersten Schwulenorganisation überhaupt. In den folgenden Jahrzehnten strahlte dieses Berliner Modell auf die übrige Welt aus und wurde, wie wir rückblickend sagen dürfen, die Keimzelle der weltweiten Schwulenbewegung unserer Tage. Die Zerschlagung der Schwulenbewegung durch die Nazis im Jahre 1933 bewirkte die entscheidende Wende; während in Nazideutschland eine Schwulenverfolgung begann, die die Sodomiterverfolgungen der frühen Neuzeit an Grausamkeit und Zahl der Opfer weit übertraf, ging das Projekt der Schwulenemanzipation gewissermaßen aus Berlin ins Exil nach Zürich, Amsterdam, Paris und London und überdauerte

dort die faschistische Epoche in polyzentrischen Existenzformen. *Goodbye to Berlin?* könnte demnach als Metapher für die Bewegungsform des schwulen Emanzipationsgedankens gelten: Von Berlin in die Welt und nach der faschistischen Nacht aus dem Exil zum Ausgangspunkt zurück. Nach der Befreiung, als 1945 wieder an so etwas wie eine homosexuelle Frage gedacht werden konnte, hatte das Emanzipationsstreben eine neue Sprache gefunden: Während die Schwulenromane Jean Genets aus den vierziger Jahren die alte Sklavensprache und das Gerede von asexuellem Freundschaftseros endlich überwanden, versuchte die Nachkriegsschwulenbewegung, den anstößigen Sex hinter dem Konzept der Homophilie zu verbergen. Die Erinnerung an den erzwungenen Abschied und an die gewaltsame Unterbrechung von 1933 mußte natürlich dem Emanzipationskampf seit 1945 ihre Spuren einprägen. Die Forderung nach Freiheit und Gleichheit bewahrte deshalb stets auch die Trauer über die Opfer von damals, und in dem Symbol des rosa Winkels, jenem Stoffdreieck, mit dem die Nazis die Uniformen der schwulen KZ-Häftlinge kennzeichneten, versuchte die neuere Schwulenbewegung das Gedächtnis und die Trauer lebendig zu halten.

Der Gedanke des Abschieds, des *Goodbye to Berlin*, erhält angesichts der entsetzlichen Zahl von Schwulen, die in den letzten fünfzehn Jahren in dieser Stadt an den Folgen der Seuche Aids sterben mußten, eine zusätzliche Dimension.

❋

Kurzinhaltsangaben aller Vorträge der Vortragsreihe

Dienstag, den 20. Mai 1997, 19 Uhr im »Studio« der Akademie der Künste

Carl Morse (New York City)

Best of the Best: Schwule & lesbische Dichtung der Gegenwart

The extraordinary poems written by American lesbians and gay men between 1945 and 1990 have no equal anywhere. Hundreds of poets – Allen Ginsberg, James Baldwin, Tennessee Williams, Essex Hemphill, Thom Gunn, Pat Parker, Audre Lorde, Muriel Rukeyser, Judy Grahn, and Adrienne Rich among them – have led the way in queer trespass, transgression, and transformation for decades. Indeed, their work comprises a powerful »Golden Age«. — Much of this poetry is still censored or coopted by the straight world. As coeditors, Carl Morse and Joan Larkin spent years unearthing, rescuing, and causing these poems to be published together in permanent form in the award-winning anthology *Gay & Lesbian Poetry in Our Time* (St. Martin's Press, New York). — Tonight poet, playwright, and activist Carl Morse will describe the distinct contributions of these lesbian and gay poets to world poetry and to liberation movements everywhere – illustrating his points with prime examples of the best of the best.

VORTRAG IN ENGLISCHER SPRACHE MIT DEUTSCHER ÜBERSETZUNG

❋

Mittwoch, den 21. Mai 1997, 19 Uhr im »Studio« der Akademie der Künste

Douglas Thurnbaugh (New York City)

Serge Diaghilev (1872 - 1929): Die Suche nach Liebe

Serge Diaghilev is the undisputed arbiter of 20th century art: he brought to international fame Chaliapine, Nijinsky, Fokine, Massine, Balanchine, Picasso, Stravinsky, Prokofiev, etc. His name is still the hallmark for aesthetic achievement. — Furthermore, Diaghilev is so uniquely admirable that we may say he is an heroic figure in Gay History: at a time when homosexual behavior was considered

immoral, criminal and insane, Diaghilev exuberantly led an openly gay life. For contrasting example, while Thomas Mann was closeted in agony of guilt over his sexual attraction to a pretty boy in Venice, Diaghilev was in the same hotel unabashedly enjoying his lover Vaslav Nijinsky. — After Diaghilev's death, his character was slandered by Romola Pulsky, Nijinsky's wife, in a biography which also defamed her husband. Calculatedly using homophobia to evade her own guilt in the tragedy, Pulsky invents the easy but monstrous lie that Diaghilev was an evil manipulator who corrupted Nijinsky and drove him insane. This demonization is perpetuated even in gay scholarship and fantasy today. Mr. Turnbaugh's lecture is in answer to that character assassination.

VORTRAG IN ENGLISCHER SPRACHE MIT DEUTSCHER ÜBERSETZUNG

Montag, den 26. Mai 1997, 19 Uhr im »Studio« der Akademie der Künste

Prof. Dr. Rüdiger Lautmann (Hamburg)

Paradoxien der homosexuellen Identität

Mit dem Begriff der Identität ist es so eine Sache: einerseits modisch, andererseits schwer zu packen. Das Identitätskonzept ist, seit es in die Feuilletons und Politikerreden einwanderte, entstellt. Als Bezeichnung für die sexuelle Orientierung des Menschen macht es kaum einen Sinn. Zudem fixiert es mehr, als dem Sexuellen allgemein lieb sein kann. — Wie indessen läßt sich die Fülle der Ereignisse, die vom gleichgeschlechtlichen Begehren seit hundert Jahren hervorgelockt worden sind, auf einen Begriff bringen? Vielleicht leistet dies die Formel von der ›homosexuellen Identität‹. Unsere Subkulturen erstarkten, das Selbstbewußtsein wuchs, politische Forderungen artikulierten sich — all das zielt auf ein besonderes Ich, auf ein spürbares Wir. — Der Kampf um Anerkennung ist voll entbrannt, und er hat Erfolg. Hier liegt, neben dem Feminismus, die bedeutendste Geschlechtsentwicklung der Moderne. Aber viele Paradoxien und Symptome begleiten die sexuelle Rebellion.

Dienstag, den 27. Mai 1997, 19 Uhr im »Studio« der Akademie der Künste

Dr. Marita Keilson-Lauritz (Bussum, Niederlande)

Das versäumte Jubiläum oder: Die Anfänge der Schwulenbewegung anno 1896

Am 1. November 1907, mitten in den Wirren der Eulenburg-Affäre, zitieren die *Monatsberichte des Wissenschaftlich-humanitären Komitees* einen Bericht der *Nationalzeitung*, in dem auf die »wissenschaftlichen Ergebnisse der letzten 10 Jahre« verwiesen wird, »wie sie in den Jahrbüchern für sexuelle Zwischenstufen seit 1896 niedergelegt sind«. Das erste *Jahrbuch* erschien, wie wir alle wissen, 1899. Und das WhK wurde 1897 gegründet, wie es denn ganz richtig in diesem Jahr gefeiert wird. Woher aber kommt auf einmal das Jahr 1896? — Bei den Vorarbeiten zu meiner inzwischen abgeschlossenen Arbeit über die Rolle von Literatur und Literaturkritik in den Anfängen der Schwulenbewegung stieß ich auf eine Reihe von emanzipatorischen Ereignissen des Jahres 1896, die dieses Jahr ebenfalls mit beinahe gleichem Recht jubiläumsreif gemacht haben würden. (Welche Ereignisse das waren, verrate ich erst am 27. Mai. Ein bißchen spannend soll's ja doch sein, oder?)

Mittwoch, den 28. Mai 1997, 19 Uhr im »Studio« der Akademie der Künste

Dr. Harry Oosterhuis (Amsterdam)

Richard von Krafft-Ebings Stiefkinder der Natur. Die Psychiatrie und die Entstehung der modernen sexuellen Identität

Angeregt von Karl Heinrich Ulrichs, hat der damals in Österreich lehrende und forschende Psychiater Richard von Krafft-Ebing seit 1877

das Leben von Schwulen und Lesben erforscht. Die Ergebnisse seiner Untersuchungen bilden den Hauptinhalt seines berühmten Buches *Psychopathia sexualis*, das seit 1886 in immer umfangreicheren Auflagen erschien und in Übersetzungen auf der ganzen Welt verbreitet war. — In dem Vortrag wird die Frage beantwortet, ob eine Theorie der Medikalisierung, der zunehmenden Machtausübung und sozialen Kontrolle von Ärzten über sexuelle Abweichler, speziell über Konträrsexuelle, ausreicht, um das Verhältnis zwischen Krafft-Ebing und seinen Patienten jedweden Geschlechts, zwischen dem Autor der *Psychopathia sexualis* und seiner Leserschaft hinreichend zu beschreiben. — Der Vortrag stützt sich auf eine erste Auswertung des kürzlich in Graz aufgefundenen schriftlichen Krafft-Ebing-Nachlasses, in dem unter anderem zahlreiche Fallgeschichten und autobiografische Berichte von homosexuellen Männern und Frauen enthalten sind.

❋

Donnerstag, den 29. Mai 1997, 19 Uhr im »Studio« der Akademie der Künste

Prof. Dr. James Steakley (Madison, Wisconsin)

Die Freunde des Kaisers. Die Eulenburg-Affäre im Spiegel zeitgenössischer Karikaturen

Zwischen 1907 und 1909 wurde die europäische Öffentlichkeit durch eine Reihe von journalistischen Enthüllungen und Gerichtsverfahren in Atem gehalten, die sich um die angebliche Homosexualität des damaligen Reichskanzlers und zweier Angehöriger des Gefolges von Kaiser Wilhelm II. drehten. Philipp Fürst zu Eulenburg – die zentrale Figur dieses Skandals, der demzufolge als »Eulenburg-Affäre« in die Geschichte eingegangen ist – wurde schließlich vom Kaiserhof vertrieben. Für das wilhelminische Deutschland aber bildete die Eulenburg-Affäre ein Ritual der öffentlichen Verdammung, das sich mit der Bedeutung des Oscar Wilde-Prozesses im Jahre 1895 für das viktorianische England vergleichen läßt. Beide Skandale waren insofern entscheidende Ereignisse, als sie die Entstehung der modernen homosexuellen Identität dramatisch beschleunigten und die öffentliche Unterscheidung zwischen sexueller Normalität und Abnormalität festschrieben. Als der sensationellste Eklat seiner Zeit löste die Eulenburg-Affäre eine beinahe unüberschaubare Flut von Veröffentlichungen aus. Während sich das Drama vor Gericht entfaltete und von den Journalisten sofort in relativ nüchterne Presseberichte umgesetzt wurde, stellten Karikaturisten vor allem die politisch-sensationellen, erotisch-kitzligen oder ins Groteske übertriebenen apokalyptischen Aspekte dieser Affäre das. Aus einer Vielzahl deutscher und ausländischer Witzblätter dieser Jahre wurden für diesen Diavortrag vornehmlich jene Karikaturen ausgesucht, die trotz ihrer oft unbillig vereinfachenden Weise schlaglichtartig Einblicke in die kulturellen Normen wie auch die Ängste der wilhelminischen Gesellschaft gewähren und somit eine aufschlussreiche Grundlage für sozial- und mentalitätsgeschichtliche Analysen bilden.

❋

Montag, den 2. Juni 1997, 19 Uhr im »Studio« der Akademie der Künste

Eduard Stapel (Leipzig)

Schwule Bürgerrechtsbewegung und Stasi in der DDR

Als 1982 in Leipzig einige Initiatoren die kirchliche Schwulen-Arbeit und damit die institutionalisierte Bürgerrechtsbewegung der Schwulen in der DDR begannen, war ihnen selbstverständlich klar, dass das Ministerium für Staatssicherheit nicht gerade freundlich darauf reagieren und sie im Auftrag von Partei(en) und Staat unter die Lupe nehmen würde. Das galt auch für die 21 kirchlichen Arbeitskreise Homosexualität, die nach dem Leipziger noch bis zum Ende der DDR in vielen Städten entstanden. — Unklar war aber immer, welches Ausmaß und welche Wirkung Spitzeltätigkeit und Stasi-Maßnahmen hatten. — Nach der Lektüre eines großen Teils der

MfS-Akten über diese Schwulenbewegung — bisher etwa 40 Bände mit fast 8000 Seiten — können erste Antworten auf diese Frage gegeben werden: eine Übersicht über die Akten und damit über den Umfang der Bemühungen der Stasi; Erkenntnisse über Ziele und Arbeitsweise des MfS in diesem Bereich und über Erfolge und Mißerfolge von MfS und Schwulen-Bürgerrechts-Bewegung in ihrem Kampf gegeneinander. Dabei wird aufgezeigt, wie dem MfS seine »Zersetzungs«-Aktivitäten weitgehend mißlangen, obwohl es rund 200 Inoffizielle MitarbeiterInnen — die meisten davon selbst homosexuell — in die Kirchlichen Arbeitskreise Homosexualität geschickt hatte, und weshalb sich diese Schwulen-Arbeit gegen die Stasi und gegen die Schwulenpolitik der DDR durchsetzen konnte.

✸

Freitag, den 6. Juni 1997, 19 Uhr im »Studio« der Akademie der Künste

Dr. Martin Dannecker (Frankfurt/M.)

Schleichende Bewegung Homosexualität in der BRD in den fünfziger und sechziger Jahren

Grau und konturlos erscheint bis heute das Bild des Homosexuellen der fünfziger und sechziger Jahre. Dabei wurde an ihm sowohl von den Medien, der Sexualwissenschaft, aber auch von dem bis heute eher berüchtigten als begriffenen Film *Anders als Du und ich* von Veit Harlan ununterbrochen herumgepinselt. Aber auch die Schwulen selbst haben an diesem Bild herumgemodelt. Erinnert sei hier nur an die in der Schweiz publizierte Zeitschrift *Der Kreis*, die Mitte der fünfziger Jahre um den halben Erdball zirkulierte. In dem Vortrag soll der Versuch unternommen werden, die Konturen jenes schillernden Bildes des Homosexuellen der Nachkriegszeit nachzuzeichnen. Verbunden ist damit das Interesse eine der Voraussetzungen der Schwulenbewegung der siebziger Jahre, von der sie sich zwar entschlossen absetzte, die sie nolens volens aber antreten mußte, durchsichtig zu machen.

Montag, den 9. Juni 1997, 19 Uhr im »Studio« der Akademie der Künste

Dr. Günter Grau (Berlin)

Ein Leben im Kampf gegen den Paragraphen 175 Zum Wirken des Dresdener Arztes Rudolf Klimmer (1905 – 1977)

Rudolf Klimmer, Nervenarzt in Dresden, Leiter der ersten Sexualberatungsstelle der DDR, Mitglied der SED-Fraktion im ersten Sächsischen Landtag, gehört zu jenen Medizinern, die sich nach dem Zweiten Weltkrieg bis hinein in die sechziger Jahre intensiv darum bemüht haben, in der DDR den § 175 RStGB zu streichen. Seine Bemühungen blieben ohne Erfolg. Die SED ignorierte seine Vorschläge, behinderte ihre öffentliche Diskussion; die Veröffentlichung eines von ihm bereits 1949 abgeschlossenen Manuskriptes »Die homosexuelle Liebe« wurde unterbunden. Von ärztlichen Kollegen in Ost und West erhielt er kaum eine Unterstützung. — Der Vortrag würdigt das Lebenswerk Klimmers, stellt vor, was einem Vertreter der Medizin sowohl in den praktischen, als auch wissenschaftlichen Dimensionen seines beruflichen Wirkens für die Beseitigung der strafrechtlichen Diskriminierung der Homosexuellen in der DDR möglich war, und wo seine Grenzen lagen.

✸

Dienstag, den 10. Juni 1997, 19 Uhr im »Studio« der Akademie der Künste

Dr. Wolfgang von Wangenheim (Berlin)

Der Gott küßt den Hirten. Zu den ›Gegenbildern‹ der Ausstellung

Der griechische Mythos kennt den Typus des Jünglings, welcher früh stirbt, weil ein Gott seine Schönheit an sich zieht. Fünf solcher Geschichten werden in Texten und Abbil-

dungen zitiert und befragt nach ihrer Funktion in der Antike und nach der Art ihrer Restaurierung in der Renaissance. Denn seitdem müssen solche Heiligenlegenden herhalten zur Rechtfertigung schwuler Liebe.

❋

Mittwoch, den 11. Juni 1997, 19 Uhr im »Studio« der Akademie der Künste

Johanna Kamermans (Berlin)

Geschlechtswandel im kulturellen Vergleich

Es wird ein Panorama verschiedenster Geschlechtswandel-Phänomene entrollt, angefangen bei den vorderasiatischen Fruchtbarkeitskulten der Bronzezeit über die damals allgegenwärtige »androgynische Idee des Lebens« in der Antike bis zum Eindeutigkeitsdenken späterer monotheistischer Religionen. Weitere Schwerpunkte bilden die Erörterung des hochentwickelten Berdachen-Systems bei den nordamerikanischen Indianerstämmen sowie ein Aufriss der Hirschfeldschen Ansätze vor hundert Jahren bis zum gesetzlich kanalisierten Transsexualismus unserer Tage. Goodbye to Hirschfeld?

❋

Donnerstag, den 12. Juni 1997, 19 Uhr im »Studio« der Akademie der Künste

Dr. Geertje Mak (Utrecht)

Hirschfeld und die Transvestitinnen: Weshalb es nie etwas geworden ist zwischen Frauen in Männerkleidung und der Sexualwissenschaft

Im Jahre 1910 veröffentlichte Magnus Hirschfeld ein Buch, das noch heute als grundlegend gilt: *Die Transvestiten, eine Untersuchung über den erotischen Verkleidungstrieb*. Obwohl Hirschfeld in seiner Theorie über Männer und Frauen gleichermaßen spricht und obwohl er im historischen Teil seines Buches verschiedene Zeitungsberichte über *passing women* dokumentiert, verrät er öfters implizit, dass er beim Begriff *Transvestit* eigentlich nur Männer im Kopf hatte. Im kasuistischen Teil ist dann auch nur ein Fall einer Frau, Helene N., vertreten. — Ich habe nun entdeckt, daß Hirschfeld 1908 der Frau Katharina Kohnheim begegnete, die in Männerkleidern leben wollte und hoffte, dass Hirschfeld ihr helfen könne, dafür und für das Führen eines männlichen Vornamens eine polizeiliche Erlaubnis zu bekommen. Ich fand diesen Fall im Archiv des Berliner Polizeipräsidiums. Hirschfeld schrieb zusammen mit Ernst Burchard ein Gutachten für die Polizei, das aber, ähnlich wie in zwei weiteren Fällen, die ich untersucht habe, nicht den gewünschten Erfolg brachte. Den Fall Kohnheim schildert Hirschfeld im diagnostisch-kritischen Teil seines Buches als Beispiel für eine transvestitische Homosexuelle. — In meiner Analyse der Frauen, die mit Hirschfeld zu tun hatten, versuche ich zu erklären, warum Transvestitinnen von der Sexualwissenschaft niemals ernst genommen wurden. Hirschfeld glaubte mit seinem neuen Begriff des Transvestiten einen deutlichen Unterschied zwischen homosexuellen und effeminierten Männern schaffen zu können. Die meisten Transvestitinnen waren ausgesprochen lesbisch und konnten deshalb diesen Aspekt der Theorie Hirschfelds nicht bestätigen. Das erklärt, weshalb er in sein Buch als einzige Frau Helene N. aufgenommen hatte, die wenigstens verheiratet war – obwohl sie damit nur wenig Vergnügen erlebt hatte.

❋

Dienstag, den 17. Juni 1997, 19 Uhr im »Studio« der Akademie der Künste

Dr. Wilhelm von Rosen (Kopenhagen)

Die schwule Geschichte Dänemarks: Eine konstruktivistische Interpretation

The development of sodomitical subcultures in the large cities of Central Europa during the

18th century had no influence in provincial Scandinavia in the perifery of Europe. Until the beginning of the 19th century sex between men did not occur in Denmark, or Sweden for that matter. The few known cases are exceptions to the general rule that sodomy between men had no practical and social significance. – The fairy tale author, Hans Christian Andersen's love-affairs with men in the 1830es were asexual and understood in terms of romantic friendship. Around the middle of the 19th century homosexuality came to Denmark. The body of theory was imported from Germany. Soon after Danish homosexuals began to travel to Berlin, on a sort of educational tour in order tp learn what modern homosexuality was all about, and the homosexual subculture of Copenhagen developed. The institutionalization of homosexuality in Danish society was completed soon after the turn of the century when there occured a large scale public scandal.

VORTRAG IN ENGLISCHER SPRACHE MIT DEUTSCHER ÜBERSETZUNG

✵

Mittwoch, den 18. Juni 1997, 19 Uhr im »Studio« der Akademie der Künste

Hubert Kennedy (San Francisco)

John Henry Mackay – ein Berliner Original

In diesem Porträt des schottisch-deutschen Dichters, Anarchisten und Knabenliebhabers werden die vielen Seiten dieses fast vergessenen Schriftstellers skizziert. Mackays Beziehungen zu den verschiedenen Strömungen der frühen Berliner Schwulenbewegung stehen dabei im Vordergrund. Als Lyriker und Propagandist des individualistischen Anarchismus, als Biograph von Max Stirner und Verfechter des Stirnerschen philosophischen Hauptwerks *Der Einzige und sein Eigentum* hat sich Mackay im wilhelminischen Kaiserreich einen Namen gemacht. Seine Freundin, die Frauenrechtlerin Gabriele Reuter, schrieb damals: »Unsern Stirner hatten wir alle gelesen.« — Die Liebesgedichte des Lyrikers Mackay hat unter anderen auch Richard Strauss vertont Er war nicht nur Sänger der von ihm so genannten »namenlosen Liebe«, sondern führte am Anfang unseres Jahrhunderts einen literarischen Kampf für diese Liebe, »die Liebe des Mannes zum Knaben, die Liebe des Knaben zum Mann«. Die heute wie damals gleichermaßen großen Schwierigkeiten dieses Kampfes werden in dem Vortrag ebenfalls berührt. — Es wird versucht, an diesen einzigen und eigenen, zu unrecht vergessenen Mann zu erinnern und Interesse für sein Werk zu wecken.

✵

Freitag, den 20. Juni 1997, 19 Uhr im »Studio« der Akademie der Künste

Harald H. Jepsen (Odense, Dänemark)

Stimmen aus dem schwulen Prag 1918 - 1938

Mein Vortrag ist den organisierten politischen und kulturellen Aktivitäten von Homosexuellen im Goldenen Prag zwischen den Weltkriegen gewidmet. Er ist ein Beitrag zur Entstehungsgeschichte der tschechoslowakischen Homosexuellenbewegung und der Kontakte zur entsprechenden Bewegung in Deutschland. Das *Wissenschaftlich-humanitäre Komitee* und das *Institut für Sexualwissenschaft* in Berlin dienten den ersten schwulen Aktivisten in Prag und Pressburg in mancherlei Hinsicht für ihre Emanzipationsbestrebungen als Vorbild. Besonders Hirschfeld spielte eine große Rolle als Inspirator und Vermittler deutscher Erfahrungen. Ihm vor allem ist es zu verdanken, wenn es an der Karls-Universität in Prag zur Gründung eines Sexologischen Instituts kam (1921, erneut 1934) — das erste Universitätsinstitut seiner Art in Europa. Anfang der zwanziger Jahre gründeten schwule Juristen und Ärzte (hauptsächlich in Prag wohnende Tschechen) ein Wissenschaftlich-humanitäres Komitee, das aber erst 1932 unter dem Namen *Liga für Sexualreform* von den Behörden legalisiert wurde. Organ der Prager Abteilung der Weltliga für Sexualreform wurde die 1931 gegründete zweiwöchentliche Zeitschrift

Hlas sexuální menšiny (Die Stimme einer sexuellen Minderheit). In dieser ersten homosexuellen Zeitschrift in der slawischen Welt wurde der Kampf gegen den »österreichischen« Sodomieparagraphen 129b und seine slowaksiche Parallele auf Tschechisch und Slowakisch geführt. Die deutschen Emigranten in Prag wie Kurt Hiller u.a. leisteten nach 1934 regelmäßige Beiträge zur deutschen Beilage. Außerdem registrierte *Hlas* bis zum Schluss, als sie im September 1938 zum letzten Mal erschien, die vielfältigen kulturellen Aktivitäten für und von Schwulen und Lesben in der böhmischen Metropole. Ein *Freundschaftsverband* veranstaltete Kostümbälle, Dichterlesungen und ähnliche Geselligkeiten.

Dienstag, den 24. Juni 1997, 19 Uhr im »Studio« der Akademie der Künste

Daniel Nicoletta (San Francisco)

Harvey Milk — Persönliche Erinnerungen

Photographer Daniel Nicoletta moved to San Francisco at the age of 19 in 1974 during the height of the gay migration to Castro Street. Soon after his arrival, Harvey Milk hired him to assist at his shop, Castro Camera. Milk was launching his second election campaign for city Supervisor out of the Camera Store and had already gained a local reputation as »The Major Of Castro Street« due to his involvement in gay community organizing and his visibility from an earlier unsuccessful run for public office. — Nicoletta's friendship with Milk gave way to an insider's documentation of the early years of Milk's life and political career including his election to the Board of Supervisors as the first openly gay politician in California. Nicoletta also continued to trace the reverberations of Harvey's life after Milk and the mayor of San Francisco, George Moscone were assassinated by a homophobic colleague in 1978. — Daniel Nicoletta has continued to work as a photographer of the gay, lesbian and transgender journey in San Francisco for the past 22 years. While he has frequently provided materials to various projects about Harvey Milk, this talk marks the first public presentation of his archive of Milk related photographs as a personal focal point for understanding the gay movement in San Francisco from 1974 to the present.

VORTRAG IN ENGLISCHER SPRACHE MIT DEUTSCHER ÜBERSETZUNG

Mittwoch, den 25. Juni 1997, 19 Uhr im »Studio« der Akademie der Künste

Prof. Dr. Wolfgang Popp (Siegen)

Ein schwuler Engländer im Berlin der frühen dreißiger Jahre: Christopher Isherwood

Cabaret, ein »Kultfilm« der siebziger Jahre, hat hinter dem Glanz der Hauptdarstellerin Liza Minelli den Autor des Film-Plots fast verschwinden lassen: Christopher Isherwood. In seinem 1939 erstmals veröffentlichten Roman *Goodbye to Berlin* schildert er seine Erfahrungen und Erlebnisse als junger Englischlehrer im Berlin der Jahre 1929 bis 1933, – aus denen dann die Handlungselemente des Films stammen. Aber Isherwoods Roman erzählt mehr als die effektvollen Liebesabenteuer der Sally Bowles des Films: Er schildert die sozialen Verhältnisse in Berliner Mietshäusern, die Arrangements und Spannungen, unter denen Prostitution, homosexuelle Promiskuität und allerhand Kleinkriminalität realisiert werden konnten, die Klassengegensätze zwischen vornehmen jüdischen Großbürgerhäusern und den proletarischen Arbeiter- und Arbeitslosenmilieus, die politischen Auseinandersetzungen zwischen Kommunisten, Konservativen und Nationalsozialisten. Über 40 Jahre später, 1976, kommt der dann 78-jährige Autor noch einmal auf seine Berliner Zeit zurück: In seiner Autobiographie *Christopher und die Seinen* (die erst 1992 in deutscher Übersetzung erschien), beleuchtet er die im Roman geschilderten Erlebnisse erneut und bringt die fiktionalen Verschleierungen und Harmonisierungen auf den realen Nenner seines schwulen Begehrens und Blicks jener Zeit. Der alt gewordene Autor liefert die Schilderung der

schwulen Szenerien nach, in denen sich der junge bewegt hat: das skurrile Leben im Hirschfeld-Institut bis zur Plünderung durch die Nazis, die schwulen Bars und ihre »Puppenjungen« in der Friedrichstraße und auf dem Kudamm, den anhaltenden Widerstand des schwulen jüdischen Kaufhausmanagers Wilfrid Israel, usw. Und er schildert die spannungsreichen Beziehungen zu anderen englischen Schriftstellern wie W.H. Auden, Stephen Spender, Edward Upward, John Lehman, E.M. Forster ...

✸

Freitag, den 27. Juni 1997, 19 Uhr im »Studio« der Akademie der Künste

Dieter Schiefelbein (Frankfurt/M.)

» ... ebenso wie die Juden ... « Versuch, ein Missverständnis zu verstehen

Das Buch *Die Männer mit dem rosa Winkel* von Heinz Heger erschien 1972. Es war, 27 Jahre nach dem Ende des »3. Reiches«, das erste Buch eines Homosexuellen über seine Haft in nationalsozialistischen Konzentrationslagern und es sollte das einzige bleiben. Heger entwirft in seinem Buch ein Bild der Homosexuellenverfolgung, das sie der systematischen Verfolgung der Juden bis zur »Endlösung« gleichsetzt. Dieses Bild ist auch in weiten Kreisen der Schwulenbewegung viele Jahre herumgereicht worden. Seit den Veröffentlichungen von Lautmann, Stümke, Plant und Jellonnek wissen wir, dass dieses Bild nicht stimmt. In meinem Vortrag versuche ich zu zeigen, wie dieses Bild seit Kogons Buch *Der SS-Staat* (1946) von Homosexuellen missverständlich zusammengesetzt wurde und versuche Gründe zu benennen, die dieses Missverständnis gefördert haben. Das Bild, das Heger entwirft, hat also eine lange Vorgeschichte. Er verlieh ihm eine nachdrückliche Glaubwürdigkeit, als er es mit dem Bericht über seine KZ-Haft verband, der durch dieses Bild wiederum als authentisches Zeugnis eines der ganz wenigen überlebenden Opfer der Homosexuellenverfolgung erschien. Ich lese und verstehe Hegers Buch als Schlussstück der Überlieferung der Homosexuellenverfolgung, wie sie sich seit den späten vierziger Jahren bis 1969 gebildet hatte, eine missverständliche und missverstandene Überlieferung.

✸

Mittwoch, den 2. Juli 1997, 19 Uhr im »Studio« der Akademie der Künste

Dr. Siegfried Tornow (Berlin)

Männerliebe und Männerhass im Werk Panaït Istratis

Der hundertjährige Kampf um Gleichberechtigung und Menschenwürde auch für Schwule und Lesben hat in Westeuropa und Nordamerika schönste Erfolge gezeitigt; in anderen Weltgegenden wie in Südosteuropa muß er überhaupt erst begonnen werden. Während der Emanzipationskampf international geführt wird, seinem Wesen nach aber westeuropäisch ist, ist die Unterdrückung national oder regional. Rumänien, das in seiner Geschichte nie sonderlich auffiel, steht mit einem Male im Zentrum unserer Aufmerksamkeit, weil es als letztes Land Europas einvernehmliche Homosexualität nicht nur bestraft, sondern die kommunistischen Gesetze unter Berufung auf die »orthodoxen Traditionen des rumänischen Volkes« noch verschärft. — Für andere, demokratische Traditionen Rumäniens steht der Schriftsteller Panaït Istrati, Freund Romain Rollands und Nikos Kazantzakis', in dessen umfangreichem Werk die Männerfreundschaft eine zentrale Rolle spielt. Besonders der Roman *Michail* wurde bei seinem Erscheinen in Deutschland 1931 als »Geschenk der homoerotischen Literatur« begrüßt. Die Zuordnung hätte der Autor, dem vor der Homosexualität »graute«, entrüstet von sich gewiesen. Gegenstand des Vortrags ist dieses Missverständnis und das komplizierte Verhältnis von Männerliebe und Homophobie in Istratis Werk.

✸

Donnerstag, den 3. Juli 1997, 19 Uhr im »Studio« der Akademie der Künste

Arno Schmitt (Berlin)

Schwule und islamisches Recht

Im Islam (Religion und Recht) gibt es keine Menschenrechte. Der Islam (Religion und Recht) verbietet Arschficken von Jungs und Männern eindeutig. Soweit der Islam auf Gottes und des Propheten geoffenbartem Wort fußt, ist er unabänderlich. Hierunter fällt das Verbot von Arschficken von Jungs und Männern. Schwulen in muslimischen Ländern bleibt deshalb vernünftigerweise nur der Kampf für Säkularisierung (Trennung von Moschee und Staat). Schwule, die statt dessen eine Reform des Islam versuchen, sind dumm oder Masochisten.

❋

Freitag, den 4. Juli 1997, 19 Uhr im »Studio« der Akademie der Künste

Lic. phil. J. Edgar Bauer (Kiel)

Tertium non datur. Sexuelle Identifikation und Befreiungsgeschichte bei Magnus Hirschfeld

Vor dem Hintergrund von Max Stirners philosophischer Radikalisierung der Individualitäts-Problematik wird der Versuch unternommen, Magnus Hirschfelds argumentative Strategien zur Auflösung des sexuellen Dimorphismus, der die abendländische Anthropologie seit den ›Anfangs‹-Berichten der Offenbarungstexte prägt, kritisch zu würdigen. Dass Hirschfeld im Zuge der Aufhebung der vollständigen Disjunktion von Mann und Frau ständig auf die Begrifflichkeit des »dritten Geschlechts« rekurriert, ist angesichts seiner eigenen Theorie der »Geschlechtsübergänge« deswegen problematisch, weil diese sich als die biologische Verankerung einer emanzipatorischen Haltung versteht, welche zur Aufdeckung und Verwerfung der prinzipiell unvermeidbaren Zwänge in den begrifflichen Subsumtionen von sexuierten Individuen führt. Von daher markiert der Kern von Hirschfelds Reflexion auf das Geschlechtliche das epochale Ende desjenigen Menschen, der sich unter Rekurs auf die unscharfe und realitätsentstellende Kategorialität von Mann, Frau und Zwitter zu begreifen sucht. Hirschfelds Forschungsprogrammatik der sexuellen Zwischenstufen ist ein Angriff auf die bequemen Reduktionen des Begriffes im Namen einer denkerischen Anstrengung, die von der Leidenschaft des Differenten getragen wird und die einen Verwirklichungshorizont eröffnet, in dem jeder »Anders als die Andern« werden kann.

❋

Donnerstag, den 10. Juli 1997, 19 Uhr im »Studio« der Akademie der Künste

Michael Holy (Frankfurt/M.)

Historischer Abriss der Schwulenbewegung in den siebziger Jahren

Die Studentenbewegung (1967-69) und die nach mehr als zwanzigjährigem Widerstand der Konservativen im Herbst 1969 endlich verkündete Reform des Paragraphen 175 waren die gesellschaftlichen Voraussetzungen für den Beginn einer neuen Homosexuellenbewegung in Westdeutschland. Ihr breit gestreutes politisches Spektrum spiegelte die damalige Spaltung der Öffentlichkeit in bürgerlich-parlamentarisch orientierte Gruppen und Verbände und die außerparlamentarische Opposition wider. Das Ausbleiben offener Repression gegenüber den sichtbarer werdenden Homosexuellen wuchs sich – nicht zuletzt vor dem Hintergrund der politischen Krise der Neuen Linken ab 1973/74 – zur ersten großen Legitimationskrise der noch jungen Bewegung aus. Folge war ein Paradigmenwechsel von der anfänglich elitären Vorherrschaft der »Radikalen« hin zu einer durch den Gleichberechtigungsgedanken forcierten Vielfalt homosexueller Gruppen. Das Auftreten von Aids Anfang 1983 lähmte die Schwulenbewegung nicht nur in der Bundesrepublik. Erst im Verbund mit dem nicht ganz vergessenen Erbe des radikalen Gestus der frühen Jahre konnten

die in den Auseinandersetzungen mit Institutionen gesammelten Erfahrungen in eine wirksame Aids-Politik umgesetzt werden. Diese trug den »Schwulen« jene breite Anerkennung als sozial verantwortungsvoller Gruppe ein, die sie durch eine auf die Durchsetzung von Bürgerrechten beschränkten Kampf wohl nicht errungen hätten.

Freitag, den 11. Juli 1997, 19 Uhr im »Studio« der Akademie der Künste

Ina Hartwig (Berlin)

Ist Albertine wirklich ein rasierter Mann? Prousts Poetik der Homosexualität

Ob Albertine, jene burschikose Fahrradfahrerin am Strand von Balbec, einen maskierten Jungen abgibt — die Frage bewegt die Herzen der Proustleser bis heute. Warum aber sollte sie *kein* Mädchen sein? Ganz einfach: weil ihr Erfinder Marcel Proust, wenn auch kein glücklicher Schwuler im heutigen Sinn, so doch eindeutig homosexuell war. Für Prousts Ich-Erzähler steht allerdings fest: Albertine ist lesbisch. Georges Bataille nahm ihm das wiederum nicht ab: Prousts geliebter Chauffeur Alfred Agostinelli — der gemeinhin als Albertines Vorbild gilt — taufte er kurzerhand in einen Albert um. Ein schöner Lapsus, der vor allem eines zeigt: daß dessen Lektüre Prousts von einer einseitigen Homosexualisierung des Werks bestimmt ist. Und: daß Proust in *Auf der Suche nach der verlorenen Zeit* seine eigene Homosexualität versteckt habe. Genau an diesen beiden Deutungen meldet der Vortrag Zweifel an. Statt wie üblich nach einer angeblich kaschierten männlichen Homosexualität zu fahnden, wird verraten, welche überraschenden und raffinierten Funken Proust gerade aus der *Unterscheidung* zwischen männlicher und weiblicher Homosexualität zu schlagen in der Lage war.

Mittwoch, den 16. Juli 1997, 19 Uhr im »Studio« der Akademie der Künste

Rainer Hoffschildt (Hannover)

Statistik der Verfolgung Homosexueller in der NS-Zeit

Schon häufig wurde der Versuch unternommen, das Ausmaß der Verfolgung männlicher Homosexueller in der NS-Zeit auch quantitativ zu ermitteln. Dabei führten ideologische Einflüsse der Schwulenbewegung am Anfang der siebziger Jahre manchmal zu überhöhten Schätzungen, die die Opferrolle der Homosexuellen betonen sollten. — Problematisch ist, dass Statistiken zur Verfolgung Homosexueller in der NS-Zeit durch Justiz und Polizei nur bruchstückhaft überliefert sind und teilweise vernichtet wurden. Die Kriegsjahre sind besonders dürftig dokumentiert, zuletzt fielen Datenerhebungen ganz weg. — In dem Vortrag werden vor allem Verurteiltenzahlen nach § 175 und die Zahl der Rosa-Winkel-Häftlinge in den Konzentrationslagern diskutiert. Es wird versucht, zahlreiche noch unveröffentlichte Quellen zur Rekonstruktion eines Gesamtbildes zu nutzen, so weit das jetzt möglich ist. — Eine bisher vernachlässigte Größe bildet der Anteil der Vorbestraften an der Verurteiltenzahl, was zu überhöhten Schätzungen führte. — Das Schicksal und die Anzahl homosexueller Häftlinge in den KZs wird ebenfalls aufgrund neuer Dokumente diskutiert.

Donnerstag, den 17. Juli 1997, 19 Uhr im »Studio« der Akademie der Künste

Prof. Dr. Rob Tielman (Vianen, Niederlande)

Zur Geschichte der niederländischen schwul/lesbischen Bewegung

Die niederländische »Homobeweging« ist die älteste kontinuierlich existierende schwul/lesbische Bewegung auf der Welt. Sie wurde 1911 nach dem Beispiel des deutschen Wis-

senschaftlich-humanitären Komitees von dem adeligen Juristen Jacob Schorer als *Nederlandsch Wetenschappelijk-Humanitair Kommittee* gegründet. — Von Anfang an war das Emanzipationsdenken in der niederländischen Bewegung mehr von der Kategorie der Menschenrechte geprägt und weniger als in Deutschland biologisch/medizinisch orientiert. Seit der Gründung gab es kontinuierlich eine Zusammenarbeit zwischen Männern und Frauen. Der Einfluß des NWHK war dank der sogenannten Schlüsselfigurenpolitik relativ groß. — Nach der Besatzung von 1940 bis 1945 arbeitete das NWHK als COC weiter als die vergleichsweise umfangreichste und erfolgreichste schwul/lesbische Bewegung der Welt. Der Vortrag beantwortet die Frage, wie das möglich war und was andere schwul/lesbische Bewegungen davon lernen können.

✸

Freitag, den 18. Juli 1997, 19 Uhr im »Studio« der Akademie der Künste

Prof. Dr. Andreas Meyer-Hanno (Frankfurt/M.)

Im gleichen Tritt die Treppe rauf Schwule und Schwulsein in der bleiernen Zeit 1945-1969

Unter älteren Schwulen gibt es häufig verklärende Erinnerungen an die »Vorseptember«-Zeit, die Jahre vor der partiellen Liberalisierung des Paragraphen 175 im September 1969. Wie solidarisch man doch damals war, wie ausgelassen, wieviel da noch allenthalben »los« war! Dieser Mythenbildung entgegenzuarbeiten und Lebens- und Liebesbeziehungen von Schwulen im Muff und Mief der restaurativen fünfziger und sechziger Jahre aus eigener Erfahrung darzustellen, nimmt sich einer vor, der's miterlebt hat.

✸

Dienstag, den 22. Juli 1997, 19 Uhr im »Studio« der Akademie der Künste

Prof. Dr. Simon Karlinsky (Berkeley, California)

Der Streit um Peter Tschaikowskys Leben und Tod

Als Peter Tschaikowsky am 25. Oktober 1893 an Cholera starb, war das einer der am besten dokumentierten Todesfälle der Geschichte. Tschaikowsky wurde von einigen der berühmtesten Ärzte Rußlands betreut und zwei seiner vier Brüder waren in seinen letzten Tagen bei ihm. Dennoch kamen sofort nach seinem Tod Gerüchte auf, dass nicht alles mit rechten Dingen zugegangen sei. Diese Gerüchte wurden genährt, als man bei einem Gedenkkonzert seine 6. Sinfonie aufführte und die Zuhörer aus dieser Sinfonie des Komponisten Abschied vom Leben sowie die tragischen Empfindungen seiner homosexuellen Existenz herauszuhören meinten. — Am Anfang des 20. Jahrhunderts lauteten die Gerüchte dahingehend, dass der Komponist vergiftet worden sei oder sich auf Befehl des Zaren oder aus Furcht vor einem homosexuellen Skandal selbst vergiftet habe. — Viele der Tschaikowsky-Biografen gingen von der Annahme aus, dass die Lebensbedingungen der russischen Schwulen im 19. Jahrhundert ähnlich waren wie die in England zur Zeit der Queen Victoria oder in Rußland unter Stalin. Tatsächlich war die allgemeine Einstellung zu dieser Frage in der Regierungszeit des Zaren Alexander III. viel toleranter und permissiver als die Biografen glaubten. So kam es, dass amerikanische und englische Musikologen immer wieder behaupteten, Tschaikowsky habe in ständiger Angst vor Bestrafung und Erpressung gelebt und diese Gefühle in seiner Musik reflektiert. — Das wirklich dunkle Zeitalter der Tschaikowsky-Forschung im englischen Sprachraum begann in den siebziger Jahren unseres Jahrhunderts, als in England die Biografien von Edward Garden und David Brown erschienen, die beide von einer grob homophoben Tendenz gefärbt waren. Diese Autoren wurden von der ehemals sowjetischen Musikologin Alexandra Orlova unterstützt, die 1979 in den Westen emigriert war und durch die Wiederholung der alten, längst widerlegten Gerüchte über den

Selbstmord des Komponisten bekannt wurde — ohne auch nur den Hauch eines Beweises beibringen zu können. Die Selbstmord-aus-Verzweiflung-Legende wurde zuletzt 1996 in dem Buch von Anthony Holden erneuert, der sich im übrigen als Spezialist für die Erforschung des Lebens von Prinz Charles und Sir Laurence Olivier einen Namen gemacht hatte. Wie Orlova und Brown ist auch Holden homophob. — Es gibt jedoch zwei Bücher eines wirklichen Historikers, Alexander Poznansky, 1991 und 1996 erschienen, die nicht mit Klatsch und Gerüchten, sondern mit historischen Tatsachen argumentieren. Autoren, die weiterhin an der diskreditierten Selbstmord-aus-Verzweiflung-Legende festhalten, erscheinen jetzt als von ihrer Abneigung gegen Homosexualität motiviert und weniger von der Suche nach der historischen Wahrheit.

❋

Mittwoch, den 23. Juli 1997, 19 Uhr im »Studio« der Akademie der Künste

Prof. Dr. John De Cecco (San Francisco)

Kann die Sexologie zur Gerechtigkeit für Schwule und Lesben beitragen?

The lecture pursues the idea that the rules of sexual conduct are political inventions although they often parade under scientific labels such as normal and natural. This is partly a criticism of Hirschfeld's credo of justice through knowledge, although credit is given to Hirschfeld's political acumen to found and lead a political movement to accompany his Enlightenment belief in progress through knowledge and reason.

VORTRAG IN ENGLISCHER SPRACHE MIT DEUTSCHER ÜBERSETZUNG

❋

Donnerstag, den 24. Juli 1997, 19 Uhr im »Studio« der Akademie der Künste

Prof. Dr. Erwin Haeberle (Berlin) / Prof. Dalin Liu (Shanghai)

Homosexualität im alten China / Homosexuality in Modern China

Der erste, kürzere Vortrag von Prof. Haeberle nennt historische Beispiele für die chinesische Einstellung zur Homosexualität von der frühen Kaiserzeit bis zur Republik der zwanziger und dreißiger Jahre (Hirschfelds Besuch in China). Es werden auch Dias von einigen seltenen Malereien aus der Ming Dynastie gezeigt.

The second lecture by Prof. Liu reports some unpublished findings from the latest research on homosexual behavior in contemporary China.

VORTRAG TEILWEISE IN ENGLISCHER SPRACHE MIT DEUTSCHER ÜBERSETZUNG

❋

Freitag, den 25. Juli 1997, 19 Uhr im »Studio« der Akademie der Künste

Jonathan Ned Katz (New York City)

Die Erfindung der Heterosexualität

This lecture focuses on the history and implications of the word heterosexual, and its changing definitions, as they originated in Germany and migrated to the U. S. through translations of Krafft-Ebing and Freud. It traces the heterosexual term and idea as they entered twentieth century American popular culture, where they helped to support a historically specific system of domination that upheld heterosexuals and subordinated homosexuals. The lecture raises questions about the ontological status of heterosexuality: what kinds of things are they assumed to be? And it considers the political and social impact of those assumptions and the value of questioning them.

(Dies ist gleichzeitig der Eröffnungsvortrag der VI. Internationalen Berliner Konferenz für Sexualwissenschaft, die am 26. und 27. Juli im Senatssaal der Humboldt-Universität fortgesetzt wird.)

VORTRAG IN ENGLISCHER SPRACHE MIT DEUTSCHER ÜBERSETZUNG

Dienstag, den 29. Juli 1997, 19 Uhr im »Studio« der Akademie der Künste

Sixt Kapff (Palermo)

Erinnerungen an Alfred Kinsey

Sixt Kapff lebt heute als 83-jähriger auf Sizilien. Er schreibt: »Mein Hobby war immer schon SEX, und 1951 nahm ich Kontakt mit Kinsey auf. Das führte zu einer persönlichen Freundschaft bis zu seinem Tod.« Als Kinsey 1955 eine Studienreise durch Europa unternahm, war Sixt Kapff für ihn der Fremdenführer durch die schwulen Subkulturen Italiens und Dänemarks. 1983 erschien in der Schwulenzeitschrift *New York Native* eine Artikelserie von Martin Duberman über die Freundschaft zwischen Kapff und Kinsey, wobei Duberman erstmals die mehrere hundert Briefe umfassende Korrespondenz der beiden Männer auswertete. Sixt Kapff wird über das merkwürdige Freundschafts- und Arbeitsverhältnis zwischen dem heterosexuellen Sexologen und dem homosexuellen erfolgreichen Geschäftsmann, der damals noch auf die Wahrung seiner Anonymität bedacht sein mußte, aus der Erinnerung erzählen.

Donnerstag, den 31. Juli 1997, 19 Uhr im »Studio« der Akademie der Künste

Prof. Dr. Gert Mattenklott (Berlin)

Gay Community und Großstadt

Große Städte sind weniger übersichtlich als kleine. Sie bieten deshalb Abweichlern aller Art auch größere Sicherheit. Dazu kommen bessere Chancen für befriedigende Wohn-, Arbeits- und allgemeine Lebensverhältnisse. Seit je suchten deshalb auch die sexuellen Minderheiten in der Stadtluft nach mehr Freiheit. Die Städte kamen und kommen diesem Wunsch nicht überall und bedingungslos entgegen. — Der Aufstieg der modernen Stadtkultur ist in der europäischen Geschichte an das Bürgertum gebunden. Je traditionsbewusster dieses Stadtbürgertum ist, desto argwöhnischer wacht es über die Konventionen seiner Gesellschaft. — In London standen noch Anfang der siebziger Jahre die Namen der gentlemen in der Morgenzeitung, die letzte Nacht wegen indecent behaviour in einer Bar sistiert worden waren. — Die Chancen der gay community Berlins — wie die Chancen, die Berlin bei den Schwulen hat — liegen in der gesellschaftlichen Eigenschaftslosigkeit dieser Stadt und entsprechend geringen Ansprüchen an konventionelles Verhalten. Die Qualitäten der Weltstädte von morgen: International und multiethnisch, mit Neigung zur ideologischen Neutralisierung; klassenlos und mobil, bei hoher sozialer Verdichtung; konsumfreudig, opportunistisch und so spaßig wie möglich, prägen heute schon — im Guten wie im Bösen — die gay community.

In memoriam Günter Maeder
(* 13.2.1905 in Berlin †3.1.1993 in Berlin)
mit einer Beilage: Vier Briefe von Christopher Isherwood an Günter Maeder

Günter Maeder war einer der wenigen Männer, die aus eigenem Erleben Auskünfte über Magnus Hirschfeld und die Berliner Schwulenbewegung vor dem Beginn der Naziherrschaft geben konnten. Er tat dies in zahlreichen Gesprächen, die ich in den achtziger Jahren mit ihm, mit seiner Gattin Norma, mit seinem Sohn Manuel, sowie mit Erhart Löhnberg, seinem Freund seit der Hirschfeld-Zeit führen konnte. Die zunehmende Sprech- und Bewegungsbehinderung infolge seiner Erkrankung an multipler Sklerose erschwerte die Verständigung mit ihm so stark, dass meine Besuche bei ihm immer seltener wurden und schließlich ganz aufhörten. Während der Recherchen für die Ausstellung *Goodbye to Berlin?* erfuhr ich jetzt eher zufällig von seiner Witwe, dass er bereits vor mehr als vier Jahren verstorben war und dass er noch — als letzten tragischen Schicksalsschlag — wenige Monate vorher den Tod seines geliebten Sohnes Manuel an den Folgen von Aids erleben musste.

Norma Maeder, die er 1944 in Mailand, als er dort Besatzungssoldat der Naziwehrmacht war, kennengelernt und 1950 in Berlin geheiratet hatte, verdanke ich nicht nur interessante Mitteilungen zum Leben ihres verstorbenen Gatten, sie stellte mir auch mehrere Fotografien und die im Folgenden wiedergegebenen vier Briefe Isherwoods, sowie ein elfseitiges autobiografisches Typoskript mit dem Titel *Bruchstücke* zur Verfügung, das Günter Maeder kurz vor seinem Tod verfasst hatte. Aus all dem ergibt sich ungefähr folgendes Bild:

Günter Maeder stammt aus kleinbürgerlichen Berliner Verhältnissen. Auf der Volksschule, die er im Bezirk Wedding besuchte, befreundete er sich mit seinem Mitschüler Karl Giese, dem späteren Lebenspartner Magnus Hirschfelds. Nachdem sie sich mehrere Jahre aus den Augen verloren hatten, trafen sich Maeder und Giese etwa 1926 zufällig wieder. Ein Jahr später erhielt Maeder durch Gieses Vermittlung eine nicht näher beschriebene feste Anstellung im Institut für Sexualwissenschaft. Maeder schreibt: **»Ab 1927 übernahm ich also meine Tätigkeit als 2. Sekretär am Institut für Sexualwissenschaft. Eine geregelte Arbeitszeit hatten wir nie. Morgens mußte ich meistens Dr. Magnus Hirschfeld 1-2 Stunden auf Spaziergängen durch den Tiergarten begleiten. Der Umgang mit einem solchen Mann bereicherte mich ungemein. Nachmittags half ich bei den Sprechstunden, wo ich z.T. mein eigenes Gebiet hatte. Abends hatten wir, Giese u. ich, abwechselnd manchmal Vorträge, Sekretariatsarbeiten, die oft bis in die Nachtstunden gingen, oder auch garnichts zu tun. Giese und ich durften als einzige ›Papa‹ zu ihm sagen — sonst natürlich Herr Sanitätsrat.«**

Es gab einen Punkt in Günter Maeders Lebenserinnerungen, bei dem er sich hartnäckig und dauerhaft gegen alle gesicherten Erkenntnisse der Forschung stellte, ohne jedoch andere Beweise als die Erinnerung für seine Version beibringen zu können. Beispielsweise die Zerstörung des Instituts für Sexualwissenschaft 1933: In zahlreichen Briefen und Gesprächen gab er folgende Schilderung der Ereignisse, die vor allem im Tag der Institutsplünderung von dem belegbaren Datum 6. Mai 1933 abweicht und hier aus Maeders *Bruchstücken*, Seite 4 f. zitiert wird:

»Am Tage nach der Machtübernahme Hitlers, also am 31. Januar 1933 wunderten Karl Giese und ich uns, daß niemand vom Personal erschienen war. Giese hatte eine Verabredung, ich [war] also allein im Hause Gegen 11 Uhr marschierte eine Hundertschaft von S.-A.-Leuten unter Führung eines gewissen Gutjahr vor dem Haus auf. Ich ahnte nichts Gutes. Diese S.-A.-Leute stürmten dann das Haus. Sie zerstörten zunächst die Arbeitsräume Dr. Hirschfelds, vernichteten alles, wertvolle und unersetzbare Kunstgegenstände wurden zerstört. Bilder aus den Rahmen geschnitten, Instrumentenschränke wurden zerschlagen usw. Dann kam das Archiv und die Bibliothek an die Reihe. Da ich nicht immer die Schlüssel zur Hand hatte, wurden die Glasscheiben der Türen mit Schrubbern zerschlagen, und die vielen, wirklich einmaligen und unersetzlichen Stücke geraubt. Die SA.-Männer bildeten dann eine Kette und brachten so die geraubten Stücke, auch zehntausende Bücher in einen Lastwagen. Dann kam ich selbst an die Reihe. Erst wurde ich geschlagen, ins [Nachbarhaus] In den Zelten 10 gebracht und auf ein Bett einer unbenutzten Wohnung gefesselt. Mein Freund Karl Giese, der mich überall suchte, befreite mich dann. Gleich darauf fuhr er nach [Frankreich], wo er mit Dr. Hirschfeld zusammentraf. Als ich selbst das Haus verlassen wollte, war es zugesperrt, versiegelt und von einem Polizisten bewacht. So war ich im Hause fast einen Monat gefangen. Da das Telefon nicht gesperrt war, konnte ich meine Stiefmutter benachrichtigen, die mich mit Ver-

pflegung versorgte. Die Häuser Beethovenstr. 2 und In den Zelten 10 bilden eine umfangreiche Ecke. Der Polizist pendelte hin und her und beeilte sich nicht sonderlich. Meine Stiefmutter wartete an der gegenüberliegenden Ecke u. wenn die Luft rein war, reichte sie mir die Verpflegung durch ein Parterrefenster. Ende Februar erschienen 2 Gestapobeamte mit unserem früheren Bibliothekar, der uns schon immer naziverdächtig war. Diese waren erstaunt noch jemanden im Hause vorzufinden. Nach kurzer Vernehmung wurde ich aufgefordert, das Haus binnen einer halben Stunde zu verlassen. Meine Habe und Möbel mußte ich zurücklassen. Endlich war ich frei — aber wie? Nachdem ich mehrere Haussuchungen über mich ergehen lassen mußte, und einmal in die Prinz Albrechtstr. bestellt war, wurde mir die Lage zu brenzlich. Ich emigrierte am sogenannten Tage von Potsdam am 21.3.33. Zunächst fuhr ich in die Schweiz bei Zürich, dann nach Paris, wo ich Dr. Magnus Hirschfeld wieder traf.«

Spätestens im Januar 1934 war Maeder wieder in Berlin, da Hirschfeld und Giese mit Datum vom 10.1.34 aus Nizza einen noch erhaltenen Brief an ihn schickten. Hirschfeld dankt ihm darin »für die tätige Hilfe [...] die Sie uns bei den vielen trüben Dingen im letzten Jahr durch Ihre Freundschaft geleistet haben.« Über die folgenden Jahre in Maeders Leben ist nur bekannt, dass er etwa 1939 heiratete und gleich darauf zum Kriegsdienst eingezogen wurde. Ende 1943 erreichte ihm die Nachricht, dass seine Wohnung in Berlin von einer Fliegerbombe zerstört und seine Ehefrau bei dem Bombenangriff ums Leben gekommen ist. Noch nicht geklärt werden konnte, ob Maeder während seiner Stationierung in Italien am dortigen antifaschistischen Widerstand beteiligt war; es gibt vage Hinwiese darauf, dass er in Verbindung mit der Widerstandsgruppe um den späteren Verleger Fritz Molden gestanden hat, die in Norditalien gegen die Nazis kämpfte.

Nach dem Krieg kehrte Günter Maeder nach Berlin zurück und heiratete hier 1950 in zweiter Ehe Norma, die er in Mailand kennengelernt hatte. Vergeblich bemühte er sich um die Neugründung des Instituts für Sexualwissenschaft und seine Versuche, die Freunde und Kollegen von einst wiederzufinden, hatte nur im Falle von Christopher Isherwood Erfolg. Doch ist es offensichtlich zu keiner Begegnung der beiden Männer gekommen. Wie aus dem ersten Brief hervorgeht, hatte ihn Maeders Brief erreicht, als er gerade von einer Berlinreise zurückgekehrt war. Nach diesem Aufenthalt zur Jahreswende 1951/52 ist Isherwood anscheinend nicht mehr nach Berlin zurückgekehrt. Es war das endgültige *Goodbye to Berlin*.

Frau Norma Maeder hat die vier Briefe in den nachgelassenen Papieren ihres Gatten gefunden und stellte sie freundlicherweise für die Veröffentlichung in CAPRI zur Verfügung.

Manfred Herzer

❋

Christopher Isherwood: Vier Briefe an Günter Maeder 1952 bis 1974

I

22ten Feb. 1952

Lieber Guenter!

Es tut mir so furchtbar leid, daß ich erst Deinen Brief erhalten habe, wie ich gerade aus Berlin zurückgekehrt bin. War sogar in der Nollendorfstraße, zum Besuch bei meiner alten Wirtin, Frl. Schroeder. Wie Schade, dass wir uns nicht getroffen haben!

Nun muß ich England bald (am 28ten) verlaßen, um nach meiner neuen Heimat, Amerika, zurückzufahren. Ich wohne nämlich jetzt in Kalifornien, und zwar bei der Adreße, die auf diesem Brief steht.

Möchte sehr sehr gern einen zweiten Brief von Dir erhalten. Es gibt so vieles über den alten Freunden, das ich nicht weiß.

Mein Buch, Lebwohl Berlin, wirst Du sofort bekommen.

Mir geht es persönlich und gesundheitlich sehr gut. Es war für mich ein großes Erlebnis, Berlin wieder zu sehen. Zum Teil, sehr traurig, doch sind die Berliner wirklich wunderbar.

Der Fanny[*] ist in Egyptien 1942 gestorben. Da haben wir einen lieben Freund verloren. Man hat mir erzählt, die Nazis sollen Erwin Hansen[**] umgebracht haben. Das weiß ich aber nicht für bestimmt.

Verzeih es mir, bitte, daß ich einen so schlechtes Deutsch schreibe. Habe fast alles verlernt!

Viele herzliche Grüße,
wie stets
Dein Freund
Christopher Isherwood

II

Hollywood, den 20ten Mai [1952]

1946 Ivar Avenue
Hollywood 28
California. USA.

Mein lieber Guenter!

Habe herzlichen Dank fuer Deinen Brief vom 28ten Februar. Du moechtest es mir bitte verzeihen, dass ich nicht viel frueher darauf geantwortet habe. Habe London gerade am 28ten Februar verlassen, um nach New York mit Dampfer zurueckzufahren. Nachdem war ich immer unterwegs --- erst nach Bermuda, dann nach San Francisco. Deinen Brief habe ich erst in Hollywood erhalten, nach vielen Wochen.

Alles, was Du mir erzaehlst, interessiert mich sehr. Dein Leben ist doch viel spannender, und auch viel unangenehmer gewesen, als das meiner! Im Weltkrieg habe ich nicht teilnehmen muessen --- war schon zu alt. Meine einzige Kriegserlebnisse stammen aus 1938, wie ich als Journalist nach China fuhr. Ein Paar Bomben nur --- auch nicht so schlimm! Gott sei dank --- Denn ich bin bestimmt kein Held!

Seit Januar 1939, wohne ich in Kalifornien --- mit Unterbrechen --- und bin jetzt Amerikanischer Staatsangehoeriger. 1947 war ich zum ersten Mal in England, aber nirgends sonst in Europa. Ende 1947 bis Fruehling 1948, habe ich eine Reise nach Sud-Amerika gemacht, und eine Reisebuch darueber geschrieben. (Habe jetzt im ganzen neun Buecher hinter mir, und arbeite jetzt an einen neuen Roman). Uebrigens, interessiere ich mich sehr fuer Vedanta, das heisst, Indische Philosofie. Es gibt hier ein Moench, der mein Lehrer ist. Doch meine ich nicht, dass ich viel anders als Mensch geworden bin! Leider, leider!

Habe einen Freund, ein Amerikaner, mit dem ich schon sieben Jahre zusammen bin. Wir haben sehr viel Krach und verstehen uns glaenzend! Der ist Fotograf und Kunstmaler vom Beruf. Uebrigens liebe ich Kalifornien sehr, und fuele mich jetzt wirklich zu Hause.

Hiermit ein Bild von mir, und auch eine Widmung fuer das Buch. Kaum hatte ich es abgeschickt, als ich daran dachte. Es war zu spaet, und ich dachte, ich koennte es ebensogut auf einen Zettelschen schreiben und nachschicken. Die Widmung habe ich auf Englisch geschrieben, denn ich Angst habe vor Fehler. Bin hier Augenblicklich ohne Woerterbuch, drum ist mein Deutsch so besonders widerlich!

Also, fuer heute schliesse ich, mit herzliche Gruesse,
Dein Freund,
Christopher

---

[*] Gemeint ist wahrscheinlich der, wie Hirschfeld in der *Geschlechtskunde* Band 2, S. 556 schreibt, »junge englische Archäologe Francis Turville-Petre«. Er wohnte um 1930 im Institut für Sexualwissenschaft und ist einer mündlichen Mitteilung Maeders zufolge nach 1940 in Ägypten ermordet worden.

[**] Ein Erwin Hansen ist bisher bei den Recherchen zu Hirschfeld und zum Institut für Sexualwissenschaft nicht begegnet.

III

Hollywood, den 25ten Mai [1952]

1946 IVAR AVENUE
HOLLYWOOD 28. CALIFORNIA

Lieber Günter!

Du wirst schon einen Brief von mir erhalten haben. [Jetzt] habe ich einen zweiten von Dir bekommen. Werde nun deine Fragen beantworten, denn ich augenblicklich sehr viel zu tun habe.

In 'Lebwohl Berlin', Fritz ist mehr oder weniger Franz von Ullmann, Peter Wilkinson ist nicht Francis, sondern ein Engländer den Du nicht kanntest — und, zum Teil, ich selber! Bernhard Landauer ist Wilfrid Israel, einst der Besitzer des Warenhauses, jetzt tot. Er ist im Flugzeug, während dem Krieg abgestürzt. Meta [Lan]au, Nollendorfstraße 18, ist die Wirtin. Ja, Du möchtest sie besuchen — aber nicht zu viel vom Buch sprechen! Sie fühlt sich etwas darüber beleidigt! Sie ist eine wunderbare Frau, und ich liebe sie sehr.

Es werden andere Bücher von mir bald erscheinen — z.b. 'Prater Veilschen', bei Rowolt. Meine Bücher sind fast alle auf Italienisch erschienen, doch habe ich keine Exemplare bei mir. Nacher vielleicht bekomme ich welche.

Leider, kenne ich Dein Freund Dr. Löhnberg überhaupt nicht.

Für heute schliesse ich,

Dein Freund

Christopher Isherwood

IV

den 28ten Oktober 1974

Lieber Günter,

nun werde ich es endlich versuchen, Dir auf Deutsch zu schreiben. Es fällt mir sehr schwer, da ich ganz außer Übung bin ... Also, recht vielen Dank für Deinen lieben Brief!

Gestern Abend waren wir (dass heißt, mein Freund Don Bachardy, der Kunstmahler und zeichner ist, und mit dem ich jetzt schon 21 Jahren zusammen bin) mit dem Schauspieler Michael York zusammen. Der hat 'mich' in dem Film 'Cabaret' gespielt und wir sind jetzt gut mit ihm und mit seiner Frau befreundet. In seinem Alter war ich leider nicht so hübsch, wie er jetzt ist!

Bin wirklich froh, dass Du einen Sohn hast der so lieb und sympatisch ist. Wer weiss, vielleich werde ich Euch eines Tages sehen! Habe immer die Absicht, nach Berlin zu fahren. Ich warte nur auf einer Gelegenheit.

Du sprichst von unserem damaligen Kreise. Leider bin ich mit Niemanden in Verbindung. Ich weiß, dass Karl Giese und Erwin Hansen schon längst tot sind. Ist es wahr, daß Karl hat sich ums Leben gebracht, und dass Erwin in einem Konzentrationslager gestorben ist?

Ich möchte sehr gern, ein Bild von Dir erhalten.

Obwohl ich ein so schlechtes Deutsch schreibe, ich verstehe noch fast alles. So kannst Du mir ruhig auf Deutsch schreiben.

Viele herzliche Grüße,

Dein

Christopher

22ten. Feb. 1952

Lieber Guenter!

Es tut mir so furchtbar leid, daß ich erst Deinen Brief erhalten habe, wie ich gerade aus Berlin zurückgekehrt bin. War sogar in der Nollendorfstraße, zur Besuch bei meiner alten Wirtin, Frl. Schroeder. Wie Schade, dass wir uns nicht getroffen haben!

Nur muß ich England bald (am 28ten) verlassen, um nach meiner neuen Heimat, Amerika, zurückzufahren. Ich wohne nämlich jetzt in Kalifornien, und zwar bei der Adresse, die auf dieser Brief steht.

Möchte sehr sehr gern einen zweiten Brief von Dir erhalten. Es gibt so viele über den alten Freunden, den ich nicht weiß.

Mein Buch, Lebwohl Berlin, wirst Du sofort bekommen.

Mir geht es persönlich und gesundheitlich sehr gut. Es war für mich ein großes Erlebnis, Berlin wiederzu sehen. Zum Teil, sehr traurig, doch sind die Berliner wirklich wunderbar.

Du Fanny ist in Egypten 1942 gestorben. Da haben wir einen lieben Freund verloren. Man hat mir erzählt, die Nazis sollen Erwin Hansen umgebracht haben. Das weiß ich aber nicht für bestimmt.

Verzeih es mir, bitte, daß ich einen so schlechten Deutsch schreibe. Habe fast alles verlernt!

Viele herzliche Grüße,

wie stets

Dein Freund

Christopher Isherwood

26

CAPRI 24

Zeitschrift für schwule Geschichte

HARRY OOSTERHUIS
Richard von Krafft-Ebings Stiefkinder der Natur
Wie die Psychiatrie moderne sexuelle Identitäten produzierte
2

MANFRED HERZER
Hirschfeld in Wien
28

ROLF KRAPPE
Einiges von meinen Eindrücken aus dem KZ
Zweiter Entwurf. Dresden, den 1. X. 50
38

WOLFGANG MÜLLER
Der Urning, der Samthans und der Duden
Über die Lust an und in den Wörterbüchern
44

HANNS FUCHS
Die dichterische Verwertung der Homosexualität
(aus: Der Literat. Braunschweig. Novemberheft 1901)
45

HERAUSGEBER: Schwules Museum, Mehringdamm 61, 10961 Berlin ☎ 030-693 11 72
REDAKTION: Manfred Herzer, Blücherstraße 61, 10961 Berlin E-Mail: Homo2000@aol.com
DRUCK: Schwulenreferat des AstA der Freien Universität Berlin

ISSN 1431-8024

OKTOBER 1997

Harry Oosterhuis

Richard von Krafft-Ebings Stiefkinder der Natur

Wie die Psychiatrie moderne sexuelle Identitäten produzierte

»Obgleich ich befürchten muß, möglicherweise durch mein Schreiben Ew. Hochwohlgeboren lästig zu fallen — sprechen Sie ja im Vorwort zu Ihrer *Psychopathia sexualis* von ›zahllosen Zuschriften solcher Stiefkinder der Natur‹ — unternehme ich es dennoch mich vertrauensvoll an Sie zu wenden in der Hoffnung des Laien vielleicht einiges dem Gelehrten berichten zu können, was nicht ganz ohne Interesse [ist]: auch das Unscheinbarste kann am rechten Ort Bedeutung gewinnen und dem Auge des Forschers von Wert sein.«[1]

Mit diesen Worten wandte sich der junge lettische Adlige von R. an den bekannten deutsch-österreichischen Psychiater Richard von Krafft-Ebing (1840-1902), den Autor der *Psychopathia sexualis* und Mitbegründer der wissenschaftlichen Sexualpathologie. Von R.s Brief enthält vor allem einen sorgfältig ausgearbeiteten Bericht über seine problematische Sexualität. Bereits als er zehn Jahre alt war, hatten sich, wie von R. rückblickend bemerkt, seine ›konträre Sexualempfindung‹ und ›masochistische‹ Regungen in seiner Fantasie, in seiner Lektüre und seinen Spielen geäußert. Die wollüstigen Impulse, die er als Knabe verspürt hatte, wenn er in einer Art Zeremonie Blumen die Köpfe abriß — er war zu empfindsam, um Tiere zu quälen — waren ein deutliches Symptom seiner tiefsitzenden Neigungen. Besonders der Drang, sich vor seinem männlichen Dienstpersonal zu erniedrigen — »die Vorstellung aus freiem Willen Diener meiner Diener zu sein« — bereitete ihm innere Konflikte. Innerlich zerrissen von dem unwiderstehlichen sexuellen Verlangen und seinem Standesdünkel, plagten von R. Scham- und Schuldgefühle.

»[...] da ich in besonders scharfen Conflict mit dem mir anerzogenen und eingeimpften Bewusstsein meines Standes trete und ein Unterliegen unter die Macht der Gelüste für mich, abgesehen von äußeren Gefahren, im Gefolge besonders heftige Scham und schwere Selbstvorwürfe hat. Es quält mich die Empfindung der großen Verschuldung meinen Standesgenossen gegenüber.«

Von R. erforschte und beurteilte akribisch alle Einzelheiten, die ein Licht auf seine Anomalie werfen könnten: seine spezifische Art des Handelns und Fühlens, seine Kindheit, die Tatsache, dass bis zu seinem vierzehnten Lebensjahr jede Gelegenheit des Umgangs mit Frauen und Mädchen gefehlt hatte, die Erfahrung der Pubertät, die Fantasien und moralischen Konflikte, die seinen Selbstmißbrauch begleiteten, das Misslingen des Beischlafs mit einer Prostituierten, seine charakterlichen und intellektuellen Fähigkeiten, sein Bewusstsein, sein Gesundheitszustand (er entdeckte bei sich eine leichte »Nervosität«) und sein Familienhintergrund, speziell mögliche erbliche Belastungen — sein Bruder litt an »Dementia paralytica« und von einigen entfernten Verwandten waren ihm Geistesstörungen bekannt.

Von R.s autobiografischer Bericht ist auch formal bemerkenswert. Er strukturierte den Text seiner persönlichen Konfession, indem er ihn mit objektiven Kommentaren versah, die er auf den Rand seines Manuskriptes schrieb. Ähnliche Kompositionsmuster finden sich in vielen der handschriftlichen Fallgeschichten, die Krafft-Ebings Nachlaß enthält.[2] Den Patientenviten, Anamnesen und Symptombeschreibungen, die seine Assistenten aufgezeichnet hatten, fügte Krafft-Ebing in einer Marginalspalte die Diagnose und andere Anmerkungen hinzu. Auf diese Weise wurden die individuellen Fälle einander ähnlich gemacht und konnten klassifiziert und taxonomisch eingeordnet werden.

Krafft-Ebing war als einer der führenden klinischen Psychiater seiner Zeit geradezu berühmt für seine extensiven Fallgeschichten. Während sie anderen Psychiatern zur Illustration ihrer Symptomklassifikationen und Theorien dienten, nahmen die Fallgeschichten in seinem Werk eine zentrale Stellung ein. In seinem statistischen Krankheitsmodell der Erklärung, Benennung und Klassifizierung von Krankheiten — und dies galt in der Psychiatrie des 19. Jahrhunderts als die Crux ihrer naturwissenschaftlichen Methode[3] — ging Krafft-Ebing stets von einer Sammlung individueller Fälle aus. Immer wieder betonte er, dass die Psychiatrie nicht mehr als eine beschreibende Wissenschaft sei und dass noch längst nicht genügend empirisches Material gesammelt sei, um auf die Erklärungsebene vorzudringen. In seinem weitverbreiteten *Lehrbuch der Psychiatrie auf klinischer Grundlage* (1879-80) entwickelte er ein Schema für die Erstellung von

[1] Brief des Freiherrn von R. an Richard von Krafft-Ebing, Juli 1900 (Nachlaß Krafft-Ebing).

[2] Krafft-Ebing schrieb 1894 an einen Freund, dass er nach seiner Pensionierung beabsichtige, seine »angehäuften Schätze (etwa 1500 Fallgeschichten!) auszubeuten«. (Autograph Nr. 469/16-2, Österreich. Nationalbibl. Wien) Krafft-Ebing starb jedoch plötzlich nur ein Jahr nachdem er in den Ruhestand eingetreten war am 22. 12. 1902.

[3] In seiner *Grammar of Science* (1892) definierte Karl Pearson die wissenschaftliche Methode als ordnende Klassifikation von Tatsachen mit folgender Erkenntnis von Relationen und sequentiellen Regelhaftigkeiten.

psychiatrischen Fallgeschichten mit einem Katalog der Materialien, die für den Einzelfall heranzuziehen sind. Dazu gehörten außer Name, Alter, Beruf, Tag der Einlieferung und Untersuchung, Angaben über die körperliche Verfassung, Abstammung und Vorkommen von körperlichen und geistigen Erkrankungen in der Verwandtschaft des Patienten, ferner Einzelheiten zu Geburt, Kindheit, Pubertät, Auftreten und Verlauf von Geistesstörungen sowie Eigenschaften der Subjektivität wie Stimmungen, Fantasien, Träume, intellektuelle und Wahrnehmungsfähigkeiten, Willensstärke und Moralanschauungen. Kein Detail aus dem Leben eines Patienten war nach Krafft-Ebings Ansicht irrelevant.

Geistesstörungen konnten in Krafft-Ebings Krankheitsmodell von einer Vielzahl von Ursachen hervorgerufen und beeinflußt werden. Zu den inneren prädisponierenden Faktoren wie Heredität traten als Auslöser und Verursacher noch äußere Umstände hinzu, wie Erziehung, schlechte Angewohnheiten, soziale Verhältnisse, klimatische und lebensgeschichtliche Einflüsse, die zur Auslösung einer Geisteskrankheit beitragen können. Im *Lehrbuch* hob er besonders die Unterscheidung zwischen Prädisposition und unmittelbar wirkenden Ursachen hervor und forderte, dass der Psychiater eine Rangfolge der vielfältigen Faktoren aufstellen solle, um so zu einer Hierarchie der notwendigen und hinreichenden Bedingungen zu kommen. Die Medizin war in seiner Sicht sowohl eine Kunst wie eine Naturwissenschaft und konnte sich daher auf Lebenserfahrung und auf Induktion gleichermaßen stützen. Obwohl Krafft-Ebing einer naturwissenschaftlichen Sichtweise in der Psychiatrie anhing, derzufolge sich die Klassifikation der Geisteskrankheiten auf die pathologische Anatomie gründet, legte er in seiner klinischen Methode den Schwerpunkt weniger auf die Besonderheiten der einzelnen Krankheiten als auf die detaillierten Geschichten der erkrankten Individuen. Das Verständnis einer besonderen Krankheit leitete sich weniger aus der Deskription der Symptome ab als aus ihrer Genese. Krafft-Ebings Positivismus war von der Anschauung geprägt, dass es sich bei der Psychiatrie mehr um eine moralische und kulturelle Angelegenheit handele als um eine strikt naturwissenschaftliche. Er betonte, psychiatrische Symptome seien »keine mathematischen Grössen, keine physikalischen Erscheinungen, auch keine chemischen Secrete, sondern Phänomene eigener Art, im Sinne von sogenannten Gefühlen, Vorstellungen, Strebungen. Sie sind überdies nicht direct fassbar, sondern nur indirect erschliessbar [...] aus Ausdrucks- und Handlungsbewegungen des Gegenstands der Beobachtung. Diese psychiatrischen Aeusserungen spiegeln sich in dem Bewusstsein des Beobachters und bekommen erst durch Urtheils- und Schlussprocesse von Seiten desselben ihre Werthmarke.« (Krafft-Ebing 1889: 818)

In seiner Abschiedsvorlesung aus dem Jahre 1902 betonte er, dass dieses Verfahren die Patienten zu verstehen, das Spezifikum sei, das die Psychiatrie von der übrigen medizinischen Wissenschaft unterscheide: »[...] nur in der Psychiatrie haben Sie Gelegenheit, den ganzen Menschen kennen zu lernen, während jedes andere klinische Fach nur einen bestimmten Theil des Menschen behandelt.«[1]

Für Krafft-Ebing bestand das eigentliche Wesen der psychiatrischen Erkenntnis im Verstehen des Individuums in allen seinen Aspekten. Die wertvollste Methode war daher die »historisch-genetische« Diagnostik. Vieles in seinem Werk war Deskription und bestand vor allem aus Fallgeschichten und aus Autobiografien, die seine Patienen geschrieben hatten.

Obwohl der Patient von R. wahrscheinlich nicht Krafft-Ebings *Lehrbuch* gelesen oder gar eine handschriftliche Fallgeschichte gesehen hatte, reflektiert sein Brief das psychiatrische Modell individueller Fallbeschreibung. Ein anderes Werk Krafft-Ebings, *Psychopathia sexualis*, das zahlreiche Fallstudien und Autobiografien enthält, scheint von R. inspiriert zu haben, seine eigene Geschichte einschließlich einer selbstgestellten Diagnose niederzuschreiben. Er bediente sich der Sprache der Psychiatrie und benutzte medizinische Erklärungen der Sexualität. Indem er seine Lebensgeschichte in die Interpretationsmaschine der Psychiater einspeiste, hat er diesen offensichtlich sein Schicksal überantwortet, und seine Konfession scheint typisch für jenes Phänomen zu sein, das Michel Foucault und andere Gelehrte als medizinische Konstruktion der Sexualität bezeichnet haben. (Vgl. Foucault 1976, Bullough 1994, Davidson 1990, Greenberg 1988, Hekma 1987, Hütter 1992, Mort 1987, Müller 1991, Nye 1989, Plummer 1981, Weeks 1981)

Während frühere Historiker die Medikalisierung der Sexualität lediglich als einen Wandel der Haltung und der Etikettierung ansahen — demnach war das an sich unveränderte deviante Sexualverhalten und –empfinden nicht mehr unnatürlich, sündig oder kriminell, sondern einfach von den Ärzten als krank umetikettiert oder »medikalisiert« —, haben Foucault und andere Historiker des *social constructivism* diese Interpretation in Frage gestellt. Sie betonen, dass es sich dabei um eine grundlegende Metamorphose der sozialen und psychologischen Realität sexuell »Devianter« von einer Form des Verhaltens zu einer Seinsweise handele: Regelwidrige sexuelle Akte wurden nicht einfach als Formen unmoralischen Verhaltens angesehen, sondern als Manifestationen eines zugrundeliegenden kranken Zustandes. Foucault sagt, dass sich die moderne Idee der Sexualität konstituierte, als die medizinische Wissenschaft den Begriff der Devianz abgrenzte. Gesellschaftlich produziert von disziplinie-

[1] *Neues Wiener Journal* (1902).

renden Mächten und Diskursen war die Sexualität eine Erfindung des 19. Jahrhunderts. Als noch keine medizinischen Theorien aufgetaucht waren, in denen Verhalten, körperliche Eigenschaften und Gefühlsausstattung der Individuen miteinander verknüpft wurden, gab es nach Foucault keine Entität, die als Sexualität bezeichnet werden könnte. Indem die Ärzte als Exponenten einer anonymen »Biomacht« zwischen dem Normalen und dem Abnormen differenzierten und Varianten des Sexuellen als kranke Deviationen stigmatisierten, unterwarfen sie die freien und unbeschwerten Körperfreuden ihrer Kontrolle. Obwohl Foucault betonte, dass der wissenschaftliche Wille zum Wissen die Sexualität eher geformt als unterdrückt hat, ist doch der Sinn seiner Behauptung und noch mehr der Behauptung einiger seiner Nachfolger, dass die »Perversen« einem medizinischen Reglement unterworfen wurden, das einen fragwürdigen biologischen Determinismus verbreitete. Nach Jeffrey Weeks waren die frühen Sexologen Vollstrecker der Organisation und machtvollen Kontrolle der sexuellen Verhaltensweisen, die sie lediglich zu beschreiben wähnten. (Weeks 1981: 145)

Noch bevor Foucaults *Sexualität und Wahrheit* den Ton vorgegeben hatte, verdammten Historiker der Sexualität Krafft-Ebings epochalen Beitrag zur Sexualpathologie als »vollkommenes Desaster« und gaben ihm die Schuld an der Verwirrung, die noch immer das Thema der sexuellen Varianten beherrscht. (Brecher 1969: 54) Ähnlich lautet auch das Urteil des Propheten der Antipsychiatrie, Thomas Szasz, über Krafft-Ebing. Szasz glaubt, dass der wissenschaftlichen Psychiatrie eine übergreifende gesellschaftliche Kontrollfunktion zukomme. In seiner Sicht sind Psychiater Imperialisten, weil sie das Modell körperlicher Erkrankungen auf deviantes Verhalten übertragen, um eine Erklärung für Geisteskrankheiten zu erhalten, was aber nur eine unbegründete und irreführende Extrapolation ist. Für Szasz ist klar, dass der angemaßte Anspruch der Ärzte nur ihr Verlangen nach Teilhabe an der gesellschaftlichen Manipulationsmacht verhüllen soll.

»Krafft-Ebing war nicht daran interessiert, Frauen und Männer aus den Fesseln sexueller Vorurteile oder den Zwängen sexualfeindlicher Strafgesetze zu befreien. Andererseits war er daran interessiert, die schwindende Macht der Kirche für die wachsende Macht der Medizin nutzbar zu machen [...] weil er über Sex schrieb, als die rechtschaffene Gesellschaft darüber schwieg, und weil er darüber schrieb, als ob es sich dabei um eine Krankheit oder ein medizinisches Problem handeln würde, ist Krafft-Ebing als Fortschrittsmann im Kampf gegen sexuelle Vorurteile und Prüderie missverstanden worden.« (Szasz 1980: 19 f.)

Auch in dem Nachweis, dass Krafft-Ebings *Psychopathia sexualis* von Fälschungen, die als Ergebnisse mühsamer Forschungen präsentiert werden, nur so wimmelt, ist der Standpunkt von Szasz typisch für die Sichtweise, mit der mehrere Historiker Krafft-Ebings Werk aus unhistorischer Perspektive betrachtet haben. Man kritisierte ihn, weil er sich gegen die sexuelle Befreiung gewandt haben soll, weil er die christlich-katholische Glaubensüberzeugung von einer Teleologie der Sexualität verteidigt haben soll und weil er Repräsentant bourgeoiser Respektabilität gewesen sein soll.(Johnston 1972: 233; Mosse 1988: 18; Mosse 1986: 10 f.)

Während Foucault, Szasz und andere Gelehrte das Auftauchen einer Wissenschaft von der Sexualität mit einer medizinischen Kolonisation in Verbindung brachten, die sie beklagten, weil sie die religiöse und juridische Autorität nur durch eine neue Form moralischer Tyrannei ablöste, haben Krafft-Ebings Zeitgenossen wie der zitierte von R. diesen Sachverhalt ganz anders erfahren. Die Lektüre der *Psychopathia sexualis* brachte ihn zu der Erkenntnis, dass »meine Empfindungsweise nicht eine Verirrung, sondern eine Krankheit [ist] und dass ich nicht das einzige ›Stiefkind der Natur‹ [bin...] Ich hätte es früher nie geglaubt, dass mein Stolz sich jemals zu diesen Confessionen entschliessen werde, erst Ihr Werk hat mir die Augen geöffnet, die Welt und mich nicht mehr im grauen Lichte der Verachtung erscheinen lassen und, beruhigend und rehabilitirend, mir Vertrauen eingeflößt [...]«

Krafft-Ebings Werk hatte von R. gleichsam die Augen geöffnet, und er war nicht der einzige, der die heilsame Wirkung der *Psychopathia sexualis* erwähnt.

»Ich schäme mich sehr, weil ich meine Bekenntnisse [...] nieder schreibe und doch giebt es mir eine grosse Satisfaction das volle Licht zu werfen auf meinen Zustand«, bekannte ein Patient, dessen Fetisch Damenhandschuhe waren.[1]

Ein anderer »Perverser« schrieb: »Ein schwer Leidender wendet sich an die gütige und grosse Hilfe Ihrer Wissenschaft [...] Es wird mir unendlich schwer, mich zu offenbaren, und ich kann es auch nur Ihnen gegenüber, Ihnen allein auf der ganzen Welt, denn ich weiss aus Ihrem Werke *Psychopathia sexualis* dass ich nicht ganz Fremdes sagen werde.«[2]

Andere, die sich an Krafft-Ebing wandten und ihm ihre Autobiografien zusandten, äußerten sich in ähnlicher Weise, und manche von ihnen wurden in den immer wieder erweiterten Neuauflagen der *Psychopathia sexualis* aufgenommen. Ein Arzt, der sich psychisch und physisch für eine Frau hielt, erklärte, dass ihn Krafft-Ebings Schriften vor der Verzweiflung bewahrt hätten.

---

[1] Undatierter Brief von X. an Krafft-Ebing. (Nachlass Krafft-Ebing)

[2] Brief von G.P. an Krafft-Ebing vom 10.3.1899. (Nachlass Krafft-Ebing)

»[...] ich hatte allen Halt verloren und betrachtete mich nur mehr als ein Scheusal, vor dem mir selber ekelte; da gewann ich durch Ihre Schriften wieder Muth und beschloss, der Sache auf den Grund zu gehen und einen Rückblick auf mein Leben zu werfen, falle das Resultat aus, wie es immer wolle. Nun kam es mir aber als Pflicht der Dankbarkeit vor, E[uer] W[ohlgeboren] das Resultat meiner Erinnerung und Beobachtung mitzutheilen, da ich einen ganz analogen Fall nicht bei Ihnen verzeichnet fand; endlich dachte ich auch, es interessire Sie vielleicht, aus einer ärztlichen Feder zu erfahren, wie solch ein missrathenes menschliches oder männliches Individuum unter dem Druck des Zwangsgefühles, Weib zu sein, denkt und fühlt [...] Ich hoffe nach der Lektüre Ihrer Schriften, dass ich, wenn ich meine Standespflicht als Arzt, Bürger, Vater und Ehemann erfülle, mich doch zu den Menschen rechnen darf, welche nicht bloss Verachtung verdienen.« (Krafft-Ebing 1890a:79)

Wie sind solche Äußerungen zu beurteilen? Sind diese Individuen — nach Foucaults Interpretation — in der Falle des medizinischen Diskurses gefangen, der nicht nur Machtbeziehungen und soziale Kontrolle über deviante Sexualitäten, sondern die sexuellen Subjekte selbst konstituiert? In Foucaults Überlegung ist die radikale Implikation enthalten, nach der ungefähr vor 1870 »Perversen« wie Homosexuelle, Fetischisten und Masochisten genauso wenig existierten wie ihre Gegenbilder, »normale« Heterosexuelle. Womöglich läßt sich diese Behauptung gut begründen, das Problem ist aber der vorschnell gezogene Schluss, dass neue sexuelle Kategorien und Identitäten im wesentlichen wissenschaftliche Konstrukte der Mediziner gewesen seien. Da einem vermuteten monolithischen Diskurs der Medizin oft der Vorrang vor individuellen Bedeutungszuweisungen eingeräumt wird, glaube ich, dass dem disziplinierende Effekt der Eingriffe, die die Medizin in die Sexualität vornahm, überschätzt wurde. Individuen, die als Patienten und Perverse etikettiert wurden, sind stets als passive Opfer des medizinischen Molochs vorgestellt worden, die keine andere Wahl hatten als die Stereotype der Mediziner zu bestätigen. Die ausschließliche Konzentration auf medizinische Definitionsmacht hatte zur Folge, dass ihre Diskurse unbeachtet blieben.

Das Bild, das die Historiker der Sexualität von Krafft-Ebing gezeichnet haben ist deshalb ziemlich einseitig und vorurteilsvoll. Er spielte allerdings eine Schlüsselrolle bei der Konstruktion eines modernen Konzepts der Sexualität, ich möchte aber betonen, dass die aufkommenden medizinischen Theorien nur deshalb als sexuelle Tatsachen passieren konnten, weil sie von Anfang an mit relevanten gesellschaftlichen Gruppen verbunden waren. Indem ein solcher Nachdruck auf die medizinische Etikettierungspraxis als wichtigster Einflußfaktor bei der Produktion von Devianten gelegt wurde, präsentierte man ein sozialdeterministisches Modell, in dem die Individuen als bloße Schachfiguren sozialer Kräfte ohne eigenen Willen erscheinen. Individuelle Ziele folgen keineswegs automatisch sozial bestätigten medizinischen Theorien. Die autobiografischen Berichte zeigen, dass die »Perversen« die von außen vorgegebenen Handlungsvorgaben nicht akzeptierten; vielmehr antworteten sie sehr unterschiedlich auf soziale Zwänge, stellten über sie Reflexionen an und erschufen sie neu im Lichte ihrer jeweiligen Umstände. Leben als konkrete Erfahrung wird unausweichlich von den Widersprüchen von äußerem Zwang und freier Wahl, Vielfalt und Ähnlichkeit eingefangen.

Nicht nur die landläufige Einstellung zum Sexualverhalten, sondern auch die Bedeutung und Konzeption von Sexualität selbst ist einer kulturellen Variation und der historischen Veränderung unterworfen. Konstruktivisten haben behauptet, Sexualität sei ein kultureller und geschichtlicher Konstrukt ohne Sinn außerhalb der Bedeutungen, »Repräsentanzen«, der Sprache, Diskurse und Symbole. Allerdings sollte eine kritische Haltung gegenüber einem Konzept von Sexualität als stabile »natürliche« psychobiologische Einheit — die Kultur kann tatsächlich auf vielfältige Wiese in die »Natur« eingreifen — nicht dazu verleiten, die Sexualität als Teil der gesellschaftlichen Wirklichkeit aus dem Auge zu verlieren. Der Hinweis darauf, dass sexuelle Identitäten eher kulturell geprägt als essenziell biologisch oder psychologisch verankert sind, bedeutet keineswegs, dass sie nicht mehr oder weniger verfestigte soziale Realitäten sind, deren willkürliche »Dekonstruktion« nicht ohneweiteres möglich ist. (Vgl. Greenberg 1988, Plummer 1981, Stein 1990, Vance 1989, Weeks 1985) Um erklären zu können, wie Sexualität geprägt ist, muss man sich in die subjektive Welt der Individuen hineinbegeben, die Krafft-Ebings Werke lasen und darauf antworteten. Man muss sich darum bemühen, ihre Intentionen, Absichten und Vorstellungen ernsthaft nachzuvollziehen. Die vom Standpunkt der Gegenwart aus gestellte Frage nach der Berechtigung des Krafft-Ebingschen Sexualforschung im Lichte moderner Biologie oder Psychologie ist ohne Relevanz für meine Untersuchung der historischen Folgen, der Lektüre und Deutung seines Werks durch seine Zeitgenossen und Zeitgenossinnen. Wer waren Krafft-Ebings Patienten und Informanten? Wie sah ihr sozialer und kultureller Hintergrund aus? Warum haben sie Krafft-Ebing gelesen? Wie haben sie damalige medizinische Theorien aufgefaßt und wie kam ihr Kontakt zum Psychiater zustande? Wie haben sie sich präsentiert und welche Geschichten haben sie erzählt? Wie wirkten medizinische Theorien und individuelle Erfahrungen zusammen, und welcher Entwicklung unterlagen diese Interferenzen zwischen wissenschaftlicher und autobiogra-

fischer Bedeutungskonstruktion? Der Wandel des Selbstverständnisses von Individuen, die zum Objekt wissenschaftlicher Diskurse wurden, soll ebenso berücksichtigt werden wie die Entwicklung und Professionalisierung der Psychiatrie, wenn es darum geht, den historischen Kontext der medizinischen Debatten über Sexualität zu verstehen.

II

Richard Freiherr von Krafft-Ebing war einer der bekanntesten Psychiater Mittel- und Osteuropas bevor Emil Kraepelin und sein Gegenspieler Sigmund Freud den Ton angaben. Obgleich er auf vielen Gebieten der Psychiatrie arbeitete und maßgebliche Lehrbücher schrieb, gilt er heute vor allem als der Autor der *Psychopathia sexualis*. Die erste Auflage dieses vielzitierten Buches war 1886 erschienen. Es folgten rasch mehrere neue und erweiterte Auflagen und Übersetzungen in mehrere Sprachen.[1]

Diese im höchsten Maß eklektische Enzyklopädie sexueller Abweichungen war ein Bestseller; wahrscheinlich beruht der Erfolg des Buches nicht allein auf den wissenschaftlichen Leistungen, sondern auch auf seinen pornografischen Qualitäten. Krafft-Ebing mußte mehrere Stellen, die als anstößig galten, ins Lateinische übersetzen. Aufsätze zur Sexualpathologie hatte er seit 1877 publiziert, mit diesem Buch aber erlangte er den Ruf eines Begründers der wissenschaftlichen Sexologie. Indem er so gut wie alle nichtprokreativen Formen der Sexualität benannte und klassifizierte, schuf er eine der ersten Synthesen des medizinischen Wissens über die sogenannten sexuellen Perversionen. War die erste Auflage ein ziemlich schmales Buch von 110 Seiten, so hatte die zwölfte, die letzte zu seinen Lebzeiten erschienene Auflage einen Umfang von mehr als vierhundert Seiten. Krafft-Ebing verarbeitete viele unterschiedliche Lehrmeinungen in seiner *Psychopathia sexualis* und revidierte sie mehrmals, indem er vor allem neue Kategorien und Fallgeschichten einbezog.

Obwohl die *Psychopathia sexualis* rückblickend als ein bedeutender Meilenstein in der Entwicklung dessen war, was später Sexologie genannt wurde — der Ausdruck »Sexualwissenschaft« wurde 1906 von Iwan Bloch eingeführt —, beabsichtigte Krafft-Ebing vermutlich nicht, eine neue medizinische Disziplin zu begründen. Sein Interesse an den weiterreichenden Aspekten devianten Sexualverhaltens entstand aus einer anstaltspsychiatrischen Sichtweise auf sexuelle Abweichungen wie etwa der Masturbation als Symptome von Geisteskrankheiten, vor allem aber aus der Gutachtertätigkeit der Mediziner im Strafprozeß. Vor 1890 war Krafft-Ebings eigentliches Interesse an der Sexualpathologie auf die Gerichtspsychiatrie konzentriert, einem Gebiet, auf dem er als Pionier und führender Experte galt. Wesentlich beeinflusst von seinem Grossvater, dem berühmten Juristen Karl Josef Anton Mittermaier, der für Reformen der Justiz und des Strafvollzuges eingetreten war, wollte er gegen Unwissenheit und Vorurteile kämpfen, die in Bezug auf Sexualverbrechen herrschten und mit denen er im Gerichtsalltag konfrontiert war. Vermutlich war die forensische Erfahrung entscheidend für Krafft-Ebings Entschluss, sich nach dem Medizinstudium auf die Psychiatrie zu spezialisieren. Sein *Lehrbuch der gerichtlichen Psychopathologie* von 1879 war das erste im deutschen Sprachgebiet, das die Psychiatrie von der übrigen Medizin abgrenzte, soweit es sich um rechtliche Probleme handelte; die *Psychopathia sexualis* hatte er für Juristen und Ärzte geschrieben, die mit Sexualverbrechen im Strafprozess befasst waren.

Seit den 1860er Jahren beschäftigten sich maßgebliche Psychiater mit abweichendem Sexualverhalten, das üblicherweise als unmoralisch und vielfach als strafwürdig angesehen wurde. Experten der forensischen Medizin hatten sich im allgemeinen auf die körperliche Untersuchung zur Beweiserhebung bei Sittlichkeitsverbrechen wie Vergewaltigung oder Sodomie beschränkt. Seit der Mitte des 19. Jahrhunderts begannen einige der Gerichtsmediziner, sexuelle Handlungen, die nicht der Fortpflanzung dienten, mit Erkrankungen des Gehirns und des Nervensystems in Verbindung zu bringen. Während diese Ärzte zunächst glaubten, solche Krankheiten seien die Folge »widernatürlichen« Verhaltens, vermuteten Psychiater, dass Geistesstörungen und besonders »moralisches Irresein« die

[1] Zwischen 1886 und 1924 erschienen siebzehn deutschsprachige Auflagen. Nach Krafft-Ebings Tod wurde das Buch von seinen einstigen Kollegen Gugl und Stichl bearbeitet (12. Auflage), sein Schüler Alfred Fuchs gab die 13. bis 15. Auflage heraus, und der deutsche Sexologe Albert Moll war Herausgeber der 16. und 17. Auflage. Von 1937 bis 1962 wurden mindestens fünf deutschsprachige Ausgaben von Alexander Hartwich bearbeitet. Die 14. Auflage erschien 1984 als Faksimileausgabe. *Psychopathia sexualis* wurde ins Russische (1887), Italienische (1889, 1896 und 1952), Holländische (die 9. deutsche Auflage), Englische (1892 bis 1978 mindestens 34 Auflagen), Ungarische (1894, 1908 und 1926) und ins Französische (1895, 1931 und 1958) übersetzt. (Hauser 1992: 443-54) Vor allem im englischen Sprachgebiet erschienen zahlreiche volkstümliche Bearbeitungen. Noch 1969 warb ein amerikanisches Versandhaus: »Krafft-Ebings *Psychopathia sexualis*. 624 Seiten. Erschütternde Fälle unnatürlicher Sexpraktiken, verrückte autoerotische Methoden, Sex, Begierde, Torturen und vieles mehr! Hunderte von Fällen aus Geheimakten und Gerichtsverhandlungen. Monströse und schier unglaubliche Geschlechtsakte! Nur für reife Erwachsene!« In einer anderen Werbung wird betont, dass »alle wichtigen Stellen aus dem Lateinischen und Französischen ins Englische übertragen wurden« (Brecher 1969, 60)

abweichende Sexualität verursachen würden. (Hekma 1987: 49 ff.) Krafft-Ebing schloss sich der neuen Sichtweise an, nach der die abweichenden sexuellen Aktivitäten oft nicht auf Moralverstößen beruhten, sondern Symptome angeborener Eigenschaften seien. Vor allem glaubte er, dass die bestehende Gesetzgebung das medizinsiche Wissen über die Ursachen der Sexualverbrechen ignoriere; viele Fälle sexuellen Fehlverhaltens seien weder Sünden noch Verbrechen, sondern Symptom von Geisteskrankheiten. Da Geisteskrankheiten oft die Verantwortlichkeit schwächten, sollte hier nicht gestraft, sondern medizinisch behandelt werden. Krafft-Ebing betonte, dass Handlungen, die nach dem Gesetz strafbar waren, vielfach pathologischer Natur seien und dass die Täter darüber meist keine Kontrolle hätten. Die fehlende Zurechnungsfähigkeit müsse der Richter würdigen. Sexuelle Störungen sollten als Symptome von Geisteskrankheiten erkannt und mit Störungen des moralischen Bewusstseins in Verbindung gebracht werden.

Diese Erklärung sexueller Abweichungen war mit einem fundamentalen Wandel des medizinischen Verständnisses von Wahnsinn und Irresein verbunden. Seit der Mitte des 19. Jahrhunderts galt der Wahnsinn nicht mehr als eine mehr oder weniger vorübergehende Trübung des Bewusstseins und der Vernunft oder als partielle Störung des Willens, wie es das Konzept der Monomanien nahelegte, sondern vielmehr als konstitutionelle Abweichung der Emotionen und Instinkte, die die rationalen Fähigkeiten intakt ließ. Als eine Form des »moralischen Irreseins« zerstörten die Perversionen die moralischen Fähigkeiten nur teilweise: wer davon betroffen war, konnte die geltenden ethischen Werte nicht mehr hinreichend verwirklichen. Zugleich zeigte er eine erhöhte Intensität der Sexualinstinkte und eine Unfähigkeit zur Kontrolle über die Triebe. Nach dem für das 19. Jahrhundert typischen Konzept des geschlossenen Energiekreislaufs war der Sexualtrieb als akkumulierte Energiemenge konzipiert, die von inneren körperlichen Prozessen generiert und sich in der sexuellen Erregung und Entspannung entlud. Nach Krafft-Ebing, der in den 1860er Jahren das Konzept der »Zwangsvorstellung« und des »Dämmerzustands« in die Psychiatrie eingeführt hatte, litten die »Perversen« oft an einem besonders starken unwiderstehlichen und obzessiven Sexualtrieb. Als Sittlichkeitsverbrecher seien sie somit für ihren Hang nicht verantwortlich zu machen, weil der starke Trieb ihren freien Willen beeinträchtigt hatte. Verantwortlich und straffähig nach dem Gesetz waren nur diejenigen, die über Einsichtsfähigkeit und Selbstkontrolle verfügten. Immer wieder betonte Krafft-Ebing, dass weder juristische Kenntnisse noch der Alltagsverstand, sondern allein die Erfahrung des Psychiaters in die Lage versetze, Geisteskrankheit eines Angeklagten festzustellen.

Die forensische Perspektive spielte in der Herausbildung der Krafft-Ebingschen Sexualpathologie eine herausragende Rolle. Er unterschied zwischen unmoralischen »Perversitäten« und krankhaften »Perversionen«, und in Übereinstimmung mit anderen deutschen und französischen Psychiatern verschob er sein Forschungsinteresse von der vorübergehenden Normabweichung zur pathologischen Daseinsform. Perversionen wie andere von Naturgesetzen bestimmte Deformationen und Anomalien verlangten geradezu nach medizinischer Untersuchung und Behandlung. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts spielten die Pathologie der Nerven und Theorien über Degeneration eine bedeutende Rolle bei der psychiatrischen Erklärung von Geisteskrankheit im allgemeinen und speziell von sexuellen Abweichungen. Neben Wilhelm Griesinger (1817-1868), der in Deutschland die Psychiatrie als Naturwissenschaft etablieren wollte, war auch Krafft-Ebing von Charles Darwin (1809-1882) und mehr noch von dem französischen Psychiater Benedict August Morel (1809-1873) beeinflusst. In seinem *Traité des dégénérescences physiques, intellectuelles et morales de l'espèce humaine* (1857) hatte Morel eine Theorie erdacht, die die Bedeutung der Erbanlage als den letzten Grund für Geisteskrankheiten und für ihre Verschlimmerung von Generation zu Generation betonte. War eine Geisteskrankheit einmal ausgebrochen, so entwickelte sie sich gesetzmäßig und wurde an die Nachkommen weitergegeben, bis die Linie ausstarb. Infolge allgemeiner Degeneration wurde der moderne Mensch immer weniger von Moralgesetzen geleitet und geriet immer stärker in die Sklaverei seiner körperlichen Gelüste.

Damals fand die Theorie der Degeneration, die eine Art umgekehrte Evolution sein sollte, weitverbreitete Anerkennung unter den Anthropologen und Psychiatern Europas. Obwohl keinerlei empirische Evidenz die Theorie der Erblichkeit und Degeneration stützte, bot sie ein verlockendes Erklärungsmodell, das es den Psychiatern ermöglichte, die Unsicherheit über den wissenschaftlichen Status ihres Faches zu beseitigen. Seit der Entstehung der Psychiatrie um 1800 gehörte die Etablierung als Teilgebiet der Medizin zu den grundlegenden Problemen der neuen Profession. Die »moralische Behandlung«, die als Begründung für den spezifischen Charakter der Psychiatrie diente, erforderte keine somatischen Behandlungsverfahren, so dass Philosophen, Juristen oder Priester genauso gut wie die Mediziner für sich beanspruchen konnten, eine moralische Behandlung bei ihren Klienten anzuwenden. Deshalb versuchten Psychiater seit den sechziger Jahren, eine eigene wissenschaftliche Legitimation zu erlangen, indem sie sich mit den damals geradezu modischen Wissenschaften Biologie und Medizin identifizierte. Das Degenerationskonzept eröffnete die Möglichkeit, über die bloße Deskrip-

tion hinauszugehen und zu einer systematischen Anordnung von Symptomen zu gelangen, sowie die Geisteskrankheit unter Verweis auf verborgene Kausalität »objektiv« erklären zu können.

Indem die Psychiater die Degenerationstheorie akzeptierten vollzogen sie eine Abkehr von Milieutheorien und anderen optimistischen Annahmen der Sozialreformer: Das Bild der menschlichen Natur, das die Aufklärungsphilosophie entworfen hatte und das eine fundamentale Gemeinsamkeit aller Menschen behauptete, wurde von einer zunehmenden Betonung der Heredität, der angeborenen Unterschiede und einer »natürlichen« Hierarchie verdrängt. Allerdings sahen viele keinen widerstreitenden Gegensatz zwischen Heredität und Milieu; es gab Theorien der Degeneration, die beanspruchten, gerade das Zusammenspiel beider Faktoren zu erklären. Das Konzept der Degeneration war weniger darwinistisch als lamarckistisch, denn es war Lamarck, der behauptete, dass die Evolution sich über die Einwirkung der Umwelt und der somatischen Veränderungen auf die Reproduktionszellen vollziehe; erworbene Eigenschaften könnten demnach auf künftige Generationen übertragen werden.

In der Nachfolge von Morel glaubte Krafft-Ebing, dass die besonderen Anforderungen der modernen Zivilisation an das Nervensystem für die Zunahme von Geistesstörungen verantwortlich sei und dass ferner erworbene Defekte durch »belastete« Verwandte ererbt werden könnten. In einem Vortrag im Wiener *Volksbildungsverein* erklärte Krafft-Ebing, dass der kulturelle und moralische Fortschritt von der organischen Entwicklung des Nervensystems und besonders des Gehirns sowie der Vererbung intellektueller Fähigkeiten abhänge: »Da Cultur und Gesittung das Product der jeweiligen Entwicklungshöhe von Bau und Leistungsfähigkeit des Gehirns sind, ist es klar, dass fortgeschrittene Zustände dem Urahnen oder dem Wilden ebenso unfassbar sein müssen, als wir uns heute in niedere Formen der Cultur und Gesittung hineindenken können. Man könnte zwar einen jungen Südseeinsulaner durch Dressur zu einem äusserlich gesitteten Europäer machen, aber seine Vorliebe für Menschenfleisch in Ekel umzuwandeln, den dem Culturmenschen angeborenen Sinn für Schamhaftigkeit in ihm zu wecken, wäre ebensowenig durch Erziehung während seiner kurzen Lebenszeit möglich, als etwa unseren pfahlbäuerischen Urahnen für die Herrlichkeiten unserer Kunstmuseen empfänglich zu machen.« (Krafft-Ebing 1892c: 2)

Degeneration war zum einen ein Modell zur Erklärung von Krankheiten, zugleich war sie aber auch eine diagnostizierbare Erkrankung.[1] Obwohl Krafft-Ebing glaubte, dass Perversionen manchmal infolge von ungünstigen Milieubedingungen, Verführung und schlechten Angewohnheiten wie der Masturbation erworben werden konnten, betonte er immer deutlicher, dass viele Sexualstörungen wie auch viele Geisteskrankheiten angeboren seien. Mit seiner biogenetischen Theorie trat er so in einen Gegensatz zu assoziationstheoretischen Ansichten von Psychiatern wie Alfred Binet (1857 – 1911) und Albert von Schrenck-Notzing (1862-1929), die meinten, dass die meisten sexualpathologischen Erkrankungen durch den Einfluss bestimmter zufälliger Ereignisse ausgelöst würden. Krafft-Ebing folgte dabei Morels Sicht auf die »pathologische Familie«, und mit der Übernahme der sogenannten »anthropologischen« Methode, der Konstruktion von Familienstammbäumen, erhielt die Heredität einen zentralen Stellenwert in den Krankengeschichten vieler seiner Patienten. Degeneration wurde der grundlegende explikatorische Begriff in Krafft-Ebings erster systematischen Arbeit zur Sexualpathologie »Ueber gewisse Anomalien des Geschlechtstriebs und die klinisch-forensische Verwerthung derselben als eines wahrscheinlich functionellen Degenerationszeichens des centralen Nervensystems«. Der Aufsatz, der 1877 im führenden Fachjournal, dem *Archiv für Psychiatrie und Nervenkrankheiten* erschien, kann als der direkte Vorgänger der *Psychopathia sexualis* bezeichnet werden. Indem er sich der vorherrschenden klinisch-anatomischen Sichtweise der Psychiatrie anschloss, die Geistesstörungen im Nervensystem und speziell im Großhirn lokalisierte, nahm Krafft-Ebing an, dass Perversionen angeboren seien und dass die Degeneration die zugrundeliegende Ursache sei.

Krafft-Ebings anfängliches Ordnungsschema unterschied eine quantitative und eine qualitative Klasse sexueller Abnormitäten. Die erste Gruppe umfasste das Fehlen und die krankhafte Steigerung, sowie das unzeitgemäße Auftreten des Sexualtriebes im Kindes- oder Greisenalter, während die zweite Gruppe die eigentlichen Perversionen enthielt. Vermutlich wollte er seinem Werk einen gelehrteren Anstrich geben, als er in der ersten Auflage der *Psychopathia sexualis* für diese Kategorien lateinische Ausdrücke wählte: »Anaesthesia sexualis«, »Hyperaesthesie«, »Paradoxie« und »Paraesthesie«. In der letzten Kategorie hatte er 1877 drei Untergruppen vorgesehen: Lustmord, Nekrophilie und konträre Sexualempfindung.[2] Obwohl Gleichgeschlechtlichkeit der letzten Gruppe zugeordnet ist,

[1] Krafft-Ebing unterschied bei den Geisteskrankheiten »psychische Entartungen« und erworbene Psychoneurosen. »Die hereditäre Degeneration ist nur eine, allerdings besonders wichtige Seite des degenerativen Irreseins überhaupt, das aber auch durch erworbene Degenerescenz (Trauma, Hirnkrankheiten, Entwicklungsanomalien etc.) seine Entstehung finden kann.« (Krafft-Ebing 1897: 278)

[2] Innerhalb der Perversionen differenzierte er später nach dem Ziel oder dem Objekt des sexuellen Begehrens. In seinem letzten Klassifikationsschema aus den neunziger Jahren enthielt die erste Subkategorie Sadismus, Masochismus, Fetischismus und Exhibitionismus, während die zweite Gruppe konträre Sexualempfindung, Pädophilie, Zoophilie und Gerontophilie umfasste.

darf man konträre Sexualempfindung nicht mit dem verwechseln, was heute als Homosexualität bezeichnet wird. Während heute Homosexualität als eine gleichgeschlechtliche Objektwahl gilt, verstand Krafft-Ebing und die meisten seiner Kollegen unter Gleichgeschlechtlichkeit, die damals häufiger als »Uranismus«, »Konträrsexualität« oder »Inversion« und weniger als »Homosexualität« bezeichnet wurde, eine biologische und psychologische Mischung aus Männlichkeit und Weiblichkeit. Homosexuelle Orientierung war mit invertierter sexueller Identität vergesellschaftet; unter der Rubrik der konträren Sexualempfindung waren gleichfalls verschiedene bio- und psychologische Verbindungen von Maskulinität und Femininität subsumiert, die in unserem Jahrhundert zunehmend als radikal verschiedene Phänomene wahrgenommen wurden und als Hermaphroditismus, Androgynie, Transvestitismus und Transsexualität figurieren.

Krafft-Ebings Interesse an der gleichgeschlechtlichen Liebe war von dem deutschen Juristen Karl Heinrich Ulrichs (1825 - 1895) angeregt worden, der 1864 das Konzept des Uranismus entwickelt hatte, fünf Jahre bevor der deutsch-ungarische Autor Karl Maria Kertbeny (1824 – 1882) den Ausdruck Homosexualität prägte.[1] Die Bezeichnungen »Uranismus« und »Homosexualität« hatten also eine nichtmedizinische protoemanzipatorische Herkunft: Ulrichs und Kertbeny verteidigten die gleichgeschlechtliche Liebe und forderten die Beseitigung der Strafbarkeit sogenannter »widernatürlicher Unzucht«. Von 1864 bis 1880 publizierte Ulrichs ein Dutzend Broschüren, in denen er darlegte, dass Uranismus eine natürliche Erscheinung sei, die er als eine Art Seelenwanderung erklärte: eine weibliche Seele in einem männlichen Körper und umgekehrt. Nicht nur für Krafft-Ebing waren Ulrichs' Schriften eine Quelle der Inspiration, sondern auch für den Psychiater Karl Westphal (1833 - 1890), der 1869 die erste Studie über konträre Sexualempfindung vorlegte. Die Erklärungen der Gleichgeschlechtlichkeit, die Ulrichs und die Psychiater boten, problematisierten den traditionellen Dualismus von Natürlichkeit und Widernatürlichkeit. Zum einen war die Liebe der Urninge wie die Liebe zwischen Mann und Frau, da sich in beiden Fällen ein männliches und ein weibliches Element wechselseitig anzogen. Krafft-Ebings Erklärung der Homosexualität als Form einer Inversion zeigt, wie im 19. Jahrhundert sexuelle Anziehung niemals ohne eine körperliche oder seelische Polarisierung und Zuordnung männlicher und weiblicher Elemente gedacht werden konnte. Andererseits war Uranismus pathologisch, weil sich darin eine abnorme invertierte Physiologie oder Psychologie manifestierte. Krafft-Ebing neigte dazu, Inversion und Degeneration gleichzusetzen, weil die Degeneration eine »inverse Tendenz« zur Aufhebung von Differenzierungen enthielt.[2]

Krafft-Ebing gründete seine Sexualpathologie anfänglich auf eine vergleichsweise kleine Zahl von Fällen, die er oft nur der (französischen) medizinischen und kriminalistischen Fachlitertur entnommen hatte. Neue Perversionskategorien wurden erfunden und mit der Publikation von Fallgeschichten in mehr oder weniger systematischer Weise untermauert. In den achtziger Jahren erschien eine zunehmende Zahl von Artikeln über konträre Sexualempfindung, die umfangreiche Fallstudien und Autobiografien enthielten, und Krafft-Ebing erweiterte am Ende des Jahrzehnts seine Taxonomie um neue Perversionen, die er in der *Psychopathia sexualis* beschrieb, wie etwa in der vierten Auflage (1889) den Fetischismus. Krafft-Ebing bezog sich hier auf den italienischen Kriminologen Cesare Lombroso (1836 – 1909) — Lombroso hatte Fetischismus

[1] In seinem Buch *Critische Pfeile* (Leipzig 1880, S. 92) zitiert Karl Heinrich Ulrichs aus einem Brief, den ihm Krafft-Ebing 1879 geschrieben hatte: »Von dem Tage an, wo Sie mir — ich glaube, es war 1866 — Ihre Schriften zusandten, habe ich meine volle Aufmerksamkeit der Erscheinung zugewendet, welche mir damals ebenso räthselhaft war als interessant; und die Kenntniß Ihrer Schriften allein war es, was mich veranlaßte zum Studium in diesem hochwichtigen Gebiet und zur Niederlegung meiner Erfahrungen in dem Ihnen bekannten Aufsatz im (Berliner) *Archiv für Psychiatrie*.« Ulrichs zitierte häufig aus Krafft-Ebings Werken, besonders um zu unterstreichen, dass die zeitgenössische Psychiatrie die Homosexuellen nicht länger als sündhaft oder verbrecherisch ansah und dass Krafft-Ebing diese »humanitäre« Sichtweise unterstützte. Später bezeichnete Ulrichs Krafft-Ebing auch als einen seiner wissenschaftlichen Gegner: »Meine wissenschaftlichen Gegner sind meist Irrenärzte. So z. B. Westphal, v. Krafft-Ebing, Stark. Sie haben ihre Beobachtungen gemacht an Urningen, welche sich in Irrenanstalten befanden.« (*Critische Pfeile*, S. 96)

[2] Krafft-Ebing wollte seine Theorie der Inversion mit der embryologischen Forschung und den Evolutionstheorien seiner Zeit begründen. Erstere betonte die sexuelle Undifferenziertheit oder Neutralität des menschlichen Embryos in seiner frühen Phase, während letztere nahelegten, dass primitiven Lebensformen eine sexuelle Differenzierung fehle. Aus ontogenetischer wie phylogenetischer Perspektive glaubten viele Biologen, dass männliche und weibliche Körpermerkmale aus einem Differenzierungsprozess hervorgehen, der von einem anfänglichen Zustand sexueller Neutralität oder potentieller Hermaphrodisie herausentwickle. Seit Mitte der neunziger Jahre zeigte Krafft-Ebing ein wachsendes Interesse an einer »Bisexualitäts»-Hypothese zur Erklärung der Homosexualität. Er bezog sich hierfür auf Arbeiten der amerikanischen Ärzte James G. Kiernan (1852 – 1923) und G. Frank Lydston (1857 – 1923) sowie des französischen Forschers Julien Chevalier. (Krafft-Ebing 1895) Nach Kiernan haben männliche Homosexuelle ein weibliches Gehirn. Während Kiernan Homosexualität als evolutionären Atavismus bezeichnete — phylogenetisch erklärbar als eine der unterschiedlichen Arten von Hermaphroditismus, die als Rückfall auf frühe Evolutionsstufen der menschlichen Gattung vorkommen —, war Lydston der Ansicht, dass es sich um einen Rückschlag auf ein frühes ontogenetisches Embryonalstadium sexueller Indetermination handele. Chevalier meinte, dass das ursprüngliche bisexuelle Potential des Embryos zusammen mit dem Hermaphroditismus entwicklungsgeschichtlicher Vorläufer der menschlichen Spezies die Homosexualität erklären könne. In Phylogenese wie Ontogenese gebe es einen fortwährenden Kampf zwischen männlichen und weiblichen Elementen.

als Erklärungsmodell in seiner Einleitung zur italienischen Ausgabe der *Psychopathia sexualis* verwendet — und in späteren Auflagen auf den französischen Psychiater Binet, der tatsächlich der erste war, der dem Wort »Fetisch« eine sexuelle Bedeutung beilegte.

Obwohl Krafft-Ebing Lombrosos Werk gut kannte, scheint Lombroses Lehre vom Atavismus seine Theorie nicht beeinflusst zu haben. Lombroso seinerseits versuchte in der italienischen Übersetzung der *Psychopathia sexualis* beide Theorien zu verbinden.

Binet erklärte den Fetischismus, indem er sowohl erbliche Dispositionen und psychologische Mechanismen annahm. Als er 1888 Fetischismus als sexuelle Perversion einführte, war es zuvor nur von Anthropologen verwendet worden, die »primitive« Formen der Religion, speziell den Animismus erforschten. (Zum Fetischismuskonzept vgl. Pettinger 1993.)

Bereits publizierte Fälle wurden neuinterpretiert und neue Fälle wurden hinzugefügt, um die erotische Obsession von Körperteilen (besonders Hände und Füße), Körperbehinderungen, Haaren, Schuhen, Nachthauben, Handschuhen, Toilettenartikeln, Damenunterwäsche, Pelzen, Samt und Seide zu theoretisieren. Das 1890 erstmals erschienene Werk *Neue Forschungen auf dem Gebiete der Psychopathia sexualis* führte die neuen Begriffe »Sadismus« und »Masochismus« ein, die Krafft-Ebing als die elementarsten Formen psychosexueller Perversion ansah. Damit hatte Krafft-Ebing mehr als nur eine terminologische Ausweitung vorgenommen, die er in die sechste Auflage der *Psychopathia sexualis* (1891) einsetzte, darüberhinaus war ein entscheidender Schritt getan weg von der dominierenden forensischen und physiologischen Sichtweise hin zu einer bedeutend umfassenderen Betrachtung einer allgemeinen Psychologie der menschlichen Sexualität.

Krafft-Ebings Forschungen zur Sexualpathologie waren kein isoliertes Phänomen. Im letzten Jahrhundertdrittel versuchten, besonders in Frankreich und Deutschland, zahlreiche Ärzte das umfangreiche Gebiet des devianten Sexualverhaltens, das sie zu entdecken begannen, zu ordnen und zu erklären. Gemeinsam mit einigen anderen international bekannten Psychiatern trug Krafft-Ebing wesentlich zur Entstehung eines öffentlichen Diskurses über Sexualität bei, so dass zur Jahrhundertwende die Perversionen wahrgenommen und diskutiert werden konnten. Mehrere Taxonomien wurden entwickelt, doch war es diejenige, die sich um 1890 in der *Psychopathia sexualis* herausbildete, die sich nicht nur bei Medizinern durchsetzte, sondern auch ins Alltagsbewußtsein eindrang. Obgleich Krafft-Ebing sich auch mit Satyriasis, Nymphomanie, Voyeurismus, Exhibitionismus, Zoophilie, Pädophilie, Gerontophilie, Nekrophilie, Urolangie, Koprolangie und viele andere Abweichungen vom üblichen Sex beschäftigte, unterschied er doch vier quasi Hauptperversionen: Sadismus, Masochismus, Fetischismus und konträre Sexualempfindung (oder Inversion).

III

Die *Psychopathia sexualis* wird nicht nur häufig als Höhepunkt der Medikalisierung der Sexualität bezeichnet, sie gilt auch bei manchen Historikern als typischer Ausdruck bourgeoiser Moral und viktorianischer Heuchelei. Es gibt gewiss einiges, das für ein solches Urteil spricht. Auf den ersten Seiten seines Buches beschrieb Krafft-Ebing unkontrollierbare Sinnlichkeit als schwere Bedrohung der Zivilisation; die Menschheitsgeschichte sei ein ständiger Kampf zwischen Wollust und Moral. Und tatsächlich umgab er die Sexualität mit einer Aura des Pathologischen, besonders wenn er die gängigen Stereotype seines Jahrhunderts über Masturbation und Weiblichkeit übernimmt. Immer wieder betont er, dass Masturbation — für ihn zugleich Ursache und Symptom nervöser Störungen — und kindliche Sexualität die wichtigsten Faktoren für die Ätiologie der Perversionen sei. Auch war er überzeugt davon, dass Frauen, obwohl völlig beherrscht von den Funktionen ihrer Geschlechtsorgane, kein sexuellen Empfindungen hätten und, anders als die Männer, zur Monogamie neigten. »Wäre dem nicht so«, schrieb er, »so müsste die ganze Welt ein Bordell und Ehe und Familie undenkbar sein«. (Krafft-Ebing 1886: 10) Männliche Sexualität, die stets auf Entladung von Spannung gerichtet sei, soll viel schwerer zu kontrollieren sein. Es war Krafft-Ebings Überzeugung, dass der Verkehr mit Prostituierten für die Männer befriedigend sei; zuweilen forderte er männliche Patienten zum Besuch einer Prostituierten auf, damit sie »normalen« Geschlechtsverkehr haben könnten.

Eine genauere Lektüre von Krafft-Ebings Schriften macht jedoch deutlich, dass sie zahlreiche Widersprüche und Zweideutigkeiten enthalten. Sie lassen sich nicht auf eine bloße medizinsiche und moralische Disqualifizierung sexueller Abweichungen reduzieren. Seine Sichtweise war alles andere als statisch und einheitlich, und er erhob nie den Anspruch, letztgültige Aussagen getroffen zu haben. Zwischen 1877 und 1902 veränderte sich Krafft-Ebings sexologische Methodik von einer forensischen hin zu einer klinischen Perspektive, und der somatologische Interpretationsrahmen verschob

sich mehr und mehr ins Psychologische. Ferner gab es einen Perspektivwechsel weg von der Klassifizierung eindeutig abgrenzbarer Krankheitskategorien hin zu einem Bemühen, die »normale« Sexualität im Zusammenhang mit den Perversionen zu verstehen, die er sich nur noch als Extremwerte auf einem Kontinuum von Gesundheit und Krankheit, von Normalität und Abnormalität vorzustellen versuchte. Die Ambivalenzen, die seine sexologische Konzeption seit den neunziger Jahren auszeichneten, waren äußerst vielfältig. Während die Differenzierung von gesunder und pathologischer Sexualität mit der Fortpflanzung als entscheidendem Prüfstein die Grundlage seines Werkes blieb, wurden in seiner Diskussion der vier Hauptperversionen die Barrieren zwischen dem Normalen und dem Abnormen zunehmend unterlaufen. Sadismus, Masochismus und Fetischismus waren nicht nur Krankheitskategorien, sondern zugleich Ausdrücke zur Bezeichnung von Extremen auf einer kontinuierlichen Skala von Gesundheit und Krankheit, die Aspekte der »normalen« Sexualität erklären konnten.

So erklärte er beispielsweise, dass Sadismus und Masochismus der normalen männlichen und weiblichen Sexualität inherent seien, da erstere zu Aktivität und Aggressivität neige, während letztere passiver und unterwürfiger Natur sei. Daraus schloss er, Sadismus sei im Grunde eine pathologische Überschreitung der normalen Sexualpsychologie der Männer, während Masochismus eine Übertreibung der weiblichen Sexualnatur sei. Er schloss weiter, dass Sadismus eine wesentlich männliche Störung sei und Masochismus eine weibliche. (Da aber die meisten seiner Fälle masochistische Männer waren, nahm Krafft-Ebing an, Masochismus bei Männern sei mit der Inversion verknüpft.) In seiner Sicht war die Grenze zwischen Sadomasochismus und »normaler« Heterosexualität nicht undurchlässig; der Unterschied war eher quantitativ als qualitativ. Eine ähnliche Überlegung betraf den Fetischismus. Nach Krafft-Ebing war Fetischismus Bestandteil der normalen Sexualität, weil der individuelle Charakter sexueller Anziehung und, damit verbunden, monogame Liebe auf der Unterscheidung von besonderen physischen und mentalen Eigenschaften des Partners beruhe.

Normale Sexualität zeigte sich mit Zügen des perversen Begehrens ausgestattet, und die Grenzlinien zwischen Männlichkeit und Weiblichkeit verschwammen in der *Psychopathia sexualis*. Die Inversion, die den Abgrund zwischen dem aktiv fordernden Männlichen und dem passiv empfangenden Weiblichen überspannte, beanspruchte einen bedeutenden Platz in Krafft-Ebings Sexualpathologie. Die ausgiebige Erörterung der vielen Formen von körperlicher und seelischer Inversion warf ein bezeichnendes Licht auf das fragwürdige und idiosynkratische Wesen der Geschlechterdifferenzierung und machte deutlich, dass absolute Männlichkeit und Weiblichkeit vielleicht nur leere Abstraktionen sind. Sowohl phylo- wie ontogenetisch war der Mensch ursprünglich bisexuell.Trotz aller Bemühung, Perversion und Normalität voneinander abzugrenzen, gab es in der *Psychopathia sexualis* eine Tendenz, die Distinktion zwischen verschiedenen Arten des Verlangens auszuhöhlen und die diversen Formen normaler und unnormaler Sexualität als äquivalent und austauschbar darzustellen und so die klaren Grenzen zwischen Gesundheit und Perversion zu verwischen.

Die psychiatrischen Theorien eröffneten damals einen neuen Kontinent des Wissens nicht allein, weil sie sexuelle Anomalien als Krankheiten statt als Sünden, Verbrechen oder Dekadenz ansahen, zudem verdeutlichten sie die Signifikanz der Sexualität für das Individuum wie für die Gesellschaft, was die Notwendigkeit ihrer Erforschung begründete. Krafft-Ebing verwies zwar stets auf die Gefährdung, die von den Sexualinstinkten für die Zivilisation ausging, zugleich aber hob er auch ihre konstruktive Rolle in Kultur und Gesellschaft hervor.

»Mit Recht bezeichnet Maudsley (Deutsche Klinik 1873, 2.3) die geschlechtliche Empfindung als die Grundlage für die Entwicklung der socialen Gefühle [...] Jedenfalls bildet das Geschlechtsleben den gewaltigen Factor im individuellen und socialen Dasein, den mächtigsten Impuls zur Bethätigung der Kräfte, zur Erwerbung von Besitz, zur Gründung eines häuslichen Heerdes, zur Erweckung altruistischer Gefühle, zunächst gegen eine Person des anderen Geschlechts, dann gegen die Kinder und im weiteren Sinn gegenüber der gesammten menschlichen Gesellschaft So wurzelt in letzter Linie alle Ethik, vielleicht auch ein guter Theil Aesthetik und Religion in dem Vorhandensein geschlechtlicher Empfindungen.« (Krafft-Ebing 1886: 1-2) Jede Liebe als ein soziales Bindemittel war innerlich sexuell: »Bei aller Ethik, deren die Liebe bedarf, um sich zu ihren wahren und reinen Gestalt zu erheben, bleibt ihre stärkste Wurzel gleichwohl die Sinnlichkeit. Platonische Liebe ist ein Unding, eine Selbsttäuschung, eine falsche Bezeichnung für verwandte Gefühle.« (Krafft-Ebing 1886: 11)

Das Verlangen nach körperlicher und seelischer Vereinigung mit einem Partner bewertete er als Selbstzweck, und seine Diskussion der gleichgeschlechtlichen Liebe machte deutlich, dass die Erzeugung von Nachkommen nicht mehr als unantastbare Norm zu gelten hatte. Bezeichnenderweise erwähnte Krafft-Ebing bei seiner Diskussion der Anomalien nicht die Empfängnisverhütung. Die ausschließlich Natürlichkeit des Fortpflanzungsinstinkts wurde problematisch. Tatsächlich wies er der Befriedigung der Sinnlichkeit den Primat zu. Die neue Domäne des Wissens, die sich mit der Sexualpathologie auftat, war bevölkert von Indivi-

duen, die nach Befriedigung verlangten. Als das idiosynkratische Verlangen von der Fortpflanzungsfunktion abgetrennt und vollkommen divergente Fantasievorstellungen sexualisiert wurden, erforderte dies einen neuen Unterscheidungsmodus zwischen dem Normalen und dem Abnormen. Innerhalb der Sexualpathologie führte Krafft-Ebing immer neue und subtilere Differenzierungen ein, wie die zwischen gutartigen und perniziösen, pathetischen und schrecklichen, harmlosen und gefährlichen, sozialintegrativen und kriminellen, respektabelen und unanständigen, verzweifelten und skrupellosen »Perversen«. Soweit es den Beziehungsaspekt der Sexualität betraf, neigte Krafft-Ebing am Ende seines Lebens dazu, die Homosexualität als gleichwertig mit der Heterosexualität und somit nicht als Krankheit zu betrachten. Der implizite Wechsel von der Reproduktion zum Affekt als dem Hauptzweck der Sexualität könnte das Phänomen erklären, dass im 20. Jahrhundert die Dichotomie heterosexuell/homosexuell zum dominanten Einteilungsschema für sexuelle Orientierungen aufsteigen sollte, obwohl Krafft-Ebings Taxonomie sowie andere Klassifikationen der Jahrhundertwende diese Entwicklung nicht vorbereiteten. Der Sexologe Albert Moll, mit dem Krafft-Ebing in den neunziger Jahren im regelmäßigen Briefwechsel stand, von dem ihm mehrere Fallgeschichten zur Verfügung gestellt wurden und der die letzten beiden Auflagen der *Psychopathia sexualis* besorgte, hatte das Begriffspaar »Kontrectationstrieb« (Anziehung) und »Detumenszenz« (Entspannung) eingeführt, um die von ihm so genannte »Libido sexualis« zu analysieren. Ersterer bezog sich auf die sozialen Bedürfnisse, letzterer auf den eigentlichen Sexualakt. In seinen *Untersuchungen über die Libido sexualis* (1897), die in vielfacher Hinsicht an Krafft-Ebings Überlegungen anknüpften, trennte Moll ausdrücklich den sexuellen Impuls von der Reproduktion.

Zuweilen wurde auf den Gegensatz zwischen Krafft-Ebings biologischer und Freuds psychologischer Sicht der Sexualität hingewiesen. Krafft-Ebing hat sich tatsächlich, beeinflusst vom Konzept der Degeneration und von biologischen Theorien, die eine Gehirn-Rückenmarks-Topografie der Geisteskrankheiten anstrebten, als »materialistischer« Psychiater gesehen. Aber letztlich kann man seine Sicht der Sexualität nicht hinreichend als biologisch charakterisieren, denn schon in der *Psychopathia sexualis* besteht eine auffällige Inkonsistenz zwischen physiologischen Erklärungen, die den Sexualtrieb im Nervensystem und in einem »psychosexuellen Zentrum« des Gehirns[1] lokalisieren wollten, und Krafft-Ebings klinischen Beschreibungen der Perversionen. Obwohl er in seinen Fallgeschichten oft körperliche Untersuchungen der Patienten einschließlich Schädelmessungen erwähnt, und sogar von hirnanatomischen Untersuchungen von bei der Behandlung Verstorbener die Rede ist, war dies nicht sehr relevant für seine Klassifikation und Definition der Perversion.

Als er um 1890 Fetischismus, Sadismus und Masochismus einführte, verschob sich die Perspektive von einem physiologischen zu einem mehr psychologischen Verständnis. Weder körperliche Merkmale noch das Verhalten waren jetzt für die Diagnose einer Perversion maßgeblich, wichtiger wurde der individuelle Charakter, die Lebensgeschichte und die inneren Empfindungen: das Gefühlsleben, die Träume und Fantasien. »Die Entscheidung liegt [...] in der Zurückführung der Tat auf ihre psychologischen Motive (Abnormität des Vorstellens und Fühlens).« (Krafft-Ebing 1912: 375) Besonders typisch für dieses psychologische Verständnis der Sexualität waren seine Erklärungen der konträren Sexualempfindung, des Masochismus und des Fetischismus. Die konträre Sexualempfindung bewies, dass das biologische Geschlecht die »psychosexuelle Persönlichkeit« und die sexuelle Präferenz nicht determinierte; viele Urninge beharrten darauf, dass ihre körperliche Erscheinung durchaus männlich sei trotz ihrer weiblichen Gefühle und Wünsche. In Krafft-Ebings Definition des Masochismus war die Unterscheidung von Verhalten und Imagination entscheidend. Wichtiger als der erlebte körperliche Schmerz war für die Masochisten das innere Gefühl, beherrscht und misshandelt zu werden; diese Perversion war tatsächlich vor allem Vorstellung und Fantasie. Und schließlich konnten Dinge nur dann als individuelle Fetische angesehen werden, wenn man den von Binet eingeführten psychologischen Mechanismus der Assoziation heranzog: Diese Personen hatten ihr Sexualempfinden erstmals bei einer spezifischen Gelegenheit erlebt und das Erlebnis dann in ihrer Vorstellung fixiert.

Zwar blieben die grundlegenden Ursachen der Perversionen weiterhin Degeneration und Heredität, aber dennoch verlagerte Krafft-Ebing die medizinische Diskussion weg von zusammenhängenden physiologischen Ereignissen hin zu einer eher psychologischen Auffassung. Perversionen waren weniger in körperlichen als in funktionellen Störungen begründet. Dieser neuartige psychiatrische Ansatz ermöglichte, funktionelle Erkrankungen als Störung eines nicht physiologisch in Organen oder Geweben lokalisierbaren Instinkts aufzufassen. Historiker der Psychiatrie und vor allem der Psychoanalyse betrachteten Krafft-Ebing häufig als typischen Repräsentanten der Wiener Schule der medizinischen Psychiatrie, die eine somatische Sicht auf die Geisteskrankheiten hervorhob. Es entwickelte sich hier jedoch eine Art Selbstemanzipation der Sexualpathologie aus der Vorherrschaft einer somatischen

[1] Es waren Phrenologen, die den Sexualinstinkt als erste im Kleinhirn lokalisierten und behaupteten, er sei keine Funktion der Sexualorgane, sondern des Gehirns. Vgl. Shortland 1987; Lynch 1985; s.a. Wettley 1959.

Betrachtungsweise in der Psychiatrie. Hier kündigt sich bereits Freuds Konzept der Sexualität an.[1] Wie Freud verstand er die menschliche Sexualität als grundsätzlich verschieden von der instinktmäßigen Sexualität der Tiere. Ausgangspunkt seiner Überlegungen war vor allem das, was ihm seine Patienten erzählten, weshalb den (auto)biografischen Berichten eine derart große Bedeutung in seinem Werk zukam. Und weil sich in seinen Fallgeschichten eine neuartige Individuierung und Psychologisierung von Sexualität manifestiert, bilden sie ein zentrales Moment der Konstituierung eines modernen Sexualitätskonzepts. Andere Forscher haben den sexuellen Modernismus vor allem als Reaktionsbildung gegen die viktorianische Verbotsmoral interpretiert.[2] Ich möchte hingegen vorschlagen, weniger eine Ideologie der sexuellen Befreiung als zentral für die »Modernisierung« der Sexualität anzusehen als vielmehr eine epistemologische Transformation und die Emergenz sexueller Identität.

Der Widerspruch zwischen dem dominanten theoretischen Konzept von Geisteskrankheit als organischer Störung und der klinischen Praxis, für die psychologische Symptomatik und Heilbehandlung im Vordergrund stand, war in der Psychiatrie am Ende des 19. Jahrhunderts weit verbreitet. Die selbstverständliche Vereinnahmung der Geistesstörungen für den Geltungsbereich der Medizin sowie die wissenschaftliche Glaubwürdigkeit dieser neuen medizinischen Fachrichtung verlangte gewisse Zugeständnisse an den Positivismus und ein Konzept von Geisteskrankheit als organischer Störung des Gehirns oder des Nervensystems. Die somatisch-pathologische Sicht war besonders in Deutschland stark vertreten, wo seit den sechziger Jahren eine neue Generation von Psychiatern an den Universitäten der philosophisch und theologisch inspirierten Psychiatrie der Romantik opponierten. Gleichzeitig wurde die medizinische Identität des Faches Psychiatrie zunehmend problematisiert, weil die Entwicklungen in der Neuropathologie keine Anhaltspunkte dafür boten, dass Geistes- und Verhaltensstörungen auf ein organisches Substrat zurückgeführt werden könnten. Obwohl die ersten positiven Ergebnisse der Gehirnforschung, beispielsweise zur Dementia paralytica, überaus enthusiastisch begrüßt wurden, boten sie keinerlei Anknüpfungspunkte für die Therapie. Hinzu kam, dass die Psychiater, selbst wenn sie sich mehr und mehr in Richtung auf die somatische Medizin orientierten, dennoch zunehmend durch die Expansion ihres Faches zu Schlussfolgerungen gezwungen waren, die das Gegenteil von dem ergaben, was sie eigentlich beabsichtigten. Das Interesse der Psychiater an einer Anzahl damals neu entdeckter Krankheiten wie Hysterie, Neurose und Psychopathie, für die kein organischer Befund vorlag, verlangte geradezu danach, dass die Bedeutung, wenn nicht gar Autonomie einer psychischen Kausalität zur Kenntnis genommen werden musste.

Anscheinend war es dieser Punkt, der Psychiater wie Krafft-Ebing veranlasste, die Bedeutung psychologischer Symptome und Heilmethoden in der klinischen Praxis zu betonen. Manche klinische Psychiater versuchten dem Dilemma zwischen (verborgenen) organischen Ursachen und psychologischen Symptomen auszuweichen, indem sie die individuellen Geschichten der Geisteskranken daraufhin untersuchten, ob dort nicht die Entstehung der Krankheit zu entdecken wäre. Zwischen 1880 und 1914 konkurrierten in der klinischen Psychiatrie eine psychologische mit einer anatomischen Richtung. Als am Ende des 19. Jahrhunderts die Nachfrage nach psychologischer Beratung wuchs, mag dies damit in Zusammenhang gestanden haben, dass die naturwissenschaftlich geschulten und von den neuen bakteriologischen Theorien über ansteckende Krankheiten beeinflussten Ärzte nicht mehr so bereit waren wie früher, den endlosen Berichten ihrer Patienten über deren Beschwerden zuzuhören. Vor Freud hatten Janet, Binet und Ribot in Frankreich die psychologische Analyse als neues therapeutisches Ideal und das bloße Zuhören als neue Spezialität definiert. Die mehr autoritären Verfahren der »moral treatment« und der Hypnose, die beide von Krafft-Ebing angewendet wurden, gerieten in den neunziger Jahren zunehmend in die Kritik. Diese Entwicklung kann ebenfalls als Teil der Professionalisierungsbemühungen der Psychiater angesehen werden: eine expansive Bewegung in der Psychiatrie zur Verbreiterung und Vervielfältigung ihrer Betätigungsfelder außerhalb der Irrenanstalten. Die Psychiatrie begann sich Patienten mit nur leichten Geistesstörungen zu suchen mit relativ milden neurotischen Verwirrtheiten, bei denen keine Unterbringung in einer Anstalt erforderlich war, Individuen, die als unauffällige Bürger gelten konnten und die öffentliche Ordnung nicht störten, die zu Hause leben und von Zeit zu Zeit ihren Nervenarzt aufsuchen konnten. Indem die Psychiater so die

---

[1] Obwohl Krafft-Ebing 1896 Freuds Verführungstheorie in einer Versammlung der Wiener Gesellschaft für Psychiatrie und Neurologie als »wissenschaftliches Märchen« kritisierte und obwohl der der Ansicht war, Freud würde seine Theorien nicht empirisch überprüfen, scheint zwischen beiden ein gutes kollegiales Verhältnis bestanden zu haben. Freud erhielt stets Widmungsexemplare von Krafft-Ebings wichtigen Neuerscheinungen, und Krafft-Ebing unterstützte Freuds Ziel einer Professur an der Wiener Universität. (s. Hauser 1992, 147-153; zu Krafft-Ebings Einfluss auf Freud: Sulloway 1979; Swales 1983, Gay 1988: 136 ff.) Es müsste klar sein, dass Freud in der wissenschaftlichen Diskussion über Sexualität keineswegs ein radikaler Pionier war. Freud stützte sich auf medizinische Sexualtheorien, die zwischen 1870 und 1900 entstanden waren.

[2] Nach Robinson (1976) war nicht Krafft-Ebing, sondern Henry Havelock Ellis mit seinen *Studies in the Psychology of Sex* (1897-1910) der zentrale Vertreter des modernen Sexualethos der Jahrhundertwende, weil er die Sexualität weder für eine Bedrohung der Moral noch für einen Verlust vitaler Energie hielt. Vgl. Showalter 1991; Davidson 1987 und 1990.

Bedürfnisse einer wohlhabenden Klientele ansprachen, schufen sie sich die Möglichkeit zur Eröffnung von Privatpraxen.

IV

Wie bereits erwähnt, war die *Psychopathia sexualis* mit Hunderten von Fallgeschichten und autobiografischen Berichten illustriert. Die letzte Auflage, die Krafft-Ebing noch selbst besorgen konnte, enthielt etwa 250 solcher Texte. Während er in früheren seiner Werke viele solcher Fälle aus der übrigen Literatur übernahm — von den 47 Fallgeschichten in der ersten Auflage der *Psychopathia sexualis* kamen nur sechs von seinen eigenen Patienten — oder die Fälle von Straftätern verwendete, die er als Gerichtssachverständiger kennengelernt hatte, kamen im Laufe der Zeit immer mehr Fälle von Patienten aus den Anstalten oder Universitätskliniken in Graz oder Wien hinzu, in denen er die Leitung inne hatte. Auch Personen, die an Krafft-Ebing als Privatpatienten konsultiert hatten, waren vertreten, und solche, die sich schriftlich an ihn gewandt hatten, weil sie in den veröffentlichten Fallgeschichten Ähnlichkeiten mit sich selbst zu erkennen glaubten. Einige von ihnen schickten ihre Autobiografie zur Verwendung in der *Psychopathia sexualis*. Während die meisten frühen Fälle eher kurz und sachlich ausfielen, enthielten spätere Auflagen extensivere Schilderungen. Die veröffentlichten Lebensselbstbeschreibungen und Mitteilungen von Patienten bedingten ein zunehmendes Interesse für deren subjektive Erfahrung.

Angehörige unterschiedlicher gesellschaftlicher Gruppen waren vertreten. Das hing eng mit der Bemühung zusammen, sein psychiatrisches Forschungsfeld auszuweiten, indem er die institutionelle Umgebung veränderte und seine Patienten aktiv auszuwählen begann. Nach dem Medizinstudium in Heidelberg arbeitete Krafft-Ebing als Arzt in der Irrenanstalt Illenau in Baden, die berühmt war für ihre komfortable Ausstattung und ihren humanen, auf Zwang verzichtenden Umgang mit den Patienten. Allerdings boten Anstalten nur wenige attraktive Arbeitsplätze und kaum eine Aussicht auf eine wissenschaftliche Karriere. In Deutschland und Österreich waren in den sechziger Jahren die ersten universitären Lehrstühle für Psychiatrie geschaffen worden. Als Inhaber solcher Professuren in Straßburg (1871-1872), Graz (1872-1889) und Wien (1889-1902) war Krafft-Ebing aktiv beteiligt an jener Entwicklung, die den institutionellen Schwerpunkt der medizinischen Psychiatrie als Wissenschaft aus der Anstalt in die Universität verlagerte, so dass die Psychiatrie bald als akademische Disziplin in den medizinischen Fakultäten etabliert war. In Graz und Wien lag er wegen mangelhafter Ausstattung sowie der vollständigen Integrierung der Psychiatrie in die Medizinerausbildung in ständigem Streit mit der Fakultät und der Universitätsverwaltung.[1]

Krafft-Ebing wollte das Fach Psychiatrie in zwei Richtungen erweitern. Mit der Publikation von wissenschaftlichen und populären Arbeiten über Neurasthenie spielte er eine wichtige Rolle bei der Einführung dieser neuen und wohl auch modischen Krankheit in Mitteleuropa.[2] Die Behandlung der Neurasthenie, einer recht vagen Krankheitskategorie zur Beschreibung von »Nervenschwäche«, sollte nach Krafft-Ebing wichtig sein für die Prävention ernsterer Geistesstörungen, die aus unbehandelten schwachen Nerven entstehen könnten. Indem er die Neurasthenie nicht nur einem Fachpublikum, sondern auch den ärztlichen Laien vorstellte, erwies sich Krafft-Ebing Kulturkritiker, der die pathogenen Seiten der modernen Zivilisation enthüllte und die schnelllebige Industrie- und Großstadtgesellschaft für die Zunahme nervöser Leiden verantwortlich machte. Obwohl er die kulturellen Grundlagen der nervösen Störungen hervorhob und die Geisteskrankheiten eher für ein gesellschaftliches Phänomen hielt und weniger als somatisches Problem ansah, versuchte er nichtsdestoweniger an der Wiener Universität die Psychiatrie in Richtung auf die Neurologie zu öffnen — vielleicht glaubte er, dass in der Anatomie und Physiologie des Nervensystem als Teilgebiete der etablierten medizinischen Wissenschaft zukunftsträchtige Forschungsfelder zu finden seien.[3]

Als Krafft-Ebings Karriere als außerordentlicher Professor für Psychiatrie in Graz begann, scheint

---

[1] Exhibiten-Protokoll 1872/3 – 1888/9 Medizinische Fakultät, Universitätsarchiv Graz; Med. Pers. Akt Krafft-Ebing, Universitätsarchiv Wien; Personalakt Krafft-Ebing, Verwaltungsarchiv Österreich. Staatsarchiv.

[2] Zur Geschichte der Neurasthenie siehe Gosling 1987. Ähnlich wie die Diagnosen Monomanie und Moralischer Schwachsinn die Mittel zur Ausweitung des psychiatrischen Zuständigkeitsbereiches zwischen 1830 und 1850 bildeten, waren jetzt die Diagnosen Hysterie, Nervenschwäche, Neurasthenie und Psychopathie für die Etablierung der Psychiatrie am Jahrhundertende bedeutsam. (Goldstein 1987: 321)

[3] Auf dem Gebiet der Neurologie wurde Krafft-Ebing in der medizinischen Fachwelt international bekannt, weil unter seiner Leitung die Verbindung zwischen Syphilis und Paralyse experimentell nachgewiesen wurde. Er hatte Paralysepatienten Flüssigkeit aus den Wunden von Syphilitikern injizieren lassen. Da die Patienten keine Reaktion auf die Injektionen zeigten, schloss Krafft-Ebing, dass sie bereits Syphilis haben müssten. (Krafft-Ebing 1900a)

dies seinen beruflichen Ehrgeiz außerordentlich gereizt zu haben. Die überfüllte Anstalt »Feldhof« bei Graz, deren medizinische Leitung er inne hatte, unterschied sich sehr stark von Illenau. In »Feldhof« wurde er mit armen, ungebildeten, dauerhaft oder zeitweise gewalttätigen Insassen konfrontiert, die schwierig zu behandeln waren und mit denen es schwer fiel, Mitgefühl zu empfinden. In einer solchen Institution ähnelte die Psychiatrie eher bloßen Aufbewahrung und bot kaum eine befriedigende berufliche und wissenschaftliche Herausforderung. Für Zwecke der Lehre und der Publikation sowie für gute Behandlungserfolge waren diese Patienten kaum geeignet. »Interessante« Patienten waren besonders wichtig, um durch ihre Demonstration die Vorlesungen für Medizinstudenten attraktiv zu machen, für die psychiatrische Lehrveranstaltungen nicht obligatorisch waren — vielleicht auch für medizinische Laien, die von der gesellschaftlichen Bedeutung der Psychiatrie überzeugt werden sollten. Es kam öfters vor, dass Krafft-Ebings psychiatrische Aktivitäten wie Vorlesungen, öffentliche Hypnosedemonstrationen und die Behandlung prominenter Patienten in der Tagespresse erwähnt wurden.

Nachdem er seinen Posten als medizinischer Leiter von »Feldhof« 1880 aufgegeben hatte, konzentrierte er seine Aktivitäten auf die Universität. Seine ziemlich einflusslose Position als »Extraordinarius« wurde 1885 zu einer vollwertigen Professur angehoben, und gleichzeitig wurde die kleine psychiatrische Beobachtungsstation im Universitätskrankenhaus in eine Nervenklinik umgewandelt. Sein erfolgreicher Kampf für diese Klinik im Allgemeinen Krankenhaus sollte nicht nur der strategischen Stärkung seiner akademischen Position dienen, er diente auch der Demonstration, dass die Psychiatrie eine vielversprechende und zukunftsträchtige medizinische Fachdisziplin sei. Die Gründung eines Privatsanatoriums »Mariagrün« für eine exklusive reiche Patientenschaft, die an relativ milden Störungen wie »Nervosität« und »Neurasthenie« litten, war womöglich von ähnlichen Überlegungen geleitet. Während in Anstalten und Krankenhausstationen vor allem Patienten aus der Unterschicht mit teilweise schweren Störungen zu behandeln waren, hatte es Krafft-Ebing mit dem Sanatorium und seiner Privatpraxis auf Personen aus höheren Gesellschaftsrängen abgesehen, deren Einweisung in eine Anstalt vermieden werden sollte. Mitglieder der deutschen, österreichischen und ungarischen Aristokratie befanden sich ebenso wie Wohlhabende aus ganz Europa unter dieser Klientel, die in mancher Hinsicht lohnender und interessanter zu sein schien als die gewöhnlichen Anstaltsinsassen. Während hospitalisierte Patienten und angeklagte Sittlichkeitsverbrecher, die Krafft-Ebing begutachtete, keine andere Wahl hatten, als sich der ärztlichen Behandlung zu unterwerfen und ihre Geschichten von Krafft-Ebing und seinen Assistenten aufzeichnen zu lassen, wurde den aristokratischen und bürgerlichen Patienten, die meist von sich aus den Kontakt gesucht hatten, ausgiebig Gelegenheit zur Selbstdarstellung gewährt.

Bei den »Perversen«, deren Autobiografien Krafft-Ebing erhielt, handelte es sich um Angehörige der höheren Klassen mit guter Bildung, die oftmals mit seinen sexualpathologischen Werken vertraut waren und die sich geradezu danach drängten, ihre Lebensgeschichte darlegen zu dürfen. In seinen frühen Publikationen auf diesem Gebiet erwähnte Krafft-Ebing mehrfach, dass er auf der Suche nach neuen Fällen sei, weil er damit seine Taxonomie empirisch zu fundieren hoffte. So wandte er wiederholt seit den achtziger Jahren gegen das österreichische und deutsche Homosexuellenstrafrecht ein, es würde die Betroffenen davon abhalten, ihren Zustand dem Arzt zu offenbaren.

»Die wissenschaftliche, juristische und sociale Bedeutung der Urningfrage scheint mir gross genug, dass sich Aerzte, Rechtsgelehrte und Menschenfreunde mit ihr beschäftigen. Leider ist die medicinische Casuistik dieser Fälle noch recht gering aus naheliegenden Gründen, um über diese abnorme Naturerscheinung endgiltig urtheilen zu können, und wäre es an den Betheiligten, aus ihrer Reserve herauszutreten, um der Wissenschaft ein sicheres Urtheil zu ermöglichen.« (Krafft-Ebing 1885: 36)

In seinen Aufsätzen über konträre Sexualempfindung ermutigte er die Urninge, mit ihm in Verbindung zu treten, und sie antworteten ihm mit Briefen und Lebensselbstbeschreibungen. »Sie wünschen die Biographie von verschiedenen Urningen«, mit diesen Worten begann der Brief eines akademisch Gebildeten aus dem Jahre 1885, in dem es weiter heißt: »Im Interesse der Wissenschaft nehme ich keinen Anstand, Ihnen im Folgenden eine möglichst genaue Selbstbiographie zu geben, in welcher ich mich bestreben werde, alle hier in Betracht kommenden Daten mit möglichster Objectivität zu geben.« (Krafft-Ebing 1885: 42-3)

Nahezu alle Fallgeschichten, die er in den achtziger Jahren sammelte, stammten von Männern, mit denen er entweder direkt oder brieflich in Verbindung kam.[1] Dabei handelte es sich um Kaufmänner, Beamte, reiche Adlige, Gelehrte, Schriftsteller, Künstler und bemerkenswerterweise auch Medizinstudenten und Ärzte. Die meisten von ihnen waren ökonomisch unabhängig und lebten in großen Städten außerhalb traditioneller Familienformen. Vermutlich erwartete Krafft-Ebing, dass es sich stets um nervöse und effeminierte »Degenerierte« handeln würde, doch schilderten sie sich durchaus

[1] Frauen waren hier so gut wie gar nicht vertreten, weil sich in Deutschland und Österreich eine selbstbestimmte lesbische Identität und Subkultur erst in den 1920er Jahren herausbildete. Vgl. Hacker und Lang 1986: 13 ff.

glaubwürdig als vollkommen gesund und körperlich von ihren Geschlechtsgenossen nicht unterscheidbar. Der Fall des Dr. phil. G., 1882 veröffentlicht, ist typisch für diese Gruppe. Der Mann, der in Graz wegen eines Sittlichkeitsvergehens auf der Durchreise von Italien nach Wien verhaftet und schließlich in Krafft-Ebings Klinik eingeliefert worden war, erklärte, dass er sich selbst weder als Sünder noch als Patient ansah. Zudem war er völlig zufrieden mit seinem Leben, besonders weil er oft nach Italien reiste, wo Homosexualität nicht strafbar war. Krafft-Ebing schreibt in G.s Fallgeschichte: »Er berichtet mit grossem Behagen und bemerkenswerthem Cynismus, er besitze eine angeborene conträre Sexualempfindung [...] G. weist mit grossem Selbstgefühl auf seine dichterischen Werke hin und macht geltend, dass Leute seines Schlages durchweg poetisch begabte Naturen seien.« Indem er auf berühmte Vorläufer wie Plato verwies, der »doch gewiss kein Schweinhund war«, erklärte er, dass die gleichgeschlechtliche Liebe ihm erhebende Empfindungen bereite. »Sein höchster Genuss sei, einen jungen sympathischen Mann zu haben, der ihm seine (G.'s) Verse vorlese.« (Krafft-Ebing 1882:215-6) Andere äusserten sich ähnlich: »Auch unsere Liebe treibt die schönsten edelsten Blüthen, entfaltet alle edleren Triebe, spornt den Geist an, so gut wie beim Jüngling, der sein Mädchen liebt.« (Krafft-Ebing 1884: 5)

Graf Z., dessen Fallgeschichte ebenfalls 1882 erschien und den Krafft-Ebing als »intellektuell gut begabt [...] ein offener, nobler Charakter« schildert, war »weder unglücklich über die Verkehrung seiner Geschlechtsempfindung, noch vermag er sie als eine krankhafte zu erkennen. Er könne dies um so weniger, als er sich vom Umgang mit Männern sittlich gehoben, glücklich und erleichtert fühle. Wie könne das krankhaft sein, was einen Menschen glücklich mache und zu Schönem und Edlem begeistere! Sein einziges Unglück sei, dass gesellschaftliche Schranken und strafgesetzliche Bestimmungen der ›naturgemässen‹ Entäusserung seines Tries im Wege stehen. Das sei eine grosse Härte.« (Krafft-Ebing 1882, 213-4)

Einige der Autobiografien, die gebildete und kosmopolitisch gesonnene Männer verfasst hatten, waren voller gelehrter und literarischer Anspielungen, philosophischer und medizinischer Spekulationen und detaillierter Selbstanalysen. Offensichtlich suchten diese Korrespondenten eine Bestätigung in ihren befremdlichen Gefühlen; das Bemühen, sich selbst zu verstehen und sich selbst zu rechtfertigen, fallen in ihren Lebensgeschichten auf. Die Briefe brachten besonders anschaulich ein bemerkenswertes Maß subjektiven Leids zum Ausdruck, nicht so sehr wegen der sexuellen Orientierung als solcher, als vielmehr über die gesellschaftliche Ächtung, das Strafrecht und den Zwang, die wahre Natur zu verbergen, sowie die Furcht vor Erpressung und vor dem Verlust der sozialen Stellung. Mehrere Männer betonten, dass ihre sexuellen Gewohnheiten schon deshalb nicht unmoralisch oder pathologisch sein konnten, weil sie ihr sexuelles Verlangen als »natürlich« erlebten. »Seit ich meiner urningischen Natur mehr freien Lauf lasse, bin ich glücklicher, gesunder und leistungsfähiger!« schrieb ein achtundvierzigjähriger Akademiker an Krafft-Ebing. (Krafft-Ebing 1885: 46). Ein anderer Mann, der wegen »widernatürlicher Unzucht« verurteilt worden war, hielt sich für völlig unschuldig in einem moralischen Sinn: »Aber ich habe nicht gefehlt gegen die Natur, tausendmal nein, und damit fällt selbst ein Theil der anderen Schuld von mir und auf ein veraltetes Gesetz zurück.« (Krafft-Ebing 1884: 4)

Graf Y, der Krafft-Ebing 1882 konsultierte, sah die Angelegenheit ähnlich: »Pat. fühlt sich nicht unglücklich in seiner perversen Geschlechtsempfindung, aber dass ihm dieser höchste sexuelle Genuss aus gesellschaftlichen Gründen versagt ist, macht ihn oft ganz traurig, unglücklich, verbittert und steigert seine neurasthenischen Beschwerden.« (Krafft-Ebing 1884: 7)

Solche Geschichten müssen Krafft-Ebing nicht unberührt gelassen haben. Einen Artikel von 1884, der sechs Fallgeschichten konträrer Sexualempfindung enthielt, leitete er mit der Bemerkung ein, dass die Wissenschaft die Aufgabe erfüllen müsse, Krankheit und Unmoral von einander zu unterscheiden.

»Damit würde die naturwissenschaftliche Forschung eine Ehrenrettung und Bessergestaltung des socialen Looses so vieler Unglücklicher herstellen, die Vorurtheil und Unwissenheit mit dem wirklichen Wüstling und Verbrecher zusammenzuwerfen geneigt sind.« (Krafft-Ebing 1884: 1-2)

In der Einleitung zur zweiten Auflage der *Psychopathia sexualis* (1887), die den Untertitel trug *Mit besonderer Berücksichtigung der konträren Sexualempfindung*, erklärte er, dass einige Gerichtsprozesse, in denen die Beschuldigten ungerecht behandelt worden waren, ihm die Gelegenheit gegeben hätten, die Aufmerksamkeit auf diese unglücklichen »Stiefkinder der Natur« zu lenken. Das Kapitel über den rechtlichen Aspekt der Gleichgeschlechtlichkeit enthält einen langen Brief von einem hochgestellten Mann aus London, der Krafft-Ebing dafür kritisiert, dass er glaubt, es handele sich um eine Krankheit.

»Sie haben keinen Begriff, welch' fortdauernde schwere Kämpfe wir Alle — und die Denkenden und Feinfühlenden unter uns am meisten — heute noch zu bestehen haben und wie sehr wir unter der jetzt noch herrschenden falschen Anschauung über uns und unsere sogenannte ›Unsittlichkeit‹ zu leiden haben. Ihre Anschauung, dass die in Rede stehende Erscheinung, als letzte Ursache in den meis-

ten Fällen, einer angeborenen ›krankhaften‹ Disposition zuzuschreiben ist, wird es vielleicht am ehesten möglich machen, die bestehenden Vorurtheile zu überwinden und, statt Abscheu und Verachtung, Mitleid für uns arme ›kranke‹ Menschen zu erwecken. So sehr ich also glaube, dass die von Ihnen vertretene Ansicht eine für uns möglichst vortheilhafte ist, so vermag ich doch im Interesse der Wissenschaft das Wort ›krankhaft‹ nicht so ohne Weiteres zu acceptiren und möchte mir gestatten, Ihnen noch einige darauf bezügliche Auseinandersetzungen zu geben.«

Seelisches Leid sei, wie der Mann ausführt, unter Urningen tatsächlich häufig, doch habe ihn die Erfahrung gelehrt, dass es weniger die angeborene Disposition, als vielmehr die rechtlichen und gesellschaftlichen Hindernisse seien, unter denen sie zu leiden hätten.

»Eine solche gewaltsame Unterdrückung eines uns so tief eingepflanzten Triebes entwickelt meiner unmassgeblichen Ansicht nach, erst die krankhaften Erscheinungen, die wir bei vielen Urningen beobachten können, sie hängt aber nicht nothwendig mit den betreffenden urningschen Dispositionen selbst zusammen.« (Krafft-Ebing 1887: 139-40)

Ähnliches findet sich auch in anderen Fallgeschichten und Lebensbeschreibungen. So schrieb ein fünfzigjähriger Urning aus Belgien:

»Auch ich kann nicht zugeben, trotzdem ich Urning bin, dass meine Natur eine ›krankhafte‹ ist, oder Sie müssen auch andere ganze Kategorien von Menschen, die gewöhnlich für normal gelten, als krankhaft bezeichnen [...] aus einem [...] leider völlig stichhaltigen Grunde werden wir für krank gehalten, aus dem nämlich, dass wir wirklich krank geworden sind und dass man dann die Ursache und Wirkung verwechselt [...] Dann freilich werden wir krank, wie Thiere von Tollwuth befallen werden, wenn man sie an der Ausübung des ihrer Natur adäquaten geschlechtlichen Akts hindert.« (Krafft-Ebing 1890b: 129-30)

Indem er solche Argumentationen in sein Buch einfügte und anstelle eines medizinischen Kommentierung lediglich bemerkte, dass hier beeindruckende Zeugnisse urnischen Empfindens und Leidens vorliegen, ergriff er auf sehr wirkungsvolle Weise die Partei der Urninge. Jede neue Auflage der *Psychopathia sexualis* enthielt zusätzliche Autobiografien, in denen Urninge erklärten, sie wollten nicht geheilt werden, weil nicht ihre Veranlagung, sondern die gesellschaftliche Ächtung sie unglücklich mache. »Er möchte nicht ein Anderer werden, die süssen Erinnerungen einbüssen«, bemerkte Krafft-Ebing zum Fall des zweiundvierzigjährigen C.v.Z. »Würde man ihm den Mann absuggerieren, so wäre er unglücklich. Er könne und wolle nicht ›umsatteln‹, denn seine ganze Ethik u.s.w. habe sich aus dieser eigenartigen Sexualität heraus gebildet.« (Krafft-Ebing 1890: 58)

Ein sechsunddreissigjähriger Kosmopolit bemerkte in seiner mit Bedacht formulierten Geschichte: »Ich kann nicht im Geringsten finden, dass mir mein Zustand als ein unnatürlicher vorkomme, denn so weit ich zurückdenken kann, habe ich immer auf die gleiche Weise gefühlt [...] Ich habe moralisch viel, sehr viel ausgestanden, aber nicht, weil ich meinen Trieb als krankhaft erkannt [habe], sondern durch die allgemeine Verachtung, die uns von allen Seiten trifft.« (Krafft-Ebing 1890: 55)

Ein anderer, der zahlreiche Sexualpartner auf seinen Reisen durch ganz Europa gefunden hatte, wies auf die positiven Seiten seiner Erfahrungen hin — »die geheimnisvollen, zauberhaften Reize, die die Sache bietet« — , die ihn für die Nachteile der Verfolgung entschädigten. (Krafft-Ebing 1890: 60-1) Er betonte, dass viele seiner Partner vollkommen gesund gewesen seien, mit Nerven aus Stahl, und dass seine Bekenntnisse andere ermutigen sollten. Einige Korrespondenten kritisierten Krafft-Ebing dafür, dass er den Uranismus mit dem Stigma des Pathologischen versehen habe. Der Brief eines Dreiunddreissigjährigen aus dem Jahre 1889 ist hierfür bezeichnend:

»Ihre Schrift *Die conträre Sexualempfindung vor dem Forum*, welche ich soeben aus der Hand lege, hat mein Interesse in hohem Grade erweckt. Sie ist ein allerdings nur schwacher Versuch, die abnorme Erscheinung — welche häufiger vorkommt als Sie ahnen — weiteren Kreisen begreiflich zu machen und zu beweisen, dass die Bethätigung des Naturtriebes, wenn auch in anderer als in der herkömmlichen Form, unmöglich strafbar sein kann. Wenn wahrhaft weise Männer die Gesetze schaffen würden, sie müssten sich sagen, dass man die Menschen nicht bestrafen könne für Neigungen, welche die Natur in sie gelegt hat [...] Man betrachte den Urning nicht als ein tieferstehendes Wesen, das wäre irrig. Er ist unter Umständen die vollendetste Schöpfung der Natur. Ich kenne welche, deren Gemüthslage so edel ist, wie ich es bei Normalmenschen noch nie beobachtet habe [...] Mit der Zartheit des weiblichen Empfindens vereinigt er in vielen Fällen männliche Kraft und Willensstärke, und wenn er — was häufig vorkommt — auch von schöner Gestalt ist, so bildet er in seinen Gesammteigenschaften wirklich die Musterschöpfung der Natur.« (Krafft-Ebing 1890: 113-4)

Zwischen 1882 und 1900 veröffentlichte Krafft-Ebing eine Reihe von Aufsätzen über den rechtlichen Aspekt der Homosexualität. (Krafft-Ebing 1882, 1884, 1885, 1892b, 1892d, 1894, 1895, 1900b) Dabei kritisierte er zunächst nicht das deutsche und österreichische Strafrecht (§ 175 RStGB und § 129 ÖStGB), das »widernatürliche Unzucht« kriminalisierte, er betonte vielmehr die Notwendig-

keit, zwischen Verbrechen und Krankheit zu unterscheiden. Während er 1882 noch die Ansicht äußerte, dass sein Patient Dr. phil. G., der die deutsche und österreichische Gesetzgebung kritisiert hatte, »unglaublichen Cynismus« zeige und geistig gestört sei, begann er wenig später, nach der Publikation mehrerer Autobiografien, die die schlimmen Folgen der Bestrafung schilderten, eine Strafrechtsreform zu befürworten. In den frühen neunziger Jahren begann er damit, die Abschaffung deutschen und österreichischen Strafrechts gegen Konträrsexuelle zu fordern. In der *Psychopathia sexualis* heißt es seitdem ausdrücklich, dass dieses Buch zur Gesetzesreform beitragen solle, um einem jahrhundertealten Irrtum und seine schrecklichen Folgen ein Ende zu bereiten. Als am Ende des 19. Jahrhunderts Homosexuelle damit begannen, eine Protestbewegung zu organisieren, beriefen sie sich auf Krafft-Ebing als wissenschaftliche Autorität, die für sie Partei ergriffen hatte.[1] Und bereits 1897 unterstützte er die Homosexuellenbewegung, die Magnus Hirschfeld (1868-1935) in jenem Jahr gegründet hatte. Er unterschrieb Hirschfelds Petition, die die Streichung des § 175 verlangte, und vertrat in seinem letzten Artikel über Homosexualität, der in Hirschfelds *Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen* erschien, die Auffassung, die weitgehend der seiner homosexuellen Korrespondenten entsprach. Hatte er anfangs den Untergang Griechenlands und Roms als warnendes Beispiel für die Folgen des Lasters beschworen, so glaubte er nun, dass Uranismus sehr wohl mit geistiger Gesundheit und sogar mit intellektueller Überlegenheit vereinbar sei.

»Dass die konträre Sexualempfindung an und für sich nicht als psychische Entartung oder gar Krankheit betrachtet werden darf, geht u. A. daraus hervor, dass sie sogar mit geistiger Superiorität vereinbar ist. — Beweis dafür Männer bei allen Nationen, deren konträre Sexualität festgestellt ist und die gleichwohl als Schriftsteller, Dichter, Künstler, Feldherrn, Staatsmänner der Stolz ihres Volkes sind.« (Krafft-Ebing 1901: 6)

Es handelte sich nicht um ein pathologisches Phänomen, sondern um einen biologischen und psychologischen Zustand, der zwar mehr oder weniger zu bedauern, aber natürliches Schicksal hinzunehmen ist. Er lenkte die Aufmerksamkeit eher weg von den sexuellen Akten hin zu den abstrakteren und psychologischen Aspekten, um so der gleichgeschlechtlichen und der heterosexuellen Liebe den gleichen moralischen Wert zumessen zu können.

Die Fallgeschichten und Autobiografien der Urninge zeigen deutlich, dass die sogenannten Perversen nicht unbedingt im Verhältnis zum Psychiater eine nur passive Rolle spielten. Ganz im Gegenteil haben die Patienten und Informanten zweifellos auf Krafft-Ebings Ansichten eingewirkt. Sie haben Krafft-Ebing nicht allein bei seinen detaillierten Untersuchungen und bei der Erfindung neuer Kategorien und Subkategorien geholfen, einige seiner Patienten legten den größten Wert auf die Bekenntnisse ihres innersten Selbst und zeigten beim Diagnostizieren und Klassifizieren den größten Eifer. »Ich sage hier Alles, weil ich nur wahr und ganz wahr schreiben will«, versicherte einer der Autobiografen dem Psychiater. »Ich übergebe Ihnen diese Zeilen im Interesse künftiger Leidensgefährten. Veröffentlichen Sie davon im Interesse der Wissenschaft, Wahrheit und Gerechtigkeit, was Ihnen immer davon geeignet erscheint.« (Krafft-Ebing 1890: 162-4)

Ein vierunddreißigjähriger Kaufmann beteuerte, er bemühe sich in seiner Autobiografie um absolute Wahrheit:

»Von der Ueberzeugung durchdrungen, dass das Räthsel unseres Daseins nur durch vorurtheilslos denkende Männer der Wissenschaft gelöst oder mindestens beleuchtet werden kann, schildere ich meinen Lebenslauf einzig und allein in der Absicht, hierdurch vielleicht etwas zur Erhellung dieses grausamen Irrthums der Natur beizutragen und so möglicherweise meinen Schicksalsgenossen späterer Generationen von Nutzen sein zu können [...] Ich werde mich in meinen Mittheilungen [...] der strengsten Objectivität befleissigen und bemerke bezüglich meines drastischen, oft sogar cynischen Styls, dass ich vor allem wahr sein will, daher starken Ausdrücken nicht aus dem Wege gehe, weil diese den von mir erörterten Gegenstand am treffendsten charakterisiren.« (Krafft-Ebing 1890 b: 189)

Ein Mann, der seine ausführliche Lebensgeschichte eingesandt hatte und mit Hilfe der *Psychopathia sexualis* zu der schmerzlichen Einsicht gekommen war, dass seine Anomalie »ein durch Homosexualität kompliziertes Gemisch von Sadismus und Masochismus unter fetischistischen Begleiterscheinungen« sei, betonte, dass sich sein Bekenntnis auf gründliche und objektive Selbstbeobachtung gründe: »Ich vermag mich stets sowohl vollständig in die Lage und Gefühle eines andern hineinzudenken, als auch mich selbst vom Standpunkt eines Unparteiischen genau und schonungslos zu beurteilen.« (Krafft-Ebing 1912: 165-6)

Einige der Patienten Krafft-Ebings bewiesen, dass die exakte Klassifikation keineswegs nur den professionellen Psychiatern vorbehalten war. Ein Masochist schrieb:

»Meine sonderbarste Zwangsvorstellung ist vielleicht der Trieb, die logische Operation der Division ohne Veranlassung und Zweck vorzunehmen. Dann bemühe ich mich, eine beliebige Reihe von

[1] Vgl. *Aufruf an alle gebildeten und edelgesinnten Menschen!*, den 1899 ein Berliner »Comité für Befreiung der Homosexualen vom Strafgesetz« veröffentlichte und der sich im Nachlass Krafft-Ebings befindet.

Dingen, z.B. meine sämmtlichen Bekannten, in ein übersichtliches System zu bringen, mittelst möglichst klarer Eintheilungsgründe und gleichzeitig in möglichst symmetrischem Aufbau der Gruppen. Ja, diese Sucht hat sich einmal den Vorstellungskreis meiner sexuellen Phantasien zum Object genommen, und ich habe mich wochenlang abgemüht, alle erdenklichen Misshandlungen und Demüthigungen, die ein Mann von seinem Weibe erleiden könnte, in schön gegliederte Gruppen einzureihen, in formal vollendete Klassen und Unterklassen zu ordnen, die mit römischen und arabischen Ziffern, mit grossen und kleinen Buchstaben bezeichnet wurden.« (Krafft-Ebing 1890: 21)

Neben einigen Konträrsexuellen waren es offensichtlich auch Masochisten, die Krafft-Ebings Denken beeinflussten. Nicht nur der Ausdruck Masochismus war ihm von einem Anonymus vorgeschlagen wordn, der seine sexuellen Fantasien einer rigorosen Klassifikation unterzogen hatte, und auch seine Erklärungen waren deutlich beeinflusst von den Ideen, die dieser, wie Krafft-Ebing ihn charakterisierte, »hochgebildete Mann« aus Berlin ihm mitgeteilt hatte. Dieser Mann, der sich auf Romane des österreichischen Dichters Leopold von Sacher-Masoch[1] bezog, wurde einer seiner wichtigsten Informanten in Sachen Masochismus. Krafft-Ebing holte sich bei ihm sogar dann noch einen Rat, als ihn ein russischer Kollege in eine Art Prioritätenstreit über die Entdeckung des Masochismus verwickelte.[2] Sein Informant hatte zahlreiche Details über masochistische Techniken gesammelt, die von Prostituierten in Wien und Berlin angewendet wurden, sowie über die »Komödien«, die sie aufführten, um einige ihrer Kunden zu befriedigen. Zudem brachte er Krafft-Ebing den Gedanken nahe, dass der Masochismus im Wesentlichen ein »Vorgang im Inneren der Vorstellungswelt« sei und dass das Problem in der Verbindung zwischen Fantasie (»diese Orgien der Phantasie«) und äußerer Wirklichkeit liege. Die Tragik der Masochisten liege in der Enttäuschung und Ernüchterung, die die Umsetzung der Fantasien in die Realität oft genug bedeutet. Der Mann beschloss seine Autobiografie mit folgender Botschaft an seine Leidensgenossen: »Ich schliesse meine Zeilen mit dem Wunsche, dass sie der Wissenschaft dienen mögen. Vor Allem aber dürfte mancher Leidensgenosse einige Beruhigung darin finden, zu erfahren, dass seine Abnormität nicht eine Singularität ist.« (Krafft-Ebing 1890a: 15 ff.)

Obwohl sich bei den Masochisten der Wille zu einer Gruppenidentifikation nicht so deutlich bemerkbar machte wie bei den Urningen, war er dennoch vorhanden. Einige erwähnten, dass viele ihrer Bekannten die gleichen Fantasien habe wie sie selbst und dass viele Prostituierte in den Großstädten einschlägige Wünsche befriedigen. Krafft-Ebing erwähnt den Brief eines »idealistischen« Masochisten, der die Gründung einer Vereinigung vorschlug: »Angeblich hat er zahlreiche Männer gefunden, die ebenso fühlten wie er, und bedauert nur, dass so selten ein Weib zu finden sei, das dem Ideal eines Masochisten entsprechen würde [...] In einem Brief an einen anderen Masochisten schlägt dieser seltsame Schwärmer vor, nach Gesinnungsgenossen und nach sadistisch gestimmten Frauen zu suchen, um dann eine geschlossene Gesellschaft nach Art des Ordens von Fontevrault zu gründen.« (Krafft-Ebing 1912: 129)

Die aktive Rolle, die mehrere der Informanten Krafft-Ebings bei der Genese seiner Sexualpathologie spielten, legt die Vermutung nahe, dass die medizinische Sexologie nicht allein die Möglichkeit ärztlicher und therapeutischer Hilfe bieten wollte, sondern den betroffenen Individuen auch die Gelegenheit gab, überhaupt erst über sich selbst sprechen zu können und beachtet zu werden. Die *Psychopathia sexualis* war zwar, wie es im Untertitel hiess, »eine medizinische-gerichtliche Studie für Ärzte und Juristen«, doch wurde sie vielfach auch von Laien gelesen, die sich für die Fallgeschichten und die freimütigen Detailschilderungen interessierten und oft einfach nur ihre sexuelle Neugier befriedigen wollten. Man hat Krafft-Ebings Werk als eine Versuch interpretiert, die Kultur gegen Verfall der Moral und »Dekadenz« des Fin de Siècle zu verteidigen, und womöglich war dies auch eines der Motive Krafft-Ebings. Dem stand indes jener andere Effekt entgegen, der die große Vielfalt der Sexualvarianten überhaupt erst vorstellbar machte und die Sphäre ausdehnte, die den sexuellen Abweichlern zugestanden wurde. Hier mag der Grund liegen für die ziemlich kritische Distanz, die einige von Krafft-Ebings Kollegen gegenüber der Beliebtheit einnahmen, die sein Werk bei Publikum und besonders bei den »Perversen« genoss. So erhob etwa der bekannte Wiener Neurologe Moritz Benedikt den Vorwurf, Krafft-Ebing romantisiere die Perversionen und verwische die

---

[1] Sacher-Masoch (1836-1895), dessen literarische und historische Werke meist von der Figur der grausamen Frau handelten, lebte in Graz und war wie Krafft-Ebing an der Grazer Universität tätig. Anscheinend sind sie sich nie begegnet, doch muß Krafft-Ebing seine Romane wie *Venus im Pelz* und *Grausame Frauen* gekannt und vielleicht auch Gerüchte über das Leben des Dichters gehört haben. Als Krafft-Ebing den Ausdruck Masochismus zur Bezeichnung einer sexuellen Perversion prägte, hat dies offensichtlich Sacher-Masochs ohnehin schon zweifelhaften Ruf noch weiter beschädigt. Krafft-Ebings Anmerkung in der *Psychopathia sexualis:* »Als Mensch verliert S-Masoch doch sicher nichts in den Augen jedes Gebildeten durch die Tatsache, dass er mit einer Anomalie seines sexuellen Fühlens schuldlos behaftet war« (Krafft-Ebing 1912: 106) hat diesen Effekt wohl kaum gemildert.

[2] Siehe Krafft-Ebing 1892a: 210. Der russische Psychiater V. Kowalewsky hatte in einem Vortrag von »Passivismus« gesprochen. In einem Aufsatz zur Unterscheidung von normaler »geschlechtlicher Hörigkeit« und perversem Masochismus versuchte Krafft-Ebing zu begründen, warum »Passivismus« mehr mit ersterem als mit Masochismus zu tun hat.

Grenze zwischen Wissenschaft, Pseudowissenschaft und Pornographie. (Benedikt 1906). Es wurde getadelt, dass die *Psychopathia sexualis* im allgemeinen Buchhandel frei erhältlich war. Der Nachruf auf Krafft-Ebing im *British Medical Journal* erwähnte seine »somewhat unfortunate prominence«, die ihm seine *Psychopathia sexualis* eingetragen habe; die »questionable popularity« des Buches sei erklärlich »rather to the curiosity of the public than to the appreciation of the medical profession«.[1] Einige seiner Kollegen argwöhnten, er zeige zuviel Sympathie mit den »Perversen« und lasse sich von lügnerischen Patienten irreführen. Krafft-Ebings Nachfolger als Psychiatrieprofessor in Wien, Julius Wagner-Jauregg, meinte, er habe als Gerichtssachverständiger den Straftätern zu großzügig Unzurechnungsfähigkeit zugestanden.[2]

Um einigen Einwänden zu begegnen, übersetzte Krafft-Ebing die anstößigen Beschreibungen sexueller Handlungen ins Lateinische. Weitere Zugeständnisse an die wissenschaftlichen Tugendwächter unterblieben. Die *Psychopathia sexualis* enthielt allerdings neben den wissenschaftlichen Darstellungen ausgiebige Beschreibungen sexueller Erlebnisse und Fantasien, erotischer Verlockungen und Amüsements der großen Städte, historische und literarische Beispiele, Auszüge aus halbpornographischen Texten (die meisten natürlich in französisch[3]), eindeutige Inserate und Zeitungsberichte über Ereignisse wie den »Frauenhasser-Ball« für Urninge in Berlin. Einige Patienten der Fallgeschichten gaben zu verstehen, dass sie Adressen kannten, wo die Perversionen bedient wurden, die Krafft-Ebing katalogisiert hatte. Spezialisierte Prostitutionsbetriebe und Treffpunkte waren aufgrund der zunehmenden Nachfrage entstanden. Subkulturelle Milieus erzeugten neue soziale Rollen und eine Art Gemeinschaftsgefühl. Ein einunddreissigjähriger Homosexueller, der erklärte, dass er keine Heilung seiner Neigungen wünsche, die ihm so viele »unvergesslich süße Stunden« bereitet hätten, behauptete: »Ich könnte Bände schreiben über meine Bekanntschaften, die über 500 betragen.« (Krafft-Ebing 1912: 279-80) Ein deutscher Arzt, der mit Ulrichs bekannt war und einen Roman über das Leben der Urninge geschrieben hatte, war wie viele andere mit dem homosexuellen Untergrund einiger großer Städte vertraut:

»Ich bin, seit ich mir meines abnormen Triebes bewusst bin, mit weit über tausend Gleichgearteten in Berührung getreten. Fast jede grössere Stadt besitzt irgend einen Versammlungsort, sowie einen sogenannten Strich [...] Da die meisten ›Tanten‹, auch ich, ihre Abnormität keineswegs als Unglück empfinden, sondern bedauern würden, wenn dieser Zustand sich ändern würde, da ferner der angeborene Zustand nach meiner und aller anderen Ueberzeugung nicht beeinflussbar ist, so geht unser ganzes Hoffen darauf hin, dass es zu einer Abänderung der bezüglichen Strafgesetzparagraphen kommen möge.« (Krafft-Ebing 1912: 288)

Die Veröffentlichung von Briefen und Lebensbeschreibungen sowie das wörtliche Zitat aus anderen Patiententexten machte Stimmen vernehmbar, die normalerweise stumm bleiben mussten. Der medizinische Diskurs des Krafft-Ebingschen Werkes ist durch Vielstimmigkeit charakterisiert. Man findet daher unterschiedliche und sogar widersprüchliche Wertungen darin, sowie eine ungewöhnliche Offenheit für Dialoge und die divergente Bestimmungen. Krafft-Ebings Zeitgenossen haben demzufolge das Buch auf verschiedene Art interpretiert, wobei die medizinischen Beurteilungen mehr oder weniger ignoriert werden konnten. In hohem Maße konnten Personen, die sich in Krafft-Ebings Fällen wiederzuerkennen glaubten, ihren sexuellen Empfindungen und Erfahrungen individuell interpretieren. Das Buch konnte ihnen einen Anstoß für Selbsterforschung und Selbstdarstellung geben. Manche der Autobiografen ergriffen die Gelegenheit zur Kritik an den gesellschaftlichen Sitten und sogar am ärztlichen Berufsstand. Schon 1885 zitierte Krafft-Ebing eine Frage aus dem Brief eines fünfunddreissigjährigen Urnings: »Wann wird man anfangen, auch im grossen Publicum der Sache ohne Vorurtheil näher zu treten? Die Wissenschaft darf jedenfalls keinen Augenblick innehalten, die gewonnenen Resultate möglichst zu verbreiten und auch dem Laien verständlich zu machen.« (Krafft-Ebing 1885: 42)

Eine ähnliche Äusserung enthielt die Autobiografie eines hohen Beamten aus Deutschland, die Krafft-Ebing 1892 publizierte. Indem er sich ausführlich mit der juristischen Literatur auseinandersetzte, erörterter dieser Autor den § 175 kritisch und meinte, dass das Gesetz auf Vorurteil und Ignoranz gegründet sei. Die Mediziner hätten die Pflicht, das große

---

[1] *British Medical Journal* 1, 1903, 53.

[2] *Wiener medizinische Wochenschrift* 14, 1908; Wagner-Jauregg 1950.

[3] Ein Mann hatte Krafft-Ebing drei pornographsiche Postkarten zugesandt — eine Frau reitet auf einem Mann, eine Frau liegt in einem Sarg und hält einen Totenschädel, eine maskierte Person unbestimmten Geschlechts im Ballettkleid — und berichtete ihm aus dem dekadenten Paris: »Hochverehrter Herr Hofrath! In *Rue Rivoli* vis-à-vis vom Louvre in einer Auslage bemerkte ich ausgestellt das beigelegte Bild, zwischen anderen ›Heiligenbildern‹ und Bildern der politischen und regierenden Persönlichkeiten!! Indem ich glaube, dass Sie dieses Bild interessieren wird, erlaube ich mir, es Ihnen zuzusenden. In demselben Geschäft zeigte man mir noch eine Menge von Bildern, aufgenommen an den sich producierenden ›Künstlern‹ des ungemein stark besuchten Etablissements ›Moulin Rouge‹ — und was für Bilder und Handlungen! Ich darf es Ihnen nicht einmal beschreiben; kurz und gut Productionen sex. Abnormitäten allerlei Art, so wohl zwischen Männern und Frauen als zwischen Frauen selbst oder Frauen und Hunden! Man versicherte mich, dass dies nichts besonderes ist, denn ›c'est usuel à Paris‹! Und dies Bild schauen die Kinder, Mädchen, Frauen, alt und jung an; und dies verletzt nicht den ›edlen‹ französischen Charakter!« (Nachlass Krafft-Ebing)

Publikum aufzuklären: »Aber was hindert einen mit höchster Autorität in seinem Fach ausgestatteten Gelehrten, in dezenter Weise unter Ausscheidung widriger Details vor das Publicum hinzutreten und es darüber zu belehren: dass die Liebe zum eigenen Geschlecht manchen unserer Mitmenschen von Natur eingepflanzt, dass ein Naturtrieb kein Laster und Verbrechen sei.« (Krafft-Ebing 1892d: 43)

Noch selbstgewisser und offensiver äußerte sich ein zweiundzwanzigjähriger Medizinstudent 1890 in seiner Autobiografie: »Ich verdamme mit Absicht und Bewusstsein die heutige Moral, die geschlechtlich Abnormale zu Vergehen gegen willkürliche Gesetze zwingt, und halte geschlechtlichen Umgang zweier Personen desselben Geschlechts für in das Belieben des Einzelnen gestellt, ohne dass Gesetzgeber ein Recht auf Einspruch hätten. Aus meinem Studium habe ich die ernstesten Anregungen empfangen, auf Grund darwinistischer Anschauungen nach Carneri's Vorgang eine Moral aufzubauen, die zwar nicht mit der heutigen übereinstimmt, aber den Menschen zu erheben und im Sinne der Naturgesetze zu veredeln vermöchte [...] Ich habe nur Sehnsucht nach einer Zeit, wo ich bequemer und mit weniger Entdeckungsgefahr denselben nachgehen kann, um mir eine Freude zu bereiten, die Niemand schadet.« (Krafft-Ebing 1890a: 66, 63)

Die Autobiografie eines achtundvierzigjährigen Doktors, die dreizehn engbedruckte Seiten umfasste und immer wieder in der *Psychopathia sexualis* erschien, war ungewöhnlich wegen ihrer Kritik am ärztlichen Stand. In seiner romanhaften Lebensgeschichte versuchte dieser Autor zu erklären, dass er sich stets als Frau fühle. In einem Brief, den er seiner Autobiografie beigefügt hatte, forderte er das Medizinstudium für Frauen, weil diese mehr intuitive Fähigkeiten besäßen als die Männer:

»Endlich wollte ich E. W. das Resultat meiner Erinnerung und meines Nachdenkens vorlegen, um zu beweisen, dass man auch mit weiblichem Fühlen und Denken Arzt sein kann; ich halte es für ein grosses Unrecht, dem Weibe die Medizin zu verschliessen; ein Weib kommt manchen Uebeln durch das Gefühl auf die Spur, wo der Mann trotz der Diagnostik im Finstern tappt, jedenfalls bei Frauen- und Kinderkrankheiten. Wenn ich es machen könnte, so müsste jeder Arzt ein Vierteljahr lang die Weiblichkeit durchmachen, er hätte dann mehr Verständnis und mehr Achtung für die Seite der Menschheit, von welcher er abstammt, und wüsste dann die Seelengrösse der Frauen zu schätzen, andererseits auch die Härte ihres Schicksals.« (Krafft-Ebing 1890a: 79)

Der Facettenreichtum des Krafft-Ebingschen medizinischen Werkes zeigt sich nicht nur in seinem Nutzen für Ärzte und Forscher, es war zugleich auch ein Sprachrohr und ein Forum der Individuen, von denen es handelte. In gewissem Sinne benutzten sie die Psychiatrie im eigenen Interesse; beispielsweise verwendeten Patienten das psychiatrische Konzept der Heredität, um zu betonen, dass ihre Neigungen ein Teil der Natur und daher unveränderbar seien. Das medizinische Triebmodell legte es nahe, die (männliche) Sexualität für einen mächtigen Instinkt zu halten, der zur Entspannung dränge. Daher — so argumentierten viele — sei ihr Sexualverhalten nicht dem freien Willen unterworfen und damit moralisch gerechtfertigt. Die »Perversen« begannen, für sich selbst zu sprechen und nach Mustern für die Identifikation Ausschau zu halten. Trotz der medizinischen Verzerrungen dienten viele der Fallgeschichten in der *Psychopathia sexualis* als Vermittler, die die (oft schmerzliche) individuelle Introspektion (die selbstbewußte Erkenntnis, dass man irgendwie anders, deviant ist) mit der gesellschaftlichen Identifikation (die oft beruhigende Empfindung, zu einer Gruppe Gleichgesinnter zu gehören) miteinander verband. Weil Krafft-Ebing sich selbst als Experte darstellte, der traditionelle moralisch-religiöse und rechtliche Urteile über sexuelle Devianz ablehnte, wandte man sich an ihn, um Verständnis, Anerkennung und Unterstützung zu finden. Die folgende Stelle aus dem Brief eines belgischen Urnings illustriert dies besonders klar: »Hochgeehrter Herr Professor! Sie werden mitempfinden können, was es heisst, das was mich im Leben weitaus am tiefsten berührt, mein Leben lang in mich verschliessen zu müssen und mich Niemandem anvertrauen zu können, während ich so oft der Vertraute bei höchster Freude und tiefstem Leid gewesen bin. Sie sind der Erste, dem ich mich eröffne, machen Sie von diesem Briefe jeden beliebigen Gebrauch, vielleicht trägt er einst mit dazu bei, das Schicksal Spätergeborener, denen die Natur gleiche Empfindungen wie mir gegeben hat, leichter zu machen.« (Krafft-Ebing 1890b: 135)

Ein anderer Urning, der bedauerte, die *Psychopathia sexualis* nicht früher in seinem Leben gelesen zu haben, was ihn vor viel Leid bewahrt hätte, bekannte: »Niemand ahnt mein eigentliches Wesen, — nur Sie, ein Fremder, Sie kennen mich jetzt allein, und zwar der Hauptsache nach so genau, wie nicht Vater und Mutter, nicht Freund, nicht Frau, nicht Geliebter. Es ist mir eine Wohlthat gewesen, jenes drückende Geheimnis der eigenen Natur einmal preisgeben zu dürfen.« (Krafft-Ebing 1890: 152)

Krafft-Ebings humanitäre Rhetorik war keineswegs nur leeres Gerede, sondern hatte sehr reale Auswirkungen. Tatsächlich brauchten viele seiner Patienten keine medizinische Hilfe, denn es war bereits eine Art Heilbehandlung, jemandem sein Herz ausschütten zu können. Das Aufschreiben der eigenen Lebensgeschichte, das dem zerrissenen Selbst Kohärenz und Verstehbarkeit gab, konnte zu einer

»Katharsis« der Einsicht führen. War dieser Fall eingetreten, führte dies zum Beispiel zu folgender Äusserung: »Ihr Werk *Psychopathia sexualis* hat mir viel Trost gebracht, es enthält Abschnitte, die ich mit hätte copiren können, so sehr sind sie unbewusst aus meinem eigenen Leben entnommen. — Seit ich Ihr wohlwollendes Interesse für unsere verrufene Classe daraus ersehen habe, ist es mir viel leichter ums Herz geworden. Dies war das erste Mal, dass ich Jemanden traf, der mir zeigte, dass wir nicht ganz so schlecht sind, als man uns macht [...] Jedenfalls fühle ich eine grosse Last von mir genommen.« (Krafft-Ebing 1890a: 55)

Viele »Perverse« sahen Ärzte wie Krafft-Ebing als Verbündete. Schon 1882 schrieb ihm ein Mann: »Ich las in der Zeitschrift für Psychiatrie Ihre Arbeit. Ich bin durch dieselbe und gewiss Tausende mit mir rehabilitirt in den Augen jedes denkenden und halbwegs ehrlichen Menschen, und sage Ihnen dafür meinen wärmsten Dank. Sie wissen wohl selbst, wie sehr unsere Sache verpönt, verachtet und verfolgt wird.« (Krafft-Ebing 1884: 2)

Offensichtlich hielt man Krafft-Ebing nicht einfach für einen Arzt, der Krankheiten heilt. Vielen seiner Klienten muss er als die Verkörperung eines Ideals von Wissenschaft erschienen sein, die eine Erleichterung ihres Loses bot. »Vor Kurzem kam mir [...] Ihr Werk *Psychopathia sexualis* zu Gesicht«, schrieb jemand. »Ich sah daraus, dass Sie vorurtheilslos, im Interesse der Wissenschaft und Menschlichkeit erwägen und forschen. Wenn ich Ihnen nun auch nicht viel des Neuen mittheilen kann, so will ich doch über Einiges sprechen, das Sie gütigst hinnehmen wollen als einen weiteren Baustein zu Ihrem Werk, und das ich vertrauensvoll in Ihre Hände lege, mit zu unserer gesellschaftlichen Rettung.« (Krafft-Ebing 1890: 161)

Weit davon entfernt, »a cluttered Victorian mansion« zu sein, wie ihn Paul Robinson charakterisieren zu müssen glaubte, (Robinson 1976:26) erwies Krafft-Ebing im moralischen Klima seiner Zeit ein hohes Maß an Offenheit und Pragmatismus. Typisch für seine nüchterne Haltung war der Rat, den er einem Fetischisten erteilte, der nur von Frauen sexuell angezogen wurde, die mit einem Bein hinkten: »Sein Fetisch wurde eine hübsche Dame, die [...] mit dem *linken* Fuss hinkt [...] Ich klärte Pat. darüber auf, dass es ärztlicher Kunst schwer, wenn nicht unmöglich sein werde, einen durch so festgefügte Associationen begründeten Fetischismus zu zerstören und sprach die Hoffnung aus, dass er, indem er ein hinkendes Mädchen durch Ehe glücklich mache, selbst glücklich werden möge.« (Krafft-Ebing 1912: 187-8)

Als klinischer Psychiater und Vorkämpfer der Psychiatrie an der Universität waren für Krafft-Ebing der Positivismus und das naturwissenschaftliche Denkmodell maßgeblich, zugleich aber wurzelte seine Behandlung der Patienten in einer humanitären Tradition der Anstaltspsychiatrie und einem anthropologischen Ansatz in der klinischen Psychiatrie. So prägte er etwa seine Studenten ein, »dass man mit Güte und durch Vertrauen seitens des Patienten oft mehr Hilfe schafft als durch Medicamente.«(*Neues Wiener Journal*, vgl. Dornblüth 1902) Hierin war er das gerade Gegenteil seines berühmten Vorgängers an der Wiener Universität, Theodor Meynert, der die eigentliche Aufgabe der Psychiatrie als akademischer Disziplin die himanatomische Forschung sah. Er befand sich gleichfalls im Gegensatz zu Emil Kraepelin, der aus der Psychiatrie eine reine Naturwissenschaft machen wollte. Obgleich Krafft-Ebing den therapeutischen Nihilismus der Zweiten Wiener Medizinerschule ablehnte, war die Suche nach einer Heilmethode für Perversionen in der zeitgenössischen Psychiatrie nur zweitrangig. Er experimentierte zwar mit Hypnose zur Heilung von Perversionen, doch scheint er sie nur dann angewandt zu haben, wenn Patienten dies ausdrücklich verlangt hatten. Zudem machte er deutlich, dass er in Fällen angeborener Perversion eine Heilung für unwahrscheinlich hielt. (Krafft-Ebing 1891d, 1899)

Aus den erhaltenen Briefen geht hervor, welch gutes Verhältnis Krafft-Ebing mit vielen seiner Patientenaus den höheren Gesellschaftskreisen unterhielt. Es gab eine Art Kooperation: Die »Perversen«, die sich öffentliches Gehör verschaffen wollten, waren auf sympathisierende Ärzte wie ihn angewiesen, weil die Medizin das einzige Forum bot, das ernst genommen wurde; gewissermaßen als Gegenleistung erhielt Krafft-Ebing verläßliche Bekenntnisse von denen, die der empirischen Bestätigung seiner Sexualpathologie dienen wollten. Generell waren die psychiatrischen Beschreibungen von Sexualität und die Fallgeschichten, wie sie besonders Krafft-Ebing publizierte, nicht einfach nur Mittel zur Kontrolle oder Bewältigung devianter Sexualitäten, vielmehr eröffneten sie eine Raum, in dem sexuelles Verlangen zumindest in narrativer Form artikuliert werden konnte. Auf lange Sicht eröffnete die wachsende Wahrnehmbarkeit die Möglichkeit zur medizinischen Behandlung und zu anderen Formen der Repression und Reglementierung, ebenso aber auch die Chance zur Selbstbewusstwerdung.

V

Medizinische Theorien wie die von Krafft-Ebing haben eine wichtige Rolle bei der Entstehung von sexuellen Kategorien und Identitäten gespielt. Das bedeutet aber nicht notwendig, dass es sich dabei allein um von oben durch die Macht der organisierten medizinischen Meinung oktroyierte wissenschaftliche Erfindungen handelt. Man sollte die Geschichte der Psychiatrie nicht ausschließlich unter dem Gesichtspunkt ihrer logischen und theoretischen Konstruktion betrachten. Krafft-Ebings Sexualpathologie war nicht allein von einem System medizinischer Logik geformt worden. Auch ist sie nicht auf ein bloßes Instrument zur Kontrolle und Disziplinierung von Devianten zu reduzieren.[1] Viele der Fallstudien und Autobiografien lassen vermuten, dass sich das neue Verständnis der Sexualität aus der Konfrontation von medizinischem Denken mit den Selbstdefinitionen der Subjekte entwickelte. Biogenetische Theorien über Degeneration waren mit einem sympathisierenden Verständnis vereinbar. Krafft-Ebings Werke erreichten ein großes Publikum, das bereits viele andere literarische und medizinische Werke über Sexualität kannte. Medikalisierung muss als Prozess gesehen werden, der neue Bedeutungen mit existierenden Verhaltensweisen und Gefühlen verknüpft. Diese neuen Bedeutungen wurden in Zusammenarbeit von Betroffenen entwickelt, die Psychiater mit ihren Lebensgeschichten und Mitteilungen über ihre sexuellen Erfahrungen versahen, was diese als Grundlage für ihre medizinischen Interpretationen nutzten. Die Konstruktion der modernen sexuellen Identitäten ereignete sich in einem sozialen Interaktionsprozess zwischen Individuen, die über sich selbst nachdachten, und Ärzten, die die Psychiatrie gestalteten und die Perversionen der medizinischen Zuständigkeit unterstellten. Selbstbewusste sexuelle Identitäten entwickelten sich offensichtlich in gebildeten, städtischen und oft kosmopolitischen Kreisen des Bürgertums und der Aristokratie. Das medizinsiche Wissen über Sexualität konnte reüssieren, weil es gesellschaftlich eingebettet war, weil Psychiater wie Krafft-Ebing mit ihren Patienten gleiche kulturelle Milieus und bürgerliche Wertvorstellungen teilten.

Sowohl Krafft-Ebings psychiatrische Erklärungen wie auch die von ihm als empirisches Material verwendeten (auto)biografischen Fallstudien reflektieren die sexuellen Erfahrungen und prägen sie zugleich. Wie bereits gezeigt, umfasste Krafft-Ebings Sexualitätsbegriff mehr als nur einen unvermittelten biologischen Instinkt. Sexualität bildete vielmehr den inneren Kern der Erzählungen vom Selbst, und das perverse Begehren war mit der individuellen Identität verbunden und mit Signifikanz befrachtet. Die Erfahrungen des Selbst, wie sie von den Patienten und Informanten als Lebensgeschichten erzählt werden, hatte für die Entwicklung der Krafft-Ebingschen Sexualpathologie entscheidende Bedeutung. In den bürgerlichen Gesellschaften des späten 19. Jahrhunderts war Sexualität als Quintessenz der Privatheit und des individuellen Selbst privilegiert. Der wissenschaftliche »Wille zum Wissen« schritt in gleicher Weise voran wie sich das allgemeine Interesse an einem authentischen und redseligen Selbst und der forschende Blick auf das Innenleben der Individuen. (Gay 1984; Perrot 1990) Der Aufstieg der Sexualpathologie in der Psychiatrie verstärkte lediglich die Wirkungen jenes Bedürfnisses, sich selbst zu verstehen.

Krafft-Ebings *Psychopathia sexualis* war eher ein Indikator als eine Ursache der zunehmenden Beschäftigung mit der Sexualität und dem gefährdeten Selbst. Man sollte sich jedoch weder die wissenschaftlichen noch die individuellen Zwecke, die mit dem sexuellen Selbst verbunden waren, als Reflexe einer inneren psychischen Realität vorstellen. Wie die Menschen Sexualität erlebten und ihr Bedeutungen zuschrieben, war weniger durch Naturtatsachen oder eine allgemein menschliche Psychoessenz determiniert, sondern von kulturellen Codes und Symbolen des gesellschaftlichen Lebens bestimmt. Sexuelle Identitäten kristallisierten zu narrativen Mustern und waren als solche in jeder Hinsicht sozialen und nicht psychischen Ursprungs. Sexuelle Identität erschien nicht als distinkte Eigentümlichkeit oder Wesenszug der Person, sondern als ein Regelwerk, nach dem die Individuen ihre Lebensgeschichten modellierten. Die Psychiatrie stellte einen Interpretationsrahmen bereit, mit dessen Hilfe die Wahrnehmung und die Erkenntnis des Selbst möglich schien. Die psychiatrischen Fallgeschichten boten ein passendes Modell, das es den Indivi-

[1] Etwa seit 1960 haben »revisionistische« Psychiatriehistoriker eine kritische, wenn nicht gar feindselige Sicht der medizinischen Psychiatrie gewählt und eine Perspektive zurückgewiesen, die wissenschaftliche Aufklärung und humanitäre Reform als Triebkräfte des Fortschritts ansehen. (Foucault 1961, Szasz 1971, Castel 1976, 1982, Scull 1979) Die Konzepte der sozialen Kontrolle, Repression und Disziplinierung dienen dabei als zentrale Interpretationsmuster: Psychiater fungieren darin als Agenten des »Therapiestaates«, die Außenseiter marginalisieren und die soziale Ordnung und den Konformismus der bürgerlichen Gesellschaft durchzusetzen helfen. Eine solche Sicht ignoriert jedoch die Ambivalenz der Funktion von Psychiatrie in der modernen Gesellschaft. Klaus Dörner meint, es gebe keine definitive Antwort auf die Frage, ob die Psychiatrie »mehr auf die Befreiung der psychisch Leidenden oder auf die Disziplinierung der bürgerlichen Gesellschaft aus ist«. (Dörner 1969: 380) Die Emergenz von Psychiatrie als medizinische Praxis, die Dörner als »eine Bewegung gleichzeitiger Differenzierung und Identifizierung« bezeichnet, war nur in einer selbstbewußten, selbstreflexiven bürgerlichen Gesellschaft möglich, in der eine Dialektik von humanitärer Reform und Emanzipation auf der einen, und forcierter sozialer Integration auf der anderen Seite wirksam ist.

duen erlaubte, den Schlüssel zu ihrer inneren Natur zu suchen. (Hansen 1992: 111) In Krafft-Ebings Fallgeschichten und Patientenbiografien erschienen wieder und immer wieder die gleichen Elemente einer Art standardisierter »Coming-out«-Geschichte: Herkunft; Familienhintergrund; die nachträgliche Entdeckung einer eigentümlichen Art des Fühlens und Handelns in Kindheit und Pubertät; die Überzeugung einer stets unveränderlichen Empfindungsweise; erste sexuelle Erfahrungen; der Kampf gegen die Masturbation, die mehr Ängste erzeugte als der sexuelle Kontakt zu anderen Individuen; sexuelle Fantasien, Träume und Verhaltensweisen; Erforschung des eigenen Gesundheitszustandes und der Geschlechtsidentität früher und heute; das Empfinden des Beherrschtseins von unwiderstehlichen und »natürlichen« Trieben, für die man keine Verantwortung trägt; der (meist vergebliche) Versuch, »normalen« Geschlechtsverkehr (meist mit einer Prostituierten), um den konstitutionellen Charakter der eigenen Sexualpräferenz zu erproben; die Aufforderung, das Angeborensein der sexuellen Präferenz zu »beweisen«; die schmerzvolle Erkenntnis, anders zu sein und im Konflikt mit der Gesellschaft zu stehen; die tröstliche Entdeckung, nicht allein zu sein und das Bemühen um moralische Selbstrechtfertigung. (Vgl. Müller 1991: 208-30)

Vor allem aber setzten sexuelle Identitäten, wie sie sich in Krafft-Ebings Werk darstellen, reflexive Wahrnehmung und »autobiografisches Denken« voraus, die Fähigkeit, die Vergangenheit aus einer Gegenwartsperspektive zu befragen und eine kohärente Geschichte des eigenen Lebens im Lichte der Zukunftserwartung zu erzählen. Psychiatrische Theorien der Sexualität wie die von Krafft-Ebing formulierte bilden zusammen mit den autobiografischen Berichten die wesentlichen Elemente dessen, was Anthony Giddens als Reflexivität der Moderne beschrieben hat: als Diskurs spiegeln sie nicht nur menschliche Erfahrung, vielmehr wird die Erfahrung von den Diskursen organisiert und verändert. (Giddens 1991) Moderne Individuen besitzen nicht nur eine Autobiografie, sie leben auch eine reflexiv organisierte Biografie in einem Fluss sozialer und wissenschaftlicher (medizinischer, psychiatrischer und psychologischer) Informationen über mögliche Lebensalternativen.

Mit der Differenzierung von Öffentlichkeit und Privatheit war in der bürgerlichen Gesellschaft des 19. Jahrhunderts eine Sphäre der Intimität entstanden. Individuelle Authentizität erhielt einen vorrangigen Wert als Rahmen für Introspektion, Kontemplation über sich und Ausdruck des eigenen Selbst. Viele der Krafft-Ebingschen Patienten verfügten über ein ausgeprägtes Empfinden für sich selbst als Objekte der Introspektion und dies um so mehr, als sie sich in einer Gesellschaft bewegen mussten, in der sie sich nicht geborgen fühlten, weil sie unter ihrer Unfähigkeit litten, sich mit anderen über die eigene innere Natur, über ihr wahres Selbst zu verständigen. Weil das Bedürfnis nach einer kohärenten Geschichte seiner selbst besonders stark in Krisensituationen hervortritt, wenn die »authentischen« Gefühle in Konflikt mit den Anforderungen der sozialen Umgebung geraten, wenn die Gefühle und Erfahrungen verboten oder unverständlich sind, wenn das Gefühl der Kontinuität verschwunden ist und Erklärungen erforderlich sind — in solchen Situationen müssen die Menschen einen starken Wunsch empfunden haben, über die Natur ihres inneren Selbst nachzudenken. Krafft-Ebings Patienten strebten zudem nach einem Ideal der Authentizität und Echtheit, um ihrer sexuellen Identität einen moralischen Wert zu verleihen.

Die Verknüpfung von Sexualität mit Privatheit und Intimität, sowie die Definition des Begehrens als eines Schlüssels zum inneren Selbst war weniger ein Akt des Verbergens vor der Öffentlichkeit als eine Neuschaffung der sexuellen Funktion. Anthony Giddens und Niklas Luhmann haben diesen Wandel in der Erfahrung von Sexualität als Konsequenz der Moderne erklärt, die Luhmann mit »funktionaler Differenzierung« in Verbindung bringt, und die Giddens neben anderem mit wachsender »institutioneller Reflexivität« und einem »regulierten Gebrauch von Wissen über die gesellschaftlichen Lebensumstände als konstitutiv für ihre Organisation und Transformation« beschreibt. (Giddens 1991 und 1992; Luhmann 1982)

Während die Sexualität in einer traditionalen Gesellschaft eine Funktion des sozialen Verhaltens ohne distinkte Existenz ist, bringt es die »Sequestration der Erfahrung« in der modernen Gesellschaft mit sich, dass Sexualität zunehmend von der Einbettung in feste, vermeintlich »natürliche« Verhaltensmuster dissoziierte. Der Aufstieg des Ideals romantischer Liebe bewirkte, dass Sexualität allmählich von ihrer traditionellen instrumentalisierenden Einbindung in Reproduktion, Blutsverwandtschaft und soziale wie ökonomische Zwänge abgekoppelt wurde. Im Kontext von romantischer Liebe und Privatheit entwickelte sich die Sexualität zu einer separaten Sphäre des menschlichen Lebens. Dies ermöglichte es wiederum der Medizin, sie als distinkten Impuls zu definieren — als den sechsten, den genitalen Sinn, wie ihn Krafft-Ebing nannte — und ihre inneren physischen und psychischen Gesetze zu entdecken.

Während in der vormodernen Gesellschaft die Sexualität mehr oder weniger fest in gesellschaftliche Verhaltensmuster eingebettet war, deutet das Auftauchen der »Perversionen« darauf hin, dass die moderne Erfahrung des sexuellen Bereichs eigene Bedeutungen generierte und die Sexualziele der Menschen stets mit elementaren und komplexen Emotionen und Ängsten verbunden wurden. Die Sexualitätsdiskurse bringen immer auch signifikante gesellschaftliche Botschaften und Bedeutungen

zum Ausdruck. Will man den Wandel von Sexpraktiken und –erfahrungen erklären, dann muss neben den Entwicklungen der medizinischen Wissenschaft auch der weitere soziale Kontext in Rechnung gestellt werden. So konnten Voyeurismus und Exhibitionismus nur in einer Gesellschaft auftreten, in der die Grenzen zwischen dem Privaten und dem Öffentlichen eine besondere Bedeutung erhielten. Ähnliches gilt für die Faszination, die von der Durchbrechung der Schranken zwischen den Klassen ausging und die in vielen Fallgeschichten Krafft-Ebings zur Sprache kommt. Vielen Patienten erschien die Möglichkeit, sich den starren Regeln bürgerlicher Respektabilität zu entziehen und die weniger reglementierten Sexualbräuche der unteren Klassen zu genießen, verlockend und gefahrvoll zugleich. Sadismus und Masochismus als sexuelle Vorlieben könnte man als Folge des Verschwindens von Gewalt und Grausamkeit aus der öffentlichen Sphäre der Zivilgesellschaft deuten. Während einst die unmittelbare brutale Machtausübung Bestandteil des gesellschaftlichen Lebens war, blieb in der zivilen bürgerlichen Gesellschaft die lustbetonte Faszination von Grausamkeit und Erniedrigung auf die Fantasie beschränkt oder konnte allenfalls in theatralischen Inszenierungen erlebt werden. Homosexualität als individuelle Eigenschaft ist nur in einer Gesellschaft vorstellbar, die gleichgeschlechtliche Bindungen und gelegentliche Sexualität zwischen Männern oder zwischen Frauen als vorübergehende Ablenkung von den Familienrollen nicht mehr als selbstverständlich betrachtet; die Aufwertung der romantischen Liebe als Grundlage von Ehe, von körperlicher und emotionaler Intimität war ausschließlich heterosexuellen Verhältnissen zugeordnet.

Gleichzeitig mit der Herausbildung medizinischer Erklärungen der Sexualität wurden die sexuellen Erfahrungen in der Gesellschaft transformiert im bürgerlichen Milieu zu einem Gegenstand obsessiver Selbstbeobachtung. »Der dumpfe Trieb wurde zur bewussten Perversität«, zitiert Krafft-Ebing eine seiner Patientinnen (Krafft-Ebing 1912: 314); eine derartige Selbstbewusstheit war für viele Leser der *Psychopathia sexualis* charakteristisch und nicht allein von der Psychiatrie erzeugt, sondern Voraussetzung einer »modernen« reflexiven Wahrnehmung der Gesellschaftsmitglieder untereinander. Da das moderne reflexive Unternehmen des Selbst bei Abwesenheit traditioneller sozialer Prozeduren oder moralischer Gewissheiten praktiziert wurde, war die Kontemplation über das Selbst die Quelle von Angst und Unbehagen; dennoch eröffnete sie, was Krafft-Ebings Fallgeschichten illustrieren, den Raum für Individualität und Selbstexpression.

Krafft-Ebings Sexualpathologie reflektierte die Ängste und Gebrochenheiten, von denen die Sexualität in der Kultur des Fin-de-Siècle umgeben war, besonders aber auch das gesteigerte bürgerliche Interesse an ihren Gefahren und Freuden. Seine Arbeitsweise schwankte zwischen der Stigmatisierung der sexuellen Varianten als Geisteskrankheiten und ihrer Würdigung als besondere und einzigartige Formen des Begehrens. Die Art der Lektüre, der viele Patienten und Informanten die *Psychopathia sexualis* unterzogen, weist darauf hin, dass die Sexualität ein umkämpftes Feld geworden war und dass es nur noch eines kleine Schrittes bedurft hätte, um den Individuen ein Recht auf Erfüllung der sexuellen Wünsche zu gewähren. Krafft-Ebings Sexualitätsmodell war auf die Wünsche und nicht auf die Fortpflanzung zentriert und viele Akteure seiner Fallgeschichten treten dort als Genießende auf: Sie waren mehr oder weniger in der Lage, ihre sexuellen Wünsche in ihren Lebensstil einzubauen. Indem die *Psychopathia sexualis* eine Übergang des bürgerlichen Milieus der Städte von einem christlichen Produktionsethos zu einer Konsumentenkultur des Überflusses mit einer Hochschätzung individueller Wunscherfüllung kennzeichnete, hatte sie sich zugleich in ihren selbstgeschaffenen widersprüchlichen Strukturen verfangen. (Birken 1988) Zwischen dem dichotomischen Absolutismus des Normalen und des Abnormen und der wachsenden Relativierung der Variabilität verharrte die moderne Sexualität in einem Zustand der Unentschiedenheit.

LITERATURVERZEICHNIS

1.UNGEDRUCKTE QUELLEN

Exhibiten-Protokoll 1872/3-1888/9 Medizinische Fakultät, Universitäts Archiv Graz.

Personalakt Krafft-Ebing, Universitäts Archiv Wien.

Nachlass Richard von Krafft-Ebing, Graz.

Personalakt Krafft-Ebing, Verwaltungsarchiv Österreichisches Staatsarchiv Wien.

2.WERKE VON KRAFFT-EBINGS

Krafft-Ebing, R. von. **1877**. Ueber gewisse Anomalien des Geschlechtstriebs und die klinisch-forensische Verwerthung derselben als eines wahrscheinlich functionellen Degenerationszeichens des centralen Nervensystems. *Archiv für Psychiatrie und Nervenkrankheiten* 7: 291-312.

Krafft-Ebing, R. von. **1879**. Lehrbuch der gerichtlichen Psychopathologie mit Berücksichtigung der Gesetzgebung von Österreich, Deutschland und Frankreich. Stuttgart.

Krafft-Ebing, R. von. **1879-80/1897**. *Lehrbuch der Psychiatrie*. Stuttgart.

Krafft-Ebing, R. von. **1882**. Zur 'conträren Sexualempfindung' in klinisch-forensischer Hinsicht. *Allgemeine Zeitschrift für Psychiatrie* 38: 211-27.

Krafft-Ebing, R. von. **1884**. Zur Lehre von der conträren Sexualempfindung. *Irrenfreund* 26: 1-14.

Krafft-Ebing, R. von. **1885**. Die conträre Sexualempfin-

dung vor dem Forum. *Jahrbücher für Psychiatrie und forensische Psychologie* 6: 34-47.

Krafft-Ebing, R. von. **1886**. *Psychopathia sexualis.*. Stuttgart.

Krafft-Ebing, R. von. **1887, 1889, 1890b**. Psychopathia sexualis. Mit besonderer Berücksichtigung der konträren Sexualempfindung. Stuttgart.

Krafft-Ebing, R. von. **1889**. Die Entwicklung und Bedeutung der Psychiatrie als klinischer Wissenschaft. *Wiener klinische Wochenschrift* 2/43-44: 817-20, 843-5.

Krafft-Ebing, R. von. **1890a**. *Neue Forschungen auf dem Gebiete der Psychopathia sexualis.* Stuttgart.

Krafft-Ebing, R. von. **1891**. Vorwort. In: Albert Moll. *Conträre Sexualempfindung*. Berlin.

Krafft-Ebing, R. von. **1892a**. Bemerkungen über 'geschlechtliche Hörigkeit' und Masochismus. *Jahrbücher für Psychiatrie und forensische Psychologie* 10: 199-211.

Krafft-Ebing, R. von. **1892b**. Epiloge zu: Par. 175 des deutschen Strafgesetzbuches und die Urningsliebe. Von Dr. iur xxx. *Zeitschrift für die gesammte Strafrechtswissenschaft* 12: 34-54.

Krafft-Ebing, R. von. **1892c**. *Ueber 'Gesittung'. Volkstümliche Vorträge* 1. allg. n.ö. Volksbildungsverein, Zweig Wien und Umgebung.

Krafft-Ebing, R. von. **1892d**. Zur conträren Sexualempfindung. *Wiener Medizinische Blätter* 15/1,3: 7-9, 42-44.

Krafft-Ebing, R. von. **1894**. *Der Conträrsexuale vor dem Strafrichter.* Leipzig und Wien.

Krafft-Ebing, R. von. **1895**. Zur Erklärung der conträren Sexualempfindung. *Jahrbücher für Psychiatrie und Neurologie* 13: 1-16.

Krafft-Ebing, R. von. **1899**. Vorwort. In: Alfred Fuchs, *Therapie der Anomalien Vita sexualis bei Männern.* Stuttgart.

Krafft-Ebing, R. von. **1900a**. Die Aetiologie der progressiven Paralyse. *Comptes-Rendus du XII Congrès International de Médecine*. Moscou, 7 (19) - 14 (26) Août 1897. Moscou.

Krafft-Ebing, R. von. **1900b**. Drei Conträrsexuale vor Gericht. *Jahrbücher für Psychiatrie und Neurologie* 19: 262-82.

Krafft-Ebing, R. von. **1901**. Neue Studien auf dem Gebiete der Homosexualität. *Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen* 3: 1-36.

Krafft-Ebing, R. von. **1912**. Psychopathia sexualis. Mit besonderer Berücksichtigung der konträren Sexualempfindung. Stuttgart.

3. ANDERE WERKE

Benedikt, M. 1906. Aus meinem Leben.. Wien.

Birken, L. 1988. Consuming Desire. Sexual Science and the Emergence of a Culture of Abundance, 1871-1914. Ithaca und London.

Brecher, E.M. 1969. *The Sex Researchers*. Boston, Toronto.

Bullough, V. L. 1994. *Science in the Bedroom*.. New York.

Castel, R. 1976. *L'Ordre Psychiatrique.* Paris.

Davidson, A. 1990. Closing Up the Corpses. In: G. Boolos ed., *Meaning and Method: Essays in Honor of Hilary Putnam*. Cambridge.

Davidson, A. 1987. Sex and the Emergence of Sexuality. *Critical Inquiry* 14: 16-48.

Dörner, K. 1969. Bürger und Irre. Frankfurt a. M.

Foucault, M. 1976. Histoire de la sexualité I. La volonté de savoir. Paris.

Foucault, M. 1961. Folie et déraison: histoire de la folie a l'âge classique. Paris.

Gay, P. 1984. Education of the Senses. New York und Oxford.

Gay, P. 1988. *Freud. A Life for Our Time*. New York und London.

Giddens, A. 1991. *Modernity and Self-Identity.* Cambridge.

Giddens, A. 1992. *The Transformation of Intimicy.* Cambridge.

Goldstein, J. E. 1987. Console and Classify. Cambridge.

Gosling, F.G. 1987. Before Freud.. Urbana, Chicago.

Greenberg, D. F. 1988. *The Construction of Homosexuality*. Chicago und London.

Hacker, H.; Lang, M. 1986. Jenseits der Geschlechter, zwischen ihnen. In: Bei, Neda u.a.. Hrsg. *Das lila Wien um 1900*. Wien, 8-18.

Hansen, B. 1992. American Physicians' "Discovery" of Homosexuals, 1880-1900. In: Rosenberg, C. E.; Golden, J., eds. *Framing Disease*.. New Brunswick, NJ, 104-133.

Hauser, R. I. 1992. *Sexuality, neurasthenia and the law: Richard von Krafft-Ebing (1840-1902).* Unpublished Dissertation University of London.

Hekma, G. 1989. A History of Sexology. In: Bremmer, J., ed. *From Sappho to De Sade*.. New York und London, 173-193.

Hekma, G. 1987. *Homoseksualiteit, een medische reputatie*. Amsterdam.

Hütter, J. 1992. Die gesellschaftliche Kontrolle des homosexuellen Begehrens. Frankfurt.

Johnston, W. 1972. *The Austrian Mind. An Intellectual and Social History, 1848-1938.* Berkely.

Lanteri-Laura, G. 1979. *La lecture des perversions*. Paris u.a.

Luhmann, N. 1982. *Liebe als Passion.* Frankfurt.

Lynch, M. 1985. »Here is Adhesiveness« : From Friendship to Homosexuality. *Victorian Studies* 29: 67-96.

Müller, K. 1991. Aber in meinem Herzen sprach eine Stimme so laut. Berlin.

Mort, F. 1987. *Dangerous Sexualities*. London und New York.

Mosse, G. L. 1988. *The Culture of Western Europe.* Boulder und London.

Mosse, G. L. 1985. *Nationalism and Sexuality.* New York.

Nye, R.A. 1989. Sex Difference and Male Homosexuality in French Medical Discourse, 1830-1930. *Bulletin of the History of Medicine* 63.

Perrot, M., ed. 1990. *A History of Private Life. IV.* Cambridge, Mass. und London.

Pettinger, A. 1993. Why Fetish? *New Foundations. 19*, 83-93.

Plummer, K.. ed. 1981. *The Making of the Modern Homosexual*. London u.a.

Robinson, P. 1976. *The Modernization of Sex*. New York u.a.

Scull, A. 1979. Museums of Madness. The Social Organization of Insanity in Nineteenth Century England. London und Harmondsworth.

Shortland, M. 1987. Courting the Cerebellum. *British Journal of the History of Science* 20: 173-199.

Showalter, E. 1991. *Sexual Anarchy*. London, New York.

Stein, E., ed. 1990. *Forms of Desire*.. New York, London.

Sulloway, F J. 1979. *Freud. Biologist of the Mind*. New York.

Swales, P. J. 1983. *Freud, Krafft-Ebing, and the Witches*. Privately published by the author.

Szasz, T. S. 1971. *The Manufacture of Madness*. London.

Szasz, T. S. 1980. *Sex by Prescription*. Garden City, New York.

Ulrichs, C. H. 1879. *'Critische Pfeile'*. Leipzig.

Vance, C. S. 1989. Social Construction Theory. In: D. Altman u.a., *Homosexuality. Which Homosexuality?* Amsterdam und London , 13-34.

Wagner-Jauregg, J. 1950. *Lebenserinnerungen*. Wien.

Weeks, J. 1981. *Sex, Politics and Society*. London.

Weeks, J. 1985. *Sexuality and Its Discontents*. London.

Wettley, A.; Leibbrand, W. 1959. *Von der 'Psychopathia sexualis' zur Sexualwissenschaft*. Stuttgart.

MANFRED HERZER

Hirschfeld in Wien

Vorbemerkung: Der folgende Text fußt auf einem Referats, das der Autor am 30. März 1995 in der Wiener Universität bei der »Aktionswoche '95« der Gruppe »LesBiSchwule Studierende der Geisteswissenschaftlichen Fakultät« vortrug.

Bald nachdem am 14. Mai 1897 in Hirschfelds Charlottenburger Wohnung das *Wissenschaftlich-humanitäre Komitee (WhK)* gegründet worden war, bekamen die vier Gründer — der Leipziger Verleger Max Spohr, der Schriftsteller Franz Josef von Bülow, der hannöversche Eisenbahnbeamte Eduard Oberg und Magnus Hirschfeld — Unterstützung aus Wien: Der damals weltberühmte Verfasser der *Psychopathia sexualis* Richard von Krafft-Ebing gehörte zu den ersten vier Unterzeichnern der WhK-Petition gegen den § 175 des Reichsstrafgesetzbuches, und mehrere prominente Wiener folgten bald darauf seinem Beispiel: der ehemalige und der damalige Direktor des »k.k. Hofburgtheaters« Max Burckhard und Paul Schlenther und die Dichter Hermann Bahr und Arthur Schnitzler waren wohl die bekanntesten. Im ersten *Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen* von 1899 werden mehr als dreißig weitere Wiener Schriftsteller, Universitätsprofessoren, Ärzte und Hofräte aufgezählt, die schon früh die Petition unterschrieben hatten.

Es waren aber zwei schwule Schriftsteller, Otto de Joux und Herrmann von Teschenberg, die beide in Wien von ihrem Schicksal ereilt wurden und wegen irgendeiner homosexuellen Affäre aus ihrer Heimat hatten flüchteten müssen. Über verschiedene Zwischenstationen, Italien, Paris, London fanden sie schließlich ein Exil in Berlin und beteiligten sich an der Arbeit des WhK. Als de Joux neununddreißigjährig an »einem Gehirnschlage« starb, schrieb Hirschfeld in einem Nekrolog, dass »der erste Aufruf an die Homosexuellen, in ihrem Befreiungskampfe selbst mittätig zu sein« von de Joux verfasst worden sei.[1] Tatsächlich hatte er in seinem Buch *Die hellenische Liebe in der Gegenwart*, das 1897, im Jahr der WhK-Gründung erschienen war, einen »Aufruf an alle gebildeten und edlen Menschen« veröffentlicht. Der Aufruf, der jeden »Uraniden« auffordert, »für seine Befreiung und gesellschaftliche Anerkennung [...] alles zu thun, was in seinen Kräften steht«, ist unterzeichnet: »London, im November 1896. Willhelm Erler von Aistoß.« Da dieser Name bisher in keinem einschlägigen Verzeichnis auffindbar war, muss Hirschfelds Bemerkung wohl so verstanden werden, dass de Joux der Autor des Aufrufs war und dass »Wilhelm Erler von Aistoß« ein weiteres seiner Pseudonyme gewesen ist.[2] De Joux' wirklicher Name soll Otto Rudolf Podjukl gewesen sein.

Hermann von Teschenberg war 1898 nach Groß-Lichterfelde bei Berlin, dem heutigen Steglitz, gekommen und hat sich bis zum Jahre 1905 als einer der eifrigsten an der Komitee-Tätigkeit beteiligt. Über sein Ende und den Grund seiner Übersiedlung von Berlin nach Italien 1905 schreibt Hirschfeld: »Oft erzählte er mir, dass, nachdem er von seiner Mutter [...] Abschied genommen hatte — für immer, denn er sah weder sie noch seine Heimat jemals wieder —, er sich eine Zigarette anzündete, mit der er zum ›Kettenraucher‹ wurde. Denn von da ab brannte er sich eine Zigarette an der andern an, viele Dutzende am Tag [...] viele Jahre lang. Seine Finger verfärbten sich gelb, allmählich vergilbte auch sein Gesicht, der Herzmuskel wurde schwächer, der Geschlechtstrieb schwand. Als das durch Nikotin entartete und ermattete Herz seiner Aufgabe als Druck- und Saugpumpe nicht mehr gerecht werden konnte, schwollen die Beine wassersüchtig an. Das war der Anfang vom Ende. Aber erst, nachdem die Wassersucht auch auf den Leib übergegangen war, brachte er es fertig, dem Rat vieler Ärzte folgend, der Zigarette zu entsagen, doch da war es schon zu spät. Er sah bereits wie eine lebende Mumie aus, als er [1905] mit letzter Kraft und Hoffnung die italienische Sonne aufsuchte, unter deren Glanz und Wärme er im Spital zu Neapel [1911] verstarb.«[3]

Das WhK war schon bald nach seiner Gründung im internationalen Maßstab tätig; nahezu auf der ganzen Welt gab es sogenannte Komitee-Obmänner, und in einigen Städten entstanden Filialen der Berliner Organisation.

Bis heute ist es mir ein Rätsel, warum damals alle Versuche fehlschlugen, in Wien, der zweitgrößten Stadt des deutschen Sprachgebietes, eine Schwulenorganisation wie das WhK zu etablieren. Ich finde diese Frage ziemlich spannend und will im Folgenden versuchen, einiges Material vorzulegen, das bei der Suche nach möglichen Antworten nützlich sein könnte. Die schwule Geschichtsforschung steckt heute noch sozusagen in den Kinderschuhen; es kommt wohl vorerst darauf an, die Dokumente und Fakten zu sichern, und selbst

[1] *Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen* 3 (1901), S. 608.

[2] Harry Oosterhuis hat im Krafft-Ebing-Nachlass ein Flugblatt mit dem leicht veränderten Text dieses Aufrufs gefunden, das »Berlin, October 1899« datiert ist und von sechs Personen unterzeichnet ist, die bisher ebenfalls nirgendwo verifiziert werden konnten (P. Henze, Max Nagler, W. Hübner, Adolf Muxfeldt, A. Mielke, Dr. Winther) Vgl. S. 18 dieser CAPRI-Ausgabe.

[3] M. Hirschfeld, Geschlechtskunde, Bd 1, Stuttgart 1926, S.358.

das ist in vielen Fällen unmöglich, weil es sich um eine Geschichte der Ohnmacht und Wehrlosigkeit einer äußerst diffusen und inhomogenen Randgruppe handelt, die aus Gründen der Selbsterhaltung darauf bedacht war, keine Spuren zu hinterlassen und für die forschenden Blicke der Ordnungsmächte am liebsten unsichtbar zu sein.

»Die Homosexualität in Wien«

Die *Wiener Klinischen Rundschau* brachte im Jahre 1901 in der Rubrik »Feuilleton« einen Aufsatz von Hirschfeld, in dem er unter der Überschrift »Die Homosexualität in Wien« seine einschlägigen Erfahrungen beschreibt, die er im April des gleichen Jahres bei seinem vermutlich ersten Wien-Aufenthalt gesammelt hatte. Als Anlaß für diese Wienreise nennt er den VIII. Internationalen Kongreß gegen den Alkoholismus, an dem er als Aktivist der damals unter Akademikern und in der Arbeiterklasse sehr rührigen Antialkoholbewegung teilnahm.[1] Ich benutzte die Gelegenheit, schreibt er, »die Verhältnisse Wiens auf dem Gebiete der Homosexualität kennen zu lernen, dem ich als Herausgeber der *Jahrbücher für sexuelle Zwischenstufen* ein besonderes Interesse entgegenbrachte.«[2] Er traf sich am Ostersamstagabend mit Baron X., »der einem alten österreichischen Geschlecht entstammt [...] und mit den einschlägigen Verhältnissen in allen Schichten der Gesellschaft wohl vertraut war.« Sie gingen zuerst in ein »urnisches Restaurant«, das »wohl nur sehr wenigen Normalsexuellen bekannt« ist:

»Vier mittelgroße Zimmer waren von Homosexuellen so überfüllt, dass wir kaum Sitzplätze fanden. Da saßen in zwangloser, lebhafter Unterhaltung Gebildete und Ungebildete, Reiche und Arme, Träger historischer Namen neben einfachen Handwerkern, verbunden durch ein gemeinsames Schicksal, das die Standesunterschiede überbrückte. Wir sahen Herren, die Äußerlich nichts Auffallendes darbieten, und andere geschminkt, gepudert, mit Schönheitspflästerchen verziert und mit echten oder unechten Brillanten überladen, denen ein geübtes Auge an ihrer Toilette, ihren Bewegungen, dem Tonfall der Stimme sofort den femininen Urning anmerkt. Hier erblicken wir ein Freundespaar, von denen man uns mitteilt, dass sie schon über zwanzig Jahre zusammenleben — Ulrichs würde sagen, einen Mannling und einen Weibling — und nicht weit davon einen jungen Mann der besten Gesellschaft, der seinen Arm einem Soldaten um die Taille schlingt. Dort jauchzt eine Gruppe 18-20jähriger Burschen in jugendlicher Fröhlichkeit, sich gegenseitig mit Mädchennamen neckend, und hier debattiert ein Tisch lebhaft über Klimts ›Medizin‹. Man sieht es ihnen allen förmlich an, wie glücklich sie sich fühlen, für einige Stunden die Maske ablegen zu dürfen, die ihnen das Vorurteil der Majorität aufdrückt. ›Hier sind wir in unserer Heimat‹, sagt mir ein junger urnischer Schauspieler. Jetzt verstummt plötzlich die eben noch so laute Gesellschaft. ›Emilie wird etwas vortragen‹ , schwirrt es von Mund zu Mund. Man drängt sich an das Klavier, an dem ›Emilie‹, ein Mann in mittleren Jahren mit schöner Altstimme, Arien aus Mignon und Manon singt. Wer ihn hört und nicht sieht, würde nicht zweifeln, ein Weib zu vernehmen, ebensowenig, als gleich darauf ein ganz junger Sopransänger mit sehr wohlklingender Stimme allerlei lustige Lieder zum Besten gibt. Mit besonderer Innigkeit wird von den anderen der Refrain mitgesungen:

›Wir armen, armen Mädchen
sind gar so übel dran.
'Ich wünscht' ich wär kein Mädchen,
ich wollt' ich wär ein Mann.‹

Brausender Beifall folgte dieser und einer Reihe ähnlicher Produktionen. Nunmehr spielt ein Urning einen Wiener Walzer und trotz der Enge sieht man die ‚Marquise' mit dem Soldaten und einigen anderen Pärchen mit großer Geschicklichkeit sich im Walzertakte drehen. Nirgends etwas, was selbst ein strenger Sittenrichter als anstößig oder unanständig bezeichnen könnte.«

Am nächsten Tag, also am Ostersonntag des Jahres 1901 besucht Hirschfeld mit Baron X. »eine Badeanstalt, welche an bestimmten Tagen den Sammelpunkt Homosexueller bildet.« Hirschfeld berichtet: »Wie die anderen Großstädte, so besitzt auch Wien mehrere derartiger Bäder. Auch hier ereignet sich nichts, was der Polizei zum Einschreiten Anlass würde bieten können. An dem Tage, wo ich dieses Bad sah, mochten gewiß mehrere Hundert Urninge in demselben anwesend sein. Man machte im Wasser Bekanntschaften und plauderte in Ernst und Scherz. Auch eine ganze Anzahl Prostituierter, von denen wohl nur ein Teil selbst konträrsexuell ist, findet man. Was hier für den Mediziner ganz besonders interessant ist, sind die ausgesprochen weiblichen Zeichen, welche viele Homosexuelle bieten. Nur die Minderzahl weist in den Zügen und im Körperbau nichts bemerkenswertes auf. Die Meisten zeigen in den runden Linien der Oberarme und Hüften, in den Konturen des Halses, der Entwicklung des Kehlkopfes, der Farbe und Behaarung der Haut deutliche Anklänge an feminine Formen. Das Grübchen im Kreuz, welches als besonderes Charakteristikum des weiblichen Rückens angesehen wird, fand ich hier bei vielen Homosexuellen. Sehr viele zeigten um die Brustwarzen einen starken Warzenhof, wie ihn normale Männer nur selten haben, und besonders bemerkenswert waren vier Gynäkomasten, welche völlig ausgebildete weibli-

[1] M. Hirschfeld, Die historische Entwicklung des Alkoholmißbrauches, in: *Bericht über den VIII. internationalen Congress gegen den Alkoholismus, abgehalten in Wien, 9.-14. April 1901.* Leipzig/Wien 1902, S. 157 ff.

[2] M. Hirschfeld, Die Homosexualität in Wien, *Wiener Klinische Rundschau* Jg 15 (1901), S. 788 ff.

che Brüste besaßen, die bei der Palpation, [= Untersuchung durch Abtasten und Befühlen von dicht unter der Körperoberfläche liegenden inneren Organen] welche sie auf meinen Wunsch gestatteten, als veritables Milchdrüsengewebe, nicht etwa als Fettpolster deutlich zu erkennen waren.«

Schließlich noch einige Bemerkungen zur den Treffpunkten im Freien, zum Soldatenstrich und zu privaten Tuntenkränzchen:

»Außer in den Bädern gibt es in Wien noch 4 bis 5 öffentliche Plätze, wo die männlichen Prostituierten nach Anbruch der Dunkelheit zu verkehren pflegen. In ziemlicher Menge findet man hier genau so wie auf den Pariser Boulevards, der Berliner Friedrichstraße oder dem Londoner Picadilly Circus jene charakteristischen Typen, für welche die Franzosen die eigentümliche Bezeichnung ›petits jésus‹ gefunden haben. Neben einfach gewerbsmäßigen Prostituierten sind darunter die mit Recht so berüchtigten Chanteure vertreten, diese Hyänen der Richtstatt, welche die unglückseligen Opfer ihrer Lockungen in unersättlicher Gier auspressen und aussaugen. Es sind mir aus Wien Fälle berichtet worden, wo die Erpressungen Zehntausende von Gulden betrugen.«

Zum Soldatenstrich: »Diese Verhältnisse haben, wie mir Wiener Urninge mitteilten, dazu beigetragen, dass sehr viele den Vorzug Soldaten geben, da diese verhältnismäßig am ›ungefährlichsten‹ seien. So finden sich in der Tat auf allen ›Strichen‹ auch Soldaten der verschiedenen Wiener Regimenter, welche sich aus der ihnen wohl bekannten Leidenschaft, die sich übrigens nicht, wie man noch vielfach glaubt, in ›immissio in anum‹, sondern meist nur in wechselseitigen Umarmungen und mutueller Masturbation betätigt, eine Nebeneinnahme verschaffen. — Man zeigte mir auch eine Kneipe, welche hauptsächlich dem Verkehr zwischen Soldaten und Homosexuellen gewidmet ist; ein sehr versteckt liegendes, enges, schmutziges, förmlich abschreckendes Lokal; auf dem Tische lagen Nahrungsmittel, Fleisch, Gemüse im rohen Zustande, von welchen die Gäste sich Stücke auswählten, die ihnen in der Küche, deren Qualm und Geruch den ganzen kleinen Raum erfüllte, zubereitet wurden. Hier sah man in trautem Verein Herren der besseren Gesellschaft und junge Landesverteidiger von Tirol bis Bosnien, welche die ansehnlichen Mengen von Nahrungsmitteln, die man ihnen darbot, mit erstaunlichem Appetit verzehrten.«

Schwule, die ihr Leben abseits der Subkultur verbringen:

»Im Ganzen und Großen sind es nicht gerade die besten Elemente der Homosexuellen, welche in allen diesen Lokalitäten verkehren. Viele geistig und sittlich Hochstehende haben ihre privaten Zirkel, von denen ich einen kennen lernte, dem fast nur Akademiker und Schriftsteller angehörten; manche, sowohl aus höheren wie aus niederen Kreisen leben auch ganz für sich. In dem soeben erschienenen III. *Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen* ist die Selbstbiographie eines alleinstehenden Wiener Urnings veröffentlicht, der völlig als Dame lebt. Wer die hochelegante, zarte, junge Dame in ihrem vornehmen Fiaker durch den Prater fahren oder sich in ihrer Loge der kaiserlichen Oper zurücklehnen sieht, ahnt schwerlich, dass sich unter diesen kostbaren Frauengewändern die Gestalt eines Jünglings verbirgt.«

Soweit ich sehe, ist Hirschfelds Bericht über die Wiener Homosexualität die früheste Nachricht über die schwulen Subkulturen dieser Stadt überhaupt, und es ist der erste Versuch, den Hirschfeld unternahm, um die schwule Welt einer großen Stadt zu schildern. Drei Jahre später legte er mit *Berlins Drittes Geschlecht* eine weitere Beschreibung einer großstädtischen Subkultur vor, und in seinem Hauptwerk *Die Homosexualität des Mannes und des Weibes* von 1914 wird eine vollständige Beschreibung aller Milieus schwulen gesellschaftlichen Lebens geboten.

Krafft-Ebing & Hirschfeld

In Hirschfelds Bericht über die Homosexualität in Wien findet sich eine Passage über den Psychiater und Sexualforscher Richard von Krafft-Ebing, der damals, ein Jahr vor seinem Tod, an der Wiener Universität lehrte. Krafft-Ebings in unserem Zusammenhang wichtigste These lautete etwa, dass die Homosexualität oder Conträrsexualität fast immer kein Laster oder gar Verbrechen ist, sondern eine unverschuldete Krankheit, ein Zeichen angeborener Degeneration und in den meisten Fällen unheilbar. In allen seinen Schriften zur Homosexualität vertrat Krafft-Ebing demzufolge die Forderung nach Straffreiheit für Homosexuelle, die Paragraphen 175 des deutschen und 129 b des österreichischen Strafgesetzbuchs sollten abgeschafft werden. Diese Lehre rief nicht nur heftigen Widerspruch von seiten der traditionellen Hüter des Tabus, der Kirchenmänner, Juristen und Irrenärzte hervor; sie hatte neben einem Enttabuisierungsschub in Teilen der Öffentlichkeit vor allem für viele Schwule eine Art Trost- und Stabilisierungseffekt. Andererseits begann sich um 1900 ein neuer Typus schwulen Selbstbewußtseins zu artikulieren, der zum Teil in Reaktionsbildung auf das mitleidheischende Bild des unschuldig verfolgten Kranken für die Schwulen die Rolle einer kulturellen Elite oder Avantgarde nach dem Vorbild berühmter Päderasten des klassischen Altertums herbeiträumten. In Berlin waren dies vor allem die Mitarbeiter der beiden Zeitschriften *Der Eigene* und *Blätter für die Kunst*, die um die Schriftsteller Adolf Brand und Stefan George einen ästhetischen Kultus mit religiösen Zügen zu entfachen bestrebt waren. Hirschfeld schreibt hierzu und zu der heute beson-

ders diskutierten Ambivalenz des Krafft-Ebingschen Wirkens: »Wien besitzt in v. Krafft-Ebing die erste wissenschaftliche Autorität in der Frage der Homosexualität, einen Mann von größtem internationalen Ruf. Aber ich fand zu meinem Erstaunen, dass man ihm an der Stätte seines Wirkens, in gewissen Kreisen, nicht die volle Anerkennung, wie in Deutschland und im Auslande zollte [...] Ich glaubte anfangs nicht recht verstanden zu haben, als mir ein Wiener in angesehener akademischer Stellung sagte, Krafft-Ebings Hauptwerk, die *Psychopathia sexualis* habe mehr geschadet wie genützt, dieses Werk, welches mehr Menschen vom Selbstmorde gerettet hat als irgend ein zweites Buch der Wissenschaft, welches Tausenden Selbstachtung, Selbstvertrauen und Lebensmuth und hunderten von Eltern die Kinder wiedergegeben hat.«

Der »Wiener in angesehener akademischer Stellung«, der die *Psychopathia sexualis* für eher schädlich als nützlich hielt, war womöglich ein Anhänger jenes neuen hybriden Selbstverständnisses, wonach die Schwulen nicht kränker sondern im Gegenteil gesünder als die Heteros seien und als avantgardistische Elite die kommende Wiedergeburt altgriechischer Verhältnisse verkörpern.[1]

Hirschfeld selbst vertrat stets die Ansicht, dass Homosexualität auf gar keinen Fall eine Krankheit ist, sondern gewissermaßen eine natürliche Eigenschaft wie die Heterosexualität, dass das Ziel des Emanzipationskampfes die Gleichberechtigung und Gleichbewertung von Homo- und Heterosexualität zu sein habe. Er sah aber in den Ärzten, Juristen und Naturwissenschaftlern, die Homosexualität für eine Krankheit hielten und *deshalb* Straffreiheit für Schwule forderten, so etwas wie Bündnispartner. Zudem war das Lebensgefühl – nach meinem Eindruck bei der Mehrzahl – der Schwulen damals von der Unterwerfung unter die traditionellen Negativbewertungen ihrer Sexualität deformiert. Mehr oder weniger erfolgreiche Kämpfe gegen das eigene als Fluch und Unglück empfundene homosexuelle Verlangen waren so normal und verbreitet wie die Angst vor Enttarnung, Erpressung oder Strafverfolgung. Die Lektüre eines Buches wie Krafft-Ebings *Psychopathia sexualis* mag in vielen Fällen die von Hirschfeld genannte Wirkung gehabt und viele Leser vom Gefühlen der moralischen Schuld oder Sündhaftigkeit befreit und so Selbstmorde verhütet haben.

Vermutlich ist es während des Wienaufenthaltes im Frühjahr 1901 zu einer Begegnung zwischen Hirschfeld und Krafft-Ebing gekommen. Ein solches Treffen ist zwar nicht dokumentiert, als aber im Herbst des Jahres der dritte Band von Hirschfelds *Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen* erschien, enthielt er einen Aufsatz Krafft-Ebings, »Neue Studien auf dem Gebiete der Homosexualität«, in dem er erstmals die Möglichkeit der Existenz gesunder Homosexueller einräumt, was eine erhebliche Revision seiner Theorie und eine beginnende Umorientierung bedeutete. Krafft-Ebing starb jedoch im Dezember des folgenden Jahres, so dass es nicht mehr zu einem Ausbau dieses für ihn neuen Gedankens kommen konnte

Freud & Hirschfeld

Im Januar des Jahres 1906 schrieb Sigmund Freud einen Brief an Hirschfeld, in dem er um Unterstützung gegen die öffentlichen Angriffe bittet, die sein einstiger Intimfreund, der Berliner Arzt Wilhelm Fliess, neuerdings in der Öffentlichkeit, in Zeitungsartikeln und Traktaten gegen ihn richtete.[2] Es ging dabei um das 1903 erschienene überaus erfolgreiche Buch des Wiener Autors Otto Weininger *Geschlecht und Charakter*, das neben einer für den damaligen Zeitgeist äußerst attraktiven Mischung aus Antifeminismus, Antisemitismus und Homophobie auch die These enthielt, dass alle Menschen irgendwie bisexuell seien und dass ihre Körper und Seelen aus einer männlichen und einer weiblichen Substanz zusammengesetzt seien. Wilhelm Fliess glaubte nun, dass die Idee von der Bisexualität aller Menschen sein geistiges Eigentum sei, das er gesprächsweise seinem Busenfreund Sigmund Freud mitgeteilt habe, über den es an den Plagiator Weininger gelangt sei. Insgesamt also eine ziemlich absurde Angelegenheit, um so mehr, als der Gedanke von der zweigeschlechtlichen Anlage des Menschen schon in antiken Mythen enthalten ist. Hirschfeld verteidigte seinen Wiener Kollegen mit einem Aufsatz »Die gestohlene Bisexualität«, der im Herbst des gleichen Jahres 1906 in der *Wiener klinischen Rundschau*[3] erschien, sowie in einem Kapitel seines neuen Buches *Vom Wesen der Liebe: Zugleich ein Beitrag zur Lösung der Frage der Bisexualität*. War der Anlaß der Kontaktaufnahme zwischen Freud und Hirschfeld, die vermeintlich gestohlene Bisexualität, einigermaßen bizarr, so begann damit doch eine interessante Kooperation zwischen der Berliner Schwulenbewegung und der Wiener psychoanalytischen Bewegung. Letztere hatte gerade angefangen, sich selbst, das heißt den Kreis von Ärzten und Ärztinnen, die sich mittwochs in Freuds Wohnung traf, als »Bewegung« zu verstehen. Praktisch äußerte sich die Zusammenarbeit darin, dass die Freudianer den Versuch unterstützten, in Wien ein WhK ins Leben zu rufen, während sich Hirschfeld an der Gründung einer

[1] Vgl. auch das Wort des Wiener Schriftstellers Hermann Bahr, das auf der Seite 47 dieser CAPRI-Ausgabe von Hanns Fuchs zitiert wird: »Wie gut wäre es, wenn wir weniger an Krafft-Ebing und mehr an die Griechen mit unserm Herzen denken würden.«

[2] Monatsbericht des WhK Jg 5, Nr. 2 (1.2.1906), S. 30 f.

[3] Hirschfeld, Die gestohlene Bisexualität, *Wiener klinische Rundschau* Jg 20 (1906), S. 706 f.

Berliner Filiale der Wiener Psychoanalytischen Vereinigung beteiligte. Im *Monatsbericht des WhK* vom Dezember 1906 war folgende Notiz zu lesen: »In Wien ist in diesen Tagen die Gründung eines Wissenschaftlich-humanitären Komitees beschlossen, welches für Österreich die gleichen Zwecke und Ziele verfolgt, wie das unsrige. Die leitenden Herren sind Dr. Wilh. Steckel [sic], Wien II, Castellezgasse 2 und unser dortiger Vertrauensmann Ingenieur J. Nicoladoni, Wien IV, Heumühlgasse 18, I.«[1] Bereits zwei Jahre vorher, im *Monatsbericht* vom Januar 1904 war zu lesen: »Von Wien aus ist die Gründung eines Subkomitees angeregt worden. Objektive und subjektive Interessenten werden gebeten, sich in dieser Angelegenheit an die Berliner Centrale zu wenden.«[2] Offensichtlich hat es zwei Jahre gedauert, bis wenigstens zwei Wiener Kontaktpersonen benannt werden konnten, von denen der eine, der Arzt Wilhelm Stekel damals zu den engsten Mitarbeitern Freuds gehörte, der sich in zahlreichen Publikationen als Propagandist und Popularisator der neuen Lehre von der Psychoanalyse betätigte. Aber auch mit psychoanalytischer Unterstützung kam das Projekt, in Österreich eine Schwulenbewegung, eine Bewegung der »subjektiven Interessenten« zu initiieren, nicht recht voran. Obwohl in den folgenden Jahre immer wieder Anstrengungen in dieser Sache unternommen wurden – wie wir noch sehen werden, reiste Hirschfeld zweimal, 1914 und 1922, selbst nach Wien, um dort ein WhK zu gründen, das aber bald darauf wieder einschlief – sollte es niemals zu einem Durchbruch kommen. Während sich in den Niederlanden, in der deutschsprachigen Schweiz und in England solche Organisationen dauerhaft etablierten, gelang dies in Österreich eigentlich erst vor zwanzig Jahren. Soweit ich sehe, war die 1974 in Wien gegründete Schwulengruppe mit dem schönen Namen »Coming Out!« der erste erfolgreichere Versuch, in Österreich Entwicklungen nachzuholen, die in anderen Ländern westlicher Zivilisation schon früher begonnen hatten.

Doch zurück ins Kakanien des Jahres 1907:

Im Juli brachte der Monatsbericht des WhK eine Mitteilung über Stekels Aktivitäten und zitierte außerdem eine Glosse von Karl Kraus aus seiner *Fackel*, in der Kraus den Appell kommentiert, den das Berliner Komitee an das österreichische Justizministerium gerichtet hatte, den Schwulen- und Lesbenparagraphen aus dem Strafgesetzbuch zu streichen:

»Dr. Wilhelm Stekel [...] bittet alle österreichischen Freunde unserer Bewegung um ideelle und materielle Unterstützung der von ihm geplanten Maßnahmen, welche bezwecken, den österreichischen Behörden und gesetzgebenden Organen Material zu unterbreiten, um eine Abänderung des § 129 b zu bewirken. Eine Unterstützung der Absichten Dr. Stekels ist um so gebotener, als derzeit in Österreich die Revision des Strafgesetzbuches vorliegt. Läßt man diesen Zeitpunkt ungenützt verstreichen, so dürfte auf lange Jahre hinaus jede Möglichkeit geschwunden sein, eine Änderung der bezüglichen österreichischen Gesetzesbestimmungen herbeizuführen.«[3]

Soweit zu Stekel, nun *Die Fackel*:

»Die Fackel, Wien, Verlag der Fackel v. 10. Juni 07 Nr. 227/228, X. Jahrg., erwähnt aus dem letzten Monatsbericht unser Schreiben an den österreichischen Justizminister und dessen Rückantwort. Dann schreibt sie: ›Sonderbare Schwärmer! Die nicht wissen, dass in Österreich nicht die Menschlichkeit Sexualgesetze macht, sondern die Sittlichkeit, nicht die Lebenserfahrung, sondern die Unverdorbenheit, nicht der Fortschritt, sondern die Feigheit, nicht Phantasie, sondern die normale Sexualität eines Universitätsprofessors und ein es Oberstaatsanwaltes. Die nicht wissen, dass eher die Furcht, für einen Dieb gehalten zu werden, den Gesetzgeber die Freigebung des Diebstahls wagen lassen wird, als die Furcht, für einen Päderasten gehalten zu werden, die Abschaffung des homosexuellen Strafparagraphen. Wahrlich, ich sage euch, es wird noch viel Wasser in das Bassin des Zentralbades fließen — und viel Wein in die Becher der Liebenberger Tafelrunde —, ehe sich die Erkenntnis Bahn bricht, dass kein Staatsbürger für die Richtung seiner Nervenwünsche verantwortlich gemacht werden kann!‹«[4]

Mit dem hübschen Witz über die Liebenberger Tafelrunde spielt Kraus auf den Skandal um den schwulen Freund des deutschen Kaisers Fürst Philipp zu Eulenburg an, der in den Jahren 1907 und 1908 mit einer ganzen Reihe von Strafprozessen die europäische Öffentlichkeit beschäftigte, ein internationales Interesse an der »vice allemand«, dem vermeintlich deutschen Laster der Homosexualität weckte und in Deutschland selbst zu einer dramatischen hexenjagdartigen Steigerung der antihomosexuellen Stimmung führte. Die Zahl der Mitglieder des WhK schrumpfte auf die Hälfte zusammen, und der erwähnte Adolf Brand mußte für 18 Monate ins Gefängnis, weil er den Reichskanzler Bülow in einem Flugblatt aufgefordert hatte, für die Beseitigung des § 175 zu sorgen, da er sich ja selbst mit seinem Staatssekretär, Herrn von Scheefer, im Sinne des Paragraphen betätige.[5]

In Wien schien es dagegen zunächst noch einmal aufwärts zu gehen. Jedenfalls veröffentlichte Wil-

[1] Monatsbericht des WhK Jg 5, Nr. 12 (1.12.1906), S. 240.
[2] Monatsbericht des WhK Jg 3, Nr. 1 (1.1.1904), [S. 3].
[3] Monatsbericht des WhK Jg 6, Nr. 7 (1.7.1907), S. 134.
[4] Ebenda.
[5] M. Keilson-Lauritz: Wilhelmshagen gegen das Deutsche Reich — Adolf Brands Flugschrift gegen den Reichskanzler von Bülow, *CAPRI* Nr. 17 (Sept. 1994), S. 2 ff.

helm Stekel, jetzt mit der Bezeichnung »Präsident des Wiener Wissenschaftlich-humanitäre Komitees« einen *Aufruf an die Homosexuellen Oesterreich-Ungarns zwecks Zusammenschluß und Vorbereitung von aufklärenden Vorträgen, Petitionen etc.*[1] Irgendwelche Reaktionen auf diesen Aufruf waren nicht festzustellen. Vermutlich blieb die Initiative Dr. Stekels ohne Echo.

Im Frühjahr 1908 kam es zur ersten Begegnung zwischen Hirschfeld und Freud. Hirschfeld besuchte Freud in Wien, und wir wissen von diesem Besuch nur deshalb, weil Freud darüber in einem Brief an seinen damaligen Intimfreund, den Zürcher Psychiater Carl Gustav Jung berichtet. Unter dem 14. April 1908 schreibt er an Jung nach Zürich: »Magnus Hirschfeld war vor einigen Wochen hier zu Besuch; er sieht gutmütig und ungeschickt aus, ist offenbar eine ehrliche Haut. Hat sich angefreundet und wird unseren Gesichtspunkten fortan möglichst Rechnung tragen.«[2] Dies geschah auf vielfältige Weise in den folgenden Jahren:

Die *Zeitschrift für Sexualwissenschaft*, die Hirschfeld seit Januar 1908 herausgab, brachte mehrere Aufsätze von Psychoanalytikern, so von Freud selbst etwas über »Hysterische Phantasien und ihre Beziehungen zur Bisexualität«, von Alfred Adler »Zwei Träume einer Prostituierten«, von Wilhelm Stekel »Die sexuelle Wurzel der Kleptomanie« und von Isidor Sadger, dem damaligen Experten für die Umpolung von schwulen Männern mittels Psychoanalyse, eine klare und natürlich positive Antwort auf die Frage: »Ist die konträre Sexualempfindung heilbar?«

Am 27. August 1908 gründete Hirschfeld mit dem Freudschüler Karl Abraham und drei anderen Ärzten (Bloch, Juliusburger, Koerber) die *Berliner Psychoanalytische Vereinigung*, die erste einschlägige Organisation außerhalb Wiens. Abraham war der einzige in der Berliner Gruppe, der Psychoanalyse praktizierte. Mehrmals hat Hirschfeld schwule Männer an Abraham überwiesen, die sich an ihn gewandt hatten, weil sie gern heterosexuell werden wollten. Beispielsweise berichtet Abraham in einem Brief an Freud von einem 40jährigen Schwulen, der seit acht Jahren verheiratet ist und ihm von Hirschfeld überwiesen wurde: »Die Analyse bei dem Homosexuellen geht ziemlich gut vorwärts und hat deutlichen Erfolg. Ob ich es freilich dahinbringe, dass er in der Ehe potent wird, ist mir zweifelhaft.«[3] Im Unterschied zu Sadger, der offensichtlich in seinen Berichten über Schwule, die er durch Psychoanalyse heterosexualisiert haben will, gefälscht und gelogen hat, bringt Abraham von Anfang an seine Skepsis in dieser Frage zum Ausdruck.

Die Verbindung zwischen psychoanalytischer Bewegung und Schwulenbewegung endete abrupt im September 1911 in einem Eklat, der sich auf dem *3. Internationalen Psychoanalytischen Kongreß* in Weimar zutrug. Die Einzelheiten sind nicht überliefert, aus verschiedenen Briefstellen geht jedoch hervor, dass C.G.Jung in der öffentlichen Diskussion Hirschfeld auf eine derart beleidigende Weise angegriffen hat, dass Hirschfeld dies zum Anlaß nahm, um aus der Psychoanalytischen Vereinigung auszutreten. Freud schreibt am 2. 11.1911 eine Art Abschiedsbrief an Hirschfeld (»Ich habe mit Bedauern von Dr Abraham gehört, dass Sie unsere Reihen verlassen haben u will wie er hoffen, dass unsere sonstigen Beziehungen dabei ungetrübt bleiben werden...«[4]) und berichtet Jung mit gleichem Datum über die Angelegenheit: »In Berlin hat sich Magnus Hirschfeld aus unseren Reihen entfernt. Kaum ein Schaden, er ist so ein pulpöser unappetitlicher Kerl und schien nicht imstande, etwas zu lernen. Natürlich schiebt er die Bemerkung auf dem Kongreß von Ihrer Seite vor; homosexuelle Gekränktheit. Keine Träne nachweinen!«[5] In den folgenden Jahren gab es dann, allerdings in moderatem Ton, gegenseitige Widerlegungen der Psychoanalyse resp. der Lehre von den sexuellen Zwischenstufen, wobei Freud vor allem Hirschfelds Weigerung tadelte, eine Psychogenese der Homosexualität anzuerkennen, während Hirschfeld den Anspruch der Psychoanalytiker, Schwule und Lesben in Heterosexuelle zu verwandeln, den sie ja gerade mit der Entstehung der Homosexualität in der frühen Kindheit begründeten, als unhaltbar zurückwies. Er verfügte über eine ganze Sammlung von Fällen, dass Schwule und Lesben sich einer oft jahrelangen psychoanalytischen Kur unterzogen, ohne ihr Ziel der Heterosexualität je zu erreichen.

---

[1] Monatsbericht des WhK Jg 6, Nr. 10 (1.10.1907), S. 190. — Die *Illustrierte Oesterreichische Kriminal-Zeitung*, die im Sommer 1907 unter der Überschrift »Päderastie« eine Artikelserie über die Homosexuellen in Wien und mehrere Leserbriefe von Wiener Päderasten abgedruckt hatte, brachte in ihrer Nr. 21 vom 9.9.1907 eine schwulenbewegte Stellungnahme, die von der »Wiener Vertretung des Wissenschaftlich-humanitären Komitees in Berlin« unterzeichnet war. Unter den anderen Leserbriefen in der gleichen Ausgabe befand sich auch der folgende von Magnus Hirschfeld: »Sehr geehrte Redaktion! Wir haben mit Interesse aus den letzten Nummern Ihres geschätzten Blattes gesehen, dass Sie der homosexuellen Frage größeres Interesse entgegenbringen. Doch haben wir anderseit den Eindruck, als ob Sie bisher wenig Gelegenheit gehabt haben, die neuere wissenschaftliche Litteratur dieser Frage zu prüfen, deren Kenntnis unerlässlich ist, um in einer derartig schwierigen Frage eine ruhige objektive Stellung einnehmen zu können. Wir lassen Ihnen deshalb gleichzeitig einiges Material zugehen und stehen Ihnen auf Wunsch mit weiterem zur Verfügung. Mit vorzüglicher Hochachtung ergebenst Wissenschaftlich-humanitäres Komitee Dr. Hirschfeld.«

[2] S. Freud, C.G.Jung: Briefwechsel. Frankfurt 1974, S. 152.

[3] S. Freud, K. Abraham: Briefe 1907-1926. 2. Aufl. Frankfurt 1980, S. 51.

[4] M. Herzer: Zu einem Brief Sigmund Freuds an Magnus Hirschfeld vom 2. November 1911, *CAPRI* Nr. 19 (Juli 1995), S. 30 ff.

[5] S. Freud, C.G.Jung: Briefwechsel. Frankfurt/M. 1974, S. 501.

Steinach & Hirschfeld

Es muß Hirschfeld in eine besondere Hochstimmung versetzt haben, als er von den Forschungen des Wiener Arztes und Physiologen Eugen Steinach erfuhr, denn er glaubte, Steinach habe damit den lang ersehnten Beweis für das Angeborensein der Homosexualität erbracht. Steinach hatte an der *Biologischen Versuchsanstalt der Akademie der Wissenschaften in Wien*, an der er seit 1912 tätig war, künstliche Umwandlungen des Geschlechts bei Meerschweinchen herbeigeführt, indem er die Eierstöcke und Hoden der Tiere operativ austauschte. Steinach zögerte nicht, aus seinen Tierexperimenten Schlussfolgerungen auf den Menschen abzuleiten und entsprechende Operationen an Menschen vornehmen zu lassen.

Im Januar des Jahres 1914 reiste Hirschfeld nach Wien, besuchte Steinach, ließ sich seine Forschungslabors zeigen und schloß mit ihm Freundschaft.

Aus Anlaß dieses Wienaufenthalts kam es wieder einmal zu einem Versuch, eine Schwulenorganisation zu gründen. Sie trug diesmal den Namen *Wissenschaftlich-humanitäre Gesellschaft* und gab auch Name und Adresse ihres Vorsitzenden bekannt: der zwanzigjährige Bankbeamte Rudolf Vieröckl, wohnhaft in der Tigergasse 16 im VIII. Bezirk. Ihren ersten (und vermutlich einzigen) öffentliche Auftritt, einen Vortragsabend, organisierte die Wissenschaftlich-humanitären Gesellschaft am 30. 1. 1914 im Kursalon des Wiener Stadtparks. Der schon bewährte Psychoanalytiker Dr. Stekel sprach einleitende Worte zu einem Vortrag Hirschfelds mit dem Thema »Sexualforschung und Liebesleben«. Im *Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen* wird dazu mitgeteilt, dass »mehrere Wiener Tages- und Fach-Zeitungen ausführlich« über die Veranstaltung der — wie es heißt — »jungen Wiener Organisation« berichtet hätten.[1] Leider mußte das *Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen* schon ein gutes Jahr später berichten, dass der Vorsitzende, der sich gleich zu Kriegsbeginn als Freiwilliger zur Armee gemeldet hatte, an der Front in den Karpaten ums Leben gekommen war. »Für die österreichische Bewegung«, schreibt das *Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen*, »bedeutet [dieser Tod ...] einen kaum ersetzbaren Verlust.«[2]

Doch zurück zu Professor Steinach. Er ließ im siebzehnten Jahrgang des *Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen* folgende Mitteilung einrücken:

»Es ist mir gelungen, einen Militär (psychischen Hermaphroditen), schweren passiven Homosexuellen mit ausgesprochen weiblichen Geschlechtscharakteren (Formen, Behaarung, Busen) durch Austausch der Pubertätsdrüsen zu heilen (operiert vor ca. 1¼ Jahre durch Lichtenstern). Vollständiges Abklingen der Homosexualität bis zum Ekel beim Erinnern, Neuentstehen von heterosexuellem Trieb, Erektion. Auftreten völliger Normalität. Der Mann hat vor kurzem geheiratet; beide Gatten glücklich und zufrieden. Objektiv: Verschwinden der ausgeprägten schönen Brüste, der Ausladung der Hüften, Auftreten feiner Behaarung am Bauch und linea alba. Implantiert wurde ein kryptorcher Testikel eines einwandfrei eingeschlechtigen (heterosexuellen) Mannes [...] Da Prof. Steinach gegenwärtig Einpflanzungsmaterial von einem Manne hat, der wegen dauernd übernormalen virilen Trieb kastriert werden soll, so bittet er um Mitteilung, ob Homosexuelle (womöglich mit somatischen weiblichen Geschlechtscharakteren) umgestimmt werden und sich zu diesem Zwecke der betr. Operation unterziehen wollen. Wir geben diese Bitte hierdurch an unsern Leserkreis weiter und bemerken, daß etwaige Bereitmeldungen an Herrn Prof. Dr. Eugen Steinach, Wien II, Valeriestr. 53 direkt [...] erfolgen können.«[3]

In den folgenden Jahren wurden von Chirurgen in Wien, später auch in Berlin mehrere solcher Operationen nach Steinachschem Rezept mit dem Ziel der Umwandlung eines Schwulen in einen Hetero durchgeführt. Etwa seit 1921 begann sich die Erkenntnis durchzusetzen, dass diese Operationen völlig nutzlos waren. Die implantierten fremden Hoden wuchsen nicht an — eine Schwierigkeit, die die Chirurgie der Organtransplantationen beim Menschen erst 50 Jahre später lösen sollte. Abgesehen von dieser operationstechnischen Unzulänglichkeit war auch die zugrundeliegende Annahme, dass durch Austausch der Hoden die sexuelle Orientierung geändert werden könnte, einfach falsch und die Schlußfolgerung vom Sexualverhalten der Meerschweinchen auf die sexuelle Orientierung von Menschen völlig haltlos und willkürlich.

Wenn man sich fragt, was Hirschfeld wohl veranlaßt haben könnte, die Zusammenarbeit mit Steinach bis hin zu Menschenexperimenten zu suchen, dann wird nicht allein die bereits erwähnte Hoffnung auf Beweise für das Angeborensein der Homosexualität eine Rolle gespielt haben; versucht man, sich die vorherrschende Mentalität oder das Lebensgefühl der Schwulen in Europa im ersten Drittel unseres Jahrhunderts zu vergegenwärtigen, dann fällt ohneweiters ein ausgeprägtes Moment des Selbsthasses auf, des »schlechten Gewissens«, weil man »anders als die anderen« ist, weil man — wie es Otto de Joux im Titel eines seiner Werke ausdrückte — zu den »Enterbten des Liebesglücks« gehörte. Dies kommt in der enormen Häufigkeit von Selbstmorden zum Ausdruck und in dem immer wieder artikulierten Wunsch, um nahezu

[1] *Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen* 14 (1914), S. 249

[2] *Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen* 15 (1915), S. 59 f.

[3] Operative Behandlung der Homosexualität, *Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen* 17 (1917), S. 189 f.

jeden Preis normal, also heterosexuell zu werden. Hirschfeld war jedenfalls überaus häufig mit Schwulen konfrontiert, die dieses Verlangen nach Heterosexualität, nach »den Wonnen der Gewöhnlichkeit« erfüllte. Er selbst äußerte immer wieder die Überzeugung, dass es bei der Homosexualität nichts zu heilen gebe, dass eine Therapie der Beseitigung des Selbsthasses und eine Bejahung der eigenen Homosexualität zum Ziel haben müsse; doch war in vielen Fällen gegen die verinnerlichten Negativurteile der umgebenden Gesellschaft über die Homosexualität kein Kraut gewachsen, so dass sich die Hoffnung der oft verzweifelten Schwulen auf alles warf, was versprach, die Homosexualität wegzumachen. Bezeichnend für die damals vorherrschende Gefühlslage scheint mir auch zu sein, dass Hirschfeld aus den Reihen der Schwulenbewegung zwar mit heftigster und radikalster Kritik geradezu überzogen wurde, niemals jedoch betraf diese Kritik seine Vermittlertätigkeit gegenüber Ärzten, die Umpolung der Triebrichtung versprachen, seien es die diversen Suggestions- und Hypnosetherapeuten aus den neunziger Jahren des 19. Jahrhunderts, seinen es die Schulen der Psychoanalyse oder nun die Kastrationschirurgen Marke Steinach. Ich denke, solche Überlegung machen die auf den ersten Blick unbegreifliche, ja, schockierende Verbindung zwischen Steinach und Hirschfeld aus heutiger Sicht etwas verständlicher.

»Anders als die Andern«, »Sexuelle Verbrechen« und österreichische Nazis

Nach dem Ende des Weltkrieges gab es zunächst zwei spektakuläre Höhepunkte im Lebenswerk von Magnus Hirschfeld: Die Eröffnung des Instituts für Sexualwissenschaft am 6. Juli 1919 in einer Villa im Berliner Tiergarten und die Produktion des ersten Schwulenfilms der Welt *Anders als die Andern*.[1]

Am 24. Mai 1919 gelangte *Anders als die Andern* im Berliner Apollo-Theater zur Uraufführung, womit zum ersten Mal in der Geschichte des Kinos das Thema Schwulenemanzipation und Schwulenverfolgung auf die Leinwand gebracht worden war. Das Drehbuch hatte Hirschfeld zusammen mit dem Produzenten und Regisseur Richard Oswald verfaßt, und in dem Film spielte Hirschfeld gewissermaßen sich selbst, einen Arzt, der in öffentlichen Vorträgen über die Homosexualität aufklärt und schwule Männer vor dem Selbstmord bewahrt. Der Film wurde drei Monate lang in ganz Deutschland gezeigt, dann kam das Verbot. Leider ist bisher über Aufführungen von *Anders als die Andern* in Österreich kaum etwas bekannt. Im *Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen* von 1920 sind einige Briefe und Zeitungsausschnitte aus Wien und Graz abgedruckt, aus denen unter anderm hervorgeht, dass der Film dort noch gezeigt wurde, als er in Deutschland bereits verboten war. So heißt es im *Neuen Wiener Journal* vom 6.11.1919: »Von Freitag an wird in Wien ein neuer Oswald-Film zu sehen sein. Der bekannte Filmregisseur hat sich diesmal mit Dr. Magnus Hirschfeld verbunden, um ein interessantes, belehrendes Filmwerk zu schaffen. Es ist die Tragödie eines jungen Menschen, der zu spät bemerkt, dass er ›Anders als die Andern‹ ist. Im Rahmen eines Vortrages und an historischen Beispielen wird von Dr. Hirschfeld erläutert, wie da zu helfen und zu heilen ist [...]«[2] Die Wiener Zeitschrift *Das Intime Blatt* brachte am 4. Dezember 1919 ein »Offenes Schreiben« an Hirschfeld, in dem sich der Verfasser Josef Lampel selbst als Homosexuellen deklariert und Hirschfeld dafür dankt, dass er sich mit dem Film zum »Fürsprecher und Verteidiger« der unglücklichen Homosexuellen gemacht habe. Ich glaube, dass sich hier zum ersten Mal in Österreich jemand öffentlich zu seinem Schwulsein bekennt.[3]

Nicht bloß als Filmstar wie in *Anders als die Andern*, sondern in eigener Person kam Hirschfeld erst wieder im Mai 1922 nach Wien. Der 2000 Personen fassende Große Musikvereinssaal war ausverkauft, als er dort am 25. Mai abends einen Lichtbildervortrag über »Formen menschlichen Geschlechtslebens« hielt. In der österreichischen Presse gab es zahlreiche Berichte über den Abend. Als exemplarisch möchte ich hier die Meldung aus der *Neuen Freien Presse* zitieren:

»Vor einem zahlreichen Publikum, das den großen Musikvereinssaal bis auf das letzte Plätzchen füllte, sprach heute Sanitätsrat Dr. Magnus Hirschfeld aus Berlin in fast dreistündiger Rede über die verschiedenen Formen des menschlichen Geschlechtslebens und unterstützte seine außerordentlich klaren Ausführungen durch eine ausgewählte Reihe von instruktiven Lichtbildern. Das ungeheure Gebiet der Varianten und der sogenannten Entartungen schilderte er in sehr interessanter und dabei vorurteilsfreier Weise, zeigt, wie die intersexuellen Typen unter den sogenannten Entartungen eine große Rolle spielen, und betonte, dass eine ganze Reihe von hochbedeutenden Männern diesem Typus angehöre. Er verwies auf die ausnehmend großen Fortschritte, die in den letzten Jahren die Sexualbiologie gemacht hat und wie namentlich durch die Forschungen der Österreicher Richard Krafft-Ebing, Gregor Mendel, Sigmund Freud und Steinach die Wissenschaft zu Erkenntnissen gekommen sei, die

[1] J. Steakley: Film und Zensur in der Weimarer Republik — Der Fall Anders als die Andern, *CAPRI* Nr. 21 (März 1996), S. 2 ff.

[2] *Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen* 19 (1919), S. 114.

[3] *Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen* 19 (1919), S. 115.

uns in die Lage setzen, von einer hohen Warte aus uns über die das ganze Menschenleben beherrschenden Vorgänge zu unterrichten und zu erkennen, wie sehr wir im Unrecht sind, wenn wir noch immer nicht von jenen Personen, die den intersexuellen und den homosexuellen Typen angehören, die Schmach der Verfehmung nehmen; früher sei die Verfolgung dieser armen Unglücklichen ein Justizirrtum gewesen, heute aber im Lichte der wohlbegründeten wissenschaftlichen Erkenntnis sei es ein Justizverbrechen geworden. Wahrheit, Recht und Freiheit seien die Fundamente, aus denen sich die neue Weltordnung aufbauen müsse. Die Wahrheit könne aber nur aus der Naturwissenschaft ersprießen. Bis vor wenigen Jahren sei das Gebiet der Sexualbiologie ein ganz unbekanntes Land gewesen, heute aber seienwir schon so weit eingedrungen, dass wir bestimmte Forderungen unbedingt aus unseren Erkenntnissen ziehen können. Wir müssen danach streben, dass wir in der Neuordnung der Dinge den Bau der menschlichen Gesellschaft so ändern, dass sich auch die Liebe zu dem entfalten könne, was sie sein soll, nämlich zur schönsten Blüte am Baume des Lebens und zum höchsten Glück der Erdenkinder; die Sexualbiologie zwinge zu kulturellen und zu sittlichen Forderungen, die man nachdrücklich vertreten müsse, denn man dürfe nicht ruhen, bis man nicht dem aus der naturwissenschaftlichen Erkenntnis entspringenden Rechtsbewußtsein den Sieg erkämpft habe.«[1]

Zwei Tage später wurde wieder einmal und wohl zum letzten Mal, ein Anlauf zur Gründung eines Wiener WhK unternommen. Die aus der Zeit vor dem Krieg bekannte Kraft, Herr Ingenieur Josef Nicoladoni, gehörte zusammen mit einem bis dahin nicht in Erscheinung getretenen Herrn Richard R. Tauber dem Vorstand an. Tauber schrieb für die Berliner Schwulenzeitschrift *Die Freundschaft* einen Bericht über die Gründungsveranstaltung[2]; danach war nie wieder von irgendwelchen Aktivitäten des WhK, Zweig Österreich, wie es sich nannte, die Rede.[3]

Im darauffolgenden Jahr reiste Hirschfeld wiederum in Wien, doch leider konnte ich über diesen anscheinend sehr ereignisreichen Aufenthalt nur wenige Zeilen im *Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen* finden. Im Anschluß an einen Bericht über eine erfolgreiche Vortragsreise durch die Tschechoslowakei heißt es dort: »Nach allen diesen Erfolgen ist es um so mehr zu bedauern, dass Herr Sanitätsrat Dr. Hirschfelds Vortrag über ›Sexuelle Verbrechen‹ in Wien am 4. Februar 1923 durch eindringende junge Hakenkreuzler gröblich gestört wurde. Stinkbomben wurden geworfen, Schüsse abgegeben und zahlreiche Personen blutig geschlagen. Herr Sanitätsrat Hirschfeld selbst ist unverletzt geblieben.«[4]

Ungefähr seit Beginn des Jahres 1920 wurden immer wieder in deutschen Städten Vorträge Hirschfelds von rechtsradikalen jungen Männern gewaltsam gestört. In einem Bericht im *Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen* über eine solche Gewaltaktion in Hamburg ist davon die Rede, dass dieser Vorfall »nur ein Glied in einer Kette ähnlicher Versammlungssprengungen« gewesen sei. Am Abend des 4. Oktober 1920 war es in München, als Hirschfeld von einem Vortrag ins Hotel zurückkehren wollte, sogar zu einem Attentat gekommen, das er nur schwer verletzt überlebte. Die Notiz über die randalierenden »jungen Hakenkreuzler« in Wien ist eine der wenigen konkret dokumentierten Vorfälle dieser Art. Anscheinend hielt man es für angebracht, so etwas mit Schweigen zu übergehen.

VI. Kongreß der WLSR

In Kopenhagen versammelten sich im August 1928 etwa hundert Sexualwissenschaftler, meist Ärztinnen und Ärzte, um die *Weltliga für Sexualreform* zu gründen. Mit dem Schweizer August Forel und dem Engländer Henry Havelock Ellis wurde Hirschfeld zu einem der drei Präsidenten gewählt, letztlich war aber Hirschfeld der eigentliche Motor des Unternehmens, der damit einen alten Plan einer Internationale der liberalen Sexualreformer verwirklichen wollte. Forel und Havelock Ellis haben wohl nur ihre damals prominenten Namen fürs Dekor zur Verfügung gestellt. Wie sehr die *Weltliga* auf die Persönlichkeit Hirschfelds zugeschnitten und seines Geistes Kind war, zeigte sich vollends an ihrem Ende: Als die beiden Mitarbeiter Hirschfelds, Norman Haire und Jonathan Leunbach in der *Zeitschrift für politische Psychologie und Sexualökonomie* bekanntgaben, dass Hirschfeld am 14. Mai 1935 in Nizza verstorben war, erklärten sie zugleich die *Weltliga* für aufgelöst.[5]

Im September des Jahres 1930 sollte jedoch nach Berlin, Kopenhagen und London der IV. Kongreß der *Weltliga* in Wien stattfinden. Bereits im Januar war Hirschfeld in die Stadt gekommen, um den Kongreß gemeinsam mit seinem Wiener Verbindungsmann, dem sozialistischen Politiker und Kinderarzt Josef Friedjung, vorzubereiten. Der Wiener *Neuen Freien Presse* erläuterte er in einem Inter-

[1] nach *Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen* 23 (1923), S. 216.
[2] Richard R. Tauber, Sanitätsrat Dr. Magnus Hirschfeld in Wien und Prag. Gründung des Wissenschaftlich-humanitären Komitees, Zweig Wien, *Die Freundschaft*, Jg. 1922, Nr 24, [S. 15].
[3] In einer Broschüre *Tätigkeit und Zweck des Wissenschaftlich-humnaitären Komitees* (Berlin 1924) wird jedoch erwähnt, dass es zum Wissenschaftlich-humnaitären Komitee e.V. »Parallelorganisationen« in folgenden Städten gibt: London, Haag, Wien, Prag.
[4] *Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen*, 23 (1923), S. 218.
[5] N.Haire, J.H.Leunbach, Mitteilung an alle Mitglieder und Sektionen der Weltliga für Sexualreform, *Zeitschrift für politische Psychologie und Sexualökonomie* 2 (1935), S. 98.

view das Ziel der *Weltliga* so: »Diese Vereinigung hat den Zweck, aus den Forschungsergebnissen auf sexualwissenschaftlichem Gebiet die praktischen Konsequenzen für die Menschheit zu ziehen.«[1] Leider muß man aus heutiger Sicht feststellen, dass die *Weltliga* diesen Zweck verfehlt hat. In keinem Land, in dem sie aktive Mitglieder hatte, konnte sie auch nur eine winzige Reform in Eherecht, Familienrecht oder Sexualstrafrecht durchsetzen. Sie war wohl nicht nur zu schwach und einflußlos, die politische und ökonomische Lage Europas, der überall erstarkende Faschismus und das Massenelend infolge der Weltwirtschaftskrise waren vermutlich die Ursachen für die Ohnmacht der Sexualreformer.

Dieser Grundwiderspruch der liberalen Sexualfrscher, die Notwendigkeit der Reform zu erkennen und einzufordern, aber durch die hegemonialen Mächte der christlichen Kirchen und, faschistischen und konservativen Parteien und Bewegungen an der Realisierung ihrer Reformprojekte gehindert zu werden — dieses Dilemma brachte auf dem Wiener Kongreß der damalige Kommunist Wilhelm Reich zur Sprache. In seinem Referat über »Die Sexualnot der werktätigen Massen und die Schwierigkeiten der Sexualreform« behauptete er, dass eine Sexualreform in der bürgerlichen Gesellschaft überhaupt nicht durchführbar sei und »dass heutige Sexualreform in erster und wesentlichster Linie die radikale Änderung der Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung zu erstreben hat.«[2] Die proletarische Revolution galt für ihn damals als Voraussetzung für das Gelingen von Sexualreformen, und die Sowjetunion, in der ja tatsächlich vorbildliche Reformen im Eherecht, Abtreibungsrecht und Schwulenstrafrecht durchgeführt worden waren, bürgte gewissermaßen als lebendiger Beweis für die Richtigkeit seiner These. In einer längerfristigen Perspektive hatten jedoch Reichs liberale Gegner, zu denen auch Hirschfeld gehörte, eine realistischere Einschätzung der Chancen von Sexualreform: Bereits zu Beginn der dreißiger Jahre liberalisierten die Schweiz, Dänemark, die Tschechoslowakei und Polen das Schwulenstrafrecht und gleich nach dem zweiten Weltkrieg war Schweden das erste Land, das das Abtreibungsstrafrecht radikal reformierte und Vorbild für viele andere Länder werden sollte. In der Sowjetunion beseitigte im Gegensatz dazu das stalinistische Regime alle Sexualreformen und schuf Verhältnisse, die an Schwulen- und Frauenfeindlichkeit sogar noch die der vorrevolutionären Zarendespotie übertrafen.

Übrigens waren die beiden Wiener Stars der Sexologie, Sigmund Freud und der durch seine gescheiterten Schwulenexperimente erstaunlicherwiese überhaupt nicht diskreditierte Eugen Steinach dem Weltliga-Kongreß ferngeblieben. »Freud schickt ein Schreiben, mit dem er den Arbeiten des Kongresses den besten Erfolg wünscht.« Und Steinach schrieb, dass er wegen Rheumatismus nicht teilnehmen könne, aber den auswärtigen Kongressteilnehmern anbot, in Gruppen von zwanzig Personen sein Laboratorium nach Voranmeldung zu besichtigen und sich von ihm seine wichtigsten Experimente demonstrieren zu lassen.[3]

1932 — am Ende der Weltreise, auf dem Weg ins Exil

Bald nach dem letzten Kongreßtag, dem 23. September 1930, kehrt Hirschfeld nach Berlin zurück, aber nur, um sich dort auf eine Amerikareise vorzubereiten. Am 15. November verläßt er mit dem Schiff in Bremerhaven Europa, und schon bald wird klar, dass sich die Vortragsreise durch die USA zu einer Weltreise ausweitet. Zum einen erhielt er in USA Angebote für Vorträge in Japan, China, Indonesien, auf den Philippinen, in Indien, Palästina und Ägypten, zum anderen erreichten ihn immer eindringlichere Warnungen, dass in einem Deutschland der atemberaubend erstarkenden und zunehmend terroristischen Nazibewegung seine persönliche Sicherheit zu sehr bedroht sein würde und er deshalb im Ausland abwarten solle, bis der Nazispuk vorüber sei.

Die *Wiener Allgemeine Zeitung* berichtete am 2. April 1932: »Sanitätsrat Dr. Magnus Hirschfeld traf heute von Athen aus am Ende seiner sozialwissenschaftlichen [eine nette Fehlleistung, gemeint ist wohl: sexualwissenschaftlichen!] Vortrags- und Forschungsreise um die Welt in Wien mit dem Orientexpreß auf dem Ostbahnhof um halb 12 Uhr ein«, und sie zitiert ihn mit den Worten: »»Ich bin glücklich in Wien zu sein; ich bin nicht müde, obgleich heute der 505. Tag meiner Reise ist; froh, eine Woche hierbleiben zu können...««

Wohin die Reise am Ende dieser einen Woche gehen werde, verriet er nicht. Vielleicht war es ihm selbst noch nicht klar, und der Entschluß, nicht nach Berlin zurückzukehren, mag ja auch einigermaßen schmerzhaft gewesen und wird ihm gewiß nicht leicht gefallen sein. Jedenfalls war die Schweiz die nächste Station der Reise. Im folgenden Jahr hielt er sich abwechselnd in Zürich und Ascona auf und verfaßte hier sein Reisebuch *Die Weltreise eines Sexualforschers*, das 1933 in einem Schweizer Verlag erschien. Im Frühjahr 1933 ging er nach Paris, wo er die Nachricht erhielt, dass die

[1] Ein Kongreß über die Beziehungen zwischen den sozialen und sexuellen Problemen. Gespräch mit Magnus Hirschfeld, *Neue Freie Presse*, 7.1.1930, S. 5 f.

[2] W. Reich, Die Sexualnot der werktätigen Massen und die Schwierigkeiten der Sexualreform, *Sexualnot und Sexualreform. Verhandlungen der Weltliga für Sexualreform. IV. Kongreß*, Wien 1931, S. 72 ff.

[3] a.a.O., S. XLVII.

Nazis sein Berliner Institut für Sexualwissenschaft geplündert und zerstört hatten. Der Versuch, in Paris ein neues Institut des sciences sexologique zu gründen, scheiterte; sein Gesundheitszustand, der infolge von Diabetes und Malaria ohnehin labil war, verschlechterte sich, so dass er wegen des günstigeren Klimas an die Riviera nach Nizza zog; am 14. Mai 1935, am Tag seines 67. Geburtstags, starb er dort plötzlich und unerwartet an Herzversagen.

Kein WhK in Wien

Kein WhK in Wien. Was aus den vier Versuchen zur Gründung eines Wiener Wissenschaftlich-humanitäre Komitees in den Jahren 1904, 1907, 1914 und 1922, auf die ich ohne größere Suche in gedruckten Quellen Hinweise finden konnte, geworden ist, wissen wir nicht. Da aber bei jedem neuen Anlauf stets so getan wurde, als ob dies das erste Mal sei, ist es wahrscheinlich, dass von den jeweils vorhergehenden Bemühungen nichts mehr vorhanden war. Ob dabei auch die staatliche Obrigkeit mit Verboten und Verhaftungen mitgewirkt hat, wissen wir ebenfalls nicht, ist aber durchaus möglich.

Ohne damit einer Antwort auf die Frage nach den Gründen für das Ausbleiben einer Schwulenorganisation in Wien in den ersten beiden Dritteln des 20. Jahrhunderts geben zu können, möchte ich eine Parallele ziehen, die zugegebenermaßen recht oberflächlich ausfällt. In einer desolaten Forschungssituation, wie im vorliegenden Fall, können sich daraus aber Hinweise ergeben auf die Richtungen, in die künftig geforscht und nachgedacht werden müßte. Ich vermute, dass ein Vergleich der schwulen Subkulturen in Wien und Paris mehrere ähnliche Züge nachweisen könnte. Die beiden organisatorischen Versuche in Paris 1909 und 1925 um die Zeitschriften *L'Amitié*, *Inversions* und *Akademos* scheiterten aber nachweislich an polizeilichen Verfolgungsmaßnahmen, während Entsprechendes für Wien nicht überliefert ist. Dennoch: in beiden Riesenstädten mit reichen und differenzierten Freiräumen für schwules Leben fand eine Artikulation des gewissermaßen politischen Interesses der Homosexuellen nicht statt. Sie zogen es vor — mehr oder weniger unfreiwillig — im Verborgenen oder Halbverborgenen und unter Vermeidung der bürgerlichen Öffentlichkeit ihre subkulturellen Lebensformen zu entwickeln. Ein gemeinsames Element im kulturellen Klima beider Städte, das sie von Städten wie Berlin, London oder Amsterdam unterscheidet und das womöglich auf die Bereitschaft und Möglichkeit der Schwulen zu öffentlicher Selbstartikulation von Einfluß ist, könnte in der religiösen Tradition zu finden sein; Wien und Paris sind vom Katholizismus geprägt; protestantische Elemente sind marginal. Es könnte sein, dass bei schwulen Männern in einer bestimmten historischen Epoche, nämlich in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, in Großstädten mit protestantischer Prägung eine größere Neigung zur Selbstorganisation und Interessenartikulation in der bürgerlichen Öffentlichkeit besteht, als dies bei Schwulen mit katholischem Hintergrund in katholisch geprägten Großstadtmilieus — zum Beispiel in Wien und Paris — der Fall gewesen ist.

Vorbemerkung zu Rolf Krappes Bericht: Pädophile als Verfolgte des Naziregimes Als ich im Jahre 1977 Rudolf Klimmer in Dresden besuchte, zeigte er mir eine Akte, die den Strafprozess gegen einen gewissen Rolf Krappe betraf, der im Jahre 1950 wegen Sex mit zwölfjährigen Jungen in einem Dresdener Schwimmbad angeklagt worden war. Klimmer konnte sich an Einzelheiten des damals mehr als 25 Jahre zurückliegenden Falles nicht erinnern. Er war aber offensichtlich als medizinischer Sachverständiger an dem Prozeß beteiligt und hat den Angeklagten veranlaßt, den in der folgenden Transkription dokumentierten Aufsatz zu schreiben. Der Text besteht aus acht mit Bleistift beschriebenen Blättern. Klimmer erlaubte mir, das Manuskript nach Westberlin mitzunehmen, um es abzuschreiben. Danach gab ich es ihm zurück.

Ich hatte den Text in den folgenden Jahrzehnten mehreren Historikern gezeigt, die den Massenmord an Schwulen in den KZs der Nazis erforschten. In keiner der zahlreichen seither erschienenen Untersuchungen und Dokumentationen wurde der Bericht von Rolf Krappe als Quelle verwendet. Das mag mit dem Umstand zusammenhängen, dass hier nicht ein gewöhnlicher, sondern ein pädophiler Homosexueller über den KZ-Terror berichtet, den er erdulden musste, einer, der sich selbst einen 176-er nennt. Lautmann und Mitarbeiter erwähnen in ihrer grundlegenden Untersuchung »Der rosa Winkel in den nationlsozialistischen Konzentrationslagern« von 1977 immerhin, dass 10% der von ihnen untersuchten 250 Rosa-Winkel-Häftlinge nach §§ 174, 176 vorbestraft gewe-

sen seien. Sie kommentieren dies nur mit einem einzigen Satz, der anscheinend die Nichtbefassung rechtfertigen soll: »Diese Delikte tauchen aber in den Unterlagen ziemlich selten auf.« (Seite 329) Wenn man bedenkt, dass die Nazis in der bekannten Tabelle (*Kriminalität und Gefährdung der Jugend*, Berlin 1941, S. 29; wieder abgedruckt in: *Eldorado*, Berlin 1984, S. 47) die Zahl der in den Jahren 1931 bis 1940 rechtskräftig nach §§ 175, 175a und 175b Verurteilten mit 37.048 angeben und für den gleichen Zeitraum die Zahl der nach § 176,3 Verurteilten mit 54.496, dann ist die Tatsache, dass »dieses Delikt« in den Unterlagen »ziemlich selten« auftauchte, durchaus überraschend und an sich einer genaueren Erforschung würdig. Dass die Nazis mit ihren Kinderschändern menschlicher umgegangen sein sollen als mit ihren schwulen Sittlichkeitsverbrechern, sie also wesentlich seltener ins KZ gesperrt haben sollen, ist eher unwahrscheinlich und erklärungsbedürftig.

Inzwischen hatte ich Krappes Text längst vergessen. Als aber am 16. Juli dieses Jahres Rainer Hoffschildt in der Akademie der Künste in einem Vortrag über Methoden zur Feststellung der Zahl homosexueller KZ-Häftlinge hielt und heftige Proteste gegen seine Ausführungen über pädophile Opfer der nazistischen Verfolgungen erleben musste, erinnerte ich mich wieder an den Bericht des pädophilen KZ-Häftlings Rolf Krappe. Die Protestierenden in Hoffschildts Auditorium gingen sogar so weit, rundweg abzustreiten, dass Männer wegen Sex mit Jungen unter 14 Jahren von den Nazis ins KZ gesperrt und dort misshandelt wurden. Der Hinweis auf den vom Schwulen Museum dokumentierten Fall des pädophilen Pfadfinderführers Heinz Dörmer (Andreas Sternweiler, *Und alles wegen der Jungs*, Berlin 1994), der an einem Einzelbeispiel sehr eindrucksvoll den Nazi-Terror gegen Pädophile zeigt, wurde als irrelevant und nicht verallgemeinerbar zurückgewiesen.

Die Tatsache, dass die nazistische Pädophilenverfolgung von der Forschung über die Schwulenverfolgung und angebliche Lesbenverfolgung im Hitlerfaschismus abgetrennt und wie ein Tabu mit Schweigen übergangen wurde und dass allein schon die öffentliche Erwähnung dieser Opfergruppe zu den beschriebenen Reaktionen führt, scheint mir auf ein Defizit der Forschungsmoral und auf einen problematischen forschungspolitischem Opportunismus zu verweisen. Aus welchem Grund sonst sehen sich Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen, die die Verbrechen der Nationalsozialisten erforschen, dazu veranlasst, eine ganze Gruppe von Naziopfern aus ihren Untersuchungen auszugrenzen? Das pädophile Opfer des Nationalsozialismus passt anscheinend so wenig zur gegenwärtigen kollektiven Jagd auf Kinderschänder, dass die Wissenschaftler aus nicht offengelegten Motiven ihre forschungsethischen Grundsätze dem herrschenden Zeitgeist zu opfern bereit sind. Wer möchte es schon riskieren, als Verteidiger von Kinderschändern an den Pranger gestellt zu werden? Wer, wie der hannöversche Professor Kentler, es dennoch wagt, Zweifel an der herrschenden Politik zu äußern, hat allen Grund, sich vor einer Art Hexenjagd zu fürchten, deren Opfer man heutzutage sehr leicht werden kann. (Vgl. Kentlers Selbstverteidigungsversuch in der TAZ vom 9.8.97)

Für wertvolle Hinweise und Anregungen zur Einschätzung des folgenden Dokuments möchte ich Joachim Müller vom Schwulen Museum herzlichst danken.

Manfred Herzer

Rolf Krappe

Einiges von meinen Eindrücken aus dem KZ. Zweiter Entwurf. Dresden, den 1. X. 50

I.) Vorwort

Jede Erinnerung an meine KZ-Erlebnisse suche ich zu vermeiden, weil sie mich so aufregen; und zwar habe ich sie ganz in mich eingekapselt, um nicht Rache u. Haß zu säen. Wenn ich auch im Zusammenhang mit meiner Strafsache ungern nähere Ausführungen über KZ mache, so des wegen, um nicht den Eindruck zu erwecken, als wollte ich dadurch, daß ich 5 Jahre KZ hatte durchmachen müssen, ein Vorrecht oder Gründe für Negierung der Schuldfrage für mich in Anspruch nehmen. Es besteht jedoch auf jeden Fall ein Zusammenhang mit meinem heutigen Geisteszustand in seelischer Beziehung. Es kann nicht geleugnet werden, daß unter den damals erfolgten Einwirkungen auf meine gefesselte unterdrückte Persönlichkeit Schäden entstanden sind, unter deren Folgen ich heute noh zu leiden habe. Mir ist es z. B. gar nicht möglich, eine Satzfolge niederzuschreiben, ohne daß sie wesentlicher Korrekturen bedarf, sodaß ich alles konzipieren muß (das ist ir eigentlich hier verboten, ich verbrauche mehr Papier als zuges.)

Ich habe auch viel vergessen, insbes. Kann ich keine Namen und genauen Tatbestände nennen, da ich mein Gedächtnis damals zu zwingen versucht habe, alles an mir abgleiten zu lassen und nichts mehr in mich aufzunehmen, während ich mich an vorvergangenes leichter entsinnen kann.

Ich habe auch zu viel Leid durch Mithäftlinge empfunden; denn in allen Lagern war es meist so, daß eine Klique sich gegenseitig und laufend bevorzugte, selbst über die Leichen von Mithäftlingen hinweg suchten sie ihren Nutzen. Man hätte manchmal beinahe vor solchen stramm stehen müssen! Da viele von solchen, die damals die guten Posten im Lager auf Kosten der Muselmänner bekleideten, jetzt sich betroffen fühlen könnten, kann ich mich über diese Seite des Lagerlebens, unter der ich besonders zu leiden hatte, nicht äußern.

II.) Sachsenhausen Frühjahr 1940, Lagerverhältnisse

1)Von Anfang März bis Mitte April 1940 hatte ich im berüchtigten Gestapokeller in Berlin zugebracht, von dem aus ich nach Sachsenhausen transportiert wurde. Für die meisten war das eine Erlösung aus der Kerkerhaft und der Ungewißheit; nämlich für die, welche im „großen Lager" blieben. In diesem war es ähnlich wie in einem Internierungslager, alle arbeiteten, hatten Zusatzkost, Einkaufsmöglichkeiten in Kantinen, Krankenhausbehandlung, allerdings mancherorts Schläge. Es muß anerkennend hervorgehoben werden, daß es im gesamten Lager Bettwäsche gab, auf peinliche Sauberkeit geachtet wurde (Duschbaracke, bes. Krankenbaracke), Pilzlautsprecher in Betrieb waren mit Radioprogramm, Essen von guter Qualität z. B. Morgensuppe mit Kond. Milch, insges. aber nicht immer ausreichend, so daß viele Kartoffelschalen aßen. 1943 war vieles schlechter geworden, nachdem Polen und Russen dazugekommen waren zu Tausenden.

Ich kam aber nach einigen Tagen in die „Isolierung" (in Block 35, nach weiteren 2 – 3 Wochen als 176-er in Block 36).

2)Die Isolierung bestand aus 6 Baracken mit je 150 Betten, die durch einen besonderen Lattenzaun vom übrigen Lager getrennt waren (Außerdem bestand noch ein „Zellenbau" mit gemauerten Einzelzellen). In dieser „Isolierung" befanden sich 2 Baracken (Block Nr. 9 und 34) mit Bibelforschern, 1 Baracke 12 mit SAW-Leuten (Sonder-Abt. Wehrmacht) und Rückfälligen (wiederholt im KZ eingesperrten), Baracke 35 mit den 175-ern und die Strafkompanie Bl. 11 u. 36.

Aufnahme in die SK erfolgte i. allg. befristet ca. 3 Monate entweder als Disziplinarstrafe für Vergehen im Lager oder gleich nach Einlieferung für bestimmte Kategorien, wie Juden, §176-er, schwere politische Fälle z. B. Führerlästerung etc.

3) Aus dem Tageslauf der Strafkompanie Frühjahr 1940.

Jede Bewegung nur im Laufschritt, Bettenbau mit Streichbrettern, bei jedem Zusammentreffen mit SS-Personal, Kapos oder Blockältesten konnte man gewärtig sein, Schläge zu erhalten.

~~Berüchtigt damals Oberscharführer Knittler, Ziekert, Prugdalla, sowie Häftlinge Kienkemann und Windforst.~~

Dreimal täglich war Appell zum Zählen des Lagerbestandes, wo bei jedem Wetter ¼ - ½ Stunde gestanden wurde. Zur damaligen Zeit gab es in der SK keine Arbeit, dafür ganztägig Kniebeugen, bei Regen Mützen ab, zeitweilig Stehen mit „Sachsengruß" (Hände im Nacken verschränkt), bei warmem Wetter zeitweise Einsperren von ca. 75 Mann in 1 Abort, sodaß jeder gerade stehen aber nicht gehen konnte, gelegentlich „Rollen" über Appellplatz, d.h. ganze Abt. hinlegen und Körper im gleichen Tempo wie Vordermann bis zum anderen Ende (100 m) des geschotterten Platzes rollen, oder Bärentanz bis zum Umsinken. Ausfall einzelner oder mehrerer Mahlzeiten als Strafaktion für ganze Baracken, abends Sachen reinigen und schlafen gehen. Selten etwas freie Zeit zur Besinnung. Man war laufend wachsam, was gerade für Anforderungen kommen könnten (Appell, Schrankkontrolle, Eintreten eines SS-Aufsehers mit „Achtung", Baden, alles im Laufschritt.) Nur im SK kein Zusatzkost-„Einkauf", keine ärztliche Betreuung! Bei Phlegmone wochenlang aufliegende Papierverbände, die durcheiterten u. stanken.

4)Sadismus in der SK 1940

Bei jedem Zusammentreffen mit SS-Leuten, Kapos oder Blockältesten konnte man gewärtig sein, Schläge zu erhalten. Berüchtigt waren SS-Oberscharführer Knittler, Fickert u. Prugdalla, Häftlinge Krankemann (politisch) und Windfort (BV) (alle tot). Die Schläger und Mörder handelten dabei häufig und in erster Linie in bestialischer Absicht, wahrscheinlich. Es war kein Häftling gezwungen, andere zu mißhandeln. Ich bin auch ohne dem ausgekommen. Wahrscheinlich handelten sie oft nicht im direkten Auftrag, aber mit stiller Zustimmung der Lagerführung. Offiziell wußte diese wahrscheinlich nicht alles, denn bei Besichtigungen wurde alles auf „friedlich frisiert". Häufig hörte man das Schreien der Mißhandelten und jeder fragte sich und den Nachbar, wer wohl der nächste sein wird. Es war an der Tagesordnung bzw. mußte einen kalt lassen, beim Aufstehen an einem Bettpfosten des Oberbettes einen Erhängten anzustoßen, oder auf dem Abort Erhängten zu begegnen, oder einen Verstorbenen im Nebenbett zu haben. Die Einrichtung von Vergasungsanlagen war meines Wissens damals erst im Entstehen; es wurde unter uns nur mit Einzelmorden aufgeräumt, insbes. durch Abspritzen mit Wasserstrahl, aber auch durch gewaltsames Ersticken oder Erhängen — durch die Häftlinge, außerdem Erschießungen durch die SS.

Wer sich unter den Häftlingen über andere erhob, hatte dadurch stets Vorteile, das taten nicht nur die

asozialen und Berufsverbrecher, sondern auch politische, was mich am meisten erschütterte.

5)Todesdusche

Es erfolgten häufig Magenschläge, nach denen man umfiel. Bei Auffallen (z. B. schlechte Kniebeuge, beanstandetem Bettenbau oder Schrankordnung, bei schwer erkrankten, stinkender Phlegmone) und regelmäßig bei Juden erfolgte zu meiner Zeit ca. ½ bis 1-stündiges Abspritzen mit Leitungswasser vermittels Schlauch abwechselnd auf Schläfe, Augen, Mund und entblößte Brust des mit Gesäß und Füßen im gefüllten Fußwaschbecken Sitzenden. Diese Prozedur mehrmals am Tage oder mehrere Tage hintereinander durchgeführt, hatte Herzschlag zur Folge.

Fast alle Tage lagen im Waschraum bis zu ca. 5 derartige Wasserleichen in einer Baracke von ca. 150 Personen!

Manchmal wurde auch mit dem Hydranten gespritzt, bei kühlem Wetter gleich ganze Korona! Ich hatte das Glück, dem Abspritzen lange Zeit entgangen zu sein dadurch, daß ich infolge technischer Veranlagung den Bettenbau besonders gut verstand und infolge meiner Körperproportionen (lange Oberschenkel) unter der Kniebeuge nicht so zu leiden hatte wie die meisten anderen, und durch stete Coué-Übungen das Gesundbleiben zu unterstützen versuchte, und so wenig wie möglich mit anderen sprach oder mich anschloß und mich zwang, das Denken um das Warum umzustellen auf das Wie, und Luft und Sonne zu genießen. Ich fiel erst nach einigen Wochen auf, indem der „Blockführer" (SS) zufällig nach dem Duschen bei mir im Ohr einen schwarzen Fleck sah (vorher hatten wir im Schotter „gerollt" und ich war beim Baden wegen Platzmangel nicht fertig geworden.) Er sagte höhnisch „Hier das Schwein wird nochmal gebadet — los rein" Dann vollführte Häftling Krankemann an mir sein Werk, und sagte zu Anfang, na wie kommt es eigentlich, daß du Sau schon so lange hier herumläufst? u.s.w. Ich habe aber nicht eine Spur von Erregung bei ihm in Erinnerung (Ein anderer soll aber bei dieser Tätigkeit angesichts seiner Opfer regelrecht onaniert haben). Ich bekam die dritte Abspritzung, nachdem schon 4 Leichen neben mir lagen und wußte, daß es zuende geht. Ich fühlte, nachdem viele Bilder aus meinem Leben an mir vorübergezogen waren, das Verschwinden der Besinnung; ich hatte mich bemüht, das ganze als Wohltat zu empfinden, zumal das kühle Wasser an dem warmen Tage angenehm wirkte.

Als Vesperpause war, wurde die Spritzerei abgebrochen, ich kam wieder zu mir und es wurde danach ein Transport für Aufbau eines anderen Lagers zusammengestellt, wozu auch SK genommen wurde — als eine Art Gnade — jedoch nur solche, die noch laufen konnten. Obwohl ich schon Muselmann war, schaffte ich noch das zur Prüfung erfolgende Vorübergehen über 30 m am Hauptsturmführer Schitli in gerader Haltung und brach dann in der Ecke zusammen, was nicht mehr gesehen wurde.

III.) Neuengamme Sommer 1940 bis 1943 (Lagerleben im Arbeitslager) (Im Gegensatz zu Durchgangslagern wie Sachsenhausen und Vernichtungslagern wie Auschwitz, Maydanek)

Es war für uns aus der SK eine Erlösung vom sicheren Tode, als wir mit den Häftlingen vom „großen Lager" zusammen im Zuge saßen, — Erlösung von schlimmeren Qualen, als die meisten Fronterlebnisse und Bombennächte. Es blieb aber laufende Angst. Es blieb aber laufende Angst vor anderweitiger Vernichtung. In Neuengamme fielen die Unterschiede zwischen politischen, Kriminellen, 175-ern, Juden etc. weg. Jeder wurde als Arbeitskraft gewertet zum Lageraufbau, Elbkanalbau, Errichtung eines Klinkersteinwerkes u. einer Waffenfertigungsstelle; auch Sonntags! Bei Hungerkost! Nur Tschechen und Polen hatten es schlechter, da sie nach Feierabend bis Dunkelheit öfter nacharbeiten mußten. Tausende sind vor Erschöpfung und Hunger und Mißhandlung gestorben. Monatelang mußten wir in dem neuen Lager auf Strohschütten schlafen mit öfter vertauschten Decken (Läuse, Flöhe) und hatten kein Plätzchen für Habseligkeiten (Eßgeschirr und alles bei sich tragen) Erst später wurden Bettstellen, Tische und Schränke geschaffen, Entlausungsanlage, und es traten geordnete Lagerverhältnisse ein, Bestrafung nur auf Anordnung der SS, Weihnachts- und Fastnachtsfeiern in den Baracken, Platzorchester, Krankenbehandlung für alle. Nachdem ich eine Weile als Fußkrank mich bei den Kartoffelschälern herumdrücken konnte, mußte ich ca. 1 Jahr schwere Arbeit verrichten, z. B. Erdarbeiten am Kanalbau. 1941 fing man an, Facharbeiter möglichst in ihren Berufen zu beschäftigen, damit begann für mich eine Lichtzeit, indem ich zum Klinkerwerk versetzt wurde. Ich hatte es vielleicht auch nicht richtig verstanden, mich schon vorher auf einen „Posten" zu drängen durch Schiebung. Am ersten Tag Schläge von Kapo Eichhorst (Seemann mit eiserner Pranke, 26 Jahre), weil ich nicht von ihm dazu bestimmt war, sondern vom SS-Arbeitseinsatzführer Rehm. Aber ich konnte mich doch behaupten und konnte dann in sauberen Sachen gehen, etwas menschlicher leben. Mußte dabei mit ansehen, wie der Kapo D. das Fett vom Essenkessel in seinen Becher abschöpfte u. als Brotaufstrich verwendete. Viele von den Erdarbeitern brachen vor Entkräftung oder Schlägen zusammen, mußten von der Arbeitsstelle weggetragen werden und verstarben im Krankenbau u. s. w.

Ich hielt mich möglichst von anderen fern und versuchte nicht aufzufallen u. mein Leben zu erhalten, denn es war nicht gut, wenn das Gerede über einen einsetzte, der schwach war. Zufällig entdeckte ein SS-Blockführer bei mir die Maschinen-Nieder-

schrift einer Horoskop-Parodie „Horuspokus" zum Geburtstage unseres beliebten Kapos Fischer (im April). Da diese als auf den Führer gemünzt angesehen wurde, erhielt ich Lagerstrafen und zwar sofort 1 Stde. Pfahl (Aufhängen mit Handgelenken zusammen nach hinten) später Bock (25 Stockhiebe auf Gesäß) damals noch ausgeführt von SS und ¼ Jahr SK (Strafkompanie). Letztere bestand zu dieser Zeit nur in einer bes. Arbeits-Kolonne für beschleunigte Bewältigung schwerster Erdarbeiten (Lore). Da ich aber vom Büro kam u. „prominent" war, geschah mir nichts, während um mich herum die schwachen Menschen ihre letzten Kräfte aufbieten mußten. Als ich diese gelegentlich unterstützte, wurde auch ich dann mit geschlagen.

Nach Ende der SK wurde ich als Elektro-Spezialist zum Klinkerwerk zu Montagearbeiten eingesetzt. Dort wirkte sich das wiederholt auftretende Aussetzen der Geistesgegenwart ungünstig aus. Durch einen Stromunfall, der körperliche Schäden zur Folge hatte (Schock, Verbrennung, vorübergehende Erblindung) verlor ich diese Stelle wieder.

Ich erhielt krankheitshalber „Schonung" und wurde dadurch „Blockschreiber". Als solcher mußte ich außer den schriftlichen Arbeiten für die Baracke den Bettenbau u. –Verteilung überwachen, Essen ausgeben u. a. Wurstportionen zurecht machen.

Dabei verlangte der „Blockälteste" stets eine ganze Büchse für sich; da ich die Portionen der anderen nicht kürzen wollte, war ich hierfür ungeeignet und wurde auf ein anderes Arbeitskommando lanciert und in einen Russenblock verlegt, wo ich mit jugendlichen Russen eng zusammen schlafen mußte.

Bei dem Neubau Kommando des Oberscharführers Reese erlebte ich auch dessen bekannte Schläge, war dort eine Zeitlang dem Maurer-Kapo als Schreiber zugeordnet. Ich kann mich daran an nichts mehr erinnern. Ich war sehr ausgehungert, andere aßen Kartoffelschalen, Kameradendiebstähle gemeinster Art waren an der Tagesordnung. Einige Wochen war ich auch Arbeitsdienst-Schreiber bei Kapo Dingelday. 1943 durften wir Paketsendungen von draußen kommen lassen, die „größtenteils" ausgehändigt wurden. Anfang August 1943 meldete ich mich nach Hamburg zu einem fliegenden Bomben-Kommando zum Entsichern von Blindgängern unter freiwilligem Einsatz des Lebens. Erlebte dort im 3. Stock eines Gefängnisses eingeschlossen, das dabei schwankte, einen Bombeneinschlag. Wir KZ-ler wurden nicht wie die übrigen Sträflinge in Keller gebracht. Im übrigen wurden wir aber dort menschlich und gut behandelt und hatten reichlich zu Essen, von der durch unsere Arbeiten unterstützten Bevölkerung. Eines Tages war die Gruppe, mit der ich zusammenarbeitete, in die Luft gegangen, während ich zufällig ausnahmsweise bei einer anderen Gruppe mitgearbeitet hatte!

Uns war frühere Entlassung und Strafregisterlöschung in Aussicht gestellt worden, wenn 10 Bomben entsichert waren. Ich hatte mehr geleistet, aber die Belohnung blieb aus.

Bis zu dieser Zeit befand ich mich laufend in indirekter Lebensgefahr! Aber noch mehr zitterte ich, als ich erfuhr, daß ich nach Sachsenhausen zurückgebracht werden sollte, weil anzunehmen war, daß dort die Schlechterstellung der 175-er noch besteht. Aber es kam ganz günstig für mich, da nur noch die Juden extra gehalten und schlechter behandelt wurden.

IV. Sachsenhausen von Okt. 1943 bis April 1945 (verbesserteLagerverhältnisse)

Im Zuge des Volleinsatzes sämtlicher Arbeitskräfte wurde ich im Okt. 43 als Elektro-Ing. nach Oranienburg versetzt, wo ich bei der DAW (Deutsche Ausrüstungs-Werke) neben dem Lager, aber innerhalb der „großen Postenkette" beschäftigt war mit sehr angenehmer Tätigkeit als Betriebs-Ingenieur. Es wurde von Ende 1943 an alles getan, um Todesfälle durch Verhungern oder Schlagen zu vermeiden und die „Muselmänner" am Leben [zu] erhalten. Von dieser Zeit an waren die Lagerverhältnisse für mich ganz ohne Lebensgefahr, da von dem Vergasen, Erschießen und Aufhängen fast nur noch Ausländer betroffen wurden, vorwiegend Russen aus politischem Grund. An manchen Tagen bis zu 300 Todesfälle. Ich mit meiner niedrigen Lagernummer war als „alter" Kri[...?] direkten Schikanen [nicht] mehr ausgesetzt. Ein ungewöhnliches Erlebnis war die Hinrichtung am Galgen vor dem Weihnachtsbaum, dessen el. Kerzen zu dieser Stunde ausgeschaltet wurden. Bei jedem Strangulieren mußte das gesamte Lager insgesamt ca. 20 000 Mann antreten und ca. 1 Stde. Warten. Es war auch unangenehm häufig die Schüsse der SS zu hören, da die Erschießungen in Serien zu 25 hinter meiner Arbeitsstelle erfolgten; auch roch es dauernd nach Krematorium.

Die Schlechterstellung der 175-er war damals auch in Sachsenhausen eingeschlafen, alle waren damals mit im „großen Lager". Die „Isolierung" bestand nicht mehr im alten Sinne, sondern nur für Zugänge u. a. Erst im letzten Winter 1944/45 wurden die 175-er wieder konzentriert, aber nicht schlechter behandelt. Ich wurde damals von der Verlegung nicht mit erfaßt, weil ich wieder als politisch galt. Das Lager wurde zu dieser Zeit nicht mehr von der SS, sondern nur von Häftlingen verwaltet. SS hatte nur die Bewachung und Lagerführung. Es bestand aber noch laufend Rivalität in den Blockältesten zwischen rot u. grün, d. h. politischen und Gewohnheitsverbrechern. Das Leben war mit den früher in Block 36 durchlebten oder besser gesagt durchzitterten Verhältnissen nicht mehr zu vergleichen. Obwohl mein Körpergewicht auf weniger als 1 Ctr. (bei Körpergröße 178) zurückgegangen war, konnte

ich wieder zu Kräften kommen; ich wurde im Krankenbau behandelt (Dysentherie) und besorgte mir auch schwarz Lebensmittel. Durch meine Tätigkeit in einer Abteilung, wo ich dauernd Radio hören konnte und auch mit Civilisten zusammenarbeitete, hatte ich auch Gelegenheiten und konnte z. B. Rundfunknachrichten verbreiten, die anderen nicht zugänglich waren.

Wenn ich auch dadurch anderen half bei der politischen Tätigkeit, so gehörte ich doch keiner Gruppe an und hielt mich gerade deswegen damals besonders getrennt von anderen.

V. Todesmarsch nach Schwerin

Am 21. 4. 45 wurde das Lager evakuiert und in Gruppen von 1000 Mann wurden täglich 25 – 30 Km zu Fuß zurückgelegt u. in Scheunen übernachtet. Wer nicht mitlaufen konnte und zurückblieb, wurde erschossen. Hierüber dürften genug Tatsachen aus der Presse bekannt sein.

Kurz vor Schluß gelang mir die Flucht.

VI. Geschlechtsleben im KZ

Bereits 1942 beobachtete ich in Neuengamme, daß oft Häftlinge miteinander Unzucht trieben; insbes. leisteten es sich besser gestellte Kapos oder Kommandierende, die gar nicht wegen § 175 bestraft waren, junge Polen oder Ukrainer „auszuhalten" (sogen. Peepels oder Bübels). Es waren unzählige Polen und Russen auch im jugendlichen Alter von 15 Jahren aufwärts mit im Lager, (auch ein Block mit Kindern von Asos und Juden war zuletzt in Sachsenhausen). Diese Jugendlichen waren der Unzucht besonders leicht zugänglich, besonders wenn ihnen dafür eine bessere Arbeitsstelle versorgt wurde bezw. Wenn sie dafür zu Essen bekamen. Manche wurden davon fett.

Der Verkehr fand entweder im Schlafsaal statt, wo es nachts finster war, oder an versteckten Plätzen hinter den Baracken oder an der Arbeitsstelle in verschließbaren Baubuden, Maschinenkeller oder bei Sanitäter.

Ich mußte z. B. als Schreiber einer Kolonne Wache stehen, vor SS, als mein Kapo mit seinem Jungen aus der Kolonne in der Baubude ungestört bleiben wollte.

Es war auch eine geradezu einladende Gelegenheit dadurch entstanden, daß 1945 die 175-er in der Baracke untergebracht wurden, in der auch die Zugänge die ersten Tage kamen. Unter diesen waren viele junge Ausländer und es waren mehrere, die sich mit diesen geschlechtlich betätigten.

Aber auch in den übrigen Baracken war Unzucht keine Seltenheit, zumal in den letzten Monaten, wo 5 – 6 Mann in 2 Betten schlafen mußten und zwar Deutsche zusammen mit jungen Ausländern, die in der Überzahl waren.

Ich kann mich nicht erinnern, daß Häftlinge einander deshalb Vorhaltungen machten. Wurden Fälle bei der SS bekannt, erfolgte Bestrafung mit Bock oder SK; diese war aber zuletzt meistenteils leichter zu überstehen und nicht tödlich.

Trotzdem die Strafbarkeit bekannt war, wurde derartiges doch nicht unterlassen, aus dem Gefühl heraus, daß das Leben sowieso als aussichtslos betrachtet wurde und nicht mehr hoch bewertet wurde, da an Freilassung nach so vielen Jahren nicht gedacht wurde, sondern eher an Erschießung als Letzter, und da keine anderen Freuden und Hoffnungen bei vielen bestanden.

Im letzten Jahr wurde in Sachsenhausen ein Frauenbordell eingerichtet mit 10 Mädchen bei ca. 30 000 Häftlingen, vorwiegend für Deutsche, gegen Entrichtung von ca. 1,- Lagergeld.

Wolfgang Müller

Der Urning, der Samthans und der Duden

Über die Lust an und in den Wörterbüchern

Schlägt man in der neuen 21. Auflage (1996) der Duden-Rechtschreibung - dem Duden mit der neuen Rechtschreibung - nach, so steht beim Stichwort Urning: vgl. Uranist. Dort steht als Bedeutungserklärung: *selten für* Homosexueller.

Ein Urning ist also ein Homosexueller. Geht man die Dudenbände zurück, um zu erfahren, wann das Wort zuerst im Duden erscheint, gelangt man bis zur 6. Auflage 1900. Da sah allerdings die Bedeutungserklärung anders aus. Urning wurde erklärt mit: *Knabenschänder*. Dieses Wort hatte Proteste bei den Betroffenen hervorgerufen. In der Nummer 4 der Zeitschrift »Der Seelenforscher« von 1902 wird dazu mit folgenden Worten Stellung genommen:

Urning oder Freundling?

Ein in den Mittelschulen Deutschlands, Oesterreichs und der Schweiz eingeführtes Wörterbuch, herausgegeben von Dr. Duden, Hersfeld, Verlag Bibliographisches Institut Leipzig hat folgende Uebersetzung:

Urning heisst Knabenschänder!

Ihr Urninge, wollt Ihr Euch Knabenschänder heissen lassen?!

Ist es nicht eine Frechheit, heute im Jahre 1902, wo es so viele Bücher über die Urninge gibt, so eine Uebersetzung zu bringen? Sowohl in Hersfeld als in Leipzig habe ich Beschwerde eingelegt gegen diese unwissenschaftliche Bezeichnung.

Mit gleichem Recht müssten wir jeden heterosexuellen Mann einen »Mädchenschänder« heissen!

Man sieht also, welches Vorurteil auf dem Namen »Urning« liegt. Das Wort »Freundling« ist noch unangetastet und Niemand wird es wagen, eine edle »Männerliebe« zu beschimpfen!

In der Nummer 3 der gleichen Zeitschrift aus dem Jahre 1903 wird dieses Thema noch einmal aufgegriffen:

Ein Herr aus der Schweiz schreibt, ich solle gegen Verleger und Herausgeber Strafantrag stellen wegen Beleidigung!

Dem Herrn kann ich aber erwiedern, dass heute, wo die Sache noch nicht spruchreif ist, kein Staatsanwalt und kein Richter uns beisteht.

Freilich ist es traurig, wenn ein deutscher Professor wie Dr. Duden, noch so unwissend ist, dass er das Wort »Urning« mit Knabenschänder übersetzt. Etwas mehr Kenntnis in der Litteratur des dritten Geschlechts kann man doch von einem Gymnasialprofessor verlangen

[...]

Ich kenne tausende, ehrenhafte Urninge oder Freundlinge, die nie in ihrem Leben geschlechtlich einen Knaben berührten oder gar »geschändet« haben!

Merken Sie sich das, gelehrter Herr Professor Dr. Duden und überlegen Sie, bevor Sie Wörterbücher verfassen!

Diese empörte Reaktion bei den Betroffenen hatte - so scheint's - Wirkung, denn in der 8. Auflage von 1905, die Konrad Duden noch selbst herausgab, findet sich bei Urning nun die Erklärung »Anhänger der Knabenliebe«, die in der 9. Auflage von 1915 - nach Konrad Dudens Tod - noch einmal geändert worden ist und nun »Anhänger der Männerliebe« hieß.

1934 - in der 11. Auflage - ist der Urning neu definiert; er ist ein »der gleichgeschlechtlichen Liebe Verfallener«. Diese Erklärung blieb bis in die 15. Auflage 1961. Mit der 16. Auflage aus dem Jahre 1967 wird von Urning auf Uranist verwiesen, wo er - wie eingangs festgestellt - mit dem Synonym »Homosexueller« seine Erklärung findet.

Im Leipziger Duden von 1957 - der 15. Auflage - wird der Urning als ein »Mann mit geschlechtlicher Neigung zum Mann« erklärt. In der 16. Auflage ist dieses Stichwort nicht mehr enthalten.

Übrigens: Erfunden wurde die Bezeichung Urning von Karl Heinrich Ulrichs, der sie in seiner 1864 erschienenen Schrift *»Vindex«. Socialjuristische Studien über mannmännliche Geschlechtsliebe* mit entsprechenden Erläuterungen einführt und den »Urning« in Gegensatz zum »Dioning« setzt.

Die Bezeichnung Homosexueller ist erst einige Jahre später - 1869 - von Kertbeny geprägt worden, die dann allmählich die Bezeichnung Urning ganz verdrängt hat.

Der liberale jüdische Lexikograph Daniel Sanders - Zeitgenosse und Kritiker der Brüder Jacob und Wilhelm Grimm - registrierte Ulrichs' Wortschöpfung - den Urning - im Unterschied zu Duden schon sehr bald, nämlich 1871 in seinem Fremdwörterbuch. Damit war er wohl der erste, der das Wort zu lexikographischen Ehren brachte, und zwar in der Weise, dass er beim Stichwort Urning auf Uranismus verweist und dort aus dem Buch Ulrichs die entsprechende Stelle zitiert:

Männer, welche in Folge angeborner Natur durch den Zug geschlechtlicher Liebe sich ausschließlich zu männl. Individuen hingezogen fühlen, nenne ich Urninge, ihre Liebe urnische, die ganze Erscheinung Uranismus. Ulrichs Incubus 5 ff. nach seiner

Auffassung der »Venus Urania« (s.d.), wie er nach der Dione (s.d.) einen zum andern Geschlecht Liebe fühlenden Mann Dioning nennt. 33 etc.

Sanders zitiert die von Ulrichs 1869 veröffentlichte Schrift »Incubus«, nicht die frühere Schrift von 1864.

Im Deutschen Wörterbuch der Brüder Grimm, dessen Bände mit dem Buchstaben U 1933 und 1935 geschrieben worden sind, gibt es das Stichwort Urning nicht. Und auch der Samthans fehlt im Grimm.

Doch was ist ein Samthans überhaupt?

Es ist ein künstlicher Penis, den man heute eher Dildo nennt und der damals im 18. Jahrhundert wohl nur für Frauen gedacht war, denn das Synonym Godemiché wird in Petris Fremdwörterbuch von 1910 erklärt mit: *ein von geilen Frauenzimmern zur Unzucht gebrauchtes Instrument von Gummi.*

Sanders war in seiner Erklärung beim Stichwort Godemiché sachlicher: *Werkzeug aus Gummi für onanierende Frauenzimmer.*

Im Rechtschreib-Duden gibt es übrigens den Godemiché - erklärt als *künstlicher erigierter Penis* - erst seit der 18. Auflage 1980.

Was den Samthans angeht, so ist Sanders auch hier wieder vorne. In seinem Wörterbuch der deutschen Sprache von 1876 steht im Anschluß an das Stichwort »Hans« unter den mit Hans zusammengesetzten Wörtern »Sammthans« mit einem Zitat aus Wilhelm Heinses Petronübersetzung (1773):

Daß lederne Priapen denen Dingern sehr ähnlich sind, welche die Franzosen Gaudemischeen und die deutschen vornehmen Damen Sammthanse zu benennen pflegen.

Im Deutschen Wörterbuch der Brüder Grimm, dessen entsprechender Band mit dem Buchstaben S 1892 geschrieben worden ist, fehlt - wie gesagt - der Samthans, obgleich in den Quellen zum Grimmschen Wörterbuch auch Heinses Petronius verzeichnet ist.

Nachdenkenswert ist dieses Faktum insofern, als sich Jacob Grimm in seiner Vorrede zum ersten Band des deutschen Wörterbuchs für die Aufnahme auch der anstößigen Wörter ausspricht: »*Das Wörterbuch*« - so schrieb er 1854 -, »*will es seines namens werth sein, ist nicht da um wörter zu verschweigen, sondern um sie vorzubringen, es unterdrückt kein ungefälliges wörtchen*«.

•

Das Wörterbuch - ein Lesebuch! Das war ein Gedanke der Grimms.

Man sollte in Wörterbüchern öfter einmal lesen, blättern und nicht nur nachschlagen, denn Wörterbücher sind mehr als nur Bücher für Wörter. Sie sind zeit- und gesellschaftsgeschichtliche Dokumente, und sie verraten auch etwas von denen, die die Wörterbücher schreiben. Manchmal - wie bei Sanders - zu ihrem Lobe.

Für wertvolle Hinweise danke ich Stefan Kirse.

Going Public 1901: Vorbemerkung über den Dichter Hanns Fuchs Der im Folgenden abgedruckte Aufsatz von Hanns Fuchs wurde dem Novemberheft 1901 der bisher für verschollen gehaltenen und kürzlich in der Stadtbibliothek Braunschweig wieder entdeckten Zeitschrift *Der Literat* entnommen. An dem kurzen Text, den Fuchs leicht verändert in sein Buch *Sinnen und Lauschen* (Leipzig 1904) übernahm, ist zweierlei bemerkenswert. Zum einen wird hier von einem 21jährigen Dichter am Anfang seiner Karriere ein literarisches Programm und ein Theoretisierungsversuch der »dichterischen Verwertung der Homosexualität« vorgelegt. Das hat es damals, soweit ich sehe, aus der Feder eines Literaten sonst nicht gegeben. Der Jurist Eugen Wilhelm, neben Fuchs der zweite Autor, der damals öffentlich über eine Theorie der schwulen Literatur nachdachte, allerdings ohne dies in eigener dichterischer Praxis zu erproben, schrieb im *Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen* einen zustimmenden Kommentar zu dem Aufsatz von Hanns Fuchs und lobte die zweite wirklich unerhörte Eigentümlichkeit dieses Textes, das unumwundene Bekenntnis zur eigenen Homosexualität: »Besondere Hervorhebung verdient die Tatsache, dass sich Fuchs offen als Homosexueller bekennt. Eine solche mutige Erklärung, die sich heute noch allerdings die wenigsten Homosexuellen erlauben können, sollte allgemein Nachahmung finden. Denn würden alle Homosexuellen ihre Homosexualität offenkundig machen, dann wäre ein Weiterbestehen des § 175 bald unmöglich.« (JfsZ 4, 1902: 854) Soweit ich sehe, waren damals Hanns Fuchs und Hermann von Teschenberg die Einzigen — vielleicht sogar in ganz Europa —, die in der Öffentlichkeit »ihre Homosexualität offenkundig« machten. Adolf Brand, dessen biografischer Hintergrund einige

Paralellen zu Fuchs aufweist, wie zum Beispiel die materielle und moralische Unterstützung des schwulen und künstlerisch ambitionierten Sohnes durch die Eltern, hat sein Schwulsein erst einige Jahre später bekannt, als er wegen Beleidigung des Reichskanzlers vor Gericht stand.

Es ist eigentlich ein erklärungsbedürftiges Phänomen, dass kaum ein Teilnehmer an der Schwulenbewegung jener Zeit sein Schwulsein öffentlich gemacht hat. Wenn man bedenkt, dass der Erfinder der Schwulenbewegung Karl Heinrich Ulrichs stets pro domo geredet und geschrieben hat, ohne dass ihm *daraus* ein Nachteil erwachsen wäre, und wenn man ferner bedenkt, dass es rechtlich bedeutungslos war, wenn jemand seine Homosexualität offenkundig gemacht hat, dann könnte man erwarten, dass wesentlich mehr Schwulenbewegte als nur die Herren Fuchs, Teschenberg und Brand (andeutungsweise auch Peter Hamecher) die Geheimniskrämerei um ihr Geschlechtsleben beendet hätten und dass die um 1905 im WhK geführte Diskussion um »Massenselbstdenunziation« ein weniger kümmerliches Ergebnis gehabt hätte, als den Vorschlag zu verwerfen.

Für Fuchs bedeutete das Bekenntnis zum Schwulsein jedenfalls keinerlei Hindernis in seiner Schriftstellerkarriere. Die relative Erfolglosigkeit seiner etwa zwanzig Bücher, die er alle in der erstaunlich kurzen Schöpferphase zwischen 1901 und 1910 vorlegte, hat wohl weniger mit seinem Ruf als bekennender Homosexueller zu tun, als mit qualitativen Mängeln — er war offenbar nur ein sehr mittelmäßiger Dichter. Über sein Leben ist außer den Mitteilungen, die er selbst in *Sinnen und Lauschen* macht und den Eintragungen in Kürschners Literaturkalender nichts bekannt. Es gibt auch keine Porträrfotografie von Hanns Fuchs. Statt einer Adresse gibt es bis zur letzten Eintragung im Literaturkalender von 1916 immer nur den Vermerk »Auf Reisen«. Das *Deutsche Literaturlexikon* von Kosch weiß noch zu berichten, dass Fuchs »verschollen« ist und am »31.12.1930 vom Amtsgericht Darmstadt für tot erklärt« wurde. (Kosch, 3. Aufl, Band 5, Bern 1978, Sp. 853)

Manfred Herzer

Hanns Fuchs-Stadthagen

Die dichterische Verwertung der Homosexualität

Vor mir liegen zwei Briefe. Der eine von Professor von Krafft-Ebing, dem berühmten Verfasser der *Psychopathia sexualis*. Der andere von Dr. Magnus Hirschfeld, dem ebenso berühmten wie verdienstvollen Herausgeber der *Jahrbücher für sexuelle Zwischenstufen mit besonderer Berücksichtigung der Homosexualität*. Beide sind Männer, denen die Homosexuellen nicht dankbar genug sein können. Beide beschäftigen sich an einer Stelle ihrer Briefe mit der dichterischen Verwertung der Homosexualität. Professor von Krafft-Ebing schreibt mir: »Es wird dadurch (d. h. durch die dichterische Behandlung des homosexuellen Empfindens) nur der Spott der heterosexuellen Menschen herausgefordert. Die Vertretung der Homosexuellen und ihrer Rechte ist meines Erachtens vorerst Sache der Anthropologen, Mediziner u.s.w.« Im direkten Gegensatze zu dem Wiener Professor behauptet Herr Dr. Hirschfeld: »Gerade der Umstand der künstlerischen und dichterischen Verwertung des homosexuellen Empfindens wird viele von der sittlichen Kraft auch dieser Liebe überzeugen, die wissenschaftlichen Forschungen schwer zugänglich sind.«

Wer von den beiden Männern hat nun recht? — Wir, die homosexuell empfindenden Schriftsteller und Künstler, werden uns ohne Besinnen auf Hirschfelds Standpunkt stellen. Die Stellungnahme des großen Publikums hängt von der Art der homosexuellen Kunstwerke ab.

Seitdem die Wissenschaft festgestellt hat, dass gerade wie das heterosexuelle Empfinden das homosexuelle eine Naturerscheinung, nicht aber Laster oder Verbrechen ist, dass folglich die Betätigung der gleichgeschlechtlichen Liebe nicht anders zu werten sei als die des heterosexuellen Empfindens, haben sich zuerst vereinzelt, dann immer zahlreicher Stimmen erhoben, welche gebieterisch die Aufhebung des § 175 des Strafgesetzbuches gefordert haben, in dem einige Arten des homosexuellen Liebesverkehrs verboten und mit Strafe bedroht werden. Zuerst waren es natürlich die Männer der Wissenschaft, welche den Kampf gegen den § 175 aufnahmen, aber bald schlossen sich ihnen Künstler und Schriftsteller an, Stände, in denen zu allen Zeiten und in allen Völkern viele und berühmte Männer der nach dem Untergang der antiken Welt verpönten Liebe des Eros gehuldigt haben. Um nur einige Namen zu nennen: Michel Angelo, Shakespeare und Platen*). Bald wagte man es wieder, die Homosexualität in belletristischer Weise zu behandeln, zuerst versteckt, nur dem eingeweihten verständlich, bald immer offener, schleierloser. Heute hat allein die deutsche schöngeistige Literatur, die sich mit dem Problem der Homosexualität beschäftigt, eine stattliche Anzahl von Bänden aufzuweisen.

Blättert man aber diese Bücher unbefangen durch, so wird man gestehen müssen, dass allerdings der größte Teil derselben dazu angetan ist, den Spott der heterosexuellen Menschen herauszufordern.

---

* Platen selbst hat sich übrigens in seinen Tagebüchern über die Annahme der Homosexuellen, ihn als den ihrigen zu betrachten, mächtig aufgeregt. Der Herausgeber [= Karl Friedr. H. Hartmann]

Denn was liest man? Entweder ein ewiges Klagen über die furchtbaren Leiden, denen die armen Homosexuellen ausgesetzt sind, ein Gezeter und Gejammer, das keinen andern Zweck hat, als die Herzen der Gesetzgeber zu rühren, oder man muss sich durch ebenso anmaßende wie einfältige Lobhymnen auf die Homosexualität hindurcharbeiten.

Jeder wahrhaft Gebildete ist überzeugt, dass der § 175, der schon über viele tüchtige Menschen namenloses Unglück gebracht hat, beseitigt werden muss. Jedermann weiß, dass niemand den Kampf gegen diesen Paragraphen mit besserer Aussicht auf Erfolg führen kann, als die Homosexuellen selbst, wenn sie die richtigen Waffen wählen. Die großen Kreise des Publikums, die dem Problem der Homosexualität teilnahmlos gegenüberstehen, oder den homosexuellen Menschen als Verbrecher betrachten, sind, wie Dr. Hirschfeld sagt, den Resultaten wissenschaftlicher Forschungen schwer zugänglich. Sie sind nur durch eine gute schöngeistige Literatur zum Ablegen ihrer Vorurteile, zur Änderung ihrer Ansichten zu bringen. Wie muss nun diese Literatur beschaffen sein, die aus Feinden und Gleichgültigen Mitstreiter machen soll für ungerecht Verfolgte?

Sie darf sich zunächst nicht mit wissenschaftlichen Auseinandersetzungen, philosophischen Redensarten aufputzen. Die wissenschaftliche Erforschung der Homosexualität ist schon ihrer forensischen Beurteilung wegen notwendig. Das ist allerdings lediglich Sache der Anthropologen und Ärzte, denn ein Dichter hat Empfindungen darzustellen, nicht aber tiefsinnige Untersuchungen über die physiologischen Ursachen der Empfindungen zu veranstalten. Man wird keinen Laien von der Daseinsberechtigung der Homosexuellen überzeugen, wenn man ihm lange Vorträge über Gehirngangien, die Entwicklung der Genitalorgane, die Ausbildung des Geschlechtstriebes u.s.w. hält. Das alles sind Dinge, die der sich mit der Homosexualität beschäftigende Schriftsteller wissen muss, aber sie erfordern, um verstanden zu werden, ein spezielles, mühevolles Studium. Dazu hat der Laie weder Lust noch Zeit. Ferner wird man keinem rechten Manne Sympathie für eine Sache beibringen, aus der die Anhänger selbst nichts anderes zu machen wissen als Klagelieder. Und wer wird die Lobpreisungen der Homosexualität nich belächeln, in denen die Schriftsteller die gleichgeschlechtliche Liebe für edler und köstlicher erklären als die Liebe des Mannes zum Weibe, die sie kaum oder gar nicht kennen? Ich kann mir als Homosexueller ebensowenig alle Sensationen der Frauenliebe vorstellen, wie ein Heterosexueller alle Schönheiten und Reize der gleichgeschlechtlichen Liebe. Jede Form der Liebe hat ihre besonderen Schönheiten, die sie nur den eigenen Jüngern offenbart.

Um also den Laien zur richtigen Beurteilung der Homosexualität zu bringen, wird sich der homosexuelle Schriftsteller bemühen müssen, in seinen Arbeiten zu zeigen, dass auch ein Homsexueller edel, gut und rein empfindet, dass seine Gedanken durchaus nicht immer auf das grob Sinnliche gerichtet sind. Er wird Menschen schaffen müssen, welche durch homosexuelle Liebe vereinigt im gemeinsamen Streben ihren Lebensweg gehen, die für einander leben, miteinander fühlen. Er muss zeigen, dass auch der Homosexuelle all die tausend Abstufungen der Liebesempfindungen kennt, welche die Heterosexuellen in ihren Büchern schildern und entwickeln. Er muss ausmalen, wie erwiderte Liebe auch den Homosexuellen beglückt und begeistert, wie Kälte und Zurückweisung ihn niederdrückt. Er muss zeigen, wie auch die Jünger dieser Liebe auf allen Gebieten des Lebens Tüchtiges leisten, wie sich Liebhaber und Geliebter gegenseitig für's Leben erziehen, wie sie bemüht sind, sich durch ernste Arbeit an der eigenen Seele edler und vornehmer zu machen. »Nicht nur fort sollst Du Dich pflanzen, sondern hinauf!«

Das alles sind Aufgaben, die ihrer Löser warten. Streng künstlerische Kritik wird einer solchen Literatur vielleicht den Vorwurf machen, sie predige zuviel, sie sei tendenziös und infolgedessen nicht rein künstlerisch. Gewiss, solange der § 175 nicht aufgehoben ist, wird die Literatur, die sich mit dem Problem der Homosexualität beschäftigt, mehr oder weniger Kampfliteratur sein. Aber die von mir angegebene Art homosexueller Bücher soll nichts sein wie ein Übergang. Es wird einmal eine Zeit kommen, in welcher die gleichgeschlechtliche Liebein Leben und Kunst nicht anders behandelt wird wie die Liebe von Mann und Weib. Die ersten Anzeichen dieser Zeit sind schon vorhanden. Man lese nur Adolf Brands, Kitirs, Hamechers, v. Kupffers Gedichte. Sie singen schon von der Schönheit der Liebe des Eros. Das ist das Endziel, dem jeder homosexuelle Schriftsteller zustreben sollte. Aber das Hohelied von der Schönheit dieser Liebe wird erst verstanden werden, wenn weite Kreise längst von ihrer sittlichen Kraft überzeugt sind. Diese Überzeugung zu festigen, zu wecken sei unser nächstes Ziel. Lasst uns streben, es bald zu erreichen! Und da fällt mir gerade ein Wort Hermann Bahrs ein, das wir alle uns nicht oft genug sagen können: »Wie gut wäre es, wenn wir weniger an Krafft-Ebing und mehr an die Griechen mit unserm Herzen denken würden.«

WAS BISHER AUF CAPRI GESCHAH — INHALT ALLER HEFTE

Heft 1/1987 [= Nr. 1]: M. Herzer: Zum Geleit, Exil auf Capri / H.Kennedy: Das Geheimnis von Sagitta / M. Herzer: Christian Wilhelm Allers / M. Herzer: Zum Ursprung des Angeborenseins / C.F. Michéa: Des déviations maladives de l'appétit vénérien / K.M. Kertbeny: Ein Brief an Ulrichs in Würzburg. ● **Heft 2/1987 [= Nr. 2]:** M.Herzer: Die Schwarze Maria und der Männerbund, ein Nazimärchen / Gad Beck: Im Untergrund der Nazi-Hauptstadt / George L. Mosse: Homosexualität und Faschismus in Frankreich / Buchbesprechung: Plant, The Pink Triangle. ● **Heft 1/1988 [= Nr. 3]:** M.Herzer: Schwule Preußen warme Berliner / E. Jäger: Vautrins Söhne und Leser / H. Kennedy: Unbekanntes über Sagitta / B.Balz: Heiliger Abend. ● **Heft 2/1988 [= Nr. 4]:** M. Herzer: Der Prozeß gegen den Berliner Urning Carl von Zastrow / K.M.Kertbeny: Sexualpolitische Denkschrift zum Zastrow-Prozeß / M. Herzer: Etwas zu Kertbenys Lebenslauf / G.J. Giles: Wilhelm von Gloeden und die Vorstellung der Schönheit in der Kaiserzeit. ● **Heft 3/1988 [= Nr. 5]:** U. Schücklenk: Arthur Schopenhauer und die Schwulen / A. Schopenhauer: Metaphysik der Päderastie / A. Schmitt: Über Pädersten, Homosexuelle, Kinäden und Schwule / Die Päderasten. Distraction de l'Equipage / S. Karlinsky: Tschaikowskis Selbstmord, Mythos und Realität / Buchbesprechung: Kennedy, The Liefe and Works of Karl Heinrich Ulrichs. ● **Heft 4/1988 [= Nr. 6]:** G.Dworek: Ein Yankee am Hofe des Königs Karl / R.Schildt: Das Ende einer Kariere. Entfernung des Amtsassessors Ulrichs aus dem Staatsdienst wegen widernatürlicher Wollust / Buchbesprechung: Baldauf, Die Knabenliebe in Mittelasien. ● **Heft 1/1990 [= Nr. 7]:** G.Grau: Die Reichszentrale zur Bekämpfung der Homosexualität und Abtreibung / B. Jellonnek: Aus den Akten der Geheimen Staatspolizei. Ein Fall öffentlichen Widerstands von Homosexuellen / B.U.Hergemöller: Chome fue arso uno Soddomito - Lucca 1369 / J.Wernes: Als Aktivist der ersten Stunde. ● **Heft 2/1990 [= Nr. 8]:** S.Karlinsky: Schwule Literatur und Kultur in Rußland. Die Folgen der Oktoberrevolution / P.Tatchell: Ten Gay Days that shook East Berlin / M.Eggert: Wie es begann. Schwulenbewegung in Ostberlin 1972-73 / G.Dworek: Zwei Irrenärzte kommentieren Karl Heinrich Ulrichs / M.Herzer: Unser Ulrichs-Autograph. ● **Heft 3/1990 [= Nr. 9]:** J.C.Féray & M. Herzer: (Homo-) Sexualwissenschaft und Politik bei Karl Maria Kertbeny / M. Herzer: Homosexualität als gesellschaftliche Konstruktion und sexuelle Praxis / R.Wolfert: Mauritz Stillers Vingama - Stockholm 1916 / Buchbesprechungen: Hodges, Alan Turing Enigma / Werner, Otto Warburg / Günther & Hoffmann: Sascha Schneider & Karl May / Geschichte des § 175. ● **Heft 4/1990 [= Nr. 10]:** B.U.Hergemöller: Das Verhör des »Sodomiticus« Franz von Alsten (1536/37) - Ein Kriminalfall aus dem nachtäuferischen Münster / E. Walser: Zur Entkriminalisierung der Homosexualität in der Schweiz 1990 und ein Rückblick auf 1942 / M. Herzer: Ludwig Renn / D. Berner: Wie die SED-Propaganda das Stigma Homosexualität zum Rufmord an einem Maueropfer benutzte / Buchbesprechungen: Jellonnek, Homosexuelle unter dem Hakenkreuz / Steinkamp, Gottfried von Cramm der Tennisbaron. ● **Heft 1/1991 [= Nr. 11]:** M. Herzer: Strafakte von Cramm, Berlin 1938 / M. Herzer: Max Spohr, Adolf Brand, Bernhard Zack - drei Verleger schwuler Emanzipationsliteratur in der Kaiserzeit / Bernd-Ulrich Hergemöller: Ludwig der Bayer, Friedrich der Schöne, Friedrich von Tirol - Verwirrungen und Verwechslungen / Buchbesprechungen: Kant, Eine Vorlesung über Ethik / Verführte Männer - Leben der Kölner Homosexuellen im Dritten Reich / Hoven, Der unaufhaltsame Selbstmord des Botho Laserstein / Euphronius der Maler. ● **Heft 2/1991 [= Nr. 12]:** H. Giese: Untersuchungen zum Wesen der Begegnung 1945 / B.U. Hergemöller: Hans Giese und Martin Heidegger / J.A. Kuhn: Mißglückte Kontaktaufnahme im Theaterrestaurant Lantsch, Berlin 1880 / G.Knoll: »Le Palladion« - Eine unfreiwillige Philologensatire aus Bremen zu einem komischen Epos Friedrich II. von Preußen / Buchbesprechungen: Äskulap oder Mars ? / Money, Capri Island of Pleasure / Die versteinerten Verhältnisse zum Tanzen bringen / Schilde & Tuchel, Columbia-Haus. ● **Heft 3/1991 [= Nr. 13]:** W.Kuhn & K.v.Ruffin: Als schwuler Häftling in den KZs Columbiahaus und Lichtenburg 1935/36 / R.v.Praunheim & Dr.Hanns G.: Als schwuler Teenager zur Therapie bei Magnus Hirschfeld / K.W.Böhm: »Erfüllung einer Lebenssehnsucht« / H.Kennedy: Andeutungen der Knabenliebe in Longfellows »Hiawatha« / A. Schmitt: Social Constructivism, good bye! / M.Herzer: »Schutzhaftfälle« 1935 / Bibliografie der Aufsätze zur schwulen Geschichte im JOURNAL OF HOMOSEXUALITY / Buchbesprechungen: Ringdal, Lystens død? / Werner, Mauritz Stiller / Böhm, Zwischen Selbstzucht und Verlangen / Sinakowski, Das Verhör. ● **Heft 4/1991 [= Nr. 14]:** J.-C.Féray: Die Homosexualität im Tagebuch der Brüder Goncourt / M. Herzer: Kommunisten, Sozialdemokraten und die Schwulenbewegung der Weimarer Republik / P. Snijders: Das Schicksal frischer Männchen / Spartacus Gay Guide 1920 »Der Internationale Reiseführer« / Buchbesprechungen: Röll, Homosexuelle Häftlinge im KZ Buchenwald / Derks, Die Schande der heiligen Päderastie / Dear Tucker, ed. by H. Kennedy / Eine Tunte bist du auf jeden Fall. ● **Nr. 15, April 1993:** M. Herzer: Corydon und Vice allemand / A. Got: Le Vice organisé en Allemagne / A. Got: »Anders als die Andern« / N. Praetorius: Über die Homosexualität in Frankreich / N. Praetorius: Der Streit um Walt Whitmans Homosexualität im »Mercure de France« / G. Apollinaire: Ein Augenzeuge der Beerdigung Walt Whitmans / G. Apollinaire: A propos de Walt Whitman / W. Benjamin: In einem Pariser Schwulenbordell / A. Sternweiler: Briefe an den Schutzhäftling Robert T. Odeman / Buchbesprechungen: Naldini, P.P.Pasolini / Fernandez, Der Raub des Ganymed / Hoffschildt, Olivia / Paglia, Die Masken der Sexualität. ● **Nr. 16, Dezember 1993:** J. Miller: Der Wille zum Wissen. Foucault in Kalifornien / M. Herzer & F. Wagner: Homosexualität und Wahrheit / J.A. Kuhn: Der »Moabiter Löwe« als Emblem der Zeitschrift »Die Freundschaft« / Buchbesprechungen: Kugel, Der Unverantwortliche / Greene-Gantzberg, Herman Bang og det fremmede / Hutter, Die gesellschaftliche Kontrolle des homosexuellen Begehrens. ● **Nr. 17, September 1994:** M. Kellson-Lauritz: Wilhelmshagen gegen das Deutsche Reich / A.Brand: Fürst Bülow und die Abschaffung des § 175 / H. Sulzenbacher: »Man bekommt aber den Eindruck, als ob Ulrichs nicht recht normal wäre.« / K.H.Ulrichs: Eingabe an das K.K. Justizministerium / M. Herzer: Sandor Ferenczi / S. Ferenczi: Über sexuelle Zwischenstufen / B. Schäficke: Die Ambivalenz schwuler Sieger / Buchbesprechungen: Homosexualität in der NS-Zeit / Herzer, Magnus Hirschfeld. ● **Nr. 18, Februar 1995:** M. Herzer: »Ungewöhnliche Liebesgeschichten« - Ein früher gelungener Versuch, den Sex mit Kindern zu literarisieren / F.A.Adolf: Ungewöhnliche Liebesgeschichten (Berlin 1905) / A.Zinn: Zur sozialen Konstruktion des homosexuellen Nationalsozialisten / Expertus: Die »Ausrottung« der Homosexuellen im Dritten Reich (Pariser Tageblatt 1.1.1935) ● **Nr. 19, Juli 1995:** W.v.Rosen: Månens Kuler, zur Geschichte der Schwulen in Dänemark / W.v.Rosen: Antikritik, das Homoerotische ist das Homoerotische ist das Homoerotische / M.Herzer: Stimmen aus dem WhK zum Sex mit Kindern / M.Herzer: Zu einem Brief von S Freud an M. Hirschfeld vom 2.11.1911 / Buchbesprechungen: Sternweiler, Und alles wegen der Jungs / Geuter, Homosexualität in der deutschen Jugendbewegung / Balser u.a., »Himmel und Hölle.« ● **Nr. 20, November 1995:** M.Herzer u. A.Sternweiler: 100 Jahre Schwulenbewegung / B. Jellonnek: Homosexuelle im Dritten Reich / H. Detering: Falsche Party / M. Herzer: Der Naturforscher und Dichter Carl Bolle / C. Bolle: Suchen und Finden / R. Wolfert: Zum Briefwechsel Hirschfeld-Björnson / M. Herzer: Schwule Sintenis-Schwärmer / H. Siemsen: Brief an R.V.Cafiero, 1943. ● **Nr. 21, März 1996:** J. Steakley: Film und Zensur in der Weimarer Republik (Der Fall *Anders als die Andern*) / M. Schuster: Zur Erinnerung an Walter Spies / M. Herzer: Antisemitismus und Rechtsradikalismus bei Adolf Brand / Buchbesprechung: Grauvogel, Theodor von Wächter. ● **Nr.22, August 1996:** M. Herzer: Ungeheure Unzucht - Unnennbar Brudertum / Die braune Blume, Berlin 1929 / R. Wolfert: Herman Bang und Berlin / Verdorbenheit der Sitten in England 1793 / Buchbesprechungen: Grupp, Harry Graf Kessler / Schlegel: Rolf. ● **Nr. 23, Mai 1997:** Programm der Vortragsreihe »100 Jahre Schwulenbewegung« / M. Herzer: In memoriam Günter Maeder / Ch. Isherwood: 4 Briefe an Günter Maeder.

EINIGE ÄLTERE HEFTE SIND NOCH BEI MUSEUMSVEREIN GEGEN EINSENDUNG VON 5 DM ERHÄLTLICH

CAPRI 25

Zeitschrift für schwule Geschichte

★

Manfred Herzer
»Wahrscheinliche Homosexualität des Franz Peter Schubert«?
Griechische Liebhabereien und antigriechischer Geschmack in Alt-Wien
2

Karl Maria Kertbeny
Platonismus
20

Die Kontroverse um Franz Grillparzers Homosexualität im Jahre 1904:
Hans Rau, Numa Praetorius, Felix Poppenberg
23

Günter Grau
Leipzigs Drittes Geschlecht
27

Verlag Kreisende Ringe
(Max Spohr) Leipzig 1900

HERAUSGEBER: Schwules Museum, Mehringdamm 61, 10961 Berlin ☎ 030-693 11 72
REDAKTION: Manfred Herzer, Blücherstraße 61, 10961 Berlin
E-Mail: Homo2000@ aol.com
DRUCK: Schwulenreferat des AStA der Freien Universität Berlin

ISSN 1431-8024

März 1998

Manfred Herzer

»Wahrscheinliche Homosexualität des Franz Peter Schubert«? Griechische Liebhabereien und antigriechischer Geschmack in Alt-Wien

1. Vorbemerkung

Über die Frage zu streiten, ob Franz Schubert schwul war oder nicht, ist ein wenig peinlich, weil es sich hierbei nicht um einen Historikerstreit handelt, sondern um einen »Glaubenskrieg« mit durchaus komischen Zügen. Es gibt keine historischen Dokumente oder Quellen, die Schuberts Homosexualität beweisen. Es gibt nur das mit beträchtlicher Überzeugungstreue verkündete Dogma von dem wilden schwulen Sexualleben des Musikers. Bei meiner Beschäftigung mit diesem Gegenstand stieß ich jedoch auf einige Fragen, die mir ebenso interessant wie schwierig zu beantworten schienen, Fragen, die die Männerliebe in Wien um 1800 betreffen und denen ich im Folgenden nachgehen will. Warum gibt es keinerlei Hinweise auf mehr oder weniger subkulturelle Lebensformen der Wiener Päderasten, Sodomiter, Knabenschänder in den Jahrzehnten zwischen 1750 und 1850? Ist die Unbeweisbarkeit irgendwelcher hetero- oder homosexueller Aktivitäten bei den drei bedeutendsten Wiener Künstlern jener Zeit, bei Ludwig van Beethoven, Franz Schubert und Franz Grillparzer nur ein zufälliges Zusammentreffen, oder zeigt sich hier Zeittypisches, die Abwesenheit einer schwulen Subkultur und eine asketische »ideelle« Homosexualität als damalige Normalform schwuler Lebensweise? Auf solche Fragen soll die folgende Kritik der Ansichten von Schwandt und Solomon abzielen und mögliche Antworten zur Diskussion stellen.

2. Dreimäderlhaus andersrum

Ist noch in der Überschrift des hier zu kommentierenden Aufsatzes[1] von »Indizien und Argumenten« die Rede, die für eine »wahrscheinliche Homosexualität« Schuberts sprechen sollen, so wird im Text selbst eigentlich nur noch eine Glaubensgewissheit zelebriert, die keine Zweifel und Fragen mehr zulässt: Schubert war homosexuell, wer dies nicht glaubt, ist hoffnungslos dem altmodischen Schubert-Kitschbild aus Emil Bertés Operette *Dreimäderlhaus* verfallen. Vermeintliche Indizien und Argumente für die Homosexualitäts-These verwandeln sich unter der Hand in Steine für ein Dogmengebäude. Als Grundlage dienen die Thesen des amerikanischen Musikologen Maynard Solomon, der seit 1981 die Lehre von des Komponisten Homosexualität verkündet.

Im Jahre 1868 hat sich der Journalist Ludwig August Frankl aus einem Gespräch, das er mit Schuberts Freund Franz von Schobert geführt hatte, das Folgende notiert: »Schubert verwilderte, er lief vor die Linien, trieb sich in Kneipen herum, freilich auch in ihnen seine schönsten Lieder komponierend, wie er dies auch im Spitale tat [...], wohin er durch übermäßig wollüstig-sinnliches Leben und dessen Folgen gelangte.« (Deutsch 1966, S. 304) Gewöhnlich wird diese Stelle als Hinweis auf die Syphilisinfektion gedeutet, die sich Schubert beim Sex mit weiblichen Prostituierten erworben haben könnte. Schwandt jedoch errät intuitiv, dass Frankls Formulierung »er lief vor die Linien« bedeutet, Schubert sei auf »anonyme Partnersuche, sogenanntes outside-cruising, etwa in einem Park« gegangen und habe sich dort beim schwulen Sex syphilitisch infiziert. (163) Er glaubt, dass das Wort Linien hier gleichbedeutend mit Strich sei und dass »auf den Strich gehen« zu Schuberts Zeiten bedeutet habe: sich einen gleichgeschlechtlichen Sexpartner suchen, was ein Indiz für Schuberts Homosexualität sein soll.

Es ist mir nicht gelungen, für die beiden Annahmen, »auf den Strich gehen« sei in Wien seinerzeit im Sinne von »homosexuelle Kontakte suchen« verwendet worden und »Linie« habe in diesem Kontext das gleiche wie »Strich« bedeutet, irgendeine Bestätigung zu finden. Alle Quellen zur Sexualität in Wien um 1800, die weiter unten diskutiert werden, sagen zum »Strich« das gleiche wie das Grimmsche Wörterbuch:

»Das umherstreichen der dirnen, sowie der weg, die strasse des umherstreichens; zu frühest bezeugt aus der mitte des 17. jhs. [...] vogelfang (mit dem streichnetz) angelehnt: auf den strich gehen und mädchen wie lerchen fangen.« (Grimm 1957, Sp. 1529 f.)

Und zu der Redewendung »vor die Linie laufen« findet sich bei den Gebrüdern Grimm ein Kant-Zitat:

»In sprichwörtlicher anwendung: man sagt auch von jemand, dem es im kopfe übergesprungen ist: er hat die linie passirt KANT 10,234.« (Grimm 1885, Sp. 1043)

Es stellte sich leider heraus, dass alle anderen »Indizien und Argumente«, die Schwandt und Solomon für Franz Schuberts Homosexualität in Anspruch nehmen, von der gleichen Qualität sind wie

[1] Christoph Schwandt, »Unaussprechlich, unbegriffen«. Indizien und Argumente aus Leben und Werk für die wahrscheinliche Homosexualität des Franz Peter Schubert, in: *Musik Konzepte*, Heft 97/98, Oktober 1997, S. 112-194; Kurzfassungen dieses Aufsatzes sind erschienen u. a. in: *Frankfurter Rundschau* vom 26.7.1997 und in: *LAMBDA-Nachrichten*, Nr. 2, 1997, S. 42-45.

das eben geprüfte.

1995 hat Eva Rieger die amerikanische Diskussion [illegible] — im deutschen Sprachraum [illegible] »Sie berechtigt kaum zur der raschen Annahme einer gleichgeschlechtlichen Veranlagung.« (Rieger 1995, S. 52)

3. Benvenuto Cellini — ein Homosexueller? — ein Sodomit?

Ohne auf Riegers Einwände einzugehen, folgt Schwandt der Indizienkette Solomons und sieht in einer Stelle im Tagebuch des Schubert-Freundes Eduard von Bauernfeld von 1826 den wichtigsten Beweis für Schuberts Schwulität:

»Schubert halbkrank (er bedarf ›junger Pfauen‹ wie Benv. Cellini). Schwind moros, Schober untätig, wie gewöhnlich. In mir steckt noch Reisemut und Blut!« (Deutsch 1964, S. 372)

Der bedeutende Schubertforscher Erich Otto Deutsch, der diese Stelle zuerst zitierte, bemerkte dazu, dass der italienische Bildhauer und Goldschmied Cellini es geliebt habe, »Pfauen als Leckerbissen für seine Mahlzeiten zu schießen«. Er meint, dass dies eine Anspielung auf Schuberts übermäßige Esslust sei und verweist auf eine Stelle in einem Brief Bauernfelds an Schubert von 1825, wo Schuberts Fettleibigkeit und Esslust liebevoll ironisch glossiert wird: »Wie geht's Dir, dickster Freund? Ich denke, Dein Bauch wird zugenommen haben; Gott erhalte ihn, u. lasse ihn gedeihen!« (Deutsch 1964, S. 316)

In der Autobiografie Benvenuto Cellini soll aber nach Schwandt/Solomon das Wort Pfau (pavone oder pagone) etwas ganz anderes bezeichnen als den schönen und wohlschmeckenden Vogel, nämlich einen jungen, zu schwulem Sex bereiten Mann. Und wenn Schubert halbkrank ist, weil ihm junge Pfauen à la Cellini fehlen, so bedeutet das, er ist sexuell unbefriedigt und braucht junge männliche Sexpartner, um sich besser zu fühlen. Schwandt ist überzeugt, dass an der Stelle, wo in Cellinis Lebensbeschreibung von der Pfauenjagd die Rede ist, ein »Doppelsinn« (176) vorliegt, dass Cellini seine »metaphernreiche Renaissancesprache« (175) zur Beschreibung einer größeren Serie von schwulen Sexorgien (jeden zweiten Tag brachte ich einen zur Strecke) benutzt habe. Die vermeintlich doppelsinnige Stelle lautet in Schwandts Übersetzung, die kaum von den bekannten Übersetzungen Goethes und Heinrich Conrads abweicht:

»...man hatte fast eine Meile freien Lands wild belassen, auf welchem etliche hiesige Pfauen waren, die dort wie wilde Vögel nisteten. Als ich dessen gewahr wurde, versah ich meine Büchse mit dem gewissen Pulver, das keinen Lärm macht, dann lau[illegible] [illegible] Lärm macht« werde jeder Einsichtige mit der Nase darauf gestoßen, dass »eine ganz andersgeartete Vergnügung gemeint ist«, nämlich schwuler Sex. Er zeigt sich damit aber wenig informiert über die Lebensweise von Pfauen und über die damals übliche Methode der Jagd. Dass Pfauen, die in Europa als Haustiere gehalten werden, leicht verwildern können und dann nicht in Ställen, sondern wie wilde Vögel auf Bäumen nisten, weiß Schwandt nicht. Auch weiß er nicht, dass es damals üblich war, für die Jagd »stilles Pulver« zu verwenden. In Zedlers Universallexicon (Leipzig und Halle 1741) heißt es zur Lebensweise der domestizierten Pfauen unter dem Stichwort »Pfau«:

»Es ist etwas schlimmes und unbequemes, daß sie sich nicht gerne einsperren lassen und bey ihrein Umherflügen in Gärten und Weinbergen grossen Schaden thun.«

Und zum »Pulver, das keinen Lärm macht« heißt es dort unter dem Stichwort »Pulver, Schüßpulver«, nachdem mehrere Rezepte für »stilles Pulver« genannt wurden:

»Das Pulver, welches nicht knallet, ist eine nützliche und schädliche Erfindung; nützlich ist sie, daß man schüssen kann, ohne das Wild schüchtern zu machen; schädlich, weil man einen vom weiten über den Haufen schüssen kan, ohne, daß es iemand gewahr werde.«

Einen Beleg dafür, dass die seltsame Metaphorik — Pfauenjagd bedeutet Sex zwischen Männern — damals üblich war, können Schwandt/Solomon nicht bieten. Und da Schwandt zu spüren scheint, wie willkürlich diese Deutung der Stelle ist, bietet er zwei Stützargumente, die jedoch seine Spekulation nicht retten können: Weil an der Stelle ein Verzehr der Pfauen unerwähnt bleibt und weil, wie er im Grimmschen Wörterbuch entdeckt haben will, Pfauenbraten nie als Delikatesse galt und auch nie zu therapeutischen Zwecken gegessen wurde, sei hier schwuler Sex gemeint und sonst gar nichts. Sein zweites Hilfsargument glaubt er darin zu finden, dass mit dem Wort Pfau im Italienischen auch ein affektierter, koketter junger Mann bezeichnet werde. Dass Cellini das Wort Pfau in diesem zweiten Sinn gemeint habe, beweist die, ebenfalls nicht belegte Tatsache, dass »Vögel aller Art [als] Synonyme für Knaben und junge Männer« in Cellinis Text verwendet würden. So entdeckt er, dass der Vorname eines Mitarbeiters Cellinis Pagolo ist, also die damals übliche Schreibweise für Paul/Paolo, und dass dieser Name ein bisschen Ähnlichkeit mit dem Wort für Pfauen (pagoni) habe.

Pfau, gebraten, auf englische Art. Zum Braten eignet sich die Pfauhenne oder ein junges, halb ausgewachsenes Pfauhühnchen weit besser als ein erwachsener Pfau, dessen Fleisch zäh und grob zu sein pflegt; junge Thiere sind gewöhnlich während des Winters und Frühjahrs bis zum Beginn des Sommers zu haben. Man rupft sie bis an den Hals, läßt aber diesen nebst dem Kopf mit allen Federn an dem Thier, umwickelt Hals und Kopf mit mehrfachem, gebuttertem Papier und befestigt dieselben beim Dressiren unter dem einen Flügel. Dann wird das gut ausgenommene und gewaschene Thier, welches gewöhnlich 3 Tage vor der Zubereitung geschlachtet wird, an Brust und Keulen gespickt, nach Belieben mit einer pikanten Kalbfleischfarce gefüllt und am Spieß über hellem Feuer unter fleißigem Begießen gebraten. Beim Anrichten beseitigt man das gebutterte Papier vom Kopf, garnirt die Schüssel mit Brunnenkresse und reicht Brod-Sauce dazu.

Pfau, gebraten, auf schwäbische Art. Der gerupfte, ausgenommene und sauber gewaschene Vogel wird in- und auswendig mit Pfeffer und Salz eingerieben, dressirt und an Brust und Schenkeln dicht mit feinen Speckstreifchen gespickt, während man ein Bündelchen Petersilie, Basilicum und Thymian nebst einem Lorbeerblatt inwendig hineinlegt. Man brät den Pfau in einer Pfanne mit reichlicher Butter langsam über mäßigem Feuer, befestigt beim Anrichten den zuvor abgeschnittenen Kopf mittels eines spitzigen Hölzchens auf dem Halse, legt eine krause Papiermanschette darum und giebt entweder die eigene Brat-Sauce nebst einem feinen Compot, oder auch eine Austern-Sauce dazu.

Pfauen-Pastete, schwäbische. Nachdem man einen jungen, etwa 4—5 Monate alten Pfau einige Tage vor dem Gebrauch geschlachtet oder geschossen hat, schneidet man den Kopf mit dem Halse ab, rupft das Thier, nimmt es aus, wäscht es, reibt es mit Pfeffer und Salz ein und dünstet es eine reichliche Viertelstunde in Butter. Dann hackt man die Leber mit einem Stück Speck und einer Zwiebel fein, schwitzt diese Mischung mit zwei Löffeln geriebener Semmel in Butter, thut sie zu dem Pfau, fügt eine Obertasse Weißwein, eine Schöpfkelle Fleischbrühe, drei bis vier feingeschnittene Trüffeln, etliche Citronenscheiben und ein Kräuterbündelchen hinzu, läßt den Pfau fest zugedeckt in dieser Sauce langsam beinahe weichdämpfen und darin auskühlen. Man setzt nun einen hohen Rand von Blätterteig auf eine Schüssel, legt den Pfau ganz hinein, bedeckt ihn mit Speckscheiben, macht einen Deckel vom selben Teig, den man gut mit dem Rand verbindet, bestreicht die Pastete von außen mit geschlagenem Ei und bäckt sie in einem gutgeheizten Ofen drei Viertelstunden lang; schließlich wird der Deckel ringsherum aufgeschnitten, die mit etwas Fleischbrühe und Citronensaft verdünnte, entfettete und heißgemachte Sauce hineingegossen, der Pfauenkopf oben auf den Deckel gesteckt und die Pastete warm servirt.

Pfau, gebraten, auf französische Art. Ein junger, gutgemästeter Pfau, dem man den Kopf abgeschnitten hat, wird gerupft, ausgenommen, gewaschen und dressirt, nachdem er einige Tage an einem luftigen Ort gehangen hat; man steckt ihn an den Spieß, begießt ihn zuerst fleißig mit zerlassener, gesalzener und gepfefferter Butter und dann unausgesetzt mit fettem saurem Rahm; sobald er gargebraten ist, befestigt man mit Drahthäkchen Kopf, Schweif und Flügel an dem Vogel und trägt ihn auf.

Vier Arten einen Pfauen zuzubereiten, aus dem *UNIVERSAL-LEXIKON DER KOCHKUNST*, Band 2, Leipzig 1886, Seite 241 f.

Was die Behauptung betrifft, Pfauenbraten wäre nicht als Leckerbissen geschätzt worden, so kann man auf der gleichen Seite des Grimmschen Wörterbuchs, auf der Schwandt seinen Beweis gefunden haben will, unter dem Stichwort *Pfauenbraten* finden: »als ein leckerbissen ersten ranges galt der pfauenbraten (der pfâwe vor im gebrâten stuont WOLFRAM *Willeh.* 134,9) Schultz *höf. leben* 1,284.«

Hier wäre anzumerken, dass Deutsch den Kontext der Pfauenjagdepisode in Cellinis Biografie nicht vollständig bezeichnet, denn die Pfauen boten nicht nur »reichliche« Nahrung, sie hatten zudem noch eine heilsame Wirkung. Der ganze Abschnitt im zweiten Kapitel des dritten Buches lautet in Goethes Übersetzung:

»Unsere Wohnung, so schön sie war, hatte ungesunde Luft, und da es gegen den Sommer ging, wurden wir alle ein wenig krank. Um uns zu erholen, gingen wir in dem Garten spazieren, der zu unserer Wohnung gehörte und sehr groß war; man hatte fast eine Meile Landes dabei als Wildnis gelassen, wo sich unzählige Pfauen aufhielten und daselbst im Freien nisteten. Da machte ich meine Büchse zurecht und bediente mich eines Pulvers, das keinen Lärm machte; dann passte ich den jungen Pfauen auf und schoss alle zwei Tage einen. Dergestalt nährten wir uns reichlich und fanden die Speise so gesund, dass unsere Krankheiten sich gleich verloren. Wir arbeiteten noch einige Monate freudig fort [an einem Pokal und einem Becher, die der Gastgeber, der Herzog von Ferrara in Auftrag gegeben hatte].«

In der Literatur kann man leicht zahlreiche Belege finden, dass der Pfau auch als Heilmittel diente und dass Cellini hier einen damals allgemein bekannten Sachverhalt beschrieb.

So heißt es im Grimmschen Wörterbuch unter den Stichworten »Pfauenmist« und »Pfauenschmalz« (Sp. 1630), dass ersterer im Trank eingenommen ein Mittel gegen Podagra (Gicht) und letzteres mit Rautensaft und Honig gemischt bei »Darmgicht« angewendet wird. Schwandt meint seltsamerweise, der sexuelle Hintersinn der Pfauenjagdepisode sei auch deshalb offensichtlich, weil vom Verzehr der Tiere »mit keinem Wort die Rede« sei (176). Am Ende des gleichen Kapitels betont Cellini aber nochmals ausdrücklich, dass er sie gegessen habe

und so kuriert worden sei; bei Goethe heisst es:

»Ich ritt den Abend wohl noch zehn Meilen, immer im Trott, und war sehr froh, den anderen Tag aus dem Farraresischen zu sein; denn ausser den jungen Pfauen, die ich gegessen und mich dadurch kuriert hatte, war mir dort nichts Gutes geworden.«

Es ist keineswegs so, wie Schwandt glaubt, dass die bildliche Verwendung des Wortes Pfau immer nur einen schönen, eitlen Mann bezeichnet. Wiederum belehrt uns das Grimmsche Wörterbuch unter dem Stichwort »Pfau«, indem es geschlechtsneutral sagt:

»oft vergleichend und bildlich in bezug auf die schönheit und reinlichkeit sowie auf den stolz, die hoffart und eitelkeit des pfauen«.

Sodann wird das Stichwort »Pfaue« als aus dem Niederländischen übernommenes Femininum angeführt, das »für beide geschlechter« gelte. Schließlich wird eine Stelle aus Jean Pauls Roman *Der Titan* zitiert (»die weiblichen seelen sind pfauen, deren juwelengefieder man in reinen ... wohnungen unterbringen musz«) und überraschenderweise auch Goethes Cellini-Übersetzung: »(sie sind wie) krähen neben dem schönen pfau.« Diese Stelle ist besonders interessant, weil Solomon sie in seinem Sinne deutet, wobei er sie verfälscht: Cellini erzählt hier (Buch I, Kapitel 5), wie er ein Bankett »durch einen glücklichen Einfall verherrlicht« hat, indem er einen »Knaben von sechzehn Jahren«, der sehr schön war, überredete, ihn als Frau verkleidet zu dem Bankett, zu dem jeder Eingeladene eine Frau mitbringen sollte, zu begleiten. Nach Meinung aller anwesenden Männer, war die vermeintliche Frau in Cellinis Begleitung die schönste von allen, so dass der berühmte Raffael-Schüler Julius Romano zum Gastgeber, dem Bildhauer Michelagnolo di Bernardino, die Worte sprach:

»Lieber Michelagnolo, wenn Ihr die Mädchen Krähen benennt, so habt ihr diesmal doppelt recht, denn sie nehmen sich noch schlimmer aus als Krähen neben dem schönsten Pfau.«

Wenn man, wie Solomon, nicht beachtet, dass Julius seinen Krähen-Pfauen-Vergleich zu einem Zeitpunkt macht, als er wie alle andern noch glauben muss, dass das schönste Kind ein Mädchen sei, dann kann man die irrige Behauptung aufstellen, nur männliche Personen würden in Cellinis Vita als Pfau bezeichnet. Tatsächlich werden hier die weniger schönen Mädchen mit Krähen, und die schönste — von der ausser Cellini und der verkleidete Jüngling selbst niemand das wahre Geschlecht kennt — mit einem Pfau verglichen.

Wir wollen noch ein wenig bei der Homosexualität Cellinis verweilen, denn es scheint sich hierbei um eine schwule Legende neueren Datums zu handeln. Für Schwandt steht allerdings fest, dass jeder halbwegs Gebildete heutzutage Bescheid weiß:

»Cellini war das prominenteste Beispiel eines Mannes, der homosexuelle Neigungen und Beziehungen eingestanden hatte; man konnte über ihn in dieser Hinsicht im Gegensatz auch zu anderen historischen Persönlichkeiten offen reden, er hatte sich ja selbst ›geoutet‹.« (175)

Auch dies ist leider eine sehr freie Erfindung. Die Behauptung, Cellini sei »homosexuell« gewesen, kam mir aber irgendwie vertraut vor. Ich habe deshalb die einschlägige Literatur daraufhin befragt und musste feststellen, dass keiner der Autoren, die im 19. Jahrhundert über historische Päderasten und berühmte Urninge schrieben (Hößli, Ulrichs, Kertbeny, Ellis, Symonds, Moll, Frey, de Joux), Cellini auch nur erwähnt. Die früheste Erwähnung fand ich erst in Molls Schrift *Berühmte Homosexuelle* aus dem Jahre 1910, wo es auf der Seite 58 heisst:

»Ein anderer Bildhauer aus Michelangelos Zeit, Benvenuto Cellini (1500-1571) stand ebenfalls in dem Rufe widernatürlicher Neigungen. In seiner Autobiographie, die zuerst durch Goethe uns Deutschen bekannt wurde, kommt er auf diesen Vorwurf zurück. Die Handlungen, die ihm zum Vorwurf gemacht werden, führt er auf Verleumdungen zurück. Immerhin findet sich doch ein grosses Interesse für das männliche Geschlecht. Ich erinnre an sein lebhaftes Interesse für Ascanio, der sich längere Zeit in seinen Diensten befand, und aus seinen jüngeren Jahren an die enge Freundschaft, die ihn mit einem andern jungen Goldschmied verband. ›Wir liebten uns so sehr, dass wir uns weder tags noch nachts trennen konnten.‹ Später wurde er von der Mutter seines Lehrburschen bezichtigt, mit diesem widernatürlichen Verkehr gehabt zu haben. Cellini stellt in seiner Biographie diesen Vorgang ebenso wie die Bezichtigung, dass er sich mit einer weiblichen Person auf widernatürliche Weise befriedigt habe, als Racheakt und Erpressungsversuch dar.«

Moll zitiert zwar korrekt aus Buch I, Kapitel 3 der Übersetzung Goethes. Dass aber Cellini mit diesem Satz »Wir liebten uns so sehr, dass wir uns weder tags noch nachts trennen konnten« keinesfalls ein Bekenntnis der eigenen Homosexualität abgelegt hat, geht aus einem Vergleich mit jenen Stellen hervor, an denen er von seiner erfolgreichen Abwehr des Sodomiter-Vorwurfs berichtet, die er, wie Moll richtig bemerkt, als Verleumdungen bezeichnet. Wenn er also erzählt, dass er einen anderen Mann liebte, so kann er damit nur eine nicht-sexuelle, nicht-sodomitische Freundesliebe meinen, denn andernfalls wäre die Zurückweisung des Sodomiter-Vorwurfs an anderer Stelle sinnlos. Moll scheint dies zu spüren und begründete seine Einreihung Cellinis unter die »berühmten Homosexuellen« nur noch mit dessen großem Interesse für das männliche Geschlecht. Hirschfeld übernimmt in seinem Buch *Die Homosexualität des Mannes und des Weibes* unkritisch die von Moll getroffene Einordnung und verweist auf vier Stellen in der Goetheschen Cellini-Übersetzung. Diese Stellen beweisen aber allenfalls das von Moll konstatierte lebhafte Interesse für das männliche Geschlecht, nicht aber Homo-

sexualität oder Sodomiterei. Cellini hat sich demnach nicht nur nicht »geoutet«, er hat sogar dem von seinem Feind, dem Bildhauer Bandinelli, öffentlich erhobenen Vorwurf der Sodomiterei zwar mit einiger Ironie aber doch eindeutig widersprochen. Die Stelle findet sich in Buch 4, Kapitel 5 der Autobiografie und lautet in Goethes Übersetzung:

»[Bandinelli] kehrte sein hässlichstes Gesicht gegen mich und sagte mit Heftigkeit: O schweige still, du Sodomit! — [...] ich, der ich mich auf eine so schändliche Weise beleidigt sah, obgleich bis zur Wut getrieben, fasste mich und ergriff ein geschicktes Mittel. O du Tor, sagte ich, du überschreitest das Maß! aber wollte Gott, dass ich mich auf eine so edle Kunst verstünde, denn wir lesen, dass Jupiter sie mit Ganymeden verübte, und hier auf der Erde pflegten die größten Kaiser und Könige derselben; ich aber, als ein niedriges und geringes Menschlein, wüßte mich nicht in einen so wundersamen Gebrauch zu finden. Hierauf konnte sich niemand halten: der Herzog und die übrigen lachten laut, und ob ich mich gleich bei dieser Gelegenheit munter und gleichgültig bezeigte, so wisset nur, geneigte Leser, dass mir inwendig das Herz springen wollte, wenn ich dachte, dass das verruchteste Schwein, das jemals zur Welt gekommen, so kühn sein sollte, mir in Gegenwart eines so großen Fürsten einen solchen Schimpf zu erzeigen.«

Die zahlreichen Stellen in Cellinis Biografie, wo von seiner Frauenliebe und seinem Geschlechtsverkehr mit Frauen die Rede ist, belegen auch sein großes, eindeutig sexuelles Interesse für das weibliche Geschlecht. Es bleibt nach all dem festzuhalten: Alle, die in der Nachfolge Molls Cellini zum Schwulen, Homosexuellen oder Päderasten erklärten und sich dabei auf die Autobiografie berufen, tun dies ohne Berechtigung auf der Grundlage einer verfälschenden Textinterpretation. Natürlich ist damit noch nichts darüber gesagt, wie das Sexualleben Cellinis tatsächlich gewesen ist, wieviel er in seiner *Vita* verschwiegen und gelogen hat. Es erfordert eine gewisse intellektuelle und moralische Anstrengung, sich mit der Einsicht abzufinden, dass wir es hier mit einer unbeantwortbaren Frage zu tun haben und dass unser Bedürfnis nach einfachen und klaren Antworten im Falle Cellinis unbefriedigt bleiben wird.

Die dunkle Cellini-Schubert-Pfauen-Stelle in Bauernfelds Tagebuch bleibt meines Erachtens weiterhin für heutige Leser unverständlich. Die Ansicht von Solomon/Schwandt, dass Bauernfeld ausdrücken wollte, Schubert brauche wieder einmal Geschlechtsverkehr mit jungen Männern, scheint mir nach all dem falsch zu sein. Ähnlich falsch oder doch unbeweisbar scheint mir die Meinung, die Stelle sei »eine nicht zu übersehende Anspielung auf den syphilitischen Charakter von Schuberts Leiden« (Franken 1991, S. 172), denn weder geht aus Cellinis Lebensbeschreibung hervor, dass er an Syphilis erkrankt war, noch findet sich irgendein Beleg dafür, dass jemals junge Pfauen als Heilmittel bei Syphilis empfohlen wurde. Es könnte sein, dass das Adjektiv »halbkrank« wie heute noch üblich in einem metaphorischen Sinn zur Beschreibung eines psychischen Zustands gemeint war. Man sagt etwa, ich bin halbkrank vor Ungeduld, halbkrank vor Glück, halbkrank vor Angst usw. Wenn man die Adjektive berücksichtigt, die Bauernfeld den andern beiden Erwähnten zuordnet (Schwind ist moros, was soviel wie mürrisch, verdrießlich bedeutete, Schober ist untätig »wie gewöhnlich«), dann scheint es mir hier eher um die Beschreibung einer depressiven Verstimmung zu gehen, die sich bei Schober in allgemeiner Apathie, bei Schwind in schlechter Laune und bei Schubert in — Esslust äußert. Dass junge Pfauen im ganzen 19. Jahrhundert als Delikatessen galten, wurde nachgewiesen, und dass Schuberts Fettleibigkeit (Schwandt nennt ihn »dicklich«, in der Dokumentation von Deutsch wird er als »ziemlich beleibt« und »korpulent« beschrieben) mit einer übermäßigen Esslust und nur zum Teil mit Alkoholmissbrauch erklärbar ist, halte ich für gesichert. Eine Spekulation ist es allerdings, wenn ich annehme, dass Schubert gewöhnlich seine Depressionen mit Völlerei kurierte. Solange keine weiteren Quellen vorliegen, muss man es wohl hinnehmen, dass wir heute nicht wissen können, was Bauernfeld mit seiner Tagebucheintragung gemeint hat.

4. »Homosexuelle Tendenzen« auch in der Instrumentalmusik?

Schwandt erwähnt mit einer gewissen Hochachtung, dass »die amerikanische Musikwissenschaft« dabei sei, in Schuberts Instrumentalmusik homosexuelle Tendenzen aufzuspüren (114). Was ihm und der amerikanischen Wissenschaft vorschwebt, wenn eine solche instrumentalmusikalische homosexuelle Tendenz gesucht wird, erklärt er aber nicht; vielleicht, weil »in Europa ein ungleich größerer historischer und ästhetischer Diskurs vonnöten wäre«, um diese radikale Ansicht verständlich zu machen. Diese Erklärung muss man wohl hinnehmen. Sollten aber womöglich die vielen Nacherzählungen von Episoden aus Schuberts Leben und die Miniaturanalysen einiger Kompositionen Schuberts, die Schwandt ohne erkennbaren Zusammenhang mit seinem Aufsatzthema immer wieder einstreut, Fingerzeige geben und den Leser auf eigene Faust zum Suchen nach homosexuellen Tendenzen anregen?

Es gibt beispielsweise längere Ausführungen über die *Winterreise*, und man sollte erwarten, dass irgendein Wort zu den möglichen Motiven Schuberts für die Vertonung dieser Verse des heterosexuellen Liebesleides fallen würde. Bloß in dem Lied *Die Wetterfahne* soll sich eine »aggressiv-misogyne Haltung« (182) äußern, wohl eher in den Versen des Dichters Müller — oder auch in den Noten

Schuberts? Man erfährt von Schwandt, dass zwei Lieder des ersten Teils in d-moll notiert seien und dass anfangs »durchgehende Achtel des Zweivierteltaktes im unteren Notensystem für den Weg, den der Wanderer vor sich hat«, stehen sollen. (182) Was das aber für das Geschlechtsleben des Musikers bedeutet, traut sich Schwandt noch nicht einmal anzudeuten. Möchte er die deutschen Leser, denen die einschlägigen Diskurse der amerikanischen Musikwissenschaft nicht geläufig sind, vielleicht vor Überforderung bewahren? Er überlässt es dem Leser, den Sinn seiner gesamten *Winterreise*-Erörterung zu erraten oder zu erahnen. Und der optimistisch-homoerotische Schluss der *Winterreise*, wo der von einem Mädchen enttäuschte junge Hetero einem Straßenmusikanten seine Freundschaft und Mitarbeit anbietet (»Wunderlicher Alter, soll ich mit dir geh'n? Willst zu meinen Liedern deine Leier dreh'n?«), bleibt seltsamerweise ganz unkommentiert. Man sollte meinen, dass für einen, der wie Schwandt in dem Gedicht *Uraniens Flucht* sowie in Briefen und Tagebucheintragungen, in denen von Haselhühnern, Fasanen und Pfauen die Rede ist, einen »homoerotischen Subtext« entdeckt (138), gar kein Zweifel an dem massiv homosexuellen Hintersinn der Liedzeile »Willst zu meinen Liedern deine Leier dreh'n?« möglich sein dürfte.

Von dem Dichter Nikolaus Lenau und von dem Komponisten Robert Schumann sind übrigens die einzigen Äußerungen zu Schuberts Musik überliefert, die diese mit der Geschlechtsrolle des Komponisten verbindet und die offensichtlich amerikanische Musikologen zu der Annahme veranlaßte, Schuberts Musik sei damals allgemein als »feminin« empfunden worden; Lenau soll 1839 zu seinem Freund gesagt haben: »Schuberts Kompositionen nützen sich ab. Es ist eine gewisse Koketterie, eine unmännliche Weichlichkeit in ihnen.« (Deutsch 1966, S. 284)

Ein Jahr vorher, 1838, hatte Robert Schumann, dessen sexuelles Außenseitertum erstaunliche Parallelen zu Lenaus später zu erörterndem tragischen Schicksal aufweist, (Hirschfeld 1914, S. 511) aus Schuberts Musik weibliche Töne herausgehört — allerdings nur im Vergleich zu Beethoven:

»So wird, der einigermaßen Gefühl und Bildung hat, Beethoven und Schubert auf den ersten Seiten erkennen und unterscheiden. Schubert ist ein Mädchencharakter, an jenen gehalten, bei weitem geschwätziger, weicher und breiter; gegen jenen ein Kind, das sorglos unter den Riesen spielt [...] Zwar bringt auch er [Schubert] seine Kraftstellen, bietet auch er Massen auf; doch verhält er sich immer wie Weib zum Mann, der befielt, wo jenes bittet und überredet. Dies alles aber nur im Vergleich zu Beethoven; gegen andere ist er noch Mann genug, ja der kühnste und freigeistigste der neueren Musiker.« (Schumann 1914, S. 330)

Beide Äußerungen sagen natürlich nichts über eine womöglich vorhandene sexuelle Konnotation des Schubertschen Werkes aus, wohl aber einiges über die in der Romantik üblichen Geschlechterrollenmetaphorik und die Verwendung solcher Metaphern durch Künstler wie Schumann und Lenau, deren Unangepasstheit an damals herrschende Männerbilder und Sexualideale ihre Vorliebe für derartige Metaphern begründet haben mag. Da dies aber ein ganz anderes Thema wäre, sei hier nur auf die Beispiele verwiesen, die Hans Freimark in seiner Untersuchung der Musikerfreundschaft zwischen Franz Liszt, Peter Cornelius und Richard Wagner nennt. (Freimark 1919)

5. Noch zwei »Homosexuelle«: Johann Baptist Mayrhofer und Moritz von Schwind

Von dem mit Schubert befreundeten Dichter Johann Baptist Mayrhofer (1787 –1836) glaubt Schwandt, er sei »ganz gewiss homosexuell« (114) gewesen. Bestätigt sieht er sich durch »stichelnde Anmerkungen einiger Zeitgenossen, dass Mayrhofer sich nur in männlicher Gesellschaft gelöster gab« und dass er als 49jähriger Selbstmord beging. Schließlich will er in Mayrhofers langem Gedicht *Uraniens Flucht*, das Schubert vertont hatte, einen »homoerotischen Subtext« entdecken und begründet dies ohne Rücksicht auf historische Tatsachen:

»Uranismus (daher auch das Wort ›Urning‹) war ein Tarnbegriff für männliche Homosexualität vor allem in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts.« (138)

Die Ausdrücke Urning und Uranismus wurden indes von ihrem Erfinder Karl Heinrich Ulrichs erstmals in den Jahren 1864 und 1865 gebraucht. Sie waren niemals Tarnbegriffe, sondern dienten der unzweideutigen Selbstbezeichnung von Schwulen, die damals begannen, ihre Emanzipationsforderungen zu artikulieren. In seiner Schrift *Vindex. Social-juristische Studien über mannmännliche Geschlechtsliebe* (Leipzig 1864) definierte er Urninge als »Menschen [...] deren Körper männlich gebaut ist, welche gleichwohl aber geschlechtliche Liebe zu Männern, geschlechtlichen Horror vor Weibern empfinden«, und in dem Werk *Formatrix. Anthropologische Studien über urnische Liebe* (Leipzig 1865) verwendet Ulrichs erstmals das Abstraktum Uranismus als Synonym für »mannmännliche Liebe«. Ulrichs bezieht sich mit seinen Wortneuschöpfungen auf eine Stelle in Platos *Symposion*, die bis dahin anders interpretiert wurde. Bis Ulrichs seine Ausdrücke Urning und Uranismus in Umlauf setzte, hatte der verwandte und ebenfalls aus dem *Symposion* abgeleitete Begriff der Venus Urania einen eindeutigen und allseits akzeptierten Sinn, die »keusche« und »hohe« Seelenliebe zu bezeichnen, die im Gegensatz zur Venus Vulgivaga oder Pandemos, der »gemeinen« und »wollüstigen« Geschlechtsliebe, steht. Friedrich Wilhelm von Ramdohr hat in seinem umfangreichen Werk *Venus Urania. Über die Natur der Liebe, über ihre Vered-*

lung und Verschönerung (Leipzig 1798) eine Theorie zu diesem Begriffspaar vorgelegt und deutlich gemacht, dass die Männerliebe der Griechen in seinem und seiner Zeitgenossen Verständnis mit der Venus Urania nichts zu tun hat. Im historischen Teil seiner Geschichte der Wiener Prostitution gibt Hügel eine halbwegs korrekte Erläuterung dieser Begriffe:

»Die Griechen nannten die Venus als Personification der Prostitution ›Pandemos‹. Nach Socrates hatten die Griechen zwei Liebesgöttinen, nämlich eine himmlische ›Urania‹, und eine menschliche ›Pandemos‹, von denen der Cultus der Ersteren keusch, jener der Letzteren unsittlich war.« (Hügel 1865, S. 16)

Bereits im Jahre 1915 hat der Wiener Psychoanalytiker Eduard Hitschmann in einem Kommentar zu Schuberts Prosatext *Mein Traum* Vermutungen über Mayrhofers und Schuberts Homosexualität angestellt. Da er aber genau wie die heutigen Entdecker Schubertscher Homosexualität nichts Faktisches finden konnte, bediente er sich — im Gegensatz zu den Heutigen — einer vorsichtigen Ausdrucksweise. Mayerhofer könne »wohl als ideell homosexuell gelten« und Schubert scheint »von starker Empfindung für den Mann [Mayrhofer] erfüllt gewesen zu sein«:

»Die intime Freundschaft zu einem um 10 Jahre älteren ernsten Mann — wie Mayrhofer — scheint eine Art zweiter Vaterfindung darzustellen. Mayrhofer kann wohl als ideell homosexuell gelten. Er war den Weibern abgeneigt, heißt es, gab ›Beiträge zur Bildung für Jünglinge‹ heraus, verrät in seinen Gedichten viel Vorliebe für die griechische Antike. Seine ethische Strenge und stoische Lebensweise werden gerühmt; er endete durch Selbstmord [...] Auch sonst mehr zur Freundschaft als zur Liebe befähigt, erscheint Schubert als von starken Empfindungen für den Mann erfüllt gewesen zu sein.« (Hitschmann 1915, S. 289 f.)

Den Maler Moritz von Schwind (1804-1871), der als junger Teenager mit Franz Schubert Freundschaft schloss, hält Schwandt ebenfalls für homosexuell. Das Beweisverfahren, das er dabei anwendet, ist noch abwegiger als im Falle Mayrhofer. Es wird lediglich die sakrosankte Autorität Solomon zitiert, die uns lehrt, dass der Freundeskreis um Schubert eine »bohemian-homosexual community« gewesen sei und dass der junge von Schwind in diesem Kreis »ever on the alert for sexual partners« beziehungsweise »unzweideutig an jungen Männern interessiert« gewesen sei. (149) Briefstellen, in denen von Schwind seinen Freunden mitteilt, dass er sie liebt (zum Beispiel: »›dass ich Dich mehr liebe, als je eine menschliche Seele‹«) sollen ebenfalls Schwinds Homosexualität beweisen, weil sie über den »zeitüblichen Überschwang« hinausgehen. Indes hätten bereits flüchtige Vergleiche mit Briefen, die Schriftsteller in jener Zeit an ihre Freunde richteten, leicht gezeigt, dass von Schwind mit keiner einzigen Formulierung die Regeln der damals üblichen Freundschaftsrhetorik verletzt und niemals handfeste Sexualität zur Sprache bringt. Weiter hinten in seinem Aufsatz kommt er noch einmal auf von Schwinds Homosexualität zu sprechen und nimmt jetzt seine bisher beigebrachten vermeintlichen Beweise selbst zurück: »Die auch schriftlich geäußerten Zuneigungsbekundungen junger Männer untereinander mit der Bemerkung abzutun, daß das damals eben so üblich gewesen sei und es sich deswegen noch lange nicht um einen Beleg für homoerotische Bindungen handle, mag für das erste 19. Halbjahrhundert durchaus gelten.« (177) Dieses Dementi dient aber nur als Ouvertüre für das anscheinend als besonders gewichtig empfundene Indiz für Schwinds Homosexualität: Eduard Bauernfeld, dessen Tagebucheintrag über Cellini und seine jungen Pfauen bereits die Homosexualität Schuberts beweisen sollte, hat in der Tageszeitung *Neue Freie Presse* am 6.6.1869 einen Artikel »Aus Alt- und Neu-Wien« veröffentlicht, in dem er sich an seine Jugendfreunde Schubert und von Schwind erinnert und das Verhältnis zwischen beiden »eigen und einzig« nennt; Schwind, dessen Seele nach Schuberts Musik verlangte, »war völlig in ihn verliebt, und ebenso trug Schubert den jungen Künstler, den er scherzweise seine Geliebte nannte, im Herzen seines Herzens.« Schwandt glaubt, dass Bauernfeld damit ein homosexuelles Verhältnis zwischen seinen beiden Freunden behauptet habe. Er ist offensichtlich wie sein Vorbild Solomon nicht in der Lage zu begreifen, dass die Formulierungen »er war völlig verliebt in ihn« und »er nannte ihn scherzweise seine Geliebte« weder irgendwelche damals so genannte widernatürliche Unzucht oder Päderastie zwischen seinen beiden Freunden behaupten wollte, noch auch von den Wiener Zeitungslesern damals in diesem Sinne verstanden wurde. Bauernfeld hat anscheinend lediglich eine im Wiener Biedermeier übliche Männerfreundschaft beschreiben wollen und sich dabei der Sprache bedient, die in seiner Jugendzeit »scherzweise« für die Beschreibung solcher Verhältnisse üblich war. Eine sexuelle Denunziation seiner Jugendfreunde nach über fünfzig Jahren, die Solomon und Schwandt ja bei ihrem Verständnis dieser Sätze unterstellen müssen, kann Bauernfeld in seinem Zeitungsfeuilleton natürlich nicht beabsichtigt haben. Es ist einfach kein Motiv denkbar, weshalb Bauernfeld den damals 65jährigen von Schwind und den seit vierzig Jahren toten Schubert als Urninge oder Päderasten hätte dekuvrieren sollen.

Wenn Bauernfeld solche Formulierungen wie die zitierten einige Jahrzehnte später, nachdem Krafft-Ebings *Psychopathia sexualis* im öffentlichen Bewusstsein gewirkt hatte, in einem Feuilleton verwendet hätte, dann würden manche Leser vielleicht, wie bei den 1893 veröffentlichten Tagebüchern Grillparzers »einen femininen Zug, der dem homosexuellen Fühlen sehr nahe kommt«, in die Freundschaft der beiden Biedermeierjünglinge hineingele-

sen haben. Im Jahre 1869 fehlte aber bei Bauernfeld wie bei den Wiener Zeitungslesern das Empfinden für einen Hintersinn und eine Zweideutigkeit dieses Feuilletons.

Wenn man jedoch lediglich plump anachronistisch schwule Fantasien von heute in die Männerfreundschaften des Wiener Biedermeier hineinprojiziert, dann hat man jedes Bemühen um ein Begreifen kulturhistorischer Verhältnisse und Prozesse aufgegeben und findet in der Vergangenheit immer nur das ewig gleiche Tuntenidyll wie in der eigenen Gegenwart. Dies scheint aber die hauptsächliche Schwäche der Argumentation von Schwandt/Solomon zu sein, die sie zudem für ihre Stärke halten, weil sie mit ihrer kreativen Methode alles beweisen zu können glauben, was sie sich wünschen.

6. Beethoven — Schubert — Grillparzer — Mayrhofer: typische Wiener Biedermeiertunten?

Es ist nicht ohne einen humoristischen Nebeneffekt, dass Maynard Solomon, der Erfinder der Schubertschen Homosexualität, in den siebziger Jahren durch seinen Kampf für die Heterosexualität eines anderen großen Wiener Klassikers, Ludwig van Beethoven, eine gewisse internationale Berühmtheit erlangte. Seine Beethoven-Biografie, die er 1977 in den USA vorlegte, erschien 1979 erstmals in deutscher Übersetzung. Die gleiche abenteuerliche Methode, mit der er zehn Jahre später die Beweise für Schuberts homosexuelle Lebensweise produzierte, wendete er in seiner Beethoven-Biografie an, um diesem unglücklichen und asketischen Genie einen reichen und ausgiebigen Geschlechtsverkehr mit prostituierten Frauen und mit den Gattinnen seiner Freunde anzudichten. Tatsächlich ist in Beethovens Leben nichts von dem nachweisbar, was man auch nur annähernd als heterosexuellen Koitus bezeichnen könnte, und alle diesbezüglichen Beweise Solomons beruhen, wie Tellenbach in ihrem Beethoven-Buch meines Erachtens überzeugend nachgewiesen hat, auf haltlosen Missinterpretation der Quellen und willkürlichen Spekulationen. Tellenbach lässt jedoch eine Stelle aus der überlieferten Abschrift von Beethovens Tagebuch gelten (»Sinnlicher Genuß ohne Vereinigung der Seelen ist und bleibt viehisch«), um wenigstens einen Bordellbesuch Beethovens vermuten zu können. Die Schlussfolgerung Solomons und des DDR-Musikologen Goldschmidt aus dieser Stelle, Beethoven sei ein gewohnheitsmäßiger Bordellbesucher gewesen, hält sie aber gerade aufgrund dieser Stelle für widerlegt. (Tellenbach 1983, S. 285 ff.)

Wie dürftig auch immer Beethovens heterosexuelle Praxis ausgesehen haben mag — ein Motiv der Beethoven-Biografen und –Biografinnen, sich seit den sechziger Jahren mit Beethovens Geschlechtsleben zu beschäftigen, war der Wunsch, ein Buch des österreichischen Psychoanalytiker-Ehepaares Sterba zurückzuweisen, dessen als Provokation empfundene These lautet: In Beethovens Seelenleben gab es eine »starke unbewußte homosexuelle Komponente«, die sowohl das Scheitern aller seiner Versuche erklärt, eine Sexualbeziehung zu einer Frau aufzunehmen, wie auch die aus Grausamkeit, Eifersucht und Zärtlichkeit gemischten Beziehungen zu seinen jüngeren Brüdern und zu seinem Neffen Karl van Beethoven. Die Zumutung des Ehepaars Sterba, sich Beethoven als einen Menschen vorzustellen, der sich selbst und viele Männer und Frauen seiner Umgebung unglücklich gemacht hat, weil er seine homosexuellen Wünsche schlecht verdrängt hatte, überforderte die Toleranz der Beethovenforschung. Tellenbach stellt sich die Aufgabe einer Säuberung, da »schwere Schatten auf das Bild des Menschen Beethoven« durch die Behauptung »sexueller Abartigkeit« gefallen seien; Beethoven habe mitnichten »ein gestörtes Verhältnis gegenüber Frauen gezeigt« und sei auch auf gar keinen Fall »unbewußt homosexuell veranlagt gewesen«. (Tellenbach 1983, S. 35 u.ö.) Der Berliner Musikologe Carl Dahlhaus empfand die Sterbasche These als eine »offene Feindseligkeit gegen Beethoven«, die einer Widerlegung nicht wert ist (Dahlhaus 1987, S. 314). Harry Goldschmidt glaubt an Beethovens »eindeutig virile Verhaltens- und Reaktionsweise« und an seine »aggressive Männlichkeit«, die mit der Annahme einer »homosexuellen Komponente« und einer »Frauen- und Mutteridentifikation« gänzlich unvereinbar seien. (Goldschmidt 1977, S. 242 ff.) Solomon schließlich hält das Buch der Sterbas einfach nur für »überaus negativ« (Solomon 1979, S. 271) und widerlegt es, indem er für Beethoven ein üppiges heterosexuelles Geschlechtsleben erfindet.

Es geht hier aber in erster Linie weder um die groteske Homophobie der Beethovenforschergemeinde noch um den forschungspolitischen Opportunismus Solomons, der je nach Konjunktur bei seinen Forschungsobjekten Hetero- oder Homosexualität entdeckt. Interessanter erscheint mir die Frage, ob nicht solche Gestalten wie Beethoven, Schubert, Mayrhofer und Grillparzer mit ihren recht ähnlichen katastrophalen, frustrierenden und leidvollen Heterosexualitäten bei gleichzeitigen leidenschaftlichen, aber asexuellen Männerbeziehungen einen damals zumindest für Wien repräsentativen Typus oder Sozialcharakter eines quasi vormodernen Schwulen verkörpern. Was der Psychoanalytiker Hitschmann 1915 in Bezug auf Mayrhofer mit dem Ausdruck »ideell homosexuell« bezeichnete und was damals vielleicht die vorherrschende Lebensform schwuler Männer in der bürgerlichen Klasse gewesen sein könnte, hatte zur Voraussetzung, dass diesen Männern ihre homosexuellen Wünsche gar nicht bewusst waren oder dass sie es nicht wagten, diese Wünsche zu realisieren. Die gesellschaftlichen Verhältnisse in Wien um 1800 ließen es nur in glücklichen Ausnahmefällen (von deren Vorhandensein wir nichts wissen, die wir nur postulieren

können) zu, dass sich einer seines homosexuellen Verlangens bewusst werden konnte und dass er dies in die Tat umsetzte. Es könnte sein, dass in den unteren Gesellschaftsklassen dieser Sozialcharakter seltener vorkam und dass die wenigen Männer, die damals wegen Unzucht wider die Natur mit einem Mann bestraft wurden, vor allem aus den Klassen des Proletariats, des Subproletariats und des Dienstpersonals kamen.

Hinweise auf die entsprechenden Verhältnisse in der Adelskaste könnte man womöglich dem Leben dreier Dichter, des Österreichers Nikolaus Niembsch Edler von Strehenau, genannt Lenau, (Sadger 1909) des Preußen Heinrich von Kleist (Sadger 1910) und des Bayern August Graf von Platen entnehmen. Es kann wohl als gesichert angenommen werden, dass sich Kleists Sexualität ausschließlich in einsamer Onanie realisierte, und im Fall Platens ist sich dessen Biograf Peter Bumm sehr sicher, dass allenfalls in den letzten Jahren des Dichters in Italien Sex mit einem Mann vorgekommen sein könnte, wahrscheinlich aber nicht einmal das, sondern nur ein lebenslängliches unerfülltes Sehnen nach sokratischer Liebe.

Was Lenau betrifft, so gab es um die Frage nach seiner Männerliebe resp. »Homosexualität« am Ende des 19. Jahrhunderts in der frühen Schwulenbewegung eine Kontroverse zwischen den Autoren de Joux und Frey. »In Nikolaus Lenau finden wir einen ganz seltenen Typus von Seelen-Hermaphrodisie [...] Im Alter von 42 Jahren entschloß er sich, um ein ungeliebtes, aber achtenswertes Mädchen aus guter Familie zu werben [...] Als sein Hochzeitstag herangekommen war, brach der Wahnsinn in ihm aus. Er teilte das Schicksal so vieler unglücklicher Uraniden — er starb wie Hölderlin im Irrenhause am 20. August 1850.« (de Joux 1893, S. 134 f.) Frey hält de Joux' Argumente nicht für hinreichend, um Lenau zu den Urningen zu rechnen. Auch Frey sieht, dass »mannmännliche Liebesneigung« in Lenaus Leben eine Rolle spielte, glaubt aber, hier sei »an keinerlei sinnliche Liebe zu denken« und deshalb das Etikett »Nicht-Urning« angebracht. (Frey 1897, S. 273 ff.)

Der Wiener Schriftsteller und Sexualforscher Karl Maria Kertbeny, der mit Lenau befreundet war, hat die Menschheit in seinen Sexualitätsstudien in drei Kategorien eingeteilt: Homosexuale — Normalsexuale — Monosexuale. Letztere sind Individuen, »bei denen geheime Selbstbefleckung zum chronischen Bedürfnis geworden ist« (Kertbeny 1869, S. 56), und in einem Text, der erst achtzehn Jahre nach Kertbenys Tod veröffentlicht wurde, beschreibt er seinen Freund Lenau als Monosexualen:

»Und der so unglückliche geniale Lenau, dieser geborene Onanist, wie kämpfte er gegen diesen Fehltrieb an, wie viel Liebschaften mit Damen knüpfte er an, die alle platonisch blieben, und als er sich endlich selber energisch zur Ehe zwingen wollte, wurde er, im Bewusstsein dieser Impotenz, verschärft durch materielle Sorgen um seine Zukunft, plötzlich wahnsinnig. Und welchen tierischen Sexualexzessen ergab er sich im Wahnsinn! Das große Publikum braucht davon nichts zu wissen — denn gesegnet sei sein Andenken — und etwa noch lebende Freunde haben Recht, wenn sie rundweg alles leugnen. Doch der Anthropologe hat sich nur um seine eigene Aufgabe zu kümmern und diskret seine Quellen zu verschweigen.« (Kertbeny 1900, S. 119 f.)

Kertbeny hat in den sechziger Jahren ein umfangreiches Manuskript mit dem Titel »Sexualitätsstudien« verfaßt, dessen Publikation er mehrfach ankündigte, ohne dass es jemals veröffentlicht wurde. In der Ungarischen Nationalbibliothek in Budapest sind aber heute noch Entwürfe und Bruchstücke dieses Werkes vorhanden, das uns im vorliegenden Zusammenhang wegen der darin entworfenen Sexualtypologie interessiert, in der Hitschmanns »ideelle Homosexuelle« unter der Rubrik »Platonismus« erscheinen. Platonismus ist für Kertbeny eine Unterkategorie des Homosexualismus, die sich von den anderen Kategorien (Gegenseitige Onanie, Tribadismus, Pygismus) dadurch unterscheidet, dass die Liebe »sexual völlig rein« bleibt. (Vgl. den Kertbeny-Text S. 20 ff. in dieser CAPRI-Ausgabe)

Man könnte an dem Beispiel Heinrich von Kleists zeigen, dass das Auftreten des uneingestanden oder unbewußt homosexuellen Sozialcharakters ohne sexuelle Praxis mit der Existenz einer in Ansätzen sich entwickelnden schwulen Subkultur in der gleichen Stadt vereinbar ist. Als Kleist in Berlin lebte und arbeitete, gab es dort solche subkulturelle Strukturen der »Warmen« oder Päderasten (Friedel 1782; von Cölln 1808). Wäre es möglich, für das biedermeierliche Wien so etwas wie eine schwule Subkultur nachzuweisen, so würde damit nur die *Möglichkeit* einer nicht nur »ideellen« Homosexualität und einer Teilnahme am subkulturellen Leben gegeben sein, keinesfalls aber ihre Notwendigkeit. Der Frage, ob sich im Wien Schuberts und Beethovens schwule subkulturelle Strukturen nachweisen lassen, soll im Folgenden untersucht werden.

7. Eine schwule Wiener Subkultur ? — Ifflands scheußlicher Lebenswandel

Eva Rieger behauptet in ihrer Zurückweisung der Solomonschen Mutmaßungen, dass »es seit der Renaissance schwule Subkulturen in fast allen großen Städten Europas gab«. Damit will sie offensichtlich sagen, dass es zur Zeit Schuberts auch in Wien eine »schwule Subkultur« gegeben habe, was sie aber leider nicht belegt. Schwandt, der ebenfalls an die Wiener schwule Subkultur glaubt, drückt sich etwas vorsichtiger aus, bringt aber selbstverständlich auch keinerlei Belege, was er damit rechtfertigt, dass diese Subkultur »natürlich keine Zeugnisse hinterlassen« habe:

»Und in Wien, gerade zur Zeit des Wiener Kongresses, wird es nicht nur eine ›Subkultur‹ gegeben haben, die natürlich keine Zeugnisse hinterlassen hat; es hatte auch Affären gegeben, die durchaus öffentlich diskutiert wurden, etwa 1809 um den deutschen Theatermann August Wilhelm Iffland, dem man man ein Verhältnis mit seinem Kammerdiener nachsagte, was anläßlich seiner Bewerbung in Wien zu Denunziationen und amtlichen Nachforschungen führte.« (132)

Der Hinweis auf Iffland, mit dem anscheinend die Existenz einer Wiener »Subkultur« bewiesen werden soll, ist abwegig und in seiner Vermischung von Halbwahrheiten und Erfindungen nur schwer zu entwirren.

»Öffentlich diskutiert« wurden die Hintergründe der gescheiterten Bewerbung Ifflands um den Direktionsposten des kaiserlichen Hoftheaters erstmals hundert Jahre später in der Wiener Zeitschrift *Erdgeist* (Hajdecki 1908). Demnach habe Kaiser Franz, der Ifflands Anstellung genehmigen sollte, von seinem Minster des Äußeren, Graf Stadion, einen Spitzelbericht aus Berlin über Ifflands Charakter erhalten, aus dem Hajdecki zitiert:

»›Als ich anno 1805 in Geschäften durch 45 Tage mich in Berlin aufhalten mußte, hatte ich Gelegenheit, auch den dortigen Schauspieldirektor Iffland persönlich kennen zu lernen. Ich speiste zweimal an der table daute (sic) mit ihm; schon damals ärgerten sich die wenige besser denkende Menschen über Ifflands scheußlichen Lebenswandel; man versicherte mich, er sei der Sodomie ergeben, es seye sehr zu verwundern, daß ein Mensch, welcher diesem Laster ergeben sey, solche moralische Stücke, als seine Theaterarbeiten sind, verfertigen könne. Viel Aufsehen machte damals, als er einen jungen Menschen, dessen Nahmen ich nachtragen werde, der nur ein Schauspieler zweiten Ranges war, ein Benefice gab; da sagte man allgemein in Berlin, es käme daher, weil dieser Mensch zu seinem Laster sich gebrauchen ließe. Es ist auch in Berlin allgemein bekannt, daß Iffland einer der stärksten Anhänger der alldort so sehr herrschenden Maurerey sei. S.‹ Der Kaiser hat einfach diesen Bericht dem polizeilichen gutächtlichen Antrag beigelegt und mit folgender Resolution vom 25. März 1809 [an den Polizeiminister Baron Hager] zurückgeschickt: ›Vor allem haben Sie nähere Auskünfte einzuholen, ob Iffland wirklich ein Anhänger der geheimen Gesellschaften sei und die gerügte Neigung gegen sein Geschlecht hege, so wie auch in welchem Rufe er in Ansehung dieser beiden Eigenschaften in Berlin stehe und mir hierüber Bericht zu erstatten. Franz.‹«

Der Polizeiminister bat daraufhin den Außenminister, in Berlin neue Recherchen anstellen zu lassen. Der Minister erhielt von dem damaligen zweiten Legationsrat der königlich-preußischen Gesandtschaft am Wiener Hofe, Herrn Piquot Auskünfte, über die es in seinem Bericht an den Polizeiminister heißt:

»›Dem Piquot ist der Hang Ifflands zum männlichen Geschlecht bekannt, was aber dessen Ordensverbindung betrifft, weicht Piquot aus, eine Antwort darüber zu geben, auf wiederholte Fragen gab er zur Antwort, daß er hiervon nichts wisse [...] Mir scheint, Piquot ahndet, daß Ordensverbindungen das Engagement Ifflands rückgängig machen dürften und die preußische Gesandtschaft an ihm einen attacher verlieren dürfte [...]‹ Es braucht nun nicht erst gesagt zu werden, daß diese Auskunft dem Faß den Boden einschlug und die ganzen so lange und mühsam geführten Verhandlungen zunichte und Iffland für Wien einfach unmöglich machte.«

Soweit ich sehe, drang von diesen amtlichen Nachforschungen über Iffland und von den Ursachen für das Scheitern seines Wiener Engagements damals nichts an die Öffentlichkeit, so dass ein Rückschluss auf die Existenz einer homosexuellen Subkultur im damaligen Wien nicht möglich ist. Die Iffland betreffenden Aktenstücke wurden übrigens erstmals vollständig veröffentlicht im Anhang zu der von Gustav Gugitz veranstalteten Neuausgabe von Johann Friedrich Reichardts Buch *Vertraute Briefe geschrieben auf einer Reise nach Wien*. Reichardt hat in diesem Buch unter dem Datum »Wien, den 5. Dezember 1808« zu der kurz bevorstehenden Entscheidung über Iffland notiert, er glaube nicht, »daß Iffland Berlin verlassen und hierher kommen sollte. Ich kenne seine dortige Lage und seine Gesinnung zu gut, um daran glauben zu können.«

Natürlich hinterläßt eine homosexuelle Subkultur, wenn sie denn vorhanden ist, durchaus Zeugnisse ihrer Existenz, und es ist ein rätselhaftes Phänomen, dass sich in Wien im Gegensatz zu den Städten Berlin, Neapel, London, Amsterdam und Paris um 1800 keinerlei quasi subkulturelle Strukturen der Schwulen nachweisen lassen. Die Durchsicht der Literatur, in der man am ehesten Hinweise auf das Leben der Wiener Päderasten, Sodomiter oder Knabenschänder finden könnte, erbrachte die dürftigsten Resultate, die im Folgenden mitgeteilt und kommentiert werden.

Der Wiener Oberlandesgerichtsrat Friedrich Hartl geht in seinem Buch *Das Wiener Kriminalgericht* als einziger Autor aus neuerer Zeit auf die Fälle von »Unzucht wider die Natur« ein, die in Wien zu Schuberts Lebzeiten abgeurteilt wurden. Detaillierte Strafakten scheint er aber nur für die Jahre 1841 bis 1849 gesehen zu haben. Für die Zeit davor existiert anscheinend nur ein lückenhaftes *Kriminalregister 1793-1850 in 34 Bänden*, das eine tabellarische Auflistung der jährlichen Straffälle enthält. (Hartl 1973, S. 271 ff.) Hartl sagt, dass im Berichtszeitraum dieses Kriminalregisters in Wien »drei bis sechs Fälle jährlich« von Unzucht wider die Natur zur Aburteilung kamen; in dem ganzen Zeitraum seien nur vier Fälle von Sex mit Tieren

und ein einziger von »gleichgeschlechtlicher Unzucht zwischen Frauen« aus dem Jahr 1818 aktenmäßig belegt. (Hartl 1973, S. 356) Nur einen einzigen Fall aus dem Jahre 1841 erwähnt er kurz, wo »ein k.k. Hofburgwachgemeiner im Volksgarten beim Theseustempel zwei Männer beobachtete, die einen Afterverkehr ausübten«. (Hartl 1973, S. 356) Man könnte dies als vagen Hinweis auf gewohnheitsmäßigen schwulen Sex im Volksgarten deuten, jedenfalls ist es das früheste heute bekannte Dokument, das öffentlichen schwulen Sex in Wien belegt — allerdings nicht früher als 1841.

Das sehr umfang- und faktenreiche Werk von Josef Schrank *Die Prostitution in Wien* (Wien 1886) bildete den Ausgangspunkt der Recherchen. Lediglich das Kapitel »Die Prostitution in Wien während der Regierung Josef II.« enthält die drei einzigen Erwähnungen von »Päderastie«, »Knabenschänderei« und »unnatürlichen Geilheiten«, die in dem ganzen zweibändigen Buch zu finden sind, und alle drei betreffen die Verhältnisse in Wien nur indirekt:

- In einem längeren Auszug aus dem Buch des Speyerischen Arztes Johann Peter Frank über die Lustseuche zitiert er den Satz: »›Ueberhaupt scheint auch diese Krankheit vieles dazu beigetragen zu haben, dass die Päderastie überall, auch in Deutschland, so allgemein geworden.‹« (Band 1, S. 230)
- Sodann referiert er eine Stelle aus einer Broschüre des Wiener Arztes Josef Kotnig, in der dieser die Errichtung staatlicher Bordelle fordert: »Durch die Errichtung der Frauenhäuser würde der Lustseuche, der Onanie und Päderastie grösstentheils gesteuert werden, blühende hoffnungsvolle Mädchen, zärtliche Gattinnen blieben verschont von den Nachstellungen der nach Lust wiehernden Mannspersonen, edle nervige Jünglinge würden nicht vor der Zeit entkräftet werden.« (Bd 1, S. 233)
- Schließlich heißt es in einer Schrift von Sonnenfeld, die sich gegen die Einrichtung öffentlicher Bordelle in Wien wendet: »›Bekanntermassen giebt es zu Paris, Neapel, Rom und Berlin Bordelle — man wird aber doch nicht behaupten wollen [...] dass zu Rom und Berlin der Geschmack an unnatürlichen Geilheiten durch die dort bestehenden Bordelle verdrängt worden sind, da jedermann weiss, welche originelle Kraftgeniestreiche in diesen beiden Hauptstädten des Aberglaubens und der Freidenkerei grande mode geworden.‹« (S. 234)

Ich entnehme diesen drei Stellen, dass Schrank jedenfalls nicht aus Berührungsangst das Thema Wiener Päderasten und männliche Prostitution unerwähnt ließ und dass er es vermutlich erwähnt hätte, wenn es seinerzeit ein sittenpolizeilich relevantes Thema gewesen wäre.

Einen ähnlichen Eindruck erweckt das Werk von Hügel zum gleichen Thema, 1865, also zwanzig Jahre vor Schranks Monumentalwerk erschienen. Hügel erwähnt die männliche Prostitution zweimal, im antiken Rom und im zeitgenössischen London:

- »In Rom gab es aber auch männliche Prostitution. Die meisten vornehmen Römer waren Päderasten [...], die sich zu diesem Vergnügen junge Sclaven mit weiblicher Gesichtsbildung hielten. Man hatte sogar Bordelle, in denen nur männliche Prostituirte gehalten wurden.« (S. 24)
- »Aber auch Knaben locken die Kuppler an sich, um sie zu verkaufen. Nach Dr. G. Richelot zählt London an 5000 Individuen, die sich mit Kuppelei befassen. Ueber 400 Personen beschäftigen sich blos damit, Mädchen oder Knaben durch List oder Gewalt in die Hände der Bordellunternehmer zu liefern.« (S. 82)

In dem 1844 anonym in Hamburg erschienenen Werk *Briefe aus Wien von einem Eingeborenen* von Josef Tuvora findet sich im zweiten Band das Kapitel »Die Mysterien von Wien«, das die Wiener »Strichbuben« in einer Weise schildert, wie in Berlin, Paris oder London die männlichen Prostituierten beschrieben wurden, die von der Erpressung leben, die sogenannten Rupfer. In Wien ist das ganz anders, nämlich streng heterosexuell:

»Es hat sich ferner unter dem jüngern Theile des Residenzpöbels eine förmliche Korporation gebildet, deren Anzahl bereits einige Hunderte beträgt. Man nennt die Mitglieder derselben Strichbuben, Hackerbuben, auch Strabanzer, laute Geister u. dergl. Sie haben sich sogar eine Art eigenthümlicher Kostümirung beigelegt. Glatte, mit Fett und Zuckerwasser steifgemachte Haare, zwei mächtige Locken an jeder Schläfe, eine auffallend gestreifte Cravatte, im Winter ein Pelzchen, im Sommer eine zeugene Jacke, zuweilen auch ein blauleinewandenes Vortuch, jederzeit eine Kappe mit keck aufgebogenem Schirme, das ist die äußere Hülle dieser schamlosen Bursche, deren Geschäft darin besteht, zur Nachtzeit mit den verworfenen Weibsbildern umherzustreifen, und ihnen als Schildknappen für alle Fälle zu dienen, während sie den lichten Tag in irgend einem versteckten Schlupfwinkel verschlafen. Daß sie außerdem bei allen erdenklichen Nichtswürdigkeiten und schlechten Streichen sich betheiligen, versteht sich von selbst.« (Tuvora 1844, S. 241 f.)

Von dem bayerischen Reiseschriftsteller Adolph von Schaden erschienen 1822 je ein Buch über Berlin und Wien. Während sein Berlin-Buch ein eigenes kleines Kapitel über die »Warmen« enthält, die in Berlin »ungemein häufig« vorkommen, wird im Wien-Buch der »Schnepfenstrich« gründlichst gewürdigt: »Diese Schnepfen fliehen nicht vor dem Jäger [...] sie werden nicht gerupft, nein sie rupfen sogar selber — und der langen Rede kurzer Sinn

überhaupt ist die Hurenjagd, auf welche hier tagtäglich Fürsten und Grafen, Lyoner Ritter, Schneider-, Schustergesellen und Hausknechte im traulichsten Vereine ziehen.« (von Schaden, Meister Fuchs, S. 107 ff.) An zahlreichen Stellen kommt von Schaden immer wieder auf die Wiener Freudenmädchen, Huren, Hetären, Dirnen zurück, und nur einmal im Kapitel »Scientifisches Erziehungswesen« wird die Gleichgeschlechtlichkeit adliger Jünglinge erwähnt, wenn man annimmt, Onanie und Stupidität waren gemeinschaftliche Angelegenheiten: »Dagegen hört man selbst von den Wienern nichts weniger loben als das Theresianum, wo ausschließlich nur adelige Jünglinge erzogen werden, und von jeher Onanie und Stupidität zu Hause waren.« (von Schaden, Meister Fuchs, S. 155)

Das anonyme Buch *Wien und Berlin in Parallele*, das der preußische Kriegs- und Steuerrat Friedrich von Cölln 1808 herausgab, erwähnt den »widernatürlichen Geschmack« ebenfalls bezeichnenderweise nur bei der Beschreibung Berlins. Nach der Feststellung, dass es in Wien im Unterschied zu Berlin weder »Lesegesellschaften«, noch »Leihbibliotheken«, noch »Freymaurerlogen« gebe, erzählt der Autor folgende Begebenheit:

»In dem Garten der Loge zu den drey Weltkugeln habe ich immer viel Vergnügen genossen, denn er hat etwas Romantisches, und der Tempel etwas Mystisches; wenn ich aber diesen ansah, konnte ich mich nie des Lachens enthalten. Die Vorderseite hatte die Ueberschrift: Der Geweihte weiß den Eingang zu finden. Dieser Eingang ist nun hinten. Als ich das erste Mal in diesem Garten aß, sagte ich zu meinem Nachbar: Ich würde in Berlin diese Aufschrift auslöschen lassen, weil sie gerade an diesem Orte zweydeutig erscheint. Mein Nachbar wurde verlegen, schwieg und entfernte sich bald. Mein Freund auf der linken Seite sagte dann: Da hast Du etwas Schönes gemacht, der Herr, der da fort geht, ist ja der bekannte N.N., der wegen seines widernatürlichen Geschmacks so bekannt ist.« (von Cölln 1808, S. 141 f.)

Wenn man weiß, dass spätestens seit Beginn des 20. Jahrhunderts die öffentlichen Bäder ein charakteristisches Merkmal der Wiener schwulen Subkultur gewesen sind, (Herzer 1997, S. 29) dann sind die Bemerkungen von Cölns über die Unentwickeltheit der Wiener Bäderkultur ohne jeden sexuellen Nebensinn von gewissem Interesse:

»Bäder. Das besuchteste ist das Kaiserbad außer dem neuen Thor. Jeder Badende erhält hier ein gemauertes Kämmerchen und seine eigene Wanne. Das Bad kostet 30 Kr. Außer dem giebt es noch andere, als das Bründelbad, am Althanschen Grunde, zu Erdberg, in der Jägerzeil, auf der Landstraße, in der Leopoldstadt und unter den Weißgerbern. Die hinter dem Augarten von dem Kaiser angelegten Bäder sind dem Volke bestimmt, da das öffentliche Baden verboten ist. Alle jene Bäder zusammen genommen, erreichen die Vollkommenheit des Berliner Spreebades nicht, welches eine Anstalt ganz vorzüglicher Art ist.« (von Cölln 1808, S. 133 f.) Allerdings weist Schrank darauf hin, dass erst die Wiener Badeordnung von 1822 das »Zusammenbaden von Personen verschiedenen Geschlechts in einem Zimmer verbot« (Schrank 1886, Bd 1, S. 268) Wenn also zwei Männer in einem Zimmer zusammenbaden wollten, so war dies weder vor noch nach 1822 verboten, was zumindest auf die relativ bequeme Möglichkeit von schwulem Sex in öffentlichen Bädern Wiens hinweist.

Von Cölln zieht auch einen Vergleich zwischen den Subkulturen der »Freudenmädchen« in Wien und Berlin, aus der man die These ableiten könnte, dass die Entwicklungsstufe der schwulen Subkultur von der Entfaltung der allgemeinen Sex-Subkultur in einer Stadt abhängt. In Wien wird »das Vergnügen der Wollust« mehr im Verborgenen und Geheimen gepflegt als in Berlin:

»Auch hier [in Wien] liebt man das Vergnügen der Wollust; man wirft aber einen Mantel darüber, und treibt es mit Anstand. Wie sehr man in Berlin dagegen sündigt, das ist Gott und der Welt bekannt. Es fehlt nur noch, daß man den Coitum auf öffentlichen Plätzen zur Mittagszeit exerzirt, und die Frauen, welche sich in Berlin der Wollust hingeben, sind dabey so indezent, daß die Wiener Freudenmädchen modest gegen sie erscheinen [...] Die Polizey soll Joseph vorgeschlagen haben, Bordelle anzulegen; er antwortete: Die Wollust werde schon in allen Ständen so unregelmäßig getrieben, daß er es nicht für nöthig hielte, Ableiter anzulegen. Er hatte Recht. Berlin hat dadurch (daß dieß hier geschah) noch schneller den Grad von Verdorbenheit erreicht, in deren Schlamm es jetzt begraben liegt.« (von Cölln 1808, S. 125)

Eine Grundlage für diesen Unterschied ist die Religion. »Die Wiener [besitzen] ein Band, welches sie alle umfaßt, [...] der allein seligmachende römisch-katholische Glaube [...] Joseph wollte die Vernunft der Religion substituiren, er drang nicht durch und starb — als er noch nicht auf halbem Wege war. Nachher folgte man dem alten Prinzip wieder, und der Wiener ist heute noch religiös, wenn auch die Sünden der Zeit ihn angesteckt haben. Er sündigt; aber er fühlt, verbirgt und beichtet es; und läßt sich absolviren. Alle Laster werden in Wien, so wie in Berlin, getrieben, man schämt sich aber ihrer noch, und keiner rühmt sich seiner Schande [...] Der Berliner hat in der Religion nur Täuschung gefunden; er sündigt ohne Reue, er denkt an keine Beichte oder Absolution, sondern nur daran, wie er das Gesetz umgehen will, für ihn eine leere Form, eine hohle Nuß! Er rühmt sich seiner Sünden öffentlich, und in seinen Augen giebt es keinen Sünder, sondern nur dumme Teufel, die den Bütteln der Gerechtigkeit ins Garn gelaufen sind.« (von Cölln 1808, S. 144 f.)

Aus diesen Beobachtungen könnte man schließen, dass die schwule Subkultur Wiens damals, auf-

grund einer katholischen Scheu vor Öffentlichkeit privater Wollust in so absoluter Verborgenheit existierte, dass heute alle Spuren verwischt sind. Ein vermutetes historisches Phänomen, für dessen Vorhandensein keinerlei Beweise beigebracht werden können, darf aber nicht mit einer beweisbaren historischen Realität gleichgesetzt werden. Die Beweisbarkeit dieser letzteren Realität beruht natürlich auch nur auf Interpretation der überlieferten Quellen. Aber diese Beweisverfahren, die nachprüfbar und rational begründbar sein müssen, legitimieren ja gerade die Wissenschaftlichkeit der Geschichtswissenschaft. Eine schwule Subkultur in Wien um 1800 läßt sich, wenigstens beim heutigen Forschungsstand, mit keinem üblichen Verfahren der Quelleninterpretation beweisen.

Der österreichische Autor Johann Friedell hat in seinen anonym erschienenen polemischen *Briefen über die Galanterien von Berlin auf einer Reise gesammlet von einem österreichischen Offizier* (1782) die erste ausführlichere Darstellung der Berliner Päderastenwelt vorgelegt. Die »Warmen« oder »sokratische Liebhaber« haben in Berlin »warme Gesellschaften«, und »diese Schweinereyen sind hier Galanterien, über die man in Gesellschaften wie über Mädchenliebe scherzet; die so ganz ohne Scheu ausgeübet werden, und über die man nicht einmal erröthet!« (S. 146 ff.) Bemerkenswert ist an diesem Bericht, wie der österreichische Autor den Verkehr der Männer untereinander beobachtete und wegen seiner Zärtlichkeit »bewunderte«, als er noch nichts von dem päderastischen Hintergrund wusste; solche Verkehrsformen waren nicht nur gewöhnlich, sondern ideal und erstrebenswert:

»Herr W. [...] bath mich in die Gesellschaft einiger guten Freunde. Ich erschien mit ihm, und wir waren alle recht sehr vergnügt. Die Gesellschaft bestand aus neun Männern und zwo Damen [...] Ich bemerkte von Zeit zu Zeit, daß sich die Männerchen mit der wärmsten Zärtlichkeit halseten, küßten, die Hände drükten, und einander Süßigkeiten vorschwatzten, als immer ein Stutzer der Dame hätte sagen können. Ich hielt all diese Auftritt für bloßen freundschaftlichen Ton, für wahre männliche Simpathie der Seelenstimmung. Und von der Seite betrachtet bewunderte ich die kleine Zahl Herzinniger Freunde. Aber wie erstaunte ich, da ich hinter diese freundschaftlichen Misterien kam!« (Friedel 1782, S. 147)

Für die Frage nach der Päderastie in Wien ist Friedels Berlin-Buch vor allem deshalb interessant, weil es einige Gegenschriften hervorrief, die aus preußischer Perspektive die Sittenlosigkeit und die Unmoral der österreichischen Residenz schilderten und weil keines dieser Traktate auch nur zarte Andeutungen über sokratische oder Männerliebe in Wien macht. Man kann annehmen, dass die Autoren die Gelegenheit gewiss genutzt hätten und die Päderastengesellschaft eingehend beschrieben hätten, wenn sie denn vorhanden gewesen wäre. Dass Päderasten in keiner der Anti-Wien-Traktate auch nur erwähnt werden, lässt eigentlich nur einen Schluss zu: Von seltenen individuellen Einzelfällen abgesehen hat es in Wien in den Jahrzehnten um 1800 keine Päderasten und keine quasi subkulturelle Päderastenvergesellschaftungen gegeben.

8. Transvestiten?

Ein Phänomen, das man unter heutigen Bedingungen vielleicht als Transvestitismus bezeichnen würde, beschreibt der anonyme Autor des zweibändigen 1784 erschienenen Werkes *Galanterien Wiens auf einer Reise gesammelt und in Briefen geschildert von einem Berliner*. Eine Verbindung zu Päderastie oder Sodomiterey wird nicht einmal angedeutet: Der Autor beschreibt einige »Fehler« der Wiener Männer, wie ihre »Putzsucht«, die Benutzung von Parfüm und die Lust an modischen Frisuren und nennt als Ursache für diese Fehler: »Die Männer sind hier die Knechte ihrer Weiber, oder vielmehr die Knechte ihrer unordentlichen Leidenschaften, und das macht sie zu dem ersteren.« (Theil 1, S. 22) Als er erwähnt, dass manche Männer Schminke benutzen, erzählt er folgende Begebenheit:

»Ein Mann geschminkt? unglaublich! — und doch so. Ohne Verwunderung kann man so was freilich nicht denken, wenn man es nie sah, aber die verwunderung im Denken fällt weg, sobald man das Wirkliche zu Gesicht bekömmt. — Mit Recht sollte man solch eine Kreatur, die den Namen Mann so entheiligt, mit der allgemeinen Schande brandmarken, und sie der öffentlichen Verachtung Preiß geben. — Monsieur h+l, solch ein Subjekt, tritt ohne Scheu auf allen Gassen und Straßen wie ein Narr gekleidet auf; Gang und Frisur der Kleidung nicht unwerth, roth im Gesicht wie eine französische Schauspielerin, kurz, von der Scheitel bis zur Ferse als ein Narr ohne Vergleich, stellt er sich zur Schau aus. — Alles ist verwundert, einige sogar bestürzt, und bedauern seinen armen Verstand, andere wünschen ihn in's Tollhaus; aber seine Mine zeigt das Gegentheil. Aeusserst frech sieht er umher, [zeigt] Wohlgefallen an der ihm nachziehenden Schaar des Pöbels, und lächelt, indeß sich die, welche er vorübergeht, in's Ohr lispeln: ›das ist ein Original-Narr‹. Itzt bewundert er seine Erfindung, itzt besieht er seine Schnallen, betrachtet seinen Gang, mißt seine Schritte, und schüttelt seine Locken, daß seine Nachfolger vor Staub blind werden möchten. Aber auch itzt wird der nachziehende Pöbel unwillig, er empört sich, und giebt das laut zu verstehen, was er vor kurzem sich nur noch in's Ohr flüsterte, es mehren sich die Leute, Buben finden sich überall, und auf einmal wird ein erbärmlicher Lärm, und ein helles Geklatsche mit den Händen. ›Was giebts, schreyen hundert andere?‹ ›Ein Narr wird ausgezischt, erhallt das Echo‹, und so wird der arme Ritter für seine Erfindung übel

belohnt, Gasse aus, Gasse ein gezischt, bis ein mitleidiges Haus ihn aufnimmt, und vor der Wuth des Pöbels schützt.« (Theil 2, S. 25 f.)

Diese Schilderung aus dem Wien des Jahres 1784 bildet eine erstaunliche Entsprechung zu den Forschungen von Rita Steblin (Steblin 1997) über jene sonderbare Künstlervereinigung »Unsinnsgesellschaft«, der in den Jahren 1817 und 1818 neben Franz Schubert und anderen auch ein gewisser Johann Karl Smirsch angehörte, der dort den Spitz- oder Tamnamen »Fräulein Wutzerl« trug. Fräulein Wutzerl liebte es, in bizarrer, aus Frauen- und Männerkleidern gemischter Kostümierung aufzutreten, und war, anders als der eben geschilderte »Monsieur h+l«, zumindest in der »Unsinnsgesellschaft« respektiert und beliebt. Fräulein Wutzerl wird aber genau wie Monsieur h+l niemals auch nur andeutungsweise mit Päderastie, Männerliebe oder ähnlichem in Verbindung gebracht. Über das Geschlechtsleben der beiden erfahren wir nichts und müssen, nicht nur aus diesem Grund, Rita Steblin beipflichten, wenn sie zögert, Smirsch einen »Transvestiten« oder gar einen »Homosexuellen« zu nennen.

Dass diese männliche Lust am Tragen von Frauenkleidern und am Geschlechterrollentausch damals auch außerhalb Wiens recht verbreitet war und erst nachträglich im 20. Jahrhundert mit Homosexualität in Verbindung gebracht wurde, sei an der Person des Herzogs August Emil Leopold von Sachsen-Gotha-Altenburg (1772-1822) demonstriert. In seiner Untersuchung über den Herzog und seinen Roman *Ein Jahr in Arkadien* behauptet Karsch, nicht nur der Roman sei »urnisch«, auch der Herzog selbst sei »Urning« gewesen. (Karsch 1903) Diese Schlussfolgerung ist, wie Derks sehr richtig bemerkt, methodisch äusserst fragwürdig, zumal keinerlei zeitgenössische Zeugnisse bekannt sind, in denen schon damals gegen den Herzog ein entsprechender Verdacht oder Vorwurf erhoben wurde. (Derks 1990, S. 415) Herzog August war offensichtlich auch »eine Kreatur, die den Namen Mann entheiligt« hat. Er galt aber nicht als Sodomit oder Päderast, sondern allenfalls wurde gerüchtweise Zweifel laut, ob der Herzog nicht zu »weibisch« sei, um seine Gemahlin zur Mutter zu machen. In einer Abhandlung über die Freundschaft zwischen Jean Paul und Herzog August zitiert Graf aus den 1965 veröffentlichten Memoiren einer Frau Seidler, die den gothaischen Minister von Thümmel für den Erzeuger der einzigen Tochter des herzoglichen Ehepaares hielt, weil der Herzogin »weibischer Gemahl (der wunderliche Herzog Emil August) der Krone keine Erben verhieß«. (Vgl. Graf 1996, S. 78) Graf weist ausdrücklich darauf hin, dass zu diesem ziemlich verschlüsselt angedeuteten Verdacht der Frau Seidel nirgendwo eine Bestätigung zu finden ist. Wenn Schwandt natürlich ohne Belege schreibt, dass Herzog August »bekanntermaßen den jungen Männern bei Hofe zugetan war« (S. 132), so ist das wiederum schiere Schwulenfantasie.

Und was des Herzogs »homoerotischen« Roman betrifft, so geht darin die Schilderung von Freundesliebe und »Homoerotik« nirgendwo über entsprechende Darstellungen in Jean Pauls Romanen *Flegeljahre* und *Der Titan* hinaus.

Wie fern dem anonymen Autor der *Galanterien Wiens* jede Ahnung von Männerliebe in Wien liegen muss, geht auch aus seiner unbefangenen Umfunktionierung der Ganymed-Mythe in eine heterosexuelle Richtung hervor. Zeus-Jupiter ist bei ihm ein alter impotenter Ehemann, dessen Gattin sich für ihre eigenen Sexbedürfnisse einen »Ganymed« kauft:

»Solche Damen giebt es hier die Menge. Sie zahlen ihre Anbeter und lassen sie prächtig kleiden; aber die armen Narren müssen sich's sauer genug verdienen; ich beneide keinen um seine jupiterische Mundschenkstelle, denn Jupiter omnipotens ist in diesem Fache trotz all seinen Streichen, die er angefangen hat, doch gegen solche Damen nur eine Kupplerin. — Meistens triffst Du solche Ganymede bey alten Zeus an, die eine junge Juno haben, und Madame Juno sagt: Ein alter Mann ist eben so, wie ein Fuchs ohne Schweif. — Ohne Schweif? — Ja; denn nur für den Schweif bekömmt der Jäger das Schußgeld, wenn er ihn aufweisen kann.« (Theil 1, S. 180 f.)

9. Johannes von Müller in Wien

Derks hat in den Lebenserinnerungen des Wiener Orientforschers Joseph Freiherr von Hammer-Purgstall, die erst 1940, fast hundert Jahre nach dem Tod ihres Autors aus dem Manuskript veröffentlicht wurden, eine für unser Thema äußerst interessante Stelle entdeckt. Hammer-Purgstall erzählt von seiner Begegnung mit dem Historiker Johannes von Müller, der in den Jahren 1793 bis 1804 als Hofrat und Kustos der kaiserlichen Bibliothek in Wien in kaiserlichen Diensten stand:

»Johannes von Müller [...] war damals mit der Vollendung seiner 24 Bücher allgemeiner Geschichte beschäftigt und erbat sich [...] die Erlaubnis, daß ich dreimal in der Woche ein paar Nachmittagsstunden in seiner Wohnung mit ihm zubringen dürfe, um mit ihm die Abschrift zu kollationieren. Dies wurde unbedenklich erlaubt, denn damals hatte man noch nicht den geringsten Verdacht von Müllers griechischer Liebhaberei, deren Übermaß ihn sieben Jahre später Wien zu verlassen zwang. Mir war schon beim ersten Besuche die wiederholte Umarmung auffallend und unangenehm. Gar bald konnte ich an der widerlichsten Zärtlichkeit von Müllers widerholten Umarmungen nicht zweifeln; ich brach schnell das Eis durch meine ganz unumwundene Erzählung meines ganz antigriechischen Geschmackes und verbat mir, wenn ich meine Besuche wiederholen und meine Bewunderung und Dankbarkeit für das mir geschenkte literarische Zutrauen sich

nicht mindern sollte, alle weitere Annäherung. Er gab das Versprechen, hielt es aber erst dann unverbrüchlich, nachdem ich die sich unanständig verirrende Hand des Meisters mit tüchtigen Schlägen eines eisernen Lineals abgewehrt hatte. Von dem Augenblick an blieben wir die besten Freunde fürs Leben.« (Derks 1990, S. 106)

Die Behauptung Hammer-Purgstalls, Müller sei gezwungen gewesen, Wien wegen eines Übermaßes an »griechischer Liebhaberei« zu verlassen, kann sich eigentlich nur auf die sogenannte »Hartenberg-affäre« beziehen, bei der Müller in den Jahren 1802/03 von dem Betrüger Fritz von Hartenberg finanziell ruiniert wurde. Müllers griechische Liebhaberei hatte dabei aber nur eine sehr indirekte Rolle gespielt. Es ist ziemlich bestimmt auszuschließen, dass Sex, Unzucht wider die Natur beteiligt war. Die Peinlichkeit, Opfer eines Betrügers geworden zu sein, mag ihm Wien verleidet haben und bei der Entscheidung, im Juli 1804 in Berlin eine gut bezahlte Stellung am preußischen Hof anzunehmen, mitgewirkt haben. Keinesfalls kann man aber behaupten, Müller sei zum Verlassen Wiens gezwungen worden. Folgt man Müllers Biografen Schib, dann scheint Müller in seinen Wiener Jahren 1793 bis 1804 überhaupt keinen Sex mit Männern oder gar Frauen gehabt zu haben, wohl aber hält Schib Erfahrungen handfester Männerliebe während Müllers Aufenthalten in Berlin 1780 und 1804 bis 1807 für wahrscheinlich. (Schib 1967, S. 49 f., 57). Ein Berliner Freund Müllers, der Schriftsteller Karl Ludwig von Woltmann gab im Jahr nach Müllers Tod ein Erinnerungsbuch heraus, in dem er auch Müllers »Hinneigen zu seinem eigenen Geschlecht« erörtert. Woltmann hält Müller für lebenslänglich keusch und glaubt, dass »schwerlich auf seinem Hinneigen zu dem männlichen Geschlecht eine Schuld geruht, und es ist wahrscheinlich niemals zum Laster geworden«. (nach Karsch-Haack 1902, S. 367) Woltmann gelangt dann zu einer allgemeinen Betrachtung über das »Laster der Männerliebe« und teilt dabei Beobachtungen mit, die er offensichtlich in seiner Heimatstadt Berlin gemacht hat — ich halte das für eine grotesk verzerrte Beschreibung der Berliner schwulen Subkultur im Jahre 1810, wie sie sich aus der Perspektive des »antigriechischen Geschmacks« dargestellt haben mag, und möchte betonen, dass für Wien in jener Zeit nicht einmal solche Andeutungen vorliegen:

»Geächtet von den Gesetzen unter Androhung der schwersten Strafen, in die Unmöglichkeit versetzt, irgendetwas Gutes hervorzubringen, so verachtet und verdammt, dass es selten die Schönheit annagen kann, sondern sich an dem gemeinen, verworfnen Fleisch vergnügen muss, schleicht jenes Laster bei uns scheu umher mit seiner unfruchtbaren Hitze, in engen, abgelegenen Gassen, düstern Schlupfwinkeln, und wo in hellerer Umgebung, doch unter dem Gesindel der bürgerlichen Gesellschaft. Seinen Dienern nimmt es den Muth, frei aufzutreten in Wort und That, denn sie fürchten jeden Augenblick, dass ihre geheimen Verbrechen verrathen und ihnen vorgeworfen werden.« (nach Karsch-Haack 1902, S. 369)

Wenn Woltmann betont, dass sich Müller diesem Laster und wohl auch diesem Revier der abgelegenen Gassen und düstern Schlupfwinkel »wahrscheinlich niemals« überantwortet habe, so heißt das auch: vielleicht manchmal aber doch. Schib hat dies jedenfalls aus manchen Briefen und Tagebuchstellen aus Müllers Berliner Zeit herausgelesen.

10. Ulrichs' Wiener Korrespondenten

Zwischen 1864 und 1880 erschienen in Leipzig die zwölf Bände der *Forschungen über das Räthsel der mannmännlichen Liebe* von Karl Heinrich Ulrichs, dem bereits erwähnten Schöpfer der Begriffe »Urning« und »Uranismus«, den man gewissermaßen als Erfinder der modernen Schwulenemanzipationsbewegung bezeichnen kann. Diese Werke über die mannmännliche Liebe enthalten unter anderm eine bisher kaum zur Kenntnis genommene Fülle von Zeugnissen und Quellen zum damaligen schwulen Alltagsleben in Europa. Erstaunlich wenige dieser Nachrichten betreffen Österreich oder Wien, und man kann aus ihnen nur mit Mühe die Existenz von subkulturähnlichen Gesellungsformen der Wiener Urninge herauslesen. Einige Beispiele:

- Aus verschiedenen Wiener Tageszeitungen zitiert Ulrichs Berichte über den damals erhebliches Aufsehen erregenden und sehr verwickelten Fall eines Karl Forstner, der am 13. August 1869 vom Wiener Oberlandesgericht wegen »Verbrechens der versuchten Verleitung zur Unzucht wider die Natur« zu einjährigem schwerem Kerker, geschärft alle 14 Tage durch Fasttag und einmaliges hartes Lager verurteilt worden war. Forsters »Verbrechen« bestand darin, dass er im Wiener Stadtpark einen Soldaten »angesprochen und zu einer unsittlichen Handlung aufgefordert« haben soll. Es ging also nicht einmal um Sex, sondern nur um die angebliche Aufforderung zum Sex. Forster hat das übrigens bestritten, aber das Gericht glaubte den Angaben des Soldaten. (Ulrichs: *Argonauticus*, S. 138 ff.) Immerhin erfahren wir in diesem Zusammenhang, dass der Wiener Stadtpark damals, 1869, ein Gebiet für schwulen Freiluftsex war und dass »die Gaunerbande der ›Rupfer‹ [...] den Wiener Stadtpark zu ihrem Revier ausersehen haben, um gegen Urninge mit ehrlos vorgespiegelter Liebe Erpressung zu treiben.« (Ulrichs: *Argonauticus*, S. 22) Der Stadtpark war demnach mindestens seit den sechziger Jahren ein Treffpunkt der Urninge, der sich prostituierenden Soldaten und der Erpresser.
- Ulrichs hatte in Wien Kampfgenossen, die mit ihm über die österreichische Situation korres-

pondierten. So schreibt er in seinem Buch *Memnon*, S. 26: »Man schreibt mir aus Wien (Oct.1867): ›Beim österreich. Militär ist der Uranismus so eingerissen, daß den Cadeten und Gemeinen darüber bereits Strafpredigten gehalten wurden, und zwar öffentlich in den Casernen.‹«

»Mein Wiener Correspondent, [...] etwa 28jährig, schreibt: ›Wien, 9. Apr. 1868. Als ich 17 Jahr alt war, hatte ich einen 20jähr. Freund, gleich mir entschiedner Weibling. Stundenlang halfen wir beide meinen Schwestern beim Putzmachen. Da wir guten Geschmack bewiesen für Damentoiletten, so waren wir willkommen. Wenn nun die fertigen Kleider so recht schön und duftig dalagen, konnten wir uns nicht enthalten zu bitten, sie anprobiren zu dürfen; was zur allgemeinen Belustigung denn auch geschah. Ich wußte mich aber in den zarten Gewändern besser zu benehmen, als man erwartet hatte. Ich wußte die Schleppe so majestätisch zu werfen und Fächer und Sonnenschirm so graziös zu tragen, daß meine Mutter oft bedauerte, daß ich nicht ihre Tochter geworden. Aber die Lust erwachte, auch einmal auf der Straße uns in Damenkleidern zu zeigen und der Männer Blicke auf uns zu ziehn. Wir beschlossen also eine Lustpartie in das ›Universum‹, und zwar in Begleitung unsrer beiden damaligen Liebhaber, diese natürlich in Herrentracht [...] Unsere Anbeter kamen, uns abzuholen. Sie waren ganz erstaunt über unser brillantes Exterieur, noch mehr aber über den Anstand und die Grandezza, mit welcher wir die Kleider trugen. Wie 2 stolze Prinzessinnen stiegen wir in den Wagen. Wir kamen an. Der Wagen hielt. Die Musik rauschte uns entgegen. Wie klopfte uns heimlich das Herz, als die Herren uns musterten und lorgnettirten! Wie Rehe sprangen wir aus dem Wagen. Am Arm unserer Herren durchschritten wir stolz die Reihen. Unser Erscheinen im Saal machte Aufsehn. (Unsre Toiletten waren nämlich für das Universum eigentlich viel zu elegant!) Wir nahmen Platz. Da näherte sich mir ein strammer schöner Mann und sagte mit bittendem Blick: ›Darf ich bitten, mein Fräulein?‹ Kaum hatte uns ein Tänzer losgelassen, so waren gleich 2 oder 3 andere da, die unser harrten. Wir schwelgten in Wonne. Inzwischen hatten wir unsere beiden Herren gänzlich verloren. Wir fanden indeß 2 recht flotte Tänzer, die uns zum Souper einluden, was wir ihrer Schönheit wegen auch mit wahrem Entzücken annahmen [...] Die beiden liebenswürdigen Herren, die uns im Universum zum Souper einluden, hielten uns offenbar für Damen des démi-monde. Unser Gespräch mit ihnen ward immer zutraulicher, und wir waren schon recht coquet, als sie uns einluden, mit ihnen in's Hotel zu fahren. Jetzt freilich gebrauchten wir alle möglichen Ausflüchte: allein es half nichts; wir mußten in den Wagen steigen. Fast ohnmächtig vor Schreck kamen wir im Hotel an. Jetzt mußten wir ja entlarvt werden! Wir waren Betrüger und mit den empfindlichsten Gefühlen hatten wir unser Spiel getrieben. Als wir mit den Herren in's Zimmer traten, fing meine Genossin an zu weinen; ich warf mich auf die Knie! Flehend bat ich um Verzeihung für unsern üblen Scherz; wir seien nicht Mädchen! Ich bat, uns fortzulassen. Betroffen sahn sie einander an. Endlich erklärten sie rundweg: es sei ihnen jetzt ganz einerlei, wir müßten bleiben! — und — wir durchträumten eine schöne Nacht — und kamen Morgens mit zerrissenen Kleidern nach Haus, wo natürlich eine wahre Scene unser harrte. Von unsren Streifzügen kehrten wir nie unbegleitet heim. Und die Hauptsache war, daß, wenn die Bursche zuletzt die Täuschung merkten, sie sich gar nichts daraus machten und sich dennoch mit uns amüsirten [...] Hinfort besuchten wir oft, in prachtvoller Toilette, die elegantesten Bälle, ohne je als Männer erkannt zu werden. Bald aber zogen wir jene Tanzlokale vor, wo wir die sog. ›feschen Kerls‹ trafen. (›fesch‹, d.i. schmuck und lustig, ohne dabei vornehm zu sein.) Diese behandelten uns nicht minder liebenswürdig. Dort erregten wir oft ungeheures Aufsehen wegen unsers herausfordernden Benehmens [...] Wir waren so recht in unsrem Element! — Auch in diesen Regionen haben wir unsre Streifzüge oft wiederholt, und nicht nur wir beiden, sondern sehr viele andre von den Schwestern ebenfalls.‹« (Ulrichs: *Memnon*, S. 78 ff.) Dieser hübsche Bericht aus den fünfziger Jahren zeigt zwar, dass es anscheinend damals in Wien Urningsbälle wie in Berlin oder Paris noch nicht gab, andererseits wird hier eine informelle Urningsgruppe beschrieben. Anfangs sind sie zu viert, zwei »Weiblinge« und ihre beiden »damaligen Liebhaber«, dann die beiden Herren, denen es »jetzt ganz einerlei« war und schließlich »sehr viele Schwestern«, die es genau so machen.

Man kann wohl aufgrund dieser Beispiele sagen, dass sich in Wien seit den sechziger Jahren des 19. Jahrhunderts Anfänge einer schwulen Subkultur nachweisen lassen. Zu dieser Zeit gab es in Berlin, Paris und London bereits seit vielen Jahrzehnten Treffpunkte, Bälle und Bordelle für schwule Männer, so dass man inbezug auf Wien von einer verzögerten oder verspäteten Entwicklung einer schwulen Subkultur sprechen kann. Eine Relativierung dieser Aussage, die sich zwar von selbst versteht, soll dennoch hier betont werden: Die Spurensuche nach einer schwulen Subkultur in Wien stehen erst am Anfang. Man darf deshalb von künftigen Forschungen erhoffen, dass sie zu einer Korrektur des vorliegenden Untersuchungsergebnisses führen.

Den frühesten Hinweis auf eine mehr formelle subkulturartige Gesellungsform in Wien fand ich bei

dem Wiener Schriftsteller Otto de Joux, der 1893 in seinem Buch *Die Enterbten des Liebesglücks* die folgende, leider sehr knappe und undeutliche Mitteilung gibt:

»Im schönen Wien soll es, wenn wir den Schilderungen der Tagespresse Glauben schenken dürfen, einen Prozeß gegeben haben, in welchem ein Uraniden-Bund, der sich ›Club der Vernünftigen‹ nannte, an das Tageslicht gezerrt, Schlüsse zuließ, welche überall Kopfschütteln und Bedauern hervorrufen.« (Joux 1893, S. 126)

Literatur

Bumm, P.: *August Graf von Platen*. München 1990.

Cellini, B.: *Das Leben des Benvenuto Cellini von ihm selbst geschrieben*. Dt. Übers. von Heinrich Conrad. 2 Bände. Stuttgart 1909.

Cellini, B.: *Leben des Benvenuto Cellini, übersetzt und mit einem Anhang herausgegeben von Goethe*. Mit Komm. u. Bibliographie von Walter Hess. Hamburg 1957.

[**Cölln**, F. von:] *Wien und Berlin in Parallele*. Amsterdam u. Cölln 1808.

Derks, P.: *Die Schande der heiligen Päderastie. Homosexualität und Öffentlichkeit in der deutschen Literatur 1750-1850*. Berlin 1990.

Deutsch, O. E.: *Schubert. Die Dokumente seines Lebens*. Kassel u.a. 1964.

Deutsch, O. E.: *Schubert. Die Erinnerungen seiner Freunde*. 2. Aufl. Leipzig 1966.

Franken, F. H.: *Die Krankheiten großer Komponisten. 2. Bd.* 2. Aufl. Wilhelmshaven 1991.

Freimark, H.: Peter Cornelius, der Dichtermusiker, in: *Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen*. Jg. 19, 1919, S. 144-174.

Frey, L.: *Der Eros und die Kunst. Ethische Studien*. Leipzig [1897].

[**Friedel**, J.:] *Briefe über die Galanterien von Berlin, auf einer Reise gesammelt von einem österreichischen Offizier*. [Gotha] 1782.

[**Fröhlich**, R.:] *Die gefährlichen Klassen Wiens. Mit belehrenden Winken über Gaunerkniffe u. e. Wörterbuche der Gaunersprache*. Wien 1851.

Galanterien Wiens, auf einer Reise gesammelt und in Briefen geschildert von einem Berliner. 2 Theile. O.O. 1784.

Goldschmidt, H.: *Um die Unsterbliche Geliebte*. Leipzig 1977

Graf, G.: Missverstehen (als Voraussetzung). Jean Paul und Emil August von Gotha, in: *Jahrbuch der Jean-Paul-Gesellschaft*. Jg. 31, 1996, S. 61-102.

Grimm, J. u. W.: *Deutsches Wörterbuch*, Band 6 L.M. Leipzig 1885.

Grimm, J. u. W.: *Deutsches Wörterbuch*, Band 7 NOPQ. Leipzig 1889.

Grimm, J. u. W.: *Deutsches Wörterbuch*, Band 10,3. Leipzig 1957.

Hajdecki, A.: Iffland und sein Wiener Engagement zum Theaterdirektor im Jahre 1809, in: *Erdgeist*, Jg. 3, 1908, S. 41-45.

Hartl, F.: *Das Wiener Kriminalgericht*. Wien u.a. 1973.

Herzer, M.: Hirschfeld in Wien, in: *Capri*, Nr. 24, Oktober 1997, S. 28-38.

Hirschfeld, M.: *Die Homosexualität des Mannes und des Weibes*. Berlin 1914.

Hitschmann, E.: Schuberts Schmerz und Liebe, in: *Internationale Zeitschrift für ärztliche Psychoanalyse*. Band 3, 1915, S. 287-292.

Hügel, F. S.: *Zur Geschichte, Statistik und Regelung der Prostitution. Social-medicinische Studien in ihrer praktischen Behandlung und Anwendung auf Wien und andere Grossstädte*. Wien 1865.

Joux, O. de: *Die Enterbten des Liebesglücks. Ein Beitrag zur Seelenkunde*. Leipzig 1893.

Karsch, F.: Johannes von Müller, der Geschichtsschreiber (1752-1809), in: *Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen*, Jg. 4, 1902, S. 348-457.

Karsch, F.: Herzog August der Glückliche (1772-1822), in: *Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen*, Jg. 5, 1903, S. 615-693.

Karsch-Haack, F.: *Erotische Großstadtbilder als Kulturphänomene. Erstes Heft: Wien und Berlin*. Berlin 1926.

[**Kertbeny**, K. M.:] *§ 143 des Preussischen Strafgesetzbuches*. Leipzig 1869.

[**Kertbeny**, K. M.:] Ein bisher ungedrucktes Kapitel über Homosexualität aus der »Entdeckung der Seele« von Professor Dr. med. Gustav Jäger, in: *Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen*, Jg. 2, 1900, S. 53-124.

Moll, A.: *Berühmte Homosexuelle*. Wiesbaden 1910.

Muxfeldt, K.: Political Crimes and Liberty, or Why Would Schubert Eat a Peacock? in: *19th Century Music*. Vol. 17, Nr. 1, Summer 1993, S. 47-64.

Reichardt, J. F.: *Vertraute Briefe geschrieben auf einer Reise nach Wien und den österreichischen Staaten zu Ende des Jahres 1808 und zu Anfang 1809*. Eingel. u. erl. von Gustav Gugitz. 1. Bd. München 1915. (Erstausgabe: Amsterdam 1810)

Rieger, E.: Junge Pfauen und Cellini, in: *Musik und Unterricht*, Nr. 32, 1995, S. 51-3.

Sadger, I.: *Aus dem Liebesleben Nicolaus Lenaus.* Leipzig u. Wien 1909.

Sadger, I.: *Heinrich von Kleist. Eine pathographisch-psychologische Studie.* Wiesbaden 1910.

Schaden, A. von: *Berlins Licht- und Schattenseiten.* Dessau 1822.

Schaden, A. von: *Meister Fuchs; oder humoristischer Spatziergang von Prag über Wien und Linz nach Passau.* Dessau 1822.

Schib, K.: *Johannes von Müller 1752-1809.* Thayngen-Schaffhausen u.a. 1967.

Schrank, J.: *Die Prostitution in Wien in historischer, administrativer und hygienischer Beziehung.* 2 Bände. Wien 1886.

Schumann, R.: Franz Schuberts letzte Kompositionen, in: Schumann, Gesammelte Schriften über Musik und Musiker. 5. Aufl., Band 1, Leipzig 1914, S. 327-331.

Schwandt, C.: »Unaussprechlich, unbegriffen«, Indizien und Argumente aus Leben und Werk für die wahrscheinliche Homosexualität des Franz Peter Schubert, in: *Musik-Konzepte*, Heft 97/98, Oktober 1997, S, 112-194.

Solomon, M.: *Beethoven. Aus dem Amerikan. übers. von Ulrike von Puttkamer.* München 1979.

Solomon, M.: Franz Schubert's ›My Dream‹, in: *American Imago*, vol. 38, 1981, S. 137-54.

Solomon, M.: Schubert: Some Consequences of Nostalgia, in: *19th Century Music.* Vol. 17, Nr. 1 Summer 1993, S. 34-46.

Steblin, R.: Schubert's 'Nina' and the true peacocks, in: *The Musical Times*, March 1997, S. 13-19.

Sterba, E. u. R.: *Ludwig van Beethoven und sein Neffe. Tragödie eines Genies. Eine psychoanalytische Studie.* München 1964.

Tellenbach, M.-E.: *Beethoven und seine »unsterbliche Geliebte« Josephine Brunswick.* Zürich 1983.

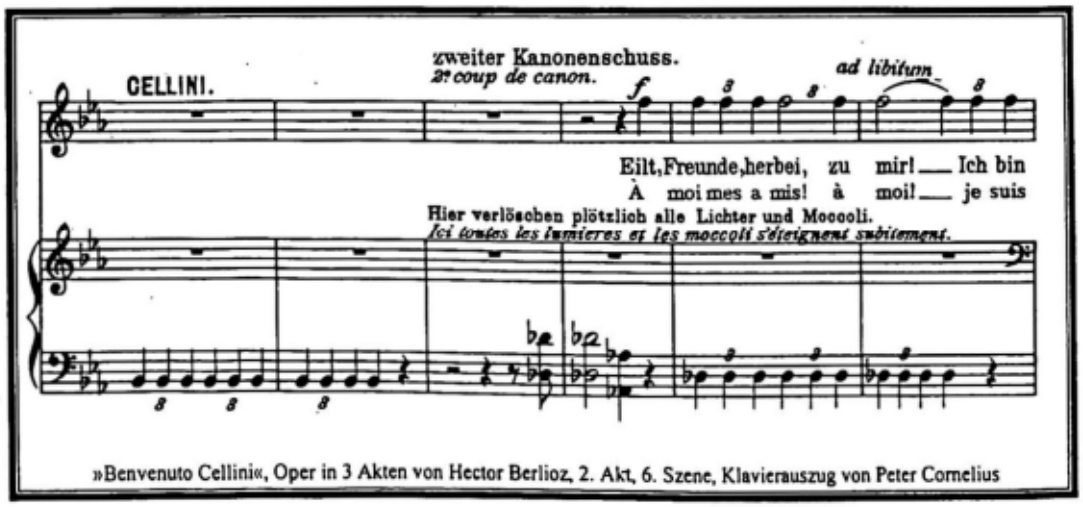
[Tuvora, J.:] *Briefe aus Wien. Von einem Eingeborenen.* Band 2. Hamburg 1844.

Ulrichs, K. H.: *Forschungen über das Räthsel der mannmännlichen Liebe.* Hrsg. von H. Kennedy. 4 Bände. Berlin 1994. (Erstausgabe in 12 Heften Leipzig 1864 – 1880)

Universal-Lexikon der Kochkunst. 3., verbesserte Auflage. 2. Band L-Z. Leipzig 1886.

Zedler, J. H.: *Grosses vollständiges Universallexicon aller Wissenschafften und Künste.* Leipzig u. Halle 1741.

★



»Benvenuto Cellini«, Oper in 3 Akten von Hector Berlioz, 2. Akt, 6. Szene, Klavierauszug von Peter Cornelius

Vorbemerkung zu Kertbenys Platonismus: Der im Folgenden erstmals aus der Handschrift transkribierte Text Kertbenys ist offensichtlich ein Teil seiner 1866 erstmals angekündigten, aber niemals erschienenen »Sexualitäts-Studien. Psychologische Untersuchung über Nachtseiten des Geschlechtstriebes bei Mann und Weib. 360 S.« (Kertbeny 1866, S. 240) Diese erste Ankündigung von 1866, der noch weitere bis 1873 folgten, erlaubt eine ungefähre Datierung der leider undatierten Handschriften auf die zweite Hälfte der sechziger Jahre. Da Kertbeny in jener Zeit in einem intensiven Kontakt mit Karl Heinrich Ulrichs stand, waren seine theoretischen Versuche vermutlich als Gegenentwurf zu Ulrichs' Urningstheorie gemeint. In veränderter und verkürzter Form sind sie 1869 in Kertbenys beiden Abhandlungen gegen das preußische Homosexuellenstrafrecht anonym veröffentlicht worden. (Kertbeny 1869) Das Original befindet sich auf der Vorder- und Rückseite von Blatt 328 eines Konvoluts, das in der Ungarischen Nationalbibliothek in Budapest unter den Signaturen Oct. Germ. 296, Oct.Germ 297 und Oct. Germ 301 aufbewahrt wird. Auf Blatt 422 von Oct. Germ. 297 hat Kertbeny das folgende Gliederungsschema entworfen, aus dem der Zusammenhang deutlich wird, in den der Platonismus-Text gestellt werden sollte:

»Folgende Arten von Geschlechtstriebbefriedigung sind gegen den Fortpflanzungszweck der Gattung in der Natur:

Erste Gruppe: Monosexual.

1. Onanie, Masturpation oder Selbstbefleckung, Emission.Wird von einem männlichen oder von einem weiblichen Individuum, allein und am eigenen Körper, verübt. Kommt auch bei Thieren, z. B. Affen, Hunden, u.s.w.

2. Künstliche Onanie, mittelst anorganischer Werkzeuge, beim Manne als ›Onania postica‹ also künstlicher ›Pygismus‹, beim Weibe durch ›Arma artificialia‹, also künstlicher ›Coït‹.

Zweite Gruppe: Homosexual.

3. Platonismus, sinnliche, doch völlig keusche Liebe des Mannes zum Manne.

4. Gegenseitige Onanie, Emission, Fallizismus, zwischen Mann und Mann, beschränkt auf die Geschlechtstheile.

5. Tribadismus, oder lesbische Liebe, Saphysmus, Anandrynismus, Friktion: Weib mit Weib.

6. Pygismus, Imission, aktiv und passiv, die ›Sodomia sexus‹, verübt und erduldet zwischen Mann und Mann, und auch zwischen Mann und Weib. Wirklicher ›Coït‹, doch auf widernatürlichem Wege.

Dritte Gruppe: Heterogen.

7. Sodomie, oder ›sodomia generis‹, Imission, zwischen Mensch und Thier; wirklicher doch widernatürlicher ›Coït‹.

Vierte Gruppe: Hetero=sexual.

8. Fornikation, Imission, auch ›stuprum‹, Begattung außer der Ehe, Hurerei, zwischen Mann und Weib; normaler, aber naturzweckwidriger ›Coït‹.«

Man kann wohl annehmen, dass Kertbeny seine »Platonisten« wie auch sein gesamtes Typenkabinett aufgrund empirischer Studien konstruiert hat, dass ihnen also die Realität eines Sozialcharakters entspricht, der damals nicht selten anzutreffen war und der im zwanzigsten Jahrhundert als »ideeller Homosexueller« (Hitschmann) bezeichnet wurde. Dass im neunzehnten Jahrhundert mit seinen unentwickelten oder in manchen Städten fehlenden schwulen Subkulturen der Typus des Platonisten unter den Schwulen sehr häufig war, ist eine Annahme, deren Begründung im Aufsatz über die Stadt Wien zur Zeit Franz Schuberts weiter vorn in dieser CAPRI-Ausgabe versucht wird. Ferner ist dort die These, dass Männer wie Beethoven, Schubert, Grillparzer, Johannes von Müller und zahlreiche andere Berühmtheiten jener Zeit als Platonisten anzusehen sind, als Schwule ohne sexuelle Praxis, aufgestellt worden.

Manfred Herzer

Karl Maria Kertbeny

Platonismus

Auch diese, und zwar völlig ideale, Leidenschaft, über die schon soviel und vielerlei gefaselt worden, existirt wirklich, und zwar völlig sinnlich, aber sexual völlig rein. Es ist dies der wirkliche »Eros«, die Männerliebe, als Gegensatz der Liebe zum Weibe, die sinnliche Anziehung des Männlichen, begleitet, wenn nicht von einer direkten Antipathie, so doch von einer sinnlichen Gleichgültigkeit gegen das Weibliche. Es giebt Männer, welche schöne Knaben, Jünglinge, sowie Burschen, ja sogar andere erwachsene Männer, leidenschaftlich lieben, bei der bloßen Berührung des Geliebten Wonne fühlen, ihn mit Küssen bedecken, sich von ihm zärtlich küssen lassen, nackt mit ihm schlafen, Körper an Körper, sich umarmen und verschlingen, die körperliche Atmosphäre des Geliebten als sympathischen Geruch spüren — dagegen die körperliche Atmosphäre des Weibes für antipathisch — und trotz alledem ihre Geschlechtstheile gegenseitig nicht berühren, ja dieselben vielleicht nicht einmal in Errection bekommen, ganz fremd frivolen Gedanken der Unkeuschheit. Sokrates mag eine solche Natur gewesen sein, von dem Xenophon erzählt, daß er es liebte, mit dem schönen Alcibiades zu schlafen, sich nackt an ihn zu schmiegen, dessen Leib und Gesicht wie Mund mit Küssen zu bedecken, dem Geliebten Küsse zu entschlürfen, aber nie sich Unziemliches erlaubte, weshalb Alcibiades nie vor ihm die Achtung verlor, und auch noch später, als sich Alcibiades realistisch an Männer wie Weiber ergab, dem Socrates stets wie einem reineren Wesen in hingebender Liebe nahte. Und bei Komeus saß Socrates mitten unter den Knaben, las mit dem schönen Kritobul aus einem Buche, und fühlte sich seelig, wenn der schöne Junge sich an ihn schmiegte, die blonden Locken ihm ins Gesicht niederhingen, und er den Geliebten öffentlich vor all den andern Knaben abküssen konnte. Das konnte jedenfalls keine unzüchtige Liebe sein, von einem Socrates, auf den alle Welt sah, so öffentlich ausgeübt; und die Palästren durften überhaupt Männer unter vierzig Jahr nicht betreten. Das war die »Paedophilie«; wohl zu unterscheiden von der »Paederastie« welch lezteres Wort, so unschuldig es an sich ist, schon bei alten Schriftstellern einen zweideutigen Nebenbegriff hatte.

Wir modernen Idealisten wollen uns zu der Annahme hinaufschrauben, daß überhaupt die griechische Männerliebe — dies psychologische Räthsel — stets so reiner Natur war, wenigstens bei all den hehren Erscheinungen der alten Geschichte, welche dieser Eigenthümlichkeit nicht zu entkleiden sind, und die wir trotzdem eines ärgeren Verdachtes nicht gern beinzichtigt sehen. Um so mehr mußte diese Anschauung an Wahrscheinlichkeit gewinnen als ja in Sparta und Athen die Knabenliebe sogar zu einem erhabenen Staatsinstitute erhoben wurde, zu einer sittlichen Organisation, was doch unmöglich mit einer Ausschweifung thunlich gewesen wäre. Und denken wir an Epaminondas — dessen Name schon an sittlichen Adel und Würde erinnert, — dann an die heilige Burgschaar der 300 Thebaner, die nur aus Liebenden und Geliebten bestand, und die schon Philipp von Macedonien von allem Verdachte frei sprach; sowie an Harmodias und Aristogiton, — so sträubt sich in der That unser bestes sittliches Gefühl, jene Verhältniße für solche anzusehen, welche wir nach unseren heutigen Begriffen gelindestens »unfläthige« nennen müßten.

Wir werden aber im Verlauf dieser Untersuchungen sehen, daß wir selbst es waren, die die ursprünglichen Begriffe verwirrten und auf den Kopf stellten, und nun vor Konsequenzen komplizirtester Art stehen. Ausgegangen von einer wohlberechtigten Reaktion gegen das rein sinnliche Leben des Alterthums verfiel die kristliche Weltregeneration in das Gegentheil, in den Spiritualism, in die Aszese, erklärte das Fleisch überhaupt für sündig und verworfen, und belegte auch die geringsten Verirrungen mit Anathemen von einer Schwere, die konsequent nur zu Todesstrafen, Feuer und Schwert führen konnten. Daneben war aber die normale Geschlechtstriebsbefriedigung, obgleich solchen Begriffen nach auch sündig, doch nicht so streng zu verfolgen, wollte man die Rigorösität nicht bis zu Aussterben der Gattung treiben, was ein solch thöricht Vorhaben gewesen wäre, als den Zweig absägen, auf dem man selbst saß. Also man suchte die Fleischlichkeit, da sie sich nicht ganz aufheben ließ, doch aufs engste Feld der legitimen Ehe ein[zuschränken], und belegte alle noch so geringen Abweichungen davon mit Namen, welche zur Essenz alles Infamirenden und Schaudererregenden wurden, die Personen, welche sie trafen, wie Verpestete erscheinen ließ, und man uns dem nach Begriffe von Verbrechen einimpfte, deren Thaten in der Wirklichkeit in gar keinem Verhältniße zur Grauenhaftigkeit und dem infamirenden Begriff der Worte standen. Als aber die neuere Zeit diesem Aszetismus immer mehr entsagte, und die normale Geschlechtstriebsbefriedigung immer ungenirter, besonders in großen Städten, ihre illegitimen Wege dahin ziehen durfte, da kam es dann allmählig zu der barocken Abnormität, daß die Majorität alle sie hemmenden Schranken niedertrat, jedoch die der Minorität stehen ließ. So befindet man sich jetzt in der tragikomischen Alternative, daß man auch die allergeringsten momentanen Verirrungen im gleichen Geschlechte mit den Augen des Mittelalters als entsetzliche und ekelhafteste Verbrechen noch heute ansieht, dagegen die bodenloseste und unfläthigste, ja naturwidrigste Ausschweifung unter entgegengesetzten Geschlechtern als etwas hinnimmt »was doch nicht zu ändern ist«, und dafür man der persönlichen und individuellen Freiheit doch nicht zu nahe treten darf.

Bei diesem Schwanken zwischen abstrakter Idealität und zwischen realistischem Zynismus kann man die Griechen freilich nicht begreifen, und machte aus ihnen entweder Platonisten im Sinne jenes Platonismus den man

als Abstraction aus Platons Schriften zog, es ablehnend, sie deutlicher zu verstehen; oder man beinzichtigte sie in Bausch und Bogen der Bestialität römischer Kaiserlinge. Die Wahrheit liegt inmitten. Edlere Naturen unter den Griechen, wie eben überall, benügte die zwar sinnliche, aber stets keusche Liebe zu dem angebeteten Gegenstand, den sie in männlicher Jugendschönheit am vollendetsten sahen, weil sie eben selbst am vollendetsten empfänglich für Schönheit waren. Glühendere Naturen verirrten sich in solcher Liebe zu sexualen Berührungen, noch realistischere bis zur Immission. Aber auch die strengsten Sittenprediger sahen an solch momentanen Verirrungen der Leidenschaft nicht sofort Kardinalverbrechen, die zum Himmel um Rache rufen, sondern Menschliches, an sich von jedenfalls noch geringerer Bedeutung als der wirkliche Coïtus zwischen Mann und Weib, der gerade ihnen — ungleich als uns — keine bloße Spielerei schien, sondern ein den Göttern geweihter Akt, gewissermaßen ein religiöser Akt, eine Pflichterfüllung gegen die Natur und den Staat, um die menschliche Gattung zu erhalten. Bei uns dagegen — es wird im lezten Artikel ausführlicher zur Sprache kommen — gilt beinahe schon das Gegentheil.

Der Platonismus zählt natürlich, auch nicht entfernst, in die Kategorie der Unzucht; er findet hier jedoch besondere Erwähnung, weil von ihm Wurzel ausgeht des psychologischen wie physischen Räthsels, daß es Individuen angeboren ist, sich im eigenen Geschlechte zu verlieben, vom entgegengesetzten mindestens gleichgültig zu bleiben, wenn auch nicht eben nur Antipathie gegen selbes vorherrscht. Dies Faktum muß zuerst festgestellt werden, um überhaupt für Folgerungen fähig zu werden. Es existirt aber nicht blos traditionell, sondern läßt auch aus der Gegenwart zahlreich nachweisen. 1848 erschienen bei F. L. Herbig in Leipzig die Erinnerungen eines deutschen Flüchtlings — dessen Name momentan kaum mehr eruirbar ist, der aber ohnehin nichts zur Sache thut — welcher von einem Lehrer erzählt, der die Gewohnheit hatte, einen oder den andern seiner Schüler Nachts zu sich ins Bett zu nehmen. Da dies Andern verdächtig schien, so fand sich einer, der sich Nachts unter jenes Lehrers Bett versteckte, aber nichts bemerkte, als daß dieser seinen Liebling abküßte und in die Arme schloß, um ihn weicher ruhen zu lassen. Einige Tage später kam nun der Spion selbst an die Reihe, und folgte um so williger der Einladung, als er höchst neugierig war, die eigentlichen Thatsachen zu ergründen. Doch auch ihm ergings so keusch; weder wurden seine Geschlechtstheile berührt, noch machte der Liebhaber seine eigenen bemerklich. Aber gegen Weiber hatte derselbe eine ausgesprochene physische Aversion die er auch seinen Lieblingen nicht verhehlte. Und solche Thatsachen wären noch einige Dutzend zu erzählen, bedürfte die Beweiskraft der Quantität.

Genug, es steht fest, daß es sittliche, keusche, reine Männer giebt, denen die sinnliche Liebe zu ihrem eigenen Geschlechte angeboren ist — neben Gleichgültigkeit gegen das andere — und wenn solche Naturen sich nicht bis zu sexualen Ausschweifungen verirren, so liegt das einentheils vielleicht überhaupt im phlegmatischeren Temperamente, im gering angebornen Geschlechtstriebskitzel, andentheils gewiß auch in bewußter Tugend, in sittlicher Richtung, im über die Sinne stehenden reinen Schönheitsgefühl, und in den Schranken, die die Wesenheit des eigenen Geschlechts so sezt, daß weniger zur bloßen Geilheit neigt. Es dürfte jedenfalls schwieriger sein, und mehr Kampf mit dem eigenen Blute auch den sittlichsten Menschen kosten, mit einem jungen Mädchen zu schlafen, ohne es zu berühren und ohne Errectionen zu bekommen, als mit einem jungen Manne. Denn neben einem Weibe tritt unbewußt und von selbst, bei gesunden Menschen, der thierische Geschlechtstrieb ein, und der geschmeidige Leib des Weibes ist bei bloßer Berührung anreizender zur Wollust, als der noch so schöne, doch spröde und trockne männliche. Sogar maßlose Geilheit ist dem Weiblichen Natur, Lebenszweck, dem Männlichen blos lezter Abschluß.

Literatur zu Kertbenys Leben und Werk

Féray, Jean-Claude u. Manfred Herzer: Homosexual Studies and Politics in the 19th Century: Karl Maria Kertbeny, in: *Journal of Homosexuality*, Vol. 19, Nr. 1, 1990, S.23-47.

Féray, Jean-Claude u. Manfred Herzer: Karl Maria Kertbeny, in: Rüdiger Lautmann (Hrsg.): *Homosexualität. Handbuch der Theorie- und Forschungsgeschichte.* Frankfurt u. New York 1993, S. 42-47.

Herzer, Manfred: Kertbenys Sexualtheorie, in: *Capri* Nr. 4, September 1988, S. 15-27.

Kertbeny, Karl Maria: Bibliografie der Werke, publizirt von K. M. Kertbeny, 1846-1866, in: Kertbeny: *Hundertsechzig Lyrische Dichtungen von Alexander Petöfi. Aus dem Ungrischen im Versmaße der Originale übersetzt.* Elberfeld u. Leipzig 1866, S. 234-244.

[Kertbeny, Karl Maria:] *§ 143 des Preußischen Strafgesetzbuches vom 14. April 1851...* Leipzig 1869.

[Kertbeny, Karl Maria:] *Das Gemeinschädliche des § 143 des Preußischen Strafgesetzbuches...* Leipzig 1869.

Kertbeny, Karl Maria: *Bibliografie der Werke publicirt von K. M. Kertbeny 1846-1874.* Berlin 1873.

[Kertbeny, Karl Maria:] Ein bisher ungedrucktes Kapitel über Homosexualität aus der »Entdeckung der Seele« von Professor Dr. med. Gustav Jäger in Stuttgart, in: *Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen,* Jg. 2, 1900, S. 53-124.

Die Kontroverse um Grillparzers Homosexualität im Jahre 1904: Hans Rau, Numa Praetorius, Felix Poppenberg

Anscheinend sind sich alle Grillparzer-Biografien in einem Punkt einig: In seinem ganzen, langen, von 1790 bis 1872 dauernden Leben hat der Dichter Franz Grillparzer niemals die körperliche Liebe erlebt, weder mit einer Frau, noch mit einem Mann oder einem Hermaphroditen. Er war häufig in Personen jedweden Geschlechts verliebt und mehr als fünfzig Jahre lang mit einer Frau Katharina Fröhlich verlobt. Zu seinem Entschluss, nie mit seiner Verlobten Sex zu machen, kam es bei folgendem, 1826 in seinem Tagebuch festgehaltenen Erlebnis mit Katharina:

»Am Ende war es doch mein grillenhaft beobachteter Vorsatz, das Mädchen nicht zu genießen, was mich in diesen kläglichen Zustand versetzt hat. Grillenhaft beobachtet, sage ich, denn es war kein eigentlich tugendhafter Entschluss, er war erzeugt durch ein vielleicht bloß ästhetisches, künstlerisches Wohlgefallen an des Mädchens Reinheit, was mich zurückhielt, das zu tun, wozu alle Gefühle und Gedanken mich beinahe unwiderstehlich hintrieben. So kämpfte ich mich ab gegen die immerwährende Aufregung, und der schwüle Odem, der aus meinem Wesen auf die Unschuldsvolle hinüberging, setzte auch sie unbewusst in Bewegung und brachte endlich bei ihr alle Wirkungen der unbefriedigten Geschlechtsliebe hervor. Sie ward argwöhnisch, heftig, zänkisch sogar, und so ward dieses Verhältnis auch in seinen geistigen Bestandteilen gestört, die es so fabelhaft schön gemacht hatten.«

Hans Rau bemerkt, dass Grillparzers ganze Organisation und Charakteranlage den Geschlechtsverkehr einfach ausschlossen. Man kann ihn wohl als Platonisten im Sinne Kertbenys bezeichnen, als einen Mann, dessen Sexualität sich in leidenschaftlicher, aber »keuscher« und »reiner« Freundes- und Frauenliebe realisierte. Anders als im Falle seiner Zeitgenossen und Dichterkollegen Heinrich von Kleist und Nikolaus Lenau weiß man nichts über Grillparzers Ansichten zur einsamen Onanie und seine diesbezüglichen Gewohnheiten.

Als im Jahre 1904 in Berlin das Buch von Hans Rau *Franz Grillparzer und sein Liebesleben* erschien, wo aus der bereits damals bekannten lebenslangen heterosexuellen Abstinenz des Dichters und anderen biografischen Daten geschlossen wird, »dass der Dichter eine ausgesprochen weibliche Natur« (S. 49) mit starker Neigung zur »Freundesliebe« gewesen sei — Rau vermeidet konsequent den Ausdruck Homosexualität, — erregte dies einigen Widerspruch. Die im Folgenden wiedergegebene Rezension von Numa Praetorius (Eugen Wilhelm) gibt einen guten Überblick über die damalige Kontroverse. Fragwürdig erscheint jedoch Praetorius' Ansicht, dass Grillparzer in seinem Trauerspiel *Des Meeres und der Liebe Wellen* ein »deutlich homosexuelles Verhältnis zwischen Leander und Naukleros« gestalte. Das kann sich eigentlich nur auf die Ansprache beziehen, die Naukleros im zweiten Aufzug des Stückes an seinen Freund Leander richtet, um ihn, den frisch Verliebten, der sich seiner Verliebtheit in die schöne Priesterin Hero noch gar nicht bewusst ist, aus seiner melancholischen Stimmung zu befreien:

NAUKLEROS [der Leander vergeblich aufgefordert hat, mit ihm den Tempelbezirk zu verlassen]: *Da lehnt er, weich, mit mattgesenkten Gliedern. / Ein Junge, schön, wenngleich nicht groß, und braun. / Die finstern Locken ringeln um die Stirn; / Das Auge, wenns die Wimper nicht verwehrt, / Sprüht heiß wie Kohle, frisch nur angefacht; / Die Schultern weit; die Arme derb und tüchtig, / Von prallen Muskeln ründlich überragt; / Kein Amor mehr, doch Hymens treues Bild. / Die Mädchen sehn nach ihm; doch er — Ihr Götter! / Wo blieb die Seele für so artgen Leib? / Er ist — wie nenn ichs? — furchtsam, töricht, blöd! / Ich bin doch auch ein rüstiger Gesell, / Mein gelbes Haar gilt mehr als noch so dunkles, / Und, statt der Inderfarbe, die ihn bräunt, / Lacht helles Weiß um diese derben Knochen, / Bin größer, wie dem Meister wohl geziemt. / Und doch, gehen wir zusammen unters Volk, / In Mädchenkreis, beim Fest, bei Spiel, bei Tanz; / Mich trifft kein Aug, und ihn verschlingen sie. / Das winkt, das nickt, das lacht, das schielt, das kichert. / Und ihm gilts, ihm, Sie sind nun mal vernarrt / In derlei dumpfe Träumer, blöde Schlucker. / Er aber — Ei, er merkt nun eben nichts. / Und merkt ers endlich. Hei, was wird er rot! / Sag, guter Freund, ist das nur Zufall bloß, / Wie, oder weißt du, dass du zehnmal hübscher / Mit solcher Erdbeerfarbe auf den Wangen?*

Das ist zwar nicht ohne Sinn für die erotische Ausstrahlung eines jungen Mannes geschrieben, hat aber keinesfalls die Funktion einer Liebeserklärung für den Freund, wie auch im ganzen Stück nirgendwo ein »deutlich homosexuelles Verhältnis« zwischen den beiden Freunden auch nur angedeutet wird. Numa Praetorius irrt sich hier offenbar. Seltsamerweise ignoriert er eine von Rau zitierte Stelle aus Grillparzers Dramenfragment *Spartakus*, einen nun wirklich wunderschönen Klagemonolog verschmähter Männerliebe. Der römische Sklave Publipor berichtet von seiner unglücklich Liebe zu Spartakus:

PUBLIPOR: *Denn ach, der Stachel, der am tiefsten gründet, ist Liebe, die nicht Gegenliebe findet* [...] *So kränkt' er mich mit Kaltem Übersehn, bis erst vor kurzem, kaum sinds 30 Tage, die Stund schien,*

in der sein Herz sich auftat. Er kam nach Haus, mit Blute übergossen, das ihm aus zwanzig Wunden quellend strömte. Mit lautem Angstruf eilt ich auf ihn zu. Da warf er sich in meine offnen Arme und drückt' mich an die Brust, dass es fast schmerzte, und seine Tränen flossen in die meinen, des Bluts nicht achtend, das dem Leib entquoll, bis er, den Mund gepresst an meine Lippen, erstarrt, ohnmächtig mir am Busen hing. Seit jenem Tage hat sein ganzes Wesen mit einem mächtgen Schlage sich verkehrt. Wie wenn des jungen Frühlings lauer Finger den Schnee streift von der Erde starren Gliedern, das Gras hervortritt aus der Winterhülle, der Rose zarte Wange süß errotet, die blauen Glöcklein holde Freude tönen, die Knospe auszieht ihren rauhen Pelz, des Bächleins Wellen durch die Wiesen hüpfen, und alles lebt und atmet und sich freut, so schwand aus seiner Seele jener Frost, der so oft mit Verzweiflung mich erfüllte.

Es stellt sich aber bald heraus, dass Spartakus sich so ganz anders benimmt, weil er zum ersten Mal in seinem Leben in eine Frau verliebt ist. Die Freundesliebe des Publipor verschmäht er weiterhin.

Numa Praetorius

[Kritisches Referat zu Raus Grillparzer-Buch]

Rau, Hans, Franz Grillparzer und sein Liebesleben. Berlin, Verlag von Barsdorf.

Der Schlüssel für das psychologische Rätsel, das Grillparzers Wesen biete, sieht Rau in der ausgesprochen weiblichen Natur des Dichters.

In Grillparzer hätten weibliche und männliche Elemente im Streite miteinander gelegen. Meist habe das Weibliche die Oberhand gewonnen und auch auf sein Liebesleben Einfluss gehabt. Er habe nie das wahre Glück der Liebe kennengelernt, nie die Leidenschaft in ihrer aufwühlenden Stärke empfunden. Infolge seiner weiblichen Denk- und Empfindungsweise habe er sich weit mehr zum männlichen als zum weiblichen Geschlecht hingezogen gefühlt. Dort, wo er eine Frau zu lieben geglaubt, sei bald die Freundschaft an Stelle der Liebe getreten. Diese Erklärungen sucht Rau an der Hand der uns bekannten Beziehungen des Dichters zu Frauen und Freunden zu beweisen. Er behauptet, Grillparzer habe im Weibe die spezifisch weiblichen Eigenschaften nur weniger geliebt und mehr männliche Entschlossenheit und Energie geschätzt.

Die erste Leidenschaft zur 17jährigen Antonie sei bei näherer Bekanntschaft der Geliebten bald verschwunden; dieses Verschwinden der Leidenschaft bei näherem Bekanntwerden mit der Geliebten sei typisch im Liebesleben Grillparzers. Die zweite Leidenschaft für eine Sängerin, die als Cherubin in Figaros Hochzeit seine Liebesglut entflammt, sei wohl auf den Umstand des Auftretens der Sängerin in Knabenkleidern, auf die Doppelgeschlechtlichkeit in der Erscheinung der Sängerin zurückzuführen. Ihr habe auch Grillparzer das zierlichste Gedicht seiner Muse *Cherubin* gewidmet.

Für Raus Behauptungen von der geschlechtlichen Kälte Grillparzers gegenüber den Frauen scheinen einige vom Dichter ohne sein Zutun entfachte, aber von ihm unerwiderte Leidenschaften einiger Frauen, so z. B. der früh verstorbenen Marie von Piquet zu sprechen.

Auch das jahrelang dauernde Verhältnis Grillparzers zu Katharina Fröhlich, das Rau eingehend erörtert, bietet manche Eigentümlichkeit. Aber immerhin war es doch eine tiefgehende Leidenschaft, die größte seines Lebens, die Grillparzer zu Katharina hinzog.

Sie gab ihm, wie Rau auch hervorhebt, Lebenswert und Lebensfreude, Schaffenslust und Schaffensfreude. Das Verhältnis blieb allerdings ein ideal platonisches. Zur Ehe konnte sich Grillparzer nicht entschließen. Allmählich erkaltete Grillparzers Leidenschaft; in seinem Tagebuch vermerkt Grillparzer, dass kein eigentlich tugendhafter Vorsatz, vielmehr ein ästhetisches, künstlerisches Wohlgefallen an Katharinas Reinheit ihn vom sinnlichen Besitz zurückgehalten habe, wozu alle Gefühle und Gedanken ihn hintrieben. Er habe sich abgekämpft gegen die fast immerwährende Aufregung.

Rau hält diese Gründe für undenkbar, Grillparzer habe sich in dem Motiv seiner Enthaltsamkeit selbst getäuscht. Der angebliche Entschluss, aus Wohlgefallen an der keuschen Jungfräulichkeit seiner verlobten sie niemals zu berühren, sei vernunftwidrig und wäre auch bei Grillparzers Schwäche undurchführbar gewesen, wäre wirklich bei ihm ein ernsthafter Konflikt vorhanden gewesen. Diese Enthaltsamkeit sei aber Grillparzer leicht geworden, weil er dieser, in seiner innersten, ihm selber verborgenen Natur wurzelnden Abneigung gegen den geschlechtlichen Verkehr entsprungen sei.

Diese Auslegung hat manches für sich, ist aber durchaus nicht zwingend. Das Verhalten Grillparzers scheint mir sehr wohl mit heftigem sinnlichen Begehren seiner Geliebten vereinbar. Dem ehrlichen, ideal angelegten Charakter, der Grillparzer war, entsprach es, der Geliebten Jungfräulichkeit nicht zu zerstören und seine Triebe nie-

derzukämpfen, da er zur Heirat sich nicht entschließen konnte und einen vorübergehenden Besitz ohne nachfolgende Ehe, der nur Entweihung der Jungfräulichkeit sein konnte, verschmähte. Grillparzer direkte Abneigung gegen den Geschlechtsverkehr mit dem Weibe unterzuschieben, scheint mir besonders deshalb gewagt, weil er selbst seine heftige *sinnliche* Leidenschaft betont und man dem scharfen, psychologisch geschulten Geist eines Grillparzer die von Rau behaupteten Täuschungen des Dichters über derartige elementare Gefühle, wie die geschlechtlichen, nicht annehmen kann.

Ob indessen Grillparzers Empfindungsweise sich völlig in den Bahnen der Normalität bewegt habe, wird namentlich dann fraglich, wenn man berücksichtigt, dass er während seiner Studienzeit eine leidenschaftliche Neigung für einen jungen Mann, für den Altersgenossen Altmüller empfunden hat, die man mit Rau geradezu als heiße verzehrende Liebe bezeichnen kann. Alle Erscheinungen der Liebe zeigt diese Freundschaft. Als er sich einmal von Altmüller betrogen glaubt, führt er, wie Rau richtig hervorhebt, in seinem Tagebuch die Sprache eines verlassenen Liebenden. Seine Verzweiflung ist grenzenlos. Er glaubt mit dem Leben abgeschlossen zu haben, sogar der Gedanke an Selbstmord taucht auf. Es sind Gefühlsergüsse, wie gewöhnlich nur das Weib einem jungen Manne sie einflößt. Kein weibliches Wesen, sagt Rau, habe auch nur entfernt den gleichen Sturm der Gefühle in ihm erweckt.

Das Verhältnis zu Altmüller ist das einzige, in dem ich ein homosexuelles Gefühl erblicken kann.

Bedenkt man nun, dass damals Grillparzer noch sehr jung, noch Student war, und später eine derartige Neigung zu einem Manne nicht mehr festzustellen ist, dass damals die Frau noch nicht, wie später, in seinen Gesichtskreis getreten war, so fragt es sich, ob es sich nicht um eine vorübergehende homosexuelle Episode gehandelt hat.

Noch eine große Anzahl von Freundschaften finden sich vor, die Rau auch bespricht, so die mit Bauernfeld, Prechtler, Holtei, Beethoven. Keine gestattet aber die Deutung eines homosexuellen Empfindens Grillparzers. Bei der Freundschaft mit Prechtler zeigte letzterer, wie seine Briefe lehren, eine geradezu überschwengliche Neigung und enthusiastische Bewunderung für Grillparzer, indem er sein Gefühl für ihn mit demjenigen für die Geliebte in eine Reihe stellt. Ferner gesteht Holtei zu, dass er in seinem 15. Lebensalter für einen 17jährigen Freund von einem nicht mehr Freundschaft zu nennenden Gefühl ergriffen worden sei.

Aber bei Prechtler und Holtei steht nicht fest, dass Grillparzer für sie mehr als Freundschaft empfunden habe.

Bestimmte Äusserungen Grillparzers über gleichgeschlechtliche Liebe fehlen völlig. Deshalb halte ich die Behauptung von Rau, Grillparzer habe die gleichgeschlechtliche Liebe als eine in der Natur begründete, der normalen Liebe gleichberechtigte Erscheinung betrachtet, für unbewiesen.

Im Schlusskapitel erörtert Rau die Charaktere in Grillparzers Dramen und sucht die Doppelnatur in seinen Gestalten aufzudecken. Ebenso wie sich in Grillparzer selber männliche und weibliche Eigenschaften vereinigt hätten, ebenso seien seine Helden haltlose, vom Schicksal hin- und hergeworfene Menschen.

Da ihm das feminine Empfinden stets näher als das männliche gestanden habe, sei er auch in der Schilderung der Frauen ein Meister ersten Ranges.

In Grillparzers Dramen findet sich meiner Ansicht nach nur ein einziges deutlich homosexuelles Verhältnis, das zwischen Leander und Naukleros in *Des Meeres und der Liebe Wellen*. Mit recht sagt Rau, dass dieses Drama nicht nur das herrlichste Liebesdrama ist, sondern auch ein Freundschaftsdrama erhabenster Art.

Das Buch von Rau ist ein, wenn auch nicht immer tiefgehender, so doch sehr anerkennenswerter Versuch, das Liebesleben des großen Dramatikers an der Hand unserer modernen Kenntnisse über sexuelle Zwischenstufen zu ergründen, nur dürfte auch Rau nicht gelungen sein, das Dunkel des Liebeslebens Grillparzers völlig zu klären. Namentlich erscheint seine Behauptung, Grillparzer habe mehr zum Manne als zum Weibe hingeneigt, allzu kategorisch und nicht genügend begründet.

Ich möchte annehmen, dass

1. Grillparzer sinnliche Liebe zur Frau empfand,

2. dass er jedenfalls kein echter Homosexueller war,

3. dass er in seiner Jugend, wenigstens seinem Freunde Altmüller gegenüber, homosexuell empfand,

4. dass es aber zweifelhaft ist, ob später noch homosexuelle Gefühle bei Grillparzer auftraten und in welcher Stärke.

Raus Buch hat eine scharfe und im allgemeinen durchaus unberechtigte Kritik seitens Anton Bettelheim (Wien) im *Literarischen Echo*, 2. Novemberheft, erfahren. Nachdem dem Verfasser in völlig ungerechter Weise Motive erotischer Spekulation untergeschoben werden, wird Raus Behauptung von der angeblichen Kälte und Enthaltsamkeit Grillparzers gegenüber dem weiblichen Geschlecht und dann namentlich die Annahme homosexueller Gefühle entrüstet zurückgewiesen, ohne dass der Kritiker sich die Mühe genommen hätte, auf Raus Gründe und auf einige Verdachtsmomente, wie das der Liebe zu Altmüller einzugehen. Dagegen ist ein anderer Schriftsteller, Felix Poppenberg, bei Besprechung des Tagebuchs Grillparzers in der *Neuen Deutschen Rundschau*, Oktoberheft 1903: »Grill-

parzers Inferno« zum Teil zu ähnlichen Schlüssen wie Rau gelangt.

Er hebt die phantasievolle Glut des Dichters bei der bloßen *Vorstellung* der Frau und seine Gleichgültigkeit und Kälte der *wirklichen* Frau gegenüber hervor, sowie einen femininen Zug, der dem homosexuellen Fühlen nahekomme und seine sexuelle Disposition kompliziere.

Leidenschaftliche Freundschaftsergüsse stünden in den Tagebüchern, bei denen man an Platen und Liebig denke. Schwärmerische Jünglingsfreundschaften zu Beginn des 19. Jahrhunderts seien durchaus nichts außergewöhnliches, und nichts sei verkehrter, als überall Pathologisches zu wittern, aber es bliebe doch auffallend, dass auf allen Seiten, die so viel von Frauen handelten, nicht einmal ähnlich überströmend, ähnlich gefühlslodernd von einer Frau gesprochen werde, als von dem Jugendfreund.

Nachdem Poppenberg die leidenschaftliche Liebe Grillparzers zu Altmüller geschildert, fährt er fort: »Die gemischtgeschlechtlichen Gefühle können Grillparzer übrigens nicht fremd gewesen sein, er hatte ein ausgesprochenes Interesse für hermaphroditische Motive. Ihn fesselte der Stoff *Die Familie Moscoso von Altariva*, weil hier ein Mädchen als Knabe aufgezogen wird, und in dem Cherubingedicht verdichtete er die durch die Geschlechtsmaskerade erregte Gefühlsverwirrung.«

(aus: *Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen*, Jahrgang 6, 1904, S. 507-512.)

Günter Grau

Leipzigs Drittes Geschlecht

Teil I: Von den Anfängen der Schwulenbewegung zur Jahrhundertwende bis zu ihrer Zerschlagung durch die Nationalsozialisten

1. Lipsia locuta

Von hoch oben grüßt sie Einwohner und Besucher Leipzigs – die Statue der eine Fackel tragenden Wahrheit auf der Kuppel des (einstigen) Reichsgerichts. Die zierlich wirkende Figur war nicht nur als architektonischer Schmuck gedacht, sie sollte auch Symbol sein für die Unfehlbarkeit der letzten Instanz, der Höchstrichterlichen Rechtsprechung im Deutschen Reich. Das Lipsia locuta, das Leipzig-Sprach, war ein Dogma für deutsche Juristen, durchaus vergleichbar mit dem Roma locuta, der (beanspruchten) Unfehlbarkeit des Papstes für die katholische Kirche. Doch nicht erst mit der braunen Dikta tur, nicht erst mit den Blutrurteilen eines Freislers, wurde der Anspruch zur Farce. Jahrzehnte vorher hatte an dieser Stelle deutsche Rechtsgelahrtheit manch abstruse Konstruktion als der juristischen Weisheit letzter Schluß verkündet.

Für homosexuelle Männer in Deutschland hatte die Spruchpraxis des Reichsgerichts zu Leipzig eine besondere Bedeutung. Weitgehend unbekannt ist heute, daß sie den einstigen Straftatbestand der sogenannten widernatürlichen Unzucht nach § 175 RStGB, die Strafbarkeit sexueller Handlungen zwischen Männern, immer weiter faßte und damit Generationen von homosexuellen Männern mit Gefängnis und Zuchthaus bedrohte. Am 23. April 1880 erging durch den II. Strafsenat des Reichsgerichts ein Urteil, in dem erstmals von beischlaf *ähnlichen* Handlungen die Rede war. Kein anderes Land kannte dieses Konstrukt. Entweder waren alle gleichgeschlechtlichen Sexualakte, einschließlich der mutuellen Masturbation, unter Strafe gestellt (wie in Österreich und England) oder gar keine (wie in Frankreich und Italien), oder es wurde lediglich der Analverkehr bestraft. Das Reichsgericht jedoch vermeinte zu erkennen, daß »unter der widernatürlichen Unzucht ein Analogon des naturgemäßen Beischlafs zu verstehen ist, und daß daher, wenn auch nicht jede unter Mitwirkung eines anderen Mannes verübte und auf Befriedigung des Geschlechtstriebs abzielende Handlung, so doch jedenfalls ein in dieser Absicht geschehener Mißbrauch eines anderen Mannes zu einem Verhalten, welches der Duldung eines naturgemäßen Beischlafs ähnlich ist, dem Strafgesetze unterfällt.« (Hirschfeld 1986, S. 118) Es sollte länger als hundert Jahre dauern, bis die Strafwürdigkeit der Homosexualität endgültig beseitigt und damit auch diese Interpretation unter Kuriosa in die Ablagekammer der Geschichte verwiesen wurde.

Ebenso unbekannt ist aber auch, daß es — neben Berlin — Leipzig war, wo homosexuelle Männer ihre Diskriminierung durch das Strafrecht anklagten und gleiche Rechte forderten. Damit erhielt das Lipsia locuta gewissermaßen einen anderen, einen besonderen Sinn. Ende des vorigen Jahrhunderts begann der Verleger Max Spohr in der Buchstadt Leipzig, Schriften herauszugeben, die sich für »Gerechtigkeit« gegenüber »Urningen«, »Uraniern«, »Invertierten«, »Conträrsexualen« — so lauteten einige der damals üblichen Bezeichnungen für schwule Männer — einsetzten. Zusammen mit Magnus Hirschfeld, dem wegen seines Engagements für die »Naturtatsache« Homosexualität später berühmt gewordenen Berliner Arzt, gründete Spohr das *Wissenschaftlich-humanitäre Komitee*. Mit dem Zusatz »in Berlin und Leipzig« firmierte in den Anfangsjahren die weltweit erste Selbstorganisation homosexueller Männer. Und Jahrzehnte später, im Jahr 1923 faßte in Leipzig der *Deutsche Freundschafts-Verband*, die mitgliederstärkste Homosexuellenorganisation, den programmatischen Beschluß, sich *Bund für Menschenrecht* zu nennen. Auch war es Leipzig, von wo aus nach 1945 die ersten Aktionen der Nachkriegszeit gestartet worden, um den schändlichen § 175 des StGB zu Fall zu bringen.

Lipsia locuta — Anfang der achtziger Jahre forderte der erste Arbeitskreis Homosexualität bei der Evangelischen Studentengemeinde Leipzig gleiche Rechte für Schwule und Lesben im Arbeiter- und Bauernstaat und leitete damit eine Entwicklung ein, die schließlich DDR-weit in eine soziale Protestbewegung homosexueller Frauen und Männer münden sollte. Mit der Gründung des *Schwulenverbandes in Deutschland* im Frühjahr 1990 traten von Leipzig aus Schwule und Lesben als mündige

Bürger mit einem neuen Selbstbewußtsein an die Öffentlichkeit.

Wenn im folgenden den Anfängen des Aufbegehrens schwuler Bürger Leipzigs nachgegangen und zugleich versucht wird, die Entwicklung in unserem Jahrhundert in groben Konturen aufzuzeichnen, wird damit ein Stück verschütteter, bislang aber auch bewußt ignorierter Geschichte der Messestadt sichtbar werden. Dabei war (und ist) homosexuelles Leben immer Bestandteil der Kultur in dieser Stadt. Dies als selbstverständlich zu akzeptieren, scheint manchem Ratsherrn offensichtlich noch schwer zu fallen. Wie sonst ist zu erklären, daß ein Projekt, das im Rathaus an der Pleiße seit 1992 im Gespräch ist, nicht von der Stelle kommt: eine Ausstellung über Leipzigs Drittes Geschlecht. Die Auseinandersetzung mit diesem Stück Stadtgeschichte scheint deshalb um so notwendiger zu sein, denn: Ohne das Bewußtsein, daß homosexuelle Frauen und Männer dazu gehören, in dieser Stadt leben und ihre Kultur bereichern, läuft Politik Gefahr, sie in einer für die Betroffenen schmerzlichen Weise auszugrenzen.

2. Von den Anfängen der Homosexuellenbewegung in Leipzig 1897 bis 1918

Max Spohr — engagierter Verleger homosexueller Emanzipationsliteratur

Im Januar 1894 denunzierte der Inhaber der Firma Ludwig Herbig, der Leipziger Grosso-Buchhändler Wilhelm Grunow, den Verleger Max Spohr beim Königlichen Polizeiamt. Anlaß für die Anzeige war das 1893 im Verlag Spohr erschienene Buch von Otto de Joux *Die Enterbten des Liebesglückes. Ein Beitrag zur Seelenkunde*. Schon bei »flüchtigem Blättern« habe er (Grunow) entdeckt, »daß das Buch die ›Urningsliebe‹ zum Gegenstand hatte und diesen Gegenstand in einer Weise behandelte, über die man empört sein konnte.« (*Börsenblatt für den deutschen Buchhandel (BBB)*, 25.1.1894, S. 533) Spohr reagierte scharf. Und das mit gutem Grund, hatte doch der Staatsanwalt keine Veranlassung zum Eingreifen gesehen und das Prüfexemplar ohne Beanstandung zurückgegeben. Spohr forderte von Grunow nicht nur die Zahlung von 4 RM (des Ladenpreises), »da das fragl. Ex. [...] aufgeschnitten ist [...], widrigenfalls ich diesen Betrag von der Staatsanwaltschaft einzutreiben suchen werde,« (*BBB*, 25.1.1894, S. 533) er erwartete von einem »ehrenwerten Denunzianten« auch eine Entschuldigung »wegen verursachter Belästigung, wenn anders er überhaupt bona fide gehandelt zu haben glaubt.« (*BBB*, 25.1.1894, S. 533) Und um seinen Forderungen den nötigen Nachdruck zu verleihen, drohte er, ab sofort keine Bestellungen von Committenten der Firma Ludwig Herbig auszuführen, gegebenenfalls auch zu einem generellen Boykott der Geschäfte seines Kollegen aufrufen zu wollen. Grunow lenkte ein, und der Streit konnte schließlich gütig beigelegt werden. Im Hinblick auf das inkriminierte Buch stellte Spohr im *Börsenblatt* mit Genugtuung fest: »daß dieses ausgezeichnete, ernste Studienwerk ein vom Verfasser selbst gesammeltes, enormes, wissenschaftlich verwendbares Material zusammenträgt und sich im übrigen nicht weit entfernt von den Forschungen eines Krafft-Ebing [...] Herr Grunow scheint von all diesen und andern wissenschaftlichen Forschungen der Neuzeit nichts zu wissen, wie er auch von ›Urningsliebe‹ überhaupt nichts weiß, sonst würde er sich wohl gehütet haben, seine Kritik über diesen Gegenstand loszulassen [...] Schilderungen der seelischen Zustände und Kämpfe der Urninge gehören in das Buch und finden sich weit reichhaltiger noch in Krafft-Ebing's *Psychopathia sexualis*. Ich brauche wohl nicht hervorzuheben, daß durch meinen Verlag noch nie ein unsittliches Werk Verbreitung fand, auch wenn ich den Mut besitze, Schriften zu veröffentlichen, die, wenn sie auch heikle Gegenstände berühren, lediglich der Menschheit zum Segen dienen.« (*BBB*, 29.1.1894, S.611)

Es war das erste Mal, sollte aber nicht das letzte Mal gewesen sein, daß Bücher aus dem Spohr Verlag Polizei und Staatsanwaltschaft beschäftigten. Außer Veröffentlichungen zur mannmännlichen Liebe waren es Publikationen zur Schwangerschaftsverhütung, zu den »Gefahren« der sexuellen Enthaltsamkeit, auch über die sogenannte freie Liebe, die immer wieder Anzeigen wegen Verbreitung »unzüchtiger Schriften« auslösten.[2] Die Zensurmaßnah-

[2] Hier lediglich einige Beispiele: Im Sommer 1896 wurden in Breslau zwei im Spohr Verlag erschienene Schriften (*Die Gesunderhaltung in der Ehe* und *Vorbeugung der Empfängnis*) durch die Polizei aus den Fenstern ansässiger Buchhandlungen entfernt und beschlagnahmt. In zwei Fällen waren auch Strafen gegen die betreffenden Buchhändler verhängt worden. Spohr wurde vom Landgericht Breslau freigesprochen (BBB, 29.10.1896, S.7003).

Im Frühjahr 1900 wurde der Buchhändler Richard Klein in Saargemünd von der zuständigen Strafkammer wegen Verstoßes gegen § 184 RStGB angeklagt. Neun Schriften aus dem Spohr Verlag waren bei ihm gefunden und unter demVorwurf, unzüchtig zu sein, beschlagnahmt worden (BBB, 18.6.1900, S.4618).

Im Oktober 1903 wurden Max Spohr und der Berliner Schriftsteller Adolf Brand vom Landgericht Leipzig wegen

men lassen die Schwierigkeiten erahnen, mit denen um die Jahrhundertwende Verleger von Schriften zu sexuellen Fragen zu kämpfen hatten, zumal wenn sie sich mit dem verpöntem Phänomen der Homosexualität beschäftigten. Bislang als Sünde, Laster oder Krankheit beschrieben, seit 1871 nach § 175 des RStGB als »widernatürliche Unzucht« verfolgt[3], mußten Veröffentlichungen, die von der Normalität des gleichgeschlechtlichen Begehrens sprachen und die Verfolgung anprangerten, als Provokation empfunden werden.

Den Verleger Spohr schreckten die heftigen Reaktionen nicht. Mit beispiellosem Engagement reagierte er auf die Diskussionen, die 1864 der bis dahin unbekannte Rechtsassessor und Publizist Carl Heinrich Ulrichs mit der Veröffentlichung erster Ergebnisse seiner *Forschungen über das Räthsel der mannmännlichen Liebe* ausgelöst hatte: den Streit um ein Wesen, von Ulrichs »Urning« genannt, dessen Körper männlich, die Seele hingegen weiblich sei bzw. der »Urninde«, die eine männliche Seele in einem weiblichen Körper sei.[4] Damit war geschaffen, was bislang nicht existierte: eine neue Spezies, ein Individuum, das sich selbst, seine Eigenart und Unverwechselbarkeit über das Begehren des eigenen Geschlechts bestimmt. Spohr sollte in den Folgejahren eine Vielzahl von Schriften zur sogenannten Urningsfrage herausbringen. Er trug damit wesentlich zum Entstehen einer neuen Literaturgattung bei: der (in moderner Diktion) homosexuellen Emanzipationsliteratur.

Spohr war kein gebürtiger Leipziger. Er stammte aus Braunschweig. Dort war Johannes Hermann August Wilhelm Max Spohr — so sein voller Name — am 17. November 1850 als zweiter Sohn des Kaufmanns Carl Spohr geboren worden.[5] Nach Abschluß des Realgymnasiums begann er eine Lehre als Buchhändler in der renommierten Grüneberg'schen Buchhandlung. Hier war bereits sein älterer Bruder Carl Ferdinand tätig. Der Inhaber der Buchhandlung soll ihn nach Beendigung der Lehrzeit nur ungern entlassen haben, sah er doch in ihm die geeignete Person, der er sein Geschäft später zu übertragen gedachte. Doch Spohr hatte offensichtlich andere Pläne. Im Sommer 1872 gründete er in Braunschweig mit Rudolf Wengler die Verlagsbuchhandlung Spohr und Wengler, verließ jedoch die Stadt (aus nicht näher bekannten Gründen) und arbeitete als Buchhandlungsgehilfe zunächst in Fünfkirchen (Ungarn), später in Hannover. Ende der siebziger Jahre finden wir ihn in Leipzig, wo er in der bekannten Firma Carl Franz Koehler für südamerikanische Korrespondenz und Expedition verantwortlich ist. Später wechselte er zu Veit und Co. Hier lernte er die junge Witwe des auf den kanarischen Inseln verstorbenen Leipziger Buchhändlers Ludwig Schumann kennen. Er heiratete sie 1880 und sie hatten drei Söhne.

Am 1. März 1881 machte sich Max Spohr selbständig. Mit dem Erwerb der technischen (hauptsächlich baugewerblichen) Schriften des G. Knapp Verlags Halle gründete er den Verlag Max Spohr Leipzig. In den folgenden Jahren kaufte er Bestände verschiedener Verlagsbuchhandlungen (R. Friese, C. Ziegenhirt, Th. Grieben) auf. Schließlich erstand er die Werke der Dyk'schen Buchhandlung Leipzig, die vor allem Reiseliteratur herausgebracht hatte. Auch wenn im Spohr Verlag etwa ab Mitte der achtziger Jahre eigene Bücher, darunter illustrierte Reisewerke (wie beispielsweise *Kapitän Jakobsens Reise an der Westküste Amerikas* oder *Peru. Im Lande der Inkas*) erschienen, vertrieb Spohr im ersten Jahrzehnt seines Bestehens vorwiegend Partien fremder Verlage.

Verbreitung unzüchtiger Schriften verurteilt, Spohr zur Zahlung einer Geldstrafe von 150 M, Brand zu zwei Monaten Gefängnis. Anstoß erregt hatte die von Brand herausgegebene Zeitschrift *Der Eigene. Ein Blatt für männliche Kultur, Kunst und Literatur*. Das Urteil führte aus, daß das im Spohr Verlag erschienene Blatt »durch Text und Bild das Scham- und Sittlichkeitsgefühl des normal veranlagten Menschen gröblich« verletze. Der Antrag der beiden Angeklagten auf Revision des Urteils wurde am 10. Juni 1904 vor dem Reichsgericht Leipzig verhandelt und abgelehnt (*Leipziger Volkszeitung* v. 13.6.1904).

[3] Auf die Geschichte des § 175 wird nicht näher eingegangen. Vgl. dazu u.a.: Hütter 1992.

[4] Das Königlich Sächsische Polizeiamt hatte im Mai 1864 die beiden ersten Schriften Ulrichs, *Inclusa* und *Vindex*, bei dem Verleger Heinrich. Matthes Leipzig beschlagnahmen lassen — ein Vorgang, der von drei Leipziger Zeitungen, der *Deutschen Allgemeinen Zeitung*, den *Neuesten Nachrichten* und dem *Leipziger Tageblatt* zustimmend kommentiert worden war. Der Staatsanwalt beschuldigte Ulrichs des Verstoßes gegen das sächsische Strafrecht, namentlich wider Art. 127 und 360. Art. 127 verbot die Rechtsinstitute der Ehe oder Familie herabzuwürdigen und verbotene Handlungen als ehrenvoll oder verdienstlich darzustellen. Art. 360 verbot die Verletzung der Sittlichkeit durch unzüchtige Reden. Das Königlich Sächsische Bezirksgericht zu Leipzig erkannte am 26.Mai 1864, »in den Schriften sei nichts zu finden, was gegen die Art. 127 und 360 verstoße« und gab sie wieder frei. (Ulrichs, C.H., Vindicta. Kampf für Freiheit von Verfolgung. Leipzig: Spohr 1898, S.7 ff.)

[5] Die Angaben zur Biographie von Max Spohr beruhen auf: Hirschfeld 1906 und K. 1931; vgl. auch Herzer1991. — Wir haben diese Quellen verglichen und ergänzt anhand eines Schreiben »Verlag Wahrheit Ferdinand Spohr und Max Spohr Verlag« (gez. Ferdinand Spohr) vom 4. 2. 1931 an den Buchhändler Börsenverein Leipzig. Deutsches Buch- und Schriftmuseum (DBSM)/ehem. Börsenvereins-Bibliothek. Deutsche Bücherei Leipzig, Sign.165, fol. 84 - 86

Eine Anfang der achtziger Jahre unter dem Namen Kramer und Spohr eröffnete Stickmusterfabrik brachte nicht den erwarteten wirtschaftlichen Erfolg und stellte ihre Tätigkeit bald wieder ein. Der Verlag Max Spohr und die Sortimentsbuchhandlung mit Antiquariat hingegen prosperierten. Der Verlag hatte seinen Sitz zunächst in der Kaiser-Wilhelm-Straße (heute August-Bebel-Straße) 37, ab 1904 in der Moritzstraße 10, nahe der im Zweiten Weltkrieg zerstörten katholischen Probsteikirche St.Trinitatis. Die Buchhandlung befand sich in der Rudolphstraße 4.[6]

Anfang der neunziger Jahre veränderte Spohr das thematische Profil des Hauses. Schwerpunkte wurden Philosophie und — mit dem Erwerb des Verlages Louis Heuser (Neuwied) — Medizin. Spohr verlegte sich nun »mehr auf das homosexuelle Gebiet«,[7] so die Aussage seines Bruders Ferdinand, der dafür allerdings keine Gründe angibt. Ein für das Dezennium 1888 bis 1898 herausgegebener Katalog verzeichnet knapp vierhundert Titel. Neben Belletristik sind es vor allem wissenschaftliche Abhandlungen auf den Gebieten Philosophie, Naturheilkunde und Medizin, darunter bereits 34 Schriften zur mannmännlichen Liebe.[8]

Die ersten zwei diesbezüglichen Titel hatte Spohr 1893 herausgebracht. Neben dem eingangs erwähnten Werk von Otto de Joux war es eine schmale, 22 Seiten umfassende Broschüre des Schriftstellers Melchior Grohe mit dem Titel *Der Urning vor Gericht. Ein forensischer Dialog*. Weitere Bücher folgten. Sie haben die zeitgenössische Diskussion um die »verkehrte Geschlechtsempfindung« maßgeblich bestimmt. Heute gelten sie als Standardwerke der homosexuellen Emanzipationsliteratur: die Erstschrift von Magnus Hirschfeld (veröffentlicht unter dem Pseudonym Th. Ramien): *Sappho und Sokrates oder Wie erklärt sich die Liebe der Männer und Frauen zu Personen des eigenen Geschlechts?*, die Bücher des englischen Sozialreformers und Schriftstellers Eduard Carpenter, die Schriften von Carl Heinrich Ulrichs *Forschungen über das Rätsel der mannmännlichen Liebe* (von Spohr 1898 neu herausgegeben) und vor allem das 1899 begonnene *Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen*. Es war das erste (und für Jahrzehnte einzige) wissenschaftliche Periodikum, das sich zur Aufgabe setzte, »die Homosexualität des Mannes und des Weibes und verwandter Naturerscheinungen nach allen Richtungen hin durchforschen« (Hirschfeld 1920, S. 973) zu wollen. Rasch wurde es zum Podium ernsthafter und gründlicher Diskussionen sexuologischer, anthropologischer und kulturgeschichtlicher Aspekte des gleichgeschlechtlichen Begehrens. (Vgl. Dannecker 1983) Als 1895 im viktorianischem England der gefeierte Dichter Oscar Wilde wegen Sittlichkeitsvergehen homosexueller Natur verurteilt wurde, war es wiederum Spohr, der als erster deutscher Verleger mit der Herausgabe der Prozessverhandlungen unter dem Titel *Der Fall Oscar Wilde und das Problem der Homosexualität* der Rechtfertigung des Dichters eine große Öffentlichkeit in Deutschland verschaffte. Später erschienen im Spohr Verlag auch einige seiner Werke.

Parallel zu den hier nur exemplarisch genannten Editionen wurden homoerotische Erbauungsromane, Gedichtbände, Bekenntnisschriften von Urningen sowie Traktate publiziert, die den § 175 RStGB attackierten. Sexuologische Veröffentlichungen kündigte Max Spohr an unter dem Label Verlag »Wahrheit« Leipzig.[9] Thematische Breite und Anzahl der sexuologischen Editionen beeindrucken, insgesamt beanspruchten sie jedoch nur einen kleinen Teil am Gesamttitelangebot des Verlages. Zudem war der umtriebige und geschäftstüchtige Spohr stets bemüht, umsatzfördernde Themen in Verlag zu nehmen. So fügte er beispielsweise Ende der neunziger Jahre als weitere thematische Schwerpunkte Okkultismus, Magie und angrenzende Gebiete hinzu. Dieses Schrifttum erschien im *Verlag Kreisende Ringe*, dem der Buchvertrieb des Vereins *Magischer Zirkel von Deutschland* angeschlossen war.

Ein Tumorleiden riß Spohr aus seinem Schaffen. Es zwang ihn, 1903 alle Geschäfte seinem Bruder Ferdinand zu übertragen. Von einer schweren Operation sollte er sich nicht wieder erholen. Max Spohr starb am 15. November 1905, kurz vor Vollendung seines 55. Lebensjahres. Am 18. November wurde er auf dem Leipziger Südfriedhof beigesetzt. An seinem Grab sprach an Stelle eines Geistlichen Mag-

[6] Ab 1934 (bis 1943) befand sich der Verlag in der Sidonienstraße (heute Paul-Gruner-Straße) 62 (Offizielles Adressbuch des Deutschen Buchhandels, Leipzig 1935, S. 558).

[7] Schreiben des Verlages Wahrheit Ferdinand Spohr und Max Spohr Verlag vom 4.2. 1931, a. a. O., fol. 85.

[8] Herzer hat - ohne Kenntnis des hier genannten Katalogs - die zwischen 1893 und 1898 herausgegebenen 34 Titel in seiner vorläufigen Übersicht über die im Spohr Verlag bis zum Jahr 1927 insgesamt erschienenen Bücher zur Homosexualität aufgeführt. (Herzer 1991, S. 18 ff.)

[9] Es konnte nicht ausfindig gemacht werden, ob der Verlag »Wahrheit« ein separates Unternehmen war, oder ob Spohr die Firmierung lediglich aus absatzstrategischen Gründen, um den Umsatz zu fördern, gewählt hat.

nus Hirschfeld. Er schloß seine Trauerrede mit den Worten: »In selbstloser Hingabe, geleitet von der Liebe zur Wahrheit, geführt von der Liebe zur Menschheit, hat Max Spohr vielen, die im Dunkel der Verkennung schmachteten, das Licht der Erkenntnis in eine bessere Zukunft vorangetragen. Wie seine Familie, seine Kinder und Brüder, so kann unser Komitee, so können heute viele Tausende in deutschen Landen sagen: ›Ach, sie haben einen guten Mann begraben, und uns war er mehr!‹«.(Hirschfeld 1986, S. 52 f.)

Den Verlag Max Spohr führte der Bruder Ferdinand weiter, auch mit Titeln zum Thema Homosexualität. Bis zum Beginn des Ersten Weltkriegs erschienen dazu pro Jahr zwischen vier bis sechs Bücher (Nachauflagen eingerechnet). Danach klafft, bedingt durch Krieg und Nachkriegsmisere, eine Lücke. Das *Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen* kam noch bis 1922 im Spohr Verlag heraus (im Inflationsjahr 1923 wurde der 23. und letzte Jahrgang von Püttmann Stuttgart ediert). Publikationen zur Homosexualität wurden noch bis hinein in den Anfang der dreißiger Jahre in Annoncen des Max Spohr Verlages angezeigt, doch handelte es sich dabei vorwiegend entweder um Restbestände, Partien anderer Verlage oder Nachauflagen.[10] Ob und inwieweit die Herausgabe sexualwissenschaftlicher Werke durch konkurrierende Verlage, wie beispielsweise Georg H. Wigand's Leipzig, Louis Marcus Berlin oder Julius Püttmann Stuttgart, Ferdinand Spohr bewogen haben, Editionen im eigenen Haus zu reduzieren oder ganz einzustellen, ließ sich nicht feststellen. Unbekannt sind auch die Gründe, die Hirschfeld bewogen haben, nach dem Tod von Max Spohr nur noch Nachauflagen seiner Werke durch den Spohr Verlag betreuen zu lassen. Möglicherweise verfolgte Ferdinand Spohr als Verleger andere Interessen als sein Bruder. Bereits im Jahre 1907 hatte er den *Verlag Kreisende Ringe Ferdinand Spohr* mit dem *Verlag Wahrheit* zusammengelegt. Firmiert wurde nunmehr als *Verlag ›Wahrheit‹ Ferdinand Spohr* und weiterhin als *Max Spohr Verlag*. Kataloge beider Verlage aus den zwanziger und dreißiger Jahren konnten bislang nicht aufgefunden werden. Verglichen mit dem Zeitraum vor 1914, scheint Ferdinand Spohr die verlegerischen Aktivitäten reduziert zu haben. Der (nicht vollständige) Verleger- und Institutionenkatalog der Deutschen Bücherei Leipzig weist unter dem Schlagwort »Verlag Wahrheit Ferdinand Spohr« ab 1913 insgesamt 94 Titel aus, davon lediglich 21 Titel, die in den Jahren 1925-1938 erschienen.[11] Im Jahr 1931, also 50 Jahre nach der Gründung, heißt es in einer Laudatio zum Firmenjubiläum: »Neben der Homoerotik pflegt der Verlag, der inzwischen vom Vater auf die Söhne übergegangen ist, heute besonders die populäre Medizin und den Spiritismus; daneben besitzt er ein umfangreiches Antiquariat und ein Versandgeschäft mit einem Kundenkreis in der ganzen Welt.« (K. 1931)

Auch nach der »Machtergreifung« der Nazis hat der Verlag weiter existiert, wie die Einträge im jährlich neu aufgelegtem Adressbuch des Deutschen Buchhandels bis 1942 belegen. Am 9. November 1937 teilte der neue Inhaber Rudolf Spohr (der jüngste Sohn Ferdinand Spohrs) auf eine in Einzelheiten nicht näher bekannte Nachfrage der NS-Reichsschrifttumskammer mit, daß der Eintrag des *Verlages Wahrheit* und der Buchhandlung des Magischen Zirkels im Handelsregister am 3. November 1937 gelöscht wurde, der Verlag Max Spohr jedoch weiterbestehe.[12] Die letzte, vor 1945 erschienene Ausgabe des Buchhandels-Adressbuchs von 1942 enthält als Eintrag: »Spohr, Max, Leipzig C1 Sidonienstraße 62. Verlag, Versandbuchhandel und Antiquariat. Spez.: Medizin, Artistik, Zauberei, Theaterliteratur.« Das Grundstück Sidonienstraße 62 wurde 1943 gebombt, danach der Verlag offensichtlich aufgegeben.[13]

---

[10] Beispielsweise erschien der Titel Ellis/Symonds, *Das konträre Geschlechtsgefühl* im Jahr 1896 im Georg H. Wigand's Verlag Leipzig. Spohr vertrieb zeitgleich eine Partie, auf deren Einband die Zeile »Verlag von Max Spohr Leipzig« stand, auf dem Titelblatt hingegen »Georg H. Wigand's Verlag Leipzig«. Anders konnte es sich mit Nachauflagen verhalten. Im Jahr 1925 ediert Spohr u. a. folgende Werke: die 2. Auflage von Alberts Molls Schrift *Wann dürfen Homosexuelle heiraten?* (zuerst erschienen in: *Deutsche medizinische Presse*, Nr. 6, 1902) und die 2. Auflage von Hirschfelds *Die Transvestiten* (1. Auflage Berlin 1912), 1927 folgte der Illustrationsteil). Als Neuerscheinungen auf sexualwissenschaftlichem Gebiet nach 1927 konnten ausgemacht werden: Schmidt, H.: *Verkehrte Geschlechtsrichtung. Seltenes transvestitisches Lebensschicksal.* Leipzig: Max Spohr [1928]; Rentner, E., *SOS oder Eine Episode aus der Welt der Unverstandenen.* Leipzig: Max Spohr [1933].

[11] Verleger- und Institutionenkatalog 1913 – 1973. Deutsche Bücherei Leipzig.

[12] Schreiben des Max Spohr Verlags (gez. Rudolf Spohr) vom 9 November 1937 an Reichsschrifttumskammer. Sächsisches Staatsarchiv Leipzig (StAL) Börsenverein der Deutschen Buchhändler 9784

[13] In zwei Nachträgen zum Buchhandels-Adressbuch von 1944 bzw. 1957 heißt es, Firma erloschen. Bestände übernommen: W. Mähler, Leipzig O5, Elsa-Straße 1.

Max Spohr - Mitbegründer des Wissenschaftlich - humanitären Komitees

Es war jedoch nicht nur das Verlagsgeschäft, in dem sich Max Spohr engagierte. Begeistert stimmte er 1897 einem Plan Hirschfelds zu, eine Organisation zu gründen, die sich in der Öffentlichkeit für eine »vernünftige«, das heißt: von Erkenntnissen der Wissenschaft geleitete Beurteilung der gleichgeschlechtlichen Liebe und damit für eine Reform des § 175 RStGB einsetzen sollte. Am 15. Mai 1897 gründeten er, Hirschfeld und zwei weitere Männer, der Hannoversche Eisenbahnbeamte Eduard Oberg und der Preußische Oberleutnant a. D. Franz Joseph von Bülow, in Berlin-Charlottenburg das *Wissenschaftlich-humanitäre Komitee*. Es firmierte in den Anfangsjahren mit dem Zusatz »in Berlin und Leipzig«. Das war wohl mehr eine formale Arabeske, auch wenn — ähnlich wie für Hannover und Berlin — für Leipzig eine Geschäftsstelle ausgewiesen wurde. Ihre Anschrift lautete: Sidonienstraße (heute Paul-Gruner- Straße) 19b I. Das war die Wohnung von Spohr (so wie zunächst die Wohnung Hirschfelds in Berlin-Charlottenburg als Berliner Geschäftsstelle fungierte). Vielleicht war die Leipziger Geschäftsstelle mehr als nur ein Briefkasten. Womöglich diente sie auch als Anlaufstelle für Betroffene bei Erpressungen, Überfällen oder Zusammenstößen mit der Polizei. Spohr hatte sich für diese Fälle als Ansprechpartner angeboten. Zumindest kann so ein Hinweis gedeutet werden, der hin und wieder in Publikationen seines Verlages zu finden ist: »Die Spohr´sche Verlagsbuchhandlung nimmt Material über homosexuelle Verfolgungen, Vorgänge etc. bereitwilligst entgegen«.[14] Nach dem Tode Spohrs verschwindet jeder Verweis auf die Leipziger Geschäftsstelle. Alle Aktivitäten des WhK gingen nunmehr von Berlin aus.

Spohr hat die Aktionen des Komitees, aber auch die Arbeit Hirschfelds vielfältig unterstützt. Bis heute ist nicht bekannt, wo und auf welche Weise Spohr auf Hirschfeld (oder umgekehrt) aufmerksam wurde. Feststeht: Beide kannten sich persönlich nicht, als Spohr das Manuskript Hirschfelds *Sappho und Sokrates* im Sommer 1896 in Verlag nahm. Andere Verleger hatten es »mit Entrüstung über eine solche Zumutung« zurückgewiesen. (Hirschfeld 1986, S. 51) Auch war es Spohr, der — zusammen mit einem Kollegen Hirschfelds — davon abriet, die Schrift unter eigenem Namen erscheinen zu lassen. Mag sein, daß Spohrs Erfahrungen mit der Staatsanwaltschaft ihn zu dieser Vorsicht veranlaßten. Trotz des wissenschaftlichen Charakters »sei ein Verbot der Schrift keineswegs ausgeschlossen, jedenfalls könne mir,« so faßte Hirschfeld im Rückblick das Fazit ihrer Überlegungen zusammen, »aus ihrer Veröffentlichung leicht ein beruflicher Schaden erwachsen — ich war damals eben erst 28 Jahre alt, frisch in Charlottenburg niedergelassen und festangestellter Arzt an einer staatlichen Manufaktur. So nannte ich mich denn — aus welchem Grund ich gerade dieses Pseudonym wählte, ist mir nicht mehr erinnerlich — Th. Ramien, allerdings nur auf dem Titelblatt der ersten Auflage, in keiner späteren Veröffentlichung und mit dem ausdrücklichen Ersuchen an Spohr, daß er jedem, der sich mündlich oder schriftlich mit mir in Verbindung setzen wolle, meinen wahren Namen mit Anschrift ohne vorherige Anfrage mitteilen solle.« (Hirschfeld 1986, S. 50)

Kennenlernen sollten sie sich erst im Frühjahr 1897. Über ihre erste Begegnung berichtete Hirschfeld: »Am 15. Februar 1897 fuhr ich nach Leipzig, um Spohr persönlich kennenzulernen. Auf der Eisenbahnfahrt dorthin kam mir der Gedanke, eine kurze Zusammenfassung der Gründe niederzuschreiben, aus denen sich meines Erachtens sowohl für die öffentliche Meinung als auch für die gesetzgebenden Körperschaften die Unhaltbarkeit des § 175 ergeben müßte. Es war unsere alte, neuerdings wieder im gleichem Wortlaut in Umlauf gesetzte Petition. Ich legte dieses Schriftstück Spohr vor, der, wie man zu sagen pflegt, Feuer und Flamme war. Er erbot sich, um die für den Vertrieb der Petition notwendigen Mittel zusammenzubringen, sogleich an einige Herren heranzutreten, bei denen er eine lebhafte Anteilnahme an unseren Ideen voraussetzen zu können glaubte. Ich wollte mich inzwischen bemühen, einige Namen von Bedeutung als erste Unterzeichner zu gewinnen. Beides geschah.«(Hirschfeld 1986, S. 53)

Vereinbart wurde eine Arbeitsteilung bei der Bewältigung jener für das WhK zu erledigenden Aufgaben. Hirschfeld war für Ausarbeitung und Vertrieb der Petition (und sie flankierender Druckschriften) verantwortlich, Spohr kümmerte sich um Drucklegung und Verwaltung der Mittel. Darüber hinaus hat er aber auch aktiv Unterzeichner für eine 1897 den gesetzgebenden Körperschaften überreichte Petition geworben, die dafür plädierte, sexuelle

[14] So zum Beispiel als Anmerkung in: Ulrichs, C.H., *Vindicta*. 2. Aufl. Leipzig: Spohr 1898, S.23

Akte zwischen Personen desselben Geschlechts nur dann unter Strafe zu stellen, »wenn sie unter Anwendung von Gewalt«, »an Personen unter 16 Jahren« oder »in einer öffentliches Ärgernis erregenden Weise« vollzogen werden. (Vgl. Taeger und Lautmann 1992, S. 243) Überliefert ist ein Brief Spohrs an den Schriftsteller Ernst von Wildenbruch, mit dem es tatsächlich gelang, den bekannten konservativen Hofdichter und Freund Kaiser Wilhelms II. für die Unterstützung des WhK zu gewinnen. (Herzer 1992, S. 57) Mutatis mutandis hat Spohr auch jene Leipziger Persönlichkeiten angesprochen, die bis zum Jahr 1904 die Petition unterzeichneten: die Professoren der Leipziger Medizinischen Fakultät Barth, Flechsig und Sattler; den Musikdirektor Judassohn; die Rechtsanwälte B. und D. Freytag, Große, Welcker; den Rechtsanwalt beim Reichsgericht, Justizrat Hacke; den an der Leipziger Oper gefeierten Sänger Ludwig Wüllner, um nur einige zu nennen.[15]

Die Petition des WhK war Anlaß, 1898 im Reichstag über eine Reform des § 175 RStGB zu beraten. Sie wurde abgelehnt. In den Folgejahren versuchte das WhK, genauer: versuchten Hirschfeld und Spohr, die Öffentlichkeit mit Publikationen und Vorträgen für die Notwendigkeit einer Reform des Homosexuellenstrafrechts zu sensibilisieren. Der Spohr-Verlag wurde so etwas wie der »Hausverlag« des WhK. (Herzer 1997, S. 40) Hier erschienen die Druckschriften zu den ersten Kampagnen gegen den § 175: 1898 Hirschfelds Broschüre *§ 175 des Reichsstrafgesetzbuchs. Die homosexuelle Frage im Urteile der Zeitgenossen*, 1899 folgte ohne Nennung des Autors: *Laster oder Unglück? oder: Besteht der § 175 des deutschen Reichs-Strafgesetzbuches zu Recht?* und schließlich 1901 die von Hirschfeld verfaßte Flugschrift *Was soll das Volk vom dritten Geschlecht wissen?*

Spohrs Aktivitäten als Verleger schwuler Emanzipationsliteratur und als Mitbegründer des WhK warfen (schon) für Zeitgenossen die Frage auf nach den Motiven seines außergewöhnlichen Engagements. Waren es kommerzielle Gründe oder war es der Umstand, selbst homosexuell zu sein, der ihn bewog, sich rückhaltlos für die Rechte schwuler Männer einzusetzen? Hirschfeld ging in seinen aus Anlaß des 25jährigen WhK-Jubiläums aufgezeichneten Erinnerungen auf diesbezügliche Spekulationen ein. Geschäftliche Gesichtspunkte seien es nicht gewesen (beispielsweise habe sich das Jahrbuch schlecht verkauft). Noch weniger kämen persönliche Gründe in Betracht. »Mit seiner ausgezeichneten Gattin und drei blühenden Söhnen führte er, von anderweitigen Empfindungen ungetrübt, das glücklichste Familienleben. Was ihn veranlaßte, an unserem Kampfe mit solcher Begeisterung teilzunehmen, vor allem auch die nichts einbringenden Jahrbücher, deren Herausgabe ihn mit berechtigtem Stolz erfüllte, immer weiter zu führen, war die starke Überzeugung, im Dienste einer großen Idee zu wirken.« (Hirschfeld 1986, S. 52)

»Große öffentliche Volksversammlung« — Aktionen zum Fall des § 175 in Leipzig nach der Jahrhundertwende

Auf das Scheitern der Bemühungen zur Reform des §175 im Reichstag reagierte das WhK mit der Herausgabe von Traktaten und der Veranstaltung zahlreicher Vorträge. Über die Öffentlichkeit sollte Druck auf das Parlament ausgeübt werden. In einer Zeit ohne Radio und Fernsehen kam dem gesprochenem und geschriebenem Wort in der politischen Auseinandersetzung eine weit größere Bedeutung zu als heute.

Die Organisation von Vorträgen war nicht immer einfach. Nicht nur daß öffentliche Veranstaltungen beim Rat der Stadt zur Genehmigung angemeldet werden mußten, bei der geplanten Erörterung von Fragen der »conträren Sexualempfindung« setzten sich Veranstalter zugleich auch dem Verdacht aus, Moral und Sittlichkeit zu gefährden, hatten also mit einem Verbot zu rechnen.

Dem Polizeiamt Leipzig erschienen die Aktivitäten des WhK in der Messestadt als suspekt, wie einem 1902 (?) angelegtem Dossier »Die Bewegung zur Aufhebung des § 175 RStGB«[16] zu entnehmen ist. Vorträge wurden abgelehnt bzw. genehmigte von Polizeispitzeln überwacht. Genehmigt wurde beispielsweise ein von Max Spohr beantragter Vortrag des erblindeten Rezitators Eduard Bunzler (Name schwer zu entziffern - G.) »Die Ausgestoßenen der Gesellschaft oder das dritte Geschlecht«. Er fand am 28. Juli 1902 im Restaurant *Eldorado* (Pfaffendorfer Straße) statt. Nach dem

[15] Weitere Leipziger Persönlichkeiten, die die Petition des WhK unterzeichneten siehe: 19. Bericht der Kommission (des Reichstags) für Petitionen. Drucksache No. 407 Reichstag, 11. Legislaturperiode, 1. Session 1903/1904.

[16] Akten des Polizeiamts Leipzig, betreffend die Bewegung zur Aufhebung des § 175 des RStGB. StAL/PP-V 3985

fünf Seiten umfassenden Bericht eines Polizeispitzels waren etwa 250 Personen anwesend.

Abgelehnt wurde wenige Monate später ein geplanter Vortrag Hirschfelds, obwohl der Antragsteller, das Mitglied des WhK Egon Eickhoff aus Leipzig-Lindenau, möglichen Einwänden vorbeugend, in seinem Antrag geschrieben hatte: »An den Anschlagsäulen gedenken wir in folgender Weise zum Besuch einzuladen: Große öffentliche Volksversammlung, Vortrag über das dritte Geschlecht. Zur Aufklärung über die homosexuelle Frage, am 4. Dezember abends 8 Uhr in der Alberthalle des Kristallpalastes. Den Vortrag hält der Herausgeber des *Jahrbuchs für sexuelle Zwischenstufen*, Dr. med. Hirschfeld, eine Autorität auf diesem Gebiet. Im Anschluß daran Diskussion. Sanitätsrat Dr. Näcke aus Hubertusburg wird höchstwahrscheinlich den Vorsitz führen.«[17] Auch ein weiterer Vortrag Hirschfelds, beantragt von dem Berliner Mitglied des WhK, dem Fotografen Heinrich Lichte, wurde nicht genehmigt. Hirschfeld sollte am 22. Februar 1904 im großen Saal des Leipziger Zentralpalastes sprechen zum Thema »Die homosexuelle Frage und der § 175«. Obwohl der Antragsteller ausdrücklich hervorgehoben hatte, der Vortrag erfolge »in durchaus diskr[illegible] Art« und habe »bisher in Berlin, Frankfurt/M, Dresden nicht den geringsten Anstoß erregt«, scheint dem Rat der Stadt das Thema zu heikel gewesen zu sein. Der Antrag wurde mit dem Hinweis abgewiesen, er müsse von einem Leipziger Bürger eingereicht werden.[18]

Hirschfeld erhielt am 16. März 1907 Gelegenheit, im Blauen Saal des Kristallpalastes zum Thema *Vom Wesen der Liebe* zu sprechen. Dem zwölfseitigem handschriftlichen Bericht des Polizeispitzels ist u.a. zu entnehmen, daß sich »ca. 300 Personen versammelt (hatten), darunter etwa der vierte Teil weiblich. Die Personen dürften zum großen Teil besser situierten Kreisen angehört haben. Der Unterzeichnete bemerkte u.a. einige ihm bekannte Ärzte von hier. Auch dürften sich eine Anzahl von Studenten unter den Zuhörern befunden haben.«[19]

Nach 1907 scheint es kaum noch Aktionen des WhK in Leipzig gegeben zu haben – zumindest finden sich keine entsprechenden Festhaltungen in dem eingangs erwähntem Dossier des Polizeipräsidiums; es wurde 1908 geschlossen. Eine Ursache könnte in der kritischen Situation zu suchen sein, in die das Komitee, insbesondere in die Hirschfeld u.a. durch seine Gutachten im Moltke-Harden-Prozess (vgl.u.a. Haeberle 1991) geraten war. Hinzukam die kritische bis äußerst kontrovers ausgetragene Debatte um seine Hypothesen zur Homosexualität unter ärztlichen Kollegen. Sie war keine nur interne Diskussion mehr, sondern hatte breite Kreise der Öffentlichkeit erreicht. Exemplarisch für die Konfrontation, die sich inzwischen abzeichnete, ist ein Bericht des *Leipziger Tageblattes* vom 18. November 1907. Die Zeitung zitierte den Psychiater Friedrich Leppmann, der sich in der *Ärztlichen Sachverständigen-Zeitung* zu der Frage: »Was haben wir Ärzte als Vertreter der Seelenforschung, der gerichtlichen Medizin und der öffentlichen Gesundheitspflege zur Homosexualität zu sagen« wie folgt geäußert hatte: »Zunächst einmal das eine, daß sich in der Tat die Wirksamkeit des *Wissenschaftlich-humanitären Komitees* in mancher Richtung mit der Bezeichnung ›Wissenschaftlich‹ nicht mehr recht verträgt. Uns liegen die Monatsberichte dieses Komitees vor. Sie enthalten gewissermaßen eine Materialsammlung und sind als solche in vieler Hinsicht schätzbar. Aber wenn in diesen Blättern aus Winkelzeitungen Anschuldigungen gegen diesen und jenen, deren exakte Prüfung großenteils unmöglich ist, abgedruckt werden, so ist dies sehr unwissenschaftlich, im Gegenteil, für wissenschaftliche Zwecke nur verwirrend wirkendes Material, auf Deutsch: Klatsch. Und nun das andere: die öffentliche Erörterung des Homosexualitätsproblems überhaupt [...] Diese Aufklärungsarbeit wuchs allmählich zu einer wahrhaft werbenden Tätigkeit für die Homosexualität [...] Kaum fand man eine Litfaßsäule, an der kein Vortrag über das Thema der gleichgeschlechtlichen Liebe angekündigt, kaum kam ein Buchhändler-Schaufenster, in dem nicht mehrere Bände darüber ausgelegt sind.« Diese Propaganda sei schädlich, leiste der Verführung, Verirrung und Versuchung Vorschub. »Die allgemeine Entrüstung [scheint ihr] einen Damm entgegenzubauen«; das sei, so Leppmann, »ein wirklicher und hoffentlich bleibender Nutzen.«[20]

Es gab auch Gegenstimmen, es gab unter den Ärzten Kollegen, die Hirschfeld und das Anliegen des WhK unterstützten. In Leipzig war es vor allem Hermann Rohleder (1866-1934), ein

[17] Ebenda.

[18] Ebenda.

[19] Ebenda. Der Bericht wurde inzwischen veröffentlicht in: *Mitteilungen der Magnus-Hirschfeld-Gesellschaft*, Nr. 14, 1989, S. 38-43.

[20] *Leipziger Tageblatt* vom 18.11 1907. StAL PP-V 3985

praktischer Arzt, Wundarzt und Geburtshelfer, der sich 1894 in Leipzig-Gohlis niedergelassen hatte (ab 1903 nannte er sich Spezialarzt für Haut- und Harnleiden). Rohleder zeichnete neben einer großen praktischen Erfahrung in sexualmedizinischen Fragestellungen ein breites theoretisches Wissen aus. Mit Iwan Bloch und Albert Moll zählte er zu den herausragenden Persönlichkeiten der Sexualforschung im Deutschland der Jahrhundertwende. Bereits 1896 hatte er die Herausgeberschaft der im Jahr vorher von Ewald Paul in Leipzig begründeten ersten sexuologische Zeitschrift *Vita sexualis* übernommen und damit zu erkennen gegeben, daß die bis dahin verpönte Beschäftigung mit sexuellen Fragen enttabuiert und von einer systematischen Forschung abgelöst werden sollte. Die Zeitschrift scheiterte noch im gleichen Jahr. Auch die 1908 mit Hirschfeld und Kraus ins Leben gerufene *Zeitschrift für Sexualwissenschaft* — sie kam im Georg Wigand's Verlag Leipzig heraus — mußte noch im gleichen Jahr ihr Erscheinen wieder einstellen. Auch wenn sein Hauptaugenmerk Fragen der künstlichen Befruchtung galt, (vgl. Hommel 1994) wußte er — allein schon wegen seiner praktischen Tätigkeit — um die Probleme Homosexueller, wie er auch regen Anteil am wissenschaftlichen Diskurs nahm. Er sah Hirschfelds Position kritisch, stimmte ihm jedoch in der Annahme zu, daß die Homosexualität eine »biologische Sexualvariante, eine Spielart der Natur« sei. »[Der] Verfasser muß nach seinem Beobachtungsmaterial von Homosexuellen während fast 28jähriger Tätigkeit an diesem Standpunkt festhalten«, bekräftigte er ausdrücklich. (Rohleder 1922, S. 21)

Angesichts der Angriffe, aber auch angesichts der gegen Hirschfeld laufenden Prozesse beschloß das WhK, bis auf weiteres die wissenschaftliche Arbeit in den Vordergrund zu stellen. Als 1907 die Petitionskomission des Reichstags erneut eine Reform des § 175 ablehnte, wurde festgelegt, sich in Abänderung der Petition in Zukunft darauf beschränken zu wollen, nicht schlechthin die Aufhebung des § 175 zu fordern, sondern lediglich für die Straffreiheit solcher Personen zu plädieren, die derartige Handlungen auf Grund einer konstitutionellen Anlage bzw. Anomalie begangen haben.

Mit dem Ausbruch des Ersten Weltkriegs kamen alle Bemühungen zur Reform des § 175 zunächst erst einmal zum Stillstand.

3. Schwules Leben im Leipzig der Weimarer Republik

Die Gemeinschaft Wir und die Ortsgruppe Leipzig im Bund für Menschenrecht

Nach dem Zusammenbruch des Kaiserreichs versuchte die erste deutsche Demokratie, die gerade errungene Liberalität gegen die alten Autoritäten zu verteidigen. Vor- und Freidenker stritten gegen Royalisten und Militärs. Der Marxismus eroberte die Salons, Massenstreiks der Arbeiterschaft beherrschten die Straßen. Jugendbewegtheit befreite die Körper von Kleidern. Frauen setzen nicht nur in der Mode neue Signale, sie entdeckten auch ihr eigenes Geschlecht als Attraktion. Auch homosexuelle Männer glaubten, nunmehr sei die Stunde gekommen, ihre Situation zu ändern. In großen und kleineren Städten kam es zu Gruppenbildungen unter Namen wie *Club der Freundinnen und Freunde* oder *Freundschaftsclub*. Magazine und Zeitschriften wurden gegründet, hier erschienen nun auch Anzeigen einschlägiger Lokale. Beides war vorher nicht möglich gewesen, da jede öffentliche Werbung für ein Lokal oder eine Veranstaltung der Invertierten der Polizei als Anlaß für eine Razzia oder für ein Verbot gedient hätte.

Auch in Leipzig schien die Homosexuellen eine wahre Euphorie erfaßt zu haben. Spontan kam es zur Gründung von »Freundschaftsvereinen«. Ihre genaue Zahl ist nicht bekannt. Sie wird auch kaum zu rekonstruieren sein, da entsprechende Unterlagen in den städtischen Archiven nicht vorhanden sind. Einige Vereine schienen sich, kaum daß sie ihre Gründung bekannt gegeben hatten, auch schon wieder aufgelöst zu haben. Geblieben sind lediglich Namen in Anzeigen und Berichten in der einschlägigen Presse, wie: Gesellschaft *Grüne Nelke* (Antonstraße 6), *Club Harmonie* (er annoncierte mit dem Vermerk: Nur rechtschaffene, gebildete Leute des Mittelstandes, jedes Alters. Postlagerkarte 788, Leipzig 1), Club der Freunde, Club Leipzig, Verein Frohsinn und andere. Nur über zwei, die Gemeinschaft *Wir* und den *Freundschaftsclub Leipzig*, wissen wir etwas mehr.

Bruno Vogel und die »Gemeinschaft Wir«

»Ernstgemeinte Invertierte sowie objektiv an der Invertiertenbewegung interessierte Herren werden gebeten, sich zwecks Einführung an unsere Anschrift Postlagerkarte 222, Leipzig Hauptpostamt zu wenden«, so lautete der Text einer Anzeige, die ab 1922 im *Freundschafts-*

blatt erschien. Der nicht genannte Inserent war die »Gemeinschaft Wir« — eine Gruppe, die (vermutlich) ein Jahr zuvor Bruno Vogel (1898-1987) gegründet hatte. Der gebürtige Leipziger war zu dieser Zeit Student der Universität, später sollte er durch sein schonungslos antimilitaristisches Buch *Es lebe der Krieg! Ein Brief* und den homoerotischen Roman *Alf* bekannt werden. »Unsere kleine Gruppe ›Wir‹ wollte regional in der gleichen Weise wirksam werden wie das WhK«, berichtete er Jahrzehnte später Charlotte Wolff, der Biographin Hirschfelds, die ihn interviewte. (Wolff 1986, S. 423) Er habe in Leipzig einfach ein Restaurant gesucht, wo sich Leute seiner Art regelmäßig treffen konnten. Und er war so umsichtig, die Polizei von seinem Unternehmen zu informieren. Der Treffpunkt sei ein Ort gewesen, wo Gymnastik betrieben wurde, aber auch ernsthafte Diskussionen stattfanden. »Es war ein Ort, wo man so gut wie alle Dinge tun konnte, so auch tanzen und unsere mehr intimen ›Übungen‹. Doch in erster Linie war *Wir* ein seriöses Unternehmen und genoß bald innerhalb wie auch außerhalb Leipzigs Anerkennung«. (Wolff 1986, S. 421; Übers. d. Verf., G.) Zwar verzeichnete Anfang der zwanziger Jahre ein *Internationaler Reiseführer* — er listete für Deutschland und das Ausland Orte in alphabetischer Reihenfolge auf, »in denen sich Freundschaftsbünde, Verkehrslokale, Hotels, Pensionen usw. befinden, die anständigen Invertierten ein Heim bieten können«[21] — noch eine Ortsgruppe von *Wir* in Chemnitz, doch scheint sich die Gemeinschaft mit ihren Aktivitäten vor allem auf Leipzig konzentriert zu haben. Von der Polizei der Messestadt habe er nichts zu befürchten gehabt, so Vogel. Zwar hätte es einmal eine Razzia gegeben, die habe jedoch nicht dem Verein, sondern rechtsradikalen Besuchern gegolten. Persönlich brachte sie ihn allerdings in Verlegenheit, da er in Gesellschaft eines »jungen, etwas heruntergekommenen Mannes« war, den er irgendwo aufgegabelt hatte. Glücklicherweise war es Vogel möglich, »ihn in der Toilette in einen sauberen Anzug zu stecken, der ihn weniger ›verdächtig‹ aussehen ließ. Der Polizist war nicht gekommen, um etwas gegen das Treiben der Gruppe zu unternehmen, er wollte einen der Rechtsradikalen wegen Mordverdachts festzunehmen [...] *Wir* wurde wieder in Ruhe gelassen.« (Wolff 1986, S. 421; Übers. d. Verf. G)

In seiner Tätigkeit scheint *Wir* recht rege gewesen zu sein, wie aus Anzeigen von Veranstaltungen ablesbar ist. Im Zeitraum August 1922 bis Februar 1923 wurden angeboten:

29. August 1922: Vortragsabend »Homoerotik in der Literatur«

12. September 1922: Vorlesung aus Kurt Hillers *§ 175. Die Schmach des Jahrhunderts*

19. September 1922: Sagitta's *Bücher der namenlosen Liebe*

26. September 1922: Unterhaltungsabend

10. Oktober: Vortrag: Dantes Weltanschauung und das Problem des Eros

15. Oktober 1922: Tagesausflug nach Naumburg, Schulpforta, Bad Kösen, Rudelsburg

17. Oktober 1922: Eigenes eines Eigenen

24. Oktober 1922: Unterhaltungsabend

31. Oktober 1922: Vorlesung aus Platens Tagebüchern (mit Erläuterungen)

7. November 1922: Mitgliederversammlung

21. November 1922: Diskussionsabend: Haben wir eine Invertiertenbewegung?

2. Dezember 1922: Indische Nacht (mit Kostümen)

6. Dezember 1922: Monatsversammlung

12. Dezember 1922: Vortrag: Haben wir eine Invertiertenbewegung? Mit Diskussion

19. Dezember 1922: Vorlesung: Heinrich Heine, Bäder von Lucca

26. Dezember 1922: Gemütliche Zusammenkunft.

13. Januar 1923: Werbeabend

23. Januar 1923: Zusammenkunft/Diskussion

30. Januar 1923: Der Invertierte und seine Stellung in der Sozialpolitik

6. Februar 1923: Monatsversammlung[22]

Auch Hirschfeld hatte von *Wir* erfahren. »Er war« — so Vogel — »sehr interessiert an der Arbeit von ›Wir‹.« (Wolff 1986, S. 423) Zur Naturforschertagung in Leipzig im September 1923 sei er »recht neugierig« in die Messestadt gefahren, um mit Bruno Vogel bekannt zu werden. Für die Mitglieder von *Wir* hielt er schließlich einen Vortrag im Rosental-Casino

[21] *Der Internationale Reiseführer*. Berlin: Karl Schulz 1920-21. Herzer gebührt das Verdienst, dieses Rarum nach dem in der Deutschen Staatsbibliothek Berlin befindlichem Original (Sign.: Ps 4574) reproduziert und damit für eine breite Benutzung zugänglich gemacht zu haben. MH (d.i. Manfred Herzer), Spartacus Gay Guide 1920. In: *Capri*, H.4, 1991, S.29 - 43.

[22] Zusammengestellt nach Anzeigen in *Die Freundschaft*, *Der Eigene*, *Blätter für Menschenrecht*. Die Durchsicht der Zeitschriften hatte freundlicherweise Alf Preißler, Dresden, übernommen, dem ich dafür an dieser Stelle herzlich danken möchte.

über den gegenwärtigen Stand des Invertiertenproblems. Die *Neue Leipziger Zeitung* berichtete darüber unter anderem: »Die Erörterung dieser Frage kann in diesem Jahr einen Gedenktag feiern. Vor 25 Jahren wurde das *Wissenschaftlich-humanitäre Komitee* gegründet, das sich ein nicht hoch genug anzuerkennendes Verdienst dadurch erworben hat, daß es sich vor allem die Aufklärung des Volkes durch populäre Schriften [...], der Gelehrten durch wissenschaftliche Veröffentlichungen [...], durch Vorträge, Petitionen, Veranstaltung öffentlicher Versammlungen usw. angelegen sein läßt«.[23]

Nach 1923 verliert sich die Spur von *Wir*. Es ist möglich, ja sogar sehr wahrscheinlich, daß sich die Gruppe, wie andere Vereine auch, einer neuen Organisation, dem aus dem *Deutschen Freundschafts-Verband* hervorgegangenem *Bund für Menschenrecht* angeschlossen hat.

Leipzigs Schwule im Bund für Menschenrecht

Der *Deutsche Freundschafts-Verband* ging hervor aus dem *Berliner Freundschaftsbund*. Am 29. August 1919 hatte sich der Berliner Verein mit lokalen Gruppen u. a. aus Frankfurt/M, Hamburg und Stuttgart zum *Deutschen Freundschafts-Verband (DFV)* zusammengeschlossen. (Krasch-Haack 1924, S. 26) Im Jahr 1921 hielt er mit allen Vereinen, darunter nun auch der *Leipziger Freundschaftsbund*, seinen ersten Verbandstag in Kassel ab; ein Jahr später wurde der Berliner Unternehmer und Schwulenaktivist Friedrich Radszuweit (1876-1932) zu seinem ersten Vorsitzenden gewählt.

In der Messestadt trat der DFV am 1. und 2. April 1923 zu seiner dritten Jahrestagung zusammen. Nach Angaben des Veranstalters nahmen daran 19 regionale Vereine teil, die 2780 Mitglieder repräsentierten. Das Treffen wurde später als »Markstein in der Geschichte der Gesamtbewegung« bewertet.[24] Was war geschehen? In Leipzig wurde beschlossen, den Namen zu ändern und sich fortan *Bund für Menschenrecht e.V. (B.f.M.)* zu nennen. Diese Namesänderung hatte programmatischen Charakter. Sie signalisierte das Ziel: sich für ein elementares Menschenrecht einsetzen zu wollen, das bislang einer bestimmten Gruppe vorenthalten wurde, nämlich: seinen Intimpartner frei und ohne Angst vor strafrechtlicher Verfolgung auch aus den Reihen des eigenen Geschlechts wählen zu können. Radszuweit wurde in Leipzig zum I. Bundesvorsitzenden gewählt. Dieses Amt behielt er bis zu seinem Tod 1932. Außerdem wurde beschlossen, daß die von Radszuweit begründete und in seinem Berliner Verlag erscheinende Zeitschrift *Blätter für Menschenrecht* ab sofort das offizielle Organ des B.f.M. sein sollte.

Während das WhK Hirschfelds sich als Aktionskomitee verstand, das, basierend auf wissenschaftlichen Einsichten in das Wesen der Homosexualität, Protestaktionen gegen den § 175 organisierte, ging der Anspruch des B.f.M. weiter. Der Verein wollte eine Massenorganisation für den »gewöhnlichen« Homosexuellen sein. Von Anfang an ließ er die Absicht erkennen, im Kampf wider den § 175 die politische Führung übernehmen, also die Homosexuellen-Bewegung in Deutschland leiten zu wollen. »Wie müssen siegen und werden siegen, wenn wir wollen«, heißt es 1924 in einer Kampfschrift des B.f.M. »Wir müssen uns rühren. Petitionen über Petitionen, Resolutionen über Resolutionen müssen wir eingeben. An die Regierung müssen wir uns wenden, an die Parlamente, an die Behörden, immer und immer wieder. Man muß wissen, daß wir noch leben und nicht tot zu kriegen sind. Wir wollen Rechte als Bürger eines Staates, nicht nur Pflichten [...] Wir müssen kämpfen bis wir siegen, bis wir unser Recht haben, das Recht, das jeder Bürger im Staate fordern kann. Persönliche Freiheit der freien Persönlichkeit.« (Leipzig 1924, S. 13)

Allerdings beschränkte sich der B.f.M. nicht auf politische Aktionen. Er organisierte auch Freizeitveranstaltungen, Ausflüge, Tanztees, Bälle und andere Geselligkeiten. Darin ist sicher auch ein Grund zu sehen für den großen Zulauf. Die Mehrheit der in Deutschland existierenden regionalen Homosexuellen-Vereine, Gruppen und Grüppchen trat dem B.f.M in den Folgemonaten bei. Die besonderen Namen, die sie sich gegeben hatten, ließen sie fallen und nannten sich Ortsgruppe XY des Bundes für Menschenrecht. Die Ortsgruppe Leipzig gab als Postanschrift an: Anfragen nur Lagerkarte 520, Leipzig C1. Ihr Treffpunkt war das Lokal *Zum Mägdebrunnen*, Roßplatz 9. Im Jahr 1929 zählte der Vorstand des Vereins die Leipziger Gruppe zu den »großen unerschütterlichen Ortsgruppen« — wie die von Berlin, Breslau,

[23] Neue Leipziger Zeitung vom 23. September 1923.

[24] *Blätter für Menschenrecht* (BfMR), 10.Jg., Nr.4/5, 1932, S.12.

Frankfurt/M, Hamburg, und Weimar.[25] Zwei Jahre später konnten die Leipziger auf ein zehnjähriges Bestehen zurückblicken. »Nichts lag näher«, hieß es in einer kurzen Notiz, »als diesen Tag durch eine Feier festlich zu begehen. Friedrich Radszuweit, der 1. Bundesvorsitzende, erfüllte unsere Bitte, die Festrede zu übernehmen und es ist wohl nicht zuletzt seinen glänzenden Ausführungen zu danken, daß unsere Feier einen solch erhebenden Verlauf nahm. Durch Ausschmückung des Saales mit frischen Lorbeerbäumen, passender Dekoration war der feierliche Rahmen für eine wirkliche Feier geschaffen und fast erwies sich der Saal als zu klein, doch mit einigem guten Willen konnte man auch die vielen Gäste unterbringen. Friedrich Radszuweit gab zuerst einen kurzen Überblick über den Stand unserer Bewegung, welche Aussichten bestehen, und daß gerade im augenblicklichen Stadium alle Kräfte angespannt werden müssen, um die Stoßkraft der Bewegung beizubehalten.«[26]

Keine Rolle dürfte in Leipzig der Homosexuellenbund *Gemeinschaft der Eigenen* (GdE) gespielt haben. Die kleine Gruppe um den Schriftsteller Adolf Brand (1874-1945) hatte sich bereits 1903 in Opposition zum WhK gegründet und propagierte in ihren Veröffentlichungen, vor allem in der von Brand herausgegebenen Zeitschrift *Der Eigene*, ein an militärischen Tugenden und herber Männlichkeit orientiertes Bild vom »echten« Mann. Zwar berichtete Brand 1919, daß neben Hamburg auch in Leipzig »eine lebensfrohe Vereinigung junger Studenten« einen Zweigverein der GdE außerhalb Berlins bilden wolle, (Herzer 1997, S. 89) doch scheint es bei dieser Absichtserklärung geblieben zu sein, denn in den Folgejahren gibt es keinerlei Hinweise auf eine lokale Gruppe in Leipzig. Im Jahr 1926 erschien in *Der Eigene* noch einmal eine Anzeige, in der es hieß: »Leipziger Tafelrunde. Den Herren Akademikern, die sich für das Zustandekommen des Planes interessierten, hiermit zur Nachricht, daß der Kunstmaler, der die Leitung übernehmen wollte, studienhalber jetzt in Ungarn weilt. Er bedauert sehr, daß er zu der vorgeschlagenen Besprechung nicht erscheinen konnte. Ich muß die Leitung jetzt einem anderen Mitglied übertragen. Neue Anmeldung bitte ich unter obiger Kennmarke zu besorgen. A. D«[27] Auch dieser Kreis tritt in den Folgejahren nicht in Erscheinung, scheint also nicht zustande gekommen zu sein. Eine Ortsgruppe der GdE unter dem Namen Tafelrunde konnte bisher nur für Dresden nachgewiesen werden. Damit wird bestätigt, was bereits aus anderen Untersuchungen bekannt ist: Auch in der Weimarer Republik blieb die GdE das, was sie vor dem Ersten Weltkrieg war: ein Privatverein des Schriftstellers Adolf Brand. (Herzer 1997, S. 49 ff.)

»Einschlägige« Lokale und Kneipen — Leipzigs »Brutstätten der Unzucht«

Neben den Vereinen waren Kneipen und Lokale gesellschaftliche Treffpunkte Homosexueller. Sie hat es zu allen Zeiten gegeben. Eines der ältesten Schwulen-Lokale Leipzigs befand sich in der Nähe des Bayrischen Bahnhofs. In der Nacht zum 17. September 1911 wurden die Gäste (wieder einmal) von einer Razzia überrascht. Unter Führung eines Kriminalkommissars habe, so meldeten die *Neuesten Nachrichten*, »eine starke Patrouille der Kriminalpolizei in der Nacht zum Sonntag ein Ball von solch Personen gestört, die sich wegen § 175 des Str.G.B. schuldig machten. Er wurde in einem kleinen Lokal nahe der Nürnberger Straße abgehalten. Dabei wurden als Frauen verkleidete Mannspersonen angetroffen, die zum Teil kostbare Toiletten trugen, mit Schmucksachen überreichlich behangen waren und täuschende Ähnlichkeit mit Frauen hatten. Zur Vermeidung weiteren Unfugs wurden die ›Dämchen‹ nach dem Polizeiamt sistiert, wo ihre Umkleidung veranlaßt und sie am nächsten Morgen für das Album photographiert, dann aber entlassen wurden.«[28]

Bei dem »kleinen Lokal nahe der Nürnberger Straße« handelte es sich um den *Rothenburger Krug*, Sternwartenstraße 16. Nach 1918 warb es offen in einschlägigen Zeitschriften, empfahl sich als »Urgemütliches Lokal für Freunde und Freundinnen!« Ob die Adresse Sternwartenstraße tatsächlich eine Empfehlung war, ist zu bezweifeln. Das Viertel von Königsstraße, Sternwartenstraße, Seeburgstraße (von Leipzigern auch verächtlich »Seepiepe« genannt) und Johannisthal gehörte zu den traditionellen Armenvierteln der Messestadt, im 19. Jahrhundert hieß es das »wilde Viertel.«[29] Hier war die billige Bordell- und Straßenprostitution zu

[25] BfMR, 7. Jg., Nr.1, 1929, S.16.

[26] BfMR, 9. Jg., Nr.2, 1931, S.5.

[27] *Der Eigene*, H. 8, 1926/27 (ohne Seitennumerierung).

[28] Polizeilich aufgehobenes Ballvergnügen. *Neueste Nachrichten* vom 18.9.1911. StAL PP-V 3985.

[29] Semming, H., Das wilde Viertel in Leipzig. In: *Der Leuchtturm*, Jg. 2, 1847, S.17 – 21.

Hause (Richter 1932, S. 68 ff.) der Rothenburger Krug lag also mitten »im Milieu«.

Dem Bericht eines selbsternannten lokalen Sittenrichters lassen sich einige interessante Details zum Treiben im *Rothenburger Krug* entnehmen. So heißt es in dem von ihm 1921 herausgegebenen Lokalblatt — es trug den beziehungsreichen Titel *Die Fackel* — unter anderem: »Schon seit langem beobachte ich den Rothenburger Krug, an dem ich ein reges Interesse habe und der durch seine schönen Plakate sich dadurch Gäste zu erwerben sucht, indem er Einladungen an Freundinnen erläßt und zu einem Freundschaftsbund auffordert. Die Veranlassung wird wohl eine in Berlin erscheinende Wochenschrift gewesen sein, für welche in dem Lokal durch Plakate usw. Propaganda gemacht wird. Die Besucher dieser Stätte sind eigenartige Gestalten, die durch ihr weibisches Benehmen und Kleidung auffallen. Auch bei vielen ist der Gesichtstypus eigenartig, doch ist hier wohl anzunehmen, daß es sich um Ausländer, meistens Russen handelt. Obwohl Mittwochs Vereinsabende stattfinden, herrscht doch der regste Verkehr sonnabends. Da kann man zahlreiche Anhängerinnen der lesbischen Liebe sehen, die mitunter auch in Männerkleidung erscheinen. Die Person am Klavier singt dann mit einer auffallend hohen Stimme Lieder, so daß man nicht recht klug daraus wird, wer sich in dieser Kleidung verbirgt, ob Mann oder Weib. Anstößig geht es im großen und ganzem dort nicht zu, auch sind die Besucher frei von Zoten. Nach Schließung der Gaststätte entrollt sich das eigentliche Leben. Es gibt in der Sternwartenstraße verschiedene Zimmer für die zügellosesten Ausschweifungen bis in die frühen Morgenstunden hinein.«[30]

Ein anderes Lokal warb mit der Anzeige »Leipzig! Wo treffen wir uns? In der gemütlichen Albertsburg, Albertstraße [heute Riemannstraße] 11«. Mit dem Hinweis »Gediegene Einrichtung, billige Speisen und Getränke« und dem Zusatz »Freitags: Klubabend der *Gesellschaft Grüne Nelke*« animierte das Restaurant Seifert, Antonstraße 6, »alle Freunde und Freundinnen« zum Besuch.

Stammlokal der Leipziger Homosexuellen war das Restaurant *Zum Mägdebrunnen*, Roßplatz 9. Hier war täglich Tanz, häufig gab es »Bälle der Invertierten«. Mit Anzeigen, wie »Nur einzig im Zentrum Leipzig, Mägdebrunnen Diele (Italienische Nacht). Treffpunkt aller Meßbesucher. Großstadtbetrieb! Gute Küche, ff. Weine. Alles da am Roßplatz Nr.9, Saal im 2.Hof«, lockte es neben Einheimischen auch Messebesucher. Dem uns schon bekannten Sittenrichter muß es als wahres Sodom und Gomorrha erschienen sein. In seiner *Fackel* läßt er einen jungen Döbelner zu Wort kommen, der von einem Leipziger Homosexuellen in den *Mägdebrunnen* »verschleppt« wurde. Wir lesen: »Von der Petersstraße nach der Promenade zugehend begegnete mir ein junger Mensch, der mich um Feuer bat. Bereitwilligst [sic!] kam ich diesem Wunsch nach, und dieser knüpfte mit mir ein Gespräch an, er lud mich ein, mit ihm nach dem *Mägdebrunnen* zu gehen, und da mir das Lokal unbekannt war und ich annahm, daß es sich um ein Tanzlokal handelte, willigte ich ein. Dort angekommen, führte mich dieser junge Mann durch zwei schmale Höfe, bei deren Passieren mir schon ganz unheimlich wurde. Ich vernahm schließlich Musik, Gekreisch und Gejohle, so daß sich meine Bedenklichkeit schließlich legte. Beim Betreten des Saales bot sich mir ein widerwärtiges Bild: ein Krüppel trat vollständig nackt als Akrobat auf, d. h. er markierte die Sache, nachdem verkaufte dieser Bücher und Zeitungen. Die Gesellschaft bestand durchweg aus Herren, eine Anzahl war in Damenkleidung. Mein Begleiter verlangte auf meine Kosten zu essen, er forderte Zigaretten und letzten Endes eine Flasche Wein von mir bezahlt. Da ich inzwischen merkte, daß ich in eine abnorme Gesellschaft geraten war, lehnte ich die verlangte Flasche Wein ab. Man hielt mich schließlich auch für einen homosexuellen Menschen, denn die als Damen Verkleideten drängten sich auffällig an mich heran. Ich unterhielt mich alsdann mit einem andern Herrn, der mir erzählte, daß hier jeden Mittwoch, Donnerstag, Sonnabend und Sonntag Ball der Gesellschaft wäre. Von den

[30] Der *Rothenburger Krug*, Sternwartenstraße. In: *Die Fackel. Unparteiische Wochenschrift für Recht und Freiheit*, Nr.14, 1921, S.1. *Die Fackel* erschien 1920 und 1921. Nachgewiesen werden konnten 12 Hefte. Es ist nicht sicher, ob das Blatt nach 1922 weitergeführt wurde oder ob es (als Folge der Inflation ?) sein Erscheinen einstellte. Über den Herausgeber der *Fackel* Paul Berner, wohnhaft Leipzig-Schleußig, Stieglitzstraße 9, ist wenig bekannt. Er war vor 1920 Hausdetektiv im Warenhaus Gebr. Joske, Windmühlenstraße. In seinem Blatt pries er sich selbst als »genialer, scharfsinniger Kriminalist«. Das Ziel seines Revolverblattes — um ein solches handelt es sich bei der *Fackel* — hatte er in der 1. Ausgabe wie folgt beschrieben: »Auch in Leipzig sind die Brutstätten des Lasters, des Leichtsinns, der Leidenschaft und der Nepperei und die Schlupfwinkel vieler unlauterer Machenschaften an der Tagesordnung [...] Mit der Herausgabe *Der Fackel* habe ich es mir zur Aufgabe gemacht, den Kampf gegen dieses Unheil aufzunehmen (Nr.1, 1920, S.1). In der Folge brachte er »Enthüllungen« über die Prostitution in Leipzig: *Die Geheimnisse des Böttchergässchens* (Nr.2, S.1); *Zuhälter und Dirnen auf dem Leipziger Hauptbahnhof* (Nr.3, S.1); *Unzuchtbazillen* (Nr.4, S.3); *Berüchtigte Spiel-Klubs und Spiel-Höllen in Leipzig* (Nr.6, S.1) und - wie bereits erwähnt - über Treffpunkte von Lesben und Schwulen.

widerwärtigsten Szenen, deren Augenzeuge ich wurde, kann und darf ich an dieser Stelle nichts wiedergeben.« Mit diesem Satz schließt der Bericht und vom Herausgeber wird hinzugefügt: »Der *Mägdebrunnen* ist ja als Stammlokal dieser abnormen Gesellschaft stadtbekannt, und man sollte mit Recht annehmen, daß diesem Unwesen mehr gesteuert würde.«[31]

In einer späteren Ausgabe setzte er noch eins drauf. Ein weiterer Denunziant kommt zu Wort. Er schildert eine Begebenheit, die »die Polizeibehörde veranlassen sollte, die Vereinsabende [im *Mägdebrunnen* - G.] zu überwachen«. Geplant war ein Vortrag für Homosexuelle. »Leider kam Herr R. nicht. Als Begründung wurde angegeben, daß Herr R. polizeilich abgehalten worden wäre. Es wurde dann zur Gründung eines homosexuellen Vereins geschritten, und zum Vorstand wurde der Nacktakrobat Hans Faber gewählt. Dieser Herr ist eine mir wohlbekannte Persönlichkeit, und hat er noch acht Monate Gefängnis wegen Sittlichkeitsvergehen abzumachen. In diesen Kreisen wird er ›Kindesmörder‹ genannt. Dieser Verein ist nur ein Deckmantel gegen die Polizei und um vor allen Dingen Unwissende nach dem *Mägdebrunnen* zu verschleppen. Eine besondere Spezialität von F. ist es, 14 bis 17 Jahre alte Burschen zu fangen und zu verkuppeln. Weiterhin gehört zu dem Vorstande ein Herr aus Lindenau, dessen Spitzname *Ella* ist. Als Schriftführer hat man Herrn Walther L. gewählt, der ständig in Weiberkleidern herumläuft; sein Spitzname ist *Malchen*. Diese ganze Aufmachung und der Betrieb sprechen dafür, daß der Verein im wesentlichen mit Leuten rechnet, die aus der unnatürlichen Veranlagung ihrer Mitmenschen Nutzen ziehen wollen. Insbesondere weise ich auf den Fall Sch. und Z. in der Jakobstraße hin. Der alte Sch. ist jetzt schwerkrank und hat ein Mastdarmleiden. Der Geliebte Z. geht aber weiter auf Fang und läßt sich schwer bezahlen. Daß hier Abhilfe geschaffen wird, und daß eine Trennung sowie ein Unterschied von den anständigen Homosexuellen gemacht wird, die unter ihrer Veranlagung sehr zu leiden haben, halte ich für eine Forderung, die restlos erfüllt werden muß.«[32]

Neben den bisher genannten, auch im bereits erwähnten *Internationalen Reiseführer* aufgeführten Lokalen, waren als »einschlägig« noch folgende Leipziger Gaststätten bekannt: das *Restaurant Stiehler*, Reichelstraße 3, die *Elisenburg*, Elisenstraße (Bernhard-Göring-Straße) 13, das *Kleine Landgericht*, Moltkestraße (Alfred-Kästner-Straße) 46, die *Rheinische Winzerstube*, Ranstädtischer Steinweg (Ludwig-Jahn-Allee) 13 und die *Burgkellerklause*, Naschmarkt 1-3.

In den meisten der hier genannten Lokalitäten konnten, wie Anzeigen zu entnehmen ist, die jeweils neuesten Ausgaben der homoerotischen Magazine gekauft werden. Außerdem vertrieb die Buchhandlung Spohr die Zeitschriften *Die Freundschaft* und *Der Eigene*. Der als »Nacktakrobat« und »Kindesmörder« denunzierte Faber annocierte hin und wieder in *Die Freundschaft*: »Wichtige homoerotische Schriften und Romane bezieht man am besten durch Johann Faber, Leipzig, Sternwartenstraße 65. Vertreter der Zeitschrift *Der Eigene*«.

Nicht als Homosexuellen-Lokal, wohl aber als Ort bekannt, wo man(n) auch männerliebende Männer kennenlernen konnte, war der *Marktautomat* in der Petersstraße, von Einheimischen auch Bouillon-Keller genannt. Wie alle Automatenrestaurants war er aufgrund der niedrigen Preise ein Ort, wo neben Durchreisenden und Leuten mit »kleiner Marie« allerlei Volks, auch Huren, Zuhälter, Strichjungen anzutreffen waren. Sie gaben dem Markt- (oder Peters) automat (wie er auch genannt wurde) ein spezifisches Kolorit. »In diesem Lokal Kellner zu sein, ist meines Erachtens nach eine gewisse Art von Perversität; als anständiger Mensch darin zu sitzen, aber direkt unmöglich. Also mußte ich mich schon ›unanständig‹ machen,« heißt es in einem zeitgenössischem Bericht. »Zu diesem Zwecke suchte ich die Toilette auf und gab meinem Äußern ein weniger elegantes Ansehen. Da man mit den Wölfen heulen muß, nahm ich mir ein ›süßes‹ Mädel an den Tisch [...] Die ›Venus‹ an meiner grünen Seite taute bei einem Glase Kognak langsam auf und kam ins ›Quasseln‹. Die ›Stuppen‹ gäben nischt mehr aus, schon seit einem Monat sei sie nicht mehr ›voll‹ gewesen. Ob ich ›'ne Amsel‹ springen ließe? Sie wäre auch nicht so und bliebe für ein ›Pfund‹ gerne bei mir [...] Links am Nebentische wurde gesokt [gezockt?], ganz harmlos, ›Meine, Deine‹, um die Groschen. An den Wänden entlang schmiegten sich Paare, begehrlich Blicke wechselnd, zärtlich aneinander [...] Heftig gestikulierend ›er‹, weinend ›sie‹, kam ein Pärchen am Tische vorbei. Ich fing gerade noch die ungeniert gespro-

[31] *Mägdebrunnen* am Roßplatz, das Stammlokal der Homosexuellen. In: *Die Fackel*, Nr.9, 1921, S.1.

[32] *Mägdebrunnen* am Roßplatz, das Stammlokal der Homosexuellen. II.Teil. In: *Die Fackel*, Nr.11, 1921, S.2.

chen Worte auf, ›wenn de heite widder gene Marie hast, schwirrste‹. Erneuter Tränenstrom. C'est la vie! Mich ekelte. Ich stand auf und wollte gehen, als ich von einer fremden Hand festgehalten wurde. ›Was gibst'n for die Uhr?‹ Verdutzt sehe ich mir den Freund an und wußte Bescheid. Ich verzichtete, bedauernd, daß ich ›tot‹ sei. Ich verließ nun wirklich das Lokal.«[33]

Die Berichterstattung befremdet uns heute, nicht allein wegen ihres denunziatorischen Tenors. Zeitgenössische Leser haben womöglich anders empfunden. Für sie muß es gleichsam sensationell gewesen sein, daß zum ersten Mal eine jedem zugängliche Zeitung so offen über das Treiben an »Stätten der Unzucht« berichtete. Und was die Homosexuellen unter den Lesern anging, haben jene, die weniger gut über die Szene informiert waren, hier gezielte Hinweise zu Treffmöglichkeiten gefunden. »Mit meinem 19. Lebensjahr lernte ich das Tanzen und auf dem Tanzboden lernte man mancherlei Leute kennen. Damals stand der Verkehr des Mägdebrunnens offen zur Debatte. Es wurde ja in Zeitschriften darauf aufmerksam gemacht. So gab [es] seinerzeit die Zeitschrift[en] *Die Fackel* [und] *Die Flamme*, die öffentlich auf den Besuch des Mägdebrunnens aufmerksam machte[n]«, heißt es in einem Vernehmungsprotokoll der Leipziger Kripo aus den dreißiger Jahren. »Durch Sensationslust bin ich dann tatsächlich auch einmal in den Mägdebrunnen gekommen und lernte [...] den Betrieb kennen. Es tanzten dort Männer zusammen und auch lesbische Frauen.«[34]

Hier wie in einigen anderen Berichten wird erwähnt, daß schwule Kneipen auch von lesbischen Frauen besucht wurden. Lokale ausschließlich für lesbische Frauen lassen sich für Leipzig in den zwanziger Jahren nicht nachweisen. Auch scheint es keinen Club oder Verein für Lesben gegeben zu haben. Ende der zwanziger Jahre annocierte der Bruno Gebauer Verlag für Kulturprobleme, Naunhof bei Leipzig (ab 1929: Leipzig O 28, Eisenbahnstraße 120) den Titel *Berlins lesbische Frauen* und ein nicht näher identifizierter EVA-Verlag (Leipzig O 5, Kohlgartenstraße 47) das Buch *Sappho und Lesbos*.[35] Ob und inwieweit daraus auf Aktivitäten einer Organisation lesbischer Frauen in Leipzig geschlossen werden kann, bleibt weiteren Forschungen vorbehalten.

Klappen, Parks und Grünanlagen

Große Städte übten seit jeher einen besonderen Reiz auf Männer aus, die Männer lieben. Für Leipzig kam als besonders attraktiv das turbulente Treiben während der Messen hinzu, wo viel Volks zusammenströmte. Doch auch außerhalb der Messen trafen sich hier vermögende Kaufleute, flotte Studenten, solide Gelehrte, bevölkerten Soldaten, Bauern, Künstler und Gaukler die Straßen und Plätze der Stadt. Daß es hier auch Treffpunkte gegeben haben muß, wo Männer Männer kennenlernten bzw. Sex miteinander haben konnten, läßt sich aus Beschreibungen der Struktur homosexueller Subkulturen vergleichbarer Großstädte, beispielsweise in Italien oder in den Niederlanden, schließen. Für Leipzig fehlen bislang derartige Studien, insofern läßt sich nur vermuten, wo sich im 19. Jahrhundert, aber auch schon früher, Männer trafen, um es miteinander zu treiben. Gelegenheiten dazu dürften vor allem die Parks und Gärten geboten haben, die nach dem Schleifen der Festungsanlagen in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts vor den Toren der Stadt entstanden und von denen heute nur noch Reste als bescheidenes Grün im etwa ein Jahrhundert später angelegten Promenadenring existieren. Die Anlagen der Promenade zwischen dem alten Ranstädter Tor und dem Thomaspförtchen, zwischen Peterstor und Augusteum, auch der Park um den Schwanenteich müssen jene Orte gewesen sein, die heute Cruising areas genannt werden, zumal — und das ist (im Wortsinn) merk-würdig — alle Örtlichkeiten, die ab etwa Mitte des 19. Jahrhunderts in Polizeiberichten als einschlägige Treffpunkte genannt werden, topographisch hauptsächlich dort gelegen waren.

Das waren nicht nur Orte der Lust, sondern, bedingt durch das Verbot der Männerliebe, auch Stätten, wo das Verbrechen zu hause war, wo Erpresser ihr Unwesen trieben. Beispielsweise meldete das *Leipziger Tageblatt* vom 22. Dezember 1869: »Am 4. Oktober 1869 spät abends traf der hiesige Schneider J. in einer Bedürfnisanstalt einen jungen Mann, welcher ihm alsbald gewisse Vorschläge machte, auf

[33] Ein Stündchen im Leipziger Bouillonkeller (Marktautomat). In: *Leipziger Flamme. »Anti-Fackel« für Recht und Wahrheit*, Nr. 3, 1921, S.3.

Die Leipziger Flamme war ein anderes Lokalblatt. Es erschien 1921 mit lediglich vier Ausgaben und nannte sich im Untertitel *Anti-Fackel für Recht und Freiheit* (Verlag, Eisenbahnstraße 74). Aufgerufen wurde zum Boykott von *Die Fackel*, denn: Der Inhalt von Berners *Fackel* sei »ein gewissenloser Betrug an seinen Lesern« (Nr.4, 1921, S.2).

[34] Strafakte Willy Friedrich. StAL/ PP-S 7923

[35] Roellig, R.M., *Berlins lesbische Frauen*. Leipzig 1928; Martenau, H.; Sappho und Lesbos. Leipzig 1931.

die J. einging. Zu ihrer Ausführung gingen beide sogleich in die Promenade am Thomaspförtchen. Dort begann der Bursch zu hüsteln, worauf augenblicklich ein zweiter sichtbar ward, der mit dem Ruf: ›Geld her!‹ den J. von rückwärts packte, während ersterer ihn verhinderte, sich zu wehren. Vor Schrecken stumm, ließ J. sich sein Portemonnaie aus der Tasche greifen, worin ein Thaler 5 Sgr. (waren). Sie forderten indess ›mehr‹ Geld. Als sie mehr aber nicht fanden, rissen sie ihm die Weste vom Leibe und machten sich dann aus dem Staube. Einige Tage darauf wurden beide erkannt und verhaftet. Es waren die Kellner Theodor G. aus Magdala und Oskar Albert Cl. aus Görlitz. Am 20. Dezember wurde jeder von ihnen vom Schwurgericht wegen Raubes zu drei Jahren Arbeitshaus verurteilt.« (Ulrichs 1898, S. 70)

Seit etwa Ende des 19. Jahrhunderts gehörte zu den bekannten, zugleich aber auch zu den berüchtigten öffentlichen Treffpunkten Homosexueller die Grünanlage mit der Bedürfnisanstalt vor dem Alten Theater am Fleischer Platz. Da hier auch der kommerzielle homosexuelle Strich florierte, wurde sie von Einheimischen die »20-Mark-Ecke« genannt. »Eingeweihten und aufmerksamen Beobachtern wird es bekannt sein, daß in den Anlagen am Alten Theater sich jene unglücklichen Wesen herumtreiben, die anders geartet sind als die normalen Menschen. Man kann beobachten, wie besser gekleidete Männer in vorgerückter Abendstunde sich eine für ihre Triebe geeignete Person aussuchen und mit dieser, nachdem sie handelseinig geworden sind, gewöhnlich in die Gerberstraße verschwinden [...] Dunkle Existenzen und lichtscheues Gesindel wissen das ›Geschäft‹ gründlich auszunutzen. In einem Falle sah und hörte ich, wie ein Arbeitsloser für einen derartigen Verkehr 50 M forderte, und nachdem er diese erhalten hatte, zu Tätlichkeiten griff und mit Anzeige drohte, so daß es das bedauernswerte Opfer vorzog, zu verschwinden. Hier einzugreifen, damit diese Homosexuellen mit ihren Begleiterscheinungen des Erpressertums von der Straße verschwinden, halte ich für eine Forderung, die unbedingt sofort erfüllt werden muß,«[36] hieß es in *Die Fackel* 1920. Einige Ausgaben später drohte der Herausgeber des Blattes: »Leider ist bis heutigen Tages keine Besserung eingetreten, im Gegenteil, aus Gesprächen der sich Anbietenden entnehme ich, daß dies die sogenannte 20-Mark-Ecke geworden ist. Ich nehme nochmals Veranlassung, darauf hinzuweisen, daß diese Mißstände abgeschafft [werden sollten], andernfalls müßte ich beiderseits [Stricher und Freier-G.] mit Namensnennung an die Öffentlichkeit treten.«[37]

In den zwanziger Jahren waren darüber hinaus als Orte für den schnellen und anonymen Sex bekannt: der Hauptbahnhof, hier insbesondere die vom Querbahnsteig aus zugänglichen Toiletten, die öffentliche Toilettenanlage im Park am Schwanenteich, im Schillerpark und vor dem Neuen Rathaus.

4. Verfolgung und Terror 1933 bis 1945

Die »Machtergreifung« der Nationalsozialisten am 30. Januar 1933 war auch in Leipzig gefeiert worden. Auch Schwule werden am Abend des »Deutschen Tages« — wie er fortan hieß — in Leipzigs Straßen und Lokalen mit »Heil Hitler« - Rufen die Ernennung Adolf Hitlers zum Reichskanzler begrüßt haben. Alles schien normal weiterzugehen, nichts deutete auf die Katastrophe hin, die in wenigen Monaten über der Schwulenbewegung hereinbrechen sollte.

Dabei hatten die Nazis bereits Ende der zwanziger Jahre verkündet, was bei Machtübernahme mit Homosexuellen geschehen sollte: ihre »Ausmerzung«. Doch derartige Drohungen waren kaum ernst genommen worden. Beispielsweise mußte der Vorstand des B.f.M. bei der Auswertung einer Fragebogenaktion zum Wählerverhalten seiner Mitglieder während der Reichstagswahl am 14. September 1930 feststellen: »Merkwürdigerweise hat eine große Anzahl von Homosexuellen die Nationalsozialistische Partei gewählt, und zwar mit der Motivierung, daß sie nur von der Nationalsozialistischen Partei die Herausführung aus der Wirtschaftsmisere erhoffen. Viele Homosexuelle, die nationalsozialistisch gewählt haben, betonen in ihrem Begleitschreiben, daß die Nationalsozialisten im persönlichen Umgang mit Homosexuellen durchaus nicht so abstoßend und rigoros sind, als es der *Völkische Beobachter* und *Der Angriff* nach außen hin hinstellen. Diese Wähler sind sogar der Ansicht, daß, wenn die Nationalsozialistische Partei tatsächlich zur Macht gelangen sollte, diese die homosexuellen Menschen weder aufhängen noch ausweisen würden, sondern daß sie sich mit

[36] Berner, P., Die Homosexuellen am Alten Theater. In: *Die Fackel*, Nr.3, 1920, S.1

[37] Die 20-Mark-Ecke am Alten Theater. In: *Die Fackel*, Nr. 8, 1920, S.3.

der Tatsache werden abfinden müssen, daß auch in ihren Reihen ein sehr großer Prozentsatz homosexuell veranlagter Menschen vorhanden ist.«[38] Naiv schlußfolgerte daraus der Hauptvorstand, er sähe sich in seiner Auffassung bestätigt, »nämlich, politische Unabhängigkeit [zu bewahren] und energische Agitation derjenigen Homosexuellen, die den rechtsstehenden Parteien angehören, innerhalb diese[r] Parteien zu treiben, damit man dort zum besseren Verständnis über die Homosexualität kommt.«[39]

Am 21. Januar 1933 feierte die Ortsgruppe Leipzig des B.f.M. ihr 12. Stiftungsfest. »Der dem Fest entsprechend dekorierte Saal war voll besetzt«, heißt es in einem Kurzbericht in der Vereinszeitschrift. Von Nah und Fern seien die Gäste gekommen. »Das Inserat im *Freundschaftsblatt* hatte seine Pflicht erfüllt. Der erste Vorsitzende der Ortsgruppe hielt die Begrüßungsrede, welcher sich ein reichhaltiger bunter Teil anschloß. Auch die Tanzlustigen sind auf ihre Kosten gekommen, dafür sorgte unsere beliebte Tanzsportkapelle.«[40] Und weiter meldeten die *Blätter für Menschenrecht*: Am 4. Februar fand ein »sehr gut besuchte[r] Maskenball« statt, am 18. Februar folgte ein Kostümfest. Für die bevorstehende Frühjahrsmesse kündete der Vorstand an: »Am 4. März beginnen unsere Messe-Veranstaltungen, wo sich wieder einmal alle Geschäftsfreunde und Artgenossen aus dem ganzen Reich zusammenfinden, wozu wir alle freundlich einladen.«[41] Ähnlich unbekümmert lauteten Berichte aus anderen Städten, über »Tanzveranstaltungen in den Annensälen an den Sonnabenden« in Dresden, über die große Maskerade am 28. Januar 19 33 in Hamburg.[42]

Geradezu prophetisch mutet demgegenüber die karge Mitteilung des 1. Schriftführers im B.f.M., des Berliners H. Friedrich, an, der den Hinweis auf die für den 1. März 1933 geplante Hauptversammlung mit der Bemerkung verknüpfte: »Das Jahr 1933 wird allem Anschein nach für unsere Bewegung ein entscheidendes sein, es ist nicht unmöglich, daß wir einen harten Kampf vor uns haben.«[43]

Ob die für die Frühjahrsmesse geplanten Veranstaltungen der Ortsgruppe Leipzig des B.f.M. noch stattgefunden haben, ließ sich nicht feststellen. Die am Tag nach dem Brand des Reichstags, am 28. Februar 1933, erlassenen *Verordnungen zum Schutz von Volk und Staat* und die *Verordnung gegen Verrat am Deutschen Volk und hochverräterische Umtriebe* setzten de facto die Verfassung der Weimarer Republik außer Kraft. Sie waren der Beginn einer von terroristischen Übergriffen bestimmten Politik der »Gleichschaltung« und läuteten die Liquidierung der Demokratie ein. Die Zerschlagung von Einrichtungen der homosexuellen Subkulturen war zwar nur eine, Schwule und Lesben allerdings höchst bedrohende Maßnahme des nationalsozialistischen Terrorregimes.

Wie alle Zeitschriften der »Szene« stellten auch die *Blätter für Menschenrecht* im März 1933 ihr Erscheinen ein, formal wurde der B.f.M. im November 1934 im Vereinsregister in Berlin gelöscht. (Herzer 1997, S.156) Dem Vorsitzenden der Ortsgruppe Leipzig, Hugo Walde passierte - wie seiner Strafakte zu entnehmen ist - zunächst nichts, vielleicht weil er verheiratet war. Ob in Leipzig Kripo und Gestapo im Frühjahr 1933 gegen Schwule und ihre Treffpunkte in ähnlicher Weise wie in Berlin vorgegangen sind, ist nicht bekannt. Einiges spricht dagegen. So lag 1933 im Zuständigkeitsbereich des Polizeipräsidiums Leipzig die Zahl der wegen »widernatürlicher Unzucht« Angezeigten nur unwesentlich höher als im Vorjahr, 108 Personen wurden denunziert. Ihre Zahl sollte sich (erst) 1934 mehr als verdoppeln, danach stieg sie kontinuierlich. Insofern scheint die Entwicklung in Leipzig zu bestätigen, was — Berlin ausgenommen — sich auch in anderen Großstädten abzeichnet: Bis zum Sommer 1934 konnte sich die Mehrheit schwuler Männer in Sicherheit wähnen.

Der sogenannte Röhm-Putsch am 30. Juni 1934 veränderte ihre Situation grundlegend. Die von den Nazis angezettelte Hetze gegen Homosexualität und alles Homosexuelle ließ die Anzeigen — und sie sind nur *ein* Indikator für die nun einsetzende repressive Politik — sprunghaft ansteigen. 1934 wurden in Leipzig 296 Personen des Vergehens gegen § 175 beschuldigt. Im Oktober erhielt (wie alle Polizeidienststellen in Deutschland) auch das Leipziger Polizeipräsidium in der Wächterstraße 5 vom Geheimen Staatspolizeiamt Berlin telegraphisch die Aufforderung, Listen sämlicher Personen aufzustellen, die »sich irgendwie homosexuell betätigt hatten«. Besonders ausgewiesen werden sollten Mitglieder von NS-Or-

[38] BfMR, 8.Jg., Nr.12, 1930, S.7.
[39] Ebenda.
[40] BfMR, 11. Jg., Nr. 2/3, 1933, S. 11.
[41] Ebenda.
[42] Ebenda, S.10.
[43] Ebenda, S.11.

ganisationen, von NSDAP, SS, SA etc. Wenige Monate später — genau im Juni 1935 — wurde das Strafrecht drastisch verschärft. Himmler erklärte Homosexuelle zu Staatsfeinden.

In der Folgezeit brachten die Nazis ein differenziertes Instrumentarium zum Einsatz, schwule Männer in für die »völkische Gemeinschaft« nutzbringende Mitglieder zu verwandeln. Das Ziel ihrer antihumanen Politik lautete: »Umerziehung« zu sogenannt normalen Männern. Um schwule Männer von ihren sexuellen Praktiken abzuhalten, drohte ihnen die Justiz mit einem drastisch verschärften Sonderstrafrecht. Waren bisher nur beischlafähnliche Handlungen strafbar gewesen, wurde nunmehr jegliche »Unzucht« oder als Unzucht gewertete Handlung strafrechtlich geahndet: »Umerziehung durch Abschreckung«. Bei Jugendlichen oder anderen, noch als »besserungsfähig« Eingestuften offerierten Psychotherapeuten eine »Umpolung«, bei zu »gewohnheitsmäßigen Sittlichkeitsverbrechern« Erklärten befürworteten Mediziner die sogenannte freiwillige Kastration: »Umerziehung durch Behandlung«. »Schwere Fälle«, wozu Richter und Staatsanwälte vor allem sogenannte Jugendverführer und Strichjungen zählten, erhielten ihre »letzte Chance«. Sie wurden in Konzentrationslager deportiert: zur — wie es zynisch hieß — »Umerziehung durch Arbeit«. Als im Herbst 1936 durch Geheimerlaß Himmlers beim neugegründeten Reichskriminalpolizeiamt Berlin eine zentrale Registraturstelle eingerichtet wurde — die *Reichszentrale zur Verfolgung der Homosexualität und Abtreibung* — hatten ab sofort alle Kriminalpolizeistellen einschlägig Verurteilte, aber auch bei Razzien aufgegriffene oder der Homosexualität verdächtigte Männer dorthin zu melden. Die Zentralbehörde erfaßte ihre Personalien und schuf damit Voraussetzungen für ein möglichst rasches und effizientes Zugreifen der Verfolger. Bereits Ende 1940 waren in den Karteien der *Reichszentrale* die Personaldaten von 41000 Homosexuellen gespeichert.

Folgen der antihomosexuellen Propaganda und des repressiven Vorgehens war eine beispiellose Denunziation. Nachbarn, Arbeitskollegen, Passanten zeigten allein auf Grund von Vermutungen oder vom Hörensagen her Männer als homosexuell an.

»Durch einen Vertrauensmann wurde hier vertraulich mitgeteilt, daß sich im Petersautomat jeden Abend Homosexuelle einfinden würden, die dort ihre Bekannschaften machen und sich mit diesen zur Ausübung des gleichgeschlechtlichen Verkehrs dann entfernen würden«, heißt es in einem Vernehmungsprotokoll vom September 1935. Und weiter: »Während unserer Streife gegen 22.30 Uhr wurde uns von der Vertrauensperson ein Tisch mit 4 Männern bezeichnet, die regelmäßig sich im Petersautomat aufhalten und angeblich homosexuell sein sollen. Die 4 Personen wurden dem Pol. Präs. zugeführt. Bei der Nachprüfung ihrer Personalien stellten wir fest, daß einer von ihnen, und zwar der Friseur Willy F., bereits in der Päderastenkartei einlag. Die übrigen 3 kamen hier noch nicht vor und bestritten auch, homosexuell veranlagt zu sein. Sie wurden wieder entlassen.«[44] F. gab zu, homosexuell zu sein, leugnete aber, dort Sexualpartner gesucht zu haben. »Wenn ich mal das Bedürfnis habe, muß ich mir selber helfen (Onanie). Ich suche keinesfalls den Automat auf, um dort Anschluß zu suchen. Ich bin in der Woche 2-3 Mal in diesem Automat. Ich kann mich nicht den ganzen Abend zu meiner 66jährigen Mutter setzen [...] Es ist mir neu, daß sich im Petersautomat Homosexuelle treffen sollen, diesbezügliche Beobachtungen habe ich nicht gemacht.«[45]

F. wurde nicht verhaftet, weil er, so die diesbezügliche Protokollnotiz, »an den Strichplätzen und sonstigen Treffpunkten der homosexuellen Männer bisher nicht mit angetroffen [wurde]. Auch sonst war ihm ein Verkehr in den Kreisen von gleichgeschlechtlich veranlagten Männern nicht nachzuweisen. Zeugen, die in dieser Hinsicht stichhaltige Angaben erbringen konnten, waren nicht zu erlangen. Friedrich liegt in der Kartei als ›verdächtig‹. Eine aktive Betätigung aus § 175 Str.G.B. war ihm jedoch gegenwärtig nicht nachzuweisen. F. wird auch in Zukunft mit beobachtet werden.« (Im Jahr 1941 sollte er erneut in eine Razzia geraten, nun wurde er verurteilt).[46]

Auch der einstige Vorsitzende der Leipziger Gruppe des B.f.M., Hugo Walde, wurde Opfer einer Denunziation. Im Jahr 1939 zeigte ihn eine Arbeitskollegin an, die meinte, er gäbe sich »zuviel mit jungen Männern« ab. Vom Betrieb aus habe er öfter einen Mann angerufen, außerdem habe sie ihn wiederholt mit einem jungen Mann auf seinem Motorrad gesehen. Das genügte für eine Verhaftung beider Verdächtigten. Für die Polizei war Hugo Walde kein Unbekannter. Bereits 1913 war er wegen Verge-

[44] Strafakte Willy F. StAL/PP-S 7923.

[45] Ebenda.

[46] Ebenda.

hen nach § 175 mit einem Jahr Gefängnis bestraft worden. 1931 hatte er in seiner Funktion als Vorsitzender der Leipziger Ortsgruppe des B.f.M eine Ordnungsstrafe erhalten. Am Vorabend von Totenfestsonntag war »nach den Klängen eines Grammophons im Gesellschaftssaal des Lokals *Mägdebrunnen* [...] getanzt worden«.[47] Beide Strafen waren zwar verjährt, wurden Walde aber vorgehalten. Da er geständig war, mit dem neunzehn Jahre jungen Mann einvernehmlich Sex gehabt zu haben, wurde Walde wegen Verführung Minderjähriger zu achtzehn Monaten Zuchthaus verurteilt. Nach Strafverbüßung war er unter planmäßige polizeiliche Überwachung gestellt.[48] Das bedeutete: Er hatte

1. sich wöchentlich einmal bei der zuständigen Polizeibehörde zu melden;

2. den Wohnort ohne polizeiliche Erlaubnis nicht zu verlassen;

3. jede Wohnungsveränderung innerhalb 24 Stunden zu melden;

4. die Wohnung zur Nachtzeit, d.h. im Sommer von 23 bis 5 Uhr, nicht zu verlassen;

5. Kinderspielplätze nicht zu betreten, sich nicht in Lokalen mit homosexuellem Verkehr, in den öffentlichen Bedürfnisanstalten und deren Umgebung, ferner in den Wandelhallen und Bedürfnisanstalten der Bahnhöfe sowie deren Umgebung zum Zwecke der Anbahnung unzüchtigen Verkehrs aufzuhalten;

6. nicht bei Personen Wohnung zu nehmen, wo Kinder und Jugendliche vorhanden sind.[49]

Außerdem erhielt er ein sogenanntes Strichverbot. Diese von der Leipziger Kripo oft und gern verhängte Disziplinierungsmaßnahme verfügte: »Auf Grund der Erörterungsergebnisse wird dem XY als vorbeugende Maßnahme zum Schutze der Allgemeinheit, namentlich zum Schutze der der Verführung und dem Mißbrauche ausgesetzten Jugendlichen aus ordnungspolizeilichen Gründen hiermit im Stadtgebiet Leipzig unter Androhung einer Haftstrafe von 14 Tagen für jeden Fall der Zuwiderhandlung untersagt:

Das Betreten des gesamten Promenadenrings und der dort befindlichen Bedürfnisanstalten, der Anlagen des Hauptbahnhofs, seiner Eingangshallen, Querbahnsteige und Bedürfnisanstalten sowie der jedermann zugängigen Bedürfnisanstalten in Warenhäusern, Speise-Automaten und Einheitspreisgeschäften, der Waldungen, Wiesen und Anlagen der Stadt zur Herbeiführung des Anschlusses an männliche Personen zu unsittlichen Zwecken.«[50]

Regelmäßig überwacht wurden alle der Polizei als Treffpunkte für schwule Männer bekannten Örtlichkeiten. Im Rahmen einer sogenannten Päderastenstreife kontrollierten Kripo und Gestapo vor allem die öffentlichen Toiletten im Hauptbahnhof und die Pissoirs in den Grünanlagen hinter dem Neuen Theater, im Schillerpark und auf dem Promenadenring zwischen Neuem Rathaus und Halleschem Tor. Unter den Gepäckträgern, den Taxichauffeuren, den Aufsichtspersonen der öffentlichen Toiletten und städtischen Bäder hatten sie Spitzel als »geeignete Auskunftspersonen« angeworben.

So heißt es beispielsweise in einem Vernehmungsprotokoll vom 15. April 1936:

»In der Zeit von 13.15 Uhr bis 13.45 Uhr beobachteten Krim.-Anwärter Riemer und ich an der Bedürfnisanstalt am Neuen Theater einen Mann, der sich in müßiger und auffälliger Weise dort aufhielt. Wir vermuteten in ihm einen Päderasten. Der uns noch Unbekannte ging wiederholt in die erwähnte Bedürfnisanstalt. Schließlich kam er hinter einem Soldaten aus dieser wieder heraus. Der Soldat ging durch die Schwanenteich-Anlagen in Richtung Hauptbahnhof. Unmittelbar hinter ihm folgte der unbekannte Zivilist. In den Schwanenteichanlagen ging der Zivilist nahe an den Soldaten heran. Wir konnten aber nicht bemerken, daß sie sich unterhielten. Auf Umwegen gingen beide dann fast zusammen durch den Eingang Wintergartenstraße in den Hauptbahnhof. Im Hauptbahnhof - Querbahnsteig gingen beide gemeinsam in die auf der Ostseite gelegene Bedürfnisanstalt. Dort verblieben sie etwa 3 Minuten. Als sie aus dieser wieder herauskamen, gingen sie weiter über den Querbahnsteig in die dort auf der Westseite befindliche Bedürfnisanstalt. Auch hier blieben sie etwa 3 Minuten. Nachdem gingen sie zusammen und sich wieder unterhaltend, die Treppe hinunter nach der Bahnhofsvorhalle (Westseite). Im Eingang dieser Halle trennten sie sich. Der Soldat kam zurück und ging erneut nach einer Bedürfnisanstalt. Der unbekannte Zivilist ging nach dem Bahnhofsvorgelände. Hier wurde er

[47] Strafakte Hugo Walde. StAL/PP-S 6174.

[48] Ebenda.

[49] Planmäßige Überwachung der auf freiem Fuß befindlichen Berufsverbrecher. Erlaß des Preußischen Ministers des Innern v. 10. Februar 1934. Landeshauptarchiv Sachsen-Anhalt Magdeburg. Rep C 20 1b, Nr. 1839.

[50] Beschluß des Polizeipräsidiums zu Leipzig. Abteilung II vom .... (es folgt das Datum). Zit. nach: Strafakte Max W. StAL/PP-S 6213

von Krim.-Anwärter Riemer angehalten und der Kriminalstelle Hauptbahnhof zugeführt. Der Soldat wurde von mir, als er aus der Bedürfnisanstalt herauskam, angehalten und gebeten, mit mir unauffällig zur Kriminalstelle Hauptbahnhof zu kommen.«[31]

Observiert und kontrolliert wurden neben den öffentlichen Parks und Toiletten aber auch die als Treffpunkte bekannten Gaststätten. Hier verkehrten Gestapo-Spitzel, verdeckt ermittelte aber auch die Kripo.

Am 3. März 1940 wurde in der *Burgkeller-Klause* der 24jährige Kontorist Max W. festgenommen. Im Vernehmungsprotokoll der Gestapo heißt es unter anderem:

»Am 3.3.1940 zwischen 23.40 und 0.45 Uhr befand ich mich [der berichtende Beamte - G.] zur vertraulichen Überwachung des homosexuellen Verkehrslokals Burgkeller in den Schankräumen der Burgkellerklause. In meiner Begleitung befand sich eine Vertrauensperson, die von W. durch auffällige Bewegungen über den Tisch hinweg aufgefordert wurde, einmal hinauszugehen. In meinem Einverständnis ging die Person hinaus, worauf ihr W. sofort folgte. Im Vorraum hat ein übliches Gespräch stattgefunden, woraus die Absichten des W. klar hervorgingen [...] Gegen 0.45 Uhr verließ ich mit meinem Bekannten das Lokal und W. folgte uns ohne jeder Aufforderung. Er sprach uns an und lief mit uns die Grimmaische Straße entlang, auf diesem Wege war eindeutig zu bemerken, daß er Männerbekanntschaft zwecks Ausübung der widernatürlichen Unzucht suchte. In der Nähe des Augustusplatzes wurde die Belästigung des W. so, daß ich mich nunmehr auswies und ihn festnahm. W. ist in der Vernehmung vom 4.3.1940 zu 6 Vergehen geständig.«[32]

Ähnlich erging es dem Hamburger Werner K. Am 22. Juni 1940 weilte er mit einem Freund im *Burgkeller*. Während einer Razzia wurden beide festgenommen. Im Vernehmungsprotokoll heißt es lakonisch: »Bei der am 22.6.1940 in der Gaststätte *Burgkeller* unauffällig durchgeführten Razzia wurde bekannt, daß der Kristallschleifer K., Vornamen: Werner, Richard, geb. am 18.11.1912 in Hamburg, welcher mit dem Westwallarbeiter H., Vornamen: Otto Erhard, geb. am 12.12.1909 in Dresden Neustadt, dort an einem Tische saß, diesen (H.) zum Bahnhof begleiten wollte, um sich dann erneut in dieser Gaststätte einzufinden und hier Männerbekanntschaften zu machen. K. und H. wurden daraufhin festgenommen und dem Polizeipräsidium zugeführt.«[33]

Rigoros war das Vorgehen von Kripo und Gestapo gegenüber Männern, die als »Strichjungen« oder »Menschenverführer« galten, also bereits straffällig geworden waren. Im Fall des Werner K. wird das deutlich.

K. war vorbestraft, als er bei der Razzia im *Burgkeller* aufgegriffen wird. Bereits im Juni 1935 war er in Hamburg zu 5 Monaten Gefängnis verurteilt worden. Während seiner Vernehmung in Leipzig sagte er unter anderem aus: »Die Strafe verbüßte ich bis Dezember des gleichen Jahres. Da ich als Strichjunge angesehen wurde und ich mich weiterhin in diesen Kreise bewegte, erfolgte im Jahre 1936 meine Überführung in polizeiliche Vorbeugungshaft. Ich wurde 7 Wochen im Konzentrationslager Fuhlsbüttel bei Hamburg untergebracht. Am 23.11.1937 wurde ich dann auf Grund meines Vorlebens und meiner Vorstrafen unter planmäßige Überwachung gestellt«[34] Seine Verhaftung in Leipzig und sein Eingeständnis mit Erhard Hartmann sexuelle Beziehungen zu unterhalten, führten zu seiner erneuten Verurteilung — und zur Brandmarkung als »gewohnheitsmäßiger Sittlichkeitsverbrecher«. Seine Akte schließt mit dem lapidaren Vermerk: »K. wurde am 8.6.1941 nach Verbüßung seiner letzten Strafe als Asozialer und Päderast von der Geheimen Staatspolizei Leipzig in Schutzhaft genommen und am 11.8.1941 der Kripo Leipzig überstellt. Nach Anordnung vom 22.8.1941 wurde K. in polizeiliche Vorbeugungshaft genommen und am 10.9.1941 in das Konzentrationslager Buchenwald überführt. BV-Akten wurden angelegt.«[35]

In das KZ Buchenwald deportiert wurde auch Willy A. aus Holzhausen bei Leipzig. Zwischen 1934 und 1940 war er viermal einschlägig verurteilt worden, nach Verbüßung der letzten Zuchthausstrafe wurde er am im Mai 1943 als sogenannter Gewohnheitsverbrecher in polizeiliche Vorbeugungshaft genommen und am 10. Juni 1943 in das KZ Buchenwald eingeliefert. Hier verstarb er am 24. November des gleichen Jahres, offiziell an »eitriger Rippenfellendzündung«, wie es im Telegramm des Lagerkommandanten an die Gestapo Leipzig

[31] Strafakte Erwin Sch., StAL/PP-S 6458

[32] Strafakte Max W. StAL/PP-S 6213

[33] Strafakte Werner K., StAL/PP-S 1425

[34] Ebenda.

[35] Ebenda.

hieß.[56] Da aber gleichzeitig vermerkt wurde, daß den Angehörigen keine Besichtigung des Leichnams erlaubt werden könne, auch eine Erdbestattung nicht möglich sei, ist zu vermuten, daß Willy A. zu den Opfern der an Häftlingen durchgeführten Fleckfieberversuche zu zählen ist.

Am 18. April 1945 marschierten Truppen des V. US-Korps in Leipzig ein. Sie fanden eine Stadt vor, gegen die 38 Luftangriffe, davon 11 Großangriffe, geflogen worden waren. Die historische Innenstadt lag in Trümmern.

»Rings um unsere beiden schönsten und größten Plätze — Augustusplatz und Königsplatz — stehen nur noch ausgebrannte Gebäude, Ruinen oder Schutthalden. Museum, Universität, Paulinerkirche, Neues Theater, Reichspost sind ausgebrannt, teils eingestürzt [...] Am Königsplatz steht das ausgebrannte alte Grassimuseum und die Fassade des ehemaligen Warenhauses Ury, die anderen Gebäude sind ganz zusammengestürzt oder es ragen gespenstige Ruinen in die Luft.« (Röllig 1993, S. 52) Von 225 000 Wohnungen waren 38 000 völlig zerstört und 100 000 beschädigt. 64 Prozent der Universitätsgebäude, 80 Prozent der Messehäuser und -hallen sowie 50 Prozent der Produktionsbetriebe waren vernichtet. Verwaltungsgebäude, Museen und Theater, Kinos und Schulen zerstört. Unter den Opfern waren 14 000 jüdische Bürger zu beklagen, die in den Vernichtungslagern ermordet worden waren. Die Stadt trauerte um 12000 Einwohner, die im Krieg gefallen waren, über 6000 Bürger kamen während der Luftangriffe ums Leben. Das sind Angaben aus offiziellen Statistiken und Berichten, die nach dem Krieg in Leipzig veröffentlicht wurden. (Vgl. u.a. Oehme 1995) Aussagen zu den Opfern unter ihren homosexuellen Bürgern wird man vergeblich suchen.

(Teil II erscheint demnächst in *Capri*)

[56] Strafakte Willy Angermann. StAL/ PP-S 27

Literatur

Dannecker, M.: Vorwort, in: *Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen. Eine Auswahl aus den Jahrgängen 1899-1923*. Hrsg. von W.J. Schmidt, Bd. 1, Frankfurt und Paris 1983, S. 5-15.

Haeberle, E. J.: Justitias zweischneidiges Schwert – Magnus Hirschfeld als Gutachter in der Eulenburg-Affäre, in: Beier, K. (Hrsg.), *Sexualität zwischen Medizin und Recht*, Stuttgart und Jena 1991, S. 5-20.

Herzer, M.: Max Spohr, Adolf Brand, Bernhard Zack — drei Verleger schwuler Emanzipationsliteratur in der Kaiserzeit, in: *Capri*, Nr. 1, 1991, S. 15-30.

Herzer, M.: *Magnus Hirschfeld*. Frankfurt und New York 1992.

Herzer, M.: Adolf Brand und Der Eigene, in: *Goodbye to Berlin?* Berlin 1997, S. 49-53.

Herzer, M.: Das Wissenschaftlich-humanitäre Komitee, in: *Goodbye to Berlin?* Berlin 1997, S. 83-88.

Herzer, M.: Die Zerschlagung der Schwulenbewegung, in: *Goodbye to Berlin?* Berlin 1997, S. 155-159.

Hirschfeld, M.: Jahresbericht 1905-1906, in: *Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen*, 8, 1906, S.887- 896.

Hirschfeld, M.: *Die Homosexualität des Mannes und des Weibes*. 2. Aufl. Berlin 1920.

Hirschfeld, M.: *Von einst bis jetzt*. Hrsg. u. mit Nachwort versehen von M. Herzer und J. Steakley. Berlin 1986.

Hommel, A., Hermann Rohleder (1866-1934) und die Anfänge der künstlichen Befruchtung in Deutschland, in: *Medizinisches Journal*, Bd. 29, 1994, S. 121- 148.

Hutter, J.: Die Entstehung des § 175 im Strafgesetzbuch und die Geburt der deutschen Sexualwissenschaft, in: *Männerliebe im alten Deutschland*. Hrsg. von R. Lautmann und A. Taeger, Berlin 1992, S. 187-238.

K.: Fünfzig Jahre Verlag Spohr, in: *Eros. Extrapost des Eigenen*, Jg. 3, 1931, Nr. 4, ohne Seitenzählung.

Karsch-Haack, F., Die deutsche Bewegung zur Aufhebung des § 175 RStGB und zur Beseitigung der Ächtung geschlechtlichen Verkehrs unter Geschlechtsgleichen. Berlin 1924.

Leipzig, K.: *Gesetz wider Gesetz. Die homosexuellen Menschen im Kampf um ihr Menschenrecht*. Berlin 1924.

Oehme, K. (Hrsg.): Alltag in Ruinen. Leipzig 1945-1949. Leipzig 1995.

Richter, H.L.B.: *Die Prostitution in Leipzig*. Leipzig 1932.

Röllig, G.: Wir haben unsere Stadt lieb gehabt, in: *Verwundungen. 50 Jahre nach der Zerstörung von Leipzig*. Hrsg. vom Stadtgeschichtlichen Museum Leipzig, Leipzig 1993, S. XXXX

Rohleder, H.: Die Homosexualität eine biologische Variante oder eine Krankheit? In: *Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen*, Jg. 22, 1922, S. 16-21.

Taeger, A. und R. Lautmann: Sittlichkeit und Politik. § 175 im Deutschen Kaiserreich (1871-1919), in: *Männerliebe im alten Deutschland*. Hrsg. von R. Lautmann und A. Taeger, Berlin 1992, S 239-268.

Ulrichs, C. H.: *Prometheus. 2. Aufl.* Leipzig 1898.

Wolff, Ch.: *Magnus Hirschfeld*. London 1986

★

WAS BISHER AUF CAPRI GESCHAH — INHALT ALLER HEFTE

Heft 1/1987 [= Nr. 1]: M. Herzer: Zum Geleit, Exil auf Capri / H.Kennedy: Das Geheimnis von Sagitta / M. Herzer: Christian Wilhelm Allers / M. Herzer: Zum Ursprung des Angeborenseins / C.F. Michéa: Des déviations maladives de l'appétit vénérien / K.M. Kertbeny: Ein Brief an Ulrichs in Würzburg. ● **Heft 2/1987 [= Nr. 2]:** M.Herzer: Die Schwarze Maria und der Männerbund, ein Nazimärchen / Gad Beck: Im Untergrund der Nazi-Hauptstadt / George L. Mosse: Homosexualität und Faschismus in Frankreich / Buchbesprechung: Plant, The Pink Triangle. ● **Heft 1/1988 [= Nr. 3]:** M.Herzer: Schwule Preußen warme Berliner / E. Jäger: Vautrins Söhne und Leser / H. Kennedy: Unbekanntes über Sagitta / B.Balz: Heiliger Abend. ● **Heft 2/1988 [= Nr. 4]:** M. Herzer: Der Prozeß gegen den Berliner Urning Carl von Zastrow / K.M.Kertbeny: Sexualpolitische Denkschrift zum Zastrow-Prozeß / M. Herzer: Etwas zu Kertbenys Lebenslauf / G.J. Giles: Wilhelm von Gloeden und die Vorstellung der Schönheit in der Kaiserzeit. ● **Heft 3/1988 [= Nr. 5]:** U. Schücklenk: Arthur Schopenhauer und die Schwulen / A. Schopenhauer: Metaphysik der Päderastie / A. Schmitt: Über Pädersten, Homosexuelle, Kinäden und Schwule / Die Päderasten. Distraction de l'Equipage / S. Karlinsky: Tschaikowskis Selbstmord, Mythos und Realität / Buchbesprechung: Kennedy, The Life and Works of Karl Heinrich Ulrichs. ● **Heft 4/1988 [= Nr. 6]:** G.Dworek: Ein Yankee am Hofe des Königs Karl / R.Schildt: Das Ende einer Karriere. Entfernung des Amtsassessors Ulrichs aus dem Staatsdienst wegen widernatürlicher Wollust / Buchbesprechung: Baldauf, Die Knabenliebe in Mittelasien. ● **Heft 1/1990 [= Nr. 7]:** G.Grau: Die Reichszentrale zur Bekämpfung der Homosexualität und Abtreibung / B. Jellonnek: Aus den Akten der Geheimen Staatspolizei. Ein Fall öffentlichen Widerstands von Homosexuellen / B.U.Hergemöller: Chome fue arso uno Soddomito - Lucca 1369 / J.Werres: Als Aktivist der ersten Stunde. ● **Heft 2/1990 [= Nr. 8]:** S.Karlinsky: Schwule Literatur und Kultur in Rußland. Die Folgen der Oktoberrevolution / P.Talchell: Ten Gay Days that shook East Berlin / M.Eggert: Wie es begann. Schwulenbewegung in Ostberlin 1972-73 / G.Dworek: Zwei Irrenärzte kommentieren Karl Heinrich Ulrichs / M.Herzer: Unser Ulrichs-Autograph. ● **Heft 3/1990 [= Nr. 9]:** J.C.Féray & M. Herzer: (Homo-) Sexualwissenschaft und Politik bei Karl Maria Kertbeny / M. Herzer: Homosexualität als gesellschaftliche Konstruktion und sexuelle Praxis / R.Wolfert: Mauritz Stillers Vingarna - Stockholm 1916 / Buchbesprechungen: Hodges, Alan Turing Enigma / Werner, Otto Warburg / Günther & Hoffmann: Sascha Schneider & Karl May / Geschichte des § 175. ● **Heft 4/1990 [= Nr. 10]:** B.U.Hergemöller: Das Verhör des »Sodomiticus« Franz von Alsten (1536/37) - Ein Kriminalfall aus dem nachtäuferischen Münster / E. Walser: Zur Entkriminalisierung der Homosexualität in der Schweiz 1990 und ein Rückblick auf 1942 / M. Herzer: Ludwig Renn / D. Berner: Wie die SED-Propaganda das Stigma Homosexualität zum Rufmord an einem Maueropfer benutzte / Buchbesprechungen: Jellonnek, Homosexuelle unter dem Hakenkreuz / Steinkamp, Gottfried von Cramm der Tennisbaron. ● **Heft 1/1991 [= Nr. 11]:** M. Herzer: Strafakte von Cramm, Berlin 1938 / M. Herzer: Max Spohr, Adolf Brand, Bernhard Zack - drei Verleger schwuler Emanzipationsliteratur in der Kaiserzeit / B.-U. Hergemöller: Ludwig der Bayer, Friedrich der Schöne, Friedrich von Tirol - Verwirrungen und Verwechslungen / Buchbesprechungen: Kant, Eine Vorlesung über Ethik / Verführte Männer - Leben der Kölner Homosexuellen im Dritten Reich / Hoven, Der unaufhaltsame Selbstmord des Botho Laserstein / Euphronius der Maler. ● **Heft 2/1991 [= Nr. 12]:** H. Giese: Untersuchungen zum Wesen der Begegnung 1945 / B.U. Hergemöller: Hans Giese und Martin Heidegger / J.A. Kuhn: Mißglückte Kontaktaufnahme im Theaterrestaurant Lantsch, Berlin 1880 / G.Knoll: »Le Palladion« - Eine unfreiwillige Philologensatire aus Bremen zu einem komischen Epos Friedrich II. von Preußen / Buchbesprechungen: Äskulap oder Mars ? / Money, Capri Island of Pleasure / Die versteinerten Verhältnisse zum Tanzen bringen / Schilde & Tuchel, Columbia-Haus. ● **Heft 3/1991 [= Nr. 13]:** W.Kuhn & K.v.Ruffin: Als schwuler Häftling in den KZs Columbiahaus und Lichtenburg 1935/36 / R.v.Praunheim & Dr.Hanns G.: Als schwuler Teenager zur Therapie bei Magnus Hirschfeld / K.W.Böhm: »Erfüllung einer Lebenssehnsucht« / H.Kennedy: Andeutungen der Knabenliebe in Longfellows »Hiawatha« / A. Schmitt: Social Constructivism, good bye! / M.Herzer: »Schutzhaftfälle« 1935 / Bibliografie der Aufsätze zur schwulen Geschichte im JOURNAL OF HOMOSEXUALITY / Buchbesprechungen: Ringdal, Lystens dod? / Werner, Mauritz Stiler / Böhm, Zwischen Selbstzucht und Verlangen / Sinakowski, Das Verhör. ● **Heft 4/1991 [= Nr. 14]:** J.-C.Féray: Die Homosexualität im Tagebuch der Brüder Goncourt / M. Herzer: Kommunisten, Sozialdemokraten und die Schwulenbewegung der Weimarer Republik / P. Snijders: Das Schicksal frischer Männchen / Spartacus Gay Guide 1920 »Der Internationale Reiseführer« / Buchbesprechungen: Röll, Homosexuelle Häftlinge im KZ Buchenwald / Derks, Die Schande der heiligen Päderastie / Dear Tucker, ed. by H. Kennedy / Eine Tunte bist du auf jeden Fall. ● **Nr. 15, April 1993:** M. Herzer: Corydon und Vice allemand / A. Got: Le Vice organisé en Allemagne / A. Got: »Anders als die Andern« / N. Praetorius: Über die Homosexualität in Frankreich / N. Praetorius: Der Streit um Walt Whitmans Homosexualität im »Mercure de France« / G. Apollinaire: Ein Augenzeuge der Beerdigung Walt Whitmans / G. Apollinaire: A propos de Walt Whitman / W. Benjamin: In einem Pariser Schwulenbordell / A. Sternweiler: Briefe an den Schutzhäftling Robert T. Odeman / Buchbesprechungen: Naldini, P.P.Pasolini / Fernandez, Der Raub des Ganymed / Hoffschildt, Olivia / Paglia, Die Masken der Sexualität. ● **Nr. 16, Dezember 1993:** J. Miller: Der Wille zum Wissen. Foucault in Kalifornien / M. Herzer & F. Wagner: Homosexualität und Wahrheit / J.A. Kuhn: Der »Moabiter Löwe« als Emblem der Zeitschrift »Die Freundschaft« / Buchbesprechungen: Kugel, Der Unverantwortliche / Greene-Gantzberg, Herman Bang og det fremmede / Hutter, Die gesellschaftliche Kontrolle des homosexuellen Begehrens. ● **Nr. 17, September 1994:** M. Keilson-Lauritz: Wilhelmshagen gegen das Deutsche Reich / A.Brand: Fürst Bülow und die Abschaffung des § 175 / H. Sulzenbacher: »Man bekommt aber den Eindruck, als ob Ulrichs nicht recht normal wäre.« / K.H.Ulrichs: Eingabe an das K.K. Justizministerium / M. Herzer: Sandor Ferenczi / S. Ferenczi: Über sexuelle Zwischenstufen / B. Schälicke: Die Ambivalenz schwuler Sieger / Buchbesprechungen: Homosexualität in der NS-Zeit / Herzer, Magnus Hirschfeld. ● **Nr. 18, Februar 1995:** M. Herzer: »Ungewöhnliche Liebesgeschichten« - Ein früher gelungener Versuch, den Sex mit Kindern zu literarisieren / F.A.Adolf: Ungewöhnliche Liebesgeschichten (Berlin 1906) / A.Zinn: Zur sozialen Konstruktion des homosexuellen Nationalsozialisten / Expertus: Die »Ausrottung« der Homosexuellen im Dritten Reich (Pariser Tageblatt 1.1.1935) ● **Nr. 19, Juli 1995:** W.v.Rosen: Månens Kuler, zur Geschichte der Schwulen in Dänemark / W.v.Rosen: Antikritik, das Homoerotische ist das Homoerotische ist das Homoerotische / M.Herzer: Stimmen aus dem WhK zum Sex mit Kindern / M.Herzer: Zu einem Brief von S.Freud an M. Hirschfeld vom 2.11.1911 / Buchbesprechungen: Sternweiler, Und alles wegen der Jungs / Geuter, Homosexualität in der deutschen Jugendbewegung / Balser u.a., »Himmel und Hölle.« ● **Nr. 20, November 1995:** M.Herzer & A.Sternweiler: 100 Jahre Schwulenbewegung / B. Jellonnek: Homosexuelle im Dritten Reich / H. Detering: Falsche Party / M. Herzer: Der Naturforscher und Dichter Carl Bolle / C. Bolle: Suchen und Finden / R. Wolfert: Zum Briefwechsel Hirschfeld-Björnson / M. Herzer: Schwule Sintenis-Schwärmer / H. Siemsen: Brief an R.V.Cafiero, 1943. ● **Nr. 21, März 1996:** J. Steakley: Film und Zensur in der Weimarer Republik (Der Fall *Anders als die Andern*) / M. Schuster: Zur Erinnerung an Walter Spies / M. Herzer: Antisemitismus und Rechtsradikalismus bei Adolf Brand / Buchbesprechung: Grauvogel, Theodor von Wächter. ● **Nr.22, August 1996:** M. Herzer: Ungeheure Unzucht - Unnennbar Brudertum / Die braune Blume, Berlin 1929 / R. Wolfert: Herman Bang und Berlin / Verdorbenheit der Sitten in England 1793 / Buchbesprechungen: Grupp, Harry Graf Kessler / Schlegel: Rolf. ● **Nr. 23, Mai 1997:** Programm der Vortragsreihe »100 Jahre Schwulenbewegung« / M. Herzer: In memoriam Günter Maeder / Ch. Isherwood: 4 Briefe an Günter Maeder. ● **Nr. 24, Oktober 1997:** H. Oosterhuis: R.v.Krafft-Ebings Stiefkinder der Natur / M. Herzer: Hirschfeld in Wien / R. Krappe: Eindrücke aus dem KZ / W. Müller: Urning, Samthans & Duden / H. Fuchs: Die dichterische Verwertung der Homosexualität.

EINIGE ÄLTERE HEFTE SIND NOCH BEIM MUSEUMSVEREIN FÜR 5 DM JE HEFT ERHÄLTLICH

CAPRI 26

Zeitschrift für schwule Geschichte

❄

Friedemann Pfäfflin und Manfred Herzer
Die Monatsberichte des Wissenschaftlich-humanitären Komitees aus den Jahren 1902 und 1903
2

Manfred Herzer
Dossier Wolfgang Cordan:
1. Einige Daten zu Cordans Leben
2. Anmerkungen zu *L'Allemagne sans masque*. Paris 1933
3. André Gide: En guise de préface
4. Wolfgang Cordan, Jef Last und die sowjetischen Schwulenverfolgungen nach 1934
5. Jef Last: Eine Sünde wider das Blut (1935)
6. Wolfgang Cordan: Sündige Kultur (1935)
7. Wolfgang Cordan: Brief an A. Roland Holst (Amsterdam 4.7.1940)
8. Cordan-Literatur
22

Hans Peter Obermayer
Zur Methodendiskussion in der schwulen Geschichtsforschung
36

Christoph Schwandt
Haben Sie gewusst, dass Schubert homosexuell war? — Aber natürlich.
47

HERAUSGEBER: Schwules Museum, Mehringdamm 61, 10961 Berlin ☎ 030-693 11 72
REDAKTION: Manfred Herzer, Blücherstraße 61, 10961 Berlin E-Mail Homo2000@ aol.com
DRUCK TUNIX-GmbH Neu-Amsterdam-Posemuckel

ISSN 1431-8024

Juni 1998

Friedemann Pfäfflin und Manfred Herzer

Monatsberichte des Wissenschaftlich-humanitären Komitees 1902 und 1903

Vorbemerkung

Der *Monatsbericht des Wissenschaftlich-humanitären Komitees* erschien in den Jahren 1904 bis 1907 als zeitschriftenartiges Periodikum. Im Januarheft von 1904 wird vermerkt, dass hiermit der dritte Jahrgang beginnt. Die beiden vorhergehenden Jahrgänge 1902 und 1903 waren aber lange Zeit nicht auffindbar und galten als verschollen. Zunächst war von den Jahrgängen drei bis sechs nur ein einziges Exemplar bekannt, das sich in der Berliner Staatsbibliothek befand und zudem mehrere Lücken aufwies. Vor einigen Jahren gelang es der Magnus-Hirschfeld-Gesellschaft, im Antiquariatsbuchhandel ein vollständiges Exemplar der Jahrgänge 1904 bis 1907 zu erwerben sowie bisher unbekannte WhK-Monatsberichte des Jahres 1908, die manchen Exemplaren der nur 1908 erschienenen *Zeitschrift für Sexualwissenschaft* lose beigelegt waren.

Die Wiederentdeckung der ersten beiden Jahrgänge der Monatsberichte, die hier erstmals als Transkription der teils handschriftlichen teils maschinenschriftlichen Originale veröffentlicht werden, gelang dem Erstautor bei Recherchen im Archiv des Kinsey-Institutes in Bloomington, Indiana. Sie befinden sich alle in einer Sammlung von Papieren (Handschriften, Typoskripten, hektografisch vervielfältigten Texten wie den »Monatsberichten« und Druckschriften), die offensichtlich aus dem Besitz von Carl Theodor Hoefft aus Hamburg stammen, aber im Kinsey-Institut in einer Mappe mit der Bezeichnung »Hirschfeld's Scrapbook« aufbewahrt wird. Aus der Inventarisierung dieser Sammlung, die der Erstautor angefertigt hat, geht jedoch hervor, dass sich kein einziges Dokument aus dem persönlichen Besitz Hirschfelds, wohl aber mehrere Briefe unterschiedlicher Absender an Hoefft sowie einige Handschriften Hoeffts darunter befinden. Höchstwahrscheinlich handelt es sich bei der als »Hirschfeld's Scrapbook« bezeichneten Sammlung um Teile des Nachlasses von Carl Theodor Hoefft, die aus seiner jahrzehntelangen Mitarbeit im Wissenschaftlich-humanitären Komitee herrühren. Laut mündlicher Auskunft von Alfred Kinseys Nachfolger Paul H. Gebhard (gegenüber F.P.) soll Kinsey soll dieses Material zu einem nicht näher bestimmten Zeitpunkt von einem heute nicht mehr zu identifizierenden Mann, der Hirschfelds Begleiter in Nizza war oder dessen Nachlass erworben hatte, gekauft haben. Zu der Vermutung, es handele sich bei dem als »Hirschfeld's Scrapbook« bezeichneten Material um Teile von Hoeffts Nachlass, passt allerdings nicht, dass sich darunter auch einige wenige Briefe befinden, die von Dritten an Hirschfeld gesandt wurden und von denen nicht ohneweiteres zu erklären ist, wie sie in Hoeffts Besitz gekommen sein könnten. Es ist auch auffällig, dass zwar in der Sammlung alle Subkomitees mit Protokollen und Rundschreiben vertreten sind, dass sich aber darunter kein einziges Schriftstück aus der Tätigkeit des Hamburger Subkomitees befindet. Schließlich enthält die Sammlung auch Materialien aus der Zeit nach Hoeffts Tod. Die zahlreichen in der Sammlung enthaltenen an Hoefft adressierten Briefe und anderen Schriftstücke sprechen dennoch dafür, dass Hoefft der ursprüngliche Eigentümer der Sammlung gewesen ist.

Dr. phil. Carl Theodor Hoefft

Hoefft war einer der nicht wenigen Aktivisten der frühen Schwulenbewegung, über deren Leben heute so gut wie nichts mehr in Erfahrung zu bringen ist. Männer wie Hoefft leisteten gewiss Unentbehrliches zum Emanzipationskampf des Wissenschaftlich-humanitäres Komitees, da sich diese Beiträge aber meist auf bloße Organisationsarbeit beschränkten, haben sie kaum Spuren hinterlassen, die mit ihrem Namen und ihrer Person verbunden sind. Die recht gut funktionierenden bibliografischen und biografischen Erfassungssysteme, die die Lebensdaten aller schriftstellerisch, künstlerisch oder sonstwie öffentlich Hervorgetretenen registrieren und speichern, versagen in Fällen wie dem des Carl Theodor Hoefft fast vollständig.

Immerhin hat er im Jahre 1891 an der Universität Strassburg eine Inauguraldissertation zu einem literaturhistorischen Thema (»France, Franceis & Franc im Rolandsliede«) vorgelegt, die aber leider nicht, wie sonst damals üblich, eine Vita des Autors enthält. Auf dem Titelblatt wird lediglich erwähnt, dass Hoefft »aus Hamburg« stamme.

Jürgen Sielmann vom Staatsarchiv der Freien und Hansestadt Hamburg hat auf unsere Anfrage dortselbst einige Recherchen angestellt, deren Ergebnisse er uns in seinem Schreiben vom 5.3.1998 mitteilte. Dort heisst es unter anderm:

»Dr. phil. Carl Theodor Hoefft [wurde] am 13.6. 1855 in Hamburg als Sohn des aus Soldin gebürtigen Wundarztes Carl Moritz H. und dessen aus Hamburg stammender Ehefrau Johanna Willhelmina geb. Ruge geboren (St. Paulikirche, IX B 11, S. 158). Das Hamburger Einwohnermelderegister wurde 1943 vernichtet, und auch die Vereinsregisterakte über den lt. Adreßbuch zumindest noch 1927 bestehenden ›Dr.phil. C. Th. Hoefft-Verein für Kunst und Wissenschaft e.V.‹ ist nicht erhalten. Immerhin bieten Ihnen vielleicht die in Kopie beigefügten beiden Zeitungsnachrufe und der Artikel zu seinem 70. Geburtstag einige Informationen.

Nach den ab 1900 durchgesehenen Adreßbüchern wohnte Dr. Hoefft ständig in Hamburg. Das von Ihnen erwähnte [wissenschaftliche Institut in Hamburg] findet sich darin als ›wissenschaftliches Lehrinstitut‹ bezeichnet und hat vielleicht, wie es im Zeitungsbericht zu seinem 70. Geburtstag heißt, der ›Ausbildung der Jugend auf literarischem und künstlerischem Gebiet‹ gedient. Genaues konnte leider nicht festgetellt werden.«

Einer der drei Zeitungsartikel, die Jürgen Sielmann seinem Brief beilegte, stammt aus den *Hamburger Nachrichten* Nr. 265 vom 11. Juni 1927 und hat folgenden Wortlaut:

»Trauerfeiern. Dr. Hoefft. Im Krematorium zu Ohlsdorf hatte sich eine große Trauergemeinde versammelt, die voll wehmütiger Stimmung den mit einer Fülle von Blumen und Kränzen bedeckten Sarg umstand, der den sterblichen Leib von Dr. Hoefft umschloß. Zahlreiche Schüler und Schülerinnen, die dem von dem Toten begründeten Verein angehören, Bewohner des neuen Altersheims in Hamm, in dem Dr. Hoefft noch eine kurze Zeit eine ruhige Heimstatt gefunden hatte, eine Abordnung der Kameradschaft des ehemaligen Mecklenburgischen Füsilierregiments Nr. 90 waren neben den vielen Freunden erschienen. Feierliche Musik leitete die Feier ein. Pastor Albrecht hielt die Trauerandacht unter Zugrundelegung des Wortes Jeremias': Ein Weiser rühme sich nicht seiner Weisheit, wer sich rühmen will, der rühme sich des, daß er mich kenne. Der Geistliche würdigte liebevoll und mit feinen Worten die Persönlichkeit des Heimgegangenen, der einer alten Hamburger Gelehrtenfamilie entstammte und mit treuer Pietät den alten Überlieferungen Ehrfurcht bewahrte, die er auch vielen seiner Anhänger einzupflanzen wußte. Er hätte die wunderbare Gabe besessen, seine Schüler an sich zu fesseln; ihm folge viel Dank nach. Sein Gedächtnis werde in den Herzen fortleben als das eines treuen Mannes, der Vielen ein Segen war. Für die Mecklenburger Füsiliere rief Dr. Claasen dem treuen Kameraden herzliche Abschiedsgrüße nach; er sei einer der Besten in den Reihen gewesen; die Kameraden seien in dieser Stunde von aufrichtiger Wehmut erfüllt, sie danken ihm für seine Liebe über das Grab hinaus und würden ihn niemals vergessen. Im Namen des Dr. Hoeffischen Vereins gab Hackmeister dem Schmerz um den Heimgang des geliebten Führers Ausdruck, der seinen dankbaren Schülern so unendlich viel Gutes und Schönes geschenkt habe. Leise erklang die Weise: ›O Welt, ich muß dich lassen‹. Dann versank der Sarg.«

Hoefft gehört zu der kleinen Minderheit von Männern, die jahrzehntelang bei Nennung ihres vollen Namens die Schwulenbewegung förderten und unterstützten. Zeitungsberichte, wie der eben zitierte Artikel über seine Beerdigung, belegen, dass sein Ansehen als Hamburger Bürger darunter in keiner Weise gelitten hat.

Die erste vollständige Liste aller Unterzeichner der Petition gegen den § 175 enthält auch seinen Namen sowie einen Hinweis auf seine damalige Tätigkeit:

»Dr. phil. C. Th. Hoefft, Vorsteher am wissenschaftlichen Institut in Hamburg.« (19. Bericht der Kommissionen für die Petitionen, 1904, S. 10)

Erstmals erwähnt Hirschfeld in seinem »Jahresbericht 1901« im *Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen* Jg. 4, 1902, S. 974 Hoefft und dessen Hamburgische Aktivitäten: »Die Einrichtung des Sekretariats gestattet auch eine regelmässige Verbindung der Centrale mit den Subkomitees, von denen einige, wie **das Hamburgische unter Dr. C. Th. Hoefft (Börsenbrücke 7)**, das Hannoversche unter J. Heinr. Dencker, Fabrikbesitzer in Sulingen (Hannover) und das Südwestdeutsche unter Leitung des Rittergutsbesitzer Jansen in Friemen (bei Waldkappel-Cassel) **in dankenswerter Weise eine besonders rührige Thätigkeit entfalteten.**«

Bereits im darauffolgenden »Jahresbericht 1902/03« wird Hoefft erneut erwähnt, jetzt jedoch mit einer deutlich ungünstigeren Bewertung: »Neben der Berliner Centrale entfalteten namentlich die Komitees in München (Rechtsanwalt Dr. Fraas am Platz 1-2) in Leipzig (Max Spohr, Sidonienstr. 19. Egon Eickhoff, Leipzig-L.) sowie in Frankfurt a.M. (Rittergutsbesitzer Jansen-Friemen-Cassel) eine rege Tätigkeit, während **die Bemühungen, welche in Hamburg von Dr. Hoefft-Börsenbrücke**, in Hannover von J. Heinrich Denker, Fabrikbesitzer in Sulingen und Schriftsteller König-Hannover sowie im nördlichen Teil der Rheinprovinz vom Grafen v. d. Schulenburg, Haus Oeft bei Kettwig a.d. Ruhr unternommen wurden, **nennenswerte Erfolge nicht aufzuweisen hatten.**« (*Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen* Jg. 5, 1903, S. 1352 f.) Es ist auch kein Bericht über irgendwelche Aktivitäten eines Hamburger Subkomitees jemals erwähnt worden. 1907 ist dann aus dem Hamburger Vorort Harburg der Arzt Dr. med. A. Pfannkuche jun. ins WhK-Obmännerkollegium gewählt worden, was aber für Hamburg keinerlei organisatorische Folgen gehabt hat. »Hamburg scheint doch ein sehr schwieriger Boden für die Bewegung zu sein«, bemerkt Hirschfeld in einem Brief an Hoefft vom 6. Juni 1907. Er mag dabei an die Erfahrung gedacht haben, dass Hamburg die einzige Stadt war, die der WhK-Vortragskommission nicht nur verbot, dort einen Vortragsabend zur homosexuellen Frage und zum dritten Geschlecht zu veranstalten, das Verbot erging in Hamburg sogar »unter Androhung einer Geldstrafe von 200,- Mk.« (*Monatsbericht* Juli 1907, S. 146)

Bis zum Ende des Ersten Weltkrieg taucht Hoefft in Jahrbuch und Monatsbericht überhaupt nicht mehr auf. Auch die veröffentlichten Listen aller Beitragszahler enthält seinen Namen nicht. Es könnte aber sein, dass Hoefft sich hinter folgender, jährlich wiederkehrender Chiffre verbirgt: »Dr. phil. H. i. H. 20 Mk.«, denn aus zwei in Kopie vorliegenden Schrei-

ben der »Berliner Centrale« an Hoefft geht hervor, dass sich sein jährlicher Beitrag zum »Fonds für die Befreiung der Homosexuellen« auf 20 Mark belief. In allen Verzeichnissen der WhK-Obmänner fehlt jedoch seine Name, so dass man annehmen muss, er war nie zum Obmann gewählt worden. Andererseits heisst es im Bericht von WhK-Mitgliederversammlung vom 25. September 1921, dass »**der langjährige verdiente Obmann Herr Dr. phil. C. Th. Hoefft-Hamburg zum Obmann auf Lebenszeit ernannt**« wurde. (*Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen* Jg. 22, 1922, S. 99) Vielleicht erklärt sich dieser Widerspruch aus dem etwas großzügigen Umgang mit dem Begriff des Obmanns, den der Jahrbuchautor von 1922 möglicherweise im Sinne einer jahrzehntelangen treuen WhK-Mitgliedschaft verwendete.

Die letzte Erwähnung Hoeffts findet sich im letzten Band des *Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen*, wo auf der Seite 195 im Bericht über die WhK-Generalversammlung vom 15. Mai 1922 die soeben ernannten »Ehrenmitglieder« des WhK aufgelistet werden: »Zu Ehrenmitgliedern wurden ernannt die Herren Dr. Havelock Ellis, London; Dr. Edward Carpenter, London; Dr. med. Nyström, Stockholm; Jonkheer Dr. J. A. Schorer, Haag; Dr. jur. Numa Praetorius, Straßburg; Dr. med. Iwan Bloch, Berlin; **Dr. phil. C. Th. Hoefft, Hamburg;** Schriftsteller Eduard Bertz, Potsdam; Direktor Carl Friedrich, Frankfurt a.M.; Apotheker Josef Schedel, München.«

Die orthografische und typografische Gestaltung der Texte wurden weitgehend beibehalten. Offensichtlich fehlende Wörter sind in eckigen Klammern hinzugefügt.

Die Autoren danken dem Kinsey-Institut, Bloomington, Indiana, für die Genehmigung zum Abdruck der Dokumente.

Protokoll

Der Winterkonferenz VIII des wissenschaftlich-humanitären Comitees am 12. Januar 1902 im Hotel Altstädter Hof — Berlin C, Neuer Markt.

Dr. Hirschfeld eröffnet die Sitzung um 3 ¾ Uhr und giebt nach Begrüssung der Anwesenden über das verflossene Semester ausführlichen Bericht, der im Jahrbuch erscheinen wird. Zum Bericht erhält das Wort: Dr. Jordan, der interessante Biographien in den Jahrbüchern veröffentlicht wünscht, ebenso die wichtigen Stellen aus dem Briefe des Herrn von Meerscheidt-Hüllesem.
Claßen-Nürnberg stellt 2 Anträge, die am Schlusse der Sitzung zur Discusion gestellt werden sollen. Er wünscht einen juristischen Beistand zur Entlastung des Vorsitzenden und führt aus, dass die gezeichneten Beiträge grösstenteils aus Vergesslichkeit nicht abgeführt werden. Wünscht Einziehung per Postauftrag, aber nicht durch das Comitee, sondern durch Spohr-Leipzig, da dies vielen angenehmer wäre.
Dr. Hirschfeld erklärt, dass bisher Schritte zur Einziehung nicht gethan sind; jetzt – nach Anstellung eines Secretärs sei das eher möglich, doch sei nicht immer Vergesslichkeit sondern oft Interesselosigkeit anzunehmen.
Dr. Jordan wünscht nicht plötzlichen Postauftrag sondern vorher briefliche Erinnerung.
Darauf Übergang zur Tagesordnung.
1) Dr. Hirschfeld stellt die Frage zur Discusion: Was kann geschehen zur Verbreitung der vorliegenden Volksschrift unter das Volk? - - Es wird Verbreitung durch die Homosexuellen selbst in ihren Bekanntenkreisen, Vereinen, ect. empfohlen, ferner zufälliges absichtliches Liegenlassen in der Eisenbahn, Caffees, u.s.w. Verbreitung durch den Eisenbahn-Buchhandel, Colportage, Gewerkschaften, in Fabriken, Werkstätten, Vereinen, dann Straßenbuchhandel, Zeitungsverkäufer, Selterbuden, Sortimentsbuchhandel, Besprechung in den Zeitungen, Uebersendung eines Freiexemplares an sämmtliche Zeitungsredactionen. Metzenthin stellt fest, dass die Volksstimmung sich schon in unsern Gunsten geändert hat, auch die Bestrafungen fallen milder aus.
2) Propaganda durch Vorträge wird allseits befürwortet und ein Cyclus von Vorträgen an den freien Hochschulen vorgeschlagen. Als geeignete Persönlichkeiten werden die Recitatoren Buntzler und Fuchs genannt. Vorgeschlagen wird: Vorträge nur in grossen Städten, Einladungen an Juristen, Presse ect. Recitator mit Vertrauensmann in Verbindugn setzen, der event. mit Gesinnungsgenossen für etwaiges Deficit aufkommen könnte. Constatirt wird, dass sehr viele Homosexuelle aus Aengstlichkeit selbst den Vorträgen fern bleiben. Ferner dass in Hamburg Polizei und Geistlichkeit Vorträge unmöglich machten (§ 184). Persönlichkeit des Vortragenden von grosser Bedeutung.
3) Verlesung des Briefes von Numa Prätorius mit Erläuterungen durch Dr. Hirschfeld.
4) Reichstagsabgeordneter Wamhoff dankt für die gewährten Einblicke. Interessiert sich für die Sache auf Veranlassung seines Wahlkreises, ist bereit dieselbe eingehend zu studiren und sobald er überzeugt ist, für uns zu wirken. Wünscht unser Vertrauen und Anfertigung einer Statistik der Homosexuellen.
5) Eine Sammlung ergiebt M. 271,40. — Pause. —
6) Organisation: Anstellung eines Secretärs beantragt und mit 90 M. Monatsgehalt genehmigt, damit auch mit den Obmännern bessere Fühlung möglich ist.

7) Dr. Hirschfeld referirt über Monatsversammlungen an denen wissenschaftl. u. litterarische Vorträge gehalten werden sollen und schlägt diese Monatsversammlungen auch für die Provinzen vor.
8) Allgemeine Discusion über die Aengstlichkeit der Homosex. Aufklärung der Verwandten erwünscht. Ueber gesellschaftliches Vorurteil, dem durch offenes Bekennen vorgebeugt werden muss, da gute Charaktereigenschaften doch massgebend sind. Von Verheiratung Homos. ist sowohl vom ärztlichen wie humanen Standpunkt aus dringend abzuraten. Ob verheiratete Homos. sich der anderen Ehehälfte anvertrauen, muss von Fall zu Fall entschieden werden. Erst allgemeine Aufklärung durch Schriften etc. ratsam.
Unwissenheit der Richter über Homos. wird gerügt und constatirt, dass ein Richter erst durch ein Gutachten des Dr. Hirschfeld zum ersten Male etwas darüber erfahren hat.
9) Antrag Jordan wird angenommen, dass von denjenigen der säumigen Fondzeichner, die damit einverstanden sind, die gezeichneten Beträge durch Postauftrag eingezogen werden, die übrigen säumigen aber durch das Sekretariat brieflich gemahnt werden. Nachdem dem Vorsitzenden, Herrn Dr. Hirschfeld der Dank der Versammlung ausgesprochen war, wurde die offizielle wissenschaftliche Sitzung um 9¼ Uhr geschlossen und der gemütliche Teil trat in seine Rechte.
Die Versammlung war von über 100 Personen besucht.

Wissenschaftlich-humanitäres Komitee.

Charlottenburg den 19. Febr. 1902.

Gemäss Beschlusses der diesjährigen Winterconferenz, unsern Vertrauensmännern in der Provinz regelmässige Monatsberichte über unsere Thätigkeit nach der Monatsversammlung zukommen zu lassen, berichten wir folgendes:
1) Die von uns herausgegebene Volksschrift wurde an sämmtliche Mitglieder des Reichstages u. des Bundesrates gesandt. Antwort erhielten wir bisher nur vom Abgeordneten Dasbach (Centrum), mit dem wir in nächster Zeit eine Besprechung haben werden.
2) Wir versuchten die Volksschrift in den Colportage- u. Straßenhandel zu bringen, stießen aber dabei auf große Schwierigkeiten. Im Berliner Straßenhandel wurde die Volksschrift sogar verboten. Wir haben eine Beschwerde an das Polizeipräsidium eingereicht, aber noch keine Antwort erhalten.
3) Wir richten an die Vertrauensmänner die Bitte sich des Vertriebes der Volksschrift so viel als möglich anzunehmen. Bisher war die Nachfrage eine ausserordentlich geringe. Wir erlauben uns daran zu erinnern, dass den Vertrauensmännern 100 Stück zum Preis von 10 Pfg. überlassen wurden.
4) Für das IV Jahrbuch liegen alle Artikel nun vor, deren Inhalt ein äusserst wertvoller ist. An Illustrationen dürfte das Jahrbuch cr. 80 enthalten.
5) Die letzte Monatsversammlung fand am 15. Febr. statt. Das Thema des Abends lautete: „Uranismus und Frauenfrage". Die Beteiligung war eine sehr rege, es waren gegen 100 Personen anwesend, darunter cr. 30 Damen und zum ersten Male auch Herr Dr. Albert Moll. Die Discussion, an der sich auch eine Dame intensiv beteiligte, war äusserst interessant.
6) In der letzten (Februar) Nummer der „Kritik" — Herausgeber Dr. R. Wrede — findet sich unter dem Titel: „Homosexuelle Reclame" ein Artikel, der Angriffe gegen den Spohr'schen Verlag u. gegen Adolf Brand enthält. Herr Adolf Brand hat bei Wiedereröffnung seiner Verlagsbuchhandlung grosse finanzielle Schwierigkeiten und bemüht sich durch private Unterstützungen sein Unternehmen dem wir sympathisch gegenüberstehen ausführen zu können.

Monatsbericht.

22. März 1902.

1) Ausser den laufenden Arbeiten (Versand von Material, Erpresseraffairen etc) welche einen lebhaften Fortgang nahmen beschäftigte uns die Neubearbeitung der Listen, vor allen Dingen des Adressenmateriales. Wir verfügen z. Z. über cr. 1000 Adressen, cr. 130 Fondszeichner. Wir bitten die Obmänner freundlichst uns alle ihnen bekannten urnischen Adressen behufs Vervollständigung unserer Listen, zu übersenden, sowie die Gewinnung von Fondszeichnern zu betreiben.
2) Auf unsere Beschwerde an den Polizeipräsidenten betr. der Volksschrift erteilte derselbe folgende Antwort: „Es muss zwar anerkannt werden, dass die Flugschrift im Grossen und Ganzen wissenschaftlich und objectiv gehalten ist, und sich namentlich auch von jeder lüsternen und indiskreten Schreibweise fernhält; nichtsdestoweniger vermag ich deren Betrieb resp. Vertrieb im Wege des Strassen- bezw. Colportagebuchhandels zu dem billigen Preise von 20 Pfg. und die hieraus notwendig sich ergebende Verbreitung unter den breiten Massen der Bevölkerung im Hinblick auf die Vorschriften in dem § 56 Zif. 12 u. 42a der Reichsgewerbeordnung für zulässig nicht zu erachten." gez. von Windheim. Wären die Obmänner dafür, dass wir gegen diesen Bescheid beim Oberpräsidium Beschwerde erheben? Einem Strassenhändler, welcher wegen Vertrieb der Broschüre Strafe erhielt

Monatsbericht

12. März 1902.

1) Außer den laufenden Arbeiten (Versand von Material, Expressaffairen etc.) welche einen lebhaften Fortgang nehmen beschäftigte uns die Neuanfertigung der Listen, vor allen Dingen der Adressenmaterialien. Wir verfügen z. Z. über cr. 1000 Adressen, cr. 130 Sondzeichner. Wir bitten die Romäner freundlichst uns alle ihnen bekannten noch nicht Adressen behufs Vervollständigung unserer Listen, zu übersenden, sowie die Zeichner um Zusendung von Zeichnerin zu bitten.

2) Auf unsere Beschwerde in der Polizeipräsidium betr. der Vorlesschrift erhielten derselbe folgende Antwort: „Es muss zwar zugestanden werden, dass die Flugschrift im Grossen und Ganzen wissenschaftlich und objektiv gehalten ist, und sich nur hier und dort einer etwas scharfen Schreibweise bedient; nichtsdestoweniger vermag ich diesen jedoch nur leichten im Wege des Strafverfahrens gegen Zeitungsverleger in den inländischen Presse von 20 Pfg. und die hieraus notwendig sich ergebende Verbreitung unter den breiten Massen der Bevölkerung im Hinblick auf die Vorschriften in § 56 Abs 1a u. 1b der Reichsgewerbeordnung für nützlich nicht zu erachten.“ gez. von Windheim.

Wäre die Romäner Sache, den wir gegen Berlin jedoch eine Verwarnung zugehen erhalten? Einige Strassenhändler, welcher wegen Verbreitet der gesetzlichen Strafe erhielt, kamen wir auf seinen Wunsch einen Verteidiger zur Seite gegeben. 3) Die Herstellung der Jahresbericht geht vorwärts, sobald es Mittel die Sache auch jetzt erscheinen dürfte. 4) Die gut besuchte Versammlung am 19. d. M. nahm einen äusserst lebhaften Verlauf. Brieselaitnis. V. [illegible] u. A. [illegible] mit großer Heftigkeit gegen den Verfasser, [illegible] Sachlichkeit [illegible] Ton in [illegible] u. Leben.“ 5) [illegible] scheint mit der Geschäftsführer zu sein. 6) Viel Aufsehen erregten Karten auch in verschiedenen Kreisen von [illegible] Verbreitung gegen die Kriegshetze (Moabit u. [illegible]) sowie die Verurteilung des [illegible] Romäner [illegible].

Frohe Ostern!

gez. Dr. Hirschfeld.

Reproduktion des Monatsberichts für März 1902. Bis Oktober 1902 gab es nur handgeschriebene und im Hektographieverfahren vervielfältigte Monatsberichte. Wegen einer besseren Lesbarkeit ist man dann zur Schreibmaschinenschrift übergegangen.

haben wir auf seinen Wunsch einen Vertheidiger zur Seite gegeben. 3) Die Herstellung des Jahrbuchs geht voran, sodass es Mitte bis Ende April erscheinen dürfte. 4) Die gut besuchte Monatsvers. am 19. ds. nahm einen äusserst befriedigenden Verlauf. Criminalcommis. v. Treskow war u. A. als von uns geladener Gast zugegen. Den Hauptvortrag hielt Gaulke unter grossem Beifall „Ueber Eros in Kunst u. Leben" 5) Brand hat seine Buchhandlung eröffnet u. scheint mit dem Geschäft zufrieden zu sein. 6) Viel Aufsehen erregten, besonders auch in normalsex. Kreisen von H.S. Affairen die Verhandlung gegen die Urningsdiebe (Morschall u. Genossen) sowie die Ermordung des H.S. Gandin durch Dragoner beides in Berlin.

Frohe Ostern!

gez. Dr.Hirschfeld.

Im Auftrage des Com. übersandt durch W Jansen-Friemen.

III. Monatsbericht — April 1902 —

1) Die Volksschrift ist für den Colportage und Straßenhandel noch nicht freigegeben. Von einer Beschwerde beim Oberpräsidium wurde bisher abgesehen.
Dr. Hirschfeld hat versucht eine Audienz beim Polizeipräsidenten zu erlangen. Derselbe war zuerst erkrankt, dann auf 6 Wochen beurlaubt. Um die Angelegenheit nicht zu lange hinauszuschieben war Dr. H. gestern bei dem Vertreter des Polizeipräsidenten, Herrn Geheim-Oberregierungsrat Friedheim. Derselbe verhielt sich durchaus ablehnend: Die Volksschrift sei geeignet die Jugend über Dinge aufzuklären, welche für sie verderblich seien, er werde keinesfalls das Verbot aufheben, es sei denn, dass er vom Minister selbst diesbez. Ordre bekäme, was wohl nicht eintreten dürfte.
Wir wollen nach der Rückkehr v. Windheims einen nochmaligen Vorstoss wagen.
2) Die Monatsversammlung am 16. war wieder stark besucht u. nahm einen recht befriedigenden Verlauf. Moll, v. Treskow ect. waren anwesend. Das Thema war „H.S. und Kunst" Besonders wurde Shakespeares Veranlagungen erörtert auf Grund eines Referates v. Teschenbergs. Dr. Meienreis [las] eine von ihm verfasste, gut gelungene Uebersetzung einer Eekhoud'schen Novelle (Prinz de Morgrave) vor.
3) An eine Anzahl Reichstagsabgeordnete wurde die Schrift „H.S. und Bibel" versandt, von der wir 3 Exemplare beifügen, die wir freundl. unter den Herren kursieren zu lassen, bitten.
4) Bitte um Mitteilung: ob wir im Anhang des Jahrbuches, dessen Fertigstellung endlich seinem Ende entgegen geht, die Namen der Vorsitzenden der Subkomites mitteilen sollen resp. dürfen.
5) Wir bearbeiten z. Z. neben den laufenden Angelegenheiten ein Städte-Adressbuch der H.S. und bitten die Herren um Mitteilung von Adressenmaterial.
6) Hamecher ist in Zürich verhaftet und nach Deutschland ausgeliefert worden. Ein ihn entlastendes Gutachten wurde seinem Vertheidiger übersandt.

Beste Grüsse

gez. Dr. Hirschfeld

Charlottenburg 23. April 1902.

Monatsbericht — Mai 1902.

1) Der Monatsbericht hat sich etwas verzögert, weil wir von Tag zu Tag hofften, die Fertigstellung des Jahrbuches melden zu können. Dasselbe wird nun endlich diese Woche fertig sein und in den nächsten Wochen zum Versandt kommen.
2) Anfang des Monats fand eine wichtige Besprechung von Dr. Hirschfeld mit dem Centrumsabgeordneten Dasbach statt, von der wir einen guten Erfolg für unsere Bestrebungen erhoffen.
3) Den ganzen Monat über waren verschiedene Erpresser und Anklage etc. Affairen, besonders bemerkenswert war es, dass ein Prinz, dessen Name geheim gehalten werden soll, sich an unser Komitee behufs Regelung einer Erpresseraffäre wandte.
4) An der Monatsversammlung am 24. Mai nahm eine grosse Reihe prominenter Normaler teil, u. A. Dr. Iwan Bloch, welcher in letzter Zeit gegen die Aufhebung des § 175 geschrieben hatte. Derselbe schien einen günstigen Eindruck empfangen zu haben, sodass er wohl in Zukunft seine Angriffe nicht fortsetzen dürfte.
5) Zur Zeit versehen wir die bedeutenderen Zeitungen mit Inhaltsangaben des neuen Jahrbuches wovon wir einige Exemplare beifügen. Wir bitten uns event. Blätter namhaft zu machen, an welche die Zusendung von Recensions-Exemplaren angebracht erscheint.
6) Wegen eines Schrittes bei dem Juristen-Tage hatten wir uns bereits vor längerer Zeit mit Prof. von Liszt in Verbindung gesetzt, der entschieden davon abgeraten hat, vor allem, weil die zur Beratung stehenden Str. G. B. Reformen lediglich allgemeiner und nicht spezieller Natur seien.
7) Die grosse Sommerconferenz findet am 29 Juni im Altstädter Hof statt. Wir bitten die Herren uns ihre Semesterberichte bis zum 22. Juni zugehen zu lassen, ebenso auch auf die Tagesordnung bezügliche Anträge und

Vorschläge, diese jedoch möglichst schon früher. Der Verlauf ist so gedacht, dass am Abend des ersten Tages ein gemeinsames Abendessen, und am zweiten Tage (Montag) höchst wahrscheinlich eine gesellige Veranstaltung sein soll. Wir bitten für eine möglichst rege Beteiligung Propaganda zu machen.
8) Der Preis des Jahrbuches ist leider ein sehr hoher (geb. 17,50 M.) für Fondszeichner 9,50 M. Dafür dürfte aber das Werk ein äusserst wirksames Propaganda-Mittel sein. Der Fondsbestand gestattet leider nur eine sehr beschränkte Benutzung dieses Agitationsmittels; wir bitten recht sehr, doch dafür thätig zu sein, dass wir grössere Summen erhalten, damit wir an möglichst viele Minister, Abgeordnete, Kritiker, gerichtliche Sachverständige etc. Exemplare senden können.

Auf Wiedersehen am 29sten.

gez. Dr. Hirschfeld

Monatsbericht pro October 1902.

1.) Die Fragebogen sind zum Versandt gelangt u. bitten wir für recht sorgfältige Beantwortung Sorge tragen zu wollen. Auf Wunsch stehen weitere Exemplare gern zur Verfügung.
2.) Die Petitionen an sämmtliche Rechtsanwälte Deutschlands (7800) sind auch expediert, soweit sie vom Drucker fertiggestellt sind. Unterschriften gehen zahlreich ein mit zum Teil interessanten Details.
3.) Zahlreiche Veröffentlichungen, teils günstig teils weniger günstig, sind erschienen.
Ungünstig: Iwan Bloch IIter Band, Wachenfeld und »Das dritte Geschlecht« von M. Braunschweig.
Günstig vor allem Artikel im Archiv für Kriminal-Anthropologie u. in der Politisch-Anthropologischen Revue. Interessant ist die Schrift von Hermann Hafner »Unzucht?«, die sich auch gegen Wachenfeld ausspricht.
4.) Die Monatsversammlung (Vortrag Rosa v. Braunschweig etc.) war stark besucht — ca. 150 Personen — u. nahm einen ausserordentlich befriedigenden Verlauf, machte namentlich auch auf die objektiv Interessierten grossen Eindruck.
5.) Sehr viele der gezeichneten Fondsbeiträge sind noch nicht eingegangen u. wurden dieserhalb Monitas versandt.
6.) Es sind zahlreiche sehr ausführliche u. interessante Zuschriften eingelaufen, die voll gewürdigt u. berücksichtigt werden, doch fehlte es leider an der nötigen Zeit auf alle diese Zuschriften so ausführlich zu antworten, als wir gerne wollten resp. überhaupt zu antworten.
Wir danken diesen Herren hiermit für ihre Mitteilungen u. bitten uns auch fernerhin mit ihren Ratschlägen, Vorschlägen u. Ausführungen zu beehren.
7.) An zahlreiche uns von verschiedenen Seiten grösstenteils als H.S. aufgegebene Adressen (gegen 100) wurde Material nebst entsprechendem Anschreiben gesandt, leider ohne dass auch nur einer der Adressaten darauf reagierte; das darf uns aber nicht entmutigen, indirekt wird auch dieses Opfer an Zeit u. Geld für unsere Sache nicht vergeblich gewesen sein.
8.) Da von vielen Seiten darüber Klage geführt wird, dass die hektographirten Berichte kaum zu lesen sind, haben wir uns entschlossen, dieselben in Schreibmaschinenschrift resp. auf autografischem Wege herstellen zu lassen, müssen dann aber von den Herren, welche die fernere Zusendung der Monatsberichte wünschen, zur Bestreitung der Herstellungskosten u. Portos für jeden Monatsbericht 30 Pfennige oder pro Jahr 3 Mark beanspruchen, da die Fondsmittel so übermässig durch Extraausgaben, wie Petitionen-Fragebogen-Versandt etc. in Anspruch genommen sind, dass wir ohnehin schon mit einem Defizit arbeiten. Bisher wurden die Berichte von einem Obmann in liebenswürdiger, selbstloser Weise kostenlos angefertigt. Die Obmänner erhalten den Monatsbericht selbstredend auch fernerhin kostenlos zwecks Cirkulation in den interessierten Kreisen nach ihrer eigenen Information.

Wissenschaftlich-humanitäres Komitée.
gez. Dr. M. Hirschfeld

Dr. M. Hirschfeld
appr. Arzt
Charlottenburg
Berlinerstr. 104, II.

Wissenschaftlich-Humanitaires Comite-Berlin.
Monatsbericht pro November 1902.

1.) Von den versendeten Fragebogen sind bisher ca. 125 beantwortete Exemplare eingelaufen mit zum Teil sehr beachtenswerten Zusätzen. Wir bitten für möglichst baldige weitere Verbreitung des Fragebogens gütigst Sorge tragen zu wollen.
2.) Bisher sind 200 Unterschriften von Rechtsanwälten hier für die Petitionen eingelaufen und mehrt sich die Zahl noch täglich.
3.) Die letzte Monatsversammlung war von ca. 220 Personen besucht und verlief durchaus befriedigend. Der Reichstagsabgeordnete Thiele war anwesend. Es zeichneten sich 50 neue Fondszeichner mit 644 M. Jahresbeitrag ein. Wir bitten für möglichste Gewinnung von Jahresfondszeichnern Sorge zu tragen, da bei dem sich immer mehr zuspitzenden Kampf reichlichere Mittel dringend notwendig sind.

4.) Im Dezember soll die Versammlung wegen Vorbereitungen zur Jahresconferenz im Januar 1903 ausfallen, dagegen soll diese Hauptconferenz am 11. Januar stattfinden zu welcher [wir] Anträge und Anregungen, sowie Berichte der Subcomitees möglichst im Laufe dieses Monats erbitten.
5.) Anlässig des Falles Krupp wurde unser Comitee von vielen Seiten stark in Anspruch genommen. Wir haben im allgemeinen uns darauf beschränkt mehr zur Homosexualität und der Sache selbst, als zur Person Krupps Stellung zu nehmen. Immerhin wäre es sehr wertvoll wenn authentisches Material über Krupps Veranlagung bezw. Bethätigung gesammelt und uns übersandt würde. Offiziell haben wir folgende Erklärung in der Presse gegeben:
Anlässig des Falles Krupp ist in der Presse vielfach die Anschauung hervorgetreten dass die Behauptung, jemand sei homosexuell, an sich eine schwere Beleidigung und Ehrenkränkung bedeute. Ohne die Frage hier zu erörtern, ob Alfred Krupp homosex. gewesen sei oder nicht, erhebt das wissenschaftlich-humanitäre Comitee in Berlin und Leipzig im Namen von 1500 ihm bekannten Homosexuellen, die in ihrem Charakter und sittlichen Verhalten genau so ehrenhaft sind wie die normalsexuell Geborenen, gegen diese Auffassung energischsten Widerspruch. Es fordert, dass aus wissenschaftl. Forschungsergebnissen die Consequenzen der Humanität gezogen werden damit die folgenschweren Verkennungen, denen schon so viele homosex. Geborene zum Opfer gefallen sind, endlich ein Ende nehmen.

Wissenschaftlich-humanitäres-Comitee
Dr. med. C. Burchard. Dr. med. M. Hirschfeld. Dr. med. G. Merzbach

Jedenfalls ist der weitere Verlauf der Angelegenheit für unsern Kampf von der weitgehensten Bedeutung.
6.) Die Subcomitees werden gebeten bei selbstständigen Veröffentlichungen die Ortsnamen hinzuzufügen also: W. H. C. München etc.
7.) Weitere Monatsberichte gehen von jetzt an nur den Obmännern und denjenigen Herren zu die zur Deckung der Kosten hierfür einen Jahresbeitrag von Mk. 3 an unsere Adresse Dr. M. Hirschfeld — Charlottenburg, Berliner=Strasse 104 bis zum 1. Januar 1903 einsenden.

Frohe Weihnachten!
Glückliches neues Jahr!
Wissenschaftl.-humanitäres Comitee
gez. Dr. Hirschfeld.

Monatsbericht pro Januar 1903.

Die Thätigkeit des Komitées u. die Ereignisse über Homosexualität in den Monaten Dezember 1902 u. Januar 1903 gehen in der Hauptsache aus dem hier beigefügten Bericht der 10. Konferenz hervor u. haben wir nur noch folgende Punkte hinzuzufügen:
1.) Herr Reinh. Gerling hat sich mit dem Komitée in Verbindung gesetzt und den Vorschlag gemacht, dass auf Kosten des Komitées Flugblätter gedruckt werden, die bei den diesbezüglichen Vorträgen und Volksversammlungen ausgelegt und verteilt werden sollen. Wir stehen dieser Art der Propaganda u. Aufklärung durchaus sympatisch gegenüber und bitten um geeignete Vorschläge resp. Entwürfe.
2.) Das von Egon Eickhoff Leipzig verbreitete Flugblatt ist von der Leipziger Staatsanwaltschaft beanstandet u. gegen E. Anklage wegen Verbreitung unzüchtiger Schriften erhoben. Hoffentlich verläuft der Termin Ende Febr. für ihn und unsere Sache günstig.
3.) Auch in Berlin bezw. Charlottenburg fanden Verhöre wegen des Fragebogens statt, da man eventuell den Versandt dieses rein wissenschaftlichen Fragebogens als Verbreitung unzüchtiger Schriften inkriminieren wollte; voraussichtlich wird es aber zu einer Anklage nicht kommen.
4.) Die Krupp Affaire hat uns auch in diesen beiden Monaten natürlich dauernd viel zu schaffen gemacht.
5.) Unter den Neuerscheinungen machen wir auf das Buch von Hanns Fuchs: „Richard Wagner und die Homosexualität" aufmerksam.
6.) Die nächste Monatsversammlung findet am Dienstag, den 17. Februar Abends 8 ½ Uhr im Hôtel Altstädter Hof, Berlin C. Neuer Markt 8-12 statt. Tagesordnung: Vortrag von Dr. M. Hirschfeld „Das urnische Kind" Diskussion, künstlerische Vorträge.
7.) Jeder Interessent erhält diese Monatsberichte dauernd zugesandt, wenn er für Portos u. Herstellungskosten pro Jahr mindestens 3 Mark für das Komitée an Dr. M. Hirschfeld, Charlottenburg Berlinerstr. 104 einsendet.
8.) Wir betonen ausdrücklich, dass trotz der Verhöre wegen des Fragebogens unsere Beziehungen zu den Behörden dauernd die besten sind u. namentlich die massgebenden Stellen der Berliner Kriminal Polizei uns mit Wohlwollen gegenüber stehen; einer der ersten Vertreter derselben sagte gelegentlich: „Ich halte auch im neuen Jahre treu zu Ihrer Sache."
9.) Bis jetzt haben sich folgende Subkomitées gebildet:

Hamburg	unter Dr. C. Th. Hoeft Börsenbrücke 7.
Hannover	" J. Heinr. Denker Fabrikbesitzer in Sulingen (Hannover)
Leipzig	" Max Spohr Sidonienstr. 19b.

München " Rechtsanw. Dr. Fraas Am Platz 1-2.
Südwestdeutschland " Rittergutsbesitzer Jansen in Friemen-Cassel,
und bitten wir dringend, sich diesen nach Möglichkeit anzuschliessen.

Wissenschaftlich-humanitäres Komitee
Berlin-Charlottenburg
Berlinerstrasse 104.

Bericht
über die 10. Conferenz des wissensch.humanit.
Komitées am 11. Januar 1903

Um 4 Uhr eröffnete der Vorsitzende des Komitées, Herr Dr. M. Hirschfeld, die Conferenz, welche von circa 200 Personen besucht war und zu der auch das Ausland mehrfach vertreten war, so Holland, Oesterreich, Russland, Schweiz etc.
Zuerst gedachte der Vorsitzende des so frühen, für unsere Bewegung viel zu frühen, Ablebens des Hofrats Prof. Richard Freiherr von Krafft-Ebing. Er gab eine kurze Schilderung des Lebens und Wirkens dieses um die Homosexualität so hochverdienten Gelehrten. Der Witwe des Verstorbenen war vom Komitee ein Kranz mit anerkennendem Beileidsschreiben übersandt worden und darauf von der Freifrau ein beachtenswertes Dankschreiben eingegangen. Die Versammlung ehrte den Verstorbenen durch Erheben von den Sitzen.
Dann berichtete Dr. H. recht eingehend über die Thätigkeit und Erfolge des Komitées im letzten halben Jahre u. konnte mit Befriedigung constatieren, dass wir dem Ziele wieder ein gut Stück näher gerückt sind, dass das Interesse der Allgemeinheit für die Homosexualität, namentlich durch den Fall Krupp, ein sehr reges geworden sei, dass aber noch sehr viel zu thun übrig bleibe. Dr. H. weist auch daraufhin, dass in demselben Saale in dem heute unsere Conferenz stattfindet, vor nicht langer Zeit den Buren Deligirten stürmische Ovationen dargebracht und eine nach hundertausenden zählende Summe zur Unterstützung überreicht wurde. Hier kämpfte eine kleine Minderheit für ihre Freiheit gegen eine grosse Uebermacht und das deutsche Volk unterstützte diese tapfere Volk durch reiche Geldsammlungen. Auch unser Vorgehen ist der Verzweiflungskampf einer kleinen Masse, der gleichfalls durch grosse Geldzuwendungen, testamentarische Vermächtnisse etc. namentlich aus den [Reihen] der Homosexuellen viel energischer unterstützt werden müsste. Die Sammlung auf der Conferenz brachte 400 Mk. zusammen. Erwähnt wurde von ihm unter Anderem auch, dass vom Münchener Comitée an sämtliche deutschen Höfe eine Eingabe versandt wurde, auf die zum Theil, z. B. von München und Darmstadt, bereits günstige Antworten eingelaufen sind.
Ausserdem wurde vom Berliner Comitée an sämtliche Staatsministerien eine Eingabe gerichtet, die darauf hinzielt, dass bei der Strafbemessung und in der Anwendung des § 175 in Zukunft eine einheitlichere Praxis beobachtet werden möge. Im verflossenen Jahre wurde die Petition an sämmtliche Rechtsanwälte Deutschlands versandt und haben ca. 230 Justizräte, Rechtsanwälte und Notare ihre Unterschrift mit theils sehr bemerkenswerten Zusätzen zur Verfügung gestellt.
Ueber Vorträge und sonstige geeignete Propaganda wurde eingehend discutiert.
Auf Antrag des Herrn Dr. Katte wurde beschlossen, die Petition an die hervorragenderen Pädagogen und Lehrer zu versenden, da es von grosser Wichtigkeit scheine, auch die Erziehung der Jugend in dieser Hinsicht aufzuklären, damit sie gegebenen falls der Thatsache nicht verständnislos gegenüberstehen.
Die Volksschrift, die bisher in 18000 Exemplaren erschienen ist, soll neu aufgelegt und erweitert werden. Sie ist neben der Petition unser wichtigstes Agitationsmaterial.
Der Antrag des Münchener Comitées auf Sicherung der Dokumente soll in einer Kommission beraten weren, die sich aus den Obmännern der Subkomitées zusammensetzen soll.
Vom Leipziger Comitée wurde der Antrag gestellt, im Jahrbuch eine Rubrik einzurichten, in der Homosexuelle, die den Mut dazu besitzen, ihren vollen Namen nennen können. Dieser Antrag wurde als sehr beachtenswert anerkannt, jedoch für diesen Band noch als verfrüht erachtet, da sich voraussichtlich jetzt nur verschwindend Wenige dazu entschliessen würden. Dagegen wurde quasi als Vorbereitung hierfür beschlossen, darauf hinzuwirken, dass möglichst viele Fondszeichner gestatten, dass ihr voller Name in der Abrechnung veröffentlicht werden darf.

Am nächsten Tag, den 12. Januar hielt der Verein für Gesundheitspflege des Volkes, Berlin-Moabit im grossen Saal von Ahrendt's Brauerei eine öffentliche Volksversammlung ab, in der Dr. M. Hirschfeld einen Vortrag über das dritte Geschlecht hielt.
Die Versammlung war von 1000 Personen — zum grossen Teil dem Handwerker= und Arbeiterstande angehörig — besucht, unter denen sich auch viele Frauen befanden. Die Zuhörer folgten dem packenden, populär gehaltenen, keinen Punkt ausser Acht lassenden Vortrage mit gespannter Aufmerksamkeit und lohnten den Redner durch lebhafte, anhaltende Beifallskundgebungen.

Erwähnenswert ist es, dass von den Diskussionsrednern auch nicht einer gegen die Abschaffung des § 175 oder ungünstig über die Homosexuellen sprach. Auch die Vertreter der Polizei folgten den Ausführungen mit regem Interesse und fanden keinen Grund zum Einschreiten.
Diese Versammlung lieferte den eklatanten Beweis, dass das Volk für das gleichgeschlechtliche Empfinden das richtige Verständnis hat u. diese Veranlagung durchaus begreift und versteht, wenn es in diese Materie auf geeignete Weise eingeführt wird. Wie rege das Interesse war, geht auch daraus hervor, dass 200 Volksschriften, die der Verein angeschafft hatte, nach dem Vortrag schnell verkauft waren und weitere Bestellungen gemacht wurden. Durch derartige Vorträge wird das Volk unzweifelhaft von seinen Vorurteilen und falschen Auffassungen befreit, „die Volksmeinung aufgeklärt werden, damit man die Regierung versteht, wenn sie auf diesen § verzichtet", wie es von kompetenter Seite gewünscht wurde.
Die verschiedensten Vereine haben sich bereits an Dr. Hirschfeld wegen weiterer Vorträge dieser Art gewandt und sind für die nächsten Monate zahlreiche diesbezügliche Versammlungen in Aussicht genommen.

Monatsbericht pro Februar 1903.

1.) Im Februar fanden 2 grosse Volksversammlungen statt, deren jede von mehr als tausend Personen besucht war; der Andrang war so gross, das die Säle wegen Ueberfüllung polizeilich abgesperrt werden mussten. In diesen beiden Versammlungen, sowie in einer dritten, welche von einer Gewerkschaft über die Aufhebung des § 175 veranstaltet war, gab sich eine fast einstimmige, sehr lebhafte Zustimmung zur Aufhebung der Strafbestimmungen kund.
2.) Im März finden wiederum 2 Volksversammlungen statt u. zwar eine am 11. März abends 8 ½ Uhr bei Ballschmieder, Berlin N. Badstr. 16 im grossen Saale über: § 175 des Reichs-Straf-Gesetzbuches. Was soll das Volk vom dritten Geschlecht wissen? Das Datum des zweiten Vortrage (Ende des Monats) steht noch nicht fest. Bemerken wollen wir noch, dass diese Versammlungen immer von dritter Seite einberufen werden und würde es sich empfehlen, dass auch von den Subkomitees ähnliche Vorträge veranstaltet werden.
Wir weisen noch besonders darauf hin, dass es sich empfiehlt, in erster Linie die polizeiliche Genehmigung zur Abhaltung des Vortrages einzuholen resp. sicherzustellen, da es leider wiederholt vorgekommen ist, dass der Vortrag verboten wurde und daher die vorher für Annoncen, Plakate, Saalmiete etc. verausgabten Summen zwecklos waren.
Auch empfiehlt es sich, als Thema nicht „Freundesliebe, Lieblingsminne" etc. zu wählen, sondern mehr wissenschaftliche Ausdrücke zu gebrauchen, etwa: „Das dritte Geschlecht und der § 175" oder ähnlich.
Zweckmässig könnte auch bei der Eingabe gleich darauf hingewiesen werden, dass in Berlin, Charlottenburg etc. noch kein einziger derartiger Vortrag verboten wurde und dass auf den zahlreichen Versammlungen dieser Art die Vertreter der Polizei-Behörde noch niemals Anlass hatte einzuschreiten, trotzdem die Versammlung auch von sehr vielen Frauen besucht waren.
3.) Die Monatsversammlung am 17. Februar war wiederum sehr stark besucht. Der Vortrag: „Das urnische Kind" von Dr. Hirschfeld wurde sehr beifällig aufgenommen und verlief die sich an den Vortrag anschliessende Discussion überaus stürmisch. Ein Arzt glaubte die Homosexualität auf Willensschwäche zurückführen zu müssen! Diese Auffassung wurde von vielen Seiten — sowohl heterosexuellen, als homosexuellen — energisch zurückgewiesen.
4.) In letzter Zeit wurden wir wieder besonders viel von Erpresser- und sonstigen Affairen in Anspruch genommen, die fast alle zur Zufriedenheit geordnet werden konnten.
5.) In der Angelegenheit des beanstandeten Fragebogens sind behördlicherseits keine weiteren Schritte erfolgt und ist mit Sicherheit anzunehmen, dass diese Angelegenheit definitiv erledigt ist, nach dem — wie wir indirekt erfahren haben — noch Sachverständige gehört sind. Wir bitten dringend für weitere Verbreitung und Beantwortung des Fragebogens gütigst dauernd Sorge tragen zu wollen, da das dadurch gewonnene wissenschaftliche u. statistische Material von höchstem Werte ist.
6.) Für die Monatsberichte haben wir bis jetzt ca. 50 Abonnenten und wäre es erwünscht, dass auch diese Berichte weiteste Verbreitung finden, um auch dadurch das Interesse für die homosexuelle Frage zu wecken.
7.) Die ersten Arbeiten für den fünften Band des Jahrbuches sind jetzt im Druck und wird auch dieser Band sich durch sehr wertvolle Arbeiten auszeichnen.
8.) Wir bitten die verehrten Subkomitees uns auch ihre Ansicht und Vorschläge recht bald mitzuteilen, in welcher Weise wir den Fall Krupp im Jahrbuch am zweckmässigsten bringen.
9.) Die nächste Monatsversammlung findet am 17. März ca. im Altstädter Hof, Berlin C. Neuer Markt 8-12 statt und wird Dr. Alberti einen Vortrag über Platen halten.

Mit grösster Wertschätzung
Wissenschaftlich-humanitäres Komitée.
Berlin-Charlottenburg
Berlinerst. 104.

Monatsbericht pro März 1903.

1.) Die Monatsversammlung am 17ten war von ca. 300 Personen besucht und nahm einen befriedigenden Verlauf. Der Vortrag von Dr. phil. Max Alberty über „Platen" fand allseitig Anerkennung und trug im Anschluss hieran Herr Schauspieler Pagin im künstlerischen Teil einige selbstverfasste Platen-Compositionen vor.
2.) Von dritter Seite waren wieder 2 Volksversammlungen einberufen, die in sehr grossen Sälen stattfanden und die beide ausserordentlich stark besucht waren (über je 1500 Personen), der Beifall war wieder sehr lebhaft und anhaltend. Die Volksversammlungen können wir nur immer wieder als sehr wirksames Agitationsmittel empfehlen und weisen wir auf unsere diesbezüglichen Ausführungen im Februar-Bericht hin. Bei der Diskussion waren die nur in geringem Maasse erfolgten Einwände leicht widerlegbar.
3.) Auch in der Provinz sind bereits eine Reihe Vorträge gehalten, so in Köln von dem urnischen Arbeiter Widdig. Wir betonen ausdrücklich, dass dieses private Veranstaltungen sind, die nicht vom Komitee ausgehen. Gleichzeitig bitten wir in der Auswahl der Redner äusserst vorsichtig zu sein.
4.) Dr. von Oppell bittet uns auf seine Vorträge aufmerksam zu machen, die u. A. auch die homosexuelle Frage berühren sollen. Der erste Vortrag findet am 21. April bei Buggenhagen am Moritzplatz statt.
5.) Das Verfahren wegen des Fragebogens ist nunmehr endgiltig eingestellt.
6.) Die beiden ersten Nummern der Zeitschrift „Der Eigene" sind leider konfisziert und finden diesbezügliche Voruntersuchungen und Vernehmungen statt.
7.) Die Anklage gegen Eickhoff wegen Verbreitung seines Flugblattes endete mit seiner Freisprechung und Einziehung der Flugschrift. Das schriftliche Urteil zeichnet sich durch sehr verständige Auffassung unserer Bestrebungen aus.
8.) In der Presse fanden sehr viele Erwähnungen der homosexuellen Frage statt, auch im Anschluss an die Versammlungen, an den Fall Macdonald etc.
9.) Von einigen kleineren Zeitungen (Blätter für Regeneration, Hochwacht, Deutsche Tageszeitung, Frankfurter Volksblatt etc.) fanden Angriffe auf das Komitee statt, die sämtlich durch uns entsprechend berichtigt wurden.
10.) Auf dem Kongress der Sittlichkeitsvereine wurde eine Petition zur Beibehaltung des § 175 abgesandt. Wir haben die bedeutendsten Mitglieder der Conferenz mit Material versehen.
11.) Auf folgende Neuerscheinungen, die zum Teil bereits erschienen sind, zum Teil in nächster Zeit herauskommen werden, machen wir aufmerksam:
„Lieblingminne." Ein Wort über die verkehrte Geschlechtsempfindung von cand. med. Edwin Bab.
„Homosexuelle Probleme" von Dr. Ludwig E. West.
12.) Auch in diesem Monat wurden wir wieder durch viele Privataffairen stark in Anspruch genommen.
13.) Einige Herren haben sich für eventuelle Fälle (Aufklärung der Angehörigen, gerichtliche Konflikte etc.) im voraus eingehende Gutachten über ihre angeborene Veranlagung ausstellen lassen, was wir zur Nachahmung empfehlen können.
14.) Im Anschluss an die Volksversammlungen haben sich viele Homosexuelle gemeldet und sind zum grössten Teil auch Fondszeichner geworden.
15.) Die nächste Monatsversammlung findet am Donnerstag, d. 23. April im Hotel Altstädter Hof, Berlin C. Neuer Mark No. 8/12 statt.

Mit grösster Wertschätzung
Wissenschaftl.-humanitäres Komitee.
Berlin-Charlottenburg
Berlinerstr. 104.

Wissenschaftlich-humanitäres Komitee – Berlin.
Monatsbericht pro April 1903.

1.) Auch im April fanden zahlreiche weitere Volksversammlungen statt, in denen über unser Thema von den verschiedensten Referenten gesprochen wurde und die wieder stark besucht waren.
2.) Zum ersten Male fand auf Veranlassung des südwest-deutschen wissenschaftlich-humanitären Komitees eine öffentliche Volksversammlung ausserhalb Berlins und zwar in Frankfurt a. M. im Saale der polytechnischen Gesellschaft statt. Den Vortrag hielt Dr. Magnus Hirschfeld und war die Versammlung auch aus besseren Ständen ungewöhnlich stark besucht, sodass Hunderte wegen Platzmangel umkehren mußten. Die gesammte Frankfurter Presse berichtete eingehend über diesen Vortrag und zwar vollständig überzeugt.
3.) Die Monatsversammlung pro April fand am 23sten statt und musste der für dieselbe angesetzte Vortrag über „Die urnische Persönlichkeit" ausfallen, da an demselben Tage eine ausserordentlich tragische Verurteilung in Berlin stattgefunden hatte, über die seitens des Verteidigers, Herrn Rechtsanwalt Victor Fränkl eingehend berichtet wurde. Es folgte eine längere Besprechung und Beratung über diesen Punkt und wurde im Anschluss hieran dem Verurteilten, über den eine Strafe von 1 Jahr verhängt und der gleich in Haft genommen wurde, eine

Sympathie-Adresse mit ca. 90 Unterschriften gesandt. Wir verweisen auf die ausführliche Darstellung des Falles durch den Verteidiger in der „Welt am Montag" vom 27. April cr.
4.) Im verflossenen Monat haben wir leider den Tod zweier sehr eifriger Komiteemitglieder zu beklagen gehabt und zwar des Herrn Rechtsanwalt Dr. Max Geiger, Frankfurt a. M. und des Schriftstellers Herrn W. Cohn-Antenorid, Berlin.
5.) Am 10. April erhielten wir die ersten Exemplare des neuen Buches: Der urnische Mensch von Dr. M. Hirschfeld, welches im Buchhandel am 10. Mai erscheint. Dasselbe hat bereits privatim von Autoren, wie Näcke und Möbius, sowie in den Kreisen homosexueller Schriftsteller eine sehr günstige Beurteilung erfahren. Wir können dieses Buch als sehr geeignetes Propagandamaterial sehr empfehlen. Unsererseits wurde dasselbe bereits an zahlreiche Kritiker und Zeitungen versandt.
6.) Augenblicklich sind wir damit beschäftigt, den Mitgliedern der Kommission zur Vorbereitung des neuen Reichs-Strafgesetzbuches Material zu übersenden. Von Herrn Geheimrat Professor Dr. Liszt sind uns folgende Professoren als besonders wichtig angegeben worden: Professor Kahl, Berlin, Professor Wach, Leipzig, Professor Birkmeyer, München, Professor v. Hippel, Göttingen, Professor v. Calker, Strassburg, Professor Frank, Tübingen, Prof. v. Lilienthal, Heidelberg, und würde es sich empfehlen, auch privatim auf die betreffenden Herren aufklärend zu wirken, wenn Jemand Beziehungen zu einem dieser Herren hat.
7.) Da die Agitation in nächster Zeit sehr grosse Mittel beanspruchen wird, bitten wir wiederholt, Ihr Augenmerk auf die Gewinnung neuer Fondszeichner zu richten.
8.) Der 5. Band des Jahrbuches erscheint voraussichtlich Ende Juni.
9.) Zum ersten Male ist es nach längerer Verhandlungen gelungen, eine Volkshochschule und zwar die freie Hochschule in Berlin dazu zu veranlassen einen Kursus über sexuelle Fragen mit besonderer Berücksichtigung der Homosexualität zu veranstalten und findet derselbe im Köllnischen Gymnasium in Berlin statt.
10.) Das Frankfurter Volksblatt hat die gegen uns gerichteten Beleidigungen öffentlich zurückgenommen. Ebenso hat sich die Volkskraft in Bremen bereit erklärt, ihren gegnerischen Artikel durch einen unserer Bewegung günstigen Aufsatz zu kompensieren.
11.) Ein sehr bemerkenswerter Leitartikel wurde in den Münchener Neuesten Nachrichten über das gegen die Homosexuellen gerichtete Erpressertum veröffentlicht.
12.) Wir machen darauf aufmerksam, dass jetzt sämmtliche Dramen von Oskar Wilde in der autorisierten Uebersetzung von Leo Pavia und Freiherrn von Teschenberg bei Max Spohr in Leipzig erschienen sind.
13.) Die nächste Monatsversammlung findet am 26. Mai im Altstädter Hof, Berlin C. Neuer Markt No. 8-12 statt und wird Hermann Freiherr von Teschenberg über die Persönlichkeit Oskar Wildes sprechen. Im Juni findet keine Versammlung statt.
14.) Die 11. halbjährliche Conferenz findet am 5. Juli im Hotel Prinz Albrecht (früher „Vier Jahreszeiten") Berlin S.W. Prinz Albrechtstr. 9 statt.

Mit grösster Wertschätzung
Wissenschaftlich-humanitäres Komitee.
Dr. M. Hirschfeld.

Wissenschaftlich-humanitäres Komitee, Berlin.
Monatsbericht pro Mai 1903.

1.) Das Buch: „Der urnische Mensch" wurde in diesem Monat an die Kommission zur Vorbereitung des neuen Reichs-Strafgesetzbuches versandt und sind bereits einige günstige Antworten eingegangen.
2.) Auch zahlreichen Professoren, Schriftstellern und Aerzten, Zeitungen und Zeitschriften wurde das Buch zur Besprechung übermittelt.
3.) Vor der 8ten Strafkammer in Berlin kam ein Strafverfahren ähnlich dem Fall Metzenthin zur Verhandlung und wurde hierbei dem Mitangeklagten Homosexuellen — der allerdings wegen § 175 noch nicht vorbestraft war — Glauben geschenkt. Der Erpresser wurde zu 2 ½ Jahr Gefängnis verurteilt, der H.S. freigesprochen.
4.) Volksversammlungen fanden im Mai nicht statt, dagegen wird eine solche von dritter Seite zum 4. Juli (dem Tage vor der Halbjahreskonferenz) einberufen und wird Dr. M. Hirschfeld über das dritte Geschlecht und § 175 referieren. Die Versammlung findet in den Germania-Pracht-Sälen, Berlin Chausseestr. 103 statt.
5.) Die elfte Halbjahreskonferenz findet, wie bereits mitgeteilt, am 5. Juli Nachm. 3 ½ Uhr im Hotel Prinz Albrecht (früher „Vier Jahreszeiten") Berlin S.W. Prinz Albrechtstr. 9 statt.
6.) Anträge bitten wir vorher zu stellen und uns baldigst einzusenden.
7.) Die Monatsversammlung am 26. Mai war wieder sehr gut besucht und fand der angekündigte Vortrag des Freiherrn von Teschenberg über die Persönlichkeit Oscar Wildes allseitige Anerkennung.
8.) In diesem Monat haben wir den Tod des Opernsängers Theodor Reichmann zu melden und bemerken bei dieser Gelegenheit, dass der Schriftsteller W. Cohn-Antenorid dem Komitee testamentarisch ein Legat ausgesetzt hat, dessen Höhe uns von dem Nachlasspfleger in einigen Wochen mitgeteilt wird. Auch diese edle Art das Komitee finanziell zu kräftigen können wir nur dringend zur Nachahmung empfehlen.

9.) Gegnerische Stimmen wurden in der Welt am Montag No. 22 vom 2 Juni anlässlich des Falles Allers laut und kamen ausserdem in der Schrift: „Wider das dritte Geschlecht" von Frau Maria Anderson im Verlage von Hugo Bermühler, Berlin zum Ausdruck. Wir haben in beiden Fällen für Berichtigung gesorgt und teilt uns der Verlag mit, dass bis zur Klärung der Angelegenheit kein Exemplar der Schrift mehr ausgegeben wird, die Broschüre auch zurückgezogen werden soll, wenn festgestellt wird, dass dieselbe ungerechte Angriffe enthält.
10.) Die Herstellung des Jahrbuches verzögert sich leider unerwarteter Weise.

Mit grösster Wertschätzung
Wissenschaftlich-humanitäres Komitee
Dr. M. Hirschfeld.

Wissenschaftlich-humanitäres Komitee, Berlin.
Monatsbericht 6. Mitte Juli 1903

1.) Am 5. Juli fand die elfte Halbjahres-Conferenz statt, die gut besucht war u. an der auch viele auswärtige Herren teilnahmen, so aus Holland Dr. Aletrino, Dr. von Römer u.a., ausserdem Herren aus Russland, Italien, Schweiz etc.
Dr. Hirschfeld erstattete einen ausführlichen ca. 1 ½stündigen Bericht der zum grössten Teil im Jahresbericht des fünften Jahrbuches abgedruckt ist u. erwähnen wir daher heute nur, dass von den 8 Professoren, welche die Mitglieder der Kommission zur Vorbereitung des neuen Reichs-Strafgesetzbuches bilden, 6 geantwortet haben u. zwar 2 zustimmend, während 4 sich mit der Materie eigehend beschäftigen wollen, so Geheimrat Professor Dr. Wach, Rector der Universität in Leipzig, Professor Dr. Kahl in Berlin u. Professor Dr. Birkmeyer in München. Garnicht geantwortet haben die Professoren v. Calker und von Hippel.
Unter den Beratungsgegenständen u. Beschlüssen heben wir hervor:
a.) Ueber 25000 Petitionen kommen am 18. August an die Schuldeputationen, an die Mitglieder der Provinzial-Schulkollegien u. an sämmtliche Lehrer der höheren Lehranstalten von ganz Deutschland incl. Directoren u. Rectoren zum Versandt.
b.) Die bereits oben erwähnte Kommission soll weiter aufgeklärt u. mit Material versehen werden (wir bitten uns hierzu Vorschläge zu machen).
c.) Die Anregung eines Initiativantrages beim neuen Reichstag wurde vertagt.
d.) Es wurde eine Propaganda-Kommission gewählt, die u.a. auch ein kurzes Flugblatt ausarbeiten soll.
e.) Ausserdem wurde eine statistische Kommission gewählt, die Erhebungen anstellen soll über den Prozentsatz der Homosexuellen zur gesammten Bevölkerung. Beide Kommissionen haben bereits ihre Tätigkeit begonnen.
f.) Auf Antrag des Münchener Komitees ist vom Juli ab bei der Deutschen Bank ein Safe zur Sicherung der Dokumente gemietet.
g.) Um zweifelhafte Elemente vom Komitee nach Möglichkeit fern zu halten, wurde eine Kommission gewählt, die Recherchen einleiten soll, wenn ungünstige Mitteilungen einlaufen, die nur unberücksichtigt bleiben sollen, wenn sie anonym sind.
Weitere Anträge mussten der vorgerückten Zeit wegen vertagt werden.
2.) Am Tage vor der Conferenz fand eine öffentliche Volksversammlung statt die von ca. 800 Personen besucht war. Der Vortrag wurde wieder mit grossem Beifall aufgenommen u. meldeten sich bei der Abstimmung, wer für die Beibehaltung u. wer für die Abschaffung des § 175 ist nur 4, die für die Beibehaltung des § stimmten. Als Gegner las ein Herr Wüst eine mitgebrachte Rede vor, die sehr wüst war u. daher nicht ernst genommen wurde. Diese Rede ist inzwischen im Druck erschienen u. mit ungeheuerer Reklame verbreitet. Da Wüst wahrscheinlich geisteskrank ist u. bereits in einer Irrenanstalt gewesen sein soll, ist kaum anzunehmen, dass er uns schädlich werden könnte. Die Schrift heisst „Aristokratissimus", kostet 20 Pf. u. ist im Verlage von Hans Priebe & Co. in Berlin-Steglitz erschienen, wir führen dies nur an, weil der Wunsch geäussert wurde, dass wir von allen Schriften, die wir erwähnen, derartige Angaben machen.
3.) Von sonstigen Neuerscheinungen sei eine kleine günstige Broschüre von Nervenarzt Dr. Hans Fischer in München „Homosexualität eine physiologische Erscheinung?" erwähnt, die im Verlage von J. Gnadenfeld & Co. in Berlin erschienen ist u. 50 Pf. kostet, u. vor allem der erste Band des 5. Jahrbuches, der in der nächsten Woche zum Versandt kommen soll. Urteile über denselben aus den Leserkreisen wären uns sehr erwünscht.
4.) Exellenz Nieberding hat Dr. Hirschfeld um eine Unterredung ersucht u. den Wunsch ausgesprochen, dass wir von der Nennung seines Namens Abstand nehmen möchten, da ihm dadurch leicht Unanehmlichkeiten erwachsen könnten. Der von ihm erteilte Rat (den er dahin wiederholte, man müsse das Volk darüber aufklären, dass es sich hier nicht um eine wissenschaftliche Marotte, noch um eine sexuelle Caprice, sondern um eine wissenschaftliche sittliche Forderung handelt) sei streng privat u. bäte er, denselben in keiner Weise mehr öffentlich zu erwähnen, da er sonst eine Erklärung abgeben müsste, dass er offiziell unserer Bewegung fern steht. Wir bitten die Subkomitees dieses freundlichst zu berücksichtigen.

5.) Sehr rege gestaltete sich der Verkehr mit dem Auslande, so u.a. mit Russland u. wollen 2 sehr angesehene Herren in St. Petersburg ein Subkomitee gründen.
Besonders erwähnenswert ist die Rede des Prof. des Strafrechts an der kaiserlichen Rechtsschule in St. Petersburg, Vladimir Nabokoff die er in der juristischen Gesellschaft über die Frage der Homosexualität vom Standpunkt des neuen Entwurfes des Strafgesetzbuches gehalten hat. Diese Rede erscheint noch im zweiten Bande des 5. Jahrbuches.
6.) Unter den Erpresseraffairen erregte besonderes Aufsehen der Fall des Erpressers Graf Tyschkiewicz u. seines Komplicen Schlächtergeselle Knorre, deren Erpressungen sich nicht nur auf den homosexuellen Herrn, sondern auch auf seine völlig normalen hochgestellten Brüder erstreckte. Der erpresste Herr wandte sich schliesslich an unser Komitee u. wir übergaben, da unsere Warnung vergeblich war, die Erpresserbriefe der Kriminalpolizei, die die Verhaftung der Schuldigen bewirkte.
7.) Die nächste Monatsversammlung findet Ende September statt.
8.) Wir weisen nochmals darauf hin, dass Interessenten die Monatsberichte erhalten, wenn sie für Herstellungskosten u. Portos mindestens 3 Mark pro Jahr an uns einsenden.

Mit grösster Wertschätzung
Wissenschaftlich-humanitäres Komité.

Wissenschaftlich-humanitäres Komitee, Berlin.
Monatsbericht Ende August 1903.

1.) Auf die versandten 25000 Petitionen sind bisher ca. 470 Unterschriften von Direktoren, Schulräten, Professoren, Oberlehrern etc. eingegangen mit zum Teil bemerkenswerten Zusätzen. Ausserdem haben noch 300-400 zur weiteren Aufklärung um Uebersendung der Volksschrift gebeten.
Dieses Ergebniss scheint uns ausserordentlich günstig, zumal wenn man die abhängige Stellung der Lehrer berücksichtigt.
Von den Zusätzen heben wir folgenden hervor: „Noch bei der Erörterung des Falles Krupp gehörte ich, völlig unbekannt mit der hier in Rede stehenden Materie, zu denen, die an die Notwendigkeit des § 175 glaubten. Erst nach dem Tode eines edlen, für das Schöne, Wahre und Gute begeisterten Jünglings dem die Enteckung konträrsexueller Neigungen den Revolver in die Hand drückte, sind mir die Augen übergegangen und aufgegangen. Ein schwergebeugter Vater dankt dem wissensch.-human. Komitee für sein menschenfreundliches Wirken!"
2.) Von den Mitgliedern der Reichsstrafgesetzbuch-Revisions-Kommission wurden besonders die Professoren Wach und Birkmeyer weiter aufzuklären versucht. Beide verhalten sich abwartend. Professor Kahl soll sich in Darmstadt auf dem evangelisch-socialen Kongress gegen die Aufhebung des § 175 ausgesprochen haben (vergleiche „Das freie Wort" 3. Jahrgang Heft 9. August 1903, Frankfurt a.M.)
3.) Der erste Teil des fünften Jahrbuches wurde an Fondszeichner, sowie an hervorragende Zeitungen, Zeitschriften und Persönlichkeiten versandt. Der zweite Band ist soweit fertiggestellt, dass er voraussichtlich im Beginn des Monats September vorliegen wird.
4.) Neuerscheinungen: „Die gleichgeschlechtliche Liebe (Lieblingminne) von cand. med. Edwin Bab. Verlag von Hugo Schildberger, Berlin N.W. Preis 2 Mark." Dieses Buch weicht in sehr wesentlichen Punkten von den Ansichten des Komitees ab. Eine neue Broschüre über Homosexualität wird demnächst im Verlage von Lilienthal, Berlin von Schriftsteller Erich Mühsam erscheinen.
5.) Günstige Besprechungen des urnischen Menschen sind u.a. von Möbius und Näcke erschienen.
6.) Eine bemerkenswerte Gerichtsverhandlung fand in Dresden gegen einen Homosexuellen statt, zu der Dr. Hirschfeld als Sachverständiger geladen war. Während dort sonst in Sachen aus § 175 gewöhnlich nicht unter 3 Monate verurteilt wurde, entschied der Gerichtshof diesmal — trotzdem der Tatbestand als erwiesen angesehen wurde — nach dem Gutachten des Dr. Hirschfeld, welches mit dem des gerichtlichen Sachverständigen in Widerspruch stand, und erkannte auf 3 Tage Gefängnis.
7.) Unter den zahlreichen auswärtigen Besuchen heben wir den des protestantischen Pastors Schlegel aus New-York besonders hervor, welcher einen Zusammenschluss seiner urnischen Amtsbrüder, sowie die Gründung eines Subkomitees in New-York beabsichtigt.
8.) Die ernsten Elemente, besonders auch die auswärtigen Herren, treffen sich zumeist abends im Restaurant Luitpold an der Weidendamer Brücke in Berlin.
9.) Das Fragebogen Material wurde von zwei dem Komitee angehörigen Aerzten statistisch sorgfältig bearbeitet.
10.) Die Volksschrift des Komitees ist fast vergriffen, sodass im nächsten Monat ein Neudruck notwendig ist und wären uns Vorschläge in Bezug auf Abänderungen, Zusätze etc. baldigst erwünscht.
11.) Die statistische Kommission ersucht um Beantwortung folgender Frage: Wieviele Homosexuelle sind Ihnen unter einer bestimmten Ihnen nahestehenden Gruppe bekannt, z.B. unter Schulkameraden, Berufskollegen, studentischen Corporationen, in Ihrer Kompagnie etc.

12.) Auf der Naturforscher-Versammlung in Kassel in der Woche nach dem 20. Septbr. wird Dr. Hirschfeld einen Vortrag über das Urnische Kind halten.
13.) In letzter Zeit haben sich leider wieder viele Selbstmorde von Homosexuellen ereignet, so in einer Woche ein Student in München, ein Wachmeister in Hamburg und zwei junge Männer in Dresden. Drei waren sofort tot, einer ist mit dem Leben davongekommen.
14.) Die nächste Monatsversammlung findet am 30. Septbr. abends 6 ½ Uhr im Hotel Altstädter Hof, Berlin C. Neuer Markt 8-12 statt.

Mit grösster Wertschätzung
Wissenschaftlich-humanitäres Komitee
Dr. M. Hirschfeld.

Wissenschaftlich-humanitäres Komitee, Charlottenburg-Berlin.
Monatsbericht Anfang October 1903.

1.) Auf der Naturforscher-Versammlung in Cassel hielt Dr. M. Hirschfeld am Dienstag d. 22. Septbr. einen Vortrag über: „Das urnische Kind", der von den versammelten Aerzten u. Fachleuten beifällig u. ohne Widerspruch aufgenommen wurde. Eine Reihe von Tages- u. Fachzeitungen, wie die Wiener Zeit u. das Casseler Tageblatt etc. haben darüber berichtet.
2.) Der zweite Band des fünften Jahrbuches für sexuelle Zwischenstufen ist erschienen u. an Kritiker u.s.w. versandt, z.Zt. sind wir damit beschäftigt, ihn den Fondszeichnern über 20 Mark Jahresbeitrag zuzustellen.
3.) Ausserdem ist eine Inhaltsangabe von beiden Bänden angefertigt, u. bei zahlreichen Zeitungen unter Beifügung derselben angefragt, ob sie ein Recensionsexemplar wünschen. Wir bitten die Leser, uns eventl. Zeitungen und Zeitschriften von Bedeutung namhaft zu machen, an welche Uebersendung erwünscht wäre.
4.) Recensionen des urnischen Menschen resp. des fünften Jahrbuches erschienen im Septbr. in der Feder, Neue Zeit, Stuttgart, Medico, Neue Medecinische Presse, Der Mensch. Hinweise befanden sich u. A. in der Frankfurter Zeitung, Vossischen Zeitung, Vorwärts etc.
5.) Die Zahl der neuen Petitions-Unterschriften beträgt jetzt bereits 753.
6.) Der von uns im letzten Monatsbericht erwähnte Pastor Sch. aus Amerika ist in Schwäb. Gmünd verhaftet worden, angeblich, weil er einen Jüngling unsittlich berührt haben soll u. steht Termin auf diese Woche an, der hoffentlich günstig ausfällt.
7.) Auf der letzten Monatsversammlung am 30. Septbr. hielt cand. med. Bab einen polemischen Vortrag über: „Die Auffassungen über das Wesen der gleichgeschlechtlichen Liebe in kritischer Beleuchtung", in dem er seinen theoretischen Standpunkt (von ihm Typentheorie genannt) vertrat, dass Homosexualität als solche nicht bestehe, dass vielmehr die Neigung der Individuen nach bestimmten Typen sich richte, ohne Ansehen des Geschlechts und dass die Homosexualität u. Heterosexualität ein Produkt der Suggestion sei. Diese Anschauung wurde von sämmtlichen Diskussionsrednern (Dr. Franck, Dr. Jordan, Mühsam etc.) energisch entgegengetreten, namentlich auch der sonderbaren Ansicht, dass die Menschen bis zur Ehe mit Männern, u. dann erst mit dem Weibe verkehren sollten.
8.) In Sachen des „Eigenen" fand am 8. Octbr. der Termin in Leipzig statt u. wurde die Urteilsverkündung erst auf den 12. Octbr. anberaumt. U.A. sind auch die Bilder von Fidus und das Gedicht von Schiller: „Die Freundschaft" als unzüchtig inkriminiert.
9.) In den nächsten Tagen erscheint im Verlage von M. Lilienthal in Berlin, Friedrichstr. 101 die Broschüre von Schriftsteller Erich Mühsam: „Die Homosexualität. Ein Beitrag zur Psychologie in unserer Zeit." Preis 75 Pfg. (3 Bogen).
10.) Für diesen Winter sind wieder öffentliche Volksversammlungen in Aussicht genommen, da dieselben sich als Propagandamittel sehr gut bewährt haben. Bis jetzt ist nur eine Versammlung am 4. Dezbr. in Dresden perfekt, Referent Dr. Hirschfeld.
11.) Am 1. Octbr. fand in Nürnberg die 15. allgemeine Konferenz der deutschen Sittlichkeitsvereine statt, auf welcher folgende Resolution angenommen wurde: „Mit Bezug auf die Bestrebungen eines gewissen „humanitären Komitees" zur Abschaffung des § 175 des R. ST. G. B. betr. die widernatürliche Unzucht erklärt die Delegiertenversammlung, dass sie es für unmöglich hält, dass je ein Deutscher Reichstag auf diese Bestrebungen eingehen sollte. Die widernatürliche Unzucht ist in der Regel die letzte Stufe eines herabgekommenen Menschen und Volkslebens (Römer 1). Wo sie auf einer unwiderstehlichen krankhaften Naturanlage beruht, ist sie als gemeingefährlicher Irrsinn zu behandeln und unter Fürsorge zu stellen."
Die Herren werden gebeten, sich an Personen, die in Sittlichkeits-Vereinen tätig sind, mit oder ohne Namensnennung aufklärend zu wenden.
12.) Unsere nächste Monatsversammlung findet am 31. Octbr. im Hotel Altstädter Hof Berlin C. Neuer Markt 8-12 statt u. wird wahrscheinlich ein Vortrag über Uranismus u. Christentum gehalten werdn. Erwünscht wäre es,

wenn die Subkomitees uns Ihre Zusammenkünfte so rechtzeitig mitteilen würden, dass wir sie auch durch unsere Monatsberichte bekannt machen können.

Mit grösster Wertschätzung
Wissenschaftlich-humanitäres Komitee.
Gruss
Dr. med. Hirschfeld.

Wissenschaftlich-humanitäres Komitee, Charlottenburg-Berlin.
Monatsbericht Anfang November 1903.

1.) Die Professoren des Strafrechts, welche die Commission zur Abänderung des Strafgesetzbuches bilden, erhielten die Arbeit von Prof. Nabokoff „Die Homosexualität im Russischen Strafgesetzbuch", den Jahresbericht des Komitees und die Inhaltsangabe des 5. Jahrbuches, sowie ein ausführliches persönliches Schreiben von Dr. M. Hirschfeld.
2.) Die bereits mehrfach erwähnte Broschüre von Schriftsteller Mühsam „Die Homosexualität. Ein Beitrag zur Psychologie in unserer Zeit", ist nunmehr im Verlage von M. Lilienthal in Berlin, Friedrichstr. 101 erschienen und kann wegen des objektiven Inhaltes und des billigen Preises von 75 Pfg. als Propagandaschrift empfohlen werden.
3.) Unsere Volksschrift ist neu bearbeitet und zur Zeit im Druck.
4.) Dr. Hirschfeld hat in der freien Hochschule Vortrags-Cyklen über das Geschlechtsleben des Menschen begonnen, in denen die homosexuelle Frage eingehend behandelt wird. Die Vorlesungen sind [von] über 500 Hörern (meist Studenten) belegt.
5.) Unter den zahlreichen Erpressungen des letzten Monats heben wir 2 hervor, welche Richter betreffen, einen Landgerichtsrat, der durch Verurteilungen Anderer erst über seine Natur klar wurde und einen Richter, welcher seine Seelenqualen schildert, die er bei diesen Verhandlugen empfindet. Auch die Beraubung des homosexuellen Erzherzogs Ludwig Victor — eines Bruders des Kaisers von Oesterreich — im Bade von Abbazia wurde, und wohl mit Recht, als von Chanteuren verübt angesehen.
6.) In Sachen des Eigenen wurde Adolf Brand zu 2 Monaten Gefängnis und Max Spohr zu 150 Mark Geldstrafe wegen Verbreitung unzüchtiger Schriften verurteilt und damit das Erscheinen des Eigenen, sowie überhaupt einer belletristischen homosexuellen Zeitschrift vorläufig unmöglich gemacht, was lebhaft zu bedauern ist. Von beiden Beteiligten ist Berufung eingelegt u. geben wir über den Erfolg derselben s. Zt. Bericht.
7.) Auch „Lieblingminne u. Freundesliebe" von Elisar v. Kupfer im Verlage von Max Spohr ist beschlagnahmt. Der Autor erhielt auf seine diesbezügliche Anfrage von Prof. v. Liszt folgende Antwort: „Sehr geehrter Herr! Nach Durchsicht des von Spohr mir zugeschickten Buches halte ich die Beschlagnahme nicht für gerechtfertigt. Ich würde daher rathen, die weiteren Schritte nicht zu scheuen um die Aufhebung der Verfügung wenn möglich herbeizuführen. Der Erfolg ist nicht sicher, aber nicht unwahrscheinlich. Zu einer eingehenden Begründung meiner Ansicht fehlt mir die Zeit; Spohr wird aber in Leipzig leicht den erforderlichen rechtlichen Beistand finden. In ausgezeichneter Hochachtung erg. Liszt."
8.) Ausserdem sind aber auch nicht homosexuelle Bücher — wie 2 Romane von Hanns Fuchs, welche sadistische Probleme behandeln — confisciert. Gerüchtweise verlautet, dass es die evangelische Orthodoxie in der Umgebung der Kaiserin sei, von welcher diese „Sittlichkeitsrazzia" ausgeht.
9.) Die Sittlichkeitsvereine, deren Nürnberger Resolution wir mitteilten, erhielten aufklärende Anschreiben nebst Schriftenmaterial.
10.) Auf dem Congress der Vereine für innere Mission in Braunschweig hielt Pastor Philipps eine Rede, in welcher er die Bestrebungen, den § 175 R. Str. G. B. ohne Ersatz abzuändern, als ein Attentat auf die Sittlichkeit des deutschen Volkes bezeichnete. Wir bemühen uns auch hier durch Wort und Schrift aufklärend zu wirken.
11.) Die Subkomitees werden freundlichst gebeten, uns ihre Monatsberichte stets zuzusenden.
12.) Der Fall des Sadisten Dippold, der so grosses Aufsehen erregte, wurde von mancher Seite zur Homosexualität in Beziehung gebracht, allerdings nur in beschränkter Zahl, sodass er uns im grossen ganzen kaum Schaden gebracht haben dürfte.
13.) Unsere Monatsversammlung am 31. Octb. verlief sehr befriedigend. Nach dem glänzenden Vortrag eines Theologen über Uranismus u. Christentum las Dr. Hanns Heinz Ewers Teile eines Dramas vor, in dem er das urnische Problem behandelt.
14.) Der Versammlung wohnte u. A. Medizinalrat Näcke bei, der Gelegenheit nahm, sich eingehend über die Homosexuellen zu orientieren. Er liess sich im Laufe dreier Tage eine grosse Reihe von Homosexuellen vorstellen und scheint einen guten Eindruck empfangen zu haben. Er beabsichtigt einen Bericht darüber zu veröffentlichen.
15.) Günstige Recensionen des Jahrbuches bezw. des urnischen Menschen erschienen im October: in der ärztlichen Central Zeitung, Psychiatrisch-Neurologischen Wochenschrift, Wiener Klinischen Rundschau, Zentralblatt

für Gynäkologie, Schmidts Jahrbücher der Medicin, Hamburger Fremdenblatt, Magdeburger General Anzeiger, Frankfurter Kleine Presse etc.
16.) Zu unserem grossen Bedauern kann Herr Spohr die Jahrbücher nicht in bisheriger Weise weiterführen. Es haben eine Reihe von Beratungen stattgefunden, die bisher zu keinem einheitlichen Ergebnis geführt haben. Es liegen zwei Projekte vor, zu denen uns Aeusserungen erwünscht wären:

1.) Umwandlung des Jahrbuches in eine Monatsschrift.
2.) Reducierung des Jahrbuches auf die Stärke des dritten Bandes (ca. 600 Seiten). Neuerdings ist noch der Vorschlag gemacht worden, das Jahrbuch in vierteljährlichen Heften erscheinen zu lassen.

In allen Fällen müsste ein Modus getroffen werden, dass Herr Spohr, der unserer Sache bereits grosse finanzielle Opfer gebracht hat, vor weiteren Verlusten absolut gesichert ist. Wir verweisen noch auf das diesbezügliche Rundschreiben des Herrn Rittergutsbesitzer Jansen auf Friemen bei Cassel und erbitten baldigst Vorschläge.
17.) Unser Fonds ist zur Zeit völlig erschöpft, sodass wir in der Propaganda beschränkt sind. Herr Dr. Benedict Friedländer teilte auf der letzten Monatsversammlung mit, dass er Angesichts der gegenwärtigen Sachlage seinen Jahresbeitrag von 150 Mark auf 300 Mark erhöhe und spendete ausserdem einen Extrabeitrag von 100 Mark; er wolle damit anderen ein Beispiel geben, dem jeder — soweit es in seinen Kräften steht — nacheifern möge!
18.) Der Pastor Sch. ist in Schwäb. Gemünd nach 24tägiger Untersuchung auf freien Fuss gesetzt u. nach Amerika zurückgekehrt. Hoffentlich ist dieser unangenehme Zwischenfall für ihn beruflich ohne weitere verhängnisvolle Folgen.
19.) Die nächste Monatsversammlung findet am 27. Novbr. abends 8 ½ Uhr im Hotel Altstädter Hof, Berlin C. Neuer Markt 8-12 statt; die Tagesordnung steht noch nicht fest. Das südwestdeutsche Subkomitee hält seine nächsten Monatsversammlungen in Frankfurt a.M. ab und zwar am 21. Novbr. u. 12. Decbr. abends 8 ½ Uhr im Restaurant Wolf, Börsenplatz 3, Entresol. Correspondenz Adresse: W. Jansen, Frankfurt a.M. Musikantenweg 78 II Tr. Erwünscht wäre es, wenn auch die übrigen Subkomitees uns ihre Zusammenkünfte so rechtzeitig mitteilen würden, dass wir sie auch in unseren Monatsberichten bekannt machen können.
20.) Wir empfehlen behufs engeren Anschlusses an das Komitee und zur besseren eigenen Informierung die Monatsberichte zu beziehen, die jedem zugesandt werden, der für Portos und Herstellungskosten pro Jahr mindestens 3 Mark (Ausland 5 Mark) bezahlt. Geldsendungen bitte an Dr. Magnus Hirschfeld für das Komitee zu richten, da das Komitee nicht eingetragen ist.

Mit grösster Wertschätzung
Wissenschaftlich-humanitäres Komitee
Dr. M. Hirschfeld.

Wissenschaftlich-humanitäres Komitee, Charlottenburg=Berlin
Monatsbericht Anfang Dezember 1903.

1. Von unserer Volksschrift: „Was soll das Volk vom dritten Geschlecht wissen?" ist nunmehr die 19. verbesserte Auflage (Preis 20 Pf.) bei Max Spohr in Leipzig erschienen, die wir zu Propagandazwecken in Partien von über 10 Stück zu 10 Pf. pro Stück zuzügl. Porto abgeben. Als billige Aufklärungsschrift können wir diese Broschüre aufs wärmste empfehlen, besonders auch zum Vergessen in Eisenbahnwagen, Restaurants etc.
2. Ueber Homosexualität und das Jahrbuch erschienen im November Besprechungen resp. Artikel in: Reformblätter, Hannover; Wochenblatt des Rechts, Utrecht; Der arme Teufel, Friedrichshagen; Der Mensch, Berlin; Vossische Zeitung, Berlin; Alb-Bote, Hamburg; Leipziger Volkszeitung; Monatsschrift für Psychiatrie u. Neurologie, Berlin; Die Feder, Berlin; Die Zukunft, Berlin (verkürzte Selbstanzeige); Volkskraft, Bremen etc., sämmtliche in zustimmendem Sinne.
3. Die erste Auflage des urnischen Menschen ist nahezu vergriffen, eine zweite Auflage zu billigerem Preis ist in Vorbereitung.
4. Das Buch „Der urnische Mensch" wird zur Zeit ins Holländische übersetzt und von dem Amsterdamer Gerichtsarzt Dr. Aletrino mit einem Vorwort versehen.
5. Von uns dem Namen nach unbekannten Herren wurden 80 Exemplare des urnischen Menschen mit Anschreiben an die 80 socialdemokratischen Reichstags-Abgeordneten gesandt.
6. Die Petition wegen Abänderung des § 175 wurde, mit Nachtrag der neuen ca. 750 Unterschriften von Schuldirektoren, Professoren, Lehrern höherer Lehranstalten etc. versehen, neugedruckt und dem Reichstag übersandt.
7. Neu erschienen ist von Hermann Freiherr von Teschenberg eine deutsche Uebersetzung der Biographie Oscar Wildes mit dem Titel: „Oscar Wilde. Die Geschichte einer unglücklichen Freundschaft" im Verlage von J. C. C. Bruns in Minden in Westf. Die ebenfalls von Freiherrn von Teschenberg übersetzten Dramen von Wilde erobern eine deutsche Bühne nach der andern, Salome wurde von über 70 deutschen Bühnen angenommen. Wie tragisch ist diese von Deutschland ausgehende posthume Rehabilitierung des so schwer geprüften Uraniers Oscar Wilde!
8. Von belletristischen Erscheinungen, in denen urnische Charaktere Verwendung finden, heben wir hervor: „Könige ohne Land" von Frau Franziska Mann und „Mimikry" von Maria Janischeck (beide in Seemann's Verlag, Leipzig), „Fräulein Don Juan" von Dolorosa im Verlag von M. Lilienthal, Berlin, Friedrichstr. 101.

9. Folgende gegnerische Schriften sind erschienen: „Zur Revision des Strafgesetzbuches" von Dr. Köhler und „Die Prostitution" von Fischer. Köhler gehört der Birkmeyerschen Schule an. Das Buch von Fischer ist eine sehr oberflächliche unwissenschaftliche Arbeit.
10. Gegen Adolf Brand wurde auf Grund des § 184 R. Str. G. B. ein Strafverfahren eingeleitet wegen „Lieblingminne und Freundesliebe in der Weltliteratur" von Elisar von Kupffer, da in dem Gedicht: „Der Lieblingsjünger" eine Gotteslästerung erblickt wurde. Brand bestritt in einem eingehenden Verhör vor der Kriminalpolizei die objektive und subjektive Strafbarkeit.
11. Adolf Brand, der Herausgeber der Kunstzeitschrift „Der Eigene", hat, wie er mitteilt, auf seine objektive Denunziation von Platons „Gastmahl" und Lucians „Göttergesprächen" unterm 27. November einen sehr interessanten Beschluss der Königlichen Staatsanwaltschaft in Leipzig zugestellt erhalten, der für die Fortsetzung seines künstlerisch-literarischen Kampfes ausserordentlich wichtig und wertvoll ist. Die Kgl. Staatsanwaltschaft erkennt darin die gleichgeschlechtliche Liebe, insbesondere die Jünglings- oder sogenannte Knabenliebe als eine „weder vom Gesetz noch auch von der Sitte beanstandete Kulturerscheinung" des Altertums an, deren Schilderung und Darstellung „auch heutzutage das inzwischen wesentlich geänderte Scham- und Sittlichkeitsgefühl des Lesers in geschlechtlicher Beziehung nicht verletzen kann". Die Strafverfolgung der obigen Schriften wurde daher abgelehnt, da es erfahrungsgemäss feststehe, dass die billige Volksausgabe der Reclam'schen Universalbibliothek grossenteils nur unter dem wissenschaftlich gebildeten Teil des Volkes ihre Käufer finde, oder doch wenigstens unter solchen Lesern, die sich wissenschaftlich bilden wollen!" —
12. Der von der Volkswissenschaftlichen Vereinigung (Vorsitzender H. Lichte) veranstaltete öffentliche Vortrag über die homosexuelle Frage in Keller's Festsälen in Berlin war von ca. 500 Personen besucht und war der Verlauf durchaus befriedigend, besonders auch die Diskussion. Bei der diesbezüglichen Abstimmung erklärten sich nur 5 Personen, also 1 % für die Beibehaltung des § 175; die Gründe, welche sie dazu veranlassten, teilten dieselben auch auf Anfrage nicht mit.
13. Vom Minister des Innern ist an die Polizeibehörden ein Erlass ergangen, dass in den Vorträgen über Homosexualität dieselbe nur erklärt, nicht empfohlen werden dürfe. In letzterem Falle müsste zur Auflösung geschritten werden.
14. Am 4. Dezember abends 8 ¼ Uhr spricht Dr. Hirschfeld in Dresden, Meinholdsäle, über die homosexuelle Frage, am 12. Dezember in Frankfurt a.M. im Saale der Polytechnischen Gesellschaft.
15. Die Subkomitees werden gebeten, zu Vorträgen stets auch die Vertreter der Presse besonders einzuladen. Als Titel empfiehlt sich: Die Homosexualität (Gleichgeschlechtlichkeit), oder: Was muss das Volk von der Gleichgeschlechtlichkeit (Homosexualität) erfahren?, oder Vortrag über: Homosexuell (gleichgeschlechtlich) empfindende Menschen und der § 175. Auch der Zusatz ist zu empfehlen: Zutritt nur für Erwachsene.
16. Reinhold Gerling hielt Vorträge über die Homosexualität in Wiesbaden am 22. Oktober, in Bremen am 13. November und in Stralsund am 19. November, die sämmtlich sehr stark besucht waren und lebhaften Beifall fanden.
17. Auf der Monatsversammlung am 27. November hielt Dr. Benedict Friedländer einen sehr interessanten, gut besuchten Vortrag über „Schopenhauers und Dührings Verurteilung der Päderastie". An der Diskussion, die sehr harmonisch verlief, beteiligten sich u. A. Dr. v. Oppell, Dr. Lubowski, Baron v. Teschenberg, Graf v. d. Schulenburg, Schriftsteller Winiger und Dr. Hirschfeld. Den künstlerischen Teil füllten Herr Lockwood durch Klavier- und Herr v. Sadler-Grün durch Gesangsvorträge angenehm aus. Die Firma Neumeyer hatte, wie schon wiederholt, dem Komitee einen Konzertflügel gratis zur Verfügung gestellt.
18. Die Propaganda-Kommission hat fünf verschiedene kurze Inhaltsangaben des Vortrages über die homosexuelle Frage verfasst, die gedruckt sind und den Zeitungsberichterstattern als Unterlage zur Verfügung gestellt werden sollen.
19. Die statistische Kommission hat ein Rundschreiben über die Richtung des Geschlechtstriebes fertiggestellt, das vorerst an 3000 Studenten zur Beantwortung unter Beifügung einer frankierten Antwortkarte übersandt ist.
20. Auch in diesem Monat liessen wir in mehreren Fällen Erpressern energische Warnungen zugehen, worauf dieselben jedesmal von ihren Opfern abliessen.
21. Selbstmordversuche urnischer Personen wurden uns im November 5 gemeldet, davon 4 mit tötlichem Ausgang. Ausserdem wird auch der Selbstmord eines der reichsten böhmischen Fabrikanten (E. in Prag), eines vielfachen Millionärs, auf einen drohenden homosexuellen Skandal zurückgeführt. Von manchen Seiten wurde auch der Selbstmord des hochbefähigten Verfassers von: „Geschlecht und Charakter", Weininger in Wien, mit Homosexualität in Verbindung gebracht.
22. Unser Fondszeichner Baron v. Transee-Roseneck verstarb in Turin.
23. Unter den Gerichtsfällen heben wir die Freisprechung des urnsichen Vicefeldwebels H. hervor, dessen Behörden und Sachverständige von uns mit Material versehen wurden; sowie die Verurteilung des Kellners W. Winter in London zu 10 Jahren Zuchthaus wegen Erpressung an einem deutschen Offizier.
24. Es verlautet gerüchtweise, dass die Kommission zur Revision des Strafgesetzes nicht in Aktion treten wird. Nach unseren Erkundigungen stimmt dies nicht, doch ist ein sehr langsames Tempo ev. eine Verschleppung der Verhandlungen nicht unwahrscheinlich. Keinesfalls darf man sich allein auf die Kommission stützen.
25. Von neuen Petitions-Unterschriften heben wir die des bekannten socialistischen Schriftstellers Eduard Bernstein hervor.

26. Die Frage, ob das Jahrbuch fernerhin in einem Bande oder als Monatsschrift erscheinen wird, ist noch nicht entschieden. Bisher sprechen fast ebenso zahlreiche und triftige Gründe für den einen wie für den anderen Modus. Wir hoffen, die Frage im Laufe der nächsten Zeit der Entscheidung näher zu bringen.
27. Die Subkomitees werden ersucht, für ihre Unkosten und Ausgaben kleine örtliche Beiträge zu erheben und dafür zu sorgen, dass die Beiträge der Fondszeichner im Interesse der allgemeinen Propaganda dem Hauptkomitee zugeführt werden, da diesem die Mittel zur Petitionsversendung, zu Rezensionsexemplaren des Jahrbuches an die Zeitschriften und Zeitungen etc. etc. fehlen würden, wenn sämmtliche Subkomitees die Fondsbeiträge ihres Rayons für interne Zwecke verwenden würden.
28. Die Abonnenten der Monatsberichte werden gebeten, den Abonnementsbeitrag pro 1904 spätestens im Januar einzusenden, soweit es nicht schon geschehen ist, damit wir wissen, wer die Zusendung weiter wünscht.
29. Im Interesse der Abrechnung werden die mit dem Beitrag pro 1903 noch rückständigen Fondszeichner gebeten, denselben möglichst bald einzusenden.
30. Im Dezember findet keine Monatsversammlung statt, dagegen am 10. Januar 1904 nachm. 3 ½ Uhr die zwölfte Halbjahres-Conferenz im Hotel Altstädter Hof, Berlin, Neuer Markt No. 8-12, zu der wir Anträge rechtzeitig erbitten; dieTagesordnung soll im Januar-Monatsbericht bekannt gegeben werden.
31. Die nächste Zusammenkunft des südwestdeutschen Subkomitees findet am 12. Dezember abends 8 ½ Uhr in Frankfurt a.M., Restaurant Wolf, Börsenplatz 3 Entresol statt; die des Münchener Subkomitees am Freitag, den 18. Dezember abends 8 Uhr im Hotel Rheinpfalz, Sonnenstr. 4, I Tr.; die des rheinisch-westfälischen Subkomitees am Samstag, den 6. Februar 1904 in Cöln a.Rh., Hotel zum Kurfürsten.

Frohe Feiertage wünscht mit grösster Wertschätzung
für das **Wissenschaftlich-humanitäre Komitee**
Dr. M. Hirschfeld.

Verzeichnis weiterer Dokumente aus »Hirschfeld's Scrapbook«

- Im Namen des Königs! [Urteil des Landgerichts Leipzig vom 30. 10. 1903 gegen Max Spohr und Adolf Brand wegen Vergehens nach § 184 des StG.B. Spohr wird zu 150 Mark Geldstrafe und Brand zu 2 Monaten Gefängnis verurteilt.] »Die Hefte der Zeitschrift „Der Eigene" vom Januar, Februar, Mai und Juni 1903, sowie der zu ihrer Herstellung bestimmten Platten und Formen sind unbrauchbar zu machen.« [48seitiges Manuskript]
- Im Namen des Königs! [Urteil des Landgerichts Leipzig vom 29. 8. 1903 gegen Max Spohr.] »Alle Exemplare der im Verlage von Max Spohr in Leipzig erschienenen Druckschrift: „Ein Weib? Psychologisch-biographische Studie über eine Konträrsexuelle" sowie die zur Herstellung dieser Druckschrift bestimmten Platten und Formen sind unbrauchbar zu machen. Die Kosten des Verfahrens trägt die Staatskasse.« [28seitiges Manuskript]
- Ausfertigung. Beschluss der 3. Strafkammer des Kgl. Landgerichts Leipzig. Der Antrag der Kgl. Staatsanwaltschaft in der Strafsache betreffend die Unbrauchbarmachung aller Exemplare der von dem Schriftsteller Elisar von Kupffer in Florenz verfassten Druckschrift: „Lieblingsminne und Freundesliebe in der Weltlitteratur" einen Termin gemäss § 478 Str.P.O. zu bestimmen wird abgelehnt. [12seitiges unvollständiges Typoskript.]
- Rundfrage des wissenschaftlich-humanitären Komitées. Charlottenburg, Dezember 1903. Sehr geehrter Herr!
- [26 Einladungen zu Komitee-Versammlungen, Obmännersitzungen, Weihnachtsfeiern u.ä. aus den Jahren 1910 bis 1921]
- [27 Einladungen zu Komitee-Versammlungen, Obmännersitzungen, Weihnachtsfeiern u.ä. ohne Jahresangabe]
- [20 Briefe vom Berliner WhK an Hoefft aus den Jahren 1903 bis 1913, einige davon »Rundschreiben«, andere persönlich an Hoefft gerichtet.]
- 11. Halbjahrs-Konferenz des wissenschaftlich-humanitäres Komitees. [Protokoll. Am 5.7.1903 im Hotel Prinz Albrecht, Berlin S.W., Prinz Albrechtstr.9. Hektografiertes 30seitiges Typoskript]
- Erweiterte Obmänner-Sitzung Sonnabend, d. 28. August 1920. [Protokoll, 4seitiges Typoskript.]
- Aus dem Protokoll über die erweiterte Obmänner-Versammlung vom 9.XII.1920. [2seitiges Typoskript.]
- Meine sehr verehrten Damen und Herren! Wir sind mit dem heutigen Abend an den Schluß unseres Kurses A gelangt und wollen heute nun als Abschluß einen Rundgang durch das gesamte Institut [für Sexualwissenschaft] machen... [5seitiges Typoskript undatiert]
- 6. Juli 1919 – 6. Juli 1929. [7seitiges Typoskript betr. die Bibliothek im Institut für Sexualwissenschaft.]
- »Hirschfelds Horoskop«
- [Fotografie: Magnus Hirschfeld und Ernst Burchard 1906.]
- [Dankesbrief des königlich bayerischen Staatsministeriums an Hirschfeld für die Übersendung der Schrift *Warum hassen uns die Völker*, München, den 1. April 1915.]
- Ärztliches Ehrengericht, Berlin an Herrn Sanitätsrat Dr. Magnus Hirschfeld am 12. Mai 1927

Subkomitee Frankfurt a. M.

- Frankfurt – Main. Samstag, 7. Dezbr. 1902. Wissenschaftlich-humanitäres Comitee Frankfurt a. Main. Bericht über die IV. Zusammenkunft des wissenschaftlich-humanitären Comitees Frankfurt a. Main.
- Wissenschaftlich-humanitäres Comitee Frankfurt a. M. Monatsbericht pro Oktober 1903.
- Frankfurt a/M., den 26.6.05 Ew. Hochwohlgeboren! [Hektografierter Brief von W. Jansen an die Gönner des Frankfurter Comitees]
- Wissenschaftlich-humanitäres Comitee Frankfurt am Main. Monatsbericht September 1903.
- Wissenschaftl. Humanitäres Komitee Ortsgruppe Frankfurt a. M., den 9. Juni 1922: An den Freundschaftsbund München. Sehr geehrte Herren! [3 Seiten]

Subkomitee Leipzig

- Wissenschaftlich-humanitäres Comité Leipzig. Bericht über die I. Monatsversammlung am 6. Februar 1903.
- Bericht über die II. Monatsversammlung des wissenschaftl.humanit.Comités Leipzig, den 6. März 1903.
- Wissenschaftlich-humanitäres Comité Leipzig. Bericht über die III. Monatsversammlung am 5. April 1903.
- Wissenschaftlich-humanitäres Comité Leipzig. Bericht über die IV. Monatsversammlung am 1. Mai 1903.

Subkomitee München

- J[oseph] Sch[edel:] Wissenschaftlich-humanitäres Komitee München, den 1. Oktober 1902. [4seitiges Memorandum]
- Wissenschaftlich-humanitäres Komitee München. III. Versammlung Donnerstag, den 23. Oktober 1902
- Wissenschaftlich-humanitäres Comitee München. IV. Versammlung Mittwoch den 12. November 1902.
- Wissenschaftlich-humanitäres Comitee München. V. Versammlung Freitag den 19. December 1902.
- Wissenschaftlich-humanitäres Komitee München. VI. Versammlung Samstag, den 17. Januar 1903
- Wissenschaftlich-humanitäres Komitee München. VIII. Versammlung Freitag, den 24. April 1903.
- Wissenschaftlich-humanitäres Komitee München. IX. Versammlung Freitag d. 29. Mai 1903.
- Wissenschaftlich-humanitäres Comité München. X. Versammlung Freitag, den 26. Juni 1903.
- Wissenschaftlich-humanitäres Komitee München. XI. Versammlung Freitag, den 9. Oktober 1903.
- Wissenschaftlich-humanitäres Comitee München. XII. Versammlung Freitag den 30. Oktober 1903.
- Wissenschaftlich-humanitäres Comitee München. Monatsbericht für November und Dezember 1903.
- Wissenschaftlich-humanitäres Comitee München. XV. Versammlung Freitag d. 22. Januar 1904.
- Wissenschaftlich-humanitäres Comitee München. Monatsbericht für Februar und April 1904.
- Wissenschaftlich-humanitäres Comitee München. XVIII. Versammlung Freitag d. 20. Mai 1904.
- Wissenschaftlich-humanitäres Comitee München. XIX. Versammlung Freitag den 1. Juli 1904.
- Wissenschaftlich-humanitäres Comitee München. XX. Versammlung Freitag dn 28. Oktober 1904. — XXI. Versammlung Montag den 18. Dezember 1904.
- Wissenschaftlich-humanitäres Komitee München. XXII. Versammlung Mittwoch, den 11. Januar 1905.
- Wissenschaftlich-humanitäres Comitee München. XXIII. Versammlung Mittwoch d. 1. März 1905. — XXIV. Versammlung Freitag d. 26. Mai 1905. — XXV. Versammlung Freitag d. 6. Oktober 1905. — XXVI. Versammlung Freitag d. 26. Januar 1906. — Bericht über die Versammlungen vom April bis November 1906.
- Denkschrift. München im Dezember 1906. Wissenschaftlich-humanitäres Comitee München.
- Wissenschaftlich-humanitäres Comitee München. XXXVII. Versammlung Freitag den 7. Februar 1908.
- Rundschreiben der »Münchener Ortsgruppe des Deutschen Freundschaftsverbandes und WhK« September 1922, unterzeichnet von Richard Linsert.
- Rundschreiben der »Münchener Ortsgruppe des Deutschen Freundschaftsverbandes und WhK« Oktober 1922, unterzeichnet von Richard Linsert.

Adolf Brand

- [5 Briefe von Adolf Brand an Hoefft aus den Jahren 1902, 1903 und 1911.]

Manfred Herzer

Dossier Wolfgang Cordan
(*3.6.1909 Großlichterfelde bei Berlin †29.1.1966 Guatemala)

1.

Einige Daten zu Cordans Leben

1932, als Wolfgang Cordan dreiundzwanzig Jahre alt war und in Berlin Orientalistik und Sinologie studierte, erschien unter seinem ursprünglichen Namen Heinrich Wolfgang Horn sein erster Gedichtband *Landschaften und Entrückungen*. Bald darauf, im März 1933, emigrierte er nach Paris und fand dort eine Anstellung bei der kommunistischen Tageszeitung *Humanité* im »Bureau des informations étrangères«, wo er »Pressenachrichten deutschsprachiger Agenturen« übersetzte. Im Mai des gleichen Jahres schrieb er in französischer Sprache ein Pamphlet gegen die Nazidiktatur, das mit einem Vorwort von André Gide unter dem Titel *L'Allemagne sans masque* erschien.

Ende 1933 verließ er Frankreich und ging in die Niederlande, die bis nach dem Sieg über die Nazis seine Wahlheimat bleiben sollten. Auch dort arbeitete er meist als Schriftsteller, Journalist, Redakteur und Übersetzer. Er gehörte von 1934 bis 1936 zur Redaktion und bis 1939 zu den Autoren der sozialistischen Amsterdamer Zeitschrift *Het Fundament* (vgl. Bak 1977), in der auch sein weiter unten in Übersetzung dokumentierter Aufsatz über die sowjetrussischen Schwulenverfolgungen erschien. Als die Deutschen im Mai 1940 die Niederlande überfielen und besetzten, begann für Cordan ein Leben im Untergrund und von Anfang an die Beteiligung am bewaffneten Widerstand gegen die Besatzungsmacht. Als die Deutschen begannen, die niederländischen Juden in die Vernichtungslager zu deportieren, gelang es Cordan, einige Jugendliche jüdischer Herkunft vor der Verhaftung zu retten und in geheimen Verstecken am Stadtrand von Amsterdam ihr Überleben zu sichern. Bald nach der Befreiung führte er einige Jahre eine Art Wanderleben mit längeren Aufenthalten in der Schweiz und in Westdeutschland und veröffentlichte neben Gedichtbänden zwei Romane, einige Erzählungen und Reisebücher über Ägypten, Israel und Griechenland. 1953 verließ er Europa und lebte fortan mit kurzen Unterbrechungen unter Indios in Mittelamerika. In mehreren Büchern, die in verschiedenen westdeutschen Verlagen erschienen, berichtet er über seine ethnologischen und archäologischen Mittelamerika-Studien. Während einer Forschungsexpedition in Guatemala kam er im Januar 1966 auf ungeklärte Art ums Leben.

Die nicht sehr umfangreiche Literatur über Cordan, der ich diese Daten entnommen habe, ist in der Bibliografie am Schluss dieser Materialsammlung zusammengestellt. Meine wichtigste Quelle ist aber ein Typoskript von 432 Seiten aus dem Jahre 1964, das unter dem Titel *Die Matte* Cordans bis heute ungedruckte Autobiografie enthält und das mir die wohl einzige noch lebende Verwandte Cordans, Frau Leupold in Berlin-Friedenau, freundlicherweise zur Verfügung stellte.

Wie steht es mit Cordans Homosexualität? Ein recht eindeutiges Bekenntnis besitzen wir in Cordans Brief an Adriaan Roland Holst vom 4. Juli 1940, der am Schluss dieses Dossiers dokumentiert wird. Einen weiteren Hinweis erhielt ich von Frau Leupold, die sich erinnert, dass in der Familie von Cordans Schwester zuweilen über die als unerfreulich empfundene Homosexualität Cordans gesprochen wurde.

Zudem war Cordan seit dem Jahre 1954 Mitarbeiter der Zürcher Schwulenzeitschrift *Der Kreis*. Nachdem in der »Eremiten-Presse«, einem damals wie heute auf schwule Belletristik spezialisierten Frankfurter Verlag, Cordans *Tage mit Antonio* erschienen war, brachte *Der Kreis* im Novemberheft von 1954 einen längeren Auszug aus dieser Erzählung. Eine lobende Besprechung von Johannes Werres (Jack Argot) erschien im gleichen Heft.

Bei der Erwähnung von *Tage mit Antonio*, der Geschichte eines vierzigjährigen holländischen Familienvaters, der bei seinem Italienaufenthalt von einem zwanzigjährigen Italiener zu einem schwulen Sexabenteuer verführt wird, bemerken die Cordan-Biografen Kluncker und Bock, dass diese Erzählung wie alle anderen Werke Cordans »mehr oder weniger autobiographisch gefärbt« sei. (Kluncker und Bock 1982, S. 29)

Mehrere irgendwie »homoerotisch« gefärbte Gedichte Cordans sowie einige seiner Fotografien junger mexikanischer Indios werden in den folgenden Jahren vom *Kreis* gedruckt.[1] *Der Kreis* war seinem

[1] Die Gedichte »Sternenstunde« (Nr. 12/1956), »Der spartanische Alkibiades« (Nr.12/1958), »Da nun der regen rinnt« (Nr. 7/1961) usw; 1964 erschien im *Kreis* eine englische Übersetzung von »Tage mit Antonio« (Days with Antonio), die auch als separate Broschüre herausgegeben wurde. Im Nachruf »Wolfgang Cordan zum Gedächtnis« im 1966er März-Heft des *Kreis* heißt es unter anderem: »Wir haben bei der Nachricht von seinem

Selbstverständnis nach eine Zeitschrift, die von Homoeroten (das war eine im damaligen Schwulenjargon übliche Selbstbezeichnung, wenn man sich korrekt und niveauvoll ausdrücken wollte) für Homoeroten gemacht wurde. Das schloss natürlich nicht aus, dass auch Beiträge von verständnisvollen und solidarischen Schriftstellern gedruckt wurden, die selbst nicht »so« waren. Zeitgenössische Autoren von Lyrik oder erzählender Prosa legten durch ihre Mitarbeit im *Kreis* aber zugleich auch Bekenntnisse der Zugehörigkeit zur schwulen Internationale ab, zumal ihre dichterischen Versuche stets »mehr oder weniger autobiographisch gefärbt« waren.

In der erwähnten Autobiografie Cordans kommt das Thema Homosexualität an zahlreichen Stellen auf höchst merkwürdige Weise vor, wobei jedoch stets ein Bekenntnis vermieden wird. Zudem versucht er zu begründen, warum das Sexuelle, die — wie er es nennt — »physiologischen Vorgänge« in der Literatur nicht thematisiert werden sollten: »Sie sind ästhetisch nicht erbaulich und zudem monoton.« (*Die Matte*, Bl. 85 ff.) Romane des englischen Autors Daniel Herbert Lawrence und des Amerikaners Henry Miller sind für ihn Beispiele einer tadelnswerten und künstlerisch verkehrten Deutlichkeit bei der Schilderung physiologischer Vorgänge. Mit bemerkenswerter Inkonsequenz und Widersprüchlichkeit verficht er diese Thesen zehn Jahre nach seiner Novelle *Tage mit Antonio*, wo die Physiologie der Männerliebe mit einer Deutlichkeit beschrieben wird, die nur wenig zu wünschen übrig lässt. Und wenn es um ihn selbst geht, wird folgendermaßen verfahren (*Die Matte*, Bl. 113 ff.): Er erzählt, dass er 1932 von einem Berliner »Abendblatt« den Auftrag erhalten habe, eine Reportage über »die schwulen Lokale« zu schreiben. Allein um für sein Thema zu recherchieren, verbringt er zusammen mit seinem kommunistischen Freund Willie eine Nacht in der Kreuzberger Stricherkneipe *Adonisdiele*. Einer von den Jungens dort, der sich Mimi nennt, aber in Wirklichkeit Gerhard heißt, hat ihn sehr beeindruckt (oder wie man das nennen soll). »Gerhard war der Hellste von allen. Er berlinerte auf eine unglaubliche Weise, obwohl er aus Schlesien durchgebrannt war. Er war über die Zwanzig, obwohl er wie ein Knabe aussah. Aber im Denken war er schnell, witzig und vollkommen illusionslos. Das Gespräch wurde jetzt lebhaft. Um Mitternacht saßen wir noch da.« Und dann geschah das Überraschende. Wolfgang nahm Gerhard mit zu sich nach Hause, brachte ihn erst für ein paar Tage bei seinem Freund Willie unter und ließ ihn später »im letzten [Berliner] Winter, 1932« mehrere Monate in seiner Wohnung in Steglitz wohnen, die er bis dahin nur mit seiner Mutter geteilt hatte. Warum Gerhard und Wolfgang im Winter 1932/33 zusammenwohnen, wird dem Leser nicht mitgeteilt; dass physiologische Vorgänge dabei im Spiel waren, wird jedenfalls nicht geleugnet. Dann folgt noch eine schöne, aber keusche Abschiedsszene: »Als ich im März nach Paris emigrierte, wollte Gerhard durchaus mit. Er sah nicht ein, dass ich selbst in ein großes schwarzes Loch hineinfuhr. Es wurde ein schrecklicher Abschied. Am Ende der Wilhelmstraße gab es einen großen Platz, der Place Vendôme in Paris ähnlich, mit einer Säule und Standbild ebenfalls, den Namen habe ich seltsamer Weise vergessen. [Es war offensichtlich das Hallesche Tor, das noch heute so heißt.] Da saßen wir, zwei Stunden vor Abgang des Zuges, auf einer der Steinbänke, meine Koffer neben mir. Gerhard sagte schon nichts mehr. Er presste die Hände so zusammen, dass die Knöchel weiß wurden. Schließlich musste ich aufstehen. ›Na, viel Spaß bei den Franzosen,‹ sagte Gerhard. ›Mal sehn, wie ich mit den braunen Mistböcken fertig werde.‹«(*Die Matte*, Bl. 120)

Geht man von der Annahme aus, dass Wolfgang Cordan schwul war, dann sind in seiner Autobiografie Züge von schwulem Selbsthass nicht zu übersehen. Wenn er etwa, wie in der geschilderten Episode, die Beschreibung dort, wo ein Selbstbekenntnis unvermeidlich wäre, mit irgendeiner Wendung ins Harmlose abbiegt, dann drückt dies meines Erachtens die Schwierigkeit aus, die ihm die Bejahung der eigenen Homosexualität bereiten würde. Dies kommt auch dort zur Geltung, wo er andere mit einer gewissen denunziatorischen Freude als schwul entlarvt, etwa den Tenorsänger Richard Tauber, in dessen populärstem Lied die Textzeile »Oh, Mädchen, mein Mädchen, wie lieb' ich dich« vorkommt, »während er sich doch Jungens aus der Adonis-Diele beschaffen ließ.« (*Die Matte*, Bl.142.)

In den Niederlanden entstand eine freundschaftliche Zusammenarbeit zwischen den beiden Emigranten Wolfgang Cordan und Klaus Mann. Beide hatten sich schon in Berlin kennengelernt, aber erst im Exil kamen die beiden sich näher. In seiner Autobiografie erwähnt Cordan, dass sein Freund »Klaus nie einen Hehl daraus gemacht [habe], dass er junge Männer dem zarten Geschlecht vorzog«(*Die Matte*, Bl.151.); anstatt aber hier über sich selbst zu sprechen, erzählt er in einer längeren Abschweifung, dass bei den mexikanischen Indianern, bei denen er jetzt, 1964, lebt, die »Männerliebe« eine solche Selbstverständlichkeit sei, dass sie ein Bekenntnis zur Männerliebe oder Klaus Manns Kritik an der Homophobie der Antifaschisten von 1934 angeblich überhaupt nicht begreifen könnten. (*Die Matte*, Bl.152.) Über seine eigene Männerliebe sagt er wiederum nichts, und seine Bemerkungen über die Selbstverständlichkeit der Männerliebe unter den Indianern Mittelamerikas, bei denen er jetzt lebt, sagen ebenfalls nichts Eindeutiges darüber, ob die

---

Heimgang der beiden Besuche gedacht, die er uns vor Jahren im Kreis-Büro gemacht hat. Ähnlich wie Hanns Henny Jahnn, mit dem ihn sogar eine gewisse Ähnlichkeit des äußerlichen Typs verband, war auch bei Wolfgang Cordan der Eindruck seiner Persönlichkeit so groß, dass wir dieser beider Besuche des Dichters noch heute achtend gedenken.«

Männerliebe auch für ihn selbst so selbstverständlich ist wie für seine indianischen Freunde. Der betreffende Abschnitt schildert zudem auch etwas von dem Hintergrund seines Artikels im Märzheft der Amsterdamer Zeitschrift *Het Fundament*, in dem Cordan die Verfolgung und Kriminalisierung schwuler Männer in der Sowjetunion kritisierte:

»Klaus Mann fand, auch in der Emigration, sogleich ein warmes Nest: den gutbürgerlichen Querido-Verlag in Amsterdam. Da sammelte sich das Beste des deutschen Exils, dort wurde *Die Sammlung* herausgegeben, sorgfältig gedruckt, auf gutem holländischen Papier. Dank der Patrone und Klausens eigener weiter Beziehungen arbeitete die literarische Weltelite mit. Weniger bewandert war Klaus in der holländischen Literatur. Er kannte natürlich den greisen Dichter Albert Verwey, den Freund Stefan Georges, auch hatte er den Heliogabal-Roman von Couperus gelesen, der übrigens auf Holländisch ›Berg des Lichtes‹ heißt, die wörtliche Übersetzung des Kaisernamens. Aber sonst hatte er eine gewisse Verachtung für die holländische Sprache — wie viele Deutsche, die bei oberflächlicher Kenntnis nicht merken, dass es sich um eine sehr kräftige, altgermanische Sprachform handelt — und glaubte, es sei in der Literatur nichts los. So beging er redaktionelle Fehler. Er antwortete ein wenig ironisch, ein wenig belehrend auf eine Gedichteinsendung von ›Antonie Donker‹. Er gab dem ›sehr geehrten gnädigen Fräulein‹ zu verstehen, bei einiger Anstrengung könne sie in ein paar Jahren vielleicht etwas Brauchbares schreiben. Er ahnte nicht, dass das Fräulein ein Herr, ein Professor der Literatur und Sekretär des holländischen PEN-Klubs war. Natürlich machte er sich einen Feind.

Ich führte daher Klaus in holländische literarische Kreise ein. Die Leute und ihre weltoffene, meist nach England orientierte Art gefielen ihm. Holland besaß damals ja noch ein riesiges Kolonialreich in Indonesien, es gab ein ständiges Kommen und Gehen von und zu den Antipoden, indonesische Tänze und malaiische Gamelang-Musik waren tägliches Brot in Holland — kurz: der Wind anderer Breiten strich über das flache Land und das geistige Leben war rege.

Es wurde eine holländische Sonder-Nummer der *Sammlung* gemacht, bei der ich Klaus beriet und einige Beiträge übersetzte. Er seinerseits gab Aufsätze ins *Fundament* und führte uns Autoren zu. Die Zusammenarbeit entwickelte sich spontan und ist bis zu dem jähen Tod von Klaus nie abgerissen.

Mit alledem geriet Klaus Mann, der Ästhet, der geglaubt hatte, das Politische mit der linken Hand erledigen zu können, immer tiefer in die Politik. An sich eine begrüßenswerte Entwicklung.

Denn jede Dichtung von Format ist im tiefsten Sinne politisch, indem sie die Grundfragen der Polis, d.i. der Gemeinschaft, zur Diskussion stellt. Die griechischen Dichter waren durchaus politisch, Dante war es bis in die Tagespolitik seiner Zeit hinein, Goethe war es; Hölderlin, Platen bis George — ein jeder hatte seine grundsätzliche Linie. Bei den Deutschen hieß das, dass sie ihre Landsleute verfluchten. Das L'Art pour l'art war eine spätfranzösische Erfindung relativ ruhiger Zeiten. Die Franzosen selbst ersetzten sie angesichts des Faschismus durch die ›*littérature engagée*‹.

Klaus engagierte sich immer energischer. Er war von einem Schriftstellerkongress in Moskau 1934 sehr skeptisch zurückgekehrt. Er hatte sehr wenig Fortschritt, noch weniger Freiheit gesehen. Orthodoxe Lehrmeinungen drückten auf die Aussprachen der Kongressteilnehmer. Das, was sich dem Auge bot: die russische Malerei und die stalinistische Baukunst war westlichen Augen geradezu horrible — tiefste viktorianische oder wilhelminische Provinz. Der Ungeschmack des Kleinbürgers.

Und kleinbürgerliche Sittenschnüffelei hatte begonnen. Schon war der Paragraph, der in Deutschland die № 218 trug [...] in Russland eingeführt worden. Die sogenannte Freie Liebe, von den Revolutionären gepflegt, von Lenin mindestens geduldet — die Sowjetbotschafterin in Stockholm, Frau Kollontai, hatte ja ein Standardbuch dazu geschrieben — geriet in Verruf. Man wollte feste Ehen, erschwerte die Scheidung, Väterchen Stalin brauchte Nachwuchs für kommende Kriege.

Und so wurde auch ein Paragraph eingeführt, der in Deutschland die № 175 führt. Klaus brachte von seiner Russlandreise die erstaunlichsten Details mit. So gab es neue Fragen bei dem, in allen Armeen der Welt üblichen wöchentlichen ›Gießkannen-Appell‹, wie das der Berliner nennt. Der Feldwebel schnaubte: ›Hast du onaniert? Allein? Oder mit wem?‹ Klaus dachte über das alles eine Weile nach. Dann setzte er sich hin und schrieb einen Artikel: *Die Linke und das Laster.*

Ich bringe diesen Rückblick auf eine Epoche unter den Indianern Mittelamerikas zu Papier. Ich arbeite ohne Hilfsmittel, aus dem Gedächtnis. Meine Bibliothek besteht aus einigen archäologischen Handbüchern, indianischen Wörterbüchern, dem Dünndruck-Nietzsche nebst Schleiermachers Platon-Übersetzung; dazu der griechische Dichter Kavafis und der holländische Roland Holst. Ich weiß daher nicht mehr, ob Klaus den Artikel in der *Sammlung* oder in der *Neuen Weltbühne* lanzierte. Jedenfalls erregte er größtes Aufsehen.

Die ganz Böswilligen schrien: ›Tua res agitur‹.

Gewiss hat Klaus nie einen Hehl daraus gemacht, dass er junge Männer dem zarten Geschlecht vorzog. *But that's not the point.* Der Punkt ist, daß er ›der Linken‹ ihre revolutionäre Phraseologie mit ihrer kleinbürgerlichen Existenz, ihrem miesen Geschmack, ihren sittsam verschwitzten Alkoven konfrontierte. Sein Stil war, wie immer, wenn er sich

erzürnte, brillant: funkelnd von Ironie und mit einer als Schocktherapie überdosierten Prise von Weltbürgertum.

Die getretenen Hunde heulten auf. Nicht nur, wie sich versteht, die Kommunisten, sondern die *›izquierda entera‹*, wie wir hier in Latein-Amerika sagen würden, die gesamte Linke. Klaus hat selten eine so finstere Presse gehabt.

Um ihm wenigstens im Bereich der holländischen Sprache beizustehen, die schließlich damals bis Johannisburg und Batavia (Djakarta) reichte, stieß ich im *Fundament* ins gleiche Horn. In einem der nicht von mir redigierten Hefte. Was gäbe ich darum, diesen Aufsatz noch einmal lesen zu können! Meiner indianischen Frau könnte ich ihn nicht übersetzen — sie würde ihn gar nicht verstehen. Auch nicht die Männer meines weitläufigen Clans. Denn dieses ›Problem‹ gibt es unter den Indianern, von den Hopis bis zum Feuerland, nicht. Es ist, als Spielform, in die gesundeste aller erotischen Konzeptionen eingebaut. Wer als Knabe von den Witwen in der Liebeskunst von Stammes wegen unterrichtet wird; wer mit 14 Jahren heiratet und, wenn seine Mittel es erlauben, mehrere Frauen haben kann, der hat keine Komplexe sexueller Art. Gleichwohl gibt es Männerliebe bei allen Indios; bei den Hopis in den USA sogar als Institution.

Als ich anfing, etwas von den Indios zu begreifen, schrieb ich jemandem nach Europa: ›Seit den Indianern verstehe ich die Griechen.‹ Und ich formulierte damals: ›Wohlgestalt zieht Wohlgestalt an.‹ Ich erinnerte meinen Briefpartner an die ›obszönen‹ Petroglyphen der Insel Santorin, wo die dorischen Eroberer in die Steinplatten des Tanzplatzes auf dem Südkap — von wo aus man bei klarem Wetter Kreta sehen kann — ihre große Stunde ritzten: ›Hier liebte ich den XX.‹

Indessen: die Frage, an der Freud versagte, geht tiefer. Sokrates hat da klar gesehen und Platon hat ihm alles dazu zu Sagende in den Mund gelegt. Die erotische Spielerei, bei den Griechen ohnehin gestattet, wird gar nicht diskutiert oder doch nur vor ihrem Missbrauch gewarnt. Erörtert wird das Phänomen der seelischen Bindung zwischen Männern. Das bekannte historische Beispiel ist die ›heilige Schar‹ des Epaminondas, ihrerseits wohl eine späte Reminiszenz der dorischen Männerbünde.

Männerbünde sind am Rio Amazonas häufig und sie haben sexuelle Initiationsriten. Beide, die griechischen wie die indianischen Bünde sind im wesentlichen Zweckverbände. Aber sie besitzen das eigentümliche Klima erotischer Gemeinschaften. In Mexico wissen wir von Jungkriegerbünden der Tolteken, und die Yucatan-Maya haben sich über das ›mexicanische Laster‹ aufgehalten [...] Wenn man dieses sogenannte Problem weltherum betrachtet, so kommt man unentrinnbar zu Nietzsches Kurzformulierung: ›Das Christentum gab dem Eros Gift zu trinken; er starb zwar nicht daran, aber er entartete zum Laster.‹

Vom Laster bekamen wir im Jahre 1934 noch reichlich zu hören. Es musste der gesamtdeutsche Führer zu seinem unaussprechlichen Schmerz erfahren, dass seine S.A.-Stabsführung, an der Spitze sein Duzfreund, der Oberst Röhm, der schändlichen Verirrung anheimgefallen war. Er wollte sie bei einer ihm verdächtigen Zusammenkunft in dem bayrischen Bad Wiessee überraschen. Er kam am frühen Morgen und fand sie daher noch im Bett — aber nicht allein. Mit Knaben fand er sie, will sagen: mit ausgewachsenen S.A. Männern. Die Schande konnte nur mit dem Tod gesühnt werden. Auch in München, in Breslau und Berlin knallten die Salven. Der Berliner S.A.-Chef Ernst war zwar gerade auf Hochzeitsreise gegangen — aber dieser Trick der Schwulen, sich ein Heiratsalibi zu verschaffen, verfing nicht: Ernst wurde gerade noch geschnappt und an die Wand gestellt. Aus Versehen und in der Aufregung über den Pfuhl von Unmoral wurden auch andere Personen erschossen: der General und kurzfristige Reichskanzler von Schleicher, der Hitler hatte stoppen wollen, nebst Frau. Der alte Herr von Kahr, der Hitlers Putsch 1923 in München zum Scheitern gebracht hatte. Gregor Strasser, der mit Hitler gebrochen hatte und törichterweise nicht geflohen war. Und viele bürgerliche Politiker, Schriftsteller, katholische Sekretäre des Vizekanzlers von Papen etc. etc.

Das deutsche Volk bejubelte die pornografischen Blutberichte von Hitler, Goebbels, Göring. Das konservative Bürgertum hatte nichts zu den Leichen aus den eigenen Reihen zu bemerken. Die ostelbischen Junker im Generalstab hatten nichts zur Ermordung des Generals von Schleicher zu erinnern. Auch die katholische Kirche schwieg. In diesem Blutsommer dankte das deutsche Volk moralisch ab. Die klugen Herren im Kriegsministerium und die kühlen Industrierechner an Rhein und Ruhr kalkulierten den vermeintlichen politischen Gewinn aus dem Gemetzel.« (Die Matte, Blatt 148-156.)

2.

Deutschland ohne Maske im Mai 1933

Mehr als zwei Jahren lang war die Suche nach Wolfgang Cordans Werk *L'Allemagne sans masque*, das nach seinen eigenen Angaben 1933 in Paris erschienen sein und zu dem André Gide ein Vorwort verfasst haben soll, erfolglos geblieben. Das Werk ist weder in der französischen Nationalbibliografie erwähnt, noch ist es in der Pariser Nationalbibliothek vorhanden. Die beiden Bibliotheken in Leipzig und Frankfurt am Main, die sich auf das Sammeln der Exilliteratur spezialisiert haben, kennen das Buch nicht, und in keiner Bibliografie der deutschen Emigration kommt es vor. Die Nachlass-Teile Cordans, die in Den Haag und Amsterdam archiviert sind, enthalten ebenfalls nicht die kleinste Spur von *L'Allemagne sans masque*. Auch in der umfangreichen Gide-Bibliografik, die sich darum bemüht, selbst die kleinste Gide-Textstelle zu registrieren, ist Gides »Vorwort« zu Cordans Schrift unbekannt. Es bestand also Anlass zu der Annahme, dass *L'Allemagne sans masque* gar nicht existiert, sondern eine Erfindung Cordans ist, die einige seiner Bio- und Bibliografen ungeprüft übernahmen. Im Jahre 1983 erschien in der Zeitschrift *Bulletin des Amis d'André Gide* ein Bericht über die fast schon verzweifelte Suche nach dem unauffindbaren Cordanschen Werk, der mit einem Aufruf an die Leser des *Bulletin* schloss, sich zu melden, falls der »texte fantôme de Gide« gefunden werde oder wenigstens Beweise für seine Inexistenz.

Demgegenüber war es irritierend, mit welcher, Selbstverständlichkeit sich Cordan in seiner Autobiografie an *L'Allemagne sans masque* erinnerte:

»Im Jahre 1933 hatte ich in Paris ein Buch *L'Allemagne sans masque* geschrieben, in dem ich sagte, dass in Deutschland seit jeher eine Scheidung von Bett und Tisch zwischen Geist und Macht herrschte. Während ein Franzose, ein Engländer sich grundsätzlich eins fühlt mit seinem Volk und sein Land oder doch die Essenz seines Landes zu vertreten sucht, ist der deutsche Künstler von jeher ein Flüchtling vor seinem Volk gewesen. Das geht von Hölderlin über Heine und Platen bis zu George und Rilke. Und was haben diese alle den Deutschen ins Stammbuch geschrieben!

Ich zitierte Heines: ›Denk' ich an Deutschland in der Nacht, bin ich um den Schlaf gebracht.‹ Und Goethes schneidende Sentenz: ›Dieses Volk: so vortrefflich im Einzelnen, so unerträglich im Ganzen.‹

Und ich hielt den wiederum rabiat gewordenen Teutonen Nietzsches grandiose Kabinettsorders vor, mit denen er sich anschickte, die Welt zu ordnen, unter dionysischen Tänzen in seinem Turiner Hotelzimmer. Vor allem diese *Message*: ›Den jungen Kaiser werde ich verhaften. Bismarck und alle Antisemiten lasse ich erschießen.‹

Nun — die Teutonen schickten sich an, die Semiten auszurotten, unter Berufung auf einen patriotisch gereinigten Nietzsche.

Diese Passage hatte André Gide gefallen, der das Manuskript las. Und er hat mir ein kleines Vorwort geschrieben.

Das Buch, als erstes einer tragisch-endlosen Reihe, wurde ein solcher Erfolg, dass es sich auf der Strasse verkaufte.

Mit meinen vierundzwanzig Jahren saß ich selig im *Café du Dôme*, wo ich nun wirklich hingehörte. Ich hatte die Taufe des Literaten erhalten.« (Cordan, *Die Matte*, Bl. 6-7)

Der entscheidende Hinweis, wo *L'Allemagne sans masque* zu finden sein könnte, kam schließlich von Marita Keilson-Lauritz, die eine Anfrage im *Internationalen Institut für Sozialgeschichte (IISG)* in Amsterdam vorschlug. Prompt kam von dort zwei Wochen später eine vollständige Xeroxkopie der 60seitigen Broschüre.

l'Allemagne
sans Masque
par
Heinz HORN
Édition imprimée par
Imprimerie Racine, 18, Rue de Romainville
PARIS-19e

Die Broschüre trägt kein Erscheinungsdatum. Aus dem Inhalt ergibt sich aber, dass sie im April und Mai 1933 geschrieben sein muss: Politische Ereignisse bis Anfang April werden erwähnt, die Bücherverbrennung am 12. Mai schon nicht mehr. *L'Alle-*

magne sans masque ist im wesentlichen eine Zusammenstellung von Meldungen aus der internationalen Presse über die Ereignisse in Deutschland in den ersten zehn Wochen, nachdem Hitler zum Reichskanzler ernannt worden war. Die Judenpogrome, die Kommunistenverfolgung, der Reichstagsbrand und die Zerstörung der demokratischen Institutionen werden in separaten Kapiteln dargestellt. Das Naziregime wird als klassisches Beispiel eines konsequenten Faschismus bezeichnet und resümiert: »Le fascisme signifie la rechute dans la barbarie, le retour au moyen âge.« Die kommunistische Einsicht, dass Hitler an der Macht den Krieg bedeutet, wird von Cordan nicht erwähnt. Immerhin weist Gide im »Vorwort« auf diesen Zusammenhang hin. Am Schluss wird ein mehr psychologisierender Appell Albert Einsteins zum Kampf gegen die Naziherrschaft zitiert: »Puissent tous les amis de notre civilisation si gravement menacée, concentrer tous leurs efforts afin d'éliminer cette maladie psychique des masses.«

André Gides »Vorwort« ist tatsächlich klein, so klein, dass er als Überschrift wählte: »En guise de préface«, Anstelle eines Vorwortes. Es folgt hier in Reproduktion aus dem IISG-Exemplar und in einer Übersetzung der CAPRI-Redaktion.

3.

André Gide: Anstelle eines Vorwortes

EN GUISE DE PRÉFACE.

L'Allemagne est en train de nous donner un effroyable exemple de l'oppression à laquelle est fatalement entraîné un pays qui cherche son salut dans l'entêtement nationaliste.

Il se saisit aussitôt de tout prétexte ou le provoque et tout moyen de domination, fût-il inique, lui devient bon.

Une telle politique mène, nécessairement à la guerre.

Ceux qui prétendent vouloir l'éviter devront enfin admettre que seule la lutte des classes, je veux dire celle de chaque pays contre son impérialisme peut faire avorter le nouveau conflit qui se prépare et qui cette fois sera mortel.

André GIDE.

Anstelle eines Vorworts

Deutschland gibt uns gerade ein entsetzliches Beispiel der Unterdrückung, zu der ein Land, das sein Heil im nationalistischen Starrsinn sucht, zwangsläufig verleitet wird.

Es bemächtigt sich sofort jedes Vorwands oder provoziert ihn, und jedes, auch das widerrechtliche Herrschaftsmittel ist ihm recht.

Eine solche Politik führt notwendigerweise zum Krieg.

Wer behauptet, ihn vermeiden zu wollen, wird schließlich eingestehen müssen, dass allein der Klassenkampf, ich meine den eines jeden Landes gegen seinen Imperialismus, den neuen Konflikt verhindern kann, der sich anbahnt und der diesmal tödlich sein wird.

André Gide

4.

Wolfgang Cordan, Jef Last und die sowjetischen Schwulenverfolgungen in den dreißiger Jahren

Die wenigen kritischen Stellungnahmen zur Kriminalisierung und verschärften Verfolgung schwuler Männer in der Sowjetunion seit 1934, die bisher immer wieder in der Literatur zitiert werden, stammen aus den Jahren 1935 und 1936 und wurden von den Autoren Julius Epstein, Klaus Mann, Kurt Hiller und Wilhelm Reich verfasst:

- In der *Zeitschrift für politische Psychologie und Sexualökonomie*, die Wilhelm Reich in Kopenhagen herausgab, erschien im ersten Heft des Jahrgangs 1935 auf den Seiten 50 und 51 von **Julius Epstein**, über dessen Person bisher nichts Näheres zu ermitteln war, die kurze Mitteilung **»Das neue Homosexuellen-Gesetz Sowjet-Russlands«**. Epstein schildert darin die Strafbestimmungen gegen Päderastie aus der Zarenzeit, erwähnt die Straffreiheit in den ersten Jahren der Sowjetmacht und schließt mit den Worten: »Der neue § 154a des sowjetrussischen Strafgesetzbuches stellt einen tief bedauerlichen Atavismus inmitten des sonst strahlenden Geists planetarischen Fortschritts der Sowjetunion dar. Hoffen wir, dass er den leuchtenden Himmel gesellschaftlichen Fortschritts, gespannt über einem Sechstel der Erde, nicht allzu lange verdunkle!«
- Die Prager *Europäischen Hefte* brachten 1935 auf den Seiten 675-8 die ebenfalls sehr kurze Glosse von **Klaus Mann** **»Die Linke und das ›Laster‹«**, in der neben dem neuen sowjetrussischen Schwulenstrafrecht auch die antifaschistische Publizistik kritisiert wird, weil sie die Homosexualität einiger Naziführer propagandistisch ausschlachtete und dabei ihren eignen Schwulenhass offenbarte. Der Text Klaus Manns ist seitdem viele Male nachgedruckt und zustimmend kommentiert worden.
- 1936 erschien in der unabhängigen Emigrantenzeitschrift *Sozialistische Warte* in Paris unter der Überschrift **»Rückschritte in der Sowjetunion«** (S. 326-331) ein Versuch von **Kurt Hiller**, die Ursachen der plötzlich offensichtlich werdenden sowjetischen Schwulenverfolgungen zu analysieren.
- Ebenfalls 1936 erschien in Kopenhagen das Buch **»Die Sexualität im Kulturkampf«** von **Wilhelm Reich**, das detailreiche Schilderungen über die sowjetischen Schwulenverfolgungen enthält und sie als Symptom für den Niedergang des Sowjetsystems infolge des Ausbleibens einer sexuellen Revolution interpretiert. Seit 1966 wurde Reichs Buch unter dem neuen Titel »Die sexuelle Revolution« in zahlreichen Neuauflagen wieder herausgegeben und in viele Sprachen übersetzt.

Die Texte der beiden Dichter Jef Last (1898-1972) und Wolfgang Cordan, die sich ebenfalls mit den homophoben Rückschritten in der Sowjetunion beschäftigen und die hier im Folgenden erstmals aus dem Holländischen übersetzt vorgelegt werden, fügen der damaligen Diskussion keine neuen Erkenntnisse oder Gesichtspunkte hinzu. Interessant sind beide Texte aber als Manifestationen der Bewusstseinslagen schwuler Antifaschisten im Jahre 1935. Derartige Dokumente sind sehr rar, weil die große Mehrzahl der schreibenden Schwulen in jener Zeit einfach Angst davor hatte, sich über ihr Lebensthema zu äußern, das spätestens seit der Ermordung Röhms auch in der Politik eine immer gewichtigere Rolle spielte.

In der oben zitierten Stelle aus Cordans Erinnerungen fällt auf, dass dort, wo von seinem Klaus-Mann-Unterstützungs-Artikel von 1935 die Rede ist, kein Wort über den ihm vorangestellten Text von Jef Last zum gleichen Thema fällt, und überhaupt kommt Last in Cordans Memoiren nirgendwo vor. Dabei war Cordans Aufsatz nur eine Ergänzung zu Lasts Argumentation, doch schon die ersten beiden Sätze (»Jef Lasts Artikel hat den Nachteil, dass er Rechte für die Homosexuellen einklagt, aber nicht begründet. Darum wird er prinzipielle Gegner nicht überzeugen.«) klingen merkwürdig aggressiv in ihren Vorwürfen gegen Lasts Artikel, er sei eigentlich unbrauchbar für die Überzeugungsarbeit. Der Hintergrund dieser Spannung zwischen den beiden Schwulen könnte im Jahre 1935 in politischen Differenzen gelegen haben. Last, der seit 1931 linientreues Mitglied der niederländischen Kommunistischen Partei war (Greshoff 1985, S. 4), nutzte die ersten zwei Drittel seines Textes, um die Sowjetunion und ihren Führer Stalin zu preisen sowie den Kapitalismus und die trotzkistischen und sozialdemokratischen Sowjetkritiker zu verdammen. Erst nach diesen weitschweifigen Bekenntnissen kommt er zur Sache, zur Kritik an der sowjetischen Schwulenpolitik und zur Solidarisierung mit Klaus Manns »mutige[m] Artikel«. Möglicherweise begann hier Lasts langwieriger Abwendungsprozess vom Kommunismus. Als er 1936 mit André Gide die Sowjetunion bereiste, bewirkten die Reiseeindrücke eine weitere Distanzierung vom Kommunismus, doch erst 1938 trat er aus der Partei aus. Nach dem Krieg unterstützte er die holländische Schwulenbewegung und wurde Mitglied im COC. (Hekma 1997, S. 136)

Cordan scheint im Unterschied zu Last niemals Mitglied einer kommunistischen Partei gewesen zu

sein, und die unterschiedlichen politischen Standpunkte der beiden — Last als moskautreuer Doktrinär mit vorerst nur zaghafter Neigung zum Dissidententum und Cordan als heimatloser Linksradikaler — bilden wohl den Hintergrund zu Lasts Artikel und Cordans Gegenartikel. Im Unterschied zu Last vermeidet Cordan jeden expliziten Bezug auf bestimmte politische Standpunkte und erwähnt nur einmal die neue russische Gesetzgebung. »Man« versuchte in letzter Zeit wieder die staatlichen Machtmittel und die öffentliche Meinung gegen die Homosexualität zu mobilisieren, sagt Cordan und vermeidet, dieses »man« beim Namen zu nennen. Offensichtlich geht es ihm — vielleicht mehr als Jef Last — um die Homophobie im Westen, in Holland, in Frankreich. *Vor* der Ermordung Röhms, wir befinden uns im März 1934, war die Schwulenverfolgung in Nazideutschland vom Ausland her anscheinend noch nicht so deutlich erkennbar wie nach dem 30. Juli. Cordans Argumentation zur Verteidigung der Homosexuellen ist wenig einfallsreich und scheint dem propagandistischen Arsenal der Berliner *Gemeinschaft der Eigenen* entnommen zu sein. Was der *Gemeinschaft der Eigenen* immer vorgeworfen wurde, was sie aber nie so eindeutig behauptet hat, dass nämlich die Schwulen irgendwie bessere Menschen seien, mindestens aber begabtere Künstler, verkündet Cordan als »psychologisches Gesetz«: »Es scheint ein psychologisches Gesetz zu sein, dass nicht die Mittelmäßigkeit, sondern gerade die hervorragenden Typen dem eigenen Geschlecht zu neigen.« Solche Peinlichkeiten machen Cordans Plädoyer für die Homosexualität genauso wenig überzeugend wie Lasts Stalin-Glorifizierung. Man sieht, dass wir es bei den beiden Tunten, der Stalinistin und der freischwebenden Linksintellektuellen, mit zwei völlig ungeübten und ungelenken Dilettanten auf dem Gebiet des schwulen Emanzipationskampfes zu tun haben. Hinter ihrem erklärten Vorbild Klaus Mann mit seinem großartigen *Die Linke und das ›Laster‹* bleiben sie hoffnungslos zurück.

Der Artikel, den Cordan als Antwort auf die noch offenen Fragen zur Homosexualität für eine spätere Ausgabe von *Het Fundament* ankündigt, ist übrigens nie erschienen. Das Oktoberheft von 1935 behandelt das Thema »Sexuele Problemen«, und der darin enthaltene Aufsatz von Coenraad van Emde Boas »Het probleem der verdringing« enthält auch einige kritische Bemerkungen zum Homosexuellenstrafrecht in der Sowjetunion und in den Niederlanden. Von einer Weiterführung einer Diskussion zur Homosexuellenverfolgung und –emanzipation kann aber nicht die Rede sein. Den beteiligten Homos Cordan und Last scheint sehr schnell wieder die Lust abhanden gekommen zu sein, über die politische Dimension ihres Geschlechtslebens öffentlich zu reflektieren, und es sieht so aus, als ob sie damit dem damals aktuellen Trend folgten. Denn die beiden europäischen schwulen Berühmtheiten, André Gide und Klaus Mann, deren Vorbild Last und Cordan eigentlich nur imitierten, haben sich in den folgenden Jahren kaum noch zu Männersex und Männerpolitik geäußert. Ernsthaftere Reflexionen wie in Gides *Corydon* oder in Manns Linke&Laster-Artikel galten anscheinend nicht mehr als opportun und unterblieben deshalb weitgehend. Eigentlich ist es für Gide beschämend, dass er in seinem Sowjetunion-Buch gerade sieben Zeilen in einer Fußnote für angemessen hält: »Was aber soll man, vom marxistischen Standpunkt aus, denken über jenes vorangegangene Gesetz, das sich gegen die Homosexuellen richtet, sie den Kontra-Revolutionären gleichstellt (denn der Nicht-Konformismus wird verfolgt bis in die sexuellen Fragen hinein) und sie zu fünfjähriger Deportation verurteilt, mit Erneuerung der Strafe, falls sie durch die Verbannung nicht gebessert sein sollten — ?« (Gide, *Zurück aus Sowjetrussland*, Zürich 1937, S. 62) Gegen den Vorwurf, den Stalinisten nach Gides Sowjetkritik erhoben, er sei im Grunde doch nur ein päderastischer Faschist wie alle Feinde der Sowjetunion, hat sich Gide nie gewehrt und auch sein Freund Last und sein Mitarbeiter aus Pariser Tagen, Cordan, haben dieser dummen sowjetischen Homophobie nichts entgegengesetzt.

Dass sich das spannungsvolle Verhältnis zwischen Cordan und Last nach 1935 zu einer handfesten Feindschaft auswuchs, geht aus der bereits erwähnten Stelle in dem Brief Lasts an André Gide vom Heiligen Abend 1938 hervor, die hier in Übersetzung vollständig wiedergegeben wird:

»Lieber André [...] Ich habe noch einen anderen Grund, warum ich dir schreibe. 1937 stellte sich mir ein junger Deutscher vor, Herr Wolfgang Cordan. Er führte sich ein mit einem Buch *L'Allemagne sans masque*, Vorwort von André Gide. Ich verdächtigte ihn, ein Nazispion zu sein, und er begann eine regelrechte Verleumdungskampagne gegen mich. Ich zwang ihn, eine Erklärung zu unterschreiben, in der er zugab, mich verleumdet zu haben, und er reiste bald darauf nach Deutschland ab. Leider habe ich diese Erklärung verloren. Dieser Typ, der unter seinem richtigen Namen drei Jahre lang in Deutschland bei einer Nazifamilie gelebt hat, kommt schließlich nach Holland zurück und wird rätselhafterweise von den Stalinisten willkommen geheißen. Er ist in die Redaktion von *Fundament* aufgenommen worden, ein Blatt, dass in seiner letzten Ausgabe einen Brief von dir als Vorwort gebracht hat. (*Fundament* ist ein Periodikum der Linken, es gibt aber einige Stalinisten in der Redaktion, die sich dieses Blattes bemächtigen wollen.) Schon ist es ihnen gelungen, mich aus der Liste der Mitarbeiter zu streichen. Indem sie in die gleiche Ausgabe den Brief von dir drucken, wollen sie zeigen, dass wir beide nicht die gleiche Politik machen. Du wirst dich erinnern, dass ich dich fragte, ob du dieses Vorwort für sein Buch geschrieben hast. Du hast das mir gegenüber in Abrede gestellt. Ich bitte dich sehr, mir das schriftlich zu bestätigen, doppelt und so schnell wie möglich, dass dieses Vorwort

eine Fälschung ist und dass du Herrn Cordan nicht kennst. Du verstehst, wie sehr mich diese stalinistischen Drahtzieher anekeln, die sich, als Oppositionelle maskiert, zugleich deutscher Nazispione und deines Namens bedienen, um mich an der Mitarbeit an der nahezu einzigen Zeitschrift zu hindern, die mir noch offen steht. Ich umarme dich aus der Ferne und hoffe, dir geht es besser. Dein Freund Jef Last.« (nach Greshoff 1985, S. 76 f.)

Leider ist Gides Antwortbrief, wie der Herausgeber der Gide-Last-Korrespondenz Greshoff mitteilt, zum Teil verloren gegangen und enthält keine Antwort auf Lasts Fragen zu Cordan. Neben der überraschenden Mitteilung, dass sich Last und Cordan erst im Jahre 1937 persönlich begegnet sein sollen, ist natürlich Lasts Behauptung oder genauer: Lasts Verdacht, Cordan sei ein Nazispion (»espion nazi«) das Interessanteste an dieser Briefstelle. Der Verdacht ist dermaßen schwerwiegend, dass es völlig unverständlich bleibt, wenn Last keinerlei Beweise nennt. So wirken die Anschuldigungen gegen Cordan auf heutige Leser wie ein Symptom für den natürlichen Verfolgungswahn eines Stalinisten, der sich soeben in einen Antistalinisten verwandelt hat. Wenn er vorher überall Feinde der Sowjetunion und Verschwörer gegen ihren großen Führer Stalin entlarvte, so scheint dieses Muster der Realitätswahrnehmung jetzt, nach dem Abfall vom rechten Glauben, weiterhin zu wirken, nur dass es jetzt im Kampf gegen persönliche Feinde Lasts verwendet wird. Auch der Herausgeber der Briefe hält die Bezichtigung Cordans als Nazispion für nicht gerechtfertigt. (Vgl. Greshoff 1985, S. 170)

Es muss wohl als eine bedauerliche Entgleisung angesehen werden, wenn der schwule Literaturwissenschaftler Kröhnke neuerdings die alte Verdächtigung gegen Cordan wiederholt, dieser habe nicht gegen die Nazis gekämpft, sondern mit ihnen kollaboriert. Es seien »immer wieder Stimmen laut geworden, die Cordan der Kollaboration verdächtigten«, schreibt Kröhnke und lässt es selbstverständlich offen, ob die Stimmen, die er gehört hat, die Wahrheit sprachen. Er nennt auch keine Namen und gibt keine Gründe an. (Kröhnke 1995, S. 72) Es geht Kröhnke offensichtlich nicht um die Ermittlung der historischen Wahrheit, sondern bloß um eine diffuse Verunglimpfung des Dichters Cordan, den er nicht besonders zu mögen scheint.

5.

Jef Last: Eine Sünde wider das Blut[1]

Sünde wider das Blut lautete, in der Zeit der Weimarer Republik, der Titel von Dinters vielgelesenem pornografischen Hetzroman gegen die Juden. Während er eine scheußliche Karikatur des jüdischen Charakters und der jüdischen Mentalität entwarf, wurde die Ehe zwischen einem Juden und einem »arischen« Mädchen als die ärgste Sünde dargestellt, die man gegen die germanische Rasse begehen konnte. Später sollte der Pogrom-Anstifter Streicher das Märchen von den feinlichen Blutgruppen erfinden, die einander vernichten. Der *Stürmer* erreichte eine Auflage von 800.000 Exemplaren. In Handbüchern für die Volksschule wurde die Fabel vom »dunklen Gegenspieler« Juda verbreitet, der den arischen Lichtbringer zu vernichten suchte. Wo Einstein verbannt wurde, schwört man seitdem auf die »Weisen von Zion«!

Dies alles passt in das System, das einen Sündenbock nötig hat, um die Aufmerksamkeit von dem wirklichen Schuldigen, dem Kapitalismus, abzulenken.

Wo man, wie in Italien, keine Juden verfolgt, da sind die Freimaurer an allem schuld!

Im über die Judenverfolgungen entrüsteten Amerika brennen unterdessen lustig die Feuerchen unter den gelynchten Negern.

Nur der Marxismus hat, konsequenterweise, dieses Suchen nach Sündenböcken immer zurückgewiesen; er benennt die ökonomischen Ursachen des Elends und braucht keine Greuelmärchen oder düsteren Komplotte zu erfinden, sondern führt seinen Kampf im vollen Licht der modernen Wissenschaft. Desto sonderbarer erscheint es, wenn man, nach der in Deutschland erlittenen Niederlage, auch in marxistischen Kreisen die Neigung verspüren kann,

[1] Dieser Artikel erschien im 1935er Märzheft der Amsterdamer Monatsschrift *Het Fundament* unter dem Titel »Een zonde tegen het bloed«. Er wurde ebenso wie der folgende, den Cordan in der gleichen *Fundament*-Nummer publizierte, von Marita Keilson-Lauritz ins Deutsche übersetzt.

neben dem Kapitalismus einen eigenen Sündenbock zu finden, in diesem Falle: die Homosexuellen.

Wir haben uns mehrfach über die schändliche Leichtfertigkeit geärgert, mit der man nur allzu oft dazu übergeht, die Sowjetunion zu kritisieren. Bürgerliche Journalisten vergessen, dass sie aus einer Welt mit 30.000.0000 Arbeitslosen kommen; sie vergessen, dass, sogar in den Niederlanden, Kartoffelschalen gegessen werden und dass Dr. Heyermans ein Menu aus Schellfischköpfen empfiehlt. Sie vergessen die Familien, in denen oft eine Woche lang kein warmes Essen auf den Tisch kommt und wo man abends, in Ermanglung der Münze für die Gasbeleuchtung, im Dunklen sitzt. Sie vergessen den Untergang einer Jugend, die noch niemals gearbeitet hat, vergessen die geschlossenen Fabriken, die aus dem Verkehr gezogenen Schiffe, die stillgelegten Bahnlinien. Sie sehen nicht, dass allein schon die alles überschattende Tatsache, dass die Sowjetunion keine Arbeitslosen kennt, die unglaubliche Überlegenheit der sozialistischen Produktionsweise gegenüber der kapitalistischen beweist. Im selben Jahr, in dem das industriell zurückgebliebene Russland auf dem Gebiet der Metallproduktion sogar die Vereinigten Staaten überflügelte, sehen sie nicht diesen unwahrscheinliche Sieg, sondern bemängeln überfüllte Straßenbahnen, schlechte Bedienung in einem Hotel, die Unzufriedenheit des einen oder anderen Ingenieurs oder die unregelmäßige Postzustellung. Die Abschaffung der Brotrationierung beweist, wie an der letzten, entscheidenden Front, der Lebensmittelversorgung, der endgültige Sieg erstritten ist. Eine Revolution, die tiefer reicht als die von 1918, hat sich auf dem Lande vollzogen, mit der Kollektivierung des Bodenbesitzes hat man die gefährliche Stromschnelle passiert, die die Französische Revolution hat stranden lassen.

Gewerkschaftsführer jedoch, die selbst ihre Organisation in den Untergang führten und gegenwärtig wie Ratten das sinkende Schiff verlassen, fühlen sich gerufen, den klugen Zuschauer zu spielen und davor zu warnen, dass das Schiff unter Kapitän Stalin die falsche Route fährt. Sie wollen nicht sehen, welche unsäglichen Stürme und gefährlichen Untiefen dieses Schiff dank der unwahrscheinlichen Opfer seiner Bemannung und der Steuerkunst seiner Führer erfolgreich durchgestanden und passiert hat — dieweil sie selbst hoffnungslos strandeten.

Der wahrhaft unglaubliche Anstieg des kulturellen Niveaus der Massen, der anlässlich des Kongresses der Autoren nochmals zum Ausdruck kam, lässt sich genauso wenig leugnen wie die Erfolge in Technik, Wissenschaft und Kunst. Die Friedenspolitik der Sowjetunion und ihr segensreicher Einfluss müssen selbst von den erbittertsten Gegnern anerkannt werden. Aber der erste beste Student, der nie in seinem Leben zugunsten der revolutionären Idee ein Butterbrot weniger gegessen hat, spricht über alle, die für diesen Aufbau Hunger litten und ihr Blut gaben, abfällig als über »Stalins Lakaien«.

So muss denn jeder, der ein offenes Auge dafür hat, wie Gewaltiges in Russland zustande gebracht wurde, jeder, der begreift wieviel mehr Wert die Erfolge des Sozialismus dort als Zukunftsperspektive für unsere Arbeiterklasse haben als die düsteren Prophezeiungen von lauter Niederlagen durch de Kadt, oder als der trotzkistische Defaitismus, der den Arbeiter lehrt, dass selbst eine gelungene Revolution ihm nicht weiterhilft, solange sie nicht auf der ganzen Erde gleichzeitig den Sozialismus bringt; jeder also, der in Bezug auf die Sowjetunion einen grundsätzlich positiven Standpunkt einnimmt, wird mit seiner Kritik außerordentlich vorsichtig werden. Das Beispiel Trotzky lehrt, wie jede Kritik durch den Klassenfeind direkt als willkommene Waffe benutzt wird. Die Weise, wie sozialdemokratische und bürgerliche Blätter darauf aus sind, uns als Kronzeugen gegen den proletarischen Staat zu gebrauchen, ruft nur zu sehr die Warnung des englischen Untersuchungsrichters in Erinnerung: Jedes Wort, dass Sie sagen, kann gegen Sie verwendet werden.

Demgegenüber ist das Fehlen jeder Kritik in den der Sowjetunion gegenüber positiv eingestellten Blättern als Reaktion auf die Lasterkampagne van Ds. Krop cum suis vollkommen erklärlich, was noch nicht sagen will, dass es in allen Fällen auch wünschenswert ist. Es birgt die Gefahr, dass man sich in der Sowjetunion selbst ein falsches Bild von der Meinung im Westen macht, während diese Meinung doch, auch für die Verteidigung der Sowjetunion, von höchster Wichtigkeit ist. Um wenigstens ein kleines Beispiel zu nennen: Während des Kongresses der Sowjet-Autoren merkte ich mehrfach, wie erstaunt man in offiziellen Kreisen über die so gut wie einstimmige Ablehnung der ausländischen Künstler hinsichtlich des Planes für den Sowjetpalast war. Von der Verwunderung und dem Widerstand, die dieses neoklassizistische Projekt auch unter den durchaus mit der Sowjetunion sympathisierenden Künstlern geweckt hat, war kaum etwas bis in die Sowjetunion selbst durchgedrungen.

Wenn es eine Sache gibt, die auch unter den Intellektuellen und vor allem bei der Jugend Sympathie für die Sowjetunion geweckt hat, dann ist es zweifellos die radikale Revolution, die das neue Regime hinsichtlich des christlichen Dogmatismus in Sachen Sexualmoral durchgeführt hat. Die gesunde, mit den neuesten Resultaten der Wissenschaft übereinstimmende Weise, wie man das Sexualproblem von der ökonomischen und sozialen Seite angeht, die Befreiung vom Gefühl des Sündigen hinsichtlich des Natürlichen und die Freiheit, die dem Menschen hinsichtlich seines persönlichen Liebeslebens geschenkt wird, zählen wir zu den positiven historischen Errungenschaften der Menschheit. Desto abträglicher ist der Eindruck, dass gerade auf diesem Gebiet das neue Gesetz gegen die Päderastie uns zu den beschränkten und ärgerlichsten Vorurteilen einer bürgerlichen Vergangenheit zurückzuführen scheint. Das Gesetz gegen die Päderastie, das in seiner Schärfe die der konservativsten und frömm-

sten Länder in den Schatten stellt, bringt nicht nur als unvermeidliche Folge Erpressung, Heuchelei, Neurasthenie und Selbstmord mit sich, es ist nicht nur absolut unvereinbar mit den Erkenntnissen der modernen Sexualwissenschaft, sondern es bedeutet als solches eine Sünde gegen das Blut der kommunistischen Moral, die der Kommunismus als Weg zur Befreiung der Individuen fordert. Es befindet sich in absolutem Gegensatz zu der Tradition unserer Partei, die sich, in Deutschland und anderswo, immer mit äußerster Kraft gegen die berüchtigten Paragraphen gewendet hat und in der vordersten Frontlinie stand, wo es galt, durch ihre Broschüren eine bessere und richtigere Einsicht in diese Frage zu fördern.

Wie wissen nicht, was die Motive für die Einführung dieses Gesetzes in Russland sind. Wir wissen nicht, wie sie sich reimt mit der Ehre, die man gleichzeitig einer so großen Gestalt wie André Gide erweist, der doch in seinem *Corydon* mutig die Rechte der Homosexuellen auf ihre eigene Artung verteidigt hat. Was wir wohl wissen, ist, dass es nur katastrophal sein kann, wenn sich diese Ansicht auch im Westen verbreiten sollte, wenn Gestalten wie Gide Gefahr liefen, in ein moralisches Sibirien verbannt zu werden, und wenn der Marxismus statt mit dem Kampf gegen den Faschismus sich mit sexueller Treibjagd unter den eigenen Anhängern abgäbe — nach den moralischen Maßstäben eines Dorfpfarrers aus Drenthe. Die Weise, wie man faschistische Gegner (mit den selben Argumenten, die Goebbels und Hitler nach der Bartholomäusnacht gebrauchten) oft eher sexuell als politisch zu bekämpfen sucht, beweist, dass diese Gefahr durchaus vorhanden ist. Die Briefe, die ich anlässlich meiner *Zuidersee*, oft von unerwarteter Seite, erhielt, haben mir nochmals gezeigt, dass die Homosexualität auch unter wertvollen Individuen viel verbreiteter ist, als man gemeinhin annimmt, und wie unhaltbar die Vorstellung der Homosexualität als einer Perversion ist. Zugleich haben sie mir gezeigt, welch unendliches Leid die Homosexualität unter der heute herrschenden christlich-bürgerlichen Moral mit sich bringt. Auf diesem Gebiet hat der Kommunismus als Befreier und nicht als Ermittlungsrichter seine Aufgabe für die Menschheit zu erfüllen.

Der mutige Artikel in den *Internationalen Heften*, aus der Feder eines so erbitterten Streiters gegen den Faschismus wie des deutschen Schriftstellers Klaus Mann (»Die Linke und das Laster«), erlegt allen, die in dieser Frage hellsichtig sind, eine Verpflichtung auf: die Verpflichtung, sich nicht aus Angst vor Kritik davon zurückhalten zu lassen, auch auf dem Gebiet der Sexualmoral für eine bessere, kommunistische Welt weiterzukämpfen.

6.

Wolfgang Cordan: Sündige Kultur oder Kultur der Sünde

Jef Lasts Artikel hat den Nachteil, dass er Rechte für die Homosexuellen einklagt, aber nicht begründet. Darum wird er prinzipielle Gegner nicht überzeugen. Das Problem der Homosexualität ist so kompliziert und gleichzeitig ein so fruchtbares Gebiet für die Psychologie, dass ein eigener Artikel angebracht ist — nun das Thema schon einmal berührt ist. Er wird in einer dem Sexualproblem gewidmeten Nummer enthalten sein, die momentan vorbereitet wird. Weil aber über diesem ganzen Gebiet eine schwüle Wolke hängt, die ebensosehr den schädlichen Rehabilitierungsversuchen Unbefugter als den Machenschaften der Pseudowissenschaft zu verdanken ist, sollen hier bereits einige ergänzende Bemerkungen stehen.

Man versucht in letzter Zeit wieder in verstärktem Maß die staatlichen Machtmittel und die öffentliche Meinung gegen die Homosexualität zu mobilisieren. Demgegenüber ist es jedenfalls notwendig folgendes festzustellen:

1. Die Verachtung der Homosexualität ist erst ein Produkt der christlichen Moral. Auch in dieser war sie ursprünglich nicht angelegt und ist erst in sie aufgenommen worden, nachdem der Bonvivant Antonius von allen Kontakten mit teuren Kameraden genug hatte und seine — erklärliche — Selbstverachtung anschließend in Moralpredigten abreagierte. Diese Moralpredigten hat man kanonisiert, ihn selbst zum Heiligen gemacht.

2. Nietzsche sagt: »Das Christentum gab dem Eros Gift zu trinken. Er starb zwar nicht daran, aber entartete, zur Sünde.« Es zeugt darum von der grenzenlosen Oberflächlichkeit der »historischen Materialisten«, dass sie die Niveaulosigkeit und Schmierigkeit, in der sich das homosexuelle Leben der europäischen Hauptstädte abspielt, als Argument gebrauchen. Die Schmierigkeit hat man erst selbst verursacht. Spielt man etwa auch die Prostitution gegen die heterosexuelle Liebe aus?

3. Auch die zweifellos zum Teil weichliche und rührselige homosexuelle Literatur ist kein Argument. In ihrem moralischen Ghetto war es unvermeidlich, dass die Homosexuellen degenerierte Züge aufweisen. Homosexualität ist nicht identisch

mit Weiblichkeit. Es gibt Gegenbeispiele. Durch alle Zeiten: auch heute. Gegenüber der degenerierten Literatur steht die Literatur von Homosexuellen; und das ist, wie man sogleich sehen wird, ein Teil der Weltliteratur.

4. Wir nennen nun nicht die unvermeidlichen Namen Sophokles, Pindar, Sokrates, Plato, Petronius, die immerhin die Ausrede ermöglichen, die Genannten hätten in einer anderen Welt gelebt. Wir leben in der westlichen Kultur und Sie verehren deren große Vertreter? Dann sei Ihnen doch die Lektüre von Goethes Römischen Elegien und bestimmter Stellen des West-östlichen Divan empfohlen! Goethe immerhin gilt nicht nur als ein großer Frauenfreund, sondern vor allem als einer der wirklich Großen und Weisen. Gerade darum war ihm die Wertschätzung des Mannes nicht fremd. Wohl blieben es bei ihm flüchtige Episoden, aber er akzeptierte es als etwas Selbstverständliches.

Die absoluten Typen? Halten Sie sich fest!

a. Lesen Sie die Sonette von Shakespeare.

b. Sie bewundern sicherlich die Mona Lisa des Leonardo da Vinci? Nun: Leonardo musste wegen seiner »perversen« Leidenschaften nach Avignon emigrieren!

c. Sie stehen überwältigt vor den Gemälden der Sixtinischen Kapelle und der Architektur des Petersdomes? Lesen Sie dann die Biographie von Romain Rolland über Michelangelo und Sie werden sich wundern, aus welcher Welt all die Adams, Davids usw. stammen. Auch gibt es etwa 500 Sonette, die Ihnen »das Schamrot auf die Wangen« treiben werden. Allein auf den Tod des jungen Cecchino schrieb er 48 ...

d. Bezüglich der Literatur, bei der man sehr bald ins Uferlose gerät, will ich nur darauf hinweisen, dass die französische Dichtung in Verlaine-Rimbaud jedenfalls ihren Höhepunkt erreichte; die deutsche im Kreis von Stefan George; dass der einzige große Dichter, den Amerika hervorgebracht hat, Walt Whitman hieß; dass der psychologische Roman in André Gide gipfelt. Was Holland betrifft, wollen wir lieber schweigen, da hier bereits das Aussprechen des Namens Jacob Israël de Haans ein scandalo publico ist.

e. Wie die letzten großen Philosophen, die der Erkenntnis noch etwas Wesentliches hinzuzufügen hatten, Schopenhauer und Nietzsche, zur Frau standen, dürfte hinreichend bekannt sein.

Das alles sind also Kranke, Degenerierte, Verächtliche, die man nicht nur wie Oscar Wilde für zwei Jahre ins Zuchthaus schicken muss, sondern der neuen russischen Gesetzgebung zufolge für bis zu acht Jahre.

Es scheint ein psychologisches Gesetz zu sein, dass nicht die Mittelmäßigkeit, sondern gerade die hervorragenden Typen dem eigenen Geschlecht zuneigen. Hiermit kommen wir auf eines der entscheidendsten und fruchtbarsten Gebiete der Tiefenpsychologie. Hier muss die Forschung beginnen. Im Augenblick waren nur die Tatsachen festzuhalten.

Demjenigen, dem Kultur ein entscheidender Inhalt seines Lebens ist, dem ein Gedicht von Stefan George ein umwälzendes Erlebnis sein kann, der wird auch die Welt verstehen und erkennen, aus der es geboren wurde. Und er soll dessen Rechte leidenschaftlich verteidigen, auch wenn er sich damit zugleich für eine Reihe kleiner Schmutzfinken einsetzt.

Dass die Homosexualität ebenso wie die Heterosexualität kulturschaffend ist, ist durch das oben Gesagte hinreichend bewiesen. Wie man sich gegen die Niederträchtigkeit verteidigt — auch das gehört zum Thema des angekündigten Artikels.

Nur weil es Menschen gibt, die noch nichts von Freud gehört haben, sei zum Schluss noch ein Argument widerlegt: dass ein Kunstwerk Gott sei Dank nichts mit den privaten Neigungen seines Schöpfers zu tun habe. Michelangelo hat die klassische Antwort in einem Brief an Thomaso Cavalieri gegeben, bei dem er ein — spätes — Glück fand: »Ich bin der Mond, den man am Himmel nicht sieht, wenn die Sonne ihn nicht bescheint!«

Es gehört zum guten Ton, auf einen jeden, der in dieser Angelegenheit seine Stimme erhebt, mit dem Finger zu zeigen: Aha, er spricht pro domo. Wer sich ernsthaft in diese Fragen vertieft hat, lacht darüber und überlässt dunkle Vermutungen gerne der unbefriedigten Phantasie der Moralphilister. Sollen sie's an ihren Fingern abzählen: homo, bi, tri, ... Ca me met égal.

Es geht um Tatsachen. Die sind aufgezeigt. Wir werden versuchen, sie auch zu erklären.

7.

Wolfgang Cordan: »In der tat bekenne ich mich offen zu jener ›liebe die sich freundschaft nennt‹« Brief an Adriaan Roland Holst, 4. Juli 1940[1]

Amsterdam 4-7-40

Bester Roland Holst,

gestern habe ich Ihnen also eine abschrift der PASSANE[2] zugehen lassen. Ich hoffe dass die verse sich beim lesen nicht minder stark erweisen als beim vorlesen. Es wird jedoch wünschlich sein, dass Ihnen F. ein exemplar des MUSCHELHORN[3] gibt, vor dem als hintergrund die neuen verse noch einen besonderen akzent erhalten.

Es muss mir bei dieser gelegenheit noch ein besonderer hinweis vom herzen. Wiewohl ich erst dreimal mit Ihnen zusammen war, glaube ich doch ein offenes wort sprechen zu müssen, denn man zählt doch wohl den wert einer begegnung nicht nach der äusseren zeitdauer sondern nach deren tiefe. Und so will ich lieber Ihr freundschaftliches interesse aufs spiel setzen, als in einem für mich zentralen punkt eine unklarheit zu lassen.

Ich bemerkte Ihr zaudern und Ihr erstaunen als ich Ihnen die anagramme und akrosticha der passane verriet. Ich hätte — ohne beisein von F. — daran angeknüpft.

In der tat bekenne ich mich offen zu jener "liebe die sich freundschaft nennt" (Verwey), jedoch nicht in dem sinne in dem sie gemeinhin praktiziert wird und mit einem unangenehm klingenden namen belegt wird. Ich sehe es als die seltene einmalige möglichkeit innigsten kontaktes zwischen männern annähernd gleicher alters- und geistesstufe, ein blitz der alle widerstände schmilzt und zwei naturen zu völliger kongruenz führt. Das erotische wird dabei eine sehr untergeordnete rolle spielen — oft gänzliche askese walten.[4] Das alles sagt ja doch Sokrates unübertrefflich im "Symposion".

Ich betrachte diese möglichkeit als einen der grossen glücksfälle der natur. Mich selbst hat diese erfahrung in meinem äusserlich verwüsteten leben voller krisen und depressionen bisher absolut gerettet. Die frau dagegen kann nur den rausch des momentanen vergessens geben — die ernüchterung folgt alsbald. In der freundschaft herrscht dauer, klarheit und gewissenhaftigkeit.

So bedeutet die verflechtung der anagramme etc. in dem kleinen zyklus kein ästhetisches oder "verliebtes" spiel sondern einen ernsten und tiefen dank.

Schon die bibel sagt: "der geist ist willig aber das fleisch ist schwach." Ich hätte diese wochen selbst unter zuhilfenahme aller nietzscheschen heroismen ohne menschliche nähe und rat nicht überstanden, mein körper hätte versagt.

---

[1] Den folgenden Brief, ein in der damaligen Zeit rares schriftliches Bekenntnis eines Mannes zur Männerliebe, fand ich im Nachlass des Dichters Adriaan Roland Holst im *Nederlands Letterkundig Museum* in Den Haag, als ich dort nach Lebensspuren Wolfgang Cordans suchte. Im Mai 1940 hatte Nazideutschland die Niederlande erobert und besetzt. Kurz danach kam es, offensichtlich in Amsterdam, zu einer ersten Begegnung der beiden Dichter, aus der sich eine herzliche Freundschaft und enge Zusammenarbeit im Widerstand gegen die deutschen Besatzer entwickelte. Roland Holst (1888-1976) gilt als einer der bedeutendsten Schriftsteller in der niederländischen Widerstandsbewegung.

[2] Ein Wort, das Cordan erfunden hat, um eine gleichfalls von ihm erfundene elfzeilige Versform zu benennen. (Vgl. Kluncker und Bock 1982, S. 23 f.)

[3] Es handelt sich anscheinend um eine Abschrift von Cordans Gedichtsammlung *Das Muschelhorn*, die im folgenden Jahr 1941 in Amsterdam im Druck erschien.

[4] Dreimal beteuert Cordan in seinem Bekenntnisbrief, dass er irgendwie anders als die andern Schwulen ist, und es wird nicht besonders deutlich, worin dieses Anderssein besteht. Das »Erotische« soll dabei nur eine untergeordnete Rolle spielen und manchmal ganz abwesend sein, wenn »gänzliche Askese« waltet. Der Vergleich seiner Männerliebe mit der zu den Frauen (»Die Frau dagegen kann nur den Rausch des momentanen Vergessens geben«) trägt ebenso wenig zur Verdeutlichung bei wie der Vergleich mit anderen Schwulen — verdorbene Knaben und abgelebte Roués in verrufenen Kneipen —, von denen er sich »sternenweit« entfernt fühlt. Zugleich muss er jedoch beteuern, dass seine Liebe zu Männern weder verwerflich noch krank ist, was aber nur dann einen Sinn ergibt, wenn diese Liebe eben doch mehr mit Geschlechtsliebe als mit Freundesliebe zu tun hat. Insgesamt scheint es sich doch nur um eine zeittypische Spielart der von einem beträchtlichen Maß an Selbsthass entstellten »Homophilie« zu handeln. Leider ist nicht entscheidbar, ob diese Selbstdarstellung Cordans Lebenswirklichkeit entspricht, oder ob er verlogene Schönfärberei betreibt und doch nur ein normaler Schwuler ist wie jene verdorbenen Knaben und abgelebten Roués.

Auch sind vor allem die Passane V, VI, VII, X recht eigentlich das resultat von langen und tiefen gesprächen, in denen der anteil des einen oder des anderen an der schliesslichen klärung schwer zu bestimmen ist. Hier habe ich wirklich nur mit der geübteren hand gebildet was ein anderer fand.

Gibt es denn eine beglückendere und reichere form menschlichen kontaktes als eine, die solche früchte abwirft? Und das soll verwerflich, kränk und ich weiss nicht was alles sein? Ich schöpfe aus dieser bindung kraft und gesundheit, heiterkeit der seele und gesunden schlaf. Was in verrufenen kneipen von verdorbenen knaben und abgelebten roués praktiziert wird, ist hiervon sternenweit entfernt — schliesslich gibt es auch bordelle.

Lesen Sie nun das MUSCHELHORN das trotz aller schrecken singt und klingt und von einer attischen luft und sonne erfüllt ist, zu der ich wiederum allein nie gefunden hätte. Technisch gesprochen werden Sie sicher mit vergnügen entdecken, dass in den ersten gesängen, wo ich noch nach der form suche, die monatelange beschäftigung mit "EEN WINTER AAN ZEE" — ich schrieb die arbeit unmittelbar nach beendigung der übersetzung — deutlich zu spüren ist. Eine guitare tönt durch das ganze, denn wenn jener TREVE alle bezirke des denkens mit mir durchwandert hat, ruft er die alten französischen, spanischen und dunklen englischen balladen herbei, die er in gleicher meisterschaft beherrscht.

Bin ich zu offen gewesen? Dann vergeben Sie mir. Aber ich war in den gesprächen mit Ihnen zu einem punkt gekommen, wo ich undeutlichkeiten nicht vertrug. Wenn Sie mich verstehen und keinen abscheu vor mir bekommen haben, senden Sie mir dann ein wort. Ein brief mit Ihrem absender direkt an Mevr. A. Bosdriesz, Lomanstr. 60 gerichtet, wird mich immer erreichen.

Und lassen Sie mich schliessen mit dem ende eines sonettes, in dem ich selbst von diesem themenkreis abschied nahm:

... Seit du kamst bin ich erwacht
Aus dem dunkel habe ich mich aufgesungen
Durch dein da-sein ward mein lied zur macht

Mit dir steig ich über alle niederungen
Und wenn mir das rechte wort gelungen
Wisse dass wir beide es vollbracht.

Ihr

Wolfgang C.

Cordan-Literatur

Argo, Jack: Vom unmittelbaren Dasein gekostet. Wolfgang Cordan, Tage mit Antonio, in: *Der Kreis*, 26, 1954, Nr. 11, S. 8.

Back, Cor de: Die Zeitschrift *Het Fundament* und die deutsche Exilliteratur, in: *Amsterdamer Beiträge zur neueren Germanistik*, 6, 1977, S. 183-213.

Bock, Claus Victor: Untergetaucht unter Freunden. Ein Bericht. Amsterdam 1942-1945. Amsterdam 1985.

Bruce, Robert D.: Zur Authentizität von Wolfgang Cordans *Geheimnis im Urwald*, in: Authentizität und Betrug in der Ethnologie. Hrsg. von Hans Peter Duerr. Frankfurt 1990, S. 153-180.

Dreimüller, Camillo: Wie man ein Thema verschleiert. Wolfgang Cordan und seine heimlichen Freundschaften, in: *Torso*, August 1983, S. 53.

En Memoria de Wolfgang Cordan. Datos biograficos y ultima monografia del creator del sistema Merida de desciframiento de la escritura Maya. Mérida, Yucatán, México 1966.

Greshoff, C.J. (Hrsg.): André Gide, Jef Last, Correspondance 1934-1950. Lyon 1985.

Hekma, Gert: Nederlandsch Wetenschappelijk Humanitair Komitee, in: *Goodbye to Berlin? 100 Jahre Schwulenbewegung*, Berlin 1997, S. 135-137.

Jäckel, Hartmut: Wolfgang Cordan. Ein großer Forscher? Ein großer Mensch! in: *Die Zeit*, 25. Feb. 1966, S. 25.

Kluncker, Karlhans und Claus Victor Bock: Wolfgang Cordan 3.VI.1909-29.I.1966, in: Wolfgang Cordan: Jahre der Freundschaft, Gedichte aus dem Exil. 2. Aufl. Amsterdam 1982, S. 5-37.

Kröhnke, Karl: »Ein Hellene, der sich unter den Skythen wohlfühlt«, Wolfgang Cordan, in: *Forum Homosexualität und Literatur*, 24, 1995, S. 61-74.

[**Martin**, Claude:] Le mystère Cordan, in: Bulletin des Amis d'André Gide, 11, 1983, S. 583-584.

[**Meier**, Karl:] Wolfgang Cordan zum Gedächtnis, in: Der Kreis, 34, 1966, Nr. 3, S. 15.

Siebert, Werner und Gertrud Siebert: Wolfgang Cordan Werkverzeichnis, in: Wolfgang Cordan: Jahre der Freundschaft, Gedichte aus dem Exil. 2. Aufl. Amsterdam 1982, S. 141-162.

Terwal: Der bedeutende Maya-Forscher Wolfgang Cordan, in: Der Kreis, 34, 1966, Nr. 3, S. 15.

Hans Peter Obermayer

Zur Methodendiskussion in der schwulen Geschichtsforschung

Der folgende Text ist die leicht überarbeitete Neufassung des Einleitungskapitels einer Dissertation, die in diesem Frühjahr im Buchhandel erschienen ist:
Hans Peter Obermayer, Martial und der Diskurs über männliche »Homosexualität« in der Literatur der frühen Kaiserzeit, Gunter Narr Verlag Tübingen 1998, XIV, 378 Seiten. (= Classica Monacensia, Band 18)

1.

Selten hat ein Philosoph mit einer Veröffentlichung im Kulturbetrieb derartiges Aufsehen erregt wie der Professor für Geschichte der Denksysteme (Histoire de la Mentalité) am Collège de France, Michel Foucault, mit seiner *Histoire de la sexualité*, deren erster Band vor nunmehr zwanzig Jahren erschien[1]. Vor allem die unter dramatischen Umständen erfolgte Publikation der lang erwarteten Folgebände[2] im Juni 1984, wenige Wochen, bevor Foucault an den Folgen von Aids in der Klinik starb[3], haben sowohl den Verfasser als auch sein letztes Werk mit einer gleichsam mythischen Aura umgeben[4]. Die Weigerung der Familie, den nicht schlußredigierten vierten Band, *Les Aveux de la chair* (*Die Geständnisse des Fleisches*), der die Frühzeit des Christentums behandelt, erscheinen zu lassen, tat ein Übriges[5].

Das Spätwerk »Saint Foucaults«[6], das in den USA nach Erscheinen der englischen Übersetzung 1986 eine ungeheure Resonanz erfuhr, formuliert insbesondere im theoretisch ausgerichteten ersten Band einen Paradigmenwechsel in der Analyse der Geschlechterverhältnisse: Er stellt die Repressionshypothese in Frage, derzufolge in der Gegenwart, bloß weil wir ständig die Unterdrückung des Sexes mit »feierlichem Ernst« im Munde führen[7], ein freieres Verhältnis zur ›Sexualität‹ bestehe als z.B. in viktorianischer Zeit. Foucault bestreitet insbesondere eine Vergleichbarkeit verschiedener historischer Epochen unter dem Paradigma ›Sexualität‹ – ›Homosexualität‹. Beides seien jüngere, erst im letzten Jahrhundert entwickelte Dispositive[8], die, anders als in vorangegangenen Perioden, nicht einzelne sexuelle Handlungen beschreiben, sondern eine Person ihrem Wesen nach auf der Grundlage ihres sexuellen Verhaltens charakterisieren und ihre Identität festlegen[9]. Jede historische Epoche konstruiere sich aufs neue eigene, besondere Spielregeln für sexuelle Handlungen, mit spezifischen Verboten und

---

[1] Foucault 1977b.

[2] Foucault 1986a; Foucault 1986b.

[3] Vgl. Eribon 1991, 470–477; Miller 1993, 13–36; Guibert 1991, 32–35, 90–104.

[4] Vor dem Hintergrund der HIV–Infektion Foucaults gewinnt die Titelfolge *Der Gebrauch der Lüste* und *Die Sorge um sich* in tragikomischem Sinne eine allegorische Dimension, die vom Verfasser vielleicht sogar beabsichtigt war. So soll er (alias »Muzil«) gegenüber seinem Vertrauten Hervé Guibert mit einem Lachanfall reagiert haben, als er erstmals von der Krankheit erfuhr: »Ein Krebs, der ausschließlich Homosexuelle trifft, nein, das wäre zu schön, um wahr zu sein, das ist zum Totlachen!« (Guibert 1991, 19).

[5] Eine frühe Fassung dieses Bandes lag schon seit 1980 vor (vgl. Eribon 1991, 458; Guibert 1991, 33 ff.); ein Teilabdruck davon in: Ariès, Béjin 1984, 25–39.

[6] So der Titel der Monographie von Halperin (1995).

[7] Foucault 1977b, 15: »Wenn der Sex unterdrückt wird, [...] so hat schon die einfache Tatsache, vom Sex und seiner Unterdrückung zu sprechen, etwas von einer entschlossenen Überschreitung.« 16: »Ein Hauch von Revolte, vom Versprechen der Freiheit und vom nahen Zeitalter eines anderen Gesetzes schwingt mit im Diskurs über die Unterdrückung des Sexes [...] Der gute Sex ist nahe.«

[8] Die Begriffe »homosexual« bzw. der »Homosexuale« wurden erstmals von dem deutsch-ungarischen Schriftsteller und Übersetzer Karl Maria Kertbeny 1869 in zwei Pamphleten als Alternativbegriffe zu Karl Heinrich Ulrichs' »Uminge« geprägt; 1892 wurden sie ins Englische eingeführt von dem Übersetzer von Krafft–Ebings *Psychopathia sexualis*, Charles Gilbert Chaddock (»homosexuality«); vgl. Herzer 1985; von Wangenheim 1990, 15; Halperin 1990, 15, 155, A. 2; Hoheisel 1994, 290f. Zum Terminus »Dispositiv« vgl. Tiedemann 1996, 45: »ein historisch gewachsenes, im 19. Jahrhundert auftretendes Konstrukt, das es erlaubte, Individuen zu normieren und zu disziplinieren.« In der englischen Übersetzung wurde Foucaults Kernbegriff »dispositif« mit »historical construct« wiedergegeben. Hat hier Robert Hurleys interpretierendes Übersetzen (vgl. Dannecker 1994, 45) die Konstruktivismus–Debatte erst so richtig angefacht? R. J. Hexter weist in seiner Rezension zu Winkler 1990 und Halperin 1990 (in: Helios 18.2, 1991, 158) auf den gravierenden Bedeutungsunterschied hin: »*Dispositif*, coming from *disponere*, suggests the distribution and (re)arrangement of materials already existing. While ›construction‹ in no ways implies a creation ex nihilo, it nonetheless connotes a considerably more distant and independent relation to preexisting materials and arrangements.«

[9] Foucault 1977b, 58: »Die Sodomie [...] war ein Typ von verbotener Handlung, deren Urheber nur als ihr Rechtssubjekt in Betracht kam. Der Homosexuelle des 19. Jahrhunderts ist zu einer Persönlichkeit geworden, die über eine Vergangenheit und eine Kindheit verfügt, einen Charakter, eine Lebensform, und die schließlich eine Morphologie mit indiskreter Anatomie [...] besitzt. Nichts von alledem, was er ist, entrinnt seiner Sexualität. [...] Der Sodomit war ein Gestrauchelter, der Homosexuelle ist eine Spezies.«

Lizenzen. Es gebe kein ›natürliches‹, ›normales‹ quasi angeborenes Sexualverhalten des Menschen (mit den logisch dazugehörigen Oppositionen unnatürlich, anormal=pervers), das eine historisierend affirmative Argumentation nach dem Muster »Das war schon immer bzw. noch nie so!« ermögliche.

Hinter dieser Haltung verbirgt sich eine unverkennbar apologetische Tendenz, denn jede Ideologie, die sich ›konstruiert‹, läßt sich historisch–gesellschaftlich wieder verändern, de(kon)struieren. Diese Freiheit bliebe dem diskriminierten Homosexuellen verwehrt, wenn es ein unverrückbares, ›natürliches‹ und dadurch ›richtiges‹ Sexualverhalten gäbe.

Foucaults Thesen wurden innerhalb der Altertumswissenschaft von den *New Historicists* John J. Winkler, David M. Halperin und Froma I. Zeitlin mit Begeisterung aufgenommen und in richtungsweisenden Publikationen erprobt und vertieft[10]. Doch nicht alle Philologen und Historiker, welche die neuen französischen Theorien rezipierten, ließen sich von der »Foucault–mania« hinreißen. Ein namhafter Gegner war John Boswell, wie Halperin und Winkler ein politisch offensiver ›gay scientist‹. Er hatte bereits 1980 im Rahmen des »post–Stonewall gay liberation movement« eine ›gay history‹ unter dem Titel *Christianity, Social Tolerance, and Homosexuality* (Chicago 1980) veröffentlicht und den Nachweis zu führen versucht, dass die Haltung der Gesellschaft in früheren historischen Epochen, speziell im römischen Kaiserreich und in der christianisierten westlichen Welt bis ca. 1300, gegenüber »gay people« erstaunlich liberal war.[11] Er bestand weiterhin auf der Prämisse, dass männliche Homosexualität eine anthropologische, transhistorische Grundkonstante sei[12].

Das trug ihm nicht nur scharfe Kritik von seiten kirchlicher Kreise und der gay community ein, denen aus unterschiedlichen ideologischen Motiven seine Neubewertung des Christentums zu weit ging[13], sondern setzte ihn seit Mitte der achtziger Jahre in schärfste Opposition zu den ›Konstruktivisten‹.[14]

Im sogenannten Konstruktivismus-Essentialismus-Streit, der über Jahre hin öffentlich – auf Tagungen oder in Interviews – und phasenweise erbittert ausgetragen wurde, debattierten die Kontrahenten ihre Positionen immer wieder aufs neue[15]: Gab es durch alle Zeiten hindurch ein etwa gleichgeartetes sexuelles Grundempfinden und Begehren, das es erlaubt, unsere heutigen Begriffe und Spielarten von Homosexualität mit den gleichgeschlechtlichen Praktiken der griechisch–römischen Antike gleichzusetzen? Oder bestehen nicht vielmehr zwischen den Wertungen, Zusammensetzungen und Praktiken der Epochen so fundamentale Unterschiede, dass die heutige ›Homosexualität‹ sich mitnichten im kaiserzeitlichen Rom wiederfinden läßt und dass das Sexualverhalten der Antike nicht mit neuzeitlichen Kategorien gemessen werden kann?[16]

Mit dem Erscheinen von Halperins *One Hundred Years of Homosexuality* und dem Gemeinschaftswerk *Before Sexuality* von Halperin, Winkler und Zeitlin dürfte die Debatte ihren Schlußpunkt gefunden haben[17]. In neueren Arbeiten herrscht ein eher

---

[10] Halperin 1990; Winkler 1990; Halperin, Winkler, Zeitlin 1990.

[11] »[...] from the Fourteenth Century on, Western Europe was gripped by a rapid and obsessive negative preoccupation with homosexuality (a non procreative sexual behavior) as the most horrible of sins.« Boswell 1990, 74.

[12] Boswell 1990, 68 definiert die »fundamental assumption of ›essentialists‹« folgendermaßen: »Humans are differentiated at an individual level in terms of erotic attraction, so that some are more attracted sexually to their own gender, some to the opposite gender, and some to both, in all cultures.«

[13] Dokumentiert in: Homosexuality, Intolerance and Christianity: A Critical Examination of John Boswell's Work. Scholarship Committee, Gay Academic Union, New York City, [2]1985 (Gay Saber Monograph No. 1).

[14] Als einer der Verteidiger Boswells trat sein Lebensgefährte, der Philologe R. J. Hexter, auf (u.a. 1991, 155).

[15] Halperins Essay *One Hundred Years of Homosexuality* wurde noch vor seiner Publikation im gleichnamigen Buch in den Jahren 1986–1990 in früheren Fassungen nicht weniger als dreizehnmal auf Vorträgen und Konferenzen vorgestellt und dreimal publiziert. Boswell veröffentlichte seine Thesen in dem Essay »Revolutions, Universals and Sexual Categories« in: Salmagundi 58/59 (1982/1983), 89–113; er gibt einen bündigen Überblick in »Concepts, Experience, and Sexuality« (1990). In seinem letzten, posthum erschienenen Buch *Same Sex Unions* (1995) nimmt er in Abschnitt 3. »Same Sex Unions in the Greco–Roman World«, Stellung zur »explosion of scholarship on homosexuality in classical antiquity« und zeigt dabei ungebrochenes Selbstbewußtsein: Dovers Interpretation der Vasenbilder (in: 1989) sei »oddly naive«, Foucaults Spätwerk zur Sexualität »superficial, but challenging« (53 f., A. 1).

[16] Halperin 1990 faßt die Grundfrage zusammen: »›Essentialists‹ typically consider sexual preference to be determined by such things as biological forces or hormonal levels, [...] whereas ›constructionists‹ assume that sexual desires are learned and that sexual identities come to be fashioned through an individual's interaction with others [...] essentialists are inclined to regard sexual categories as relatively unchanging over time, despite the various social or cultural forms sexual expression may take, whereas constructionists believe that different times and places produce different ›sexualities‹.« (41f.); »Homosexuality presupposes sexuality, and sexuality itself [...] is a modern invention.« (24); »Instead of attempting to trace the history of ›homosexuality‹ as, if it were a *thing*, therefore, we might more profitably analyze how the significance of same–sex sexual contacts has been variously constructed over time by members of human living–groups.« (29) »If there is a lesson that we should draw from this picture of ancient sexual attitudes and behaviours, it is what we need to de–center *sexuality* from the focus of the interpretation of sexual experience.« (38)

[17] In ihrem exzellenten Forschungsbericht ziehen Michael Lambert und Holger Szesnat (1994) Bilanz und würdigen

versöhnlicher, kompromißbereiter Ton: Die Herausgeber des *Journal of Homosexuality*, die den Streit von Anfang an aufmerksam verfolgten und kommentierten, schlagen »an alternative view« vor, »that views sexual and gender expression as a product of complementary biological, personal, and cultural influences«[18]. Der Sexualwissenschaftler Martin Dannecker distanziert sich von »einem radikalen Konstruktivismus, [...] dem Wirklichkeiten, sofern sie nicht in den ihm zugänglichen Texten verhandelt werden, nichts gelten.«[19]

Von einer feministischen Perspektive aus kritisiert Amy Richlin Foucaults Spätwerk und die von ihm beeinflußten »Foucauldians«[20]. Foucaults Geschichte der Sexualität sei mehr als unvollständig, sie behandle nur das »desiring subject« und blende Frauen und »adult passive homosexual males« aus[21]. Richlin formuliert politische Bedenken gegen die »Foucauldian scholarship«, die, anders als der Feminismus, keine politische Veränderung anstrebe (XIX), sondern Gefahr laufe, sich in »positions of nihilismus or of contemplation of the text« (XX) zu verlieren. Auch sie plädiert für ein Ende der Konstruktivismus–Debatte: »This schema is needlessly binary, and a synthesis seems both possible and desirable.« (XIX)[22]

Der letzte entscheidende Kritikpunkt Richlins, durchaus pro parte sua gesprochen, »the Foucauldians [...] tend to look away from Rome as they look away from women [...] they leave Rome out of what they call ›ancient‹ culture« (XXV), führt uns zu dem eigentlichen Gegenstand meiner Untersuchung. In der Tat hat die Debatte um männliche Homosexualität vorwiegend die griechische Antike im Blick. Hierfür ist nicht nur Foucault verantwortlich, der auch im ›römischen‹ dritten Band seiner Sexualgeschichte, welcher das zweite nachchristliche Jahrhundert (Mittel– und Neuplatonismus, Stoa) behandelt, nahezu ausschließlich griechische Quellen zitiert, sondern vor allem ein Philologe, den Halperin gar nicht genug rühmen kann: der »eminent political and intellectual historian, superb philologist, and [...] brilliant polemicist« Kenneth J. Dover mit seiner Monographie *Greek Homosexuality* (1978; ²1989)[23]. Er hat die Pionierarbeit geleistet, archäologisches Material, das in sexualgeschichtlichen Standardwerken zur Antike wie Gaston Vorbergs *Glossarium Eroticum* oder Hans Lichts *Sittengeschichte Griechenlands* oftmals nur zur Illustration diente, in seine Analyse der literarischen Quellen zu integrieren; die Deutung der Vasenbilder ist dabei funktionaler Bestandteil[24]. Der Forschungsgegenstand der (Homo–)Sexualität in Griechenland hat seither eine beispiellose Renaissance erfahren: Die meisten der einschlägigen Publikationen setzen sich mit Dovers Arbeit auseinander[25].

Trotz der Dominanz des Interesses an der griechischen Welt im Wissenschaftsdiskurs über männliche Homosexualität in der Antike beginnt sich seit Anfang der achtziger Jahre ein Interesse für das Römische zu artikulieren. Hier ist an erster Stelle Paul Veyne zu nennen, der in einem interdisziplinären Seminar zum Thema »Sexualités occidentales« im Beisein Foucaults in seinem Vortrag »Homosexualität im antiken Rom« Grundstrukturen der »Homophilie« vorstellte:

> »In dieser Welt wurde nicht nach Geschlechtern – Liebe zu Frauen oder Liebe zu jungen Männern – klassifiziert, sondern nach Aktivität und Passivität: Aktiv sein hieß Mann sein, gleichgültig, welches Geschlecht der als passiv angesehene Partner besaß.«[26]

Doch die erste umfassende Darstellung zur männlichen Sexualität in Rom seit Wilhelm Krolls *Römi-*

Foucaults Einfluß auf die Klassische Philologie. Im Essentialismus–Konstruktivismus–Streit beziehen sie Stellung: »The constructionist perspective [...] is clearly to be preferred.« (56)

[18] De Cecco, Elia 1993.

[19] Dannecker 1994, 45; er weist auf das Kuriosum hin, dass die radikale Foucault–Rezeption der Konstruktivisten wahrscheinlich durch Fehler des englischen Übersetzers begünstigt worden ist, der logische Unstimmigkeiten der Foucaultschen Terminologie durch zusätzliche Angaben »verbesserte«. (44f.)

[20] In der Einleitung zur »Revised Edition« von *The Garden of Priapus* 1992 und in *Zeus and Metis: Foucault, Feminism, Classics* (1991).

[21] Richlin 1992, XIV.

[22] Die traditionelle Philologie hat die gesamte Debatte weitgehend ignoriert oder polemisch abgetan. Eine deutliche Absage an »constructionists interpretations« formulieren Thornton 1991 und Thorp 1992 in ihren Rezensionen von Halperin 1990 und Winkler 1990 – aggressiv Thornton: »›Traditional philology‹ need not fear enemies such as these« (191), ironisch–sarkastisch Thorp: »Of course it may still be the case that homosexuality is a social construct: but if so it is striking that the Greeks and we have constructed it so similarly.« (61)

[23] Halperin 1990, 4: »It would be difficult to exaggerate the importance, within the field of classical studies, of Dover's long–awaited monograph on sexual behavior in ancient Greece.«

[24] Dieses interdisziplinäre Arbeiten birgt natürlich die Gefahr in sich, dass sich in die ›schwächere‹ Disziplin, in Dovers Fall der Archäologie, Fehler einschleichen. Dennoch hat er auch innerhalb der Archäologie die Beschäftigung mit homoerotischem Bildmaterial vorangetrieben: vgl. Koch–Harnack 1983 und 1989; Keuls 1985; Kilmer 1993, und eine Studie, die die amerikanische Forschung seit sieben Jahren kennt und zitiert, die aber gleichwohl noch nicht publiziert ist: Keith DeVries, Homosexuality and the Athenian Democracy (vgl. Halperin 1990, 225).

[25] Bremmer 1980, 1989, 1990; Patzer 1982; Sergent 1984, 1986, 1993; Rousselle 1989; Cohen 1991b; 1992. Zu kritischen Einwänden von Bremmer, Sergent u.a. nahm Dover Stellung (Dover 1988, 115–134).

[26] Veyne 1984; im Grunde genommen ein verkürzter Auszug aus *La famille et l'amour sous le Haut–Empire romain* (1978), jetzt in: Veyne 1995.

sche Erotik (1930/31)[27] und seinen einschlägigen Lexikonartikeln[28] verdanken wir indirekt ebenfalls Dovers *Greek Homosexuality*. Im Vorwort zu ihrer Studie *Homosexuality in Republican and Augustan Rome* schreibt die finnische Philologin Saara Lilja:

»My original plan was to examine Greek homosexuality or, more precisely, how and why pederastic relations, outside and alongside marriage, became an established pattern of behaviour in ancient Greece [...] When K.J. Dovers published his Greek Homosexuality in 1978 [...] I realised that the basic work in this area was done.«[29]

In den Abschnitten »Comedy«, »Poetry from Catullus to Ovid« und »Factual background«, wozu sie die Reden Ciceros ebenso rechnet wie Inschriften oder Rechtsvorschriften, versucht Saara Lilja »a truthful picture of Roman homosexuality in the earliest, Republican and Augustan, periods« (6) zu erstellen. Ihr methodisches Vorgehen ist allerdings mehr als problematisch: Sie trägt zwar das einschlägige Quellenmaterial für den von ihr bearbeiteten Zeitraum gewissenhaft zusammen, versäumt es aber, zwischen Verfasser und Werk zu trennen oder die narrativen und gattungsbedingten Strukturen der Texte in ihre Interpretation mit einzubeziehen. Der Sprecher im Text ist bei ihr identisch mit dem realen Autor, homoerotische Passagen werden kurzerhand der Vita des Dichters zugerechnet. So kommt es zu z.T. kuriosen Ergebnissen:

»[Catullus] may have been bisexual by nature, from the very beginning and throughout his life. (60); Horace was in reality personally attracted by boys, as he was by girls (74); In Horace's case, a change towards a more homosexual direction later in his life might find his explanation in his elderly age (84); Virgil seems to have been shy and discreet, first pronouncedly homosexual and later gradually more non-sexual. The Marathus cycle reveals in Tibullus a truly homosexual propensity [...] his military career may have been one factor in shifting his originally bisexual inclinations in a more homosexual / direction.« (83f.)[30]

Wissenschaftlich besser fundiert – und von der Forschung entsprechend stärker gewürdigt[31] – ist Amy Richlins *The Garden of Priapus* (1983). Auf der Grundlage eines beeindruckend breiten Textcorpus untersucht sie das Funktionieren des römischen Humors: Phallozentrismus und sexuell aggressiver Witz bedingten einander; priapeisches Lachen verlange nach einem dominanten männlichen Sprecher. Richlins feministischem Ansatz ist es zuzurechnen, dass sie auch nach der Rolle der ›Opfer‹ fragt: Frauen seien ebenso ›Leidtragende‹ des sexuellen Witzdiskurses wie die passiven männlichen Sexualpartner[32]. Letzteren ist der jüngste Aufsatz Richlins, »Not Before Homosexuality«, gewidmet[33]. Unter dem Aspekt der gesellschaftlichen Verachtung gebe es, so Richlin in gewollter Distanz zum theoretischen Konzept der Konstruktivisten, durchaus Berührungspunkte zwischen dem antiken Rom und der Gegenwart: Die männliche Minderheit der *cinaedi* sei gesellschaftlich mindestens ebenso beargwöhnt, verspottet und diskriminiert worden wie die schwulen Männer heutzutage:

»I will argue that ›homosexual‹ in fact describes, in Roman terms, the male penetrated by choice.«[34]

Damit greift sie wieder auf, was schon Ramsay MacMullen 1982 in seiner hochdifferenzierten Replik auf Boswells *Christianity, Tolerance and Homosexuality* seinem Yale-Kollegen nachdrücklich ins Gedächtnis rufen wollte, dass die öffentliche Meinung in Rom männliche Homosexualität scharf mißbilligt habe:

»It seems safe to conclude that ›the man in the streets‹, or at least the than in the forum and law courts, who constituted the ordinary audience for political statements, could be assumed to be the foe of male homosexuality.«[35]

Drei Studien jüngeren Datums untersuchen den Diskurs über männliche Homosexualität in Rom unter den Prämissen Veynes und Foucaults: Lex Hermans in seiner bei Jan Bremmer (1990) fertiggestellten Dissertation *Pederasten en Passiven*[36], Eckhard Meyer-Zwiffelhoffers *Impudicitia et effeminatio* (1991)[37] und die unter der Betreuung von Ralph J. Hexter und Gordon Williams in Yale entstandenen Doktorarbeit von Craig Arthur Williams, *Homosexuality and the Roman Man*[38]. So begrüßenswert und verdienstvoll diese Arbeiten im einzelnen sind, so sehr haben sie mit ihrer ehrgeizigen Konzeption zu kämpfen. Sie treten unter dem herkulischen Anspruch an, einen Zeitraum von mehreren Jahrhunderten römischer Kulturgeschichte quellenanalytisch bewältigen zu wollen: Williams Zeitrahmen reicht von 200 v.Chr. bis 200 n.Chr., Meyer-Zwiffelhoffer berücksichtigt Texte von 100 v.Chr. bis 200 n.Chr., und Hermans unternimmt es gar, den Zeitraum vom ersten vorchristlichen bis zum vierten nachchristlichen Jahrhundert zu überschauen.

---

[27] Wieder in Siems 1988, 70–117; ergänzt durch »Das Liebesleben« in: Kroll, Die Kultur der ciceronischen Zeit II. Leipzig 1933 (Nachdruck Darmstadt 1963), 160–180.

[28] Kroll 1921a, 1921b, 1925, 1931.

[29] Lilja 1983, 5.

[30] Das Buch wurde von der Forschung fast ganz ignoriert: Beert C. Verstraete, m.W. der einzige Rezensent (EMC 28,1984, 500–504), fordert diplomatisch-zurückhaltend: »The important [...] questions [...] need to be pursued further, perhaps even clarified in some cases.«(504)

[31] Nicht immer wohlwollend, oft sogar polemisch; vgl. z.B. Jocelyn 1985.

[32] Richlin 1993, 529: »the unhappy experience of the *cinaedus*«.

[33] Richlin 1993.

[34] Richlin 1993, 526; eine Auflistung lateinischer Termini, die dem modernen Begriff »Homosexualität« annähernd entsprechen (»names by which Romans called a sexually penetrated man«), findet sich bei Richlin 1993, 531.

[35] MacMullen 1982, 491.

[36] Dank an Prof. Dr. Jan Bremmer, der mir diese Arbeit freundlicherweise zur Verfügung gestellt hat; gedruckt 1995 unter dem Titel *Bewust van andere lusten*.

[37] Gedruckt unter dem (wohl Keuls 1985 entlehnten) Titel *Im Zeichen des Phallus* 1995.

[38] C.A. Williams 1992.

Ein solches Verfahren zwingt zu einem stark selektiven Umgang mit den Quellen: Literarische Texte werden dabei mitunter zu bloßen Lieferanten von Fakten degradiert, die die Thesenkonzeption des Wissenschaftlers bestätigen[39]. Entschließt sich der Autor trotz (oder wegen) des chronologisch weitgespannten Rahmens zu einer exemplarischen, nur wenige Quellen eingehend interpretierenden Arbeitsweise, so geraten die Ergebnisse zusehends fragwürdig: Meyer-Zwiffelhoffer z.B. gibt vor, das homo- und heterosexuelle Geschlechtsleben in Rom zu analysieren; seine streng thesenorientierte Untersuchung stützt sich aber lediglich auf rund zwanzig Interpretationen von Texten der unterschiedlichsten Gattungen.

Meine Arbeit wählt ein anderes Verfahren, das den einzelnen literarischen Texten mehr Eigengewicht einräumt.

2.

Gegenstand meiner Untersuchung ist die Darstellung der gleichgeschlechtlichen Interessen, Neigungen und Aktivitäten von Personen männlichen Geschlechts, die sich in der Literatur der zweiten Hälfte des ersten Jahrhunderts n.Chr., vor allem bei Martial und seinem literarischen Umfeld, erhalten hat. Historisch problematische Begriffe wie homo-, bi-, oder heterosexuell werden weitgehend vermieden. Die Anführungszeichen im Titel (»Homosexualität«) sollen signalisieren, dass sich die Untersuchung an der Konstruktivismus-Debatte wenigstens insoweit orientiert, als sie das Interesse von Männern an männlichen Sexualpartnern im Rom der Kaiserzeit für andersgeartet hält, als es die modernen Wortschöpfungen nahelegen. Mit *Homosexualität* werden heute ausnahmslos emotional-erotische Interessen am gleichen Geschlecht bezeichnet, die gegengeschlechtliche Sexualkontakte ausschließen. In dieser Arbeit stehen Begriffe wie »bisexuelle Orientierung« lediglich für Personen, Situationen usw., die für Sexualkontakte mit Personen beiderlei Geschlechts offen sind. Wo es aus stilistischen Gründen unvermeidlich ist, wird der Begriff *homosexuell* ausschließlich in bezug auf derartige Sexualakte verwendet, ausdrücklich ohne die identitätsstiftenden, die Person charakterisierenden Merkmale, die ihm seit dem 19. Jahrhundert zugewiesen wurden. Termini wie *Musa puerilis*, *Knabenliebe* oder *Griechische Liebe* sind für unsere Zwecke ebenfalls denkbar ungeeignet. Sie schränken das zu untersuchende Textmaterial in unzulässiger Weise ein, gab es doch schon im Klassischen Griechenland, wie sich aus den kritischen Reaktionen auf Dovers *Greek Homosexuality* ergeben hat, mannmännliche Beziehungsformen, die über das erotische *Erastes-Eromenos* (= älterer Liebhaber-jüngerer Geliebter)-Konzept hinauswiesen. Zudem suggerieren solche Begriffe, dass Homosexualität eine griechische ›Erfindung‹ oder Spezialität sei, die im Zuge der römischen Vorherrschaft im Mittelmeerraum gewissermaßen nach Rom importiert wurde[40].

Sozialhistorische Zusammenhänge werden bei meiner Untersuchung nur am Rande eine Rolle spielen. Keine *History of Homosexuality* ist beabsichtigt, die die Textquellen in akribisch-positivistischer Manier zu einer Art 'Gay-Friedländer' zusammenstellt, sondern die Analyse der Diskurse über mannmännliche Liebe wird im Zentrum stehen. Daraus ergibt sich zwingend der Verzicht auf jede biographische oder autobiographische Deutung der Texte. Nicht die sexuelle Orientierung oder die moralische Haltung der Autoren wird hinterfragt, sondern die Art und Weise, wie in ihren Texten bestimmte homoerotische Verhaltensweisen und Motive aufgegriffen, entwickelt und variiert werden.

Die Lektüre der Texte geht davon aus, dass das »Ich«, das in den Gedichten zum Leser spricht, in der Regel nicht mit den realen Autoren Martial, Ovid u.a. gleichgesetzt werden darf[41]. Ihre Texte

[39] Diese Bedenken gilt es natürlich auch gegen Eva Cantarellas vom Ansatz her bemerkenswerte Studie *Secondo natura*. Roma 1988 (= Cantarella 1992) zu erheben: Sie untersucht in einem Zeitraum von nicht weniger als zwölf Jahrhunderten sowohl heterosexuelle Beziehungsformen als auch gleichgeschlechtliche unter Männern und Frauen! Das mindert den Wert des Werks erheblich; es eignet sich allenfalls zum Nachschlagen, als erster Informationsüberblick. Entsprechend nüchtern fiel die Kritik von Dover in: CR 44 (1994), 140–141 aus; M. Katz sprach sogar von einem »very old-fashioned book« (Journal for the History of Sexuality 4, 1993, 447–449).

[40] »Greek Love« als Teilaspekt eines »process of Hellenization« bei MacMullen 1982, 484–488; ähnlich Stroh 1992, 69 f.: »Die Knabenliebe (Päderastie) war keine einheimische Institution, sondern ein von den Griechen importiertes Zivilisationsgut.« Veyne 1984, 42f. und Williams 1992, 70 ff. sprechen sich gegen die ›Hellenisierungsthese‹ aus, Williams erst jüngst in seinem Aufsatz »Greek Love at Rome«: »no ancient source ever claims that indulgence in or approval of male homoerotic desires or activities was learned, borrowed, or imported by Romans from Greece. The only practice that was associated with Greece was the peculiarly Hellenic tradition of pederestic relations with free-born youth« (Williams 1995, 525). Auch Ciceros negative Äußerungen gegen die Päderastie sollten nicht zu einer grundsätzlich homophoben Haltung überstilisiert werden: Durch Plinius wissen wir, dass Cicero auch als Verfasser erotischer Epigramme (*lusus lascivus*) auf Tiro hervorgetreten ist (Plin. *epist.* 7,4): »Cicero, in his moralistic invectives, does not condemn homosexuality as such: He condemns only one particular form: pederasty, in the Greek sense of terms-making love to free born boys.« (Cantarella 1992, 97)

[41] Dieser in der anglo-amerikanischen Forschung längst etablierte Ansatz ist in der deutschen Klassischen Philologie noch immer umstritten, wie Werner Suerbaums jüngste Kritik »Lateinisches Staatsexamen in Schönheitspflege« (1996) zeigt. Niklas Holzberg hingegen spricht sich in seinem Münchener Festvortrag zum 2000. Todes-

sind Kunstwerke, deren Fiktionalität nicht erst von modernen Literaturtheoretikern erfunden wurde[42]. Catull, Ovid, Straton und Martial, um nur einige Beispiele zu nennen[43], haben in programmatischen Gedichten immer wieder darauf bestanden, nicht mit den in ihren Texten ich-Sagenden identifiziert zu werden. Doch auch die Unterscheidung zwischen »erzählendem Ich« und »erlebendem Ich« bzw. zwischen Dichter und Sprecher greift bisweilen zu kurz und ist den komplexen Erzählperspektiven der Texte nicht immer gewachsen. Deshalb ziehe ich bei der Interpretation, gleichsam zur Verdeutlichung der Schichten des Erzählens, das erzähltheoretische Modell von Gérard Genette und Jaap Lintvelt[44] heran, das u.a. Heinz Hofmann in seiner Apuleius-Interpretation produktiv vorgeführt hat[45].

Ein kurzes Beispiel soll mein Vorgehen verdeutlichen. Ich wähle dazu Juvenals neunte Satire. Sie beginnt konventionell: Ein »satirisches Ich«, in Genette/Lintvelts Modell der *narrateur fictif*, macht sich Gedanken über einen von ihm ins Leben gerufenen *acteur*, den Prostituierten Naevolus, den er – selbst in der Rolle eines *acteur* – zu treffen vorgibt. Die satirische Handlung wird dadurch in Gang gesetzt, dass der *narrateur=acteur* (»ich«) dem *acteur* Naevolus begegnet und ihn auf sein verändertes Äußeres anspricht. Naevolus ist also zu Beginn der Satire nicht nur *acteur*, sondern auch ein Zuhörer (*narrataire*) des Ich-Sagenden (*narrateur*) innerhalb der satirischen erzählten Welt. Nach der neugierigen Anfrage des *narrateur*, die zugleich für den Leser (*lecteur concret*) notwendige einleitende Informationen liefert, übernimmt Naevolus (*acteur*) die Rolle eines *narrateur*. Er skizziert in *homodiegetischer* Erzählung seine Lebenssituation und beantwortet damit die vom satirischen Ich (*narrateur extradiégétique*) aufgeworfene Frage nach der Ursache seines optisch-körperlichen Verfalls. Aufgrund dieses Sprecherwechsels wird der *narrateur* der Verse 1–26 im Mittelabschnitt zum Zuhörer (*narrataire*) des *acteur=narrateur* Naevolus, der als *auctor* seine Erlebnisse als *actor*[46] vorstellt. Naevolus' Monolog wird an drei Stellen unterbrochen: durch die Aktionen »Bestätigung« (vv.90f.), »Warnung« (vv.102–119) und »Beruhigung« (vv. 130–134), mit denen das satirische Ich (*narrataire*) die Rede kommentiert, gewinnt der Text Elemente des Dialogischen.

Diese komplexe Erzählstruktur verleiht der Satire Leichtigkeit und Authentizität. Durch die *narrataire*-Rolle, in die das satirische Ich im Mittelteil schlüpft und durch den Akt des »Zuhörens« seitens des *narrateur* werden die inhaltlichen Kerninformationen über die spezifische Existenzweise eines männlichen Prostituierten ›beglaubigt‹, denn das »erzählende Ich« (*je narrant*) gibt ja vor, lediglich die Selbstaussagen des »erlebenden Ichs« Naevolus (*je narré*) zu zitieren. Sowohl der Wechsel in der Erzählperspektive als auch die zurückhaltenden, weitgehend wertneutralen Äußerungen des *narrateur extradiégétique* (des satirischen Ichs) im dialogischen Schlußteil ermöglichen und fordern die Eigenaktivität des Lesers (*lecteur*)[47]. Er kann und muß sich aufgrund der autobiographischen Äußerungen des Naevolus ein eigenes Urteil bilden[48].

Bei der Interpretation erotischer Literatur läßt sich das formal strenge Regelsystem Genettes, das vor allem die Analyse der Kommunikation innerhalb der Texte erleichtert, durch die mehr assoziativ geprägten Lektüreweisen auflockern, wie sie Genettes Lehrer, der Semiotiker Roland Barthes, vorgeschlagen hat. Gerade seine späteren, poststrukturalen Schriften, die die Kommunikation zwischen Text und Leser ins Zentrum rücken, haben für manchen Themenschwerpunkt dieser Arbeit wertvolle Anregungen geliefert: die minuziös genaue Analyse einer Balzac-Novelle, die die Liebe des Bildhauers

---

tag des Horaz dafür aus, dass auch deutschsprachige klassische Philologen bewährte Kategorien der modernen Literaturwissenschaft wie die Trennung von Autor und Ich-Sprecher oder Intertextualitätsphänomene in ihre wissenschaftliche Arbeit integrieren sollten (Holzberg 1994, 296 f., 300 f.): in seiner jüngsten Monographie zu Ovid (1997) löst er diesen Anspruch konsequent ein. Don Fowler hat auf dem 15. CDC 1995 in Salamanca in einem Grundsatzreferat betont, dass der zukünftige Stellenwert der Altertumswissenschaft in der akademischen Welt entscheidend von ihrer Bereitschaft abhängen wird, auf aktuelle, moderne Ansätze und Fragestellungen zu reagieren: »We must use modern theories and methods, not necessarily because they are better, but precisely [...] because they are new: because they allow us to engage in that dialogue with our contemporaries which is our *raison d'etre*.« (Fowler 1995, 102).

[42] J.J. Winkler 1985, VII: »[...] self-consciousness in narrative (a mode that often seems distinctively modern) [...] is an ancient achievement.«

[43] Catull 16,5 f.; Ovid *trist.* 1,9,59 f., 2,353 f., 3,2,5 f.; Martial 1,4,8, 11,15,13; Anth. Graeca 12,258 (Straton).

[44] Genette, Discours de récit. In: Figures III. Paris 1972 (Dt. 1994, 15–192); Lintvelt 1981.

[45] Hofmann 1993, 116–122. Dieses Modell ist inzwischen Arbeitsgrundlage des Autorenkollektivs der *Groningen Commentaries on Apuleius*. In der Einleitung zum 9. Buch (Hijmans Jr. 1995, 7–12) findet sich eine vorzügliche Erläuterung und Übersicht der Terminologie. Vorläufer Hofmanns war J.J. Winkler, dessen *Auctor & Actor*-Konzept ebenfalls Genette entlehnt ist: vgl. Winkler 1985, 73–75.

[46] So die Terminologie Winklers 1985, 135ff.

[47] Rösler 1980, 317 spricht von »Einstellungsaktivitäten«, die dem Leser abverlangt werden. Lektüre sei ein freiheitlicher, schöpferischer Akt, dem »das Recht auf eine individuelle Lesart« zustehe.

[48] Eine radikal andere Lektürehaltung würde die Satire provozieren, wenn sie aus der Sicht eines empörten *narrateur* alle Schandtaten und Scheußlichkeiten eines männlichen Prostituierten in scharfer Diktion verurteilte: in diesem Falle wäre der Leser lediglich dazu aufgerufen, die Moralkritik des *narrateur* affektiv zu übernehmen.

Sarrasine zu dem Kastraten Zambinella zum Thema hat. *S/Z* (Barthes 1987), *Le Plaisir du Texte* (Barthes 1974) und vor allem die *Fragments d'un discours amoreux* (Barthes 1984). John Winkler war m.W. der erste, der Barthes' Methode der Annäherung an literarische Texte in die klassische Philologie eingebracht hat: Seine Apuleiusstudie *Auctor & Actor* (1985) macht reichlich Gebrauch von den Interpretationsverfahren, die Barthes in *S/Z* vorgeführt hat[49]. Entscheidend ist u.a. das Konzept des »re-reading« durch einen »scrupulous reader«[50]: Die wiederholte Lektüre eines Textes kann zu verschiedenartigen Lektüreergebnissen führen. Der besondere Reiz poetischer, mit hohem Kunstanspruch produzierter Texte besteht ja oft in der Sinndifferenz, die sich aus erstmaliger und mehrfacher Lektüre ergibt: Der Leser durchläuft auf diese Weise ein ›Bildungsprogramm‹ bis hin zu einem *lector doctus*, der befähigt ist, mit dem *poeta doctus* in spielerische Konkurrenz zu treten[51].

Teil des literarischen Spiels ist die »Memoria dei poeti«, wie sie Gian Bagio Conte als literarisches System beschrieben hat[52]: Intertextuelle Bezüge werden nicht um ihrer selbst willen hergestellt, sondern skizzieren eine ›Bühne des Verstehens‹, auf der sich sowohl der Autor als auch sein Auditorium/Publikum bzw. seine Leser bewegen. Verschlüsseln und Dekodieren, Anspielungen und überrascht-freudiges Begreifen durch einen gründlich gebildeten Leser formen die Texte zu ungemein anspruchsvoller, unterhaltender Literatur. Der *lector doctus* wird zwar intellektuell bis an seine Grenzen gefordert, dafür aber auch reichlich entschädigt durch den Genuß, den er als Lohn für seine detektivische Re-Konstruktion sinnkonstituierender Elemente erfährt. Solche intertextuellen Referenzen verweisen über den jeweiligen Einzeltext hinaus; in unserem Fall formieren sie einen übergreifenden Diskurs über gleichgeschlechtliche emotionale und sexuelle Kontakte von Mann zu Mann.

Der gewählte Zeitraum der zweiten Hälfte des ersten nachchristlichen Jahrhunderts scheint für diese Untersuchung besonders gut geeignet: Die Epigrammsammlung Martials, die in ihrem Zentrum steht, zeichnet sich durch einen außerordentlich hohen Anteil an homoerotischen, aischrologisch-obszönen Gedichten aus. Sie markiert nicht nur einen Höhepunkt der Gattung, sondern erscheint auch am Ende einer literarisch ungemein produktiven Epoche. Innerhalb weniger Jahrzehnte wurden mehr Texte zu homosexuellen Themen veröffentlicht als in der uns kenntlichen römischen Literatur der vorausgehenden Jahrhunderte. Legt man die neuesten Datierungen zugrunde, dürfen wir mit Recht ein enges thematisches und motivisches Abhängigkeitsverhältnis der hier behandelten Autoren vermuten: Wesentliche Teile der Griechischen Anthologie wie der Kranz des Philippos (Φιλίππου Στέφανος)[53], Rufinos' *Sylloge*[54] oder die Παιδικὴ Μοῦσα Stratons[55] wurden wahrscheinlich zur Zeit Neros veröffentlicht, ebenso das *Corpus Priapeorum*[56] und die *Satyrica* Petrons. Vieles spricht dafür, dass Martial sowohl die Epigramme des *Corpus Priapeorum* als auch die Sammlung Stratons bei der Abfassung seiner Epigramme bereits kannte. Da der Kranz des Philippos auch Epigramme aufgenommen hat, die bis in die spätrepublikanische Zeit zurückreichen, läßt sich eine intertextuelle Verbindung zu Catull und den augusteischen Dichtern annehmen.

Zwischen den hier behandelten Texten besteht, so eine zentrale Hypothese der vorliegenden Arbeit, ein enges Intertextualitätsverhältnis, mit Martial als Ziel- und Endpunkt. Juvenal erfüllt gewissermaßen die Funktion des Satyr-Spiels: Er veröffentlichte seine Satiren zwar erst zwei Jahrzehnte nach der

[49] J.J. Winkler 1985, X, 10f.

[50] Ausführlich hierzu J.J. Winkler 1985.

[51] Der von Walter Benjamin 1934 konzipierte »Autor als Produzent« (in: Gesammelte Schriften Bd. II 2. Frankfurt/M. 1977, 683–701) erhält auf diese Weise seine dialektische Ergänzung: der »Leser als Produzent«.

[52] Conte 1986.

[53] Cameron 1993, 65: »it is reasonable to conclude that the *Garland* itself was assembled and published under Nero«; präziser 1980, 62: Publikation in den frühen 50er Jahren; in den letzten Regierungsjahren des Claudius oder unter dem jungen Nero (1980, 43).

[54] Die vorsichtige Datierung durch Page 1978, 19–27, derzufolge Rufinos vor Ausonius und Claudian publiziert hat (27): »The upper limit for Rufinus is the end of the fourth century [...] The lower limit is not known«), erfuhr durch Cameron 1982 eine radikale Spezifizierung: Durch den Vergleich motivähnlicher Gedichte Rufinos' und Stratons, sowie Rufinos' und Martials stellt Cameron die These auf, dass Rufinos nicht nur »a contemporary of Martial« gewesen sein könnte, sondern dass seine Gedichte Martial schon während der Abfassung von Buch I bekannt gewesen seien (1982, 172 f.); Cameron 1993, 65: »Rufinus is Neronian.«

[55] Keydell 1952, 500: »[...] drängt sich die Schlußfolgerung auf, dass Stratons Epigramme ebenso wie die des Lukillios Martial vorgelegen haben, dass also auch Straton ein Zeitgenosse Neros gewesen ist«; ähnlich Buchheit 1962, 111 f. und Burnikel 1980, 115 f. Lausberg datiert Straton vor Martial (1982, 309, 462), W.M. Clarke 1984, 220 plädiert ebenfalls für eine vorhadriansche Datierung: »[...] establishes his latest date well before the second century A.D. and probably before the birth of Christ«; (zusammenfassend Sullivan 1991, 90 f., A. 21). Gegen eine frühe Deutung Stratons: Howell 1995, 164 (»unproved«), Cameron 1982, 170 f., Cameron 1993, 66–69 und Richlin 1992, 39, die in Martial »a model for Strato« und das CP sieht.

[56] Das CP wird von O'Connor 1987, 89 ff. wegen seiner stofflichen Affinität zu Petrons *Satyrica* noch in die Zeit Neros datiert (ca. 65–85); Buchheit 1962 schlägt als *terminus post quem* mindestens 100 n.Chr. vor, setzt es also deutlich nach Martial an (121); Lausberg sieht das intertextuelle Verhältnis genau umgekehrt und datiert das CP vor Martial (1982, 452), ohne sich zeitlich näher festzulegen.

Publikation der *Epigrammaton Libri* Martials, doch immerhin ist durch Mart. 7,24, 7,91 und 12,18 eine Bekanntschaft beider, für Juvenal also sicher auch eine Kenntnis der Martial-Epigramme vorauszusetzen.

Aufgrund der komplizierten Quellenlage verzichtet die vorliegende Arbeit auf eine übergeordnete historische These. Das Quellenmaterial zur Homosexualität des besprochenen Zeitraums ist hinsichtlich der Gattungen (Epigramm, Satire, Roman und Elegie)[57] als auch der Textsorten (Unterhaltungsliteratur, Inschriften, medizinische, philosophische und historische Sachtexte) so disparat, dass mir eine thesenorientierte Vorgehensweise der grundlegenden Textanalyse hinderlich erscheint. Die Widersprüchlichkeit und Kontextbedingtheit der Texte darf auf dieser Untersuchungsebene nicht nivelliert werden. Daher standen die Recherchen nicht unter dem Blickwinkel und Diktat einer ›zensierenden‹ Idee. Statt dessen wird eine ›mikroskopische‹ Lektüre versucht, die den einzelnen Text auf möglichst vielfältige Weise befragt; das hat mitunter zur Folge, dass ein Epigramm für mehrere Abschnitte der Arbeit herangezogen wurde.

Besondere Aufmerksamkeit gilt der Frage der Machtbeziehungen in den Texten[58]: Welche Perspektiven gibt das Epigramm wieder? Welche unterschiedlichen Interessen zwischen *acteur* und *narrateur* werden deutlich? Läßt sich zwischen beiden ein hierarchisches Gefälle feststellen? Bleibt dieses im gesamten Text bewahrt? Kommt es zu Veränderungen, zu Machtwechsel bzw. Machtverlust? Wie reagiert der *narrateur* auf einen drohenden Machtverlust?

Im weitesten Sinn berühren diese Fragen auch den unter poetologischen Gesichtspunkten bedeutsamen Aspekt der Souveränität des Erzählers / Sprechers.

Die Epigramme Martials zum Themenkreis gleichgeschlechtlichen Begehrens unter Männern sind aus verschiedenen Erzählperspektiven heraus verfaßt. Zum einen gibt es Epigramme, in denen der *auteur concret* Martial einen *narrateur/auctor* auftreten läßt, der entweder selbst in Personen männlichen Geschlechts verliebt ist (*narrateur* = Liebhaber / *auctor* = *actor*[59]) oder der durch emotionale Teilnahme und Kommentare deutlich erkennen läßt, dass er lebhaft interessiert ist an homoerotisch geprägten Ereignissen seiner ›Erlebniswelt‹, in der andere *acteurs* gleichgeschlechtlichen Aktivitäten nachgehen. Daneben stehen *heterodiegetische* Epigramme, in denen der *narrateur* von anderen Personen spricht, die an Männern interessiert sind: Diese werden uns vorwiegend bei der Analyse von Einzelmotiven begegnen.

Die exakte sprachlich-rhetorische und intertextuelle Analyse aller einschlägigen Texte einer Epoche muss jeder späteren übergreifenden Bestimmung der historisch-ideologischen Kontexte vorausgehen. Eine vollständige Durchdringung des Diskurses über *Roman Homosexuality* muss also vorläufig eine Utopie bleiben. Diese Arbeit versucht hierfür eine Arbeitsbasis zu erstellen, indem sie erstmals eine Bestandsaufnahme vornimmt: Sie sammelt die literarischen Quellen zum Thema der männlichen Homosexualität in der frühen Kaiserzeit und rückt sie in thematische Kontexte, die von der Forschung bislang allenfalls am Rande beachtet wurden. Dadurch wird es möglich, die erotischen Texte, wahre Kleinode hellenistischer Anspielungskunst, in ihren polysemischen Verschlüsselungen weitaus angemessener zu würdigen als bisher. Die Themenschwerpunkte wurden nicht a priori gewählt, sondern sind das Ergebnis einer sorgfältigen Textrecherche, die bemüht war, den inhaltlichen Aussagen, die die Texte transportieren, gerecht zu werden. So boten sich eine Reihe von Koordinaten an, innerhalb derer sich das homosexuelle Personal der Texte bewegt:

Welche ideologischen Grundhaltungen thematisieren die Sprecher? Wie setzen sie ihr Begehren in die Praxis um? Welche Möglichkeiten bieten sich an? Mit welchen Problemen haben sie zu kämpfen? Welche Haltungen nehmen sie in homoerotischen Beziehungen ein? Wie geht das Personal mit den gesellschaftlichen Limitierungen homoerotischen Begehrens um? Werden die Grenzmarken akzeptiert? Wer hat ein Interesse daran, sie zu übertreten? Welche Bedeutung kommt dem Analen zu? Überwiegt Ekel oder Begehren?

Drei Sprecherhaltungen haben sich in den Texten herauskristallisiert: Der Engagierte, der sein eigenes Begehren thematisiert und zu erfüllen sucht; der Distanzierte, der nach Bedarf als Strafender auftritt oder Ekel und Empörung äußert; und der Geschwächte, Impotente, der auf die Erfahrung des Versagens literarisch reagiert.

---

[57] Poetologisch gesehen gehören die hier näher untersuchten Texte allesamt den »niederen, schwachen« (*molles*) literarischen Genera an: Martial, Juvenal und Petrons *Satyrica* sind Texte, die Michail Bachtin explizit dem Bereich der ernsthaft-komischen (Unterhaltungs-)Literatur, dem *spoudaiogeloion*, zurechnet. Ihnen gemeinsam ist die Darstellung niederen sozialen Milieus, scharfer, derber Spott, Freude am grotesken Leib, vor allem an Mund (*fellatio*), Phallus und Anus (*pedicatio*). Vgl. Bachtin 1985, Döpp 1987 und 1993.

[58] Machtbeziehungen formieren sich nicht nur in Großstrukturen, sondern auch in den kleinsten Einheiten: »Mikrophysik der Macht« (so Michel Foucault 1975 in der Zeitschrift *Quel Corps*: »Macht und Körper« In: Foucault 1976, 105–113). Tiedemann 1996, 56 fordert eine neue Methode der Interpretation: »Es gilt, den Text als Ort einer Konfrontation zu verstehen, als das Zusammentreffen von Individuen mit Phänomenen der Macht.«

[59] Es wird zu fragen sein, ob die von J.J. Winkler 1985 für Apuleius aufgestellte These, die Beziehung zwischen *auctor* und *actor* sei »a mere doubleness between past and present selves« (140), auch für die auktorialen Gedichte Martials zutrifft.

Die Sprache der Texte, die auch für manchen modernen Leser gewöhnungsbedürftig sein wird, stellt an den Übersetzer hohe Anforderungen. Eine angemessene Wiedergabe der drastischen Obszönitäten ist dabei nicht das entscheidende Problem: denn auch wenn das Deutsche nicht immer adäquat vulgäres Vokabular bereithält (bisweilen lässt einen sogar das stupend umfangreiche Standardwerk von Ernest Bornemann *Sex im Volksmund* 1991 im Stich)[60], so kann man sich doch für größtmögliche Wörtlichkeit entscheiden. Knapp vier Jahrzehnte nach Otto Weinreichs legendärer Catullübersetzung darf der Übersetzer mit bedeutend geringeren Hemmschwellen beim Publikum, bei Lesern wie bei Fachkollegen, rechnen[61]; Begriffe aus der Welt der αἰσχρολογία, des »Sexuell-Hässlichen«[62] wie *mentula*, *fellare*, *irrumare*, oder *pedicare* lassen sich — frei nach Martial 11,20,10 und CP 3,9 f. *Germana simplicitate* bzw. *Germane dicendo* — durchaus mit »Schwanz« (statt Helms verniedlichendem »Dingel« oder Weinreichs »Schwänzle«), »schwanzlutschen«, »in den Mund ficken« oder »arschficken« wiedergeben[63].

Größeres Kopfzerbrechen bereiten die Euphemismen *facere*, *dare*, *velle* oder *habere*, die für den Witz der Epigramme oft mehr leisten als eindeutige Obszönitäten. Entscheidet man sich für eine Wiedergabe durch deutsche Analoga, so kann dies die Verständlichkeit der Interpretation beeinträchtigen: die Textsorte ›Witz‹ ist mitunter unübersetzbar! Die Polysemie der lateinischen Begriffe war für das damalige gebildete (Lese-)Publikum wesentlich komplexer und präsenter als dies uns möglich ist: Das gleichzeitige Erfassen mehrerer Sinnebenen eines Textes verschaffte den ›post-kallimacheischen‹ Lesern ein intellektuelles Vergnügen, das wir, die Benutzer von Kommentaren und Speziallexika, allenfalls erahnen können[64]. Die Mehrdeutigkeiten und double entendres erfordern eine aktive Rezeption, sie bieten Gelegenheit zu wissender, durchschauender Lektüre und ›adeln‹ die *auditores* bzw. *lectores* zu hellenistisch gebildeten *docti*.

Es hat wenig Sinn, diese Ambiguitäten und Chiffrierungen (CP 3,1: *obscure dicere*) im Deutschen nachzuahmen: Passagen wie das freche »*si quid vis, fac iterum*!« oder »*numquid vis*?« des Knaben von Pergamon (Petron. 87,6ff.) sind wahrscheinlich auch ohne erklärende Zusätze verständlich, doch wie steht es mit *habere* bei Mart. 12,18,23 und 12,20, oder mit *propero* und *velocius ibo* in Mart. 1,46,3? Helms Übersetzungen »einer, den du gerne im heimlichen Wald haben möchtest«, »Warum Themison keine Frau hat? Er hat eine Schwester!«[65] oder »Mir eilt's!« und »werd ich energischer draufgehn« verschleiern die erotische Sinnebene und können allenfalls von Lesern durchschaut werden, deren Blick durch die intensive Lektüre von *Saturnalicii versus* (Mart. 11,15,12) geschärft ist.

Eine Interpretation von derart hochentwickelten, nuancenreichen Epigrammen, die bestrebt ist, das Konglomerat der obszönen, poetologischen, intertextuellen und politischen Konnotationen und Sinnstrukturen klar und nachvollziehbar aufzulösen[66], ist auf erläuterndes, interpretierendes, manchmal sogar paraphrasierendes Übersetzen angewiesen. Die Polysemie der Originale bringt es mit sich, dass es bei aller philologischen Strenge keine ›richtige‹ Übersetzung oder nur eine ›gültige‹ Interpretation geben kann: Statt dessen sollte man eher von hermeneutischen Annäherungen an das Textmaterial sprechen. Nicht immer hat sich Verlässlich-Eindeutiges sichern lassen, doch trägt der Verfasser nicht durchweg die Schuld daran: Epigramme und Fragmente sind mehrheitlich die Textgrundlage; ihre narrativen Strategien zielen auf Abwechslung und logische Brüche. So hat auch die Interpretation sich nicht ganz davon freihalten können.

Wie es um die ›Einheitlichkeit‹ der römischen ›Homosexualität‹ bestellt ist, kann einführend ein römischer Silberbecher, der sogenannte »Warren-Cup«, illustrieren[67]: Auf ihm sind zwei Szenen ab-

---

[60] Mit dem Englischen scheint es nicht besser bestellt zu sein: »[...] the poetic indecencies of Aristophanes, Catullus, Martial and Juvenal remain ›untranslateable‹, not from embarrassment, now, but from **linguistic impotence**.« (Reckford 1996, 312).

[61] Reckford 1996 begrüßt diese Entwicklung: »[...] old time scholarly taboos have been breached, so we can handle ›dirty‹ words without fear of degradation.« (312).

[62] So der Titel von Siems 1974 erschienenen, leider nur wenig beachteten Dissertation.

[63] Die Rezensionen zu Christiane Goldbergs Kommentar zu den *Carmina Priapea* (1992) insistieren sogar auf möglichst derbes Übersetzen: so kritisiert Farouk Grewing Goldbergs verzagte Wiedergabe von *effutus* in CP 26,7 mit »ausbegattet« als »intolerable« (CR 45, 1995, 31f.), und auch Joachim Gruber dringt auf mutigere Lösungen: statt »Beischläfer« sollte *fututor* (CP 57,6; 58,4) konsequent »Ficker« genannt werden (Gymnasium 102, 1995, 176).

[64] Holzberg 1997, 17ff. spricht von einer »Mehrstimmigkeit« bzw. »Polyphonie« antiker Texte und demonstriert dies anhand von Ovid, *ars* 1,699-704.

[65] Ähnlich Mart. 3,83, dessen Witz auf dem Wechsel der poetologischen (*epigrammata facere*) und obszönen (*fac mihi, quod Chione* = *me fella*) Sinnebene von *facere* beruht. Die obszöne Verwendung von *facere* in v.2 ergibt sich aus Mart. 3,87,4, das Chione unterstellt, sie sei eine *fellatrix* (nur ihr *cunnus* sei *purus*, nicht aber ihr *facies*!)

[66] Auch für ›Nichtspezialisten‹ unter den interessierten Lesern, *expertes* auf den Gebieten der *Artes amandi et interpretandi* im eigentlichen lateinischen Wortsinn.

[67] Ausführlich interpretiert von dem Kunsthistoriker John R. Clarke 1993. Das Original, eine anonyme Leihgabe aus Privatbesitz, befindet sich jetzt im Metropolitan Museum of Art in New York (L.1991.95), eine für John Beazley angefertigte Replica im Ashmoleian Museum in Oxford. Abbildungen des Bechers bei Vorberg 1921, Abb. 1–3, Vorberg GE, 456 f. und (in Farbe!) in Catherine Johns *Sex and Symbol* (Abb. 84 und 25).

gebildet, die jeweils ein Männerpaar auf einem Bett beim Sexualakt zeigen. Der aktive Partner der ersten Szene ist bärtig, sein rezeptiver Partner ist bartlos, wirkt aber gleichaltrig; zudem trägt er ›aktiv‹ zum Gelingen des Sexualakts bei, denn er erleichtert dem Bärtigen die Penetration, indem er über ihm sitzend sich an einer Halteschlaufe hochzieht. In der zweiten Szene sind beide Männer glattwangig, doch der insertive Partner wirkt deutlich älter: Sein Gesichtsausdruck verrät große Umsicht; die Haltung des jüngeren kann nur als hingebungsvoll bezeichnet werden. Der erotische Dichter (oder sind wir Leser und Philologen gemeint?) ist auch vertreten: Neugierig wird das erste Paar durch die geöffnete Tür von einem Dritten beobachtet.

Der an Dover geschulte Leser wird diese Szenerie als anarchisches Durcheinander erleben. Die römische Literatur, so hoffe ich zu zeigen, ist reich an derartiger ›Unordnung‹.

Literatur

Ariès, P., Béjin, A. (1984; Hrsg.), Die Masken des Begehrens und die Metamorphosen der Sinnlichkeit. Frankfurt/M. (Sexualités occidentales. Paris 1982).

Bachtin, M. M. (1985), Literatur und Karneval. Zur Romantheorie und Lachkultur. Frankfurt/M. u.a.

Barthes, R. (1964), Mythen des Alltags. Frankfurt/M. (Mythologies. 1957).

— (1987), S/Z. Frankfurt/M. (S/Z. 1970).

— (1974), Die Lust am Text. Frankfurt/M. (Le Plaisir du Texte. 1973).

— (1984), Fragmente einer Sprache der Liebe. Frankfurt/M. (Fragments d'un discours amoureux. 1977).

Beckby, H., (1965–1968; Hrsg.)², Anthologia Graeca. Griechisch–Deutsch, 4 Bde. München

Bornemann, E. (1991), Sex im Volksmund. Reinbek.

Boswell, J. (1980), Christianity, Social Tolerance and Homosexuality. Gay People in Western–Europe from the Beginning of the Christian Era to Fourteenth Century. Chicago.

— (1990), Concepts, Experience, and Sexuality. In: Differences 2, S. 67–87.

— (1995), Same–Sex Unions in Premodern Europe. New York.

Bremmer, J. N. (1980), An Enigmatic Indo–European Rite: Paederasty. In: Arethusa 13, S. 279–298.

— (1989), Greek Pederasty and Modern Homosexuality. In: From Sappho to de Sade. Moments in the History of Sexuality, edited by J.B. London, New York, S. 1–14.

— (1990), Adolescents, Symposium and Pederasty. In: Murray 1990, S. 135–148.

Buchheit, V. (1962), Studien zum Corpus Priapeorum. München.

Burnikel, W. (1980), Untersuchungen zur Struktur des Witzepigramms bei Lukillios und Martial. Wiesbaden.

Cameron, A. (1980), The Garland of Philip. In: GRBS 21, S. 43–62.

— (1982), Strato and Rufinus. In: CQ 32, S. 162–173.

— (1993), The Greek Anthology from Meleager to Planudes. Oxford.

Cantarella, E. (1992), Bisexuality in the Ancient World. New Haven.

Clarke, J. R. (1991a), The Decor of the House of Jupiter and Ganymede at Ostia Antica: Private Residence Turned Gay Hotel? In: E. K. Gazda (Hrsg.), Roman Art in the Private Sphere. Ann Arbor, S. 89–104.

— (1991b), New light on the iconography of Jupiter, Ganymede, and Leda in the painting of the House of Jupiter and Ganymede at Ostia Antica. In: KJ 24, S. 171–175.

— (1991c), The Houses of Roman Italy, 100 BC – A.D. 250: Ritual, Space, and Decoration. Berkeley.

— (1993), The Warren Cup and the Contexts of Representations of Male–to–Male Lovemaking in Augustan and Early Julio–Claudian Art. In: Art Bulletin 75, S. 275–294.

Clarke, W.M. (1984), Observations on the Date of Straton of Sardis. In: CPh 79, S. 214–220.

Cohen, D. (1991), Law, Sexuality and Society: The Enforcement of Morals in Classical Athens. Cambridge.

— (1992), Sex, gender and sexuality in ancient Greece. In: CPh 87, S. 145–160.

— , Saller, R. (1994), Foucault on Sexuality in Greco–Roman Antiquity. In: Goldstein 1994, S. 35–59.

Conte, G. B. (1986), The Rhetoric of imitation. Genre and Poetic Memory in Virgil and Other Latin Poets. Ithaca u.a.

Dannecker, M. (1994), Das Paradigma »Homosexualität« in der Geschichte der Sexualwissenschaft. In: Forum Homosexualität und Literatur 20, S. 43–53.

De Cecco, J. P., Elia, J. P. (1993), A Critique and Synthesis of Biological Essentialism and Social Constructionist Views of Sexuality and Gender. In: Journal of Homosexuality 24,3.4, S. 1–26.

Döpp, S. (1987), Antike Literatur und Karneval. In: Mitteilungsblatt des DAV 30, S. 11–19.

— (1993), Saturnalien und lateinische Literatur. In: S.D. (Hrsg.), Karnevaleske Phänomene in antiken und nachantiken Kulturen und Literaturen. Trier, S. 145–177.

Dover, K. J. (1989)², Greek Homosexuality. Updated and with a new Postscript. Cambridge, Mass. (Die Homosexualität bei den Griechen. 1983).

— (1988), Greek Homosexuality and Initiation. In: The Greeks and their Legacy. Collected Papers II. Oxford, S. 115–134.

Dynes, W. R. (1990), Encyclopedia of Homosexuality. 2 Vol. New York u.a.

— , Donaldsen, St. (1992; Hrsg.), Homosexuality in the Ancient World. New York u.a.

Elia, J. P. (1987), History, Etymology, and Fallacy. In: Journal of Homosexuality 14,3.4, S. 1–19.

Eribon, D. (1991), Michel Foucault. Frankfurt/M.

Foucault, M. (1976), Mikrophysik der Macht. Berlin.

— (1977), Der Wille zum Wissen. Sexualität und Wahrheit Bd. 1. Frankfurt/M.

— (1978), Dispositive der Macht. Berlin

— (o.J.), Von der Freundschaft als Lebensweise. Berlin (1984), Der Kampf um die Keuschheit. In: Ariès, Béjin 1984, S. 25–39.

— (1985), Final Interview. In: Raritan 5, S. 1–13.

— (1986a), Der Gebrauch der Lüste. Sexualität und Wahrheit Bd. 2. Frankfurt/M.

— (1986b), Die Sorge um sich. Sexualität und Wahrheit Bd. 3. Frankfurt/M.

Fowler, D. P. (1995), Modern Literary Theory and Latin Poetry. In: D. A. Estefania, T. Maria (Hrsg.), Las literaturas griega y latina en su contexto cultural y linguistico. Santiago de Compostela, S. 101–108.

— (1996), Moderne Literaturtheorie und lateinische Dichtung. In: Anregung 42, S. 311–318.

Friedländer, L. (1919-21)⁸, Darstellungen aus der Sittengeschichte Roms. 4 Bde. Leipzig.

Genette, G. (1994), Die Erzählung. München.

Goldberg, Ch. (1992), Carmina Priapea. Einleitung, Übersetzung, Interpretation und Kommentar. Heidelberg.

Goldstein, J. (1994; Hrsg.), Foucault and the Writing of History. Oxford u.a.

Guibert, H. (1991), Dem Freund, der mir das Leben nicht gerettet hat. Reinbek. (A l'ami qui ne m'a pas sauvé la vie. 1990).

Halperin, D. M. (1986), Sexual Ethics and Technologies of the Self in Classical Greece. In: AJPh 107, S. 274–286.

— (1990), One Hundred Years of Homosexuality. New York u.a.

— (1992), Historicizing the Sexual Body: Sexual Preferences and Erotic Identities in the Pseudo-Lucianic *Erotes*. In: Stanton 1992, S. 236–261.

— (1995), Saint Foucault. New York u.a..

— . Winkler, J., Zeitlin, F. I. (1990; Hrsg.), Before Sexuality. Lawrenceville, N.J.

Helm, R. (1957), Martial, Epigramme. Eingeleitet und im antiken Versmaß übertragen. Zürich u.a.

Hermans, L. (1990), Pederasten En Passieven. Diss. Leiden.

— (1995), Bewust van andere lusten. Amsterdam.

Herzer, M. (1985), Kertbeny and the Nameless Love. In: Journal of Homosexuality 12,1, S. 1–26.

Hexter, R. J. (1991), Scholars and their Pals. In: Helios 18, S. 147–159.

Hijmans Jr., B.L. u.a. (1995), Apuleius Madaurensis Metamorphoses Book IX: Text, Introduction and Commentary. Groningen (GCA).

Hofmann, H. (1993), Die Flucht des Erzählers. In: GCN 5, S. 111–141.

Hoheisel, K. (1994), Homosexualität. Reallexikon für Antike und Christentum 16, Sp. 289–364.

Holzberg, N. (1994), Horaz und seine ›Deutsche Schule‹. In: Lampas 27, S. 290– 304.

— (1997), Ovid: Dichter und Werk. München.

Howell, P. (1995; Hrsg.), Martial, The Epigrams Book V. Warminster.

Jocelyn, H.D. (1985), Concerning an American View of Latin Sexual Humour. In: EMC 29, S. 1–30.

Johns, C. (1982), Sex or Symbol. Austin.

Keuls, E. C. (1985), The Reign of the Phallos. New York.

Keydell, R. (1952), Bemerkungen zu den griechischen Epigrammen. In: Hermes 80, S. 497–500.

Kilmer, M. F. (1993), Greek Erotica on Attic Red-Figure Vases. London.

Koch-Harnack, G. (1983), Knabenliebe und Tiergeschenke. Berlin.

— (1989), Erotische Symbole: Lotosblüte und gemeinsamer Mantel auf antiken Vasen. Berlin.

— (1991), Das Mantelmotiv bei homosexuellen Paaren: Zu einer unveröffentlichten Schale in Athener Privatbesitz. In: Hephaistos 10, S. 61–63.

Kroll, W. (1921a), Kinaidos. Paulys Realencyclopädie der classischen Altertumswissenschaft XI 1, Sp. 459–462.

— (1921b), Knabenliebe. Paulys Realencyclopädie der classischen Altertumswissenschaft XI 1, Sp. 897–906.

— (1925), Lesbische Liebe. Paulys Realencyclopädie der classischen Altertumswissenschaft XII 2, Sp. 2100–2102.

— (1930/31), Römische Erotik. In: Zeitschrift für Sexualwissenschaft 17, S. 145–178. Wieder in: Siems 1988, S. 70–117.

Lambert, M., Szesnat, H. (1994), Greek »Homosexuality«: Whither the Debate? In: Akroterion 39, S. 46–63.

Lausberg, M. (1982), Das Einzeldistichon. München.

Licht, H. (1926–1928), Sittengeschichte Griechenlands. Bd.1.2. Berlin 1926; Erg.-Bd.: Die Erotik in der griechischen Kunst. Berlin 1928.

Lilja, S. (1983), Homosexuality in Republican and Augustan Rome. Helsinki.

Lintvelt, J. (1981), Essai de typologie narrative: le »point de vue«. Paris.

MacMullen, R. (1982), Roman Attitudes to Greek Love. In: Historia 31, S. 484–502.

Meyer-Zwiffelhoffer, E. (1995), Im Zeichen des Phallus. Frankfurt/M. u.a.

Miller, J. (1993), The Passion of Michel Foucault. New York u.a. (Die Leidenschaft des Michel Foucault, 1995).

O'Connor, E. M. (1987), Dominant Themes in Greco-Roman Priapic Poetry. Ann Arbor.

— (1989), Symbolum salacitatis. Frankfurt/M. u.a.

Page, D., (1978; Hrsg.), The Epigrams of Rufinus. Cambridge u.a.

Patzer, H. (1983)², Die griechische Knabenliebe. Wiesbaden.

Reckford, K. J. (1996), Shameless Interests: The Decent Scholarship of Indecency. In: AJPh 117, S. 311–314.

Richlin, A. (1992)², The Garden of Priapus. Revised Edition. Oxford u.a.

— (1991), Zeus and Metis: Foucault, Feminism, Classics. In: Helios 18, S. 160–180.

— (1993), Not Before Homosexuality. In: Journal for the History of Sexuality 3, S. 523–573.

Röller, W. (1980), Die Entdeckung der Fiktionalität in der Antike. In: Poetica 12, S. 283–319.

— (1986), Michail Bachtin und die Karnevalskultur im antiken Griechenland. In: QUCC 23, S. 25–44.

Rousselle, A. (1989), Der Ursprung der Keuschheit. Stuttgart.

Sergent, B. (1984), L'homosexualité dans la mythologie grecque. Paris. (Homosexuality in Greek Myth.1986).

— (1986), L'homosexualité initiatique dans l'Europe ancienne. Paris.

— (1993), Paederasty and Political Life in Archaic Greek Cities. In: Journal of Homosexuality 25, 1.2, S. 147-164.

Siems, A. K. (1974), Aischrologia. Das Sexuell-Häßliche im antiken Epigramm. Diss. Göttingen.

– (1988; Hrsg.), Sexualität und Erotik in der Antike. Darmstadt.

Stanton, D. C. (1992; Hrsg.), Discourses of Sexuality: From Aristotle to AIDS. Ann Arbor.

Stemmler, T. (1992; Hrsg.), Homoerotische Lyrik. Vorträge eines interdisziplinären Kolloquiums. Mannheim.

Stroh, W. (1992), *Musa puerilis*: Die Knabenliebe in der klassischen Dichtung der Römer. In: Stemmler 1992, S. 69–87.

Suerbaum, W. (1996), Lateinisches Staatsexamen in Schönheitspflege. In: Anregung 42, S. 75–90.

Sullivan, J. P. (1991), Martial, the Unexpected Classic. Cambridge u.a.

Thornton, B. (1991), Constructionism and Ancient Greek Sex. In: Helios 18, S. 181–193.

Thorp, J. (1992), The Social Construction of Homosexuality. In: Phoenix 46, S. 54-61.

Tiedemann, H. (1996), Zertretene Stimmen. Foucaults Diskursverständnis und feministische Geschichtstheorien. In: Zeitschrift für Sexualforschung 9, S. 44–61.

Veyne, P. (1995), Die Familie und die Liebe in der frühen Kaiserzeit. In: P.V., Die römische Gesellschaft. München, S. 81–123.

— (1981), Der Eisberg der Geschichte. Foucault revolutioniert die Historie. Berlin (Auszug aus: P.V., Comment on écrit l'histoire. Paris 1979).

— (1984), Homosexualität im antiken Rom. In: Ariès, Béjin 1984, S. 40–49.

— (1986), Aus der Geschichte. Berlin.

Vorberg, G. (1921), Die Erotik der Antike in Kleinkunst und Keramik. München.

— (1932), Glossarium Eroticum. Stuttgart. Nachdruck Hanau 1965. (=Vorberg GE).

Wangenheim, W. von (1990), Benennungen. In: Forum Homosexualität und Literatur 9, S. 5–17.

Weinreich, O. (1974; Hrsg.), Catull, Sämtliche Gedichte. Lateinisch und deutsch. München.

Williams, C. A. (1992), Homosexuality and the Roman Man. Diss. Yale University.

— (1995), Greek Love at Rome. In: CQ 45, S. 517–539.

Winkler, J. J. (1985), Auctor & Actor. Berkeley u.a.

— (1990), The Constraints of Desire. New York u.a. (Der gefesselte Eros. 1994).

Online-Edition 2024 - PDF-Seite 1159

Christoph Schwandt

Haben Sie gewusst, dass Schubert homosexuell war? Aber natürlich

Lieber Manfred,

deine ausführliche kritische Auseinandersetzung mit meinem Schubert-Essay hat mich sehr gefreut. - Ich bin aber keineswegs ein »Dogmatiker«, der das »wilde schwule Sexualleben« Schuberts unter die Leute bringen will. Davon weiß ja auch ich nichts. Meine Motivation war, den Blick darauf zu lenken, dass das auch im Schubertjahr 1997 immer noch fröhliche Urständ feiernde Hetero-Klischee auf freier Erfindung beruht und vieles dafür spricht, dass Franz Schubert sich überhaupt nicht für Frauen interessierte, wohl eher für Männer. Und ich ganz persönlich finde, dass dies auch beim Verstehen seiner Musik hilft.

Spiegelt sich die Sexualität eines Menschen in seiner Kunst, kommt man dem natürlich nicht mit Empirie bei, sondern man muss deuten und interpretieren, Fragen stellen, die manchmal ganz oder vorläufig unbeantwortet bleiben; man muss auch Vermutungen wagen dürfen, die manchmal fehlgehen. Dieses Risiko ist in Kauf zu nehmen, denn sonst könnte man ja immer nur die gutbürgerliche Haltung bestätigen, dass alle Männer erst einmal als »normal« und heterosexuell zu gelten haben, auch wenn überhaupt nichts dafür spricht außer händeringend gebastelten Legenden.

Paulina Salas sagt in Ariel Dorfmans auch hierzulande vielgespieltem Theaterstück *Der Tod und das Mädchen* zu Roberto Miranda: »Haben Sie gewußt, dass Schubert homosexuell war? Aber natürlich, Sie waren es doch, der mir das immer wieder gesagt hat, so viele Male haben Sie es mir ins Ohr geflüstert, besonders wenn Sie *Der Tod und das Mädchen* spielten ...« ; — in Roman Polanskis gleichnamigem Film klingt es etwas derber. Schuberts hochmutmaßliche Homosexualität ist »common knowledge« in Übersee. Dies liegt vor allem an den Publikationen Maynard Solomons, über dessen Erkundungen von 1989 hinausgehend ich aber nun das, was heute hinsichtlich dieses Mannes Schubert von Bedeutung ist, nämlich sein Werk, näher angeschaut habe und da einiges fand, was Solomons Thesen stützt, die nur auf biografischen Indizien beruhten. Leider gehst du darauf in deiner Kritik kaum ein. — Ich habe das unter deutlicher Zustimmung von unterschiedlichster Seite auch in einer anderhalbstündigen WDR-Sendung und in einem Vortragsabend mit live-Musik im Wiener Konzerthaus dargelegt, wobei das alles natürlich anschaulicher, hörbarer werden konnte.

Gerade bei einer sehr interdisziplinären Erörterung, kann ein Autor, der nicht Universalfachmann ist, auch irren oder nicht weit genug recherchieren. Mancher deiner Einwände gegen meinen Text hat sicherlich Berechtigung; und da ich an dem Thema dranbleiben werde, merke ich sie mir gewiss, werde sie bei Weiterem berücksichtigen. Unfair und voreingenommen finde ich freilich, dass du die werkbezogenen Argumente, die sogar von den ultraorthodoxen Schubertianern (vgl. *Mitteilungen 20* des Internationalen Franz Schubert Instituts, Tutzing 1998) nicht mehr zurückgewiesen werden, einfach ignorierst.

Erlaube mir nun aber, dass ich meinerseits ebenso selektiv aus deiner Argumentation das herausgreife, was nun eher »zelebrierte Glaubensgewissheit« deinerseits ist und nicht sich um Objektivität mühende Würdigung von Quellen und Fakten:

Das Schubertsche »vor die Linien laufen« willst du mit Hilfe von Immanuel Kant entsexualisieren. Das wirkt sehr rechtschaffen und gelehrt, ist aber beim besten Willen nicht ernstzunehmen. Meine wegen des bei Ernest Borneman gefundenen Hinweises vermutete Deutung dieser Redensart wurde nach meinem Wiener Vortrag an Ort und Stelle bestätigt. Vor den »Linien«, dem damaligen Linienwall nämlich, war seinerzeit tatsächlich der »Strich«; und auch heute noch ist an der entsprechenden Stelle des »Gürtels« ein Teil des Wiener Rotlichtviertels. Laut Hans Hauensteins *Wiener Dialekt* (2. Auflage, Wien 1978, Seite 84) ist »Linienmutzerl« (Strichkatze) deswegen auch ein Synonym für Prostituierte.

Beim Diskurs über »Cellinis Pfauen« verschweigst du den Capri-Lesern eigenartigerweise, dass Muxfeldt in dem (in deinem Literaturhinweis angeführten) Text eruiert hat, dass im Cellini-Autograph geschrieben steht, dass er die Pfauen »geliebt« habe. Ob das nun nur eine Vogel- oder doch Vögel-Episode ist, kann man dann natürlich immer noch sehen, wie man will; ich finde, dass man den erotischen Subtext Cellinis nicht nur hier nicht überlesen kann. Vom Geflügel-Verzehr ist übrigens bei Cellini nirgends so die Rede, wie es O.E. Deutsch glauben machen will, der wohl auch nur dieses eine Zitat kannte. Und ob nun ein deutsches Gründerzeit-Kochbuch mit schwäbischen, englischen und französischen Rezepten oder Wolfram von Eschenbachs *Willehalm* dazu taugen, kulinarische Vorlieben der italienischen Renaissance zu belegen, wage ich zu bezweifeln. Schubert selbst hatte übrigens

seinerzeit kein Geld für besondere Delikatessen; er aß (und trank) gern und wohl auch viel, aber eher schlicht, keine Jungpfauenbraten, falls diese irgendwo auf der Wirtshaus-Karte gestanden haben sollten, auch keine Fasanen, denn die waren nun unabweisbar eine Chiffre für etwas anderes; denn er hätte, wie Zitate belegen, von ihnen lassen müssen, wenn er einen festen und gut bezahlten Job angenommen hätte, sich kostspielige Leckereien also hätte leisten können! Last not least sollte man auch immer daran denken, besonders wenn es ums Detail geht, dass Goethes stellenweise sehr freie Nachdichtung der *Vita* Cellinis nicht nach dem italienischen Original, sondern nach Nugents englischer Übersetzung entstand! Goethe selbst hat außerdem ausdrücklich auf den homoerotischen Aspekt bei Cellini aufmerksam gemacht.

Kulinarisch wurden übrigens im deutschen Sprachraum, wie ich jetzt erst herausfand, Pfauen als ornithologisch verwandte Fasanen-Vögel mit diesen oft terminologisch in einen Topf geworfen. So wäre also auch noch zu überprüfen, ob die Kochbuchpfauen, die du nennst, überhaupt die gleichen Tiere waren wie bei Cellini. — Ein Aspekt, nämlich der mythisch-symbolische des Pfauen, der in Indien zur Schlangen-Abwehr gehalten und deswegen verehrt wurde, wurde mir erst nach Abgabe des Manuskripts bekannt. Steckt da womöglich christliche Mysogynie drin, wenn sich eine Eminenz Pfauen hält?...

Nikolaus Lenau ganz gewiß, aber auch Robert Schumann kannten nur einen ganz kleinen Teil des Schubertschen Gesamtwerks. Was man schon früh verlegt hatte und immer wieder spielte, waren die gefälligeren, leichteren Sachen, nicht die uns heute wichtigen melancholischen, komplexeren Kompositionen. Die damals geläufige, image-bildende Musik Schuberts galt lange vornehmlich als etwas für den Hausgebrauch höherer Töchter; so erklärt sich das Lenausche Urteil, das du zitierst, ebenso das in meinem Text. (S. 118) — Der Pianist Arthur Schnabel etwa galt noch in den zwanziger Jahren unseres Jahrhunderts als Pionier, weil er Schubert gleichberechtigt neben Beethoven auf seine Konzertprogramme setzte, nicht nur die beliebten kurzen Impromptus spielte, sondern auch die sperrigen Sonaten!

Was den spezifisch homosexualitätsgeschichtlichen Forschungsaspekt angeht, bin ich, der von Literatur und Musik ausgeht, dir an Kompetenz selbstverständlich unterlegen, möchte aber doch zu bedenken geben, dass K.H.Ulrichs den von ihm eingeführten Begriff des Uranismus ja nicht aus ganz freien Stücken erfunden haben wird. Darf denn Mayrhofers *Urania*, die Aphrodite anadyomene, aus »der Uraniden Geschlecht«, keine Präzedenz zu ihm sein?? Warum haben die ersten Herausgeber des betreffenden Schubertlieds Ende des 19. Jahrhunderts den »Trojer« (Ganymed) herausretuschiert und durch die mythologisch-korrekte Dame Hebe ersetzt? Mayrhofer hatte sich da nämlich bestimmt nicht geirrt; seine Abweichungen von der Schul-Mythologie haben immer Methode. Warum gehst du auf Moritz von Schwinds Bild zu diesem Lied (und auch auf seine »Einsamkeit«) nicht ein? Freilich muss sich der Diskurs da auch auf die Malerei ausweiten; das muss zulässig sein und versucht werden, denn die Zusammenhänge sind nicht zu übersehen. Vielleicht nimmt sich mal ein interessierter Kunsthistoriker der Sache an.

In diesem Sinne herzlichst

dein

Christoph Schwandt

im Mai 1998

CAPRI — Zeitschrift für schwule Geschichte
Nr. **27** Dezember 1999

27

I N H A L T

Herzer: Inwieweit waren die beiden schwulen Schriftsteller Wolfgang **Frommel** und Wolfgang **Cordan** in die **Nazidiktatur** verstrickt? *2*
Cordan: Aus der Autobiografie DIE MATTE: Erinnerungen an Wolfgang Frommel *13*
Wolfert: Ebbe Hertzberg und die »Spuren von **Konträrsexualität** bei den alten Skandinaviern« *18*
Söderström: Die Haijby-Affäre *24*
Herzer: **Dr. Otto Peltzer** – Ein Pädophiler überlebt den Nazi-Terror
32

CAPRI wird vom SCHWULEN **MUSEUM**
Mehringdamm 61
10961 Berlin
herausgegeben
Redaktion:
Manfred Herzer
Blücherstr. 61
10961 Berlin
E-Mail:
Homo3000@t-online.de
DRUCK & VERLAG:
Pussy Control / Natürlicher Fortschritt (Oberursel)
ISSN 1431 - 8024

Manfred Herzer

Inwieweit waren die beiden schwulen Schriftsteller Wolfgang Frommel und Wolfgang Cordan in die Nazidiktatur verstrickt?

1. FROMMEL

Zu Leben und Werk Wolfgang Frommels sind 1995 gleich zwei Dissertationen im Buchhandel erschienen, die sich jedoch wie Tag und Nacht voneinander unterscheiden:

Michael Philipp: *„Vom Schicksal des deutschen Geistes": Wolfgang Frommels Rundfunkarbeit an den Sendern Frankfurt und Berlin 1933-1935 und ihre oppositionelle Tendenz.* Potsdam: Verl. für Berlin-Brandenburg 1995. 298 Seiten. ISBN 3-930850-06-0 (Zugleich: Hamburg, Univ., Diss., 1992)

Günter Baumann: *Dichtung als Lebensform: Wolfgang Frommel zwischen George-Kreis und Castrum Peregrini.* Würzburg: Königshausen u. Neumann 1995. 448 Seiten. ISBN 3-8260-1112-0 (Zugleich: Stuttgart, Univ., Diss., 1994)

Philipps Arbeit erweckt eher den Eindruck einer Auftragsarbeit, die Frommel von dem Vorwurf reinwaschen soll, er sei mindestens bis 1935 Nationalsozialist gewesen und verdanke seine beachtliche Karriere im NS-Rundfunk seiner nationalsozialistischen Gesinnung; Philipp will vielmehr nachweisen, dass Frommel schon immer dagegen gewesen sei, wie Frommel das selbst nach dem Krieg stets behauptet hat. Ferner will Philipp zeigen, dass Frommels Radiopropaganda nicht als Unterstützung der Nazis gemeint war, sondern als Beitrag zum Kampf gegen sie.

Im Gegensatz zu Baumann erhielt Philipp von dem »Verleger der Zeitschrift Castrum Peregrini und Eigentümer des Nachlasses von Wolfgang Frommel«, Goldschmidt, die Genehmigung, diesen Nachlass für seine Zwecke auszuwerten. Über Baumann wurde, anscheinend nachdem er sich dem Eigentümer des Nachlasses gegenüber nicht sehr gefügig zeigte, eine »Vorzensur des Archivmaterials« (Baumann S. 12) verhängt.

»Aus persönlichen Gründen wurde der Einblick in große Teile der Briefe Wolfgang Frommels verwehrt. Das für die Zeitgeschichte mutmaßlich hochrangige Privatarchiv der Malerin Gisèle van Waterschoot van der Gracht blieb mir auf Anweisung des Castrum Peregrini (nicht der Künstlerin) leider verschlossen. Nachträglich wurde der Abdruck einzelner Texte untersagt.« (Baumann S. 12)

So musste Baumann seine Untersuchung im wesentlichen auf Texte und Materialien aus öffentlich zugänglichen Archiven beschränken, was jedoch die Qualität seiner Forschungsresultate nicht minderte. Es gelang ihm allein mit den herkömmlichen Verfahren der Textinterpretation der schlüssige Nachweis, dass es sich bei Frommels Gruppengründung in der ersten Hälfte der dreißiger Jahre — der Verlag *Die Runde* in Berlin — weitgehend um einen Zusammenschluss schwuler Nazis handelte, die teilweise glanzvolle Karrieren im Staatsapparat begannen, nachdem Hitler zum Reichskanzler ernannt worden war. Ihr Glaube an die NS-Diktatur erfuhr jedoch mit dem Röhm-Putsch, der Massenmordaktion vom 30. Juni 1934, eine erste Erschütterung, was seitdem in manchen Fällen zur völligen Ernüchterung und sogar zur Teilnahme am Widerstand führte, in Frommels Fall: zur Rettung mehrerer jüdischer Teenager vor der Ermordung durch die Nazis. Selbstverständlich waren nicht alle Mitglieder der *Runde* schwule Nazis. So beteiligte sich beispielsweise 1933 der nichtschwule und wohl auch nichtnationalsozialistische Hannoveraner Keksfabrikant Gerhard Bahlsen finanziell an dem Verlag. Bahlsens Freund René König erhielt dort einen Job, worüber er später in seinen Memoiren schrieb: »Der Verlag wurde von meinem alten Studienfreund Gerhard Bahlsen finanziert, der mich als eine Art Wachhund bestellt hatte, um zu verhindern, daß allzu bildungsmäßig verstiegene Publikationen aus dem George-Kreis übernommen wurden.« (nach Baumann S. 157)

Zwar geht es bei Philipp vor allem um Frommels Propagandatätigkeit im NS-Rundfunk und bei Baumann um Frommels Verlag, Zeitschrift und Verein *Castrum Peregrini* in Amsterdam, dennoch werden in beiden Arbeiten Frommels Lebenswerk und die wechselnden Literatensubkulturen, in denen er sich bewegte, aus gegensätzlichen Perspektiven betrachtet. Der Titel von Philipps Arbeit, Vom Schicksal des deutschen Geistes, ist zwar in Anführungszeichen gesetzt, weil dies der Gesamttitel von Frommels Radiosendungen und einer Buchpublikation von 1934 war, Philipp tut aber so, als ob es Frommel und seinen Freunden tatsächlich um den deutschen Geist, was immer das sein soll, und die Rettung desselben vor dem Nazi-Ungeist gegangen sei, und nicht um den Versuch, sich im Dritten Reich, dem man große Erwartungen, Hoffnungen und Sehnsüchte entgegenbrachte, zu etablieren. Der deutsche Geist von Winckelmann bis Nietzsche sowie der Geist von Hellas hatten für Frommel 1933 in Adolf Hitler einen Beschützer gefunden. Zwei besonders drastische Stellen aus Frommels frühen Propagandaschriften seien zitiert:

»Was der Führer so eindeutig klar auf seiner Nürnberger Rede gesagt hat, daß Hellas der wahre Mitkämpfer und Ahne des Neuen Reiches sein solle, mählich ergreift dies Bewußtsein die Besten der neuen Generation, denn sie erkennen, daß die Sonne, deren Strahl ihren Scheitel vergoldet, dem

Archipelagus entstieg.« (Frommel in: Das Deutsche Wort, Juni 1934; nach Baumann, S. 241)

»Wir wollen das Zeitalter des deutschen Geistes zwischen Winckelmann und Nietzsche unter dieser neuen Sicht aufschließen und so den Beweis erbringen, wie viel der Liberalismus verfälscht hat, und wie der recht verstandene Nationalsozialismus der echtbürtige Erbe der deutschen Vergangenheit ist.« (Frommel in: Der Dreißigste Januar, 1934; nach Baumann, S. 247)

Im Unterschied zu seinem Gönner und Förderer, dem Rundfunkintendanten Walther Beumelburg, war Frommel vermutlich nicht Mitglied in der Nazi-Partei und in der SS. Frommel war aber Mitglied in Ernst Röhms SA, wie aus einem Fragebogen ersichtlich wird, den Frommel im Oktober 1933 ausfüllte und der heute im Bundesarchiv aufbewahrt wird (Dok. 1). Philipp bemüht sich, die NS-Karriere Beumelburgs in ihr Gegenteil umzuinterpretieren und bei ihm eine »nicht-nationalsozialistische Einstellung« und eine »oppositionelle Haltung« nachzuweisen. (Philipp, S. 44) Baumann weist diese Mohrenwäsche überzeugend zurück, akzeptiert aber die Erklärung, Frommel habe sich »fälschlicherweise« zu seiner SA-Mitgliedschaft bekannt:

»In einem Fragebogen gab Frommel an, Mitglied der SA zu sein, was Michael Philipp für eine Falschaussage hält, weil es keine weiteren Belege dafür gebe, zumal Frommel später beteuerte, keiner nationalsozialistischen Organisation beigetreten zu sein.« (Baumann, S. 241; vgl. Philipp, S. 36)

Hier ist jedoch ein Fragezeichen anzubringen, denn warum sollte sich Frommel beim Ausfüllen des Fragebogens für seinen neuen Arbeitgeber in der gewiss nicht unwichtigen Frage nach der SA-Zugehörigkeit irren? Warum sollte er lügen? Wenn Philipp im Bundesarchiv keine weiteren Belege zu dieser Angelegenheit gefunden hat, dann spricht dies eher für die bekannte kriegsbedingte Lückenhaftigkeit der Archivbestände, aber keinesfalls für Frommels damalige »nicht-nationalsozialistische Einstellung«.

Während Philipp Frommels Homosexualität weitgehend tabuiert, würdigt Baumann die — wie er das nennt — »homoerotischen Neigungen« Frommels durchaus angemessen und hält es für »verwunderlich«, dass der »homosexuellen Seite« von Frommels Gruppen- und Verlagsgründungen (*Die Runde*, *Castrum Peregrini*) von den bisherigen Kommentatoren und Interpreten keine Beachtung geschenkt wurde.

Philipp kann es immerhin an zwei Stellen nicht vermeiden, die Homosexualität wenigstens zu erwähnen:

Am 15. Juni 1934 sendete der Reichssender Berlin unter Frommels Redaktion einen Vortrag des nationalsozialistischen Jean-Paul-Forschers Hajo Jappe mit dem schönen Titel »Jean Pauls Flegeljahre. Ein Denkmal der Freundesliebe«. Philipp lag das Typoskript des Vortrags, das Frommel mit Anmerkungen versehen hatte, vor. Mit Frommel ist er der Ansicht, dass das »Thema der mann-männlichen Freundschaft«, um das es in dem Vortrag ging, besonders »kühn« und »brisant« sei, weil zwei Wochen später »unter dem Vorwurf der Homosexualität, beim sogenannten ›Röhm-Putsch‹ die SA-Führung liquidiert« worden sei. Es mag sein, dass es der schwule Frommel damals für kühn hielt, eine Jean-Paul-Interpretation zu senden, die sich offensichtlich vollständig im Toleranzspektrum der NS-Germanistik bewegte und obendrein beteuerte, dass Freundesliebe stets »›körperfreie Liebe‹« bedeute (Philipp S. 143). Es trägt aber Züge unfreiwilliger Komik, wenn Philipp der Selbsteinschätzung Frommels zustimmt und dabei auf die zeitliche Nähe zum Röhm-Putsch verweist. Philipps Ziel ist es natürlich, noch aus den belanglosesten Handlungen Frommels eine »oppositionelle Tendenz« herauszulesen, was ihn sogar zum Anrühren des Homosexualitätstabus verleitet.

Ähnlich erheiternd wirkt Philipps zweiter homosexueller Annäherungsversuch. Im Bundesarchiv hat er einen internen Vermerk der Reichsschrifttumskammer über einen Gedichtband Frommels von 1937 gefunden, in dem es unter anderem heißt:

»Auf einigen Seiten muss die Vermutung entstehen, dass der Verfasser aus homosexuellen Gefühlen heraus schreibt, doch diese Gefühle stets hinter symbolhaften Worten versteckt [...] Auffällig ist, dass das Buch ausgerechnet 175 Seiten hat. Liegt hier eine Absicht vor?« (Dok. 2)

Philipp meint, solche Ausführungen hätten zu »möglichen Konsequenzen« geführt oder führen können, belässt es aber wiederum bei diesen Andeutungen (Philipp S. 42). Auch die nicht begründete Kündigung der Anstellung Frommels beim NS-Rundfunk im September 1935 könnte nach Philipps Ansicht mit dem »Vorwurf homoerotischer Beziehungen« in Verbindung stehen, was er mit dem Hinweis auf den eben zitierten Vermerk von 1937 begründet (Philipp S. 61). Offensichtlich dient dies wiederum der Suggestion, Frommel sei damals kein Nazi, sondern ein kühner und gefährdeter Oppositioneller gewesen. Tatsächlich blieb Frommels Gedichtband mit seinen hinter symbolhaften Worten versteckten homosexuellen Gefühlen ohne jede Konsequenz für den Dichter, will man nicht eine kritische Bemerkunge in der Nazi-Presse als Bedrohung werten: 1939 findet sich in einer Würdigung Stefan Georges aus nationalsozialistischer Sicht eine tadelnde Bemerkung über Frommels »homoerotische« Gedichte:

»Da ist zunächst der Kreis und Troß der dichterischen Nachahmer, die, selbst ohne Form und Gehalt, den Ton des Meisters zu treffen suchen. Darüber könnte man zur Tagesordnung übergehen, wenn nicht Georges Form und Weise mit dem ganzen

DOKUMENT 1 (Bundesarchiv Aktenbestand RKK, Bestandssignatur Frommel)

Südwestdeutscher Rundfunk
G. m. b. H.

Frankfurt a.M., den 29. IX 1933

57

Betrifft: K a r t e i
Schreiben des Herrn Reichsministers für Volksaufklärung u.Propaganda vom 12.9.33

Geschäftszeichen: I 2/1200/12.9.

P e r s o n a l - A u f s t e l l u n g

1. Vor-und Zuname: Wolfgang Frommel
2. Geburtsdatum und -Ort: 8. VII. 1902 Karlsruhe i/B.
3. Amtsbezeichnung und Dienststelle: Programmleitung der Abteilung „Worte" im S.W.funk.
4. Religion: evangelisch
5. Wohnung: Dahlemzödz. Am Forum 24
6. Fernsprecher:
7. Familienstand, Zahl der Kinder: —
8. Ob Mitglied der NSDAP (Seit wann? — Mitgl.-Nr., Angehöriger der SA,SS, SA Stahlhelm,Amtswalter in der Partei usw.): —
9. Ob früher Mitglied einer anderen Partei — oder ihrer Nebenorganisationen(welcher? — von wann bis wann): —
10. Ob Kriegsteilnehmer (Schwerbeschädigter): —

Wolfgang Frommel
Unterschrift.

Anlage: 1 Lichtbild

Nachr. Juli 1956

DOKUMENT 2 (Bundesarchiv Aktenbestand RKK, Bestandssignatur Frommel)

II/2 -

Berlin W 8,,den 30. April 1937

Herrn

M e n z

im Hause.

Betrifft: Wolfgang Frommel, "Gedichte"
Otto von Holten Berlin, MCMXXXVII

Verfasser ist der Sohn des bekannten Stadtpfarrers und Professors Otto Frommel, Heidelbg.

Wolfgang Frommel entstammt dem literarischen Kreis um Gundolf herum und rief vor einigen Jahren den Verlag "Die Runde" ins Leben. Auch leitete er in den Jahren 34/35 im Reichssender Berlin die Mitternachtssendung am Freitag Abend von "Deutscher Art und Seele" (oder so ähnlich). In dieser Vortragsfolge kamen zum Teil sehr beachtliche geistig hochstehende Themen zur Sprache, aber auch manches rein Ästhetische und Ästhetisierende. Die vorliegenden Gedichte sind nicht nur rein äusserlich genau wie die Gedichtbände von Stefan George gedruckt, sondern die Gedichte sind reines Epigonentum, kaltes l'art pour l'art. Manche Strophen scheinen auch von Platen beeinflusst zu sein. Auf einigen Seiten muss die Vermutung entstehen, dass der Verfasser aus homosexuellen Gefühlen heraus schreibt, doch diese Gefühle stets hinter symbolhaften Worten versteckt.

Da das Buch eine einmalige Auflage von 400 numerierten Exemplaren ist und der Preis dementsprechend

- 2 -

dementsprechend hoch ist, dürfte die Verbreitung nur auf den engsten Kreis beschränkt bleiben. Demgemäss ist das Buch nicht zu beanstanden. Positives für das neue Deutschland hat das Buch nicht zu geben.

Auffällig ist, dass das Buch ausgerechnet 175 Seiten hat. Liegt hier eine Absicht vor ?

Anlage

Zauber ihrer Aufmachung zum Deckbild homoerotischer Tendenzen mißbraucht worden wäre. Gemeint ist der Fall Wolfgang Frommel, dessen „Gedichte" 1937 bei Otto von Holten in Berlin erschienen sind. Es sind genau 175 Gedichte — die Zahlensymbolik ist unmißverständlich —, die an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig lassen und in der Aufforderung gipfeln: „Wir wollen dem Lande des traurigen Fleißes enteilen", ein Mißbrauch, gegen den der tote Dichter sich nicht mehr zur Wehr setzen konnte.« (Koch 1939, S. 80)

Zweifellos markiert Frommels Kündigung beim Berliner Rundfunk den Beginn seiner Abwendung vom NS-Regime, die Erschütterung seines Glaubens an Adolf Hitler und den Rückzug in »eine innere Emigration« (Baumann, S. 261). Noch bis 1940 erschienen in Frommels Verlag *Die Runde* neue Werke. 1943 wurde das Unternehmen aus dem Berliner Handelsregister gestrichen. Den Gedichtband von 1937 nennt Baumann wohl zu Recht »einen deutlichen Schlußstrich« unter Frommels NS-Verstrickung (Baumann S. 232). Mitte 1937 reiste Frommel in die Schweiz, was meiner Meinung nach nur mit erheblicher Übertreibung von Baumann als Reise »ins Exil« oder als »Emigration« bezeichnet werden kann (S. 264 u.ö.), denn Frommel war völlig legal ausgereist, hat sich offensichtlich nie um einen Flüchtlingsstatus bemüht und ist im Frühjahr 1938 ins faschistische Italien weitergereist, von dort im Herbst 1938 nach Paris und kurz vor Beginn des Krieges im Juli 1939 nach Holland.

»Da er als deutscher Staatsbürger und nicht als verfolgter Flüchtling kam, hatte er größere Handlungsfreiheit als andere Emigranten. Nach 1940 [dem Jahr der Nazi-Okkupation, M.H.] verbesserte sich sogar seine Lage für kurze Zeit, während sich die seiner meist jüdischen Freunde verschlimmerte.« (Baumann, S. 305)

In dem ostholländischen Ort Eerde gab es eine nach reformpädagogischen und christlichen Grundsätzen (»unpolitisch, antidogmatisch und pazifistisch«, Baumann S. 306) von Quäkern geführte internationale Schule, die nach 1933 hauptsächlich von Kindern jüdischer Emigranten aus Nazi-Deutschland besucht wurde. Zwei Lehrer, die vor den Nazis geflohen waren und in Eerde unterrichteten, Adolf Friedrich Wongtschowski und Cyril Hildesheimer, waren mit Frommel seit seiner Zeit in Berlin befreundet und ermöglichten ihm, eine Art Unterrichtstätigkeit an der Quäkerschule aufzunehmen.

»Regelmäßig besuchte er Eerde, wo er ein Arbeitszimmer zur Verfügung hatte, und hielt kleinere Vorträge über deutsche und griechische Literatur. Darüber hinaus suchte er die Kinder an sich zu binden. C. V. Bock berichtet von seiner ersten innigen Begegnung mit Frommel, die in der Erinnerung zur mystischen Initiation in einen auserwählten Kreis wird. Die Trennung von den Eltern sowie die von Hildesheimer und [Wongtschowski] vorbereitete *Aura* um Frommel ließ die pubertierenden Jungen sich zur ›geistigen Sohnschaft‹ bekennen. Am Gestus des *bildenden Kusses* erkennt man den wiederholten Versuch Frommels [...], dichterische Intuition über körperliche Berührung weiter- und Übersinnliches sinnlich wiederzugeben.« (Baumann S. 306 f.)

Als im Jahre 1942 abzusehen war, dass die Nazis die jüdischen Schüler und Schülerinnen von Eerde ins KZ bringen wollten und als die Schulleitung »im Gottvertrauen«, wie Baumann schreibt, jegliche Fluchthilfe und Evakuierung ablehnte, konnte Frommel gemeinsam mit Cordan, der damals ebenfalls in Eerde unterrichtete, einigen der Bedrohten zur Flucht verhelfen und sie bis zum Kriegsende verstecken. Diese Rettung der jüdischen Schüler und Schülerinnen vor der wahrscheinlichen Ermordung bezeichnet die endgültige Abkehr Frommels von seiner Nazivergangenheit und den Eintritt in den antinazistischen Widerstandskampf.

2. CORDAN

»Der schillernde Dichter Cordan, den Frommels Bruder noch 1943 in SS-Uniform gesehen hat, der im Frühjahr 1944 unter seinem richtigen Namen Heinrich (Heinz) Wolfgang Horn deutscher Wehrmachtssoldat und im November Mitglied einer Widerstandsgruppe in den Niederlanden wurde, spielte seine Doppelrolle den deutschen Behörden gegenüber offenbar gut, aber auch den Freunden blieb seine eigentliche Persönlichkeit verschlossen. C. V. Bock beschrieb ihn als ›facettenreich‹ und sogar als intrigant« (Baumann, S. 310). Baumann übernimmt hier das Cordan-Bild, das die Frommel-Gemeinde zu lancieren bemüht ist und das eine Nähe Cordans zu den Nazis suggeriert. Der Brief, in dem das NSDAP-Mitglied Gerhard Frommel seinem Bruder erzählt, er habe Cordan in SS-Uniform gesehen, wurde nie veröffentlicht, aber vor Baumann wurde bereits Hans Renders von den Frommel-Erben mit Hinweis auf diesen Brief dazu verleitet, bei Cordan eine NS-Verstrickung zu vermuten. Renders erwähnt den Brief, in dem Cordan 1943 in SS-Uniform auftaucht, gleich in zwei seiner Aufsätze über Cordan, (Renders 1987, S. 8; Renders 1989, S. 143) er vermeidet aber stets eine Kommentierung dieser Briefstelle. Da er nie einen Zweifel an der Glaubwürdigkeit des Briefschreibers äußert, glaubt er anscheinend selbst, dass Cordan Mitglied der SS gewesen ist. Baumann hingegen ist souverän genug, um der Castrum-Peregrini-Suggestion zu widerstehen und aus Cordans Beiträgen zu der Zeitschrift *Het Fundament* den entscheidenden Dissenzpunkt zwischen Cordan und Frommel, die Einstellung zur Demokratie, zu erkennen: »Die Spannungen in den Beziehungen mit Frommel, der seine halboffizielle Existenz nach 1940 durch eine offizielle Schreibertätigkeit tarnte und insofern ähnlich facettenreich war, ergaben sich zudem bestimmt aufgrund politi-

scher Differenzen. Waren sich beide in der Ablehnung Hitlers noch einig, konnte Cordan Frommels Auffassung vom Dichter als Führer und damit die Befürwortung autoritärer Strukturen kaum teilen; dies wird in der Polemik deutlich, die Cordan diesbezüglich mit dem dichtenden Politiker Gerretson anstrengte.« (Baumann S. 310)

Eine wichtige Quelle zu Cordans Haltung und Verhalten in den Jahren 1933 bis 1945 ist seine bis heute unpublizierte Autobiografie DIE MATTE. Eine Kopie des Typoskripts konnte die Castrum-Peregrini-Gruppe offensichtlich in ihren Besitz bringen und unter Verschluss halten, weil das Frommel-Bild und das Bild, das Cordan darin von sich selbst zeichnet, kaum mit den entsprechenden Bildern der Castrum-Peregrini-Gruppe vereinbar sind. Baumann berichtet, dass ihm und vorher schon Hans Renders die Einsichtnahme in DIE MATTE verboten wurde, weil Cordan darin »Dichtung und Wirklichkeit zu sehr vermenge«. (Baumann, S. 12) Glücklicherweise befindet sich eine zweite Kopie der MATTE im Besitz der Berliner Familie Leupold, die Cordans Erben sind.

Neben diesem Exemplar der MATTE konnten für die folgende Rekonstruktion von Cordans Leben während der Nazizeit ein Tagebuch-Fragment 1936 - 1939 aus dem Besitz der Familie Leupold, eine Cordan betreffende Akte der Reichsschrifttumskammer im Bundesarchiv Berlin und einige Dokumente aus dem Nederlands Instituut voor Oorlogsdocumentatie Amsterdam verwendet werden. Ferner stütze ich mich auf meine Vorarbeiten in *Capri* 26. (Herzer 1998) Cordan gibt in der MATTE keine lückenlose Beschreibung seines Lebens, es handelt sich eher um eine collageartige Reihung von Episoden und Reflexionen.

Dass er während der Nazizeit mehrmals in Deutschland gewesen ist und dass er ohne Schwierigkeiten und legal ein- und ausgereist sein muss, ist anhand der Akte im Bundesarchiv sicher zu belegen. In der MATTE erzählt er dagegen nur von einer einzigen illegalen Reise aus Holland nach Deutschland im Oktober 1933. Im Februar 1933 war Cordan aus Berlin nach Paris gereist, fand dort für einige Wochen eine Anstellung als Übersetzer bei der kommunistischen Tageszeitung *L'Humanité* und schrieb seine Antinazi-Broschüre *L'Allemagne sans masque*, zu der André Gide ein kurzes Vorwort verfasst hatte. Wie er wegen dieser Broschüre seinen Job verlor, schildert er in der MATTE so:

»Mir wurde eröffnet, mein Buch sei kontrarevolutionär, enthielte bürgerliche Abweichungen, insbesondere freudianische Psychologie, und es beschimpfe den deutschen Arbeiter. Ich war sprachlos. Man versetze sich in meine Lage: kaum vierundzwanzigjährig vor der Inquisition der reinen Lehre!

Ich wandte mich an Cachin [einem Redakteur der *L'Humanité*], der doch alles gelesen und gebilligt hatte. Was antwortete der Mann?

Nie hatte er etwas von diesem Elaborat vor Augen gehabt! Streng ermahnte er mich, zu einem verzeihlichen Delikt der Urteilstrübung nicht die unverzeihliche Lüge zu fügen. Bei Marx und allen Kirchenvätern der roten Kapelle! Schließlich war ich, wenn überhaupt etwas, ein apostatischer Bürger und ein Bewunderer Erich Mühsams. Meine Bibel hieß *Götzendämmerung*. Wieso denn dieses Parteigericht über mich? Ich sagte mit der Entrüstung der Jugend dieses und jenes und flog raus.« (DIE MATTE, Blatt 145 f.)

Cordan ging dann im Sommer 1933 nach Holland und lebte dort »im Hausboot eines anarchistischen Schriftstellers.« Dieser Anarchist »litt fürchterlich unter der Ungewissheit, was aus seinen Gesinnungsgenossen in Deutschland geworden sei. Zwar wussten wir, dass man Erich Mühsam auf der Latrine des Konzentrationslagers Oranienburg erhängt hatte. Wo aber steckte Mühsams Frau Zenzel? Konnte man nicht einige Kameraden retten? Er beschwor mich, noch einmal über die Grenze zu gehen. In Holland würde man eine Existenz für die Gejagten finden.« (DIE MATTE, Blatt 8) Mit einem gefälschten holländischen Pass, der auf den Namen Theo van der Waal lautete, brachten ihn seine holländischen Freunde illegal über die Grenze. Einige Wochen später ist er genauso illegal auf einem Schiff über Dänemark nach Holland zurückgekehrt. Bei der Lektüre der MATTE gewinnt man leicht den Eindruck, als ob Cordan sich von Ende 1933 bis etwa 1946 ununterbrochen in den Niederlanden und in Belgien aufgehalten habe, obwohl dies nie explizit behauptet wird. Wenn man aber weiß, dass Cordan seit 1934 an der sozialistisch-pazifistischen Amsterdamer Zeitschrift *Het Fundament* und an Klaus Manns Zeitschrift *Die Sammlung* mitarbeitete, dass ferner 1934 in Hilversum seine Novelle *De Wijzen van Zion* erschien, die am Schicksal eines jüdischen Studenten in Deutschland den dort herrschenden antisemitischen Terror beschreibt, dann hält man eine Rückkehr Cordans ins Nazi-Reich für ausgeschlossen.

Doch sagen die Schriftstücke aus dem Bundesarchiv etwas anderes: Am 21. Mai 1937 reicht Cordan unter seinem wirklichen Namen Heinrich Wolfgang Horn eine »Aufnahme-Erklärung« an die Reichsschrifttumskammer ein. Zu dieser Zeit hielt sich Cordan offensichtlich in Berlin auf, und aus dem vom Berliner Polizeipräsidenten ausgestellten »polizeilichen Führungszeugnis«, das er am 12. Juni 1937 nachreicht, geht hervor, dass er unter anderm »vom 7. Oktober 1932 bis 8. März 1933, vom 15. Juli 1935 bis 10. September 1936 u. vom 1. Oktober 1936 bis jetzt hier polizeilich gemeldet und daß in den polizeilichen Listen eine Strafe nicht verzeichnet ist.« Der Aufnahme-Erklärung ist ferner der hier abgebildete »Lebenslauf« (Dok. 3) bei

L e b e n s l a u f .

Ich, Heinrich Wolfgang H o r n , wurde am 3.6.09 in Berlin - Lichterfelde-West geboren als Sohn des verstorbenen Ministerialdirektors Professor Dr. E. Horn und seiner Ehefrau Elsa, geb. Heisler.

Mein Vater genoss als Schriftsteller, insbesondere als Universitätshistoriker und vergleichender Schulwissenschaftler, einen bedeutenden Ruf; er ist der Mitverfasser des bekannten Standardwerkes : " Erdmann-Horn: Bibliographie der deutschen Universitäten". Von ihm leite ich meine Neigung zur Schriftstellerei her.

Ich besuchte das humanistische Gymnasium auf verschiedenen Anstalten, von denen ich eine mehrjährige Zugehörigkeit zur Landesschule Schulpforta erwähne. Das Abiturium absolvierte ich am Schiller - Gymnasium in Lichterfelde-Ost.

Meine schriftstellerische Tätigkeit begann schon 1926 in Dessau, wo ich die Oberklassen des humanistischen Gymnasiums durchlief.

Durch persönliche Beziehungen zum und unter starkem Eindruck des Otto zur Linde-Kreises begann ich Gedichte zu schreiben, von denen ein kleiner Teil in dem später erschienenen Band "Landschaften und Entrückungen, Leipzig 1931" enthalten ist. Auch in der Dessauer Tagespresse (Dessauer Zeitung, Anhaltische Rundschau) begann ich mit Publikationen über Grabbe, Kleist, Pannwitz, Otto zur Linde etc. hervorzutreten. Auch gewann ich einen Preis der Stadt Dessau mit einer Arbeit über Conrad Ferdinand Meyer.

Nach Erlangung der Matura studierte ich zunächst in Berlin Musik, Philosophie und Theaterwissenschaften, gab jedoch nach wenigen Semestern das Studium auf und brachte die folgenden Jahre 1929/35 ohne Ausübung eines festen Berufes fast gänzlich auf Reisen zu, die mich nacheinander durch den gesamten Balkan, die Türkei, Italien, Frankreich, Belgien, Holland und Dänemark führten.

-/-

In all dieser Zeit, die ich als eine Vorbereitung ansah, publizierte ich nur sehr wenig.

Seit 1935 lebe ich, von wenigen Unterbrechungen abgesehen, ausschliesslich in Berlin und arbeitete zunächst für die Zeitschrift " Die Auslese " , war dann ab Oktober 1936 als freier Mitarbeiter für den Verlag des Archivs für Wirtschaftsgeschichte tätig, dessen Leitung in Vertretung des Geschäftsführers Dr. Heinrich von Schweinichen ich am 1. 1. 1937 übernahm.

Einer politischen Partei habe ich niemals angehört, doch wird aus dem Hinweis auf den literarischen Einfluss des Otto zur Linde - Kreises wohl deutlich, dass ich mich von je her in einem Gedankenkreis bewegte, der in sehr wesentlichen Punkten der nationalsozialistischen Weltanschauung nahekommt. Wenn ich noch eine spätere Verbindung mit dem Kreis um Albert Verwey , also dem holländischen George-Kreis, erwähne, darf ich hoffen, meine geistige Situation genügend gekennzeichnet zu haben.

Da ich nunmehr daran denke, die in langen Jahren der Vorbereitung gesammelten literarischen Ergebnisse meiner Entwicklung in größerem Maßstabe zu publizieren, ergibt sich für mich die Notwendigkeit des Eintritts in die Reichsschrifttumskammer.

Als Bürgen für meine politische Einstellung verweise ich auf
Herrn Walter Springer, Berlin, Neue Schönhauserstr. 11,
(Mitgl. der NSDAP.)

für meine literarische Qualifikation nenne ich
Herrn Kuno Felchner, Charlottenburg, Schlüterstr. 63
(Mitglied der Reichsschrifttumskammer, Mitgl.-No. lo 521).

Berlin-Halensee, den 21. Mai 1937.
Nestorstr. 35

Hs W. Horn

gefügt, an dem besonders hervorzuheben ist, dass er seit 1935 fast ständig in Berlin gewesen ist und dass er »ab Oktober 1936« im »Verlag des Archivs für Wirtschaftsgeschichte« gearbeitet hat. Bei der Zeitschrift *Die Auslese* handelt es sich um eine populärwissenschaftliche Monatsschrift, die Aufsätze aus ausländischen Zeitschriften brachte. Cordans Mitarbeit bestand offenbar darin, dass er Texte aus dem Französischen und Englischen übersetzte. In dem Fragebogen, der ebenfalls seiner Aufnahme-Erklärung beifügte, gibt er an, für *Die Auslese* 1935/36 insgesamt sechzehn Beiträge verfasst zu haben und dass seine »schriftstellerischen Bruttoeinnahmen im Jahre 1935 RM ca 300 betragen hat.« Als Begründung für den Beitritt zur Reichsschrifttumskammer gibt er im Fragebogen an: »Ein umfangreicher Gedichtband "Das atmende Jahr" ist zur Veröffentlichung im Verlag Müller & Kiepenheuer vorbereitet.« Der Band ist offensichtlich nicht erschienen, und das nächste Schriftstück in der Bundesarchiv-Akte ist eine Anfrage der Reichsschrifttumskammer an das Berliner Einwohner-Meldeamt, ob dort die neue Anschrift des Heinrich W. Horn bekannt ist. Die Antwort befindet sich handschriftlich auf der Rückseite und lautet: »Der ums. Genannte ist am 1. 10. 38 nach unbekannt (Holland) abgemeldet.«

An den Anfang seines Tagebuches, das hauptsächlich 1936 geschrieben wurde und vor allem Entwürfe zu Aufsätzen in *Het Fundament* enthält, setzt Cordan die Angabe: »Steglitz 25/4. 36«. Bei dem Schriftwechsel mit der Reichsschrifttumskammer 1937 nennt er stets als seine Adresse: Berlin-Halensee, Nestorstr. 55. Es könnte sein, dass er bis Oktober 1936 in der Steglitzer Wohnung seiner Mutter gelebt hat. Nestorstr. 55 ist zugleich auch die Adresse seines neuen Arbeitgebers, des Verlags Archiv für Wirtschaftsgeschichte.

Aus all dem ergibt sich, dass Cordan sehr wahrscheinlich von Juli 1935 bis Oktober 1938 mit nur unwesentlichen Unterbrechungen in Berlin gelebt und gearbeitet hat. Seine schriftstellerische Tätigkeit in Frankreich und Holland, die sich größtenteils gegen die Nazis richtete, ist von diesen unbemerkt geblieben. Dass dies möglich war, erklärt sich nicht allein aus der Unzulänglichkeit der Observations- und Spitzeltätigkeit der Nazis gegenüber ihren Gegnern. Cordan hat in Frankreich unter dem Namen Heinz Horn und in Holland unter dem Schriftstellernamen Wolfgang Cordan veröffentlicht, so dass es umfangreiche Ermittlungstätigkeit erfordert hätte, die Identität des Autors festzustellen.

Eine alternative Deutung dieses Sachverhalts könnte etwa besagen: Die Nazis haben immer von Cordans Antinazi-Tätigkeit im Ausland gewusst und er hat dies nur zur Tarnung seiner Agententätigkeit für die Nazis getan. Cordans einstiger Freund und späterer Feind Jef Last hat ihn in einem Brief an Gide 1938 als »Nazispion« bezeichnet, (»Je le soupçonnais d'être un espion nazi«, vgl. Herzer 1998, S. 29), und Cordan selbst erzählt in der MATTE, dass er gleich nach dem Krieg von dem Schriftsteller Theo van der Wal gegenüber der Polizei als »Nazi-Agent« bezeichnet wurde. (DIE MATTE, Bl. 344) Solche Verdächtigungen, denen heutige Autoren wie Hans Renders und Günter Baumann Glauben zu schenken scheinen, konnten bisher durch keinerlei Tatsachen bestätigt werden, und auch die Tatsachen, die jetzt aus der Cordan-Akte im Bundesarchiv zu entnehmen sind und die Cordan selbst wenn nicht verleugnet so doch verschwiegen hat, erlauben nicht den Schluss auf irgendeine Nazi-Kollaboration oder gar Spionagetätigkeit Cordans.

Das nächste Blatt in der Bundesarchiv-Akte ist ein Schreiben Cordans mit folgendem Briefkopf:

H.W.Horn
p/a Dr.K.Kollar
v.d.Veldestraat 7
Amsterdam

Es ist an die Reichsschrifttumskammer in Berlin-Charlottenburg gerichtet und lautet:

»Amsterdam, den 15. Oktober 1941. Der Unterzeichnete, H.W. Horn, geboren 3. 6. 09, Berlin, erlaubt sich die folgende Anfrage: Seit vielen Jahren im Ausland lebend und schriftstellerisch fast gar nicht hervortretend, war bisher für mich die Frage der Mitgliedschaft nicht gegeben. In diesem Augenblick erscheint nach langjährigen Vorbereitungen unter meinem Schriftstellernamen Wolfgang Cordan eine grosse Anthologie holländischer Dichtung, die vom holländischen Propagandaministerium nach Einsicht in die Druckproben als kulturpolitisch wertvoll bezeichnet wurde. Da auch von anderen reichsdeutschen Verlagen Anfragen für ähnliche Arbeiten bei mir einlaufen, richte ich an Sie die Frage, ob und nach Erfüllung welcher Formalitäten ich Mitglied der Kammer werden kann. Ich bin Reichsdeutscher und arischer Abstammung. Mit deutschem Gruss Heinrich W. Horn«

In der Antwort vom 2.11.1941 wird Cordan mitgeteilt, dass er der Kammer nicht angehören könne, weil er seinen ständigen Wohnsitz nicht im Reichsgebiet hat. Man weist ihn aber darauf hin, »daß etwaigen Veröffentlichungen Ihrer schriftstellerischen Arbeiten im Reichsgebiet nichts entgegensteht, sofern die sonst geltenden Bestimmungen eingehalten werden.«

Daraufhin erschienen in den Jahren 1941 bis 1943 insgesamt fünf Werke mit Übersetzungen und Einleitungen von Cordan:

- Niederländische Malerei im 15. und 16. Jahrhundert. Amsterdam-Leipzig: Akademische Verlagsanstalt Pantheon 1941. 371 S.
- Antoon Coolen: Jan der Schuhflicker. Übertragen von Wolfgang Cordan. Amsterdam-Leipzig: Tiefland Verlag 1941. 73 S.
- Spiegel der Niederlande. Die niederländische Dichtung seit der Achtziger Bewegung. Eingeleitet

und übertragen von Wolfgang Cordan. Amsterdam-Leipzig: Tiefland Verlag 1941. LV, 159 S.

- Spiegel der Niederlande. 2. Auflage. Amsterdam-Leipzig: Tiefland Verlag 1942. LV, 159 S.
- Der vlämische Spiegel. Die vlämische Dichtung von Guido Gezelle bis zur Gegenwart. Eingeleitet und übertragen von Wolfgang Cordan. Amsterdam-Leipzig: Tiefland Verlag 1943. XL, 198 S.

Ferner wurde Cordans Einleitung zum »Spiegel der Niederlande« mit zwei von ihm übersetzten Gedichten im 1941er Novemberheft der Berliner Zeitschrift *Die neue Rundschau* veröffentlicht.

In der Cordan-Akte des Bundesarchivs befinden sich noch zwei weitere Schriftstücke: am 28. 4. 1943 fragt »Der Reichskommissar für die besetzten niederländischen Gebiete, Ref. Schrifttum« bei der Berliner Reichsschrifttumskammer an:

»Nach einer jetzt erfolgten Mitteilung des Inhabers der Akadem. Verlagsgesellschaft Pantheon, Amsterdam, Herrn Dr. K. Kollar (Ungar. Staatsbürger) soll sich der Obengenannte [Horn/Cordan] bereits im Okt. 1941 bei der RSK angemeldet haben. Bisher ist darauf eine Stellungnahme beim Beauftragten der Reichskulturkammer, Den Haag, nicht eingegangen. Da in den nächsten Wochen von Horn-Cordan ein Gedichtband in deutscher Sprache in dem genannten Verlag erscheinen soll und darüber hinaus ein 1941 erstmalig erschienenes Buch über die niederl. Dichtung in Neubearbeitung in deutscher Sprache von Cordan neu aufgelegt werden soll, wird um baldige Stellungnahme gebeten.«

In der Antwort aus Berlin vom 10. Mai 1943 geht es am Schluss auch um politische Auskünfte über Cordan:

»Auf Ihre an Herrn Geschäftsführer Ihde gerichtete Anfrage über den obengenannten Autor bitte ich folgendes zur Kenntnis zu nehmen: Horn (Wolfgang Cordan) wohnte früher in Berlin und war bis 1939 Mitglied der Reichsschrifttumskammer als Schriftsteller. Die Mitgliedschaft wurde damals wegen unbekannten Abganges ins Ausland gelöscht. Im Jahre 1941 meldete sich Horn aus Amsterdam und erhielt die Belehrung, dass diejenigen Autoren, die ihren dauernden Wohnsitz im Ausland haben, organisatorisch von der Reichsschrifttumskammer nicht erfasst werden können, weil das Reichskulturkammergesetz nur bis zu den Reichsgrenzen gilt. Aus meinen Akten geht Nachteiliges gegen Horn nicht hervor. Politische Auskünfte über ihn besitze ich nicht.«

Ein Punkt bleibt indes noch ungeklärt: Kurz nach dem Krieg behauptet Cordan mehrfach, in Briefen und in einem Bericht für die Dokumentation des Widerstandskampfes gegen die deutsche Besatzung, dass er 1938 aus Hitler-Deutschland ausgebürgert worden sei, was aber nach den oben zitierten Dokumenten nicht möglich ist; ferner fehlt sein Name in den inzwischen editorisch gut erschlossenen Ausbürgerungslisten des *Reichsanzeigers*. (Hepp 1985-88)

In einem Brief vom 15. November 1945 an seinen norwegischen Freund Odd Eidem schreibt Cordan, indem er anscheinend auf eine Frage Eidems nach seiner Nähe zu den Nazis während der Besetzung antwortet:

»[...] Deine Frage nehme ich Dir nicht übel, ich habe sie als selbstverständlich erwartet, denn meine Position war aus vielen Gründen eine besonders komplizierte. Jahrelang habe ich mich gerade durch die Schizophrenie Horn-Cordan halten können, schliesslich ist das aber doch herausgekommen und 1939, zur Zeit des ersten CENTAUR [eine Maastrichter Zeitschrift, bei der Cordan Mitherausgeber war, MH] war ich bereits ausgebürgert. Die Konsequenz war denn auch, dass ich am 15. Mai 1940, dem Tag der holländischen Kapitulation, untertauchte, wie wir das hier nannten. Im Laufe des Jahres 1941 ist es Freunden von mir geglückt durch Schiebung in Den Haag die Verfolgung gegen mich einstellen zu lassen. Ich hatte wieder etwas Luft, da ich nun wusste, nicht mehr gesucht zu werden. Die Abenteuer dieser Jahre, Schwindeleien mit gefälschten Papieren etc. würden eine Broschüre bilden; schliesslich war ich auf Grund meiner Personalpapiere ein gewisser Hendrik Wouter van Hoorn, diese hatte ich von unserer sehr gut arbeitenden Fälschungszentrale erhalten. Wie ich Dir schon kurz andeutete, steckte ich selbst tief in den "undergrounds" und habe die vorkommenden Arbeiten wie Liquidationen, Überfälle, Fälschungen etc. mit ziemlichem Erfolg getan. Was mich dabei überraschte, war, dass ich zu Schiessereien und Einbrüchen im Stande war. Ich habe diese Zeit stets gesehen als eine Feuerprobe für den Charakter, als Test dafür, was man als Mann wert ist. Am Schluss war ich im Stab der Widerstandsbewegung und somit bin ich nach der Kapitulation im Mai dieses Jahres sofort übernommen worden in das neuerrichtete Büreau Nationale Veiligheid, eine Art Secret Service. Auf Grund einer besonderen Bestimmung, illegale Kämpfer betreffend, bin ich dadurch praktisch Holländer geworden [...]« (Diesen Brief stellte mir freundlicherweise Frau Waltraud Hüsmert, Berlin zur Verfügung. Er wurde jetzt mit einigen anderen dem Cordan-Nachlass im Letterkundig Museum in Den Haag übergeben.)

In einem Bericht, den Cordan am 24. Mai 1945 für eine geplante Veröffentlichung über den Widerstandskampf schrieb, äußert er sich ähnlich:

»In het najaar 1933 vestigde ik mij in Holland waar ik tot Mei 1940 talrijke publicaties aan het licht gaf en verscheidene tijdschriften redigeerde. Dit heeft mij in 1938 mijn Duitse staatsburgerschap gekost, zodat ik op 14 Mei 1940 meteen ging onderduiken.« (Im Herbst 1933 ging ich nach Holland, wo ich bis Mai 1940 zahlreiche Publikationen herausgab und verschiedene Zeitschriften redigierte. Das hat mich 1938 meine deutsche Staatsbürgerschaft gekostet, so dass ich sofort am 14. Mai 1940 untertauchte. – Der Bericht befindet sich im Nederlands

Instituut voor Oorlogsdocumentatie unter der Signatur: »Archief no. kp Doos no. 54 DG-4«)

Cordans hier und bei anderen Gelegenheiten nach Kriegsende behauptete Ausbürgerung ist nicht beweisbar. Das Fehlen seines Namens in den Ausbürgerungslisten des *Reichsanzeigers* spricht sogar dafür, dass er seine deutsche Staatsbürgerschaft immer behielt. Hat er bewusst gelogen? Hat er, wie Hans Renders vermutet, gelogen, um die niederländische Staatsbürgerschaft zu erhalten, um die er sich bis 1948 vergeblich bemühte? (Renders 1988) Hat er vielleicht im Mai 1940 nur vermutet, die Nazis hätten von seinen Antinazi-Publikationen gewusst und würden ihn deshalb verfolgen, ist er nur vorsorglich und wie sich herausstellte unbegründet untergetaucht und hat er seine Ausbürgerung nachträglich erfunden, um sich nicht die eigene Bedeutungslosigkeit eingestehen zu müssen? In der MATTE, seiner Autobiografie von 1964 ist von einer Ausbürgerung nicht mehr die Rede. Dort wird sein Untertauchen nur noch als Vorsichtsmaßnahme motiviert, da ihn seine Freunde aufgrund seiner antinazistischen Veröffentlichungen für gefährdet hielten. Offensichtlich war er in den ersten Jahren der deutschen Besetzung überhaupt nicht gefährdet. Als aber 1942 die Verschleppung der niederländischen Juden in die Vernichtungslager beginnt, beteiligt sich Cordan an der Rettung jüdischer Schüler aus der Privatschule in Eerde. Mit dreien von ihnen, mit Thomas Maretzki, Johannes Piron und Jan Monnier beteiligt er sich etwa seit Herbst 1944 am militärischen Widerstandskampf gegen die Deutschen. Aber noch 1943 war Cordan anscheinend nicht persönlich in Gefahr, denn nur so ist es verständlich, dass er noch im November 1943 zusammen mit seinem damaligen Freund Wolfgang Frommel in einem Strafprozess vor dem »Deutschen Obergericht in Utrecht« gegen drei junge Holländer als Entlastungszeuge auftrat, die wegen »deutschfeindlicher Kundgebung« verurteilt werden sollten. (Calis 1989, S. 167 ff.)

Calis wundert sich in seinem Buch zur holländischen Literatur unter der deutschen Besatzung, dass der deutsche Emigrant Cordan es wagte, als Entlastungszeuge in einem Strafprozess gegen drei junge Holländer aufzutreten. Er schlägt zwei recht abwegige Erklärungen vor: entweder wurde er von den Nazis respektiert, weil er der Sohn eines hohen preußischen Beamten war, oder die Nazis wussten nicht, dass es sich bei Cordan, dem gesuchten Emigranten, und Horn, der ein gewöhnlicher Deutscher war, um die gleiche Person handelte. (Calis 1989, S. 169) Die Nazis oder genauer: einige NS-Institutionen wussten aber, dass »Cordan« der Schriftstellername Horns war, und sie hatten bis 1943 keinen Grund, ihn zu verdächtigen und zu verfolgen. Dass er zu dieser Zeit bereits junge Juden vor der Deportation in die Vernichtungslager schützte, indem er sie versteckte, wussten die Nazis nicht.

3. DAS CORDAN-BILD DES CASTRUM PEREGRINI

Es ist vermutlich übertrieben, wenn man von einer Wiederentdeckung Cordans sprechen wollte, die Mitte der siebziger Jahre einsetzte. Aber immerhin erschien 1974 im Düsseldorfer Verlag *Eremiten-Presse*, dem damals führenden westdeutschen Verlag für Schwulenliteratur, Cordans Erzählung »Tage mit Antonio« in zweiter Auflage, achtzehn Jahre nach dem Tod des Autors. Seit 1977 hat der niederländische Literaturwissenschaftler Hans Würzner einige Publikationen zu Cordans literarischen Aktivitäten im Exil angeregt. Die Aufsätze von Cor de Back (1977) und Waltraud Hüsmert (1982) sind hier besonders hervorzuheben. Wahrscheinlich hat diese universitäre Exilforschung den Verein Castrum Peregrini dazu angeregt, seinerseits ein Cordan-Bild aus der Sicht Wolfgang Frommels in die Öffentlichkeit zu lancieren. Das von Karlhans Kluncker herausgegebene Doppelheft 153/154 der Zeitschrift *Castrum Peregrini* ist vollständig Leben und Werk Wolfgang Cordans gewidmet (Kluncker 1982), und das Heft 166/167 enthält den Bericht von Claus Victor Bock, eines der jüdischen Schüler der Quäkerschule Eerde, über sein Leben im Untergrund der von Nazis besetzten Niederlande (Bock 1985). Frommel starb 1986, so dass das Cordan-Bild in den beiden genannten Veröffentlichungen gewiss die Frommelsche Sicht wiedergibt. Diese Sicht könnte man als differenziert, realistisch und gerecht bezeichnen, wenn sie nicht an gewissen Stellen interessante Trübungen und Verzerrungen aufweisen würde. Zwei Beispiele:

1. In Klunckers Cordan-Buch wird das zwiespältige Verhältnis zwischen Frommel und Cordan unter anderem so dargestellt:

»WolfgangFrommel war auf seinem Weg in der Emigration 1939 in Holland vom Kriegsausbruch überrascht worden, hatte dort durch Roland Holst zunächst in Bergen eine Bleibe gefunden und lebte seit 1942 mit der Malerin Gisèle van Waterschoot van der Gracht an der Amsterdamer Heerengracht. Zusammen boten sie einer kleinen Schar verfolgter junger Menschen Obdach. In Cordan fand Wolfgang Frommel einen fast gleichaltrigen Gesprächspartner in Dingen der Kunst und der Literatur. Dennoch blieben die Grenzen der Vorsicht gewahrt. Frommel hat Cordan nie in das Versteck an der Heerengracht mitgenommen.« (Kluncker 1982, S. 20 f.)

Ähnlich äußert sich Bock:

»Cordan war eine ebenso faszinierende wie facettenreiche Persönlichkeit [...] Es war für Wolfgang [Frommel] erregend, in Cordan ausserhalb Deutschlands einen fast Gleichaltrigen zu treffen, mit dem er frei über Dichter und Dichtung, über Politik und menschliche Probleme, über Vergangenheit und Zukunft sprechen konnte. Doch bald war die Beziehung überschattet von Cordans Lust an der Intrige. So hinreissend er über sich und seine Abenteuer zu

erzählen wusste: allzurasch stellte sich heraus, dass er das Wirkliche mit dem frei Erfundenen auf eine höchst gefährliche Weise mischte. So war es nicht nur ratsam sondern leider notwendig, die Beziehung wieder einzuschränken.« (Bock 1985, S. 47)

Abgesehen davon, dass diese Andeutungen über Cordans Charaktermängel und politische Unzuverlässigkeit fast spiegelbildlich der Kritik entsprechen, die Cordan in der MATTE an Frommels Persönlichkeit übt, gibt es eine interessante Stelle in einem Brief, den die Cordan-Forscherin Waltraud Hüsmert am 18.11.1981 an Johannes Piron schrieb, einen der jungen Juden, die Cordan 1942 vor der Deportation gerettet hatte und mit dem sich Hüsmert bei ihren Recherchen angefreundet hatte:

»Ganz nebenbei, was die Castrum-Leute Cordan vorwerfen, tun sie ja selbst auch ständig — nämlich sich eine Legende zurechtbasteln. Daß Kluncker — wohl auf Veranlassung von Frommel — schreibt, Frommel habe Cordan nie sein Versteck verraten, um sich und andere nicht zu gefährden, finde ich einfach lächerlich; im Nachlaß sind mindestens 5 Postkarten (ich glaube von Pannwitz), die an Wolfgang Cordan p/a Gisèle van Waterschoot van der Gracht, Heerengracht 401, gerichtet sind. Soll ich das in einer Fußnote unterbringen — natürlich ohne mich dabei auf die Castrum-Veröffentlichung zu beziehen, nur als Hinweis auf die Gastfreundschaft Gisèles — oder lasse ich das besser?« (Brief von Waltraud Hüsmert an Johannes Piron, Leiden 18.11.1981, mit freundlicher Erlaubnis der Autorin)

2. Kluncker schildert Cordans Tätigkeit in Holland nach der Befreiung durch die Alliierten im Mai 1945, um sie als große Dummheit, Peinlichkeit und Tiefpunkt seiner Vita zu diffamieren; vorher hatte er getadelt, dass sich Cordan angeblich mit seiner Resistance-Zugehörigkeit gebrüstet habe, obwohl er für seine dortige Tätigkeit, wie Kluncker behauptet, »berüchtigt« gewesen sei (S.15):

»Am 7. Mai [1945], als die Kanadischen Truppen auf Amsterdam vorrücken, spricht er [Cordan in seinem Tagebuch] von seiner ›einsatztruppe‹ und von seinem kleinen Citroen, mit dem er durch die Menschenmenge brause. Als Mitglied der holländischen politischen Polizei (Dienst Politieke Misdrijven) wird er Mitte Mai von den Kanadiern nach Wieringen gefahren, ›um ein hiesiges Gefangenenlager nach Kriegsverbrechern abzusuchen‹ (16.5. 1945). ›2000 kriegsgefangene aller gattungen passierten revue. Es dauerte von 9 uhr morgens bis 2 uhr nachts‹ (20.5.1945). Cordan scheint erstaunt, ja enttäuscht, dass niemand ›aus Überzeugung‹ dabei gewesen, niemand ›eine verantwortliche Stelle‹ gehabt, vielmehr jeder vorgab, ›auf Befehl‹ gehandelt zu haben. Cordans Verhalten in Wieringen war eine große Dummheit, ein Tiefpunkt seiner Vita. Ein ähnlich unüberlegtes Ergreifen einer sich bietenden Gelegenheit war die ihm später selbst peinliche Rolle eines SS-Offiziers, die er kurz nach dem Krieg in einem holländischen Spielfilm übernommen hatte.« (Kluncker 1982, S. 17)

Bei dem holländischen Spielfilm, den Kluncker hier erwähnt, handelt es sich offensichtlich um »L.O.-L.K.P«, einem Film, der unter der Regie von Max de Haas über den holländischen Widerstand gegen die Nazi-Besatzung gedreht und im Herbst 1949 in Amsterdam uraufgeführt wurde. Der Filmtitel ist der Name der wichtigsten Widerstandsorganisation *Landelijke Organisatie-Landelijke Knokploegen*, zu der auch Cordan gehört hatte. Bezeichnenderweise kann Kluncker seine Behauptung, Cordan sei die Mitwirkung an dem Film »peinlich« gewesen, nicht belegen. Womöglich sind die herabsetzenden und abfälligen Bemerkungen, die sich in den achtziger Jahren in der Zeitschrift *Castrum Peregrini* gegen Cordan finden, politisch motiviert: Cordan war zeit seines Lebens politisch mehr oder weniger radikal sozialistisch-anarchistisch orientiert. Die Widerstandsorganisation LO-LKP muss im Spektrum des niederländischen Widerstands ähnlich weit links und somit in einer gewissen Nähe zum kommunistischen Widerstand eingestuft werden. Im Gegensatz dazu ist Frommel, der autoritäre Führer des Vereins *Castrum Peregrini*, nach seiner enttäuschten Abkehr von den Nazis nach 1935 zu seiner extremen christlich konservativen Position zurückgekehrt. Das typisch rechtsextreme Ressentiment gegen alles, was sich links von der eigenen Ideologie artikuliert, erklärt vielleicht auch die Verzerrungen, die an dem von Frommels Freunden gezeichneten Cordan-Bild auffallen.

LITERATUR

Back, C. van de (1977): Die Zeitschrift Het Fundament und die deutsche Exilliteratur, in: Amsterdamer Beiträge zur neueren Germanistik, Band 6, S. 183 – 213.

Baumann, G. (1995): Dichtung als Lebensform: Wolfgang Frommel zwischen George-Kreis und Castrum Peregrini. Würzburg.

Bock, C. V. (1985): Untergetaucht unter Freunden. Ein Bericht Amsterdam 1942-1945. Amsterdam.

Calis, P. G. (1989): Het ondergronds verwachten. Schrijvers en tijdschriften tussen 1941 en 1945. Amsterdam.

Hepp, M. (Hrsg. 1985-88): Die Ausbürgerung deutscher Staatsangehöriger 1933-45 nach den im Reichsanzeiger veröffentlichten Listen. 3 Bände. München.

Herzer, M. (1998): Dossier Wolfgang Cordan, in: CAPRI Nr. 26, S. 22 – 35.

Hüsmert, W. (1982): in: BZZLLETIN, Nr. 94, S. 76 – 80.

Kluncker, K. (Hrsg., 1982): Wolfgang Cordan: Jahre der Freundschaft. Gedichte aus dem Exil. Amsterdam.

Koch, F. (1939): Stefan George und sein Kreis, in: Bücher Kunde, Band 6, S. 70 – 82.

Philipp, M (1995): „Vom Schicksal des deutschen Geistes": Wolfgang Frommels Rundfunkarbeit an den Sendern Frankfurt und Berlin 1933-1935 und ihre oppositionelle Tendenz. Potsdam.

Renders, H. (1987): Cordan en Centaur, in: SIC, Driemaandelijks tijdschrift voor letterkunde, Jaargang 2, nr. 4, S. 2 – 11.

Renders, H. (1988): Het dossier Cordan, in: SIC, Driemaandelijks tijdschrift voor letterkunde, Jaargang 3, nr. 3, S. 24 – 29.

Renders, H. (1989): Verijdelde dromen. Haarlem.

• • •

Wolfgang Cordan

Aus der unveröffentlichten Autobiografie
DIE MATTE:
Erinnerungen an Wolfgang Frommel

Ich habe gesagt, dass die Geschichte des Widerstandes nicht geschrieben werden kann, da die Toten ihre Geheimnisse mit ins Grab genommen haben. Und die Überlebenden müssen schweigen, da sie ja notwendigerweise von ihren eigenen Taten zu reden und sich als Helden aufzuspielen hätten. Wir waren keine Helden. Wir haben einfach unsere Pflicht getan. Dabei haben wir Fehler begangen, wir haben Angst gehabt und vor gefährlichen Unternehmungen Benzedrine-Tabletten genommen. Es ist vorgekommen, dass wir uns hinterher übergeben mussten oder uns betranken.

Es waren auch viele Aktionen fantastischer, als es je ein Film zeigte. Das kann man nicht erzählen. Nur untereinander können wir sagen: »Weißt du noch, damals die Geschichte an der Prinsengracht?« Und selbst dabei versagt das Gedächtnis mitunter. Ich sehe deutlich wie ein Foto Situationen und Landschaften: einen Bauernhof, eine Brücke an der belgischen Grenze, und da ich ein hohes Kornfeld erinnere, weiß ich, dass es Sommer war. Aber mitunter werfe ich die Jahre durcheinander. Nur die Bilder bleiben.

So erwähne ich nur kurz, dass für mich ein von kinohaften Umständen begleitetes Auftauchen inszeniert wurde, gefolgt von Einberufung in ein Ausbildungslager in Holland und der Untauglichkeitserklärung seitens des Militärarztes innert vier Tagen. Aus diesem Abenteuer brachte ich Pass und Wehrpass mit, die in der Folge kunstvoll gefälscht wurden und anderen Interessenten als Vorlage dienten. In diesem »Hollandspiel« hatte ein Mann seine Finger, von dem ich jetzt reden muss. Ich will es bei seinen Initialen W.F. lassen, da er selbst das Rembrandtdunkel liebt und als Schriftsteller unter stets wechselnden Pseudonymen aufgetreten ist.

W.F. war Schüler von Percy Gothein, durch Herausgabe italienischer Humanisten hervorgetreten und durch inhumane Deutsche in einem Vertilgungslager getötet. Gothein darf man einen Lieblingsschüler Georges nennen, mit den Stauffenbergs einer der letzten, an die George seine ganze Kraft wandte. Er hatte ein markantes Gesicht, das Profil eines Condottiere. Aber als er 1942 nach Holland kam, als Privatgelehrter, war sein Antlitz von Trauer gezeichnet, seine hohe Gestalt gebeugt. Er hasste Deutschland nicht, er litt um Deutschland. Und er schien sein Ende zu ahnen. Die Schauer des Todes umgaben ihn. Ich hörte ihn Hölderlin vortragen. Er skandierte nicht nach georgischer Art, er deklamierte auch nicht im Bühnenstil, er gab der Hymne jenen musikalischen Schwung, den sie erforderte. Die Griechen haben ja ihre Gedichte gesungen.

W.F. lernte ich durch den Dichter Roland Holst kennen. Es war kurz vor dem Krieg. Ich verbrachte ein Weekend in Janys Haus in Bergen. Bergen ist ein hübsches Dorf unweit der Nordsee, ein Dorf voller hoher alter Bäume, eigentlich ein Park. Maler wohnen da und Komponisten. Eine Art holländisches Worpswede.

Wochenendbesuche beim Dichter waren methodisch geregelt. Man musste den Stundenplan kennen, um den Gastgeber nicht zu irritieren. Montagmorgen hatte man unweigerlich abzureisen. Am Samstagabend wurde im *Oude Prins* gegessen. Das war eine behagliche Dorfherberge im Herzen des Ortes neben der Kirche. Man speiste dort holländisch breit und viel zu schwer. Wegen der vielen Künstler gab es gute französische und deutsche Weine. Während des Essens sagte mir Jany, es gäbe eine Überraschung: Nachher komme W.F. Ich solle aber nicht erschrecken, fügte er mit leichtem Spott hinzu, der komme wahrscheinlich »in Uniform«.

Tatsächlich erschien er im hohem schwarzen George-Rock, im Halsausschnitt blitzte, auf schwarzer Krawatte, eine antike Münze. Das Haar trug er lang und seine Ähnlichkeit mit George war verblüffend. Es mag da eine Stammesverwandtschaft mitspielen — W.F. stammte aus Heidelberg — und dann kann man so etwas kultivieren. Auch Gerhart Hauptmann sah schließlich Goethe ähnlich, wie er es ersehnte.

W.F. nahm Menschen im Sturm. Er war lebhaft, witzig, rasch im Erfassen, ein Plauderer mit plötzlichen Brunnentiefen, und keineswegs feierlich. Das war, wie ich bemerken sollte, seine wahre Natur. Das Schwere, Lastende, das Pathetische, das er bei anderen Gelegenheiten zeigen konnte, war aner-

zogen. Wir fanden Gefallen aneinander, wir redeten uns fest, und Jany saß ein wenig betroffen daneben. Am nächsten Morgen war W.F. schon früh im Dichterhaus am Rand des Dorfes und brachte die ganze Planung durcheinander.

W.F. hat George in seiner Jugend nur einmal gesehen und ist von dem Dichter schlecht behandelt worden. Das hat ihn nicht abgehalten, sein ganzes Leben dem Ruhm des Meisters zu widmen. Wo immer heute auf der Welt der Stern des Bundes strahlt — es ist das Werk von W.F. Er hat, nach meiner Überzeugung, ein eigenes dichterisches Talent hohen Grades durch die bedingungslose Nachfolge und Nachahmung vertan. Wir sind aus den Gründen, die ich aufzählte, über den George-Kult hart aneinander geraten und entfremdeten uns. Aber er ist einer der geistig lautersten Menschen gewesen, denen ich je begegnete, trotz der »Lüge« im Sinne Krishnamurtis. Und er hat, von Natur kein mutiger Mann, unerschrocken seine humanitäre Pflicht getan. In meinem »Hollandspiel« hat er seinen Kopf riskiert, und er riskierte ihn jahrelang. Einer ganzen Anzahl Menschen hat er das Leben gerettet.

Der Untergrundbewegung konnte er nicht angehören. Seine Positionen waren zu verschieden. Auch liefen seine Beziehungen über den George-Kreis bis in die höchsten Wehrmachtsstellen. Das hat ihm manches möglich gemacht, mit Kühnheit gebrauchte er seine Verbindungen, er schreckte nicht davor zurück, Interventionen zu erzwingen. Nach dem 20. Juli 1944 allerdings war er selbst in höchster Lebensgefahr. Und gerade damals habe ich mit ihm gebrochen. Es schmerzt mich in der Erinnerung.

W.F. hatte einen Defekt, den ich heute als rheinische Erbmasse sehe, der aber in Zeiten der Spannung unerträglich wurde: Er hatte keinen Zeitbegriff, er hielt nie Verabredungen ein, er war ungenau in Vereinbarungen.

An einem regnerischen Morgen hatten wir eine sehr schwere Mission. Ein gefangener Untergrundmann, der sehr viel wusste, sollte von einer Polizeistation im Osten Amsterdams zum Verhör ins Gestapoquartier gebracht werden. Wir wussten die genaue Zeit. Und wir wussten auch, dass wegen des Benzinmangels ein altmodischer Gefangenenwagen mit Pferden benutzt wurde. Man musste den Mann aus dem von innen verschlossenen Gefährt herausschießen. Die Aktion wurde von Gruppenchefs ausgeführt, manche von uns lernten sich dabei zum ersten Mal kennen. Es gab eine mörderische Schießerei. Nach solchen Unternehmen galt Untertaucharrest für mindestens eine Woche, da wir von Verkleidungen und falschen Bärten nichts hielten.

Ich hatte an jenem Morgen eine Verabredung mit W.F. in einem Café an der Herengracht. Die Regel meiner Organisation verletzend ging ich hin und saß eine halbe Stunde lang da, die noch warme Pistole auf der Brust unter dem Trenchcoat, Blut und Wasser schwitzend. W.F. kam nicht. Ich schrieb ihm einen wüsten Brief, ohne zu bedenken, ob er vielleicht ernstlich verhindert war. Aber die Versäumnisse hatten sich akkumuliert. Wir haben uns wiedergesehen, doch hatte die Freundschaft einen Knacks.

Zwanzig Jahre später schrieb mir Roland Holst, der W.F. immer freundlich ironisch beurteilt hatte, am Schluss eines langen Briefes das Folgende. In einer Indianerhütte las ich es, das Urteil eines Siebzigjährigen über einen Sechzigjährigen:

»W.F. sah ich hin und wieder, wenn er einmal nach Holland kam. Er bleibt eine Art high-brow Animierbube, der in verschiedenen Ländern Jünger um sich sammelt und zu edler Aufregung bringt. Er sieht stets mehr wie ein Prophet der Vergangenheit aus — etwas, was seit Einstein sehr gut möglich ist.«

Prophet der Vergangenheit! Das war wohl so. Aber wenn ich den Verfall der Kultur bedenke, so ziehe ich das feierliche Deklamieren ekstatischer Jünglinge dem Sexgeröhre eines Mobs vor, der sich nur dem Kalender nach Jugend nennen kann. Eine Kritik Georges und der Seinen gilt nur auf höchster Ebene und im Vergleich mit anderen Möglichkeiten geistiger Disziplin. Gegen die Un-Welt hat der Dichter tausendmal recht.

In der Angelegenheit Eerde arbeiteten W.F. und ich Hand in Hand. Es konnte sich bei der Haltung von Frau Dr. S. nur noch darum handeln, die uns Nächsten zu retten. Der Handwerksmeister war bereits verschwunden und in Limburg im Haus des Malers Charles Eyck bequem und sicher untergebracht. Einen Kollektivunterschlupf zu finden, war sehr schwer. Schließlich gab ein reicher Holzhändler sein Ferienhaus. Es wurde pro forma ein Mietvertrag aufgesetzt, mit einer Monatsmiete von 10 Gulden.

Das einstöckige Backsteinhaus lag im Polder von Bergen, nahe den Dünen. Es bestand nur aus einem großen Wohnraum mit alten Möbeln und viel Kupfergeräten und zwei kleinen Schlafräumen, in denen die Betten wie in einer Jugendherberge übereinanderstanden. Der Holzmillionär hatte, wie viele Holländer, spartanische Neigungen. Das Haus stieß an eine enorme Scheune, in der mancherlei Schlupf-

winkel eingebaut werden konnten. Der weitläufige Garten war verwildert, das Gras stand kniehoch, mannshohes Gesträuch, Birken auch und Weiden. Die nahen Dünen trugen Laubwälder am Rande, Fichten oben.

Die strategische Lage war ideal. Vom Dorf her gab es nur einen Zugang, einen schmalen Pfad durch sumpfiges Marschland; über einen Kilometer weit sah man jeden, der sich dem Hause näherte. Wenn man, statt ins Dorf einzubiegen, einen noch schmaleren Pfad geradeaus weiterging, kam man zum Haus des Dichters Roland Holst. Decken, Kochgeschirr und unverderbliche Lebensmittel wurden da eingelagert. Dann kam jener schändliche Tag des Judensterns. Man wusste vorher Bescheid, da die Deutschen den Zynismus hatten, den gelben Lappen durch jüdische Organisationen verteilen zu lassen. Die Stadt Amsterdam hat bekanntlich darauf mit einem Generalstreik geantwortet, und viele Holländer steckten sich den Schandstern an.

Ich war nach Eerde gefahren. Da ich das Schloss nicht mehr betreten konnte, hatte ich mich in einer Hühnerfarm am Rande des Waldes einquartiert. Die lag an der Stelle, wo der Weg zum Schloss von der Chaussee abbog. Am Fenster saß ich am nächsten Morgen, als Tom auf dem Fahrrad aus dem Wald kam. Auf der linken Seite seines Gabardinemantels trug er die verhasste Markierung. Blind vor Zorn und Scham lief ich ihm entgegen.

»Jetzt ist es genug«, sagte ich ihm. »Dein Haus wartet auf dich.«

Und dann erbat ich als erstes eine Schere von der Bauersfrau und trennte das Ding wieder ab.

»Das wirst du nie tragen«, sagte ich, noch immer außer mir, »nie, nie, nie!«

»Aber Frau Dr. S.«, wandte Tom ein. »Was wird die sagen?«

»Kann sie dich rausschmeißen? Ihr Juden dürft doch nicht reisen!«

Da mussten wir in all unserm Kummer lachen. Es war aber nicht zum Lachen. Die verbohrte Dame hatte alle Vorschriften sklavisch befolgt und auch die Pässe der Ortskommandantur in Zwolle eingeschickt. Alle hatten nun einen zusätzlichen Vornamen — Israel oder Sarah — und ein großes J im Pass. Auch Thomas Israel Maretzki hatte es. Man musste umdisponieren: Die Eisenbahnfahrt von Zwolle nach Amsterdam dauerte Stunden, und man konnte keine Kontrolle riskieren.

Hannes wurde instruiert, denn Tom brauchte ja Außenhilfe, um das Notwendigste aus dem Waldghetto mitzunehmen, auch kannte Hannes die Person, die ich mit einem Wagen schicken würde. Ich reiste sofort wieder ab. Alles klappte vorzüglich. Als ich ein paar Tage später nach Bergen kam, war Tom schon im »Polderhaus«, wie wir unser Refugium alsbald nannten. Er hatte einen geschickten Brief in Eerde hinterlassen. Da gäbe es gewisse Leute, so etwa schrieb er, die von hohen Idealen schwärmten, aber in Zeiten der Not seinen sie nicht zu sehen. So wolle er versuchen, selbst einen Weg in die Freiheit zu suchen ...

Es ging nun Schlag auf Schlag. Als nächste wurde Liselotte gebracht. Sie erzählte, dass Frau Dr. S. Toms Brief mit entsprechendem Kommentar vorgelesen hatte. Daraufhin hatte Liselotte einen Selbstmordbrief komponiert. Auch der wurde noch ernst genommen und ein Flüsschen bei Eerde tagelang mit Netzen abgefischt. Als aber dann Klaus Bock verschwand, dämmerte denen in Eerde die Wahrheit.

Klaus war ein Schüler von W.F. Er sah so jüdisch aus, dass man ihn in einem Lastwagen mit doppeltem Boden herbeischaffen musste. Auf einem schmächtigen Körperchen saß ein riesiger Rabbinerkopf. Klaus war also klug, und er ist ein guter Philologe an einer englischen Universität geworden. Durch das Beispiel animiert ist noch ein Junge von Eerde durchgebrannt und auch nach Frankreich gelangt. Alle anderen, etwa zwanzig Mädchen und Jungens, sind in den Gaskammern umgekommen. Frau Dr. S. aber rettete sich und ihren »halbarischen« Sohn. Sie war »reinrassig« verheiratet und stand unter irgendeiner besonderen Protektion. Nach dem Krieg ist sie sogleich in die Staaten gegangen. Ich hoffe, dass die Geister sie jede Nacht besuchen.

Der kleinen Schar im Polderhaus hielt ich einen Vortrag. Ich sagte den jungen Menschen, dass alles Erdenkliche für sie getan sei und auch noch die Ausweispapiere in Ordnung gebracht würden. Und nun sollten sie leben und arbeiten. Nicht auf den ungewissen Endpunkt des Krieges hin leben, sondern hier und jetzt. Die Zeit im Polderhof solle keine Wartezeit sein, sondern in sich Erfüllung tragen. Nur so würden wir überstehen. Ich baute einen Stoß holländischer und flämischer Gedichtbände auf: »Da, fangt an zu übersetzen. Wir werden eine Anthologie machen. Diskutiert eure Arbeiten, übersetzt im Wettbewerb.« Liselotte wurde zur Hausmutter ernannt, ihr war zu gehorchen. Roland Holst machte den gütigen, überlegenen Generalinspektor. Ab und zu kam er über den Wiesenpfad angeschlendert,

setzte sich in den verwilderten Garten, nahm eine Tasse Tee und plauderte im besten englischen Stil, als ob kein Krieg im Gange sei. Bald konnte er auch Salatbeete und sprießenden Kohlrabi betrachten. Milch, Eier und Fleisch kamen von einigen in Polder verstreuten Bauernhöfen. Die Verbindung mit der Außenwelt unterhielten W.F. und seine holländische Gefolgschaft; er war in eine Pension in Bergen gezogen. Ich konnte mich anderen Missionen zuwenden.

Damals lief ich zum ersten Mal in eine Gestapofalle. Der Schriftsteller Jan H. de Groot, der mich seinerzeit zur Grünen Grenze gebracht hatte, leitete einen geheimen Unterstützungsfonds für holländische Schriftsteller, die sich nicht der von den Deutschen diktierten Kulturkammer angeschlossen hatten und daher unter Berufssperre standen. Ich wollte einen Bergener Novellisten anmelden, der Mann hatte nichts mehr zu beißen und zu brechen. Unangemeldet ging ich zu der Wohnung in Amsterdam-Süd in einem der großen Neubaublocks. Ich drückte auf die Klingel. Der elektrische Öffner surrte. Ich stieg die eine Treppe hinauf und fand die Wohnungstür halb offen. Niemand da. Ich klopfte. Niemand antwortete. Jan H. wird in seinem Arbeitszimmer sein, dachte ich und trat ein. Die Tür fiel sogleich ins Schloss. Ein Mann im Ledermantel stand plötzlich hinter mir.

»Mal mitkommen«, sagte er unheilvoll. Mir blieben ein paar Sekunden zum Nachdenken. Im Arbeitszimmer saßen noch drei Leute in Ledermänteln, den Hut hatten sie auch auf. Das Zimmer sah unbeschreiblich aus, alle Läden aufgerissen, der Boden mit Papieren bedeckt. Ich weiß nicht, warum die Polizei aller Länder bei Haussuchungen die Dinge so herumwirft; es muss ein professioneller Tick sein. Denn nachher müssen sie doch alles wieder aufklauben und durchsehen.

Ein Ledermantel sagte grob: »Wer sind Sie?«

»Und wer sind Sie?«, fragte ich so scharf wie möglich zurück. Solche Situationen beherrscht man am besten, wenn man wütend ist, echt oder gespielt. Ich wurde immer von selbst wütend.

»Sicherheitsdienst«, antwortete man mir höchst überflüssigerweise. Wir zeigten uns gegenseitig unsere Legitimationen.

»Ja, was suchen Sie denn hier?«, fragte man mich etwas perplex.

Eine zweite psychologische Grundregel ist der Themenwechsel. Zöllner, Passbeamte, Polizisten sind auf ein bestimmtes professionelles Niveau gedrillt. Wenn sie nicht übernäßig dumm sind, zeigen sie sich auf ihrer Ebene trickreich und überlegen. Aber sie denken eingleisig. Sowie es gelingt, sie in seine eigene Thematik herüberzuziehen, verwirren sie sich und man hat Chancen.

»Ich interessiere mich für holländische Dichtung. De Groot ist doch ein bekannter Dichter.« Tatsächlich hatte ich ein Gedicht von ihm für jenes Holland-Heft der *Sammlung* übersetzt.

»Ein Dichter?«, höhnte der S.D. »Ein Verschwörer ist er! Ein antideutsches Schwein!«

Ich fiel aus allen Wolken.

»Er ist doch ein protestantischer Dichter ...«

»Das sind die Schlimmsten! Ein Verschwörernest ist das hier!«

Was für eine Verschwörung wollte man mir nicht sagen. Ich bekam den Eindruck, dass man keine Listen, kein belastendes Material gefunden hatte. Da ich die Initiative nicht verlieren durfte, stand ich auf. Noch Fragen? Nein, ich konnte gehen. Den Zoll galt es zu zahlen: Ich musste meinen rechten Arm erheben und den elenden Gruß darbringen. Der Mann, der mich hineingeschubst hatte, brachte mich wieder heraus. »Aber sprechen Sie nicht darüber«, sagte er vertraulich. »Wir warten hier auf interessante Vögel. Sogar die Milch und die Brötchen nehmen wir an.«

Auf Zickzackwegen ging ich sogleich zu Hoornik, der einige Blocks weiter neben dem olympischen Stadion wohnte. Zwei Stunden später war der ganze Apparat »auf Rollen«. So nannten wir ein Umgruppieren, Wechsel von Kontaktadressen und Mittelspersonen, wenn irgendwo ein Kurzschluss eintrat. Jan H. de Groot hat man in der Tat nichts nachweisen können; ein paar Monate später war er frei. Er erzählte, dass man ihn noch am gleichen Tag über meinen Besuch vernommen hatte und zwar so ungeschickt, dass er erriet, um wen es sich handelte und er grosso modo dieselbe Linie halten konnte. Die Gestapo war keineswegs unfehlbar.

Mit der geheimen Künstlerhilfe haben wir die Frage berührt, wie sich eigentlich das Untergrundtreiben finanzierte. Es gab eine jüdische Finanzorganisation, die Pensionen für Untergetauchte bezahlte — ein komplizierter und viel zu großer Apparat, der nicht wasserdicht sein konnte. Gefangene Israeliten wurden von der Gestapo mit teuflischen Mitteln — Rückgriff auf die Familie — gezwungen, den

Judas zu spielen. So flog eine Vermittlungsstelle nach der anderen auf. Wir hielten uns davon fern. Auch ist die Organisation mit den zunehmenden Razzien und Verschleppungen schließlich zusammengebrochen.

Die militärische Untergrundbewegung verfügte ab 1944 über reichliche Mittel. Auf bestimmte Weise ausgewiesene Personen konnten von einem Geheimkonto, zum Beispiel bei der *Rotterdamse Bankvereeniging*, abheben. Die Regierung in London garantierte die Auslagen. Da der Krieg praktisch entschieden war, zeigten sich die Banken willig und patriotisch. In den Jahren vorher musste allerdings jeder selbst sehen, wie er sich über Wasser hielt. Ich hatte für die Dauer des Krieges einen Monatswechsel von Eep Roland Holst. Bei besonderen Ausgaben konnte ich um weitere Beihilfe bitten. Das tat ich natürlich nicht gern, und so wurde auf die seltsamste Weise Geld verdient.

Es hatte sich in den Niederlanden eine Art Nazi-Schattenregierung gebildet, die nach dem Endsieg ans Ruder kommen sollte. Die Herren würden sich sehr gewundert haben, wer dann ruderte! Jedenfalls bereiteten sie sich sorgfältig vor. Die Sprache des künftigen Großreiches sollte offenbar Deutsch sein. Und so war, unter anderem, seitens des Schattenerziehungsministeriums eine Übersetzung des holländischen Seerechts zu vergeben. Jedes Land spiegelt in seiner Gesetzgebung seine Geschichte und seine Wirtschaftsstruktur wider. Das holländische Seerecht machte verbunden mit dem Seeversicherungsrecht den Band eines Konversationslexikons aus. Die Bezahlung pro Seite war enorm. Wenn ich recht erinnere, schlug Eep das Geschäft vor, es sollte jemand dazwischengeschoben werden, ich brauchte nicht in Erscheinung zu treten. Der Text, voller Spezialausdrücke, war sehr schwierig und rechtfertigte das hohe Honorar. Auf der Suche nach Fachlexika entdeckte ich in der Universitätsbibliothek eine ergötzliche Tatsache: Deutscher Gelehrteneifer hatte die Arbeit schon vor dreißig Jahren geleistet, und der Band stand da! Eine Prüfung ergab, dass die Änderungen und Zusätze seither gering waren. Es galt nur, das Deutsch ab und zu ein wenig zu modernisieren. Ich nahm an, und alsbald rasselte die Schreibmaschine im Polderhaus, man löste sich an den Tasten ab. Geraume Zeit hatten wir die schönsten Einkünfte. So half ein holländisches Nazi-Ministerium jüdische Untertaucher zu finanzieren!

An der Endredaktion des Seerechts nahm auch Johannes Piron teil. Er hatte sein Examen in Eerde gemacht und kam nach Amsterdam. Er mietete eine Etage über dem Damensalon »Henny« in Amsterdam-Süd, in der Straße, die heute nach einem gefallenen Untergrundmann Gerrit van der Veenstraat heißt. Der Salon Henny stellte sich als eine Schutzburg ersten Ranges heraus. Die Besitzerin, eine starkknochige, grobgesichtige Belgierin, trug ein rauhes Herz unter einem rauhen Äußeren. Aber solche Herzen brauchte man jetzt. Mehr als einmal hat sie uns mit ihrer versoffenen Stimme in ihrem französisch-holländischen Jargon den sofortigen Hinauswurf verkündet. Um dann höchst nüchtern zu fragen: »Et alors! Qu'est-ce qu'on fait, verdomme?«

Der Salon war sozusagen auch ein Geheimsalon. Da Henny keine deutsche Kundschaft wollte, war er durch nichts gekennzeichnet. Das Haus war eines der Reihenhäuser in Amsterdam, eine Wohnung wie jede. Die Kundschaft, die Hennys harte aber geschickte Hände schätzte, fand schon hin. Sie wurde im Parterrevorderzimmer bedient. Das Hinterzimmer enthielt neben Klappbetten eine umfangreiche pornografische Bibliothek, Regale voller Fotobücher. Darunter auch die bekannte deutsche Reihe *Das lüsterne Weib*, *Das grausame Weib*, und so. Man konnte da viel Unbekanntes lernen, denn Henny lieh bereitwilligst aus. Sie nannte den Unrathaufen ihre »Bio-physische Bibliothek«. Ihr Geliebter war Kellner in einem von der Gestapo frequentierten Schlemmerlokal. Bis zuletzt wurde da geschlemmt, und der Kellner hat eine Menge nützlicher Bemerkungen beim Bedienen aufgefangen. Er war wie Henny altersmäßig unkalkulierbar; über Temperament verfügten sie beide. Manchmal ging es unten stürmisch zu. »Sie betreiben Pornophysik«, bemerkte Hannes dann. Seiner ästhetischen Neigungen wegen und da sein Vater Innenarchitekt gewesen war, steckte ich ihn zu einem Amsterdamer Architekten in die Lehre. Seine Mutter in Frankfurt hatte mir unter der Hand Erziehungsvollmacht gegeben und schickte Monatswechsel, solange das noch technisch möglich war. Dass Vater Piron in der Palästina-Brigade gegen Rommel kämpfte, ahnten wir natürlich nicht. Das wurde eine der Nachkriegsüberraschungen. Und eine andere war, dass der Chef der belgischen Résistance — Piron hieß.

Raimund Wolfert

Ebbe Hertzberg und die »Spuren von Konträrsexualität bei den alten Skandinaviern«*

Über die Beziehungen norwegischer Künstler und Wissenschaftler zur deutschen Schwulenbewegung zu Anfang dieses Jahrhunderts ist nur wenig überliefert. Von dem Dichter und Dramatiker Bjørnstjerne Bjørnson (1832-1910) ist bekannt, dass er den homosexuellen Emanzipationsbestrebungen seiner Zeit wohlwollend gegenüberstand.[1] Auf eine Anfrage Magnus Hirschfelds brachte er 1901 seine Sympathie für die Ziele des Wissenschaftlich-humanitären Komitees in einem Brief zum Ausdruck. Der Schauspieler und Theatermaler Jens Stammer Hetland (1871-1954), der 1902 als Darsteller am Freien Theater in Friedenau bei Berlin tätig war, war in den folgenden Jahren mehrfach mit fotografischen Porträtstudien junger Männer in der Zeitschrift *Der Eigene* vertreten.[2] Wie aber der Kontakt Hetlands zum Kreis um Adolf Brand, dem Herausgeber des *Eigenen*, zustandegekommen war und wie er sich im einzelnen gestaltete, ist nicht belegt.

Im *Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen* äusserte sich 1902 ein weiterer Norweger, und zwar mit einem anonymen Aufsatz über »Spuren von Konträrsexualität bei den alten Skandinaviern«.[3] Es handelt sich dabei offenbar um die erste Arbeit zur Homosexualität im skandinavischen Früh- und Hochmittelalter. Vermutlich ist Sexualität das Gebiet, auf dem das Christentum überall da, wo es Einzug gehalten hat, das menschliche Verhalten am nachhaltigsten beeinflusst hat. Neben der bekannten Stelle in der *Germania* des Tacitus aus dem ersten Jahrhundert nach Christus, wo von den »corpore infames« die Rede ist, liefern aber die bis heute erhaltenen altnordischen Handschriften seit dem 12. Jahrhundert die einzigen Hinweise zum gleichgeschlechtlichen Sexualverhalten der heidnischen Germanen überhaupt.

Die »Mitteilungen eines norwegischen Gelehrten« — so der Untertitel der Arbeit im *Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen* — waren, wie Hirschfeld anmerkte, durch Vermittlung von Numa Praetorius übersandt worden.[4] Der Autor selbst aber wollte ungenannt bleiben — leider, wie auch Hirschfeld betonte. Lange Zeit herrschte Unklarheit über seine Identität, und es sollten zwanzig Jahre vergehen, bis Ferdinand Karsch-Haack, seinerzeit einer der wichtigsten und produktivsten Autoren in Hirschfelds Jahrbuch, in der *Freundschaft* das Geheimnis lüftete:[5] Es handele sich um den Rechtshistoriker und Staatsökonom Ebbe Carsten Hornemann Hertzberg (1847-1912). Zwar finden sich in der Literatur keine weiteren Belege für diese Behauptung. Da sie aber Hertzbergs genaues Geburts- und Sterbedatum und weitere Einzelheiten aus seiner Biografie mitteilt, kann sie durchaus als glaubwürdig gelten.

Ebbe Hertzberg war einer der renommiertesten norwegischen Historiker des 19. Jahrhunderts. Sein bevorzugtes Arbeitsgebiet war das skandinavische Mittelalter.[6] Die äußeren Fakten seines Lebensweges sind bekannt: Er wurde am 11. April 1847 als Sohn eines Apothekers im südnorwegischen Holmestrand geboren. Er studierte unter anderem Rechtsgeschichte in Kristiania, wie die norwegische Hauptstadt Oslo bis 1924 hieß, besuchte aber auch die Universität im schwedischen Uppsala und studierte 1872/73 bei Konrad Maurer in München. Nach einem knapp zweijährigen Aufenthalt als Attaché-Stipendiat an der norwegisch-schwedischen Botschaft in Paris wurde er 1877 im Alter von dreißig Jahren erster Professor für Staatsökonomie und Statistik in Norwegen. Der erklärte Anhänger der konservativen Partei Høire wurde im Frühjahr 1884 Staatsrat in Stockholm und sammelte dort Erfahrungen in der praktischen Politik. Seine Stelle an der Universität gab er im Herbst 1886 auf und zog sich vorübergehend aus dem öffentlichen Leben zurück. In den folgenden Jahren entstand sein rechtsgeschichtliches Hauptwerk, das über 800 Seiten umfassende Glossar zu *Norges gamle Love* (Die alten Gesetze Norwegens). Das Werk wurde schon bald nach seinem Erscheinen als eines der besten Standardwerke zur norwegischen Rechtsgeschichte betrachtet. Nach Abschluss der Arbeit wandte

1 Vgl. Raimund Wolfert, *Anmerkungen zum Briefwechsel Magnus Hirschfelds und Bjørnstjerne Bjørnsons im Jahre 1901*. In: *Capri* 20 (Oktober 1995), S. 33-39.

2 Beispielsweise die Fotografien »My Boy« im *Eigenen* vom März 1903 und »Unser Hans« im *Eigenen* vom Juni 1905.

3 *Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen* Jg. 4, 1902, S. 244-263.

4 Unter dem Pseudonym Numa Praetorius schrieb der Straßburger Jurist Eugen Wilhelm (1866-1951) selbst zahlreiche Beiträge für Hirschfelds *Jahrbuch*.

5 "Urnische Chronik. Von Prof. Dr. Karsch-Haack". In: *Die Freundschaft*, 15.4.1922.

6 Zur wissenschaftlichen Bedeutung Hertzbergs vgl. Ottar Dahl, *Norsk historieforskning i det 19. og 20. århundre*. Oslo 1990, S. 148 ff.

*Für Manfred Herzer. Ohne seinen Hinweis auf Hertzbergs Arbeit im *Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen* und die Anmerkungen von Karsch-Haack in der *Freundschaft* wäre dieser Artikel nicht entstanden. Ich danke Julia Zernack für die kritische Durchsicht des Manuskripts, insbesondere was die Ausführungen zur altnordischen Literatur angeht.

Hertzberg sich wieder dem öffentlichen Leben seines Landes zu und betätigte sich in verschiedenen wissenschaftlichen wie wirtschaftlichen Institutionen. Von 1903 bis 1908 war er Direktor der norwegischen Hypothekenbank und seit dem 1906 norwegischer Reichsarchivar. Er starb 65jährig am 2. Oktober 1912 in Kristiania, unverheiratet.

Der Historiker und spätere norwegische Außenminister Halvdan Koht widmete Hertzberg im *Norsk Biografisk Leksikon* 1934 einen Übersichtsartikel und charakterisierte ihn mit den Worten:

»Er hatte eine ungewöhnlich starke Begabung und Neigung zu praktischer Tätigkeit wie auch zu wissenschaftlicher Forschung [...] Er bedauerte selbst, dass er seine Tätigkeiten auf zu viele Gebiete verteilen würde; aber seine Vielseitigkeit kam auch seinem wissenschaftlichen Hauptstudium zugute [...] H. war nicht unbedingt das, was man eine starke Persönlichkeit nennen würde; dem Kampf ging er meist aus dem Weg, und allzu oft ließ er äußere Umstände über seine Tätigkeit bestimmen. Aber es gelang ihm doch, seine geistige Selbständigkeit zu behaupten; der Reichtum seiner Interessen und die Würde seines Auftretens machten ihn zu einem außergewöhnlich repräsentativen Mann; seine Redlichkeit und sein nobler Gedankengang brachten ihm von allen Seiten Vertrauen ein.«[7]

Dass sein Artikel im *Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen* 1902 anonym erschien, mag als Beleg für die von Koht konstatierte Neigung Hertzbergs angesehen werden, Auseinandersetzungen aus dem Weg zu gehen.[8] Offensichtlich handelte es sich bei dem Artikel aber nicht, wie Kohts Charakteristik nahelegen könnte, um eine Gelegenheitsarbeit oder ein zufälliges Nebenprodukt der eigentlichen wissenschaftlichen Betätigung Hertzbergs. Vielmehr hat er sich hier einem Thema seines eigenen Lebens und Empfindens gewidmet. Karsch-Haack schrieb 1922 über Hertzberg: »Er war ein schöner, sympathischer Mann und ein urnischer Don Juan.«[9]

Leider stellt die Äußerung Karsch-Haacks heute die einzige bekannte Auskunft zum Sexualleben Ebbe Hertzbergs dar. Es kann daher vermutet werden, dass Hertzberg in Norwegen ein nach außen hin geordnetes Leben als Junggeselle geführt hat. Augenscheinlich ist er nicht wie der ihm bekannte homosexuelle Schwede Pontus Wikner (1837–1888) eine Ehe eingegangen, um den gesellschaftlichen Erwartungen nachzukommen. Im Unterschied zu dem zehn Jahre älteren Wikner hat er seine Überlegungen zur Homosexualität auch nicht nur der Nachwelt überlassen, sondern sich — freilich unter dem Deckmantel der Anonymität — auf dem ihm eigenen Gebiet in die öffentliche Diskussion seiner Zeit eingebracht.

Wikner, der seit 1864 Philosophie an der Universität in Uppsala lehrte und im November 1884 Professor für Philosophie und Ästhetik an der Universität in Kristiania wurde, schrieb bereits 1879 sein heimliches Vermächtnis *Psykologiska självbekännelser* (Psychologische Selbstbekenntnisse), das auf seine eigene Veranlassung und aus Rücksicht auf seine Familie — Wikner hatte zwei Söhne — lange unveröffentlicht blieb. Erst 1971 konnten die Selbstbekenntnisse der Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden.[10] Wikner schildert darin vor allem das Leiden und die Komplikationen, die seine Homosexualität ihm bedeutete. Er forderte eine »barmherzige Behandlung« und eine Ausnahmestellung für Homosexuelle in der Gesellschaft, schlug aber auch vor, zwei Menschen des gleichen Geschlechts unter gewissen Umständen die Ehe zu erlauben. Wie aus zwei Briefen Wikners an seine Frau Ida hervorgeht, pflegten Wikner und Hertzberg im Januar und Februar 1885 in Kristiania gesellschaftlichen Umgang miteinander.[11] Vermutlich kamen die beiden sich dabei aber persönlich nicht sehr nah.

Kristiania zählte 1900 gerade einmal 227.626 Einwohner, dennoch gab es dort ein reiches kulturelles Leben. Unter anderem machte die »Kristiania-Bohème« um den anarchistischen Schriftsteller Hans Jæger (1854-1910), der vor der Jahrhundertwende mit dem autobiografischen Roman *Syk kjærlighet* (Kranke Liebe) berühmt wurde, europaweit von sich reden. Die Annahme, Hertzberg habe ein Doppelleben geführt und sei möglicherweise häufiger oder regelmäßig aus Norwegen nach Berlin gereist, um hier als »urnischer Verführer« aufzutreten, ist zwar nicht abwegig, sie lässt sich aber außer durch die Äußerung Karsch-Haacks nicht untermauern. Wie und wann Hertzberg mit Numa Praetorius und dem Wissenschaftlich-humanitären Komitee in Verbindung kam und wie eng die Verbindung war, ist nicht dokumentiert. Da aber Karsch-Haack in der *Freundschaft* 1922 auch das genaue Todesdatum Hertzbergs mitteilte, ist anzunehmen, dass zwischen Hertzberg und dem

---

7 Halvdan Koht. In: *Norsk Biografisk Leksikon*, Band 6. Oslo 1934, S. 55-60, Zitat S. 55 und 60. Sofern nicht anders vermerkt, stammen die Übersetzungen aus dem Norwegischen und Dänischen für den vorliegenden Artikel von mir: R.W.

8 Laut Koht hatte Hertzberg bereits 1890 »eine Reihe aufsehenerregender Artikel« über die politische Krise von 1864 in der Zeitung *Morgenbladet* anonym geschrieben. Vgl. Koht 1934, S. 56.

9 Karsch-Haack in *Die Freundschaft*, 15.4.1922.

10 Pontus Wikner. *Psykologiska självbekännelser. Med förord av professor Torsten Sjöstedt Frey och en orienterande essay av fil.dr. Leonard Johannesson.* Stockholm 1971.

11 Vgl. Pontus Wikner. *Brev II (1870-1888).* In: ders., *Skrifter.* Hrsg. Adolf Ahlberg und Theodor Hjelmqvist, Band 12. Stockholm 1924. S. 317-319.

Wissenschaftlich-humanitären Komitee zumindest über Mittelsmänner längerfristige Beziehungen bestanden haben.

Der Artikel »Spuren von Konträrsexualität bei den alten Skandinaviern« ist als wichtige Arbeit zum Thema in die Forschungsliteratur eingegangen.[12] Er kann als eine Replik auf Numa Praetorius' Artikel »Die strafrechtlichen Bestimmungen gegen den gleichgeschlechtlichen Verkehr historisch und kritisch dargestellt«[13] aus dem ersten Jahrgang des *Jahrbuchs für sexuelle Zwischenstufen* angesehen werden und wurde vermutlich von Hertzberg selbst auf deutsch verfasst. Ob Hertzberg die Arbeit Praetorius' schon 1899 zur Kenntnis genommen hatte oder ob sie ihm erst später bekannt wurde und als unmittelbarer Anlass für das Entstehen der eigenen Arbeit diente, wird aber nicht ersichtlich.

Hertzberg stellt in seinem Artikel »die wichtigsten Andeutungen zusammen, die in altnordischen Quellen von dem Vorkommen der Homosexualität Zeugnis ablegen.«[14] So verweist er unter anderem auf die *Lokasenna*, die *Sigurdarkvida*, die *Króka-Refs saga* und die *Ölkofra saga*. Die Textauswahl ist eine exemplarische; ähnliche und weitere Andeutungen zu homosexuellen Praktiken finden sich auch in anderen als den ausgewählten Texten. Es muss aber einschränkend gesagt werden, dass die altnordische Literatur kein einziges Beispiel für Homosexualität im engeren Sinn liefert.[15] Die von Hertzberg — und in der Folge auch von anderen Forschern — angeführten Hinweise stellen formelhafte Beschimpfungen und ehrbeschneidende Beschuldigungen dar, bei denen die Abweichung von der sexuellen Norm nicht den Inhalt der Beleidigung ausmachte, sondern symbolischen Charakter hatte. Ebenso wie ein moderner Vorwurf von »Blutsaugerei« nicht wörtlich zu verstehen ist, sondern einen bildhaften Ausdruck für Ausbeutung, Missbrauch und Überforderung darstellt, lassen die altnordischen Beschuldigungen von Homosexualität nicht unmittelbar auf tatsächliches homosexuelles Verhalten schließen. Im skandinavischen Früh- und Hochmittelalter war die Vorstellung von passiver Homosexualität so eng mit der Vorstellung von Unmoral im allgemeinen verbunden, dass das Sexuelle als Ausdruck für das Moralische fungieren konnte, heißt es 1980 bei dem dänischen Altnordisten Preben Meulengracht Sørensen.[16]

Wie Hertzberg 1902 anführt, wurden Gesetze gegen die Ausübung von Geschlechtsverkehr zwischen Männern bei den Nordgermanen erst mit der Einführung der lateinischen Schrift durch das Christentum erlassen bzw. fixiert. Die Bestimmungen der heidnischen Zeit waren mündlicher Art und sind nicht überliefert. Die älteste Strafbestimmung findet sich im kirchenrechtlichen Abschnitt des westnorwegischen Gulathinggesetzes von 1164. Es war bis in die zweite Hälfte des 13. Jahrhunderts in Kraft. Homosexuelles Verhalten (»Wenn zwei Männer sich zur Leibeslust vermengen ... «)[17] hatte Friedlosigkeit zur Folge, was der Todesstrafe gleichkam. Die altnordischen Gesetze sprachen, so Hertzberg, aber auch »scharfe Drohungen aus gegen alle, die (unschuldige) Leute der (passiven) Päderastie *beschuldigten*.«[18] Nach dem norwegischen Gulathinggesetz beispielsweise handelte es sich um »Vollrechtsworte«, wenn jemand einen Mann beschuldigte, er habe ein Kind geboren, sich homosexuell gebrauchen lassen, oder wenn er ihn mit einer Stute oder einem trächtigen Tier verglich. Wurde die Schmähung nicht zurückgenommen, hatte der Beschuldigte das Recht zur sofortigen Tötung des Beleidigers. Jeder Vergleich eines Mannes mit einer Frau oder anderen weiblichen Wesen stellte im altnordischen Bewusstsein eine tiefe Beleidigung dar und berechtigte, hohe Buße oder augenblickliche Rache zu nehmen.

Nach der »Graugans«, dem ältesten isländischen Gesetzbuch, das in zwei Handschriften aus der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts bewahrt ist, waren die drei zentralen Schmähworte, die zur sofortigen Tötung des Beleidigers berechtigten, die Worte *ragr*, *strodinn* und *sordinn*. Der Gebrauch dieser Worte wurde im altisländischen Recht mit Verbrechen wie Mord und Vergewaltigung gleichgestellt und damit härter geahndet als Körperverletzung. Alle drei Worte entstammen der sexuellen Bedeutungssphäre. *Strodinn* und *sordinn* sind Partizip-Perfekt-Formen der Verben *streda* und *serda*, wobei das erstere eine Metatheseform des zweiten ist. Die Verben bezeichnen die männliche Funktion im sexuellen Akt, und sie hatten eine stark obszöne Wirkung. »In der Sagaliteratur werden *serda* und *streda* und die zwei adjektivischen Formen selten gebraucht, was sicherlich ihrem groben Charakter

12 Vgl. *Kulturhistoriskt lexikon för nordisk medeltid. Från vikingtid till reformationstid*, Band 6. Malmö 1959, S. 10. Siehe auch Folke Ström, *Nid, ergi and Old Norse moral attitudes*. London 1974, S. 5 f. Vgl auch Preben Meulengracht Sørensen, *Norrøn Nid. Forestillingen om den umandige mand i de islandske sagaer*. Odense 1980, S. 112 f. und Jenny Jochens, *Old Norse Sexuality: Men, Women, and Beasts*. In: *Handbook of Medieval Sexuality*. Hrsg. Vern L. Bullough und James A. Brundage. New York und London 1996, S. 369-400, hier S. 398.

13 *Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen*, 1. Jg., 1899, S. 97-150.

14 Hertzberg 1902. S. 245.

15 Vgl. Meulengracht Sørensen 1980, S. 31.

16 Ebd., S. 23 f.

17 Vgl. Gisela Bleibtreu-Ehrenberg, *Homosexualität. Die Geschichte eines Vorurteils*. Frankfurt am Main 1981, S. 232.

18 Hertzberg 1902, S. 246 f.; Hertzberg benutzt die Ausdrücke Päderastie und Konträrsexualität synonym mit Homosexualität.

zuzuschreiben ist«, schreibt Preben Meulengracht Sørensen.[19] Dass ein Mann *sordinn* oder *strodinn* wurde, bedeutet, ein anderer Mann hatte ihn sexuell benutzt. Hertzberg spricht vom »stupriert«, d.h. vergewaltigt werden.

Ragr ist das am häufigsten angewandte der drei Schmähworte, das zudem die breiteste Bedeutungsfächerung hatte. Es war gleichzeitig das schlimmste Schimpfwort, das die altnordische Sprache kannte. Das Wort ist eine Metathese von *argr*, dem etymologisch, aber nicht bedeutungsmäßig das neuhochdeutsche ›arg‹ entspricht.

»Zu den Adjektiven *argr* und *ragr* gehören die Substantive *ergi* und *regi* sowie das passive Verb *ergjask* ›arg werden‹. Alle diese Worte sind stark abwertend. Ihre Grundbedeutung ist sexuell; aber während die Partizipien *sordinn* und *strodinn* nur ausdrücken, dass ein Mensch (oder Tier) — mit oder gegen seinen Willen — von einem Mann sexuell benutzt wurde, bezeichnet das Adjektiv *ragr* und die mit ihm verwandten Worte eine Eigenschaft oder Disposition. Der arge Mann ist bereit, disponiert oder interessiert, als ›weiblicher‹ Part in einer sexuellen Beziehung zu fungieren.«[20]

Daneben bedeuteten *argr* und *ragr* auch »zauberkundig« bzw. »zaubereitreibend« und »feig, unmännlich, weichlich« in moralischer und charakterlicher Hinsicht.[21] Auf Frauen angewandt bezeichneten *ergi* und die verwandten Ableitungen Nymphomanie.

In der *Lokasenna*, auf deutsch: »Lokis Schimpfrede«, der *Edda* ist Loki unwillkommener Eindringling bei einem Gastmahl der Götter. Er stört den Festfrieden und macht die versammelten Götter zum Gegenstand seines Spottes und seiner ehrenrührigen Beleidigungen. Daraufhin wird er selbst wiederholt als »ergi-Treiber« gescholten. Odin beispielsweise spricht zu ihm: »[...] acht Winter / warst du unter der Erde / eine milchgebende Kuh und eine Frau, / und du hast dort [Kinder] geboren, / und das halte ich für *eines Perversen Art*«[22] - d.h. als *ergi*.

Zu den eddischen Scheltgedichten im Stil der *Lokasenna* gehört auch die Wechselrede der beiden Krieger Sinfjötli und Gudmund im *Jüngeren Helgilied*, der sogenannten *Sigurdarkvida*, mit der die streitlustigen Widersacher sich in die richtige Kampfstimmung bringen wollen. Sinfjötli stellt in mehreren Strophen Gudmunds Männlichkeit in Frage und unterstellt ihm *ergi*:

»Eine Zauberin warst du
auf der Insel des Warin.
Listiges Weib,
Lügen du sprachest!
Keinen Mann,
keinen gepanzerten Häuptling
wolltest du besitzen
ausser dem Sinfjoetli.«

Oder er lästert:

»Eines Pferdes Braut warst du
auf der Bravallahaide,
goldgezäumt warst du,
tüchtig zum Rennen.
In manchem Laufe
ritt ich dich müde;
Unter'm Sattel du stöhntest
auf steilen Hügeln.«[23]

Nach Bleibtreu-Ehrenberg sind die Strophen des *Jüngeren Helgiliedes* in gleichem Umfang wie die *Lokasenna* als locus classicus für die tatsächliche Bedeutung von *ergi* anzusehen.[24] Hier ist auf engstem Raum von passiver Unterwerfung, Zauberkundigkeit und Feigheit die Rede. Der Vorwurf der Homosexualität ist aber nicht wörtlich zu verstehen. Es kann aus Sinfjötlis Worten nicht geschlossen werden, Gudmund sei tatsächlich homosexuell und er habe Sex mit Sinfjötli haben wollen oder sogar gehabt. Die Beschuldigung ist vielmehr symbolischer Natur, sie soll Gudmund beleidigen und ihn zum Kampf herausfordern.

Die *Króka-Refs saga* ist eine völlig fiktive, erst um ca. 1350 entstandene Isländersaga, die unterhaltsam erzählt ist. Sie hat nur eine Hauptperson, Refr, und besteht aus einer Reihe von Episoden, in denen Refr jedesmal mit Mut, Stärke und Geschick die Herausforderungen bewältigt, die ihm gestellt werden. In seiner Jugend ist er eine Art männliches Aschenputtel, der zu nichts anderem zu taugen scheint, als vor dem Küchenherd zu faulenzen. Als sich seine verwitwete Mutter Rechtsverletzungen eines unfriedlichen Nachbarn ausgesetzt sieht, bricht sie in Klagen aus und meint unter anderem, dass es besser gewesen wäre, sie hätte eine Tochter statt Refr geboren. Denn dann würde sie von deren Mann Unterstützung und Hilfe erfahren können. Indes zeigt sich, dass die Mutter sich in ihrem Sohn getäuscht hat. Die Anschuldigungen hörend, geht er zu dem Nachbarn und schlägt ihn tot. In den weite-

19 Meulengracht Sørensen 1980, S. 21.

20 Ebd., S. 22.

21 Vgl. ebd., S. 22 f. Zur Etymologie und Bedeutung von *ergi* auch: Bleibtreu-Ehrenberg 1981, S. 108 ff.

22 Kursivierung von mir, R.W. Da die Übersetzung bei Hertzberg fehlerhaft ist, greife ich hier auf die Übersetzung in Klaus von See, Beatrice La Farge u.a., *Kommentar zu den Liedern der Edda*. Bd. 2: *Götterlieder*. Heidelberg 1997, S. 427 zurück. Hertzberg übersetzte: In neun Wintern warst du / unter der Erde / eine milchgebende Kuh / und ein Weib, / und hast du dort / Kinder geboren, / und deuchte mir das / des ›Argen‹ Wesen. (S. 249).

23 Hertzberg 1902, S. 250/251.

24 Vgl. Bleibtreu-Ehrenberg 1981, S. 166.

ren Episoden verhält es sich ähnlich. Als Refr auf Grönland eines Abends einem Eisbären begegnet, läuft er los, um eine Axt zu holen, denn er ist unbewaffnet. Als er aber zurückkehrt, ist der Eisbär bereits getötet. Die vier Söhne des feindlich gesinnten Nachbarn Thorgil haben ihn erlegt, worauf einer von ihnen, Thengill, behauptet, man hätte den Bären nicht bekommen, wenn »Refr hinn ragi« (Refr, der ›Arge‹) nicht zuvor gezeigt hätte, was für ein Mann er sei. Refr erschlägt daraufhin nicht nur den Beleidiger, sondern auch dessen Vater und die drei Brüder. »In jeder Episode der Saga zeigt Refr sich als tapferer, klüger und besser, als seine Umgebung von ihm glaubte. Auf diese Weise erwirbt er sich das soziale Prestige und die Stellung, die ihm gebühren.«[25]

Die verbalen Injurien bringen jeweils einen Konflikt in Gang, die Konflikte selbst drehen sich aber um Refrs Ansehen als Mann. Die ehrabschneidenden Beschuldigungen von *ergi* dienen erzähltechnisch zur Unterstreichung des eigentlichen Themas der Saga: Refr mausert sich vom schwächlichen Nichtsnutz zum Helden.

Wie die *Króka-Refs saga* hat auch die *Ölkofra saga*, eine um 1250 verfasste literarische Satire gegen die isländischen Häuptlinge, keine Basis in der historischen Wirklichkeit. Im Zentrum der Saga steht eine einfache Intrige: Ölkofri hat sich als Bierbrauer ein kleines Vermögen erworben. Einmal geschieht ihm das Unglück, dass versehentlich ein Waldstück abbrennt, während er arbeitet. Er hat im Grunde nichts Strafbares begangen, doch gehört der Wald sechs benachbarten Häuptlingen, die sich unter Androhung von Friedlosigkeit mit Ölkofri anlegen, um an sein Geld zu kommen. Broddi Bjarnarson bemüht sich daraufhin, Ölkofri zu verteidigen, und richtet ehrenrührige Beschuldigungen an die Häuptlinge. Unter anderem bietet er ihnen eine Buße an, die so gering ist, dass sie an sich schon eine Beleidigung darstellt. Schlimmer aber ist eine andere Bemerkung: »So etwas nenne ich *argaskattr*«[26] (d.h. Steuer oder Bezahlung für eine sexuelle Handlung, die einem ›argen‹ Mann geleistet wird). Diese und die in der Auseinandersetzung folgenden Beschuldigungen von *ergi* sind ebenfalls nicht wörtlich zu nehmen. Sie bringen lediglich die Auffassung zum Ausdruck, dass die Häuptlinge sich gegenüber dem Bierbrauer auf eine unwürdige Weise verhalten haben.

Als letztes sei hier auf die *Saga von Olaf Tryggvason* verwiesen. Eine Version der Saga, die um das Jahr 1300 entstand, berichtet über die ersten beiden christlichen Missionare auf Island, den deutschen Bischof Fridrekr und seinen Förderer und Dolmetscher, den christlichen Isländer Thorvaldr Kodránsson. Den kirchlichen Vorschriften entsprechend trug der Bischof keinen Bart und keine Waffen. Sein Ornat soll den Isländern ausgesprochen weibisch vorgekommen sein, auch wird er als schwächlich geschildert. Als zwei Männer um 981 einen Spottvers auf Fridrekr und Thorvaldr machen und, vermutlich unter Rückgriff auf eine Strophe des *Jüngeren Helgiliedes* behaupten:

»Neun Kinder hat
der Bischof geboren;
ihnen allen ist
Thorwaldr Vater«[27],

erschlägt Thorvaldr die beiden Verfasser. Als der Bischof ihn zur Rede stellt, antwortet er: »Ich konnte nicht dulden, dass sie uns ›arg‹ (›raga‹) nannten.«[28] In Thorvaldrs Antwort an den Bischof wird das Wort *ragr* so benutzt, als bezeichne es beide Männer in einem homosexuellen Akt. Das würde bedeuten, dass im altnordischen Bewusstsein auch der aktive Part bei einer homosexuellen Handlung mit Schande belegt war. Da es aber schwierig ist, die Strophe genau zu datieren, muss davon ausgegangen werden, dass sie eher einen hochmittelalterlichen christlichen Gedankengang widerspiegelt als einen heidnischen, vor- oder frühchristlichen.[29]

Ebbe Hertzberg schließt aus den von ihm vorgelegten Zeugnissen aus der altnordischen Literatur, dass »die alten Skandinavier mit der Thatsache wohl bekannt waren, dass es mannliebende Männer gab.«[30] Dass sie Gegenstand allgemeiner Verachtung waren, erstaunt ihn nicht:

»Dem gewaltsamen und kriegerischen Sinne der Wikinger und Normannen galten ja nur *die* Charakterzüge für tüchtig und lobenswert, die sich leicht mit persönlichem Mut, Stärke, Waffenfähigkeit und Tapferkeit paarten. Aber an echter Mannhaftigkeit und männlichen Tugenden fehlte es eben naturgemäss den ausgeprägten Urningen. Ihr weiches, an Weiblichkeit erinnerndes Gemüt wollte in das wilde Treiben der Zeit nicht hineinpassen.«[31]

Hertzberg stützt sich hier auf den breiten Bedeutungskomplex von *ergi*. Die homosexuellen Bezeichnungen transportierten — wie oben gezeigt — immer Beschuldigungen von Feigheit und Unmännlichkeit. »Urninge und Feiglinge waren den

25 Meulengracht Sørensen 1980, S. 52.

26 Nach Meulengracht Sørensen 1980, S. 43.

27 Hertzberg 1902, S. 253. Außer in der *Saga von Olaf Tryggvason* ist die Strophe auch in der sogenannten *Kristni saga* überliefert. Die betreffende Strophe aus dem Helgilied heißt bei Hertzberg: Auf der Saga Vorgebirge / neun Kinder wir hatten. / Wölfe wir zeugten; / deren Vater war ich. (S. 251).

28 Ebd., S. 253.

29 Vgl. Meulengracht Sørensen 1980, S. 67-69.

30 Hertzberg 1902, S. 256.

31 Ebd.

damaligen Menschen eins«, behauptet Hertzberg.[32] Dem ›argen‹ Mann, der sich nicht wehren konnte, blieb folglich nur ein Ausweg, sich persönlich geachtet oder gefürchtet zu machen:

»Wie soviele Frauen konnte er sich der *Zauberei* widmen. Denn war auch der Zauberer im Grunde ein ebenso verachteter Mensch wie der Conträre, so war er doch durch die Furcht vor seiner Geheimkunst leidlich geschützt.«[33]

Die undifferenzierte Vorstellung von den gewaltsamen Wikingern ist bezeichnend für die Wilhelminische Epoche, die in einem »antirömischen Affekt« die heidnisch-germanischen Tugenden gegenüber der romanisch-christlichen Kultur hervorhob und zum Ideal einer moralisch höherstehenden Gesellschaft verklärte.[34] Wie so viele Historiker seiner Zeit verkennt auch Hertzberg, dass die Wikinger nicht nur Krieger, sondern auch Gesetzemacher und Künstler waren. Sie lebten in einer geordneten Gemeinschaft, führten friedlich Handel und bestellten neues Land. Einen guten Dichter achteten sie wie einen guten Schmied, und Kunst und Handwerk standen in hoher Blüte. Die Konzeption des Urnings mit dem naturgemäß weichen, an Weiblichkeit erinnernden Gemüt spricht ebenfalls für sich und Hertzbergs Zeit. Aber selbst die von Hertzberg gezogene Schlussfolgerung lässt die Materiallage nicht zu. Wie oben angeführt liefert die altnordische Literatur kein einziges Beispiel für Homosexualität im modernen Sinn.

Die Unterstellung von passiver Homosexualität setzt, in welchem Kulturkreis auch immer, natürlich das Wissen um homosexuelle Praktiken voraus.[35] Damit ist aber noch nicht gesagt, welche Funktion diesen Praktiken im skandinavischen Früh- und Hochmittelalter zukam. Denn die altnordischen Quellen schildern an keiner Stelle eine Beziehung zwischen zwei Männern, die nach heutigem Verständnis als schwul bezeichnet werden könnte und Aspekte wie Liebe, Exklusivität, Gegenseitigkeit, Dauerhaftigkeit und Gleichheit impliziert. So findet sich beispielsweise auch kein Hinweis darauf, dass die aktive und passive Rolle im homosexuellen Akt bei den Wikingern austauschbar war.

Wird homosexuelles Verhalten in der altnordischen Literatur behandelt, reflektiert das Kampf und Dominanz, nicht Erotik und Liebe.[36] Das Thema diente der Verhöhnung oder Verspottung eines Gegners. Der Vorwurf passiver Homosexualität, wie ihn die schriftlichen Quellen überliefern, dürfte haltlosen Unterstellungen und Spekulationen zum Zweck der Demütigung gedient haben, bei anderen ist von mann-männlicher Vergewaltigung bzw. ebensolchen Fantasien die Rede. In diesem Sinne lassen die altnordischen Quellen auf kaum mehr schließen, als dass die Wikinger »phallische Aggression« praktizierten. Von »phallischer Aggression« wird gesprochen, wenn eine sexuelle Handlung mehr von Aggression denn von Libido bestimmt ist.[37] Sie kann sich gleichermaßen gegen einen Mann wie eine Frau richten. In Kulturen, die das Phänomen kennen, dient die sexuelle Bezwingung eines Mannes als Symbol für die Unterwerfung des Bezwungenen. Die aktive Rolle im homosexuellen Akt kann dann nicht mit Freundschaft und Liebe einhergehen. Wenn homosexuelles Vergehen an einem Gegner ein Mittel zur Demütigung darstellt, muss die gleiche Handlung an einem Freund illoyal, schändlich und niederträchtig sein.

32 Ebd., S. 257.

33 Ebd., S. 258.

34 Vgl. Klaus von See, *Barbar, Germane, Arier. Die Suche nach der Identität der Deutschen*. Heidelberg 1994.

35 Vgl. Jochens 1996, S. 387.

36 Ebd., S. 388.

37 Vgl. Meulengracht Sorensen 1980, S. 31-33.

Der folgende Aufsatz ist dem umfangreichen Werk über die Geschichte der Schwulen und Lesben Stockholms entnommen, das in diesem Sommer in der schwedischen Hauptstadt unter folgendem Titel erschienen ist:

Sympatiens hemlighetsfulla makt: Stockholms homosexuella 1860-1960

(Die geheimnisvolle Macht der Sympathie: Die Stockholmer Homosexuellen 1860-1960). Fredrik Silverstolpe, Greger Eman, Dodo Parikas, Jens Rydström und Göran Söderström sind die Autoren. Söderström ist zugleich Herausgeber und Verfasser unseres Aufsatzes über die Haijby-Affäre. Er konnte sich dabei auf Vorarbeiten von Silverstolpe stützen. Wir danken Göran Söderström für die Erlaubnis zum Abdruck in CAPRI. Raimund Wolfert hat den Text aus dem Schwedischen übersetzt.

Göran Söderström

Die Haijby-Affäre

Die sogenannten »Rättsröteaffärerna«, eine Reihe von schwulen Affären, die Anfang der fünfziger Jahre der Stockholmer Pastor Kejne ausgelöst hatte und die die schwedische Öffentlichkeit erregten, wurden durch eine alte Geschichte verkompliziert, an die man sich jetzt wieder erinnerte: die Haijby-Affäre. Zwischen den Affären gab es gewisse Berührungspunkte. Pastor Kejne hatte den TBH-Skandal[1] genau verfolgt; Haijby versuchte vergeblich, die Kejne-Kommission davon zu überzeugen, Staatsrat Nils Quensel habe sich über seinen Bruder Conrad, einen Rechtsanwalt, in seine Angelegenheit eingemischt.[2] Kejne, Quensel und Haijby wiesen trotz mancher Unterschiede gewisse psychologische Gemeinsamkeiten auf. Alle drei standen in dem Ruf, homosexuell zu sein, bestritten dies aber entschieden. Alle drei glaubten, der stellvertretende Polizeipräsident Zetterquist sei ihr Freund, was aber nicht der Fall war. Eine zufällige Verbindung bestand auch zwischen Kejne und Haijby: Sie wohnten zu jener Zeit im gleichen Stadtviertel von Stockholm: Kejne in der Engelbrektsgatan 12 und Haijby in der Villagatan 13.[3]

Das »Weißbuch der Haijby-Affäre« von Henning Sjöströms (*Dramat om Haijby*, 1954) ist zwar ausführlich aber einseitig. Eine kürzere und gründlichere Darstellung mit vielen neuen Fakten bietet Heuman 1978.[4] Das juristische Material, das erst nach Erscheinen von Heumans Buch freigegeben wurde, vermittelt indes in vielen Punkten ein ganz anderes Bild der Ereignisse und der Beteiligten.[5]

Kurt Haijby wurde am 14. Mai 1897 als Sohn des Kaufmanns J. Alfred Johansson in Stockholm geboren. Der Vater betrieb ein Fisch- und Wildgeschäft in der Altstadt Gamla Stan, und Kurt mußte schon als Junge Besorgungen im Schloß erledigen. Nach der Realschule erhielt er an der Stockholmer Bürgerschule Unterricht in Buchhaltung, Stenografie und Maschinenschreiben und arbeitete zunächst als Büro- und Geschäftsgehilfe in verschiedenen

[1] »Til Bröders Hjälp« (TBH) war der Name eine Geldsammelaktion zum Wiederaufbau Europas, die die schwedische Kirche nach dem Zweiten Weltkrieg organisierte. Wegen unzweckmäßiger Verwendung der gesammelten Gelder geriet sie schnell in das Kreuzfeuer der öffentlichen Kritik. Kurt Haijby erstattete 1946 eine polizeiliche Anzeige gegen die Organisation, in deren Folge auch seine Rolle als Empfänger finanzieller Zuwendungen von seiten des königlichen Hofes öffentlich bekannt wurde: Anmerkung des Übersetzers.

[2] »Angaben von Direktor Kurt Haijby. Freitag, den 1. 12.1950« (stenographisches Protokoll), Dokumente aus dem Untersuchungsbericht des Justizkanzlers.

[3] Kejne und Haijby pflegten auch Kontakt untereinander, nachdem die Haijby-Affäre ins Rollen gekommen war. In Kejnes Papieren befindet sich die Karte eines Blumengrußes mit dem Text: »Von Familie Haijby«, vermutlich stammt sie aus der Zeit von Kejnes Krankenhausaufenthalt 1951. Kejnes Archiv.

[4] Maths Heuman, *Rättsafférerna Kejne och Haijby* 1978; Anmerkung des Übersetzers.

[5] Das vollständige Urteil und der Untersuchungsbericht des Justizkanzlers mit allen Anlagen. Sofern keine anderen Quellen angegeben sind, stützt sich die Darstellung auf diese beiden Sammlungen von Dokumenten.

Unternehmen in Stockholm. Bereits 1912 hatte der damals 15jährige Kurt Johansson als Pfadfinder zusammen mit ein paar Schulkameraden im Stockholmer Schloss Maiglöckchen an König Gustav V. (1858-1950) verkauft. Als 18-Jähriger arbeitete er als Kellner auf schwedischen Dampfschiffen und hielt sich für kürzere Zeit in Amerika auf. Nach weiteren abenteuerlich verlaufenden Jugendjahren, in denen sich wiederholt strafbare Handlungen mit Büroanstellungen, Theaterengagements, Auslands- und Gefängnisaufenthalten abwechselten, heiratete er, trotz offensichtlicher homosexueller Neigungen, 1931 in Stockholm, jetzt unter dem Namen Haijby.[6] Um den weiteren Zusammenhang zu verstehen, muss man wissen, dass Haijby sehr charmant sein konnte, dass er in seiner Jugend sehr gut aussah und sowohl als Schauspieler als auch als Zauberkünstler gearbeitet hatte.

Auf der Jagd nach einer Ausschankgenehmigung für Wein

Frau Haijby war verwitwet und zehn Jahre älter als ihr Gatte. Sie hatte eine Tochter im Backfischalter und betrieb eine Konditorei in der Nähe des Minigolfplatzes, den Haijby führte. Gemeinsam eröffneten die beiden Ende des folgenden Jahres das Restaurant Lido in der Kungsgatan. Um eine Ausschankgenehmigung für Wein zu erhalten, bat Haijby nach eigenen Aussagen 1932 (in Wirklichkeit erst am 28. November 1933; Heuman, S. 246) um eine Audienz bei dem damals 74jährigen König. Der Schlossdetektiv Olof Lönnblad war ein guter Freund Haijbys, und nach Haijby war er es, der ihn auf diese Idee brachte.[7] Oberbuchhalter Oscar Vilhelm Borgvall gegenüber, dem Autor, der in Haijbys Auftrag 1946 den Schlüsselroman *Patrik Kajson går igen* schrieb, prahlte Haijby damit, dass er sich vor der Audienz »einen nicht zuletzt über dem Gesäß gutsitzenden Frack angezogen« habe und dass er sich »so bewegte, dass seine körperlichen Vorzüge stärker betont würden«. Das habe Eindruck auf den König gemacht, »so dass dieser ihn mit den Augen ganz intensiv verfolgte«. Nach Haijbys Bericht bat der König bei dieser im übrigen üblichen Audienz, ihn privat zu treffen und begann mit ihm ein sexuelles Verhältnis, das bis Anfang des Jahres 1933 gedauert haben soll, nach Haijbys späteren Angaben möglicherweise bis 1935.

Um die begehrte Ausschankgenehmigung zu erhalten, suchte Haijby im Winter 1933/34 auch den Stockholmer Stadtpräsidenten Nothin auf. Als Nothin darauf aufmerksam machte, dass für solche Genehmigungen nicht das Statthalteramt, sondern die Behörde Stockholmssystemet zuständig sei, sagte Haijby, der König sei daran interessiert, dass Haijby bekäme, was er wünsche. Im übrigen würde Nothin noch von einem Kammerherrn hören. Tatsächlich teilte der diensttuende Kabinettskammerherr des Königs bald darauf dem Stadtpräsidenten mit, dass der König wünsche, Haijbys Antrag möge genehmigt werden. Nothin, der das Engagement des Königs nicht verstand, brachte die Angelegenheit auf einer der üblichen wöchentlichen Sitzungen des Staatsrats zur Sprache:

»Der König reagierte verlegen und erklärte, es sei ›bestimmt Ingrid[8] gewesen‹, die wünschte, Haijby möge wohlwollend behandelt werden. Der Stadtpräsident vermutete daraufhin, dass einer der Brüder der Prinzessin Ingrid sich irgendwie auffällig benommen habe und, dass Haijby hiervon erfahren habe und dies ausnutzen wolle.«[9]

Nothin, der sich inzwischen über Haijbys kriminelle Vergangenheit (er war von 1915 bis 1925 sechs Mal wegen Diebstahl, Fälschung und Körperverletzung mit Todesfolge zu Strafarbeit verurteilt worden) erkundigt hatte, suchte kurze Zeit später den Kronprinzen auf und erinnerte ihn an die Möglichkeit rechtlicher Schritte gegen Haijby, sollte es sich um Erpressung handeln.

»Als der Stadtpräsident die Vermutung äußerte, dass einer der Söhne des Kronprinzen von Haijby erpresst werde, erklärte der Kronprinz kategorisch, dass das nicht der Fall sei. Der Stadtpräsident gewann daraufhin den Eindruck, dass der Kronprinz wußte, in welcher Weise Haijby Einfluss auf den König habe. Näheres über das Verhältnis Haijbys

---

[6] Haijby war schon 1922 das erste Mal die Ehe eingegangen. Auf Antrag der damaligen Ehefrau erklärte das Stockholmer Stadtgericht die Ehe aber noch im selben Jahr für ungültig, weil Haijby sich das Eheversprechen mit falschen Angaben erschwindelt hatte. Heumann, S. 244.

[7] Es muß darauf hingewiesen werden, dass Haijby nie eine Ausschankgenehmigung für Wein erhielt, bevor das Restaurant 1934 den Besitzer wechselte. Haijby gab in dem Gerichtsverfahren auch an, er habe den König 1926 oder 1927 auf Öland getroffen.

[8] Prinzessin Ingrid (geb. 1910), Enkelin Gustavs V. und einzige Tochter des schwedischen Kronprinzen, der 1950 König Gustav VI. Adolf von Schweden wurde, hatte vier Brüder. Sie heiratete 1935 den dänischen Thronfolger und war von 1947 bis 1972 dänische Königin; Anm. des Übers.

[9] Protokoll des Verhörs von Nothin vom 26.11.1951 im Untersuchungsbericht des Justizkanzlers. Auf Anfrage Fredrik Silverstolpes bei der Königinmutter Ingrid von Dänemark ließ diese mitteilen, dass sie in der Angelegenheit keine Auskünfte erteilen könne. Haijby behauptete im Untersuchungsausschuss des Justizkanzlers, dass er selbst Nothin über das Verhältnis unterrichtet habe und dass Nothin gegenüber dem königlichen Privatsekretär Sandgren geplaudert habe.

zum König und über die Geldzahlungen an Haijby, erfuhr der Stadtpräsident erst später vom Privatsekretär des Königs, Carl Sandgren.«

Der Fund des Bettelbriefes

Im Jahr 1934 fand die Frau des Schlossdetektivs unter den Papieren ihres Mannes einen Bettelbrief, den Haijby an den König geschrieben hatte. Sie zeigte diesen Brief Frau Haijby, weil sie wissen wollte, was ihr Mann mit der Angelegenheit zu tun hatte. In dem Brief, in dem auch der Schlossdetektiv erwähnt wurde, bat Haijby um weitere 1500 Kronen, »um aus allen Schwierigkeiten herauszukommen«, und behauptete (fälschlicherweise), er habe seine Frau aus Gründen verlassen, die der König ja kenne. Frau Haijby rief ihren Mann, der bekannte, ein Verhältnis mit dem König zu haben. Frau Lönnblad sagte später aus, dass Frau Haijby diese Nachricht mit Gleichgültigkeit aufnahm. Vor Gericht behauptete Haijby, er habe zuvor insgesamt 4000 Kronen vom König erhalten und davon die Miete des Restaurants bezahlt; in den Büchern belegt ist aber nur eine einzige Auszahlung von 500 Kronen, und zwar vom 10. April 1935. Belegt ist auch, dass Haijby in den Jahren vor seiner Scheidung die Hofverwaltung aufgesucht und um Geld gebeten hat. Die Witwe des damaligen Chefs der Hofverwaltung, Oberintendent Oscar Swensson, bezeugte vor Gericht, dass ihr Mann zumindest das erste Mal die Sache an den König weitergeleitet hat. Dieser habe ihn beauftragt, die Angelegenheit so unauffällig wie möglich zu bereinigen. Zahlungen für ähnliche Zwecke sollen nach den Angaben Frau Swenssons auch an andere Personen geleistet worden sein. Es soll sich aber nur um unbedeutende Beträge gehandelt haben.

Geld für den Wiedererwerb des Lido-Restaurants durch Scheidung zum Schein

Das Restaurantunternehmen Lido meldete im Juni 1934 Konkurs an. Schon vorher hatte Frau Haijby einen Offenbarungseid geleistet und auch bei ihrem Gatten war nichts Pfändbares gefunden worden. Ein späterer gegründeter kleinerer Gewerbebetrieb ging am 3. April 1936 in Konkurs. Vermutlich um das Restaurant Lido zurückkaufen zu können, arrangierten die Eheleute jetzt einen Scheidungsprozeß, um so vom König noch mehr Geld zu erpressen. Im April 1936, gleich nach dem letzten Konkurs — also zwei Jahre nach dem Besuch von Frau Lönnblad —, reichte Frau Haijby die Scheidung ein und begründete sie mit der Unzucht mit dem König, die ihr Mann ihr eingestanden habe. Nachdem der Hof vom Richter hierüber in Kenntnis gesetzt worden war (die Verhandlung würde voraussichtlich eine Befragung des Königs erfordern), fand ein Krisentreffen auf höchstem Niveau statt, in dessen Folge die Ehefrau »überredet« wurde, gegen Erstattung von 15000 Kronen andere Gründe für die Scheidung anzugeben. Haijby seinerseits erhielt eine kleinere Summe, um in die USA auszuwandern, wo er bei seiner Ankunft weitere 3000 Kronen erhalten sollte. Als Verbindungsmann des Hofes fungierte der erwähnte Rechtsanwalt Quensel. Der erste Eindruck des Anwalts war, dass Frau Haijby, wie sie selbst angab, sehr gekränkt gewesen sei, als sie durch Frau Lönnblads Besuch von dem Verhältnis zwischen dem König und ihrem Mann erfuhr. Da sie aber, nachdem sie die vereinbarten 15000 Kronen erhalten hatte, noch dreimal vorstellig wurde und mehr Geld erhielt, wuchs Quensels Skepsis. Schließlich machte er sie darauf aufmerksam, dass sie riskiere, der Erpressung angeklagt zu werden, was für ihre Tochter nicht gut wäre. Danach hörten ihre Geldforderungen auf. Frau Haijby hatte auch von Oberintendent Swensson Geld für die Scheidung gefordert und gedroht, anderenfalls die Presse zu informieren.[10] Den Eheleuten Haijby wurden im Jahr 1935 insgesamt 34465 Kronen ausgezahlt.

Haijby verließ Schweden, kehrte aber schon im Sommer mit der Begründung wieder zurück, er habe die versprochenen 3000 Kronen in New York nicht erhalten.[11] Nach seiner Rückkehr erhielt er wieder Geld vom König, da dieser ihn, wie der Chef der Hofverwaltung behauptete, nicht »im Stich lassen wollte«. Im Herbst 1937 kaufte Frau Haijby für das Geld, das sie vom König erpresst hatte, mit Hilfe ihres früheren Gatten das Restaurant Lido zurück. Nach Zeugenaussage eines guten Freundes von Haijby wohnten die Eheleute auch nach ihrer Scheidung zusammen, sieht man von

---

10 Gegen Frau Haijby wurde 1952 keine Anklage erhoben, da die Erpressung inzwischen verjährt war.

11 Als mehrmals zu Gefängnisstrafen Verurteilter konnte Haijby kein Visum für die USA erhalten. Es ist nicht eindeutig, ob Haijby wirklich dorthin fuhr: Er behauptete das zwar mehrfach, aber während der letzten Hauptverhandlung am Stockholmer Stadtgericht im Dezember 1952 sagte er nur, dass er nach Frankreich fuhr, um von dort aus zu versuchen, die Einreise nach Amerika (an Bord eines Schiffes aus Le Havre) zu regeln. Als ihm dies nicht gelang, will er nach einigen Wochen in Frankreich nach Schweden zurückgekehrt sein. Gegenüber der Kejne-Kommission und dem Untersuchungsausschuß des Justizkanzlers gab er an, dass es ihm bei der Rückkehr trotz allem gelungen sei, als Intendent an Bord der *Gripsholm*, einem Schiff der Schwedischen Amerikalinie, anzuheuern und nach Amerika zu kommen. Belegt ist in jedem Fall, dass die versprochenen 3000 Kronen aus den USA als unausgelöst zurückgeschickt wurden.

kurzen Unterbrechungen ab, insbesondere wenn Haijby Nachricht von Rechtsanwalt Quensel erwartete. Haijby beteiligte sich auch nach eigenen Angaben sehr aktiv an der Bewirtschaftung des Restaurants.

Anhaltende Erpressung

Haijby forderte nachdrücklich und unter Androhung von Enthüllungen mehr Geld. Im Jahr 1937 erhielt er 30000 Kronen für die Übergabe eines Kalenders von 1932, der angeblich Aufzeichnungen über seine Treffen mit dem König enthielt. Gegenüber dem Hof begründete Haijby seine Forderungen damit, dass er die Gelder brauche, um in seiner bedrängten Lage wieder auf die Beine zu kommen und neue Geschäfte zu beginnen. Nach der Scheidung habe er schließlich seine Arbeit verloren. Die Wirklichkeit war eine ganz andere (auch wenn er tatsächlich eine Zahl niemals zu Ende geführter Projekte in die Wege leitete): Für die 3000 Kronen, die er in Zusammenhang mit der Amerikafahrt bekam, kaufte er ein Sommerhäuschen in Klinten auf Värmdö, von dem Geld, das er 1937 erhielt, um eine Pension zu eröffnen, verwandte er 14000 auf den Kauf eines eleganten Cadillacs, von dem Betrag, den er im Jahr darauf für eine Erholungsreise nach Österreich bekam, erwarb er eine Villa in Södra Ängby. Der Freund[12] Haijbys, der vor Gericht als Zeuge aussagte, behauptete, Haijby habe zu jener Zeit zu ihm gesagt:

»Warum bist du so verdammt dumm, dass du dich in dem Dreck hier so abrackerst? Du weißt genau so viel wie ich, und sie bezahlen dir genau so viel, wie sie mir für mein Schweigen bezahlen. Mir kann keiner etwas tun. Wenn sie mich in einen Gerichtssaal zerren wollten, würde ich die ganze Geschichte herausposaunen. Ich bin unantastbar. Mir kann keiner auch nur ein Härchen krümmen.«

Die Särö-Anklage

Es sollte sich bald zeigen, dass Haijby so unantastbar nicht war. Ende September 1938 wurde er wegen versuchter Unzucht mit zwei minderjährigen Gymnasiasten, 13 und 11 Jahre alt, von der Polizei vernommen. Die Taten sollen im Sommer im Urlaubsort Särö in der Nähe von Göteborg (wo auch der König für gewöhnlich seinen Urlaub machte) stattgefunden haben. Mit Erlaubnis seiner Eltern war der Dreizehnjährige nach ersten Kontakten mit Haijby zusammen mit diesem nach Särö zurückgekehrt und hatte fünf oder sechs Tage in dessen Hotelzimmer gewohnt. Als Dank für sein sexuelles Entgegenkommen hatte er unter anderem Kleider und Bargeld erhalten.[13] Die Jungen waren später zusammen mit einem Schulkameraden von zu Hause ausgerissen und mit dem Fahrrad nach Stockholm gefahren, wurden aber als vermisst gemeldet und von der Polizei in Gnesta aufgegriffen. Sie gaben da an, dass sie auf dem Weg zu Haijby waren, woraufhin die Geschichte aufgerollt wurde. Haijby stritt die Taten ab, aber während eines Polizeiverhörs in Göteborg[14] wies er, nachdem er um ein Gespräch unter vier Augen gebeten hatte, auf die Beziehung zum König hin (nach der damaligen Gesetzgebung konnte der König in keinem Fall angeklagt werden). Um eine Anklage kam Haijby bis auf weiteres herum, aber Stadtdirektor Nothin, der vom Hof über die bereits gezahlten hohen Summen unterrichtet worden war und schon früher vergeblich zu einer Anklage geraten hatte (*Från Branting till Erlander*, 1955, S. 359), forderte nun eine erneute Prüfung der Anklagefrage, nicht ohne vorher Justizminister K.G. Westman zu informieren. Anfang Dezember wurde Haijby in seiner Villa in Ängby festgenommen und nach Göteborg überführt, wo man ihn verhörte. Bei diesem neuerlichen Verhör gab er dem Protokoll nach an, er habe aus Anlass der Beschuldigungen Rechtsanwalt Quensel aufgesucht. Dieser habe erklärt, er sei davon überzeugt, die Berichte der Jungen über sexuelle Kontakte in Särö seien wahr.

---

12 Direktor Paul Hölzgen, der Haijby schon 1925 knapp zwanzigjährig kennenlernte und lange sein Kompagnon und Vertrauter war. In *Patrik Kajson går igen* wird er anerkennend als Freund »Paulsson« beschrieben. Noch Ende 1950 rief Haijby Hölzgen vor der Kejne-Kommission mehrmals als Zeugen an.

13 Es ist offensichtlich, dass das Beisammensein von Haijby und dem Dreizehnjährigen gemeinsam geplant worden war. Dessen jüngerer Kamerad berichtete 1952 nach einer Aktennotiz im Untersuchungsbericht des Justizkanzlers, dass der Dreizehnjährige das sexuelle Beisammensein »herrlich« fand. Der Dreizehnjährige brach den Kontakt mit Haijby nicht ab: In dem Buch *Ett lysande följe* veröffentlichte Haijby einen Ausleihantrag des nunmehr 26jährigen Mannes an die Königliche Bibliothek vom Mai 1951. Nachdem Haijby ihn in Kanada besucht hatte, wo er zu der Zeit lebte, erklärte der junge Mann im Januar 1952 unter Eid, dass seine früheren Berichte von 1938 und 1941 über das Beisammensein nicht der Wahrheit entsprachen und dass sie unter Zwang entstanden waren. Dem wurde im Zuge der Untersuchung des Justizkanzlers jedoch von mehreren Zeugen widersprochen.

14 Das Polizeiverhör Haijbys in der Angelegenheit erfolgte, nachdem der Vater des Dreizehnjährigen, der nach dem Ausbruchversuch seines Sohnes erfahren hatte, was in Särö geschehen war, der Polizei mitteilte, dass Haijby dem Jungen am 24.09.1938 eine Ansichtskarte aus Berlin geschickt hatte. Auf dieser hatte er seiner Hoffnung Ausdruck gegeben, den Jungen ein paar Tage später in Göteborg zu treffen.

Haijby wirkte dabei sehr bedrückt und fragte, was in der Sache zu tun sei, worauf Quensel erwiderte, dass Haijby sicher am klügsten daran täte, sich ins Ausland abzusetzen und nie mehr nach Schweden zurückzukehren. Quensel stellte gleichzeitig gewisse Leistungen der Hofverwaltung in Aussicht, sollte Haijby wirklich reisen.

Die Einlieferung in das Beckomberga Krankenhaus

Zu jener Zeit empfahl das schwedische Gesundheitsamt bei homosexueller Unzucht mit Minderjährigen die sofortige Einlieferung in eine Nervenheilanstalt ohne vorhergehende Verurteilung. Der Polizeiarzt in Göteborg ließ Haijby deshalb vermutlich in eine Anstalt zwecks Beobachtung einweisen.[15] Bei der Einlieferung in das Beckomberga Krankenhaus (schließlich war er in Stockholm gemeldet), stritt Haijby dem Krankenbericht zufolge jegliches unzüchtiges Verhältnis mit den Jungen ab, erklärte aber, dass er beabsichtige, nach Amerika zu reisen, wo er mit Hilfe von Verwandten bleiben wolle. Frau Haijby setzte sich jetzt mit Rechtsanwalt Densloe in Verbindung, um Haijbys mögliche Entlassung zu erkunden. Nachdem Densloe von Haijby über die Sachlage informiert worden war, suchte er Nothin auf, der Haijbys Emigration befürwortete und ihm zusammen mit Quensel bis auf weiteres eine monatliche Unterhaltszahlung von 500 Kronen anbot, sofern er emigrieren und schriftlich erklären würde, dass seine Angaben über den König unwahr seien. Nothin war aber dagegen, dass Haijby nach Amerika reisen sollte, wo es wahrscheinlich leicht sein würde, skandalöse Gerüchte zu verbreiten. Er empfahl stattdessen Deutschland als Exilland. Fortan sollte Haijby Nothin hassen, was sich später zu einer wahren Verfolgungsmanie steigerte.[16]

Auch wenn die Einlieferung in das Krankenhaus nicht von Nothin verordnet worden war (was Haijby in seinem Hass später behauptete), war sie vom Hof natürlich nicht unerwünscht; Haijby wurde sowohl von Oberarzt Dr. Rabe als auch von seinem Anwalt davon in Kenntnis gesetzt, dass man ihn im Krankenhaus nicht lange festhalten könne, da man ihn nicht als psychisch krank betrachte. Er könne aber, wie Quensel ihm schon früher gesagt hatte, zwischen dem Risiko einer Anklage und einer Emigration wählen.

Eine misslungene Emigration

Nachdem er Weihnachten zu Hause verbracht hatte, reiste er Ende Dezember 1938 nach Deutschland. Schon am 3. Februar 1939, kurz nach seiner Ankunft, wurde er hier aber wegen »Unzucht« mit zwei minderjährigen Büroboten (14 bzw. 17 Jahre alt) verhaftet und im August zu neun Monaten Gefängnis verurteilt (in Anrechnung der langen Untersuchungshaft). Die Strafe verbüßte er im Gefängnis Tegel in Berlin. Wie aus Briefen vom April 1939 an Hölzgen hervorgeht, hatte Haijby sich mit der offensichtlich nicht allzu unbequemen Untersuchungszelle der Gestapo ganz gut arrangiert: »[Ich] kann, wie du siehst, überhaupt nicht klagen — das ist die reinste Freiheit.« Da auch wegen falscher Anschuldigungen Haijbys gegen einen deutschen Staatsangehörigen ermittelt wurde, hielt man ihn länger fest. Er wurde aber Anfang 1940 nach Schweden ausgewiesen, kehrte zu seiner früheren Ehefrau zurück und arbeitete wieder im Restaurant Lido.

Patrik Kajson går igen

Nach seiner Heimkehr plante Haijby, zusammen mit dem Skandalschriftsteller Gustaf Eriksson, einen Schlüsselroman über seine Beziehungen zum König zu schreiben. Ein von der Polizei abgehörtes Telefongespräch veranlasste Nothin, den stellvertretenden Polizeipräsident Zetterquist in die Angelegenheit einzuweihen. Dieser überredete Kurt Haijby mit Hilfe von dessen Frau — wahrscheinlich um Haijbys Glaubwürdigkeit in Frage zu stellen, aber auch weil die Anklagefrage in der Särö-Sache von der Göteborger Polizei wieder aufgegrif-

---

[15] Der Bericht über die Einlieferung am 3.12.1938 führt an: »zur Observation aufgrund von Sittlichkeitsvergehen«, auch wenn Polizeidirektor Fontell gegenüber dem Justizkanzler den Anlaß in erster Linie in Haijbys eigentümlichem Verhalten sah. In seiner Stellungnahme zur Eingabe Professor Lundstedts wegen Entkriminalisierung der Homosexualität (1933 AK Nr. 1) gab das Gesundheitsamt 1935 an, dass eine unmittelbare Aufnahme in einer Nervenheilanstalt mit Schutzverwahrung unter gesicherten Formen und ohne vorhergehende Anklage vor Gericht in *jedem* Fall von homosexueller Genitalaggression geschehen solle, in welchem das Alter des Sexualobjektes unter 20 Jahren lag. Fälle von »Unzucht wider die Natur« wurden von 1935 bis 1939 in Göteborg sehr selten gemeldet, aber von 14 Fällen erfolgten 12 allein im Jahr 1938. Nur in Haijbys Fall wurde die ärztliche Untersuchung in Zusammenhang mit den Ermittlungen verlangt. (Untersuchungsbericht des Justizkanzlers.)

[16] Der Originaleinband von *Patrik Kajson går igen* steht in keiner Beziehung zu Haijbys eigener Geschichte. Er zeigt vielmehr in skizzierter Form, wie die Tochter Nothins aus dem Statthalteramt getragen wird, um in eine Nervenheilanstalt eingeliefert zu werden. Haijby betrachtete dies als eine gerechte Strafe des Schicksals und spielte in Drohbriefen an Nothin mehrmals darauf an.

fen worden war —, sich 1941 für einige Monate freiwillig als Tagespatient in das Beckomberga Krankenhaus einweisen zu lassen. Nothin bestreitet in seinem Bericht (1955, S. 361) seine Verantwortung für diese Maßnahme.

Im Jahre 1945 wurde Haijby auf eigenen Wunsch wegen einer akuten Depression für einige Monate in das Söder-Krankenhaus eingewiesen. Danach verfasste er mit Hilfe eines Ghostwriters den Schlüsselroman *Patrik Kajson går igen*, der 1948 — nachdem er in verschiedenen Zeitungsredaktionen in Umlauf gewesen war — im Selbstverlag erschien.[17] Haijby hatte bereits vorher weitere Geldzahlungen vom Hof erhalten, damit er das Buch *nicht* veröffentliche. Im Januar 1948 publizierte die Zeitung *Arbetaren* Teile des Materials; die gesamte Auflage des Romans selbst wurde aber ohne Kenntnis Haijbys durch Vermittlung Zetterquists von Frau Haijby aufgekauft und im Polizeipräsidium verwahrt.

Nach dem Tod Gustavs V. im September 1950 wollte Haijby vor der Kejne-Kommission aussagen. Diese verfolgte die Angelegenheit nach seiner Anhörung aber nicht weiter, da offensichtlich kein Zusammenhang mit der Kejne-Affäre bestand. Im April 1951 berichtete Haijby der Regierung, dem neuen König und dem Justizbevollmächtigten des schwedischen Reichstags schriftlich von Übergriffen, denen er sich ausgesetzt sah. Gleichzeitig erschien eine neue Publikation unter Haijbys Namen, *Ett lysande följe* (1951), in der die Haijby-Affäre mit der Kejne-Affäre verknüpft wurde (und wo Haijby im Vorwort versichert: *Ich bin kein Erpresser, ich bin nicht homosexuell, und ich habe keine Million vom Königshaus bekommen*), sowie eine Neuauflage von *Patrik Kajson går igen*. Als besonders interessant erscheint, dass in beiden Affären dieselben Namen hoher Staatsbeamter auftauchten, aber in jeweils anderen Zusammenhängen.

In der Presse wurde behauptet, man habe sich Haijby gegenüber Übergriffe zuschulden kommen lassen, als man ihn in Nervenheilanstalten einwies und zu Auslandsreisen »zwang«. Vilhelm Moberg[18], der die Haijby-Affäre den »bisher größten schwedischen Rechtsskandal dieses Jahrhunderts« nannte, begründete seine Ansicht mit einem Dokument des Untersuchungsberichts, das er 1952 auf spektakuläre Weise während eines Besuchs beim Justizkanzler entwendete. Diesem Dokument zufolge hatte die Gestapo angefragt, ob die schwedische Polizei ein Interesse daran habe, dass Haijby 1940 nach Verbüßen seiner Strafe in Deutschland in ein Konzentrationslager eingeliefert wird (Moberg, *Otrons artiklar* 1973, S. 50-55). Im Grunde ist es nicht schwer nachzuvollziehen, dass Moberg den Routinecharakter der Anfrage nicht begriff: Nach der damaligen deutschen Gesetzgebung unter Hitler sollte ein Homosexueller, von dem bekannt war, dass er Jungen unter dem gesetzlichen Schutzalter verführte, nach Verbüßung seiner Strafe obligatorisch auf unbestimmte Zeit in »Vorbeugungshaft« in ein Konzentrationslager eingeliefert werden.[19] Es leuchtet auch ein, dass schwedische Behörden dies unter dem Verweis ablehnten, ein solches Verfahren widerspreche schwedischer Rechtsauffassung.

Das Gerichtsverfahren und die Frage, ob ein Verhältnis je stattgefunden hat

Zu Lebzeiten Gustavs V. widersetzte sich der damalige Kronprinz entschieden rechtlichen Schritten gegen Haijby. Als der alte König gestorben war, meinte man aber, Haijby der Erpressung anklagen zu können, und Haijby wurde 1952 für die dem Betrag nach größte Erpressung in der Geschichte Schwedens zur acht Jahren Gefängnis verurteilt, wobei die Haftstrafe aber im folgenden Jahr vom Hofgericht auf sechs Jahre gesenkt wurde. 1956 wurde Haijby auf Bewährung vorzeitig entlassen und starb 1965 durch Selbstmord.

Es konnte niemals nachgewiesen werden, was wirklich zwischen dem König und Haijby vorgefallen war, auch nicht, wie der Kontakt zustande gekommen war. Im Gerichtsverfahren konnte mit Hilfe von Zeugen bewiesen werden, dass Haijbys Behauptung, er sei bei seinem ersten Zusammentreffen mit dem König 1912 verführt worden, nicht der Wahrheit entsprach. Heuman konnte auch nach dem Gerichtsverfahren klarstellen, dass die Angabe über eine Audienz schon 1932 mitsamt nachfolgender Treffen falsch war, und dass der Bettelbrief von 1934 einige merkwürdige Angaben enthielt. Heuman wirft deshalb die Frage auf, ob Haijby nicht auch das spätere sexuelle Verhältnis mit dem König erfunden habe, dass aber der Hof, der Kenntnis über des Königs »Neigungen sexueller Natur

---

17 Der Ghostwriter Borgvall war ein Bruder von Thore Borgvall, der in der Organisation »Til Bröders Hjälp« gearbeitet hatte, und war von Titel Redakteur. Er betonte während der Gerichtsverhandlung, dass er das Buch auf Grundlage eines von Haijby angefertigten ersten Entwurfes geschrieben habe, dass aber Haijby das Buch in gewöhnlichem Romanstil verfaßt wünschte. Haijby glaubte, er könne als Schriftsteller Geld verdienen.

18 Schwedischer Schriftsteller (1898-1973), der sich im Kampf gegen die »(homosexuelle) Rechtskorruption« Anfang der fünfziger Jahre öffentlich auf die Seite von Keyne und Haijby stellte. Im Ausland bekannt geworden ist Moberg vor allem durch seinen vierbändigen *Roman von den Auswanderern*: Anmerkung des Übersetzers.

19 Günter Grau (Red.), *Homosexualität in der NS-Zeit: Dokumente einer Diskrimierung und Verfolgung* 1993, S. 67.

gegenüber seiner Umgebung« — zumindest nach dem Tod der Königin im Jahr 1930 — hatte, die Behauptung für nicht unwahrscheinlich gehalten hat.[20] Haijby hatte gute Freunde am Hof: einen Unteroffizier, der, wie er behauptete, Besuche vermittelte und in jedem Fall Hoftratsch weitergeben konnte, und jenen Schlossdetektiv, dessen Ehefrau 1934 den Brief fand. Der Hof soll die Gelder also ausgezahlt haben, ohne zu wagen, den König diesbezüglich zu behelligen.

Heumans Gedankengang fällt aber damit, dass der König — den Zeugenaussagen sowohl der Hofbeamten und Nothins sowie aufbewahrter Rechnungen zufolge — die Beschuldigungen kannte und Swensson und Quensel wie bezeugt anwies, die Sache so billig wie möglich zu erledigen und einen landesweiten Skandal zu verhindern. Zumindest eine Auszahlung erfolgte ja bereits 1935, ein ganzes Jahr vor der Scheidung Haijbys und dem Krisentreffen der Hofleute. In den späteren Jahren behelligte man den greisen König nicht mehr, aber noch 1948 nahm er nachweisbar Notiz von einem Brief Haijbys zu den Auszahlungen.[21] Auch wurde Frau Lönnblad im November 1934 von Haijby durch einen Rechtsanwalt verwarnt, weil sie nach ihrem Besuch bei Frau Haijby Gerüchte über ihn verbreitete, was entschieden dagegen spricht, dass der Bettelbrief eine Fälschung war.

Es muß trotz allem als wahrscheinlich gelten, dass irgendeine Sache mit homosexuellem Charakter vorgefallen war, die der König und der Hof auf jede Art und Weise zu verbergen versuchten, selbst wenn Haijbys Beschreibung der Details und des Umfangs keinen Glauben verdient.[22] Bei Durchgang des früher für geheim erklärten Materials zeigt sich deutlich, dass irgendwelche Übergriffe von seiten der Behörden gegenüber Haijby niemals stattgefunden haben, auch wenn man 1938 versuchte, Haijbys schwachen Punkt auszunutzen: die Unzucht mit den Schuljungen in Särö. Man kann sich heute darüber empören, dass nicht schon 1936, nur um den König zu schützen, gegen das Erpresserpaar Haijby Anklage erhoben wurde. Stattdessen konnten sie die private Kasse des Königs nach und nach um einen Betrag erleichtern, der nach heutigem Geldwert mehreren Millionen Kronen entspricht.

---

[20] Anspielungen an homoerotische Präferenzen des Königs werden in vielen Biografien und Memoiren gemacht, siehe u.a. Carl Stenson, *Livkuskens berättelse*, S. 90 f. (zu 1914), 154 f., 230 f. (zu 1929).

[21] Heuman (S. 261) deutet an, dass Conrad Quensels Zeugenaussage, der König selbst habe die Auszahlungen angeordnet, der Selbstverteidigung dienen sollte und deshalb unglaubwürdig sei. Heuman sieht dabei davon ab, dass die gleichen Angaben mit einer auffallenden Detailgenauigkeit von sämtlichen direkt Beteiligten am Hof bestätigt wurden. Tammelin hat am 1.4.1952 in dem früher geheimen Untersuchungsbericht des Justizkanzlers notiert, dass nach den Angaben des damaligen Reichsmarschalls Ekeberg ein Brief Haijbys vom 3.1.1948 über Zahlungen Gustav V. erreicht habe und nun im Original vom Reichsmarschall verwahrt werde. Die unzureichend begründete Ansicht Heumans (die auch Ministerpräsident Erlander und der Ankläger in dem Prozess, Bengt Lännergren, teilten) ist später von anderen Beobachtern übernommen worden. Der Gerichtsreporter Curt Falkenstam schreibt z.B. in seinen Erinnerungen: »Der alte König selbst wurde vor jeglicher Unannehmlichkeit verschont. Sein ganzes Leben wurde er über die Erpressungsaffäre in Unkenntnis gelassen« (ebd., S. 174). Es muss erwähnt werden, dass Fredrik Silverstolpe, der viele Jahre lang gründliche Forschungen zur Haijby-Affäre betrieb und u.a. Prinz Bertil in der Angelegenheit interviewte, Heumans These, dass zwischen dem König und Haijby überhaupt nichts vorgefallen ist, schon bald unterstützte.

[22] Was seine Unzuverlässigkeit anging, verwies Haijby selbst auf ein Attest des Oberarztes am Beckomberga Krankenhaus, Harald Rabe, der abstritt, Haijby sei geisteskrank. In einer späteren, geheimgehaltenen Erklärung gegenüber dem Untersuchungsausschuss des Justizkanzlers (S. 163) nahm Rabe diese Aussage faktisch wieder zurück: »Obschon Haijby unseres Wissens nicht an Geisteskrankheit gelitten hat, sei Haijby doch nach Rabes Auffassung ganz sicher als Psychopath zu bezeichnen. Rabe hat im Lauf des letzten Jahres den Eindruck gewonnen, Haijby weise periodisch auftretende Exaltationen auf. Haijbys Stimmlage und Verhaltensweise hat Rabe Anlass zu der Annahme gegeben, dass Haijby möglicherweise homosexuell ist. Ein Umstand, der diese Annahme bis zu einem gewissen Grad stützen kann, ist die Art und Weise, wie Haijby seine Unterkunft in der Ängbyvilla eingerichtet hat, die Rabe zusammen mit Haijby während dessen Aufenthaltes im Beckomberga Krankenhaus im Dezember 1938 besuchte.«

Die Haijby-Affäre in der Bild-Zeitung vom 23. Februar 1952: Der schwule Hintergrund der Erpressungen bleibt unerwähnt. Söderström geht in seinem Aufsatz leider nicht auf die Frage ein, ob auch die damalige schwedische Presse die Homosexualität des Königs tabuierte. Daher ist die Frage nicht entscheidbar, ob hier eine für die Bild-Zeitung der fünfziger Jahre typische Berühungsscheu gegenüber schwulen Themen vorliegt oder ob sie die Wahrheit sagt, wenn sie schreibt: »Niemand wußte eigentlich warum. Die Öffentlichkeit war ausgeschlossen.«

Erpressungen am schwedischen Hof

Gastwirt bekam Hunderttausende

Hinter verschlossenen Türen

A. P. Stockholm, 23. Februar

Schweden ist in heller Aufregung. So etwas hat das Land seit Jahrzehnten nicht erlebt, wie diesen Prozeß um die Beziehungen zwischen seinem 1950 verstorbenen König Gustaf V. und dem Stockholmer Gastwirt Kurt Hayjby. In der ersten Instanz war dieser Gastwirt wegen Erpressung der königlichen Familie zu acht Jahren Zuchthaus verurteilt worden. Niemand wußte eigentlich warum. Die Öffentlichkeit war ausgeschlossen.

Jetzt, in der Berufungsverhandlung, wo die Öffentlichkeit wenigstens teilweise zugelassen ist, wird folgendes bekannt: Die Frau des eleganten Stockholmer Wirts Hayjby hatte sich von ihrem Mann wegen Untreue scheiden lassen. Mr. G. — wie der verstorbene König auf allen Tennisplätzen Europas genannt wurde — hatte sich diese Affäre 100 000 Kronen, das sind 80 000 DM, Schweigegelder kosten lassen. Die schwedischen Zeitungen drängen auf weitere Einzelheiten, weil schon einmal etwas Ähnliches passiert sei. Damals sei der Prozeß um einen Minister in einen Skandal ausgeartet und habe viele hochstehende Persönlichkeiten in seinen Wirbel mit hineingezogen.

Es steht jetzt fest, daß die königliche Familie schon seit 1936 versucht hat, Hayjby nach Amerika abzuschieben. Dies wurde schon am ersten Tag der Berufungsverhandlung bekannt. Hayjby steckte das Geld ein, kam aber nach kurzer Zeit nach Schweden zurück und forderte mehr. Er schien seiner Sache sehr sicher zu sein. Scheinbar mit Recht, denn das Geld floß weiter. Bis 1938 soll er 142 000 Kronen, das sind rund 115 000 DM, bekommen haben! Seine Frau bekam außerdem 30 000 Kronen, das sind 25 000 DM, für die Zurücknahme ihrer Scheidungsklage.

Hayjby habe sich sehr stark gegenüber dem König gefühlt, sagte ein Zeuge aus. Er habe in seinem eleganten Lokal gelegentlich gesagt: „Niemand kann mir ein Haar krümmen, auch wenn ich ein Verbrechen begehe oder eine Bank ausraube. Wenn man versucht, mich vor Gericht zu stellen, werde ich meine Geschichte in die Welt hinausposaunen. Dann wird die Bombe platzen!"

Und die Aussage eines weiteren Zeugen: „Am Geburtstag des Königs rief Hayjby den Anwalt der königlichen Familie an und verlangte von ihm 10 000 Kronen. Am nächsten Tag bekam er sie."

Manfred Herzer

Dr. Otto Peltzer — Ein Pädophiler überlebt den Nazi-Terror

Den Namen Peltzer las ich zuerst in einer Glosse Kurt Hillers von 1938. In der Pariser Exil-Zeitschrift *Sozialistische Warte* erinnerte Hiller daran, dass am 14. Mai 1938 Magnus Hirschfeld seinen siebzigsten Geburtstag gefeiert hätte, wenn dies nicht sein dritter Sterbetag gewesen wäre; dann schreibt er weiter: »Am selben 14. Mai ist in Berlin der Tennismeister Gottfried von Cramm wegen gleichgeschlechtlicher Betätigung zu einem Jahr Gefängnis in fast geheimer Verhandlung verurteilt worden.« Und schließlich: »Cramm ist ja, ebenso wie der aus gleichem Grunde verurteilt gewesene und erst kürzlich aus dem Kerker entlassene Langstreckenläufer Peltzer, gerade ein schlagender Beweis für die Lächerlichkeit der These von der ›biologischen Minderwertigkeit‹ der dem Manne zugewandten Männer.«[1]

Bei meinen Recherchen zu einem anderen Thema fand ich später zufällig im *Pariser Tageblatt*, einer Tageszeitung der aus Nazi-Deutschland Verjagten, zwei Meldungen zu Peltzer aus dem Jahre 1935:

»Kein Selbstmord Otto Peltzers. Berlin 23. Juni. Man erklärt in Berlin, die Nachricht vom Selbstmord des Meisterläufers Dr. Otto Peltzer, der unlängst wegen homosexueller Veranlagung verhaftet wurde, entspräche nicht den Tatsachen. Dr. Peltzer befinde sich augenblicklich im Moabiter Untersuchungsgefängnis. Die Affäre sei im übrigen noch nicht zum Abschluss gekommen.« (*Pariser Tageblatt* Nr. 560 vom 20.6.1935)

»Gefängnisstrafe für Peltzer. Berlin 25. Juni. Der ehemalige Meisterläufer Dr. Otto Peltzer ist vom Gericht zu 1½ Jahren Gefängnis wegen Vergehen gegen den § 175 des StGB (Homosexualität) verurteilt worden. Dr. Peltzer befand sich seit dem 16. März im Moabiter Gefängnis in Untersuchungshaft. Der Bericht der Justizpressestelle, der das Urteil bekannt gibt, dementiert energisch, dass Peltzer im Gefängnis einen Selbstmordversuch unternommen habe.« (*Pariser Tageblatt* Nr. 566 vom 26.6.1935)

Aus der gleichen Quelle wie die zweite Meldung kommt offensichtlich die Notiz im Nazi-Blatt *Völkischer Beobachter* vom gleichen Tag:

»Dr. Peltzer zu 1½ Jahren Gefängnis verurteilt. Wegen widernatürlicher Unzucht an Jugendlichen. Die Justizpressestelle gibt bekannt: Von der Zweiten großen Strafkammer des Landgerichts Berlin ist der 35 Jahre alte Dr. Otto Peltzer aus Berlin-Grunewald wegen widernatürlicher Unzucht an Jugendlichen zu einer Gefängnisstrafe von 1 Jahr 6 Monaten verurteilt worden. Das Urteil ist noch nicht rechtskräftig. Dr. Peltzer befindet sich seit dem 16. März dieses Jahres in Untersuchungshaft im Untersuchungsgefängnis Berlin-Moabit. Die in einem Teil der Auslandspresse verbreiteten Meldungen über einen Selbstmord bzw. über eine Erschießung Dr. Peltzers sind frei erfunden und entbehren jeder Grundlage.« (*Völkischer Beobachter* Norddt. Ausg., Ausg. A. Nr. 177 vom 26.6.1935)

Aufgrund dieser Zeitungsmeldungen habe ich lange Zeit vergeblich versucht, im Landesarchiv Berlin die Akten zu Fall Peltzer aufzufinden. Was mir nicht gelingen wollte, konnte nun zumindest teilweise die Forschungsgruppe um Andreas Pretzel leisten. Eine Abschrift des Urteils, die auf den 2. September 1935 datiert ist, wurde Anfang dieses Jahres im Landesarchiv unter der Signatur »A Rep. 358-02 Nr. 107931« entdeckt. Die Urteilsabschrift wird im Folgenden vollständig mit allen Schwärzungen reproduziert. Dass dies geschehen konnte, verdanke ich dem Hinweis von Andreas Pretzel auf die Existenz des Dokuments und der Genehmigung zur Ver-

[1] K.Hiller: Strafrecht. Cramm, in: Sozialistische Warte, 1938, S. 520-521.

öffentlichung, die mir das Landesarchiv Berlin erteilte.

Das Urteil ist für die damalige Zeit so ungewöhnlich wie die Darstellung durch die Justizpressestelle unzutreffend ist. Denn Peltzer wurde nicht »wegen widernatürlicher Unzucht an Jugendlichen« verurteilt, sondern nach den Paragraphen 176 und 174 des Strafgesetzbuches wegen Unzucht mit Kindern, die in einigen Fällen zu Peltzer in einem Abhängigkeitsverhältnis gestanden haben. Da es sich in allen Fällen um dreizehnjährige Jungen gehandelt hat, sah das Gericht die »Tateinheit mit Vergehen gegen § 175 StGB« als gegeben an. Ungewöhnlich ist das geringe Strafmaß von achtzehn Monaten Gefängnis, das eher bei nicht vorbestraften Homosexuellen üblich war, die mit Erwachsenen Sex hatten, nicht aber bei Sex mit Kindern in einer derart großen Zahl von Fällen. In der Urteilsbegründung wird gleich zweimal erwähnt, dass die Dreizehnjährigen »körperlich nicht sonderlich entwickelt« waren (S. 4 und 9) und Peltzer daher nicht annehmen konnte, es habe sich nicht um Kinder sondern um Jugendliche gehandelt.

Etwas erklärlicher wird das milde Urteil, wenn man am Schluss der Begründung erfährt, dass das Gericht die Meinung der beiden Sachverständigen übernahm, Peltzers Handlungsfähigkeit sei bei seinen Taten im Sinne des Paragraphen 51 Absatz 2 StGB »erheblich vermindert« gewesen, so dass Peltzer »mildernde Umstände« zugebilligt wurden. (Vgl. S. 12 f.)

Folgt man Peltzers Autobiografie, die 1955 in der DDR erschienen ist und die seine pädophilen Neigungen nicht erwähnt, dann begann sein Martyrium, (offenbar als Spätfolge seiner Verurteilung von 1935) erst im Jahre 1941, als Peltzer erneut verhaftet und bis zur Befreiung durch die Amerikaner im Konzentrationslager Mauthausen gefangen gehalten wurde. Die Ereignisse des Jahres 1935 stellt Peltzer in seiner Autobiografie so dar, dass sie für einen Uneingeweihten völlig unverständlich bleiben müssen. Er lügt sich eine Geschichte zurecht, in der es überhaupt nicht um Sex, sondern um »freisinnige« Opposition gegen die Nazis geht:

»Die Nationalsozialisten griffen mit immer härteren Maßnahmen gegen alle diejenigen durch, die sich auf Grund ihrer durch Leistungen erkämpften Sonderstellung erlaubten, anders als befohlen zu denken und zu sprechen. Durch meine siebenjährige Tätigkeit in der „Freien Schulgemeinde Wickersdorf" hatte ich den Ruf eines freisinnig denkenden Menschen erworben. Hinzu kam, daß ich mich von meinen jüdischen Freunden nicht getrennt hatte und sogar in Berlin bei Frau Dr. Sternberg, die als Ausländerin unbehelligt gelassen wurde, wohnen blieb.

Im März 1935 wurde ich zum erstenmal verhaftet und nach langen Verhören durch die Gestapo zunächst wieder entlassen. Ich hatte dem Ansinnen der Ausfrager, zu denen auch Himmler gehörte, zwar nicht entsprochen, nämlich alle mir bekannten Persönlichkeiten zu nennen, die das Naziregime ablehnten, aber mit der Fürsprache Dr. Brustmanns war es mir gelungen, wieder auf freien Fuß zu gelangen.

Bald jedoch erlebte ich meine zweite Verhaftung. Diesmal kam ich nicht wieder frei, da der „Reichssportführer" — wie ich durch meinen Rechtsanwalt erfuhr — sich nicht für mich einsetzte, sondern im Gegenteil offen den Wunsch aussprach, mich ein für allemal durch einen verleumderischen Prozeß zu diffamieren und so völlig auszuschalten. Durch Freunde wurde — was im Ausland Befremden erregte — mein Rechtsanwalt gehindert, Revision gegen das gefällte Urteil einzulegen, das auf eineinhalb Jahre Gefängnis lautete. Denn es stand von vornherein nicht nur die Höhe der Haftstrafe fest, sondern im Falle meiner Freisprechung, wie in ähnlich gelagerten Fällen, dann die Überführung in ein Konzentrationslager.

Der zweifache Olympiasieger Douglas Lowe und andere prominente Sportler des Auslandes unternahmen durch Eingaben Schritte zu meiner Freilassung. Um den Schein der Freiheit zu wahren — wie das auch durch die Zulassung der jüdischen

Florettfechterin und früheren Olympiasiegerin Helene Meyer geschah — , erfolgte dann 1936 anläßlich der Olympischen Spiele in Berlin meine vorzeitige Entlassung.«[2]

Der von Peltzer erwähnte Dr. Brustmann, durch dessen Fürsprache Peltzer angeblich aus der Haft entlassen worden war, taucht in der Urteilsbegründung wieder auf als »Sportarzt Dr. Brustmann«, dessen Gutachten vom Gericht für die Zubilligung mildernder Umstände gemäß Paragraph 51.2 verwendet wurde. Er war also vermutlich am Zustandekommen des ungewöhnlich milden Urteils beteiligt, und es könnte sehr wohl so gewesen sein, dass es vor allem der Intervention des »Reichssportführers« zu verdanken war.

Andreas Pretzel hat im sogenannten Staatsanwaltschaftsregister im Landesarchiv Berlin den Hinweis gefunden, dass am 18. 8. 1936 ein weiterer Strafprozess gegen Peltzer »wegen Sittlichkeitsverbrechen« stattgefunden hat und dass die dort verhängte Haftstrafe zur Bewährung ausgesetzt wurde. (Brief an den Verf. vom 22. 4.99) Dies würde mit Peltzers Erzählungen über seine zwei Verhaftungen und über seine vorzeitige Entlassung wegen der Olympiade in Berlin ungefähr übereinstimmen.

Dass Peltzers erneute Verhaftung im Jahre 1941, seine Verbringung ins KZ Mauthausen und die jahrelangen Folterungen und Quälereien, die man ihm dort zufügte, mit seinen »Sittlichkeitsverbrechen« an Kindern zusammenhängen, ist zwar nicht bewiesen, weil mir entsprechende Dokumente nicht bekannt sind. Es gibt aber in Peltzers detailliertem Bericht über seine KZ-Haft eine Stelle, die eine Verbindung zwischen der Verurteilung von 1935/36 und der Gefangennahme von 1941 herstellt. Peltzer schreibt:

»Als sich die Tore öffneten, erblickte ich eine große Barackenstadt zur linken Seite, in der Mitte einen breiten Platz und rechts einige steinerne Wirtschaftshäuser längs der hohen Außenmauer. Zu unserem Trupp kam ein SS-Offizier heran und befragte jeden einzelnen, warum er ins Konzentrationslager eingeliefert worden sei. Nach ihren Antworten erhielten die Befragten jeweils ein paar Boxstöße ins Gesicht oder ein paar grobe Schläge hinter die Ohren. „Ha, auf Sie haben wir schon gewartet", wurde ich von dem Offizier angesprochen. „Hier holen Sie Ihre englischen Sportfreunde nicht wieder wie 1936 aus der Haft in Berlin heraus. Sie Halunke haben also im Ausland gegen uns gearbeitet." Als ich dies mit dem Hinweis auf das Untersuchungsergebnis bestritt, bekam ich einen Boxhieb ins Gesicht, so daß mir ein Zahn herausflog.«[3]

Bald nach der Befreiung aus dem KZ nahm Peltzer seine Tätigkeit als Schriftsteller wieder auf. Seiner Publikation aus dem Jahre 1946 stellte er als Motto zwei Sätze des Dichters Jean Paul voran:

»Die Handhabung des Friedens wird uns jetzt vielleicht schwerer als die des Krieges, und doch ist jene die wichtigere. Das alte athenische Gesetz sollte gelten, welches die Früchte des Ölbaumes nur unschuldigen Kindern zu pflücken erlaubt.«[4]

[2] Otto Peltzer: Umkämpftes Leben. Berlin 1955, S. 285.

[3] Otto Peltzer: Umkämpftes Leben. Berlin 1955, S. 317 f.

[4] Otto Peltzer: Sport. Ein Weg zu Freiheit und Kultur. Stuttgart 1946, S. 7.

Beglaubigte Abschrift.

1 Ju b K Ls 97/35 (502 - 111/35)

Im Namen des Deutschen Volkes!

Strafsache gegen den Journalisten Dr. Otto Paul Eberhard P e l t z e r, wohnhaft in Berlin-Grunewald, Teplitzer Straße 8, geboren am 8. März 1900 in Ellerbrok, Kreis Steinburg i. Holstein, zur Zeit in Untersuchungshaft im Untersuchungsgefängnis Berlin-Moabit

wegen

Sittlichkeitsverbrechens.

Die 2. große Strafkammer des Landgerichts in Berlin hat in der Sitzung vom 22. Juni 1935, an der teilgenommen haben:

Landgerichtsdirektor Rücker
als Vorsitzender,
Landgerichtsrat Göltschke,
Gerichtsassessor Fritsche
als beisitzende Richter,
Kaufmann Robert Pleß
Maschinenformer Kurt Noack
als Schöffen,
Staatsanwaltschaftsrat von Bradke
als Beamter der Staatsanwaltschaft,
Justizangestellter Barski
als Urkundsbeamter der Geschäftsstelle

für Recht erkannt:

Der Angeklagte wird unter Freisprechung im übrigen wegen Verbrechens gegen § 176 Nr.3 StGB. in zwei Fällen, wegen eines weiteren Verbrechens gegen § 174 Nr.1 StGB. und wegen eines weiteren Verbrechens gegen § 174 Nr.1 in Tateinheit mit Vergehen gegen § 175 StGB. zu einer Gesamtstrafe von 1 (einem) Jahre und 6 - sechs - Monaten Gefängnis verurteilt.

Die erlittene Untersuchungshaft wird auf die erkannte Strafe angerechnet.

Die Kosten des Verfahrens fallen, soweit Freisprechung erfolgt ist, der Staatskasse im übrigen dem Angeklagten zur Last.

Gründe:

Der Angeklagte ist der nicht nur in Deutschland, sondern in der ganzen Welt seiner sensationellen Rekorde wegen in weitesten Kreisen bekannte Mittelstreckenläufer.

Etwa im Jahre 1926 lernte er durch einen gewissen F[redacted], einem seiner Sportschüler, W[redacted] und die dortige Schulgemeinde kennen. Bei einem seiner gelegentlichen Besuche wurde dem Angeklagten seitens der Schulgemeinde vorgeschlagen, doch als Lehrer nach Wickersdorf zu kommen. Er erklärte sich damit einverstanden und erhielt vom Thüringischen Staatsministerium auch bis zum Jahre 1932 die Erlaubnis, Unterricht in Geographie, Geschichte und Biologie zu erteilen. Daneben unterwieseer die Schüler auch in sportlicher Übungen, ohne allerdings als Sportlehrer angestellt zu sein, da er sonst seine Amateureigenschaft verloren hätte. Nachdem im Jahre 1932 die Unterrichtserlaubnis nicht mehr verlängert wurde, hielt der Angeklagte sich zwar noch bis zum Oktober 1933, soweit ihn nicht seine ausgedehnten Reisen zu Starts und Vorträgen daran hinderten, in Wickersdorf auf. Er hatte aber nicht mehr, wie vordem, eine Kameradschaft von Schülern unter sich, nahm auch an den Lehrkonferenzen nicht mehr teil. Er führte in dieser Zeit aber Schüler der Schulgemeinde Wickersdorf zu, wofür er Provisionen erhielt. Da es ihm nicht behagte, Provisionen zu beziehen, wurde von ihm am 11. August 1933 mit der wirtschaftlichen Leitung der Schulgemeinde Wickersdorf ein als Anstellungsvertrag bezeichnetes Abkommen getroffen, nachdem er gegen ein festes Gehalt sich zur Schülerwerbung für Wickersdorf verpflichtete, es auch übernahm nach näherer Vereinbarung mit der pädagogischen Leitung bis zu zehn Stunden wöchentlich Unterricht zu erteilen. Zu einer Unterrichtserteilung ist es nicht gekommen.

da die pädagogische Leitung dies nicht wollte. Der Angeklagte hat aber, wenn er in Wickersdorf war, gelegentlich mit Schülern, die Jnteresse daran hatten, sportliche Übungen veranstaltet.

Dem Angeklagten wird nun zunächst vorgeworfen, mit zwei Schülern der Schulgemeinde Wickersdorf, den Zeugen F[redacted] und S[redacted] unzüchtige Handlungen vorgenommen, zugleich auch widernatürliche Unzucht mit ihnen getrieben zu haben.

Was die Vorfälle mit F[redacted] anlangt, ist folgendes durch die Hauptverhandlung festgestellt. Der Angeklagte lud den am 10. Oktober 1919 geborenen [redacted] F[redacted] mehrfach auf sein Zimmer zum Kaffee ein. Vor - oder nach dem Training veranlaßte der Angeklagte dann den Zeugen F[redacted], ihn zu massieren, wie auch der Angeklagte den Zeugen F[redacted] massierte. Etwa fünf oder sechs Mal, zuerst Anfang 1933, berührte der Angeklagte dabei den Geschlechtsteil des Zeugen, onanierte darauf bei ihm und veranlaßte den Zeugen dann auch seinen, des Angeklagten, Geschlechtsteil zu berühren und bei ihm, den Angeklagten, zu onanieren. Zum Samenerguß ist es weder bei dem Angeklagten noch bei dem Zeugen F[redacted] gekommen.

Dieser Sachverhalt ist durch das Geständnis des Angeklagten und durch die insoweit glaubwürdigen Aussagen des Zeugen F[redacted] erwiesen.

Was die Beschuldigung anlangt, der Angeklagte habe mit diesem Knaben auch widernatürliche Unzucht getrieben, indem er den Geschlechtsteil des Knaben in seinen Mund steckte, so bekundet der Zeuge F[redacted], daß dies ein Mal und zwar ein paar Sekunden ohne Saugen geschehen sei.

Der Angeklagte bestreitet diese ihm zur Last gelegte Verfehlung und gibt an, daß es sich hier, wenn überhaupt, um eine zufällige Berührung seines Mundes mit dem Glied des Zeugen F[redacted] anläßlich des Massierens gehandelt haben könne. Der Zeuge F[redacted] erscheint in diesem Punkt nicht völlig glaubhaft, da er in der Hauptverhandlung seine früheren Angaben, der Angeklagte habe ihn auch auf Arme und Schulter geküßt, nicht bestätigt hat. Da weitere Zeugen nicht vorhanden waren und sich der jugendliche Zeuge auch in seiner Auffassung des Vorgangs geirrt haben kann, konnte dem Angeklagten

das Gegenteil seiner Behauptung nicht nachgewiesen werden, sodaß das Gericht in diesem Punkte eine Verfehlung des Angeklagten nicht feststellen konnte.

Bei dieser Sachlage erübrigt sich eine Vernehmung des Zeugen M[redacted], auf dessen Zeugnis sich der Angeklagte wegen der Unglaubwürdigkeit des Zeugen F[redacted] berufen hat. Das Gericht hat die Angaben des F[redacted] nur insoweit zur Beurteilung des Angeklagten verwertet, als sie sich mit dem Geständnis des Angeklagten decken.- Der festgestellte ~~Tatbex~~ ~~stand~~ Sachverhalt erfüllt den Tatbestand, des § 176 Abs.1 Nr.3 StGB.-

Der Schüler F[redacted] war zur Zeit der Tat des Angeklagten diesem erkennbar noch nicht 14 Jahre alt. Daß der Angeklagte positiv wußte, daß F[redacted] noch nicht 14 Jahre alt war, hat nich festgestellt werden können. Der Zeuge F[redacted] hat dem Angeklagten sein Alter nicht mitgeteilt; der Angeklagte behauptet, es auch sonst nie erfahren zu haben. F[redacted] besuchte damals aber die Untertertia. Er ist körperlich nicht sonderlich entwickelt. Der Angeklagte mußte daher, wenn er überhaupt Überlegungen wegen des Alters des Zeugen F[redacted] anstellte, mit der Möglichkeit rechnen, daß F[redacted] noch nicht 14 Jahre alt war.

Es wäre dem Angeklagten leicht gewesen, das Alter des Jungen festzustellen. Er hat es aber darauf ankommen lassen und ohne Rücksicht auf das Alter des Knaben, das ihm offenbar gleichgültig war, die Handlungen vorgenommen. Diese sind unzüchtige im Sinne des Gesetzes, da sie das allgemeine Scham- und Sittlichkeitsgefühl verletzen und auf Befriedigung der Geschlechtslust des Angeklagten gerichtet waren, mithin in wollüstiger Absicht geschehen.

Daß der Angeklagte die Handlungen auch als Lehrer mit einem minderjährigen Schüler vorgenommen hat (§ 174 Ziff.1 StGB), hat das Gericht nicht mit der erforderlichen Sicherheit feststellen können. Bei Vornahme der Handlungen war der Angeklagte nicht mehr, wie bis zum Jahre 1932, in Wickersdorf tätig. Der Sportunterricht, den der Angeklagte danach noch erteilte, war völlig unregelmäßig, wenn der Angeklagte sich

gerade in Wickersdorf befand, trainierte er gelegentlich mit Schülern, die Jnteresse daran hatten. Der Zeuge F[redacted] hat auch bekundet, daß er zu dieser Zeit Weisungen des Angeklagten als nicht verpflichtend angesehen habe.

Die Handlungen des Angeklagten stellen sich als eine fortgesetzte Straftat dar. Die verscheidenen Handlungen wenden sich gegen daaselbe Rechtsgut und beruhen auf einem einheitlichen Vorsatz des Angeklagten, sie unter Ausnutzung derselben Gelegenheit zu begehen, wenn F[redacted] nämlich in seine Wohnung zum Kaffee kam.

Der Angeklagte war daher im Falle F[redacted] wegen Verbrechens gemäß § 176 Abs. 1 No.3 StGB zu bestrafen.

Mit dem Zeugen S[redacted] soll sich der Angeklagte, wenn er ihn zum Kaffee eingeladen hatte, aber auch mehrmals an Abenden gemeinsam nackt ins Bett gelegt haben, soll den Zeugen geliebkost und schließlich auch den Geschlechtsteil des S[redacted] in seinen Mund genommen und daran gesogen haben.

Der Zeuge S[redacted] bestreitet in der Hauptverhandlung entschieden, daß irgendwelche unzüchtigen Handlungen mit dem Angeklagten vorgekommen seien. Es sei lediglich gegenseitige Massage, wie stets nach dem Sport, vorgenommen worden. Das in Wickersdorf aufgenommene "Protokoll" vom 26.Oktober 1933 sei unrichtig. Er habe nichts derartiges angegeben. Jm Schlafzustand habe er vielleicht zu allem, was man ihm vorhielt, ja gesagt, um wieder in sein Bett zu kommen. Das Gericht hat große Bedenken wegen der Richtigkeit der Angaben des Zeugen in der Hauptverhandlung und neigt zu der Annahme, daß der Zeuge aus falschverstandenem Ehrgefühl seine früher belastenden Bekundungen bedauert und jetzt den Angeklagten schützen will. Denn der Zeuge D[redacted] der als pädagogischer Leiter der Schulgemeinde Wickersdorf den Zeugen S[redacted] seinerzeit vernommen hat, hat bekundet, daß nach seiner Überzeugung S[redacted] damals die Wahrheit gesagt hat, Jmmerhin hat das Gericht auch mit Rücksicht darauf, daß der Zeuge damals mit dem Angeklagten sich entzweit hatte und daß der Angeklagte zur Zeit der damaligen Vernehmung des Zeugen wegen eines von ihm gerügten ungehörigen Bet-

nehmens eines anderen Schülers y bei der Schülerschaft unbeliebt war, nicht für erwiesen erachtet, daß die früheren Bekundungen des Zeugen S[redacted] zutreffend sind.

Jm Falle S[redacted] war der Angeklagte daher freizusprechen.

Nachdem der Angeklagte wegen der Vorfälle in Wickersdorf fristlos entlassen war, wandte er sich nach Berlin und nahm hier Wohnung. Er trainierte häufig in der Halle des Berliner Sportvereins 1892. Er lernte hier eine Reihe junger Sporttreibender kennen. Als der Zeuge Dr. Z[redacted], der den Angeklagten seit mehreren Jahren kennt und der dem Sportklub Teutonia in Berlin angehört, darauf aufmerksam wurde, daß der Angeklagte seinen Wohnsitz in Berlin genommen hatte, trat er an den Angeklagten mit der Aufforderung heran, bei dem Training der Angehörigen des Sportklubs Teutonia tätig zu sein. Es wurde mit dem Angeklagten vereinbart, daß dieser etwa ab Mitte Mai 1934 das Training der Jugendlichen und Knaben, soweit es ihm seine Zeit erlaubte, beaufsichtigen sollte. Von einer Anstellung des Angeklagten als ständiger Sportlehrer wurde schon deshalb abgesehen, weil der Angeklagte seiner Amateureigenschaft nicht verlustig gehen wollte. Der Angeklagte erhielt aber 50,--RM als Fahrtspesen und erschien, seit Mitte Mai 1934 wenn auch nicht pünktlich und regelmäßig, zu den für die Jugendlichen und Knaben des Sportklubs angesetzten Trainingsstunden. Nach den Bekundungen des Zeugen Dr. Z[redacted], S[redacted], W[redacted] und N[redacted] ist der Angeklagte mehrere Monate hindurch zumindestens wöchentlich ein Mal bei den zweimal in der Woche stattfindenden Trainingsnachmittagen erschienen. Er hat selbst hierbei trainiert und den erschienenen Angehörigen des Sportklubs Weisungen sportlicher Art erteilt.

Durch den Schüler [redacted] H[redacted], der den Angeklagten im Herbst 1933 gelegentlich eines Waldlaufes kennengelernt hatte kam der am 6. Februar 1921 geborene Schüler [redacted] S[redacted] der wie auch H[redacted] dem Sportklub Teutonia angehört, mit dem Angeklagten in Verbindung. Er besuchte den Angeklagten mit H[redacted] im Frühjahr 1934. Es wurde zunächst ein gemeinsamer Waldlauf unternommen. Danach badeten alle drei in der Wohnung

des Angeklagteh gemeinsam in einer Badewanne. Während des Bades begann der Angeklagteden Zeugen S[redacted] an Unter- und Oberschenkel zu massieren. Der Angeklagte erfaßte schließlich das Glied des S[redacted] und rieb daran, bis es steif wurde und schließlich zum Samenerguß kam. Jn der Zukunft trafen sich der Angeklagte und S[redacted] ständig auf dem Sportplatz bei den Trainingsstunden. Einige Monate nach dem ersten Vorfall, im Spätsommer 1934 startete der Zeuge S[redacted] mit mehreren Kameraden bei einem Sportfest im in Garz. Der Angeklagte war auch mit seinem Auto nach Garz gekommen. Der Angeklagte brachte nach Beendigung des Sportfestes eine Reihe von Stettiner Jugendlichen mit seinem Auto nach Stettin zurück. Der Zeuge S[redacted] begleitete ihn. Auf der Rückfahrt von Stettin nach Garz öffnete der Angeklagte, während das Auto langsam fuhr und er es mit der linken Hand steuerte, den Hosenschlitz des S[redacted], holte dessen Geschlechtsteil hervor und rieb daran bis zum Samenerguß. Er entblößte auch seinen Geschlechtsteil und veranlaßte S[redacted], bis zum Samenerguß daran zu reiben. Einige Zeit danach besuchte der Zeuge S[redacted] erneut den Angeklagten in dessen Wohnung. Der Angeklagte veranlaßte den Zeugen sich auszuziehen, nahm ihm am Körper Maß und notierte sich das Ergebnis. Danach veranlaßte er den Zeugen sich auf das Bett zu legen, massierte ihn eine Zeitlang Ober- und Unterschenkel. Schließlich legte er sich zu dem Zeugen auf das Bett und zog das Deckbett über den Zeugen und sich. Danach kam es wiederum zu gegenseitiger Onanie.

Dieser Sachverhalt ist auf Grund der glaubhaften Angaben des Zeugen S[redacted] und des Geständnisses des Angeklagten erwiesen. Der Angeklagte hat danach mit dem Zeugen S[redacted] unzüchtige Handlungen vorgenommen und ihn zugleich zur Verübung unzüchtiger Handlungen verleitet. Der Zeuge S[redacted] war auch bei Begehung der Tat noch nicht 14 Jahre alt. Eine Verurteilung aus § 176 Abs.1, Nr.3 StGB konnte gleichwohl nicht erfolgen, da dem Angeklagten nicht zu widerlegen war, daß er glaubte, S[redacted] sei über 14 Jahre alt. Der Angeklagte verteidigt sich damit, er habe bei dem Waldlauf im Frühjahr 1934 S[redacted] gefragt, ob er schon Geburtstag gehabt habe

und habe sich dabei erkundigen wollen, ob S[redacted] auch noch weiter in der Knabenabteilung starten könne. S[redacted] habe ihm darauf geantwortet, daß er schon Geburtstag gehabt habe. Der Angeklagte erklärt, daß er dabei den 14. Geburtstag gemeint und auch angenommen habe, daß S[redacted] sagen wollte, er habe den 14. Geburtstag bereits gehabt. Die Zeugen S[redacted] und H[redacted] haben hierüber nichts bekunden können. Eine Verurteilung des Angeklagten muß aber aus § 174 Abs. I Nr. 1 StGB erfolgen. Der Angeklagte ist als Lehrer des Zeugen S[redacted] anzusehen. Der Angeklagte hat mehrere Monate hindurch im Sportklub Teutonia Sportunterricht erteilt. Es ist dies mit Regelmäßigkeit geschehen. Es bestand auch zwischen dem Angeklagten und den Jugendlichen ein Autoritätsverhältnis. Daß dieses Verhältnis nicht auf Zwang, sondern auf dem freien Willen der Sporttreibenden beruhte, ist unerheblich. Danach ist der Angeklagte wegen der Vorfälle im Spätsommer u und im Herbst, die untereinander in Fortsetzungszusammenhang stehen, da sie auf einheitlichem Vorsatz beruhen und das gleiche Rechtsgut verletzen, aus § 174 Abs. I Nr. 1 StGB zu bestrafen. Der Vorfall im Frühjahr 1934 muß ausscheiden, da der Angeklagte zu diesem Zeitpunkt noch nicht bei dem Sportklub Teutonia tätig war.

Ebenfalls durch den Schüler H[redacted] war der Angeklagte auch mit dem am 21. Dezember 1920 geborenen Schüler [redacted] P[redacted] bekannt geworden. P[redacted] war etwa vier bis fünf Mal in der Wohnung des Angeklagten und zwar in der Zeit vom März bis zum 25. April 1934. Nach einem gemeinsam mit S[redacted] und H[redacted] unternommenen Waldlauf badete der Zeuge P[redacted] zusammen mit dem Angeklagten. In der Badewanne massierte der Angeklagte den P[redacted] an den Ober- und Unterschenkeln, faßte danach an den Geschlechtsteil des Zeugen und rieb daran, bis es steif wurde. Der Angeklagte veranlaßte sodann den P[redacted] auch an seinen Geschlechtsteil des Zeugen und zwar bis zum Samenerguß zu reiben. Dieser Vorfall wiederholte sich einige Tage später.

Dieser Sachverhalt ist erwiesen durch die glaubhaften Bekundungen des Zeugen P[redacted] und durch das Geständnis des Angeklagten. Eine Bestrafung aus § 174 Abs. I Nr. 1 StGB

kann nicht erfolgen, da der Angeklagte erst ab etwa 15. Mai 1934 bei Teutonia tätig gewesen ist. Wohl aber sind die Tatbestandsmerkmale des § 176 Abs. I Nr. 3 StGB gegeben. Der Zeuge P[redacted] war noch nicht 14 Jahre alt. Der Angeklagte hat den Zeugen nicht nach seinem Alter gefragt. Er hat sich auch nicht bei anderen nach dem Alter erkundigt. Der Angeklagte konnte daher nicht ohne weiteres in dem Glauben sein, P[redacted] sei 14 Jahre alt. Dies konnte der Angeklagte umsoweniger, als P[redacted] nicht sehr entwickelt ist. Das Gericht ist davon überzeugt, daß der Angeklagte sich keinerlei Gedanken über das Alter des Zeugen gemacht hat und die Handlungen auch vorgenommen hätte, wenn ihm bekannt gewesen wäre, daß P[redacted] noch nicht 14 Jahre alt war. Daß der Angeklagte erstaunt war, als er nach den Handlungen erfuhr, daß P[redacted] erst vierzehn Jahre alt wurde, beweist nicht, daß er bei Vornahme der Handlungen davon ausgegangen ist, der Zeuge P[redacted] sei schon älter als vierzehn Jahre. Die Handlungen des Angeklagten stellen sich als Vornahme unzüchtiger Handlungen und Verleitung zur Verübung unzüchtiger Handlungen dar. Sie stehen in Fortsetzungszusammenhang. Der Angeklagte ist daher im Falle P[redacted] wegen Verbrechens gegen § 176 Abs. I Nr. 3 StGB zu bestrafen.

Gemeinsam mit den Zeugen [redacted] und [redacted] W[redacted] suchte im Herbst 1934 der am 26. Dezember 1919 geborene Schüler G[redacted] den Angeklagten auf. Während der Angeklagte mit G[redacted] allein im Zimmer war, veranlaßte er ihn, sich auszuziehen. Er massierte zunächst den Zeugen G[redacted], rieb darauf das Glied des G[redacted] bis zum Samenerguß und ließ sich dann von dem Jungen auch seinen Geschlechtsteil bis zum Samenerguß reiben. Das Glied des G[redacted] nahm er außerdem in den Mund und saugte daran bis zum Samenerguß. Den Samen schluckte er herunter. Dieser Sachverhalt ist durch die glaubwürdigen Aussagen des Zeugen G[redacted] und durch das Geständnis des Angeklagten erwiesen. Er erfüllt den Tatbestand der §§ 174 Abs. I Nr. 1, 175, 73 StGB. G[redacted] gehörte auch dem Sportklub Teutonia an und hat, wie er ausdrücklich bekundet hat, ebenfalls unter der Leitung des Angeklagten trainiert. Der Angeklagte stand, wie schon ausgeführt, als Trainer des Sportklubs Teutonia zu den jungen Sporttreibenden in Bezug auf den Sport in einem Verhältnis geistiger und sittlicher Überordnung. Er ist als Lehrer im Sinne

des Gesetzes anzusehen. Die vorgenommenen Handlungen verletzen das allgemeine Scham- und Sittlichkeitsgefühl und sind in wollüstiger Absicht vorgenommen, da sie auf Befriedigung der Geschlechtslust des Angeklagten gerichtet waren. Sie sind daher unzüchtig im Sinne des Gesetzes. Das Saugen am Geschlechtsteil eines anderen ist, wie das Gericht in Übereinstimmung mit dem Reichsgericht annimmt (Bd.34.S.245), als widernatürliche Unzucht im Sinne des § 175 St.G.B. anzusehen. Der Angeklagte war daher im Falle G[redacted] wegen Verbrechens gemäss § 174/Nr.1 Abs.1 St.G.B. [redacted] in Tateinheit mit Vergehens gegen § 175 STGB zu bestrafen. In 8 weiteren Fällen wird dem Angeklagten zur Last gelegt, durch mehrere selbständige Handlungen

1.) mit Personen unter 14 Jahren unzüchtige Handlungen vorgenommen zu haben

nämlich mit

dem Schülern [redacted] B[redacted]
[redacted] N[redacted],
[redacted] W[redacted]
und F[redacted]

2.) durch dieselben Handlungen,

ferner durch 4 weitere selbständige Handlungen als Lehrer mit seinen Schülern nämlich ausser den vorgenannten mit dem Schüler [redacted] W[redacted], dem [redacted] W[redacted] und zwei unbekannten Sportschülern unzüchtige Handlungen vorgenommen zu haben. Mit B[redacted] und F[redacted] soll der Angeklagte gegenseitige Onanie getrieben haben; [redacted] N[redacted], [redacted] W[redacted] und [redacted] W[redacted] soll der Angeklagte nach ihrer auf seine Veranlassung stattgefundenen vollständigen Entkleidung an dem Geschlechtsteil berührt haben, mit [redacted] W[redacted] und [redacted] W[redacted] ausserdem nachts nackt in der Wohnung gebadet und ihre Körper unzüchtig betastet haben. Der Angeklagte soll schliesslich mit 2 unbekannten Sportschülern gegenseitige Onanie getrieben haben.

Der Angeklagte bestreitet, in diesen 8 ihm zur Last gelegten Fällen sich strafbar gemacht zu haben. Auszuscheiden habe von vornherein die Beschuldigung wegen der beiden Sportschüler. Der Angeklagte, auf dessen Angaben im Ermittlungsverfahren die Verfolgung insoweit beruht, hat in der Hauptverhandlung angegeben, dass er mit den beiden Sportschülern P[redacted] und [redacted] gemeint habe.

Eine starfabr

Eine strafbare Handlung kann dem Angeklagten auch nicht im Falle F[redacted] nachgewiesen werden. Der Junge hat nicht ermittelt werden können. Es lässt sich nicht feststellen, ob der Junge unter 14 Jahre alt war; nach der nicht zu widerlegenden Einlassung des Angeklagten war F[redacted] auch nicht Mitglied des Teutonia-Sportklubs. Da der Angeklagte mit F[redacted] nur gegenseitig onaniert haben will, kann eine Bestrafung nicht erfolgen.

Durch das Geständnis des Angeklagten und die glaubhaften Angaben des Zeugen B[redacted] ist erwiesen, dass der Angeklagte und der am 17.Februar 1919 geborene Zeuge mehrfach vom Herbst 1933 ab gegenseitig onaniert haben. B[redacted] ist nicht Mitglied der Teutonia; er war bei Vornahme der Handlungen über 14 Jahre alt. Eine strafbare Handlung ist demnach auch in diesem Fall nicht gegeben.

Den Zeugen N[redacted] hat der Angeklagte Karfreitag 1934 kennengelernt. Bei einem Besuch im Sommer 1934 veranlasste der Angeklagte den am 14.August 1920 geborenen Zeugen sich auszuziehen; er mass sodann den Zeugen und massierte ihm die Beine. Dass der Angeklagte hierbei den Geschlechtsteil des Zeugen berührt hat, vermag der Zeuge nicht mehr zu bekunden.
Der am 7.April 1920 geborene Schüler [redacted] W[redacted] ist nach seinen Bekundungen ebenfalls im Sommer 1934 bei einem Besuch in der Wohnung des Angeklagten von diesem massiert worden und musste schliesslich auch den Angeklagten auf dessen Geheiss massieren. Bei einer gemeinsamen Autofahrt nach einem Training hat der Angeklagte dem Zeugen Unter- und Oberschenkel, die von der Kleidung bedeckt waren, massiert. In beiden Fällen hat der Angeklagte flüchtig, nach Auffassung des Zeugen unabsichtlich, den Geschlechtsteil des Zeugen berührt.

Wie die Zeugen N[redacted] und W[redacted] haben auch die beiden Brüder W[redacted] unter der Leitung des Angeklagten im Sportklub Teutonia trainiert. Beide Brüder besuchten den Angeklagten mehrfach in seiner Wohnung im Sommer 1934. Sie mussten sich bei ihm ausziehen und wurden von dem Angeklagten massiert, massierten auch ihrerseits den Angeklagten. Beide bekunden, dass

er ihren Geschlechtsteil beim Massieren zwar flüchtig berührt, dass dies aber nach ihrer Meinung unabsichtlich geschehen sei.

Die Zeugen W[redacted] N[redacted] [redacted] und [redacted] W[redacted] [redacted] bekunden übereinstimmend, dass der Angeklagte bei der Vornahme der Massage nicht erregt, dass insbesondere sein Geschlechtsteil nicht steif gewesen sei. Das Gericht hat, auch wegen des Vorfalles im Auto mit dem Zeugen W[redacted], sich nicht davon überzeugen können, dass eine Vornahme unzüchtiger Handlungen vorliegt. Hierzu wäre erforderlich, dass der Angeklagte in wollüstiger Absicht gehandelt hat und dass das Massieren lediglich ein Vorwand zur Berührung der Körper der Jugendlichen gewesen sei. Das Gericht ist jedoch davon überzeugt, dass der Angeklagte von der Notwendigkeit und der Heilsamkeit der Massagen für seine und die Leistungen der Jugendlichen durchdrungen war und aus diesem Grunde die Massagen vornahm resp. an sich vornehmen liess. Wenn der Angeklagte sich auch mehrfach im Anschluss an Massagen zur Vornahme gegenseitiger Onanie hat hinreissen lassen, so ist das Gericht davon überzeugt, dass er erst durch bei der Massage bei den Jugendlichen beobachtete Erregungszustände dazu gebracht worden ist, dass die Massage selbst aber nicht schon seiner Befriedigung oder der Vorbereitung dazu dienen sollte. Auch in den Fällen W[redacted] N[redacted] [redacted] und [redacted] W[redacted] muss dann aber eine Freisprechung des Angeklagten erfolgen.

Was die Strafzumessung anbetrifft, so hatte das Gericht keine Bedenken, dem Angeklagten mildernde Umstände zuzubilligen. Der Angeklagte ist, abgesehen von einer geringfügigen Strafe wegen Vergehens gegen das Kraftfahrzeuggesetz, nicht vorbestraft. Er ist ein idealdenkender, uneigennütziger Mensch, der sich um das Ansehen des deutschen Sports hervorragend verdient gemacht hat. Er hat auch im Dienst rechter Jugenderziehung und Volksertüchtigung seine unbestreitbaren Verdienste.

Nach den überzeugenden Gutachten des gerichtlichen Sachverständigen Professor Dr.Müller-Hess und des Sportarztes Dr.Brustmann konnte der Angeklagte zur Zeit der Tat sehr wohl das Unerlaubte seiner Handlungsweise einsehen; die Fähigkeit, entsprechend dieser Einsicht zu handeln ist aber erheblich vermindert gewesen. Das Gericht hielt eine Anwendung der Möglichkeit, nach

§ 51 Abs.II St.G.B. die Strafe zu mildern, bei dem Angeklagten für angebracht. Bei dieser Sachlage erschien eine Gefängnis - strafe von je 9 Monaten in jedem der zur Beurteilung gelangten Fälle als ausreichende, aber auch angemessene Sühne. Die Einzelstrafen sind auf eine Gesamtstrafe von 1 1/2 Jahren Gefängnis zurückgeführt worden. Da der Angeklagte seine Handlungen im wesentlichen zugegeben hat, erschien es angebracht, ihm die Untersuchungshaft auf die erkannte Strafe anzurechnen (§ 60 St.G.B.).

Die Kostenentscheidung folgt aus § 465, 467 St. G.B.

gez. F r i t s c h e.

Landgerichtsdirektor Rücker und Landgerichtsrat Göltschke sind an der Unterzeichnung infolge Beurlaubung verhindert,

gez. Fritsche.

Für die Richtigkeit der Abschrift:
Berlin, den 2.September 1935

Justizsekretär
als Kanzleivorsteher.

WAS BISHER AUF CAPRI GESCHAH — GESAMTINHALTSVERZEICHNIS: Heft 1/1987 [= Nr. 1]: M. Herzer: Zum Geleit, Exil auf Capri / H.Kennedy: Das Geheimnis von Sagitta / M. Herzer: Christian Wilhelm Allers / M. Herzer: Zum Ursprung des Angeborenseins / C.F. Michéa: Des deviations maladives de l'appétit vénérien / K.M. Kertbeny: Ein Brief an Ulrichs in Würzburg. ● **Heft 2/1987 [= Nr. 2]:** M.Herzer: Die Schwarze Mana und der Männerbund, ein Nazimärchen / Gad Beck: Im Untergrund der Nazi-Hauptstadt / George L. Mosse: Homosexualität und Faschismus in Frankreich / Buchbesprechung: Plant, The Pink Triangle ● **Heft 1/1988 [= Nr. 3]:** M.Herzer: Schwule Preußen wärme Berliner / E. Jäger: Vaulnins Söhne und Leser / H. Kennedy: Unbekanntes über Sagitta / B.Balz: Heiliger Abend ● **Heft 2/1988 [= Nr. 4]:** M. Herzer: Der Prozeß gegen den Berliner Urning Carl von Zastrow / K.M.Kertbeny: Sexualpolitische Denkschrift zum Zastrow-Prozeß / M. Herzer: Etwas zu Kertbenys Lebenslauf / G.J. Giles: Wilhelm von Gloeden und die Vorstellung der Schönheit in der Kaiserzeit ● **Heft 3/1988 [= Nr. 5]:** U. Schücklenk: Arthur Schopenhauer und die Schwulen / A. Schopenhauer: Metaphysik der Päderastie / A. Schmitt: Über Päderasten, Homosexuelle, Knäben und Schwule / Die Päderasten. Dissection de l'Equipage / S. Karlinsky: Tschaikowskis Selbstmord, Mythos und Realität / Buchbesprechung: Kennedy, The Life and Works of Karl Heinrich Ulrichs. ● **Heft 4/1988 [= Nr. 6]:** G.Dworek: Ein Yankee am Hofe des Königs Karl / R.Schädl: Das Ende einer Karriere: Entfernung des Amtsassessors Ulrichs aus dem Staatsdienst wegen widernatürlicher Wollust / Buchbesprechung: Baldauf, Die Knabenliebe in Mittelasien. ● **Heft 1/1990 [= Nr. 7]:** G.Grau: Die Reichszentrale zur Bekämpfung der Homosexualität und Abtreibung / B. Jellonnek: Aus den Akten der Geheimen Staatspolizei: Ein Fall öffentlichen Widerstands von Homosexuellen / B.U.Hergemöller: Chome fue arso uno Soddomito - Lucca 1369 / J.Wernes: Als Aktivist der ersten Stunde. ● **Heft 2/1990 [= Nr. 8]:** S.Karlinsky: Schwule Literatur und Kultur in Rußland. Die Folgen der Oktoberrevolution / P.Taichell: Ten Gay Days that shook East Berlin / M.Eggert: Wie es begann: Schwulenbewegung in Ostberlin 1972-73 / G.Dworek: Zwei Irrenärzte kommentieren Karl Heinrich Ulrichs / M.Herzer: Unser Ulrichs-Autograph. ● **Heft 3/1990 [= Nr. 9]:** J.C.Feray & M. Herzer: (Homo-) Sexualwissenschaft und Politik bei Karl Maria Kertbeny / M. Herzer: Homosexualität als gesellschaftliche Konstruktion und sexuelle Praxis / R.Wollert: Mauritz Stiiers Vingarna - Stockholm 1916 / Buchbesprechungen: Hodges, Alan Turing Enigma / Wemer, Otto Warburg / Gunther & Hoffmann: Sascha Schneider & Karl May / Geschichte des § 175. ● **Heft 4/1990 [= Nr. 10]:** B.U.Hergemöller: Das Verhör des »Sodomiticus« Franz von Alsten (1536/37) - Ein Kriminalfall aus dem nachläufenschen Münster / E. Walser: Zur Entkriminalisierung der Homosexualität in der Schweiz 1990 und ein Rückblick auf 1942 / M. Herzer: Ludwig Renn / D. Berner: Wie die SED-Propaganda das Stigma Homosexualität zum Rufmord an einem Maueropfer benutzte / Buchbesprechungen: Jellonnek, Homosexuelle unter dem Hakenkreuz / Steinkamp, Gottfried von Cramm der Tennisbaron. ● **Heft 1/1991 [= Nr. 11]:** M. Herzer: Strafakte von Cramm, Berlin 1938 / M. Herzer: Max Spohr, Adolf Brand, Bernhard Zack - drei Verleger schwuler Emanzipationsliteratur in der Kaiserzeit / B.U. Hergemöller: Ludwig der Bayer, Friedrich der Schöne, Friedrich von Tirol - Verwirrungen und Verwechslungen / Buchbesprechungen: Kant, Eine Vorlesung über Ethik / Verführte Männer - Leben der Kölner Homosexuellen im Dritten Reich / Hoven, Der unaufhaltsame Selbstmord des Botho Laserstein / Euphronius der Maler. ● **Heft 2/1991 [= Nr. 12]:** H. Giese: Untersuchungen zum Wesen der Begegnung 1945 / B.U. Hergemöller: Hans Giese und Martin Heidegger / J.A. Kuhn: Mißglückte Kontaktaufnahme im Theaterrestaurant Lantsch, Berlin 1880 / G.Knoll: »Le Palladion« - Eine unfreiwillige Philologenfahrt aus Bremen zu einem komischen Epos Friedrich II. von Preußen / Buchbesprechungen: Äskulap oder Mars ? / Money, Capri Island of Pleasure / Die versteinerten Verhältnisse zum Tanzen bringen / Schilde & Tuchel, Columba-Haus. ● **Heft 3/1991 [= Nr. 13]:** W.Kuhn & K.v.Ruffin: Als schwuler Häftling in den KZs Columbahaus und Lichtenburg 1935/36 / R.v.Praunheim & Dr.Hanns G.: Als schwuler Teenager zur Therapie bei Magnus Hirschfeld / K.W.Böhm: »Erfüllung einer Lebenssehnsucht« / H.Kennedy: Andeutungen der Knabenliebe in Longfellows »Hiawatha« / A. Schmitt: Social Constructivism, good bye! / M.Herzer: »Schutzhaftfälle« 1935 / Bibliografie der Aufsätze zur schwulen Geschichte im JOURNAL OF HOMOSEXUALITY / Buchbesprechungen: Ringdal, Lystens dod? / Wemer, Mauritz Stiiler / Böhm, Zwischen Selbstzucht und Verfangen / Sinakowski, Das Verhör. ● **Heft 4/1991 [= Nr. 14]:** J.-C.Feray: Die Homosexualität im Tagebuch der Brüder Goncourt / M. Herzer: Kommunisten, Sozialdemokraten und die Schwulenbewegung der Weimarer Republik / P. Snijders: Das Schicksal frischer Männchen / Spartacus Gay Guide 1920: »Der Internationale Reiseführer« / Buchbesprechungen: Röll, Homosexuelle Häftlinge im KZ Buchenwald / Oerks, Die Schande der heiligen Päderastie / Dear Tucker, ed. by H. Kennedy / Eine Tunte bist du auf jeden Fall. ● **Nr. 15, April 1993:** M. Herzer: Corydon und Vice allemand / A. Got: Le Vice organisé en Allemagne / A. Got: »Anders als die Anderen« / N. Praetorius: Über die Homosexualität in Frankreich / N. Praetorius: Der Streit um Walt Whitmans Homosexualität im »Mercure de France« / G. Apollinaire: Ein Augenzeuge der Beerdigung Walt Whitmans / G. Apollinaire: A propos de Walt Whitman / W. Benjamin: In einem Panser Schwulenbordell / A. Sternweiler: Briefe an den Schutzhäftling Robert T. Odeman / Buchbesprechungen: Naldini, P.P.Pasolini / Fernandez, Der Raub des Ganymed / Hoffschildt, Olivia / Paglia, Die Masken der Sexualität. ● **Nr. 16, Dezember 1993:** J. Miller: Der Wille zum Wissen. Foucault in Kalifornien / M. Herzer & F. Wagner: Homosexualität und Wahrheit / J.A. Kuhn: Der »Moabiter Löwe« als Emblem der Zeitschrift »Die Freundschaft« / Buchbesprechungen: Kugel, Der Unverantwortliche / Greene-Gantzberg, Herman Bang og det fremmede / Hutter, Die gesellschaftliche Kontrolle des homosexuellen Begehrens. ● **Nr. 17, September 1994:** M. Keilson-Lauritz: Wilhelmshagen gegen das Deutsche Reich / A.Brand: Fürst Bülow und die Abschaffung des § 175 / H. Sulzenbacher: »Man bekommt aber den Eindruck, als ob Ulrichs nicht recht normal wäre.« / K.H.Ulrichs: Eingabe an das K.K. Justizministerium / M. Herzer: Sandor Ferenczi / S. Ferenczi: Über sexuelle Zwischenstufen / B. Schäricke: Die Ambivalenz schwuler Sieger / Buchbesprechungen: Homosexualität in der NS-Zeit / Herzer, Magnus Hirschfeld. ● **Nr. 18, Februar 1995:** M. Herzer: »Ungewöhnliche Liebesgeschichten« - Ein früher gelungener Versuch, den Sex mit Kindern zu literarisieren / F.A.Adolf: Ungewöhnliche Liebesgeschichten (Berlin 1906) / A.Zinn: Zur sozialen Konstruktion des homosexuellen Nationalsozialisten / Expertus: Die »Ausrottung« der Homosexuellen im Dritten Reich (Panser Tageblatt 1.1.1935). ● **Nr. 19, Juli 1995:** W.v.Rosen: Manens Kulor, zur Geschichte der Schwulen in Dänemark / W.v.Rosen: Antikritik, das Homoerotische ist das Homoerotische / M.Herzer: Stimmen aus dem WhK zum Sex mit Kindern / M.Herzer: Zu einem Brief von S.Freud an M. Hirschfeld vom 2.11.1911 / Buchbesprechungen: Sternweiler, Und alles wegen der Jungs / Geuter, Homosexualität in der deutschen Jugendbewegung / Balser u.a., »Himmel und Hölle.« ● **Nr. 20, November 1995:** M.Herzer & A.Sternweiler: 100 Jahre Schwulenbewegung / B. Jellonnek: Homosexuelle im Dritten Reich / H. Detering: Falsche Party / M. Herzer: Der Naturforscher und Dichter Carl Bolle / C. Bolle: Suchen und Finden / R. Wollert: Zum Briefwechsel Hirschfeld-Björnson / M. Herzer: Schwule Sintenis-Schwärmer / H. Siemsen: Brief an R.V.Cafiero, 1943. ● **Nr. 21, März 1996:** J. Steakley: Film und Zensur in der Weimarer Republik (Der Fall *Anders als die Andern*) / M. Schuster: Zur Erinnerung an Walter Spies / M. Herzer: Antisemitismus und Rechtsradikalismus bei Adolf Brand / Buchbesprechung: Grauvogel, Theodor von Wächter. ● **Nr.22, August 1996:** M. Herzer: Ungeheure Unzucht - Unnennbar Brudertum / Die braune Blume, Berlin 1929 / R. Wollert: Herman Bang und Berlin / Verdorbenheit der Sitten in England 1793 / Buchbesprechungen: Grupp, Harry Graf Kessler / Schlegel, Rolf. ● **Nr. 23, Mai 1997:** Programm der Vortragsreihe »100 Jahre Schwulenbewegung« / M. Herzer: In memoriam Günter Maeder / Ch. Isherwood: 4 Briefe an Günter Maeder. ● **Nr. 24, Oktober 1997:** H. Oosterhuis: R.v.Krafft-Ebings Stiefkinder der Natur / M. Herzer: Hirschfeld in Wien / R. Krappe: Eindrücke aus dem KZ / W. Müller: Urning, Samthans & Duden / H. Fuchs: Die dichterische Verwertung der Homosexualität. ● **Nr. 25, März 1998:** M.Herzer: Wahrscheinliche Homosexualität Franz Schuberts? / K.M.Kertbeny: Platonismus / Franz Grillparzers Homosexualität / G.Grau: Leipzigs Drittes Geschlecht ● **Nr. 26, Juni 1998:** F. Pfäffin & M. Herzer: Monatsbenchte des WhK 1902/03 / M. Herzer: Dossier W. Cordan / H.P.Obermayer: Methodendiskussion / Ch.Schwangt: Schubert war homosexuell. EINIGE ÄLTERE HEFTE SIND NOCH BEIM MUSEUMSVEREIN FÜR 5 DM JE HEFT ERHÄLTLICH.

Weite Teile Capris drohen wegzubrechen

Auf Capri drohen weite Teile der Steilküsten im Meer zu versinken. Die Behörden der italienischen Trauminsel warnen, an rund einem Fünftel der Küste herrsche die Gefahr von Erdrutschen und Steinschlag. Besonders betroffen sei etwa die Südspitze Punta di Tagara, wo die weltberühtem Faraglioni-Klippen aus dem Meer ragen.

An den gefährdeten Stellen werde Baden und Bootsfahren verboten, teilte die Hafenbehörde nach Presseberichten mit. Kein Risiko gebe es allerdings an den ausgewiesenen Badestränden, hieß es. Betroffen sei auch die Region um die Villa Jovis mit atemberaubenden Ausblick aufs Meer.

Unklar ist, ob die Ursachen ausschließlich in der Natur der kleinen Insel liegen oder ob auch Tourismus und Bebauung dazu beitragen. Die steile Küstenregion der Halbinsel von Sorrent und um Neapel gilt seit altersher als besonders anfällig für Erdrutsche: Erst im vergangenen Jahr starben in Kampanien über 200 Menschen, als nach Regenfällen sich eine riesige Schlammlawine über mehrere Dörfer wälzte. **dpa**

20.VI.99

CAPRI

ZEITSCHRIFT FÜR SCHWULE GESCHICHTE

№ 28 – JULI 2000 – **INHALT:**

M. Kellson-Lauritz & F. Pfäfflin:

DIE SITZUNGSBERICHTE DES WISSENSCHAFTLICH-HUMANITÄREN KOMITEES MÜNCHEN 1902 – 1908

M. Herzer:

SCHWULE WIDERSTANDSKÄMPFER GEGEN DEN NS. NEUE STUDIEN: WILFRID ISRAEL, OTTO JOHN, THEODOR HAUBACH – KLUGE: OTTO-PELTZER-BIOGRAFIE (Rez.)

CAPRI WIRD VOM **SCHWULEN MUSEUM** (MEHRINGDAMM 61, 10961 BERLIN) HERAUSGEGEBEN – REDAKTION: MANFRED HERZER, BLÜCHERSTRASSE 61, 10961 BERLIN – ☎ 6948617
E-MAIL: HOMO3000@T-ONLINE.DE

DRUCK & VERLAG:
TITTY TWISTER TRANSRAPID, DAHLWITZ-HOPPEGARTEN

ISSN 1431-8024

Marita Keilson-Lauritz und Friedemann Pfäfflin

DIE SITZUNGSBERICHTE DES WISSENSCHAFTLICH-HUMANITÄREN KOMITEES MÜNCHEN 1902-1908

Vorbemerkung

Nach den bis dahin unbekannten Monatsberichten des WhK Berlin für die Jahre 1902 und 1903[1] und den Gerichtsurteilen gegen Brand und Spohr in Sachen § 184[2] wird hier ein drittes, zusammenhängendes Konvolut aus »Hirschfeld's Scrapbook«, d.h. aus den im Kinsey-Institut, Bloomington, erhalten gebliebenen Materialien[3] publiziert und damit weiterer Erforschung der Frühgeschichte des WhK und seiner »Subkomitees« zur Verfügung gestellt.

Die hier vorgelegten Sitzungsberichte der »Wissenschaftlich-humanitären Komitees München« sind neben den Protokollen und Monatsberichten aus Berlin, deren erste vom Januar 1902 datieren, die frühesten und vollständigsten[4] Zeugnisse eines sogenannten Subkomitees: sie reichen von der Protokollierung der zweiten Sitzung im September 1902 bis zur Auflösung im Mai 1908.[5]

Zum Vergleich: Berichte/Dokumente des Frankfurter Komitees gibt es nur vier: einen »Bericht über eine in Frankfurt a/M. abgehaltene Sitzung von Freunden des wissenschaftlich humanitären Comitées zwecks Gründung eines Untercomites Frankfurt Main« mit Datum vom 7.12.1902, einen Bericht über die »IV. Zusammenkunft« am 28.4.1903[6] und je einen Monatsbericht vom September und Oktober 1903. Aus Leipzig sind Berichte über vier Monatsversammlungen (Februar bis Mai 1903) erhalten, deren erstem jedoch zu entnehmen ist, dass das dortige Komitee »schon lange bestehe«. Schriftliche Aufzeichnungen des unten im Dezember 1902 und im März 1903 erwähnten Komitees in Hannover sind im Kinsey-Material dagegen nicht erhalten.

Spiritus rector des Münchner WhK war offensichtlich Joseph Schedel, Apotheker aus Bamberg. Mit einer, höchstens noch einer weiteren Ausnahme sind die Sitzungsberichte von Schedels Hand.[7] Mehrmals finden die Zusammenkünfte in seiner Münchner Wohnung, Amalienstraße 16, statt. Sein Ausscheiden bedeutet zugleich das Ende des Münchner WhK.

Joseph Schedel wurde 1856 in Bamberg geboren und kehrte am Ende seines bewegten Lebens, das ihn nach Japan und China geführt hatte, 1922 dorthin zurück; er starb 1943 im Bamberger Bürgerspital. Sein Nachlass wird im Bamberger Stadtarchiv verwahrt; 1988 und 2000 wurden ihm – vor allem als Ostasiatica-Sammler – in Bamberg zwei Ausstellungen gewidmet.[8] Neuerdings ist er Gegenstand einiger akademischer Forschungsarbeiten.[9]

---

[1] Vgl. F. Pfäfflin u. M. Herzer: Die Monatsberichte des Wissenschaftlich-humanitären Komitees aus den Jahren 1902 und 1903. In: *Capri* 26 (Juni 1998), S. 2 ff.

[2] Vgl. M. Keilson-Lauritz u. F. Pfäfflin: »Unzüchtig im Sinne des § 184 des Strafgesetzbuchs«. Drei Urteilstexte und ein Einstellungsbeschluss, in: *Forum Homosexualität und Literatur* 34 (1999), S. 33 ff.

[3] Vgl. dazu die Einleitungen zu den in Anm. 1 und 2 genannten Publikationen. Wie bereits in *Forum* 34 nachgetragen wird »entgegen anderslautenden Gerüchten« das Konvolut, von dem inzwischen auch ein Mikrofilm angefertigt wurde, dort noch immer aufbewahrt. (John Bancroft, der Direktor des Kinsey-Instituts, mit E-Mail vom 17.3.1999 an F. Pfäfflin. Wir danken dem Kinsey Institute für die Abdruckerlaubnis

[4] Nicht deutlich ist, ob die vier fehlenden Berichte für die Versammlungen XXXIII-XXXVI überhaupt existiert haben. Lt. Jahresbericht für 1907 wurden in diesem Jahre drei Sitzungen abgehalten; eine eventuelle vierte hätte dann entweder im Dezember 1906 (geplant war eine für den 14. d.Ms.) oder im Januar 1908 stattgefunden.

[5] Die beiden außerdem im Material des Kinsey-Instituts erhaltenen beiden Rundschreiben der »Münchener Ortsgruppe des Deutschen Freundschaftsverbandes und Wissenschaftlich-humanitären Komitees« aus dem Jahre 1922 (vgl. Capri 26, S. 21) sind keine Sitzungsberichte und gehören nur bedingt in diesen Kontext.

[6] Capri 26, S. 21, verzeichnet diese Sitzung versehentlich auch unter dem 7.12.1902.

[7] Das bestätigte mir Markus Holzammer aufgrund von Handschriftenproben; vgl. unten Anm. 9.

[8] Vgl. R. Zink: Joseph Schedel (1856-1943). Ein Bamberger als Apotheker und Sammler in Ostasien. Bamberg 1988; Zink verschweigt übrigens weder Schedels Mitgliedschaft im »Wissenschaftlich-Humanitären Komitee mit Sitz in Berlin, einer Vereinigung von Sexualforschern«, noch einen Erpressungsversuch »wegen seiner besonderen sexuellen Veranlagung«, der offensichtlich in das Jahr 1902 zu datieren ist und mit der Grund war, dass er in diesem Jahr seine Münchner Apotheke verkaufte (S. 21). – Die Bamberger Stadtgalerie Villa Dessauer zeigte im Januar im Rahmen einer Ausstellung »Kunst aus Japan« Rollbilder und Holzschnitte aus dem Schedel-

In homoemanzipativem Kontext taucht Schedels Name zuerst 1900 auf (noch mit Bamberger Adresse), und zwar in Elisar von Kupffers Anthologie *Lieblingminne und Freundesliebe in der Weltlitteratur* als freundlicher Vermittler einer Ausgabe des japanischen *Großen Spiegels der Männerliebe*.[10] Das dürfte insofern kein Zufall sein, als er vermutlich auch der Initiator der Münchner WhC-Bibliothek war, die bei der Auflösung der Münchner Sektion in seinen Besitz oder doch in seine Obhut überging. Diese letztere Entscheidung hat den glücklichen Umstand zufolge, dass diese Bibliothek als wahrscheinlich einzige der verschiedenen ähnlichen Bibliotheken[11] jedenfalls teilweise erhalten geblieben ist. Sie kam nach Schedels Tod mit seinen anderen Büchern zunächst in den Besitz der Staatsbibliothek Bamberg, die den »homoerotischen« Teil 1964 an die Bayerische Staatsbibliothek München abgab.[12]

Keimzelle dieser Komitee-Bibliothek war wohl die bereits im ersten Sitzungsbericht erwähnte (Lese)mappe, die als solche eine spezielle Initiative des Münchener WhKs gewesen zu sein scheint. Bereits in derselben Sitzung wird die Initiative zu einer »Bibliothek« ergriffen, in der einschlägige Druckschriften gesammelt werden sollen, »die Interessenten jederzeit zur Verfügung stehen«.[13]

Über die Identität der übrigen Mitglieder des Münchener WhK ist einstweilen nicht viel bekannt. Der gleichfalls in München aktive August Fleischmann gehörte offensichtlich nicht dazu (da man sich so explizit von ihm absetzte). In den Sitzungsberichten wird außer Schedel selbst und dem wie dieser als Kontaktperson zum Berliner WhK auftretenden Rechtsanwalt Dr. Otto Fraaß nur noch Alfred Schuler namentlich genannt; von letzterem hat sich die – vielleicht einzige überlieferte – Mitgliedskarte des WhK München erhalten, unterzeichnet von Joseph Schedel.[14]

Wenn im Oktober 1902 vorgeschlagen wird, »die in München wohnhaften Unterzeichner der Petition« anzuschreiben, dann fällt auf, dass unter den entsprechenden Unterzeichnern der ursprünglichen Petition[15] keiner der namentlich bekannten Teilnehmer der

---

Bestand der Staatsbibliothek Bamberg (frdl. Mitteilung von Dr. B. Schemmel vom 19.1.2000 an M. Keilson-Lauritz).- Im Rahmen dieser zweiten Ausstellung hielt Markus Holzammer (vgl. Anm.9) am 20.1. 2000 einen Vortrag, dessen Manuskript er freundlicherweise zur Verfügung stellte.

[9] M. Holzammer: Der Bamberger Apotheker Joseph Schedel in Japan.Tagebuch-Aufzeichnungen 1886-1897. Unveröffentlichte Magisterarbeit der Universität Bamberg 1999. Frdl. Mitteilung des Autors. M. Holzammer bereitet inzwischen eine Dissertation zu Schedels China-Aufenthalt (1909-1921) vor.

[10] Vgl. E. von Kupffer: Lieblingminne und Freundesliebe in der Weltliteratur. Berlin-Neurahnsdorf 1900 (Neudruck Berlin 1995), S. 208.

[11] Vgl. M. Keilson-Lauritz: Die Geschichte der eigenen Geschichte. Berlin 1997, S.288 f.

[12] Freundliche Mitteilung Dr. Schemmel, Staatsbibliothek Bamberg, der zugleich Kopien der entsprechenden Listen zur Verfügung stellte. – So erklären sich die diversen Exemplare in der Bayerischen Staatsbibliothek mit dem Exlibrisstempel von Schedel bzw. dem Stempel »WhC München«.

[13] Dies ist, soweit wir sehen, der erste bekannte Ansatz zu einer Bibliothek homosexueller Schriften. Im Berliner Komitee kommt ein solcher Vorschlag auf der 11. Halbjahrs-Konferenz im Juli 1903 zur Sprache, wobei dem Protokoll zufolge erhebliche Einwände bezüglich der Praktikabilität einer solchen Einrichtung erhoben werden (vor allem von Erich Mühsam, der an die Schwierigkeiten bei der Neuen Gemeinschaft erinnert; vgl. das Protokoll im Kinsey-Material, verzeichnet Capri 26, S. 20).

[14] Im Schuler-Nachlass, Deutsches Literaturarchiv Marbach; dazu und zu Alfred Schulers Bekanntschaft mit Hirschfeld vgl. M. Keilson-Lauritz: Alfred Schulers Utopie des »offenen Lebens«, in: *Forum Homosexualität und Literatur* 30 (1997), S. 37 ff., S. 50f.

[15] Mit Münchner Anschrift: Dr. phil Paul Arndt, Archäologe; Eginhard von Barfuß, Premierleutnant a.D., Schriftsteller; Hermann Bender, Schriftsteller; von Bracht, Zahnarzt; M. G. Conrad, Schriftsteller; Ernst von Destouches, König. bayr. Archivrat etc., Anton Dreßler, Lehrer an der Kgl. Akademie der Tonkunst, Dr. med Falk-Schupp, Zahnarzt (1902 dann nochmals, undeutlich warum); August Fresenius, Schriftsteller, Eugen Gresser, Schriftsteller; Dr. Haas, Justizrat, Rechtsanwalt und Notar; Max Halbe, Schriftsteller, Max Haushofer, Professor für Nationalökonomie, Carl Heußenstamm (Häußer), Hofschauspieler, Dr. Hubbe-Schleiden, Herausgeber der *Sphinx*; Max Kege, Redakteur, Joseph Kellerer, Schriftsteller, Dr. Koch von Berneck, Robert Kohlrausch, Schriftsteller; Frhr. Von Koslowski-Kosel, Maximilian Krauß, Redakteur der Münchener Neuesten Nachrichten; Dr. med. Löwenfeld, Nervenarzt, Richard Manz, Schriftsteller; Kurt Martens, Schriftsteller, Gustav Michels, Maler und Schriftsteller; Dr. med. Moritz, Professor der inneren Medizin, Dr. med. Müller, Nervenarzt, Leibarzt weiland König Ludwig II., Dr. phil. Julius Naue, Hrsg. der prähistorischen Blätter, Viktor Naumann, Schriftsteller; Hans Neuert, Hofschauspieler und Oberregisseur, Viktor Ottmann, Schriftsteller, Dr. Emil Pott, Dr. Wilhelm Rohmeder, Stadtschulrat; Karl Rosner, Schriftsteller; Frhr. Walter von Rummel, Georg Schaumberg, Schriftsteller, Julius Schaumberger, Schriftsteller; Dr. Hans Schmidkunz, Privatdozent, Dr. med. Frhr. von Schrenck-Notzing, Nervenarzt, Dr. Graf von Schulenburg, Dozent ostasiatischer Sprachen, Ludwig Stark, Leiter der Rothenburger Festspiele, Franz Stuck, Maler; Felix Weingartner, Hof-Kapellmeister, Hans Richard Weinköppel, Kapellmeister, Dr. F. Ritter von Winkel, Geheimer Medizinalrat.

Münchner Sitzungen gewesen war, also weder Schedel, noch Fraaß, Schuler oder Uhl.

Zum Münchner Freundeskreis von Schedel gehört jedenfalls Carl L. Mattenheimer, dessen *Hadrian, Phantasien eines Eigenen* 1906 bei Max Spohr in Leipzig erschienen. Schedels Exemplar mit handschriftlicher Randnotiz hat sich in den Resten seiner Bibliothek in der Bayerischen Staatsbibliothek München erhalten.[16] Auf welche Veröffentlichung Mattenheimers im *Eigenen* Schedel mit seiner Notiz aus dem Jahr 1905 anspielt, ist einstweilen undeutlich.[17] Es ist dies jedoch nur einer der vielen Fäden, die das Münchner WhK offenbar nicht nur mit dem Berliner WhK und Hirschfeld sondern eben auch mit Brand und dem *Eigenen* verbinden. Dass Schedels Name bereits in dem 1900 bei Brand veröffentlichten Kupffer-Band erscheint, wurde bereits erwähnt. Im Oktober 1902 verzeichnet der Münchner Sitzungsbericht ein Schreiben von Adolf Brand, in dem offenbar nicht nur das Wiedererscheinen des *Eigenen* (nach fast dreijähriger Pause) sondern auch bereits die Gründung der Gemeinschaft der Eigenen angekündigt wird, als deren Datum bislang immer Mai 1903 angesetzt wurde.

Andrerseits ist die Kritik, die im Mai 1905 – also ehe die Eulenburg-Affäre in Sicht ist – aus München an der Berliner Strategie geübt wird, außer an Hirschfeld deutlich zugleich auch an Brand gerichtet.

Die Denkschrift im Dezember 1906 freilich argumentiert deutlich mit dem ›pädagogischen Eros‹ (ohne dass der Terminus selbst fällt); und diese Argumentation ähnelt der des *Eigenen* in gewisser Weise. Von dieser »Denkschrift« findet sich übrigens in den Berliner Monatsberichten keine Spur. Dagegen meldet der Berliner Monatsbericht vom Januar 1907, dass die Obmännerversammlung vom 28. Dezember 1906 beschlossen habe, das Münchener Subkomitee zu ersuchen, außer Schedel noch einen zweiten Obmann zu benennen.

Eine kleine Ergänzung zu Hirschfelds Biografie beschert uns der Bericht über dessen Anwesenheit bei der Sitzung am 7.2.1908. Hirschfeld, in Berlin erschöpft von inneren und äußeren Krisen, wird auch in München mit strategischen Bedenken konfrontiert. Er selbst befindet sich vermutlich unterwegs nach Italien[18], zu den Gräbern der Väter der Emanzipation, Winckelmann, Platen und Ulrichs.[19]

Nach Hirschfelds Visite findet noch eine einzige Sitzung statt: am 29. Mai 1908 löst sich das Münchner Komitee in seiner letzten Sitzung auf. Schedel, der schon im Februar, bei der Sitzung in Anwesenheit Hirschfelds, bekannt gegeben hatte, dass er die Obmannschaft in Berlin niedergelegt habe, tut es Hirschfeld gleich: nach 10 Jahren in Deutschland macht er sich davon, diesmal nach China, von wo er freilich – im Gegensatz zu Hirschfeld, der nach kurzer Atempause den Kampf bald wieder aufnimmt – erst 1921 zurückkehren sollte, um sich fortan, wie es scheint, seiner Ostasiatica-Sammlung zu widmen und sich von allen Emanzipationsbewegungen fern zu halten.[20]

---

[16] Die Notiz zu dem Text *Am Grabe eines Jünglings* (S. 31) lautet: »Auf den Tod meines Freundes Wolfgang. Ostern 1905 Sch«. Dazu teilt mir M. Holzammer am 1.3.2000 mit: »Von ›Wolfgang‹ habe ich tatsaechlich schon gehoert, allerdings nur den Vornamen. Schedel erwaehnt ihn in seinen Tagebuechern aus den Jahren 1901-1905 (StadtArchiv Bamberg D1002/ 56d, 56e). Er notiert seinen Tod am 21.4. 1905, ebenso die Veroeffentlichung Mattenheimers im Eigenen (25.4.1905). In StAB D 1002/ 54, einer Art Gaestebuch Schedels, ist unter dem 30.10.1903 eine Eintragung Carl L. Mattenheimers verzeichnet. Wer nun allerdings dieser Mattenheimer ist, kann ich Ihnen leider nicht sagen."

[17] Vgl. dazu die unter dem Pseudonym »Hadrian« 1903 im *Eigenen* erschienenen Gedichte *Der Schopf* und *Dolabella*, zu denen eine Fußnote anmmerkt: »Aus: ›Hadrian. Gedichte eines Heiden‹.« (*Der Eigene* 4, 1903, S. 61, und S. 119). Die beiden Gedichte sind in dem 1906 bei Spohr erschienenen Bande *Hadrian, Phantasien eines Eigenen* übrigens nicht enthalten.

[18] Vgl. Ch. Wolff: Magnus Hirschfeld. A Portrait of a Pioneer in Sexology. London u.a. 1986, S. 80.

[19] Zur poetischen Frucht dieser Reise vgl. M. Hirschfeld: Drei Gräber in fernem Land. Ein Bericht in gebundener Form. Zuerst im *Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen* 1909; mit einem Kommentar wieder in: *Forum Homosexualität und Literatur* 24 (1995), S. 87 ff.

[20] Dass Schedels Sammeltätigkeit nicht zuletzt von der eigenen Homosexualität bestimmt war, bestätigt Markus Holzammer. Teile der Sammlung und Manuskripte hat er in den zwanziger Jahren offenbar an Hirschfelds Institut für Sexualwissenschaft abgegeben oder verkauft. Zu erwähnen sind hier auch Schedels Publikationen in der von Friedrich S. Krauss herausgegebenen *Anthropophyteia*.

Die Sitzungsberichte

[D 1][21]

Wissenschaftlich humanitäres Komitee München.[22]

»Man muß, wenn einem ein Recht vorenthalten wird kämpfen und nicht nachgeben; das ist eine sittliche Pflicht.«
von Ihering

Das »wissenschaftlich humanitäre Komitee« in Berlin hat es sich zur Aufgabe gesetzt auf Grund der Selbsterfahrung von Tausenden und sicher gestellter Forschungsergebnisse Klarheit darüber zu schaffen, daß es sich bei der Liebe zu Personen des gleichen Geschlechts, der Homosexualität, um eine Naturerscheinung handelt, und dafür zu arbeiten, daß die Paragraphe 175 R.Str.GB. und 129 Oe. Str.G., deren bloßer Bestand für jeden conträrsexuell Empfindenden, auch wenn er sich tadellos führt, eine fortgesetzte Beschimpfung und Beschuldigung bildet, abgeschafft werden.

In der Erwägung, daß zur Erreichung dieses Zweckes eine enge Fühlungnahme beteiligter sowie nichtbeteiligter Persönlichkeiten – letztere vorwiegend aus dem Juristen- und Ärztestand – notwendig ist, daß durch regelmäßige Besprechungen, sowie Anschaffung der die homosexuellen Fragen betreffenden Neuerscheinungen, die Aufklärungsarbeit gefördert werden muß, was nur durch örtlichen Zusammenschluß möglich ist, haben sich in verschiedenen Städten, in vollkommenem Anschluß an das Berliner Komitee, Vereinigungen zu diesem Zwecke gebildet.

Sich gründend auf die rege Interessennahme, der an diesen Bestrebungen sich beteiligenden Elemente kann von einer Statutenaufstellung, Wahl eines Vorstandes, kurz von jeder Vereinsorganisation Abstand genommen werden und wurde auch für das hiesige Komitee, gleich dem Berliner, die Form einer losen Vereinigung gewählt.

Die zweite Versammlung des wissenschaftlich-humanitären Komitee's München " fand am 24. September 8 Uhr abends in der Wohnung des Unterzeichneten statt. Es waren zu derselben acht Herren erschienen und wurde Folgendes beschlossen:

Monatlich einmal in einem jeweilig zu bestimmenden Lokal zu Besprechungen, Vorträgen und Referaten zusammen zu kommen.

Die Einladung zur Versammlung wird jedem Teilnehmer mindestens drei Tage vor derselben brieflich zugestellt.

Neueinzuführende sind in vorhergehender Versammlung, unter Namensnennung anzumelden.

Es wird ein Fond begründet, zu dem jeder Teilnehmer der Vereinigung einen jährlichen Beitrag von mindestens zehn Mark zu leisten hat. Die Beiträge werden praenumerando in 2 halbjährigen Raten (im April und Oktober) erhoben.

Die Beiträge sollen zur Anschaffung bezüglicher Publikationen und sonstiger Ausgaben verwendet werden.

Was nach halbjähriger Abrechnung als Ueberschuß verbleibt, soll nach Abzug eines kleinen Reservefonds, an das Berliner Komitee abgeführt werden, wofür dasselbe stets ein oder mehrere Exemplare des »Jahrbuch's« und etwaiger sonstiger Publikationen der hiesigen Vereinigung zur Verfügung zu stellen hat.

Es wird ferner gewünscht, daß die Teilnehmer der hiesigen Vereinigung ihre bisherigen direkten Beiträge für das »w.h.K.« hier einzahlen, um sie in toto nach Berlin zu überweisen. Die Quittung hierüber wird

[21] Der Deutlichkeit halber haben wir die einzelnen Dokumente (Sitzungsberichte, Rundschreiben, Denkschrift) hier in chronologischer Folge durchnummeriert. Diese Dokumente sind in Capri 26, S. 21, unnummeriert unter dem Titel »Subkomitee München« aufgeführt; Abweichungen/Irrtümer in Capri werden im folgenden jeweils in einer Anmerkung korrigiert. Zeichensetzung und Orthographie sind nur bei offensichtlicher Verschreibung korrigiert.

[22] Capri 26, S. 21 verzeichnet als »4seitiges Memorandum«. Zugleich ist dies jedoch der Bericht über die Versammlung am 24.9.1902.

unter Namenschiffren im »Jahrbuch« erfolgen.

Für die in Berlin stattfindenden halbjährigen Conferenzen des w.h.K. soll, falls nicht freiwillig einer der hiesigen Herren an derselben teilnimmt, ein Vertreter, eventuell mit Unterstützung aus den Mitteln der Vereinigung entsendet werden.

In Bezug auf litterarische Erscheinungen werden die Herren Teilnehmer ersucht, alles auf die homosexuelle Frage Bezügliche, behufs Anschaffung möglichst umgehend zur Kenntnis der sich hierzu erbietenden Herren gelangen zu lassen.

Die angeschafften Publikationen etc. cirkulieren in verschlossener Mappe im Turnus unter den Teilnehmern und hat jeder derselben für rechtzeitige Ablieferung an den nächsten selbst Sorge zu tragen.

Belletristische Werke werden im Allgemeinen nicht angeschafft, größere wissenschaftliche nur auf gemeinsamen Beschluß. Die angesammelten Druckschriften sollen zu einer Bibliothek vereinigt werden, die Interessenten jederzeit zur Verfügung steht.

Eine stattliche Anzahl interessanter Referate und Auszüge sowie Vorlage litterarischer Erscheinungen bildeten den Schluß der Versammlung.

München, den 1. Oktober 1902.

J.Sch.

[D 2]

Wissenschaftlich-humanitäres Komitee

München.

III. Versammlung

Donnerstag, den 23. Oktober 1902.

Es hatten sich acht Herren – darunter ein Gast – eingefunden, so daß, nachdem in der Versammlung vom 24. September gleichfalls acht Herren – darunter ein Gast – anwesend waren, das Komitee nunmehr neun ständige Teilnehmer zählt.

Nach Verlesung des Protokolls der letzten Versammlung erfolgte die des Berliner Monatsberichtes pro September 1902.[23]

Im Anschluß daran wurde die Hoffnung ausgesprochen, es möchten sich von nun an auch bei uns Herren zur Abhaltung von Vorträgen bereit finden.

In Betreff des Fragebogens wird das Berliner Komitee um Übersendung einer Anzahl Exemplare behufs Verteilung ersucht. Es soll jedoch jedem Einzelnen anheimgegeben sein, dieselben auszufüllen.[24]

Anschließend an die Mitteilung, daß die Petition an sämtliche Rechtsanwälte Deutschlands versendet werden soll, wird die Ansicht ausgesprochen, daß der damit verbundene Kostenaufwand wohl kaum in einem Verhältnis zu dem zu erwartenden Erfolg stehen dürfte. Von allen Juristen sind die Rechtsanwälte, infolge ihrer praktischen Erfahrungen und ihrer Stellung als Verteidiger im Strafverfahren die aufgeklärtesten in dieser Frage. Wohl allgemein sind sie unseren Bestrebungen günstig gesinnt und Fälle, daß dieselben der Homosexualität gegenüber einen schroffen Standpunkt einnehmen und den bei ihnen Rat Suchenden die Hilfe verweigern, sind gewiß höchst selten.

Weit empfehlenswerter wäre es die Petition nebst Aufklärungsmaterial (Krafft-Ebing'sche Schrift: »Ueber sexuelle Perversionen«) an sämtliche Ordinariate und Consistorien zu versenden.

Angeregt wurde ferner, die in München wohnhaften Unterzeichner der Petition von dem Zustandekommen unseres hiesigen Komitees in Kenntnis zu setzen und für die Bestrebungen desselben zu interessieren, doch soll dies nicht direkt vom Komitee aus geschehen, sondern privaten Maßnahmen überlassen bleiben.

Beschlossen wird, die Beiträge für die hiesige Vereinigung bis spätestens 5. November, diejenigen für das Berliner Komitee,

---

[23] Dieser Monatsbericht ist nicht überliefert, vgl. Capri 26, S. 7 f.

[24] Zu diesen Fragebögen vgl. den *Monatsbericht pro October 1902* des Berliner Komitees. Capri 26, S. 8.

behufs Rechnungslegung für die Januar-Conferenz, bis spätestens 15. Dezember einzuzahlen.

In Anbetracht erster Anschaffungen, die eine größere Ausgabe verursachen, wird es als wünschenswert bezeichnet, daß die Herren Teilnehmer gleich den ganzjährigen Betrag einzalen und wird nochmals darauf hingewiesen, daß der angesetzte Betrag von M. 10.- nur als Minimalbeitrag gilt.

Von einem Schreiben des Herrn Adolf Brand, Charlottenburg Erscheinen des »Eigenen« sowie Gründung einer »Gemeinschaft der Eigenen« betreffend wurde Kenntnis genommen.[25]

Über den am 2.d.Mts. gehaltenen Vortrag des Herrn R. Gerling aus Oranienburg-Berlin über »Die enterbten des Liebesglückes und das dritte Geschlecht« im Naturheilverein dahier, wurde in Kürze referiert, da der Inhalt des Vortrages im Wesentlichen in einer Brochüre des Vortragenden: »Die verkehrte Geschlechtsempfindung« enthalten ist, die demnächst zur Circulation gelangt.[26]

Verlesen wurde ferner eine Kritik des »Jahrbuchs IV« aus der »deutsch. medic. Presse« № 18. 1902, die einen gegenerischen Standpunkt einnimmt und im Gegensatz zu derselben A. Moll's äußerst günstige Besprechung in der »Zukunft« (№ 50 vom 13. September l.Js.), die gleichfalls circulieren wird.

Außer den erwähnten wurde noch eine Anzahl kürzerer Referate und Vorlagen geboten.

Die nächste Versammlung findet Mittwoch, den 12. November in gleicher Weise wie die bisherigen statt.

München, den 24. Oktober 1902.

[25] Es dürfte sich hierbei um eine Vorankündigung gehandelt haben: der 4. Jahrgang des *Eigenen* begann mit dem Januarheft 1903; ebenso ist die Gründung der Gemeinschaft der Eigenen auf 1903 zu datieren.

[26] Vgl.R. Gerling: Im Ringe der Venus. a) Die verkehrte Geschlechtsempfindung b) Untiefen im Geschlechtsleben. Oranienburg 1902.

[D 3]

Wissenschaftlich-humanitäres Comitee

München.

IV. Versammlung

Mittwoch den 12. November 1902.

Anwesend waren zehn Herren. Das Comitee zält nunmehr elf ständige Teilnehmer.

Nach Verlesung des Protokolls der letzten Versammlung wurden zunächst einige Punkte des »Protokolls der IX. Berliner Conferenz«[27], das uns bedauerlicher Weise erst am 25. October zuging, erörtert.

Vor Allem wird das Berliner Comitee ersucht, die Tagesordnung der Halbjahresconferenzen den übrigen Comitees behufs Besprechung, Vorberatung und Antragstellung stets rechtzeitig mitzuteilen.

Was den gegenwärtigen Stand der Vorbereitungen zu einer Revision des Strafrechts betrifft, so wurde auf Grund neuester Informationen bei hiesigen maßgeblichen Persönlichkeiten u.a. mitgeteilt, daß die endgültige Durchführung der Reform wohl einen wesentlich längeren Zeitraum in Anspruch nehmen dürfte, als bisher vorgesehen. Zu den im Berliner Conferenz-Protokoll enthaltenen Mitteilungen über diesbezügliche Äußerungen Prof. von Liszt's wird, falls dieselben sich nicht auf einen neuerlichen Besuch bei demselben gründen sollten, von Seiten des Herrn, welcher zu Anfang ds. Jahres, im Auftrag des Berliner W.h.C. sich persönlich mit Herrn Prof. von Liszt besprach, Folgendes constatiert:

Prof. von Liszt hat sich s.Z. nicht ausdrücklich erboten, die Commissionsmitglieder namhaft zu machen, sondern lediglich mit der Versicherung seiner steten Anteilnahme an den Bestrebungen des W.h.C., demselben unter anderem gerathen, baldthunlichst Erkundigungen über die Zusammensetzung der Commission einzuziehen, um den Mitgliedern derselben bei persönlichen Besuchen aufklärendes Material zu unterbreiten.

[27] Nicht im Kinsey-Material.

Aus näher dargelegten Gründen dürfte es sich nicht empfehlen, einem auf der Berliner Conferenz gestellten Antrage folgend, durch Eingabe an das kgl. preußische Justizministerium eine Plenarentscheidung der Strafsenate des Reichsgerichts herbeizuführen.

Seitens des hiesigen Comites wird vorgesehen, die bayrischen obersten Schul-Behörden, Ordinariate und Consistorien gelegentlich für unsere Frage zu interessieren. Auf an uns gerichtete Anfragen wird ausdrücklich betont, daß das W.h.C. München weder mit der von Herrn A. Fleischmann[28] dahier s.Z. begründeten Vereinigung »Veritas« noch mit sonstigen Veranstaltungen genannten Herrn's irgendwie identisch ist.

Der von hier aus, bei der letzten Conferenz zur Beschlußfassung leider zu spät eingebrachte Antrag, die Sicherung des Berliner Archivs betreffend, wurde eingehend besprochen und gutgeheißen, und wird dessen erneute Vorlage an die nächste Conferenz beschlossen. Das Berliner Comitee wird bereits jetzt darauf aufmerksam gemacht, ob es nicht empfehlenswert sei, gleich wie es für München geplant und mit geringen Kosten verknüpft ist, das Archiv soweit thunlich in ein jeder Zeit zugängliches Bank-Safe-Deposit unterzubringen. Beschlossen wird die Aufnahme eines Abonnements auf das mit der Frage der Homosexualität sich besonders befassende »Archiv für Kriminal-Anthropologie und Kriminalistik«; auch sollen in Zukunft bei Anschaffungen für die Bibliothek belletristische Werke, welche die Frage in ernster Weise behandeln, berücksichtigt werden.

Sodann wurde eingehend referirt über einen Aufsatz von Prof. Gross (-Prag) im »Archiv f. Kriminalanthropologie etc.« (X. Bd. Heft 1/2 1903).

Ferner gelangten zahlreiche Notizen und Auszüge zur Litteratur und Tagesgeschichte aus verschiedenen Zeitschriften u. Tageszeitungen zur Verlesung.

Unter den Vorlagen befanden sich: Bob: »Die Geschlechter der Menschen«[29]; Braunschweig: »Das dritte Geschlecht«[30]; »Freistatt« № 44 (enthaltend Übersetzungen aus O. Wilde's Werken; eine Dichtung Kitir's; Heller: »Die Spiegel«; Rössler »Der arme Lelian«, sowie eine Besprechung des »Jahrbuchs IV«.)[31]

Die nächste Versammlung findet

Freitag, den 19. December abends 8 Uhr c.t. statt.

[D 4]

Wissenschaftlich-humanitäres Comitee

München

V. Versammlung

Freitag den 19. December 1902.

Anwesend waren zehn Herren. Das Comitee zählt jetzt dreizehn Theilnehmer.

Nach Verlesung des Protokolls der letzten Versammlung[32] gelangen die Monatsberichte des Berliner Comitees pro October und November zur Verlesung.[33]

Anschließend an letzteren wird in Anbetracht der in der ersten Zeit des Bestehens unserer Vereinigung nothwendig gewordenen erhöhten Ausgaben für Anschaffungen, sowie eines in den Vorkommnissen der letzten Zeit begründeten vermehrten Kostenaufwandes beschlossen, den für Bezug des Jahrbuches nötigen Betrag von MK 20 pro Teilnehmer zur Einsendung nach Berlin hier einzubezahlen, dagegen die allenfalls bisher geleisteten Mehrbeträ-

[28] D.i. August Fleischmann, von dem das *Jahrbuch* für das Jahr 1903 eine Reihe von Publikation (sehr kritisch) vermeldet, u.a. die Zeitschrift *Der Seelenforscher* (JB 5, S. 946, JB 6, S. 466 f.). Auch *Der Eigene* nimmt 1903, bei seinem Wiedererscheinen im Januar 1903 auf Fleischmann kritisch Bezug.

[29] A. Bob: Die Geschlechter der Menschen. Roman. Leipzig 1902.

[30] M. Braunschweig: Das dritte Geschlecht (gleichgeschlechtliche Liebe). Halle 1902.

[31] Die von dem Verhältnis Ludwig II. zu Kainz inspirierte Erzählung von Ludwig Heller wird auch im *Jahrbuch* bemerkt (6. S. 611); der Verlaine-Artikel von Arthur Roessler findet sich auch 1903 im Januarheft des *Eigenen* (S. 30-42).

[32] Lt. Jahresbericht (s.u.) hat am 8. Dezember eine außerordentliche, offenbar nicht protokollierte Sitzung zum Thema Krupp stattgefunden.

[33] Vgl. Capri 26, S. 8f.

ge derselben dem hiesigen Comitee zuzuwenden. –

Es rechtfertigt sich dies auch durch den erweiterten Wirkungskreis, für welchen solange nicht weitere derartige Vereinigungen in anderen Städten Süddeutschlands gegründet sind, dieses ganze Gebiet in Betracht kommt. – Mit Befriedigung wird davon Kenntniß genommen, daß sich außer den bereits in Berlin, Leipzig, Hannover u. München bestehenden Comitees nun auch in Frankfurt a/M. ein Comitee constituirt hat.

Mit Herrn Aug. Fleischmann dahier wurde eine Einigung dahin erzielt, daß er in Zukunft nicht mehr als Obmann zeichnen und in seiner agitatorischen Thätigkeit, getrennt von den Bestrebungen des Comitees, in keinen Gegensatz zu den unseren treten werde.

Auf eine Anfrage an das Berliner Comitee, ob die Krafft-Ebing'sche Schrift »Ueber sexuelle Perversionen« zu Propaganda-Zwecken des Comitees vervielfältigt wurde, wird mitgeteilt, daß von einem Neudruck derselben Abstand genommen worden sei, da das Comitee über genügendes anderweitiges Material aus dem Verlage von Max Spohr verfüge.

Es wird deßhalb an das Berliner Comitee die Bitte um Bekanntgabe des regelmäßig benützten Aufklärungsmaterials gerichtet zugleich mit der Anfrage, ob die Beschlüsse der diesjährigen Sommer Conferenz, sowohl in diesem Punkte wie auch bezüglich Versendung von Aufklärungsmaterial an die obersten Justizbehörden etc. nicht durchgeführt werden sollen.

Die Petition an den Reichstag wurde den anwesenden Herren zur Unterschrift vorgelegt und wird das Comitee in der nächsten Zeit Sorge tragen, noch weitere Unterschriften für dieselbe zu sammeln.[34]

Nach Erledigung der Tagesordnung und Vorlage der litterarischen Einläufe folgte ein Vortrag des Herrn Rechtsanwalts Dr. O. Fraaß[35] über Prof. Wachenfeld's Stellungnahme zur Strafbarkeit des homosexuellen Verkehrs auf Grund der Veröffentlichungen des letzteren.[36]

Die nächste Versammlung wurde für Mittwoch den 7. Januar 1903. Abends 8 Uhr anberaumt.-

»Wissenschaftlich humanitäres Comitee München«. –

[D 5]

Wissenschaftlich-humanitäres Komitee

München.

VI. Versammlung Samstag, den 17. Januar 1903.

Anwesend waren 8 Teilnehmer und drei Gäste.

Nach einigen Gedächtnisworten für den kürzlich verstorbenen Psychiater Prof. Freih. von Krafft-Ebing kamen das Protokoll der letzten Versammlung sowie der Bericht des Frankfurter Komitee's zur Verlesung.[37]

Zur Tätigkeit des Komitee's[38], gelegentlich des Falles Krupp, wurde ein von diesem an die Cabinette der deutschen Bundesfürsten und Senate der freien Städte, unter Beilage der bekannten Petition, versandtes Schreiben zur Kenntnis gebracht, das, zwar aus-

---

[34] Als Unterzeichner der sog. II. Folge von 1902 mit angegebenem Wohnort München kommen in Frage: von den namentlich bekannten Teilnehmern der Versammlungen des WhK München: Dr. Otto Fraaß, Rechtsanwalt; Joseph Schedel, Apother, Alfred Schuler, Archäologe; sowie Dr. Carl Uhl, praktischer Arzt, der jedenfalls bei der 6. Versammlung vom 17. Janaur 1903 als Gast zugegen war. Ferner unterzeichneten aus München: Dr. Carl Hauck, Privatgelehrter, Eugen Herzig, Architekt; Dr. Fritz May, Rechtsanwalt; Oskar A.H. Schmitz, Schriftsteller; Phil. Vogel, Rechtspraktikant, Dr. Karl Wolffskehl.

[35] Der Berliner »Monatsbericht pro Januar 1903« nennt als Kontaktadresse des Münchner Subkomitees: Rechtsanw. Dr. Fraas mit der Anschrift: Am Platz 1-2.

[36] Vgl. F. Wachenfeld: Homosexualität und Strafgesetz. Leipzig 1901.

[37] Vermutlich der Bericht vom 7. 12. 1902 (vgl. Capri 26, S. 21).

[38] Dass hier vom Münchner Komitee die Rede ist, geht daraus hervor, dass die Versendung einer Eingabe an »sämtliche deutschen Höfe« durch das Münchner Komitee im Berliner Bericht über die 10. Konferenz erwähnt wird. Vgl. auch den Jahresbericht (unten S. 18), in dem eine Sondersitzung des Münchner Komitees zum Thema Krupp am 8. Dezember 1902 erwähnt ist.

gehend von dieser vielbesprochenen Angelegenheit, aber ohne weitere Kritik derselben, die betreffenden höchsten Stellen über das Bestehen einer organisierten Bewegung zu Gunsten der Straffreiheit der Homosexualität, aufzuklären, und sie zu geeigneter Stellungnahme bei der bevorstehenden Revision des Strafrechts insbesondere im Bundesrat zu veranlassen.

Unter anderen wurde uns von den Cabinetten München und Darmstadt die Mitteilung, daß im Allerhöchsten Auftrage die Hinüberleitung beider Elaborate an die betreffenden Staatsministerien der Justiz veranlaßt wurde.

An der am 11. ds. in Berlin stattgefundenen 10. Halbjahrsconferenz der W.h.C. konnte leider keiner der Münchener Herrn teilnehmen.[39]

Der bereits früher gestellte Antrag: Sicherung des Berliner Archivs betreffend, sowie ein Begrüßungstelegramm wurden an dieselbe abgeschickt.

Verlesen werden die in den Tageszeitungen erschienenen hierauf bezüglichen, zum Teil eingehenden Berichte.

Am 14. Januar a.c. hielt im liberalen Verein München-Au Herr Dr. med. Uhl[40] einen Vortrag über § 175 R.St.G.B. Der Redner vertrat in demselben eine mit unseren Bestrebungen sich völlig deckende Ansicht. Mit wissenschaftlichem Ernst wurde die vielumstrittene Frage auf Grund eingehender medizinischer, geschichtlicher und juristischer Ausführungen behandelt. Der Vortragende kam zu dem Schlusse, daß der § bei der Revision des deutschen Strafrechtes verschwinden solle, da er eine verhältnismäßig große Zahl von Menschen, die für ihr homosexuelles Empfinden nicht verantwortlich gemacht werden können, in den Augen der Mitwelt ächte. Zum mindesten solle der § nur in stark geänderter oder gemilderter Fassung im Strafgesetzbuche wieder erscheinen. Dem bei der heutigen Versammlung als Gast anwesenden Redner wurde für seine Bemühung der Dank des Komitee's ausgesprochen.

Beschlossen wurde im Hinblick auf den schon mehrfach erwähnten notwendig gewordenen Kostenaufwand, den Jahresbeitrag auf M. 20 zu erhöhen unter Beibehaltung des bisherigen Erhebungsmodus.

Das Berliner Komitee wird daran erinnert, die auf den beiden letzten Conferenzen angeregte Information, der mit den Vorarbeiten zur Revision des Strafgesetzbuches sich befassenden Commissions-Mitglieder in Anbetracht der in nächster Zeit stattfindenden Beratungen, nicht zu verabsäumen.

Nach Bekanntgabe des Tages geschichtlichen und litterarischen Einlaufes hielt Herr Archäologe Alfred Schuler einen Vortrag über: »Androgynismus der roemischen Caesaren von Julius Caesar bis Vitellius« an den sich eine längere Diskussion anschloß.

Die nächste Versammlung wurde für Freitag, den 13. Februar abends 8 Uhr anberaumt.

Wissenschaftlich-humanitäres Komitee München.

[D 6][41]

Wissenschaftlich-humanitäres Komitee

München

VII. Versammlung Freitag d. 27. März 1903.

Die Versammlung fand statt im Hotel Rheinpfalz.

Anwesend 10 Herren. Die Vereinigung zählt z.Z. 18 Teilnehmer: 15 hiesige und 3 auswärtige.

Tagesordnung:

1. Verlesung des Protokolls der Versammlung vom 17. Januar 1903.

2. Vortrag des Herrn Archäologen A. Schuler: Der Androgynismus der römischen Caesaren II. Teil.

[39] Den Bericht über diese Konferenz s. Capri 26, S. 10f.

[40] Dr. Carl Uhl, praktischer Arzt München, unterzeichnet die 2. Folge der Petition des WhK von 1902.

[41] Fehlt Capri 26, S. 21.

[D 15]

Wissenschaftlich-humanitäres Comitee München.

XVIII. Versammlung Freitag d. 20. Mai 1904.

Anwesend 7 Teilnehmer und 3 Gäste.

Tagesordnung:

1. Bekanntgabe des Berliner Monatsberichts.
2. Besprechung der Verhandlung gegen Dr. Hirschfeld.
3. Vortrag: „Die Homosexualität im Lichte der Geschichte".

Der Vortragende beabsichtigte mit seinen Darlegungen urkundliche Nachweise zur Homosexualität hervorragender historischer Persönlichkeiten zu geben, von dem Gesichtspunkte ausgehend, daß die Frage der Homosex., wie sie bereits Gegenstand ernster medizinischer und naturwissenschaftlicher Forschung sei, so auch von der ernsten Geschichtsforschung eingehender als bisher behandelt werden müsse. Er betonte dabei, daß manches politische Tun von der Homosex. beeinflußt gewesen sei und daß die Archive und Bibliotheken in ihren Beständen überreiches Material besäßen, das wertvolle Beiträge liefern könnte, um die bisher recht oberflächlich behandelte historische Seite dieser Frage zu erweitern und zu vertiefen. Er wies dabei auf den päpstlichen Hof im Zeitalter der Renaissance, auf die englischen Zeiten Jakobs I. und Karls I., auf Ludwig XIV. von Frankreich und die Beziehungen Wilhelms III. von England zum französischen Hofe hin und empfahl

eine Reihe von Quellenschriften, besonders Korrespondenzen, die unwiderleglichen Belege für das Vorhandensein homosexueller Veranlagung bei bedeutenden Männern der genannten Zeitperiode liefern. Er warnte allerdings auch vor einem verfrühten Urteil und vor dem Trugschluß, aus der Liebe zur Cliquenheit oder einer gewissen Freundschaft schon weitere homosexuelle Neigungen zu folgern.

4. Besprechung der Abhandlung Rüdin's: „Zur Rolle der Homosexuellen im Lebensprozess der Rasse."

5. Es wird beschlossen, die Herausgabe der Petition nebst der Volksbroschüre den Lehrern der Fortbildungsschulen zunächst München's, dann Bayerns zuzusenden, angesichts der Tatsache, daß die Petition an den Reichstag in ganz Bayern nur 42, in München gar nur 5 Lehrerunterschriften gefunden hat.

6. Bekanntgabe des Eingangs für die Bibliothek. Vereinsgeschäftliches.

7. Die nächste Versammlung wird auf Freitag den 1. Juli a. c. anberaumt.

---

3. Verlesung der Berichte aus Berlin[42], Frankfurt a/M.[43], Leipzig[44] und Hannover, sowie eines Schreibens aus dem Weimarer Cabinet.

4. Es wird geplant, sich baldigst mit einem der hiesigen politischen Vereine in Verbindung zu setzen wegen Abhaltung eines Vortrages durch Herrn Rechtsanwalt Dr. O. Fraaß.

5. Die Herrn Teilnehmer werden ersucht, den Beitrag pro I. Halbjahr 1903 mit M. 10.- bis spätestens 15. April a.c. einzuzahlen.

6. An die Kasse des Zentralkomitees sollen M. 50.- abgeführt werden mit dem Ersuchen, hiefür 2 Exemplare des Jahrbuchs V der hiesigen Vereinigung zu überweisen.

7. Auf die Wochenschrift »Kampf«[45] wird ein Abonnement aufgenommen. Bewilligt wird die Anschaffung von Hans Fuchs: R. Wagner u.d. Homosexualität[46] sowie West: Homosexuelle Probleme[47]. Als Geschenk des Verfassers für die Bibliothek ist eingegangen: W. Walloth: Ein Sonderling.[48]

8. Verlesung des Tagesgeschichtlichen. Vorlage der neuen literarischen Erscheinungen.

Die nächste Versammlung findet Freitag d. 24. April statt.

[42] Vermutlich der *Monatsbericht pro Januar 1903*, der *Bericht über die 10. Conferenz des wissensch.humanit. Komitées am 11. Januar 1903* und der *Monatsbericht pro Februar 1903* (Capri 26, S. 9 ff).

[43] Ein in Frage kommender Bericht befindet sich nicht im Kinsey-Material: der erste erhaltene Bericht nach der Gründungssitzung vom Dezember 1902 ist derjenige der Sitzung vom 28.4.1903.

[44] In Frage kommen die Berichte vom 6. Februar und vom 6. März 1903 (Capri 26, S. 21); zum Märzbericht s. jedoch unten das Münchner Protokoll vom 24.4.1903, Punkt 1.

[45] Von dieser von Senna Hoy (d.i. Johannes Holzmann) herausgegebenen Zeitschrift war im Bericht über die Leipziger Versammlung am 6. März die Rede.

[46] H. Fuchs: Richard Wagner und die Homosexualität. Berlin 1903.

[47] L. E. West: Homosexuelle Probleme. Berlin 1903.

[48] W. Walloth: Ein Sonderling. Roman. Leipzig 1901. Wilhelm Walloth (1856-1932) scheint nicht zu den Unterzeichnern der Petition gehört zu haben; zu seiner merkwürdigen Begegnung mit Alfred Schuler vgl. Keilson-Lauritz: Alfred Schulers Utopie (wie Anm. 14), S. 51.

[D 7]

Wissenschaftlich humanitäres Komitee

München.

VIII. Versammlung Freitag, den 24. April 1903.

Die Versammlung wurde abgehalten im Hotel Rheinpfalz.

Anwesend 10 Herren.

Tagesordnung:

1. Verlesen wurden die Protokolle über die vom Berliner[49], Leipziger[50] und Frankfurter[51] Komitee stattgehabten Versammlungen im Monat März.

2. Die hierauf folgende detailierte Rechnungsablage für das I. Halbjahr 1. Oktober 1902 – 31. März 1903 stellte eine Gesamteinnahme von M 212.95, der M 163.78 als Ausgaben gegenüberstehen, fest. Das II. Halbjahr beginnt somit mit einen Kassabestand von M. 49.17.

3. Herr Rechtsanwalt Dr. O. Fraaß erstattete Bericht

a. über eine mit dem hiesigen zuständigen Polizeireferenten gepflogene Unterredung, deren Erfolg durchaus befriedigend erscheint und für die Zukunft ein günstiges Zusammenwirken von Polizei u. Komitee verspricht;

b. über die geplante Abhaltung eines Vortrages: Die Verhandlungen mit einem hiesigen liberalen Vereine führen zu keinem Ziele, dagegen wird sich die Abhaltung desselben im hiesigen demokratischen Verein demnächst wohl ermöglichen lassen.

4. Auf einen in № 190 der »Münchener Neueste Nachrichten« erschienenen bemerkenswerten Leitartikel »zur Abwehr des Erpresserthums« aus der Feder eines unserer Teilnehmer wird speziell aufmerksam gemacht.[52]

[49] Siehe Capri 26, S. 12.

[50] Das wäre dann der Bericht über die 2. Monatsversammlung vom 6. März 1903 (Capri 26, S. 21).

[51] Im vorliegenden Material nicht erhalten.

[52] Diesen »Leitartikel« erwähnt auch der Leipziger Bericht über die Versammlung vom 1.5.1905, wo er als

Der Artikel ist besonders zu begrüßen, da eine derartige Stellungnahme einer der angesehendsten und verbreitesten hiesigen Zeitungen, in Verbindung mit den energischen, von Herrn Dr. Fraaß ausgehenden Bemühungen gegen die in München unleidlich gewordenen Zustände wohl bald Abhilfe schaffen wird.

5. Es wird geplant, im Laufe dieses Jahres Herrn Dr. M. Hirschfeld zur Abhaltung eines öffentlichen Vortrages in München zu gewinnen und werden wir uns mit ihm demnächst in geeigneter Weise in Verbindung setzen.

6. Von den in letzter Zeit gegen die Bestrebungen des Komitees gerichteten Veröffentlichungen erwähnen wir besonders die des Prof. Kuhlenbeck's u. C. Pelmann's in der »politisch-anthropologischen Revue« (1. Jahrg. Heft 10; 2. Jahrg. Heft 1).

7. Vorlage der neuen literarischen Erscheinungen und des Tagesgeschichtlichen.

Die nächste Versammlung findet Freitag, den 22. Mai statt.

[D 8]

Wissenschaftlich humanitäres Komitee München.

IX. Versammlung Freitag d. 29. Mai 1903.

Die.Versammlung fand statt im Hôtel Rheinpfalz.

Anwesend 12 Herren. Die Vereinigung zählt jetzt 20 Mitglieder.

Tagesordnung:

1. Verlesung des Protokolls der Versammlung vom 24. April 1903 sowie der Monatsberichte aus Berlin, Leipzig und Frankfurt a./M.

2. Bekanntgabe einer von Seiten des Komitees an die K. Polizeidirektion gerichteten Eingabe, betreffend das Zusammenwirken von Polizeibehörde und Komitee, insbesondere in Bezug auf die Abwehr des Erpressertums. Zugleich wurde in diesem Schreiben darauf aufmerksam gemacht, daß Namenlisten des Komitees, welche unter Umständen in die Hände der Behörden gelangen könnten, lediglich zu Propagandazwecken zusammengestellte Listen seien, welche Namen der für die Bestrebungen des Komitees sich interessierenden oder von demselben zu interessierenden Persönlichkeiten enthielten. Diesen Listen sei teilweise der Umstand zu Grunde gelegt, daß von den darin aufgeführten Herren bei der Verlagsbuchhandlung Spohr in Leipzig Bestellungen auf wissenschaftliche Bücher homosexuellen Inhalts einliefen. Es seien dies aber durchaus nicht Listen homosexuell veranlagter Persönlichkeiten.

3. Was die Kosten der Abhaltung eines öffentlichen Vortrages durch Herrn Dr. Hirschfeld betrifft, so teilt uns derselbe mit, daß sich dieselben bei Erhebung eines kleinen Eintrittsgeldes zur Deckung der Saalmiete einschließlich der Ausgaben für Reklame, Reisevergütung, Einladungen etc. auf 300-400 M. belaufen würden. Die Aufbringung dieser Mittel vorausgesetzt, dürfte als günstigste Zeit für den Vortrag der Herbst in Betracht kommen.

4. Auf eine Anregung unsererseits erklärt sich die Verlagsbuchhandlung Max Spohr-Leipzig in dankenswerter Weise bereit, den Teilnehmern sämtlicher Komitees das Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen bei Bezug durch die Komitees mit 50% Rabatt vom Ladenpreis zu liefern.

5. Es folgte der Vortrag des Freiherrn von T.[53] über »Knabenliebe in Rom zur Kaiserzeit«, welcher unter eingehender Berücksichtigung des gesamten in den Werken des Catullus, Horatius, Propertius, Tibullus, Virgilius; Martialis, Juvenalis, Persius, Statius; Petronius und Apulejus enthaltenen Materials einen umfassenden Überblick über diese wie andere Erscheinungen des sexuellen Lebens z.B. den Cinädismus gab.

6. Verlesung des Tagesgeschichtlichen.

7. Die nächste Versammlung findet Freitag den 26. Juni statt.

---

nachahmenswert empfunden wurde ebenso der Frankfurter Monatsbericht September 1903.

[53] Möglicherweise Helmuth Freiherr von Tautphoeus, mit dem Alfred Schuler seit 1902 befreundet war.

[D 9]

Wissenschaftlich humanitäres Comité München

X. Versammlung Freitag, den 26. Juni 1903.

Die Versammlung fand statt im Hotel Rheinpfalz. Anwesend 8 Herren.

Angesichts des durch die vorgerückte Jahreszeit erklärlichen schwächeren Besuchs wurde von dem für heute festgesetzten Vortrag: »Homosexuelles aus Japan« Abstand genommen und derselbe auf die erste Sitzung zu Beginn des Herbstes verlegt.

Der geschäftliche Teil des Abends beschränkte sich daher nur auf Mitteilung der eingelaufenen Schriftstücke, die ohne Diskussion zur Verlesung kamen. Die XI. Halbjahres-Conferenz der wissenschaftlich humanitären Comités findet am 5. Juli a.c. im Hotel Prinz Albrecht in Berlin statt.[54]

Außer einigen Fragen, interne Angelegenheiten betreffend, die lediglich zur zwanglosen Besprechung kamen, wurde weiter mitgeteilt, daß auf eine Anfrage des Berliner Comité's die Unterbringung der Schriftstücke persönlichen Inhaltes in einem Bank-Safe-Deposit unsererseits dringend befürwortet wurde. Die feuersichere Unterbringung der Archivalien insgesamt, trage nicht allen bei Anregung der Frage geltend gemachten Bedenken Rechnung. Es handele sich ja hier hauptsächliche um Briefe, Fragebögen etc., soweit dieselben mit Namen versehen, während alle sonstigen rein geschäftlichen Papiere, die leicht zugänglich bleiben müssen, in der Wohnung des Vorsitzenden des W.H.C. Berlin unbedenklich verbleiben können.

Ferner wurde ein vom hiesigen Comité abgesandtes Schreiben an den Verfasser jüngst erschienenen Werkes »Das Geschlechtsleben in England« Herrn Dr. Eugen Dühren[55], Berlin bekannt gegeben, in welchem gegen die Bd. III pg. 4 l.c. sich findende Schätzung der Häufigkeit der Homosexualität in Deutschland Stellung genommen wird. Es sei aus eingehend dargelegten Gründen irrig, aus einer, unlängst seitens des Comités im Namen von 1500 ihm bekannten deutschen Homosexuellen öffentlich abgegebenen Erklärung, einen Schluß auf das geringe Vorkommen der Homosexualität in Deutschland ziehen zu wollen. Unter anderen wurde darauf hingewiesen, daß erst vor kurzem Dr. Hirschfeld gelegentlich seines öffentlichen Vortrages in Frankfurt a/M als Procentsatz der Homosexuellen zur Gesamtbevölkerung in Deutschland 1:100 angegeben habe.

In den Monaten Juli und August finden keine Versammlungen statt. Der Zeitpunkt der Versammlung im September wird s.Z. noch bekannt gegeben.

[D 10]

Wissenschaftlich-humanitäres Komitee

München

XI. Versammlung Freitag, den 9. Oktober 1903.

Die Versammlung fand statt im Hotel Rheinpfalz.

Anwesend 9 Herren.

Tagesordnung:

1. Verlesung des Protokolls der letzten Versammlung vom 26. Juni a.c., sowie der Monatsberichte aus Berlin für Juli und August.[56]

2. Die Besprechung betreffend Abhaltung eines öffentlichen Vortrages im Laufe des Winters wird einer engeren Commission übertragen.

3. Es wird beschlossen, an die bischöflichen Ordinariate sowie an die protestantischen Consistorien Süddeutschlands (einschl. Hessen) die Petition mit einem erläuternden Begleitschreiben und Beilage von Hirschfeld: Paragraph 175; [gestrichen: Hirschfeld: Der urnische Mensch], sowie der Volksschrift in Bälde zur Versendung zu bringen.

4. Genehmigt werden einige Anschaffungen für die Bibliothek, für Propaganda-

[54] Vgl. Capri 26, S. 20.

[55] E. Dühren (d.i. Iwan Bloch): Das Geschlechtsleben in England. Bd. 1-3. Berlin 1901-1903.

[56] Capri 26, S. 14 ff

schriften sowie einiger Inventargegenstände. Als Geschenke für die Bibliothek sind 5 Bände zu verzeichnen.

5. Vorlage des Tagesgeschichtlichen und der neuen literarischen Erscheinungen.

Die nächste Versammlung wurde für Freitag, den 30. Oktober anberaumt.

[D 11]

Wissenschaftlich humanitäres Comitee München.

XII. Versammlung Freitag den 30. Oktober 1903.

Die Versammlung wurde abgehalten im Hotel Rheinpfalz und war besucht von 8 Herren.

Tagesordnung.

Nach Verlesung des Protokolls der letzten Versammlung vom 9. Oktober, einigen Änderungen im Mitgliederstande, der Geschenke und Anschaffungen für die Bibliothek, sowie der Monatsberichte des Berliner und Frankfurter Comitees für September[57], ferner des Schreibens an die Ordinariate und Konsistorien, dessen Versendung Mitte November erfolgen soll, sprach Herr J. Schedel über »Homosexuelles aus Japan«.

Der Vortragende gab ein Bild von der Verbreitung der Homosexualität in Japan, wo er sich lange Jahre aufgehalten hatte und belebte die Schilderung der historischen Entwicklung dieser Erscheinung durch zahlreiche Episoden seiner eigenen Erfahrung und Erlebnisse. Was er über den Verkehr mit Homosexuellen, über öffentliche Häuser, über das verschiedenartige Vorkommen der Homosexualität in den einzelnen Provinzen u. dgl. sprach, bildete einen wertvollen Beitrag zur Kenntnis des kulturellen Lebens Japans.

Nicht unerwähnt möge bleiben, daß bei dem ersten Entwurfe zum neuen japanischen Strafgesetzbuche durch einen deutschen Rechtsgelehrten auch der § 175 Aufnahme fand, später, bei Revision durch einen französischen Rechtsgelehrten jedoch wieder gestrichen und nur ein Altersschutzparagraph eingesetzt wurde.

Die nächste Versammlung findet Freitag, den 20. November statt.

[D 12][58]

Wissenschaftlich-humanitäres Comitee München.

Monatsbericht für November und Dezember 1903.

XIII. Versammlung Freitag d. 20. November.

Anwesend: 10 Teilnehmer und 3 Gäste.

Tagesordnung:

1. Verlesung des Protokolls der Versammlung vom 30. October sowie der Monatsberichte aus Berlin u. Frankfurt a/M.[59]

2. Bezüglich des Rundschreibens des Herrn Jansen-Friemen, die Umwandlung der Jahrbücher in Monatshefte betreffend, erklärt sich das hiesige Comitee einstimmig für Herausgabe von Monatsheften.[60]

3. Zur Verlesung gelangt ein dem Archiv übergebenes Schreiben des Leipziger Polizeiamtes vom 25. November 1902, durch welches die Abhaltung einer öffentlichen Volksversammlung und eines Vortrages über Homosexualität und § 175 mit der Begründung verboten wird, daß »wie aus dem Thema des angekündigten Vortrages und der Person des Vortragenden zur Genüge hervorgeht« die zu besprechenden Handlungen als durchaus unsittlich angesehen werden müßten und eine Versammlung, die solchen Zwecken dient, absolut unzulässig erscheint »um so unzulässiger, als zu derselben Jedermann, und zwar sowohl Männer wie Frauen, freien Zutritt haben sollen, und überdies auch noch

[57] Ein Berliner Bericht für September 1903 ist nicht erhalten, siehe Capri 26, S. 16; der Frankfurter Bericht ist verzeichnet ebd. S. 21.

[58] Capri 26, S. 21 wird nicht deutlich, dass es sich um Protokolle der Versammlungen XIII und XIV handelt.

[59] Berliner Bericht für Oktober s. Capri 26, S. 16f; Frankfurter Bericht für Oktober 1903 verzeichnet ebd. S. 21.

[60] Vgl. dazu den Berliner Monatsbericht Anfang November, Capri 26, S. 18.

durch öffentlichen Anschlag eingeladen werden soll.«

4. Die Herrn Teilnehmer werden ersucht, den Beitrag für das Winterhalbjahr 1903/4 bis spätestens 31. Dezember a.c. einzuzahlen, um im Einklang des Central-Comitees die Rechnungsablage mit dem Kalenderjahr zum Abschluß zu bringen. Der nächstfolgende Halbjahresbeitrag wird somit erst im Juli 1904 zur Erhebung gebracht.

XIV. Versammlung Freitag den 18. Dezember.

Anwesend 10 Teilnehmer, 1 Gast. Neubeigetreten sind 3 Herren, 1 Teilnehmer ist infolge Wegzugs ausgetreten.

Tagesordnung:

1. Verlesung des Protokolls der letzten Versammlung sowie die Monatsberichte aus Berlin[61] und Frankfurt a/M.[62]

2. Von der Aufklärungsschrift: »Was soll das Volk vom dritten Geschlecht wissen« ist eine neue Auflage erschienen.[63] Von einem Teilnehmer wurden uns 50 Exemplare zur Verfügung gestellt und werden die Herren gebeten, zur Verbreitung der Brochüre möglichst beizutragen. Unser Comitee gibt 10 Exemplare zum Preise von 1 M (zuzüglich Porto) ab.

3. Unter 30. November wurde die Petition mit einem erläuternden Begleitschreiben sowie Beilage der Aufklärungsschrift und der Brochüre: »Hirschfeld: § 175« an sämtliche Ordinariate und Consistorien Süddeutschlands versandt.

4. An die Kasse des Central-Comitees Berlin sollen als 2. Beitrag für das Jahr 1903 weitere M 50.- überwiesen werden.

5. Der Bibliothek wurden in letzterer Zeit namhafte Geschenke überwiesen, dieselbe zählt z.Z. bereits 46 Bände.

6. Nach Verlesung des Tagesgeschichtlichen wurde die unlängst erschienene gegnerische Brochüre »Wider das dritte Geschlecht« von Frau Marie Anderson (Berlin. Bernmühler 1903) besprochen. Diese Schrift verrät einen solchen Mangel auch der einfachsten psychischen Vorgänge und ist in jeder Beziehung so oberflächlich und ohne auch nur die geringste Sachkenntnis geschrieben, daß sich ein weiteres Eingehen auf dieses völlig wertlose Elaborat verbietet.

7. Die nächste Versammlung findet Freitag den 22. Januar 1904 abends 8 Uhr im Hotel Rheinpfalz, Sonnenstr. 4/I statt.

[D 13]

Wissenschaftlich-humanitäres Comitee München.

XV. Versammlung Freitag d. 22. Januar 1904 im Hotel Rheinpfalz.

Anwesend 12 Teilnehmer.

Tagesordnung:

1. Verlesung des Protokolls der beiden letzten Monatsversammlungen.

2. Erstattung des Jahresberichts durch den Vorsitzenden.

Dem Berichte ist Folgendes zu entnehmen: Nach einleitender Vorbesprechung vom 6. August 1902 konstituierte sich das Münchner Comitee im Spätsommer des gleichen Jahres und hielt seine erste Sitzung am 24. September 1902 ab.[64] Die Teilnehmerzahl, die bei der ersten Sitzung 6 betrug, hat sich inzwischen auf 15 hiesige und 6 auswärtige gesteigert. In gleicher Weise stieg auch der Kassenbestand, über den bereits am 24. April 1903 Rechnung abgelegt wurde und der für das ganze Jahr resp. vom 1. Oktober 1902 - 31. Dezember 1903 an Einnahmen M 495.90 an Ausgaben M 467.54 aufweist.

Die Einnahmen betrugen:

1. An Teilnehmerbeiträgen	M 415.00
2. An freiwilligen Beiträgen	41.00
3. Erlös aus verkauften Schriften	39.90
	M 495.90

[61] Capri 26, S. 18f.

[62] Liegt nicht vor.

[63] Vgl. auch den Berliner Monatsbericht von Anfang Dezember 1903, Capri 26, S. 18.

[64] Dem ersten Bericht zufolge (s.o.) war das die zweite Sitzung.

Die Ausgaben:

1. Inventar	M	41.95
2. Archiv und Bibliothek		128.40
3. Propaganda		58.71
4. Druckarbeiten		41.10
5. Schreibmaterialien		20.25
6. Schreibgebühren		28.15
7. Porti		44.38
8. Beitrag für das Central-Comitee Berlin		100.-
9. Diverse Spesen		4.60
		M 467.54

danach Kassebestand am 31. Dezember M 28.36.

Der Jahresbeitrag pro Teilnehmer betrug M 20.- Ein am 26. Juni 1903 gestellter Antrag, den Beitrag um die Hälfte zu ermäßigen, fand keine Annahme.

Seither haben 14 Sitzungen stattgefunden. Besonderer Erwähnung verdient die außerordentliche Sitzung vom 8. Dezember 1902, in der über den Fall Krupp an der Hand des einschlägigen Materials ausführlich referiert wurde.[65]

Die Tätigkeit des Comitees war eine weitverzweigte. Mit dem Berliner, Frankfurter und Leipziger Comitee wurde nahe Fühlung gehalten. Im Einklange wurde die dem neu zusammentretenden Reichstage vorzulegende Petition um Aufhebung des § 175 auch von uns mit weiteren Unterschriften versehen. Besonderen Wert legte das Comitee auf die Verbreitung aufklärender Schriften. Mit Rat und Tat standen wir vielen Homosexuellen zur Seite und auch zur Abwehr des Erpressertums geschah das Möglichste.

Unser Rundschreiben an die Zivilkabinette Deutschlands sowie an die Ordinariate und Konsistorien Bayerns, Württembergs und Badens hatte manches, auch günstige Anwortschreiben zur Folge.

Hervorzuheben sind noch die Vorträge in unserem Comitee 1.) über »Androgynismus der römischen Cäsaren« am 17. Januar und 27. März, 2.) über »Knabenliebe in Rom zur Kaiserzeit« am 29. Mai und 3.) über »Homosexuelles aus Japan« am 30. Oktober gehalten wurden.

3. Verlesung der Monatsberichte aus Berlin[66] und Frankfurt a./M. Im Anschluß an das an die Studierenden der Technischen Hochschule gerichtete Rundschreiben[67] wurde in längerer Diskussion dem Wunsche Ausdruck gegeben, daß das Berliner Comitee sich bei solchen tief in das öffentliche Leben einschneidenden Maßnahmen vorher mit den übrigen Zweigcomitees ins Benehmen setzen möge.

4. Einer der Herren des Comitees brachte eine von ihm verfaßte Schrift »Widernatürlich und Unmoralisch« zur Verlesung, welche vielen Beifall fand, und wurde der Verfasser aufgefordert, dieselbe zu veröffentlichen, da sie sich als Aufklärungsbrochüre für gebildete Kreise ganz besonders empfehlen dürfte.

5. Bekanntgabe des Einlaufs und des Tagesgeschichtlichen.

Die nächste Versammlung findet Freitag den 26. Februar abends 8 Uhr im Hotel Rheinpfalz, Sonnenstr. 4/I, statt.

[D 14][68]

Wissenschaftlich-humanitäres Comitee München.

Monatsbericht für Februar und April 1904.

XVI. Versammlung Freitag, den 26. Februar 1904.

Anwesend 11 Teilnehmer, 1 Gast.

Tagesordnung:

1. Verlesung des Protokolls der Januar-Sitzung sowie des Monatsberichtes Berlin

[65] Über diese Sondersitzung gab es offenbar kein Protokoll.

[66] Monatsbericht des Wissenschaftlich-humanitäres Komitées [Berlin], III. Jg., No.1. Januar 1904. Diese neue, gedruckte Form der Berliner Monatsberichte wird im folgenden in den Anmerkungen zitiert als: Monatsbericht + Datum.

[67] Der Wortlaut dieser am 5.12.1903 an 3000 Studenten der Technischen Hochschule versandten Enquête ist, zusammen mit ersten Ergebnissen, zitiert in: Monatsbericht Januar 1904.

[68] Capri 26, S. 21 wird nicht deutlich, dass es sich um Protokolle der Versammlungen XVI und XVII handelt.

und des »rheinisch westfälischen Comitees«.

2. Verlesung des Artikels: »Abänderung des § 175« aus dem »Wochenbericht der Gemeinschaft der Eigenen«[69] und des Artikels »Streiflichter« aus »Welt am Montag« mit anschließender Diskussion.

3. Besprechung der II. Auflage der Anderson-Quanter'schen Schrift: »Wider das dritte Geschlecht. «

4. Tagesgeschichtliches.

Am 8. März fand ein zwangloser Abend mit gemeinsamem Abendessen im Hotel zur Rheinpfalz statt.

XVII. Versammlung Freitag, den 22. April 1904

Anwesend 10 Teilnehmer, 1 Gast.

Tagesordnung:

1. Bekanntgabe der Monatsberichte aus Berlin[70] und Frankfurt a/M.

2. Im Anschluß an das strafrichterliche Verfahren gegen Herrn Dr. Hirschfeld[71] entspann sich eine lebhafte Diskussion über die Frage, ob die von Berlin aus gepflogenen Enquêten der von uns vertretenen Sache wirklich zum Vorteil gereichen und wird es als wünschenswert erachtet, die Enquêten vorerst zu suspendieren, in Anbetracht dessen, daß gerade diese mannigfachen Widerspruch auch in den uns günstig gesinnten Kreisen hervorgerufen haben.

3. Beschlossen wird, an die Kasse des Central-Comitees Berlin als 1. Rate pro 1904 den Betrag von M 50.- zu überweisen.

4. Tagesgeschichtliches.

5. Die nächste Versammlung findet Freitag, d. 22. Mai statt.

[D 15]

Wissenschaftlich-humanitäres Comitee München.

XVIII. Versammlung Freitag d. 20. Mai 1904.

Anwesend 7 Teilnehmer und 3 Gäste.

Tagesordnung:

1. Bekanntgabe des Berliner Monatsberichtes.[72]

2. Besprechung der Verhandlung gegen Dr. Hirschfeld.

3. Vortrag: »Die Homosexualität im Lichte der Geschichte.«

Der Vortragende beabsichtigte mit seinen Darlegungen urkundliche Nachweise zur Homosexualität hervorragender historischer Persönlichkeiten zu geben, von dem Gesichtspunkte ausgehend, daß die Frage der Homosex., wie sie bereits Gegenstand ernster medizinischer und naturwissenschaftlicher Forschung sei, so auch von der ernsten Geschichtsforschung eingehender als bisher behandelt werden müsse. Er betonte dabei, daß manches politische Tun von der Homosex. beeinflußt gewesen sei und daß die Archive und Bibliotheken in ihren Beständen überreiches Material besäßen, das wertvolle Beiträge liefern könnte, um die bisher recht oberflächlich behandelte historische Seite dieser Frage zu erweitern und zu vertiefen. Er wies dabei auf den päpstlichen Hof im Zeitalter der Renaissance, auf die englischen Zeiten Jakobs I. und Karls I., auf Ludwig XIV. von Frankreich und die Besuche Wilhelms III. von England am französischen Hofe hin und empfahl eine Reihe von Quellenschriften, besonders Korrespondenzen, die unwidersprechliche Belege für das Vorhandensein homosexueller Veranlagung bei bedeutenden Männern der genannten Zeitperiode liefern. Er warnte allerdings auch vor

[69] Vgl. A. Brand: Eine Abänderung des § 175 steht bevor. In: Die Gemeinschaft der Eigenen. 3. u. 4. Wochenbericht, datiert 30.1.1904. Brand äußert sich sehr kritisch zu dem Vorschlag, künftig nur noch »gewerbsmässige Unzucht« zu bestrafen. »Wir sollen weiter [..] unter der Schmach des Stigmas leben: dass unsere Liebe widernatürlich und dass ihre Betätigung Unzucht sei?«

[70] Monatsbericht, 1. April 1904.

[71] Der Monatsbericht vom 1. April meldet, dass auf Antrag von 6 Studenten (Empfängern der Enquête) durch die Staatsanwaltschaft Anklage gegen Hirschfeld erhoben wird, und zwar wegen Beleidigung und wegen Verbreitung unzüchtiger Schriften (§ 184).

[72] Monatsbericht, 1. Mai 1904.

einem vorschnellen Urteil und vor dem Trugschluß, aus der Liebe zur Einsamkeit oder einer gewissen Frauenfeindschaft ohne weiteres homosexuelle Neigungen zu folgern.

4. Besprechung der Abhandlung Rüdin's: »Zur Rolle der Homosexuellen im Lebensprozess der Rasse.«[73]

5. Es wird beschlossen, die Neuausgabe der Petition nebst der Volksbrochüre den Lehrern der Fortbildungsschulen zunächst München's, dann Bayerns zuzusenden, angesichts der Tatsache, daß die Petition an den Reichstag in ganz Bayern nur 42, in München gar nur 5 Lehrerunterschriften gefunden hat.

6. Bekanntgabe des Eingangs für die Bibliothek. Tagesgeschichtliches.

7. Die nächste Versammlung wird auf Freitag den 1. Juli a.c. anberaumt.

[D 16]

Wissenschaftlich-humanitäres Komitee München.

XIX. Versammlung Freitag, den 1. Juli 1904.[74]

Die Versammlung fand statt im Hotel Rheinpfalz.

Anwesend waren 11 Herren, darunter 2 Gäste.

Die Sitzung am Schluß des Sommersemesters wurde eröffnet von dem Vorsitzenden mit einem Rückblick auf die rege Tätigkeit der verflossenen Arbeitsperiode, die bei dem Interesse, welches sich bisher für die Bestrebungen des Komitees zeigte, erfreuliche Hoffnungen auch für die kommende Winterperiode hegen läßt.

Daran schloß sich ein Referat über den Prozess Hirschfeld[75], welches sich auf einen privaten Bericht gründete, der einem der Herrn Teilnehmer brieflich zugegangen war.

Des weiteren wurde der Fall Dasbach[76] eingehend besprochen und im Anschluß daran der Aufruf des Herrn Auweiler zur Unterstützung des Schriftstellers Herrn Adolf Brand befürwortend zur Kenntnis gebracht.[77]

Es folgte die Vorlage der neuen Eingänge für die Bibliothek (darunter als letzterschienene beachtenswerte Schrift: Arnemann: Die Anomalien des Geschlechtstriebes u. die Beurteilung von Sittlichkeitsverbrechen. Leipzig 1904. Preis 75 Pf.) ferner Besprechung des Tagesgeschichtlichen sowie einiger interner Angelegenheiten.

Die nächste Versammlung findet im Oktober statt und wird Zeit und Ort s.Z. noch bekannt gegeben.

Die Adresse des Münchener Komitees ist bis auf Weiteres: Joseph Schedel München, Amalienstrasse 16.

[D 17][78]

Wissenschaftlich-humanitäres Comitee München

XX. Versammlung Freitag den 28. Oktober 1904.

Die Versammlung fand statt im Restaurant »Goldener Bär«.

Anwesend 9 Teilnehmer 2 Gäste.

---

[73] E. Rüdin: Zur Rolle der Homosexualität im Lebensprozess der Rasse. In: Archiv für Rassen- und Gesellschaftsbiologie 1 (1904), S. 99 ff.

[74] Diese Münchner Versammlung ist im Berliner Monatsbericht vom 1. Juni 1904 unter Punkt 17 angekündigt, mit dem Zusatz: »Nähere Auskunft hierüber erteilt Herr Josef Schedel. München, Amalienstr. 16«.

[75] Monatsbericht. 1. Juni 1904, berichtet über den Prozess und das Urteil, in dem die Anklage wegen § 184 abgewiesen, ansonsten aber – wegen möglicher Schädigung der jugendlichen Adressaten – auf eine Geldstrafe von 200 M (ersatzweise 20 Tage Gefängnis) erkannt wird. Der Monatsbericht vom 1. Juli 1904 zitiert das schriftliche Urteil. Verteidigung und Staatsanwalt legen Revision ein.

[76] Vgl. A. Brand: Kaplan Dasbach und die Freundesliebe. In: Gemeinschaft der Eigenen 1904, Nr. 21-24; von dieser Nummer erschien im August 1904 bereits eine 4. Auflage.

[77] Dieser Aufruf des Kassenwartes der Gemeinschaft der Eigenen Carl ist wahrscheinlich mehr oder weniger identisch mit dem gedruckt vorliegenden, der freilich das Datum vom 18. August 1904 trägt (Material Kinsey-Institut).

[78] D 17 ist als einziges Protokoll in deutlich abweichender Handschrift geschrieben.

Tagesordnung:

1. Drei Herren haben ihren Austritt aus dem Comitee angemeldet.

2. Am 12. Juli wurde Brand's Brochüre: »Kaplan Dasbach und die Freundesliebe«[79] nebst der Neuausgabe der Petition an eine Reihe hervorragender Abgeordneter der bayrischen Landtagskammer versendet.

3. Bekanntgabe diverser Eingänge während der Ferienmonate.

4. Zugänge für die Bibliothek.

5. Tagesgeschichtliches.

6. Die Herren Teilnehmer werden behufs Rechnungsstellung ersucht, den Beitrag für das 2. Halbjahr 1904 bis spätestens 31. Dezember a.c. einzuzahlen.

7. An die Kasse des Central-Comitees Berlin wird als 2. Rate 1904 ein Betrag von M. 50.- überwiesen.

XXI. Versammlung Montag den 18. Dezember 1904.

Die Versammlung wurde abgehalten im Cafe Royal.

Anwesend 7 Teilnehmer.

Tagesordnung:

1. Es liegen abermals 2 Austrittserklärungen vor.

2. Nach Erledigung verschiedener Angelegenheiten wurde das Jansen-Friedländer'sche Rundschreiben de 13.XI. a.c. betreffend Umwandlung des Comitees in einen Verein mit juristischer Persönlichkeit, besprochen.[80] Eine Stellungnahme zu diesem Antrag behält sich das Comitee vor, versichert aber jetzt schon, daß es diesem Gedanken, den schon längst das hiesige Comitee hegte, sehr sympathisch gegenübersteht.

3. In Anschluß an ein weiteres Schreiben des Herrn Jansen wurde der gegenwärtige nicht ungünstige Stand unserer Sache, sowie die Tätigkeit der hervorragendsten Leiter des Comitees mit Anerkennung gewürdigt, dabei aber die Ansicht ausgesprochen, daß der von mancher Seite betriebene ultra subjective Radicalismus, der zu sehr das interne Treiben gewisser homosexueller Kreise in die Öffentlichkeit bringt, unseren Bestrebungen sehr schadet ja bereits viele Freunde unserer Bewegung zum Teil dazu veranlaßte, ihre in Aussicht gestellte Unterstützung zu widerrufen, teilweise sogar zu direkten Gegnern machte.

Aus diesem Grund warnt das hiesige Comitee vor jeder Übertreibung und spricht den Wunsch aus, den Kampf nur in rein objektiver Weise zu führen, in der Überzeugung, daß nur objektiv fördernde Tatsachen von unseren Gegnern berücksichtigt werden.

4. Eine kürzlich dahier erschienene Brochüre: »Die Knabenliebe in München! (Münchens Homosexuelle) Sittenbild aus der Großstadt von W. Marchand.« Preis 30 Pfg.) erweist sich als ein nur auf Sensation berechnetes und auf die Skandalsucht des Pöbels spekulierendes Machwerk ohne jeglichen Wert. Nicht genug namentlich kann die darin gegebene Verallgemeinerung verurteilt werden.

5. Bekanntgabe sonstiger Eingänge und Tagesgeschichtliches.

6. Die nächste Versammlung findet in der 2. Januarwoche statt. Zeit und Ort derselben werden s.Z. noch bekannt gegeben.

[D 18]

Wissenschaftlich-humanitäres Komitee München.

XXII. Versammlung Mittwoch, den 11. Januar 1905. Die Versammlung fand statt im Café Royal.

Anwesend 7 Teilnehmer, 1 Gast.

Tagesordnung:

1. Verlesung des Protokolls der beiden letzten Monatsversammlungen.

2. Zwei Herren erklären ihren Austritt, ein neues Mitglied wird aufgenommen, zwei

[79] Vermutlich die 2. oder 3. Auflage; vgl. oben Anm.76.

[80] Vgl. die im Monatsbericht vom 1.12.1904 unter Punkt 31 abgedruckten Amendementsvorschläge von Friedländer und Jansen.

weitere Herren, die ausgetreten waren, erklären ihren Wiedereintritt.

3. Erstattung des Jahresberichtes.

Das Münchener Komitee besteht nunmehr seit 2½ Jahren und kann in diesem verhältnismäßig kurzen Zeitraum auf eine arbeitsreiche Tätigkeit zurückblicken. Leider sind während des abgelaufenen Geschäftsjahres mehrere Mitglieder teils infolge Domizilwechsels, teils infolge anderweitiger persönlicher Verhältnisse ausgetreten.

Die derzeitige Liste zählt 17 Mitglieder und zwar 11 hiesige und 6 auswärtige.

Die Tätigkeit des Komitees war eine vielseitige. Die Verbindung mit dem Berliner Komitee sowie mit dem Leipziger, Frankfurter u. Rheinisch-Westfälischen wurde, ebenso wie in den vorhergegangen. Jahren, aufrecht erhalten und gab manchen Anlaß zur Anregung von für die Förderung der Sache dienenden Gedanken. Im übrigen übte das Münchener Komitee eine durchaus selbständige Tätigkeit aus.

Zur Aufklärung wurde wieder eine größere Anzahl der Volksbrochüre verteilt. Diese Art der Propaganda hat insofern gute Früchte getragen, als bereits in weiteren Kreisen eine bedeutend mildere Beurteilung der Homosexualität Platz zu greifen beginnt. Das Komitee nahm auch verschiedene Male Anlaß sich an die Polizeibehörden zu wenden um dort Maßregeln gegen das Erpressertum zu erwirken.

Gelegentlich der Affaire Dasbach wandte sich unser Komitee in aufklärender Weise an eine Reihe bayerischer Reichs- und Landtagsabgeordneter.

Die Zahl der 1904 abgehaltenen Versammlungen beläuft sich auf 8. In der Maiversammlung wurde ein Vortrag über die Homosexualität im Lichte der Geschichte gehalten.

Die Komiteebibliothek wurde durch Ankäufe und Schenkungen bereichert u. zählt z.Z. 73 Nummern in ca 100 Bänden.

Die Lesemappe wurde stets mit den neuesten literarischen Erscheinungen auf unserem Gebiete versehen u. zirkulierte unter den hiesigen Mitgliedern.

An die Kasse des Zentral-Komitees wurde, gleichwie im Vorjahre, ein Betrag von 100 M abgeführt.

Die Kassenverhältnisse stellen sich wie folgt:

A. Einnahmen

1. An Mitgliedsbeiträgen	Mk.	272.00
2. An freiwilligen Beiträgen	"	34.80
3. Erlös aus verkauften Schriften	"	22.85
	Mk.	329.65
Hierzu Kassenbestand vom 31. Dezember 1903	Mk.	28.36
Total	Mk.	358.01

B. Ausgaben

1. Archiv und Bibliothek	Mk.	108.35
2. Propagandaschriften	"	7.90
3. Druckarbeiten	"	16.75
4. Schreibmaterialien	"	5.50
5. Porti	"	25.66
6. Beitrag für Centralkomitee Berlin	"	100.-
7. Unterstützung	"	30.-
8. Diverse Spesen	"	2.40
Gesamtausgaben	Mk.	296.56

Cassabestand am 31. Dezember 1904 Mk. 61.45

4. Wahl des Vorsitzenden und des Ausschusses; in beiden Fällen wurden die bisherigen Herren wiedergewählt.

5. Ein abermaliger Antrag, den Jahresbeitrag auf 10 M zu ermäßigen, wird abgelehnt.

6. Die noch ausstehenden Beiträge für 1904 sind bis spätestens 15. Februar einzuzahlen.

7. Der Berliner Monatsbericht soll künftig allen Teilnehmern gratis zugehen.

8. Unter den 2800 ärztlichen Unterzeichnern der Petition an den Reichstag finden sich, als ein sehr erfreuliches Resultat, nichtsweniger als 83 Unterschriften Münchener Ärzte.

9. Um die fortwährenden Verzögerungen in der Cirkulation der Lesemappe abzustellen, soll künftighin jeder Teilnehmer, der die Mappe länger als fünf Tage behält, von

der nächsten Cirkulation ausgeschlossen werden.

10. Die nächste Versammlung findet gegen Ende Februar statt. Zeit und Ort derselben werden s.Z. noch bekannt gegeben.

[D 19]

Wissenschaftlich-humanitäres Comitee München.

XXIII. Versammlung Mittwoch d. 1. März 1905.

Die Versammlung fand statt im Café Royal.

Anwesend 6 Teilnehmer.

Tagesordnung.

1. Verlesung des Protokolls der Januar-Sitzung.

2. 2 Herren haben infolge Wegzugs von hier ihren Austritt erklärt.

3. Zur Gewinnung neuer Mitglieder soll ein Rundschreiben an die Münchener Unterzeichner der Petition sowie an bekannte Homosexuelle zur Versendung kommen. Mit dem Entwurf desselben, der in nächster Versammlung zur Vorlage gelangen wird, wird der Ausschuß beauftragt.

4. Bericht des Vorsitzenden über seinen Besuch bei Herrn Dr. Hirschfeld.

5. Verlesung des Berichtes des rheinisch-westfälischen Comitees sowie von Auszügen aus dem Berliner Monatsbericht und Tagesgeschichtlichem mit anschließender Diskussion.

Am 31. März sowie am 2. Mai fand je eine zwanglose Zusammenkunft im Café Kaiser Franz Josef statt.

XXIV. Versammlung Freitag d. 26. Mai 1905.

Die Versammlung fand statt in der Wohnung des Herrn J. Schedel.

Anwesend 6 Teilnehmer.

Tagesordnung:

1.u.2.) Die Sitzung befaßte sich fast ausschließlich mit der Beratung über eine Änderung der bisherigen Agitation und unseres Verhaltens zu Berlin. Die Reichstagsverhandlung vom 31. März[81] (ganz abgesehen von mancherlei in München zutage getretenen Erscheinungen) hatte doch gezeigt, daß die bisher entfaltete Agitation unserer Sache zum mindesten nicht genützt hatte und daß völlig übersehen worden war, daß wir mit Gegnern zu tun hatten, die nicht durch massenhaftes Überschütten mit Brochüren und gedrucktem Material zu gewinnen waren. Ein ruhigeres, diplomatischeres Vorgehen erscheint uns Münchnern angesichts der wachsenden Gegnerschaft in leitenden Kreisen dringend geboten.

Mit einer Änderung der bisherigen Agitation waren alle Mitglieder einverstanden; sie gaben auch unverhohlen der Ansicht Ausdruck, daß das Ansehen des Berl. Comitees abgenommen und das Comitee sich viele einst besessene Sympatien verscherzt habe. Mit den Gefühlen und der Zahl Andersdenkender sei zu rechnen und vornehmer als bisher aufzutreten. Man unterschätzt dabei die Verdienste von Herrn Dr. Hirschfeld nicht, meint aber, er habe sich in seiner Siegeszuversicht zu weit hinreißen lassen und an Erfolge geglaubt, wo kaum Neigung zu ernster [korrigiert aus: erster] Prüfung unserer Frage vorhanden war. Auch habe in der Öffentlichkeit, die keine scharfe Scheidung vornehme, das Auftreten Brandts [sic] sehr geschadet, zu dem die Enquète. Es sei nötig, vielleicht eine Schrift zu verfassen, die in ruhigem, sich nur an die Gebildeten wendenden Tone Ziele und Absichten unserer Bestrebungen darlege.

Es wurde folgende Resolution gefaßt:

Es sei dringend wünschenswert, die Agitation des Comitees in vornehme Bahnen zu leiten. Ohne den Zusammenhang mit Berlin aufzugeben, sei doch möglichste Selbständigkeit geboten. Eine Publikation nach Form und Inhalt nur für Gebildete bestimmt, soll das Gemeinsame zu weiterem

[81] Vgl. den Bericht über die Reichstagsverhandlung im Monatsbericht vom 1. Mai 1905

Fortschritt und endlichem Durchbruch verhelfen.

Infolgedessen wurde von einer Agitation in den Kreisen der Unterzeichner der Petition vorerst abgesehen und nur auf privatem Wege eine Förderung unserer Interessen beschlossen, bis die unläugbar vorhandene Abneigung gegen das Comitee wenigstens in München sich etwas gelegt habe.

3.) Der Entwurf des Rundschreibens wurde zur Vorlage gebracht und einstimmig genehmigt. Ein Abdruck desselben liegt diesem Monatsberichte bei. Weitere Abzüge stehen Interessenten auf Anschreiben gerne zur Verfügung.

4.) Es wird nochmals ausdrücklich betont, daß das »Münchner wissenschaftlich-humanitäre Comitee« mit allen von Herrn A. Fleischmann dahier begründeten Vereinen oder Vereinigungen nicht den geringsten Zusammenhang hat und allen Agitationen desselben vollständig fern steht.

5.) Dem Berliner Comitee wird den Mitteln der Casse entsprechend, zunächst ein Beitrag von M 30 überwiesen.

6.) Die nächste Versammlung findet Ende Juni statt. Der Zeitpunkt derselben wird noch besonders bekannt gegeben.

[D 20]

Wissenschaftlich-humanitäres Comitee München.[82]

München, den

Sehr geehrter Herr!

Die Verhandlungen des deutschen Reichstages vom 31. März 1905, in welcher die Petition des »wissenschaftlich-humanitären Comitees« zur Sprache kam, hat neuerdings die Aufmerksamkeit weiter Kreise auf die Bestrebungen gelenkt, welche Aufklärung über die Homosexualität bezweckt und deren Endziel ist, den, die Betätigung homosexueller Empfindung bestrafenden § 175 R.St.G.B. zu beseitigen.

Bekanntlich erfuhr diese Petition abermals eine ablehnende Behandlung und die Art, wie in der gesetzgebenden Körperschaft einzelne Abgeordnete über die Petition weg den Übergang zur Tagesordnung beantragten, ist ein deutlicher Beweis dafür, daß einerseits die Bestrebungen des »W.h.C.« vielfach mißverstanden werden, andererseits aber auch, daß über die Frage und das Wesen der Homosexualität doch noch größere Unkenntnis herrscht, als sich nach alldem, was bis heute durch wissenschaftliche Aufklärung geschehen ist, hat vermuten lassen.

Das »Münchener W.h.C.«, welches – aus einer Anzahl nur akademisch gebildeter Herren bestehend und ohne jeden Zusammenhang mit gewissen, sich vorlaut in den Vordergrund drängenden Persönlichkeiten – die gleichen Ziele verfolgt, wie das »Berliner W.h.C.«, hat zur Erreichung seiner Zwecke eine umfangreiche Tätigkeit entfaltet, sei es durch direkte Vorstellung bei den maßgebenden Behörden, durch Unterredungen mit Reichs- und Landtagsabgeordneten, oder auch durch Eingaben und Überlassung von Material an die einzelnen Bundesfürsten, Regierungen, Justizministerien, Untersuchungsrichter, Staatsanwälte, Konsistorien, Ordinariate, Anwälte, Ärzte, Lehrer und Geistliche.

Durch unsere Zeit geht das Verlangen und das wissenschaftlich anerkannte Bedürfnis nach Aufklärung in sexuellen Dingen und so sieht sich auch das »W.h.C.« veranlaßt, für seinen Teil ergänzend in der Sache mitzuwirken.

Um aber diese Arbeit, welche das Comitee auf sich genommen hat, zu bewältigen, sind Opfer jeder Art erforderlich. Arbeitsfreudigkeit, Mut, Zeit und finanzielle Unterstützung sind notwendige, unerläßliche Voraussetzungen, wenn die oben beschriebenen Ziele erreicht werden sollen.

Das Comitee allein aber kann bei der verhältnismäßig geringen Anzahl seiner Mitglieder diese Opfer nicht auf sich nehmen, es ist vielmehr wünschenswert, daß die Beteiligung an den Bestrebungen des Comitees eine lebhaftere wäre.

[82] Dies ist das in dem Protokoll der Sitzung XXIV vom 26. Mai 1905 unter Ziffer 3 erwähnte Rundschreiben; Capri 26. S. 21 nicht verzeichnet.

Es ergeht daher an alle an der Lösung der Frage Beteiligten der

Aufruf

zur Mitwirkung an der gemeinsamen Tätigkeit, sei es durch persönliche Mitarbeit oder durch finanzielle Beihilfe.

Das Comitee nimmt Beiträge in jeder Höhe bereitwilligst mit herzlichem Dank an und ist zu jeglichem weiteren Aufschluß gerne bereit.

Mit größter Hochachtung

Wissenschaftlich-humanitäres Comitee
München.

[D 21][83]

Wissenschaftlich-humanitäres Comitee München.

XXV. Versammlung Freitag d. 6. Oktober 1905.

Anwesend 6 Teilnehmer 2 Gäste.

Die 25. Versammlung des Comitees wurde von dem Vorsitzenden mit einem Rückblick auf die bisherige Tätigkeit des Comitees eröffnet. Unter Dankesworten wies er auf den regen Eifer der Mitglieder hin und auf die Erfolge, die in den letzten Jahren durch die rastlose Arbeit des Comitees erzielt seien und die auch durch ein scheinbares Stillestehen der Bewegung nicht geschmälert zu werden vermöchten.

Aber mit dem Blicke nach rückwärts verbindet sich naturgemäß die Ausschau in die Zukunft. Und hier zeige sich noch vieles zu tun. Es handle sich um mehr als um die Beseitigung veralteter Strafbestimmungen, es gelte in erster Linie aufklärend zu wirken und all denen, die unter harten und törichten Vorurteilen leiden, die Ehre wiederzugeben, die Welt und Menschen ihnen so gerne beschmutzen. Es sei dies harte Arbeit in schwerem Holze. Was seit Jahrhunderten und Jahrtausenden in der Vorstellungswelt des Menschen lebt, vermöge eine Generation nicht zu ändern. Nicht für die Lebenden, weit mehr für ein kommendes Geschlecht stünden wir auf der Bresche. Es sei kein Kampf, wie ihn ein sorgender Vater für die Zukunft seiner Kinder führe, nicht aus eigenem Blute seien die hervorgewachsen, denen wir die Freiheit des Atmens und Geistes geben wollten. Aber trotzdem sei unser Kampf nicht minder ehrenvoll. Alle die Tausende, für die wir schaffen und ringen, sind uns unbekannt, aber unverdroßen suchen wir ihnen den Weg zu ebnen, – auf daß ihr Leben leichter und sonniger werde als das eigene gewesen. Wir pflanzen die Bäume, deren Früchte kommende Jahre Hunderte ernten. Im Kampfe für rechtliches Denken und gerechtes Urteilen stehend, mag uns in Stunden der Entmutigung der Gedanke Trost und freudige Ermunterung geben, daß auch unser Andenken einst gesegnet sein wird und daß der Dank für das, was wir getan, unser flüchtiges Leben überdauert.

Tagesordnung.

1. Verlesung des Protokolls der letzten Sitzung vom 26. Mai a.c.

2. Ein Teilnehmer erklärt infolge fortdauernder Krankheit seinen Austritt.

Es wird beschlossen, diesen Herrn, der, ohne homosexuell zu sein, an den Bestrebungen des Comitees seit Gründung desselben regsten Anteil nahm und uns in entscheidenden Fragen mit erfahrenem Rate stets zur Seite stand, in einem Schreiben den Dank des Comitees auszusprechen.

3. Der Vorsitzende berichtet über seinen Besuch bei Dr. Hirschfeld und den derzeitigen Stand unserer Bewegung.

4. Bekanntgabe der Einladung zur Jahresversammlung in Berlin am 7./8. Oktober 1905. Hierzu wurde folgender Antrag gestellt und einstimmig angenommen:

»Die Tagesordnung der Beratungsgegenstände für die Obmännerversammlungen soll in Zukunft den Obmännern der übrigen Comitees vom Central-(Berliner) Comitee rechtzeitig mitgeteilt werden, um, falls persönliche Teilnahme ausgeschlossen, schriftlich Stellung zu den Anträgen nehmen zu können.« Eine innige Fühlung

[83] Capri 26, S. 21, irrtümlich angehängt an das vorhergehende Dokument.

des Central-Comitees mit den übrigen Comitees ist in allen wichtigen Fragen und Angelegenheiten unumgänglich nötig.[84]

5. Beschlossen wird die Absendung eines Begrüßungstelegramms zur Jahresversammlung in Berlin sowie die Überweisung eines weiteren Beitrages von 50 M an die Kasse des Centralcomitees.

6. Von dem Schreiben eines Herrn Puch in Mährisch-Neustadt, betr. »Gründung einer Erholungsstätte für homosexuelle Herren« wird Kenntnis genommen.

7. Aus dem kürzlich erschienenen »Handbuch für Untersuchungsrichter«, herausgegeben v. Dr. Hans Gross (o.ö. Prof. a.d. Universität Prag) wird folgende Stelle mitgeteilt (Bd. I S. 181):

»Über die Bedeutung der Homosexualität muß man heute unbedingt klar sein und in der Frage Stellung nehmen. Richtig dürfte die Auffassung sein, welche in derselben weder eine Geisteskrankheit, noch ein Laster, sondern eine angeborene Eigentümlichkeit sieht. Man hat sich einfach eine lange Kette von Entwicklungen vorzustellen, die mit dem geschlechtlich normalen Menschen beginnt und über den leicht weiblichen, bzw. leicht männlichen Charakter, zum Effeminierten, bezw. zur Virago und von da zum ausgesprochenen Zwitter führt. So widerlich, unnatürlich und ekelhaft uns der Homosexuelle erscheint, so sehr müssen wir zugeben, daß ein Bestrafen desselben ungerechtfertigt erscheint.«

8. Die Herren Teilnehmer werden ersucht, den Beitrag für das II. Halbjahr 1905 bis spätestens 31. Dezember a.c. an Herrn J. Schedel einzuzahlen.

9. Tagesgeschichtliches.

10. Die nächste Versammlung findet Ende November statt.

[84] Von diesem Antrag findet sich in den Berliner Monatsberichten keine Spur.

[D 22][85]

Wissenschaftlich-humanitäres Comitee München.

XXVI. Versammlung Freitag den 26. Januar 1906.

Die Versammlung fand statt im Hotel Rheinpfalz. Anwesend 6 Teilnehmer, 2 Gäste.

Tagesordnung.

1. Verlesung des Protokolls der letzten Versammlung vom 6. Oktober 1905.

2. Erstattung des Jahresberichtes. Nach diesem zählt das Comitee zum Schlusse des Jahres 1905 7 hiesige und 7 auswärtige Mitglieder. Es fanden statt 5 Versammlungen[86] und 3 zwanglose Zusammenkünfte. Die Bibliothek wurde durch Ankäufe und Schenkungen beträchtlich erweitert. Der Zuwachs derselben beträgt im abgelaufenen Jahre 44 Nummern in 45 Bänden (Ankäufe 33, Geschenke 7, vom Centralcomitee 5). Insgesamt zählt die Bibliothek z.Z. 113 Nummern in 115 Bänden. Die Lesemappe circulierte 6 mal.

Kasse.

A. Einnahmen:

1.) An Mitgliederbeiträgen	M	289.00
2.) An freiwilligen Beiträgen	"	61.80
3.) Erlös aus verkauften Schriften	"	6.05
	Mk.	356.85
Hierzu Kassabestand vom 31. Dez. 05	Mk.	61.45
Total	Mk.	418.30

B. Ausgaben:

1.) Archiv und Bibliothek	Mk	138.70
2.) Propagandaschriften	"	5.80
3.) Druckarbeiten	"	15.95
4.) Schreibmaterialien	"	3.45
5.) Porti	"	30.57
6.) Beitrag f. Centralcomitee Berlin	"	80.00

[85] Capri 26, S. 21 irrtümlich angehängt an die vorhergehenden Dokumente.

[86] Protokolliert sind nur vier Versammlungen: XXII am 11.1., XXIII am 1.3., XXIV am 26.5. und XXV am 6.10.

7.) Lokalmiete	"	2.00
8.) Diverse Spesen	"	4.43
Summa	Mk.	280.90

Cassabestand am 31. Dezember 1905 Mk. 137.40.

3. Im Anschluß an eine Interpallation betreffend den Erfolg unseres Aufrufes vom 26. Mai 1905 wird beschlossen, daß jedes Mitglied in seinem Bekanntenkreise neue Teilnehmer gewinnen solle, zugleich wurde einer Anregung zu diesem Zweck allwöchentliche zwanglose Zusammenkünfte zu veranstalten, einstimmig Folge gegeben.

4. Genehmigt wird die Überweisung der 2. Rate pro 1905 mit Mk. 50.- sowie von Mk. 30.- für die Monatsberichte pro 1906 an das Central-Comitee Berlin.

5. Aus der kürzlich erschienenen Schrift Prof. M. Grubers: (Nachfolger Pettenkofers an der Universität München) »Hygiene des Geschlechtslebens für Männer dargestellt« (Bibliothek der Gesundheitspflege Bd. 13. Stuttgart 1905. Preis M 1.20)[87] ist folgender Passus (pg. 66, »Verirrungen des Geschlechtstriebes«) erwähnenswert: .... »Im allgemeinen will ich nur sagen, daß ich es für nicht bewiesen erhalte, daß derartige Verirrungen, wie Neigung zum eigenen, Abneigung gegen das andere Geschlecht körperlich normaler Menschen angeboren seien. In den allermeisten Fällen sind diese Neigungen darauf zurückzuführen, in welcher Weise das Individuum zum ersten Male zum Genusse von Wollustempfindungen gekommen ist; ein Erlebnis, das einen ungemein tiefen Eindruck zu hinterlassen pflegt. Wie sich's übrigens damit verhalten möge, ob diese Verirrung angeboren oder erworben ist, keinesfalls dürfen Staat und Gesellschaft dulden, daß diese Personen (»Homosexuelle«, »Urninge«) ihre Neigungen befriedigen. Denn wenn man dies zuließe, würde die Zahl der sogen. Urninge bald zu einem Heere heranwachsen und würden Zeiten geschlechtlicher Ausartung kommen, wie die, welche den Untergang der antiken Cultur herbeiführen halfen.«

4. Bekanntgabe der Eingänge. Tagesgeschichtliches. Einige Anträge wurden für die nächste Versammlung zurückgestellt.

[D 23][88]

Wissenschaftlich-humanitäres Komitee München.

Bericht über die Versammlungen von April bis November 1906.

Die XXVII. Versammlung wurde am 27. April in der Wohnung des Herrn Schedel abgehalten. Von den nunmehr 7 hiesigen Teilnehmern waren nur 4 und 1 Gast anwesend. Die Abhaltung eines öffentlichen Vortrages wird, nach der günstigen Aufnahme und Beurteilung, die der kürzlich gehaltene Vortrag Prof. Forels[89] hier gefunden, neuerdings angeregt und wurde der Vorsitzende beauftragt, sich diesbezüglich mit Herrn Dr. Hirschfeld ins Benehmen zu setzen.

Genehmigt wird die Überweisung von M 50.- an das Berliner Komitee als 1. Rate des Beitrages pro 1906, sowie die Subskription auf Brand's: »Der Eigene« und O. Wilde's: »Der Priester und der Ministrant.«[90]

Lesemappen wurden verausgabt am 8. Januar u. 13. März.

Durch verschiedene Umstände bedingt, konnte in den Monaten Mai-August keine Versammlung stattfinden und so gelangte

1. Das Antwortschreiben des Herrn Dr. Hirschfeld bez. Abhaltung eines Vortrages leider erst in der (XXVIII.) Versammlung vom 21. September durch den Vorsitzen-

[87] M. Gruber: *Hygiene des Geschlechtslebens*. Stuttgart 1905.

[88] Capri 26, S. 21 irrtümlich angehängt an die vorhergehenden Dokumente; auch wird dort nicht deutlich, dass dieser Bericht die Protokolle der Versammlungen XXVII-XXXII umfaßt.

[89] Von August Forel war 1905 die umfangreiche Studie *Die sexuelle Frage* erschienen

[90] O. Wilde: Der Priester und der Ministrant. Uebersetzt von A.W. Hiller. Düsseldorf 1906. Die Ausgabe war 1906/07 Gegenstand eines Prozesses vor dem Landgericht Düsseldorf, wurde aber – als »künstlerisches Werk«, das »ästhetischen Genuß bereite« – nicht eingezogen.

den zur Kenntnis der Mitglieder. Schwerlich dürfte sich somit in dieser Saison noch ein Vortrag Dr. Hirschfelds ermöglichen lassen.

2. Der Vorsitzende teilt mit, daß das Komitee z.Z. aus 7 hiesigen und 8 auswärtigen Mitgliedern besteht (an der Versammlung nahmen 6 Herren teil). Der Wunsch, die Tätigkeit des Komitees durch eine erhöhte Mitgliederschaft zu erweitern und fruchtbarer zu gestalten, brachte den Antrag, neben den wissenschaftlichen Sitzungen, wie schon vor mehreren Jahren, auch gesellige Abende zu veranstalten, an denen neu einzuführende Herren den bisherigen Mitgliedern in zwangloser Weise vorgestellt und für unsere Bestrebungen interessiert werden sollen. Der Antrag wird einstimmig angenommen. Vom November ab sollen allmonatlich 1-2 gesellige Abende stattfinden.

3. Über eine Zuschrift Adolf Brand's wird zur Tagesordnung übergegangen.

4. Zur Kenntnis dient ein Schreiben des Herrn Max Busch in Mährisch-Neustadt, betr. Gründung eines Erholungsheimes für Homosexuelle, desgl. die Einladung zur Vierteljahrsversammlung des Berliner Komitees.

5. Eine neue Lesemappe, die am 12. Juni ausgegeben wurde, befindet sich z.Z. noch in Zirkulation!

XXIX. Versammlung d. 10. Oktober 1906.

1. Den Hauptpunkt der Tagesordnung bildete die Besprechung des Streites Friedländer-Hirschfeld. Es wurde dabei geltend gemacht, daß wir Münchener nur schwer in der Lage seien, eine Stellung zu den schwebenden Frage zu nehmen, weil uns das aktenmäßige Material erst unmittelbar vor der Berliner Sitzung zugegangen sei und somit den meisten Herren erst während der Sitzung selbst mitgeteilt werden konnte; wir hielten es daher nicht für angebracht, irgend einen bindenden Beschluß zu fassen, sondern beschränkten uns darauf, Herrn Schedel nach Berlin zu entsenden, um sich dort persönlich über die Gegensätze zu informieren. Es sei indessen bemerkt, daß auch wir mancherlei Punkte für verbesserungsbedürftig erachteten, insbesondere die des Jahrbuches u. ganz besonders der Propaganda, die aus der Sphäre der Volksbrochüren auf einen höheren Standpunkt gehoben werden müsse, damit auch für die höheren Schichten der Gesellschaft eine Schrift vorhanden sei, die in fesselnder Form und vornehmer Haltung die bisher auf Grund wissenschaftlicher Forschung erzielten Resultate ruhig und leidenschaftlich darlege.

2. Die Einladung des Herrn Dr. Hirschfeld zur Teilnahme an der Vorbesprechung zur Jahresversammlung wird zur Kenntnis genommen.

3. Zur Vorlage gelangt der soeben erschienene, wieder sehr umfangreiche, VIII. Band des Jahrbuches.

4. Als Geschenk eines Mitgliedes wurden der Bibliothek eine Reihe einschlägiger Schriften überwiesen.

5. Die Lesemappe wurde am 28. September neu ausgegeben.

In der XXX. Versammlung vom 19. Oktober referierte Herr J. Schedel über die Jahresversammlung in Charlottenburg. Das Referat deckt sich mit dem des »Monatsberichts № 11, November 1906.«

Es hat dabei sehr befremdend berührt, daß die Gegner des Herrn Dr. Hirschfeld, trotz der zahlreichen und teilweise sehr erregten Rundschreiben, die sie versandten, an der Versammlung selbst nur geringen Anteil genommen, vor allem aber auf eine nachdrückliche Verteidigung ihrer Stellung und eine Begründung ihrer Angriffe Verzicht geleistet haben.

Von der Wahl des Herrn Schedel als Obmann des Komitees wird Kenntnis genommen.[91]

[91] Es werden bei der Generalversammlung neue Obmänner gewählt, insbesamt sind es jetzt offenbar 14; ihre Namen werden aber nicht genannt (Monatsbericht vom 1. November 1906, S. 202).

XXXI. Versammlung den 9. November 06.

1. Zur Verlesung gelangen die Protokolle der Sitzungen vom 21. September und 10. Oktober.

2. Zwei neuerliche Rundschreiben der H.H. Hirschfeld-Friedländer dienen zur Kenntnis.

3. Von Herrn Schedel wird ein Antrag auf Umänderung des Titels der »Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen etc.« in: »Jahrbuch des wissenschaftlich-humanitären Komitees« gestellt. Der Antrag wird einstimmig angenommen und soll rechtzeitig vor der Neujahresversammlung dem Berliner Komitee unterbreitet werden.

4. Die Überweisung der 2. Rate unseres Jahresbeitrages für das Berliner Komitee M 50.- wird genehmigt.

Die XXXII. Versammlung fand am 21. November in der Wohnung des Vorsitzenden statt.

1. Dem Antrage des Berliner Komitees, die für Neujahr geplante Versammlung, zugleich mit einem öffentlichen Vortrag des Herrn Dr. Hirschfeld, in München abzuhalten, wird im Wesentlichen beigestimmt, doch wird es zugleich für wünschenswert erklärt, daß die ausführliche Tagesordnung dieser Versammlung bis spätestens Mitte Dezember festzusetzen und uns bis zu diesem Zeitpunkt bekannt zu geben sei.[92]

2. Weiterhin wurde beantragt, den Streit Friedländer-Hirschfeld in dieser Versammlung zum endlichen Austrag zu bringen. Der Antrag wird genehmigt und soll beiden Parteien zur Kenntnis gegeben werden.

3. Bezüglich Abhaltung eines Vortrages durch Dr. Hirschfeld soll an den »Neuen Verein«, der s.Z. auch den Forel'schen Vortrag in die Wege leitete, eine Anfrage erfolgen.

4. Zur Vorlage gelangt der soeben erschienene VI. Bd. des »Eigenen«.

5. Zwei auswärtige Freunde des Komitees haben der Kasse je M 5.- überwiesen, wofür das Komitee seinen Dank ausspricht.

6. Betreffs neuer Anschaffungen für die Bibliothek wird beschlossen, belletristische Erscheinungen nur noch vereinzelt anzuschaffen, da der künstlerische Wert des überwiegenden Teiles der homosexuellen Belletristik doch ein sehr geringer sei und nur selten irgendwelche neuere und charakteristische Gedanken und Gesichtspunkte darin zum Ausdruck gelangten.

7. Die Lesemappe wurde am 16. November neu verausgabt.

8. Der erste gesellige Abend soll Freitag, 30. November im »Bayerischen Hof« stattfinden, die nächste Versammlung wird Freitag, 14. Dezbr. abgehalten.

München, 25. November 1906.

[D 24]

Denkschrift[93]

Die Differenzen zwischen Herrn Dr Hirschfeld und Herrn Dr Friedländer, die bisher zu keinem Austrage gelangt sind, veranlassen das Münchener Comitee umsomehr zu einer Stellungnahme, als manche der von Herrn Dr Friedländer berührten Mißstände auch in München als solche empfunden und in einzelnen Korrespondenzen mit Herrn Dr Hirschfeld früher schon zum Ausdruck gebracht worden sind.

In dem ehrlichen Bestreben, das Comitee durch offenes Aufdecken und Besprechen von Fehlern und Mißgriffen weiterzuführen, wird Niemand eine Opposition um der Opposition willen erblicken können, sondern der ruhig denkende und sachlich Prüfende wird den einzelnen Subcomitees nicht nur das Recht, sondern auch die Pflicht einer Kritik zuerkennen müssen, solange diese Kritik sich im Rahmen sachlicher Auseinandersetzungen bewegt.

[92] Weder im Monatsbericht vom 1. Dezember 1906 noch in demjenigen vom 1. Januar 1907 und vom 1. Februar 1907 ist von einer solchen Veranstaltung die Rede.

[93] Siehe Capri 26, S. 21. Dieser Text ist hier chronologisch eingeordnet. Er wurde vermutlich zur Vorbereitung der in München geplanten Neujahrskonferenz verfasst.

Die Zeiten haben sich geändert; die wachsende Aufklärung hat vielen Andersfühlenden die Stellungnahme zu einer Frage aufgezwungen, an der sie bisher achtlos, weil unbewußt, vorübergegangen sind, und diesen veränderten Zeitverhältnissen muß das Comitee in seiner Haltung, vor allem der Öffentlichkeit gegenüber, Rechnung tragen.

Wahrheiten, die menschliches Empfinden berühren, sind anders zu behandeln als solche, die sich an den Verstand wenden, und gerade bei der Frage der Homosexualität pflegt das Gefühl weit ausschlaggebender zu sein als die kühl urtheilende Vernunft. Verständnisvolles Fühlen ist aber bisher bei Andersdenkenden kaum zu finden und die Abneigung, die uns noch immer in weiten Kreisen entgegengebracht wird, ist durch die Art der Agitation weit mehr gefördert als zurückgedrängt worden.

Wir können den Gegnern, die uns dadurch erwachsen sind, nicht sans phrase Unrecht geben.

Wir sind zu früh mit stürmischen Forderungen hervorgetreten, wir haben ein Maß von Interesse vorausgesetzt, das nicht vorhanden, und eine teilnahmsvolle Aufnahmefähigkeit, die unmöglich war. Mit Trompetenstößen wollten wir Mauern stürzen, die nur durch sorgfältiges Unterminieren des Bodens fallen konnten.

Wir dürfen uns nicht verhehlen, daß die Beurtheilung des Homosexuellen in homosexuellen Schriften häufig ins Überschwängliche stieg; daß in einzelnen Brochüren die Homosexuellen als die eigentlichen Edelfrüchte der Menschheit betrachtet wurden, und man kann es Andersdenkenden nicht verübeln, wenn sie sich mit aller Entschiedenheit gegen Schriften und Ansichten wandten, als sei die Würde der Menschheit eigentlich in homosexuelle Hände gelegt und als sei nur in gleichgeschlechtlichem Verkehr die geistige Höhe der Menschheit möglich und erreichbar.

Diesen Lichtgestalten stehen in den vom Comitee herausgegebenen Schriften andere gegenüber, die in den bisherigen Bänden des Jahrbuches eine über Gebühr eingehende Behandlung gefunden haben. Nur selten ist dort von jenen homosexuell Fühlenden die Rede, die kraftvoll im harten Kampfe des Lebens auf ihrem Posten stehen, die sich in ehrlicher Arbeit die Achtung der Welt erworben haben und denen das gleichgeschlechtliche Empfinden kein Anlaß zu weibischen Klagen, sondern (auch im Interesse der Sache, die sie vertreten) nur ein Ansporn zu erhöhter und gesteigerter Thätigkeit ist.

Statt solcher Charaktere finden sich zumeist reich illustrierte Abhandlungen über Männer, die keine Männer, und über Weiber, die keine Weiber sind, wir sehen Weiber in Hosen und Männer in Röcken und verlangen dann auf Grund solcher Typen und solcher Vertreter homosexueller Neigungen Gleichberechtigung und Hochachtung: keine Gleichberechtigung, nur Duldung kann aus Mitleid gewährt werden, aber auf dem Boden des Mitleids erwächst keine Achtung.

Das Jahrbuch soll kein Krankenhausjournal sein, es soll zeigen, daß sexuelles Leben und bürgerliche Bethätigung völlig von einander unabhängig sind und daß auch von denen Großes geleistet worden ist und Großes geleistet wird, deren sexuelle Empfindungswelt eine andere ist als die der breiten Masse.

Wir müssen es direkt ablehnen, fortwährend als Krüppel dargestellt zu werden, die wir nicht sind, und geben besonders darüber unserem Bedauern Ausdruck, daß sich diese Schilderungen weit weniger in den Schriften derer befinden, die uns bekämpfen und befehden, als bei denen, die uns fördern wollen.

Wir verzichten auf Mitleid und protestieren mit allem Nachdruck dagegen, aus »Erbarmen mit armen Unglücklichen« zur Geltung zu gelangen; wir wollen durch knabenhafte Verhimmelung unseres Thuns keine Erbitterung, durch eingehende Schilderung körperlicher und seelischer Störungen, die in solchem Umfang bei dem größten Theil der Homosexuellen niemals vorhanden sind, keinen Hohn hervorrufen – in der Mitte liegt der Weg, den wir gehen

müssen, um Andersdenkende und Anders-fühlende zur gerechten Beurteilung von natürlichen Erscheinungen zu führen, die sich aus dem großen Weltenbau nun einmal nicht mehr entfernen lassen.

Wenn wir Herrn Dr Hirschfeld den Vorwurf nicht ersparen könnnen, das Krankhafte der Homosexualität weit über Gebühr hervorgehoben zu haben, so hat auch die breite Ausmalung des Berliner Tantenunwesens und der Straßenprostitution in seinen Schriften unserer Sache sehr geschadet.[94]

Es ist wenig vorteilhaft, im Kampf für eine noch heiß umfehdete und umbrandete Sache stets auf ihre Nachtseiten hinzuweisen und gerade hier sind diese Nachtseiten schlimmster Art. Wir können keinerlei Bedürfnis dafür anerkennen, ständig auf die käufliche und verworfene Liebe der Straße zu verweisen und halten im Gegenteil die ständige Hervorhebung dieses Elementes im Interesse des Ansehens und der Erfolge unserer Sache für höchst bedenklich.

Weit mehr Wert sollte darauf gelegt werden, die vorteilhafte Wirkung des Verkehres zweier Homosexueller, vor allem die häufig so segensreiche Beeinflussung des Jüngeren durch einen Älteren hervorzuheben, zu zeigen, wie die Freundschaft eines lebenserfahrenen Mannes den Jüngling durch das Gestrüpp und Dickicht jugendlicher Versuchungen die richtigen Wege zu führen vermag, weil sie warnt und mahnt, offen auch dort, wo ein jugendliches Empfinden naturgemäß die Befragung eines Vaters oder Erziehers scheut.

Diese Seite der homosexuellen Frage ist bisher noch kaum berührt; statt des Lichtes sehen wir nur Schatten und statt der Aufklärung, die versöhnend wirkt, eine Aufklärung, die alte Gegensätze verschärft und die Anschauung von der Verderblichkeit des Verkehrs zwischen dem frisch und kühn ins Leben Stürmenden und dem älteren Manne vertieft.

Gewiß, wir wollen nicht idealisiert sein, wir wollen aber auch nicht herabgesetzt werden, am allerwenigsten durch die Schuld derer, die für uns die Feder führen.

Licht und Schatten sind gleichmäßig zu verteilen, wir sind nicht das Salz der Erde, wie einige wollen, wir sind aber auch nicht die Parias der Gesellschaft. Wir haben unsere Vorzüge und Nachtseiten und diese Vorzüge dürfen nicht verdunkelt, die Nachtseiten nicht erleuchtet werden, aber man kann sich dem Eindruck nicht entziehen, daß die schriftstellerische und agitatorische Tätigkeit, wie schon oben bemerkt, von diesen Schäden nicht frei ist und es kann unserer Sache nur nützen, wenn wir auf diesem Gebiete neue und bessere Wege einschlagen.

Dazu aber ist gemeinsames Arbeiten nötig.

Nicht der Wille eines Einzelnen darf dort maßgebend sein, wo sich die verschiedensten Elemente aus Nord und Süd zusammenfinden, die Leitung des Ganzen mag in einer Hand liegen bleiben, nicht Dezentralisation sondern feste Zentralisation und Organisation ist nötig, wenn die Bewegung nicht in sich selbst zerfallen soll, aber diese Leitung darf sich fremden Einflüssen nicht verschließen.

In freier Wahl, nicht auf Vorschläge hin, die mehr oder weniger bindend wirken, dürfen die Vertrauensmänner gewählt werden, und es dürfte sich daher empfehlen, in einem engeren Ausschuß das Haupt-Comitee wie die einzelnen Subcomitees durch die gleiche Anzahl von Mitgliedern vertreten zu lassen und zwar von solchen Mitgliedern, die im Schoße der einzelnen Comitees gewählt und mit ihrer Vertretung beauftragt werden.

Dann ist der gleichmäßige Anteil aller Subcomitees gesichert und die Gewähr dafür geboten, daß alle Teile des Reiches und alle Empfindungen, die nicht auf Launen, sondern auf Stammeseigenschaften beruhen, zu ihrem Rechte und zu ihrer Anerkennung gelangen.

Wir dürfen nicht vergessen, daß der Bewegung gegenüber, in deren Mitte wir stehen, der Einzelne verschwinden muß.

[94] Vgl. dazu »Dr. Hirschfelds ›drittes‹ Geschlecht im Urteil der Zeitgenossen« (Die Gemeinschaft der Eigenen Jg. 3, Nr. 4 vom November 1906).

Wir sorgen für uns, aber mehr noch für die, die nach uns kommen, und dazu ist selbstlose Arbeit nötig. – Serimus arbores quae alteri saeculo prosint – wir säen Bäume, die einer späteren Zeit Früchte tragen. Da mag es sich der Einzelne an dem Bewußtsein begnügen lassen, seine Pflicht getan zu haben und nach Maßgabe seiner Kräfte an dem Befreiungswerke thätig gewesen zu sein.

München, im Dezember 1906.

Wissenschaftlich-humanitäres Comitee München.

[D 25]

Wissenschaftlich humanitäres Comitee München.

XXXVII. Versammlung Freitag den 7. Februar 1908.

Anwesend 6 Mitglieder, 2 Gäste.

1. Die Versammlung fand unter Teilnahme des auf der Durchreise befindlichen Herrn Dr. Hirschfeld statt und bot daher Gelegenheit zu einer Aussprache über die fürderhin zu befolgende Taktik. So angenehm es nun auch war, daß sich das Berliner W.H.C. völlig auf den Münchener Standpunkt stellte und von jedem Hervortreten in der Öffentlichkeit absehen zu wollen erklärte, so konnte sich das Münchner Comitee doch nicht versagen, Herrn Dr. H. darauf hinzuweisen, daß die Verhältnisse weit besser gelagert wären, wenn Berlin schon früher den Ratschlägen Münchens gefolgt wäre und vor allem eine kluge Zurückhaltung befolgt hätte. Der Ansicht des Herrn Dr. Hirschfeld, daß nicht mehr hätte erreicht werden können, als bisher erreicht worden ist, vermag das Münchener Comitee sich nicht anzuschließen, in Anbetracht dessen, daß die Verhältnisse trotz Comitee heute schlimmer liegen als vor 30 Jahren. Angesichts der Vorgänge in letzter Zeit erscheint Zurückhaltung mehr denn je geboten. Herr Dr. Hirschfeld sagt völliges Eingehen der Berliner W.H.C. auf die Münchener Vorschläge nochmals zu. -

2. Mit Herrn Dr. Hirschfeld wurde eine Vereinbarung bezüglich des Bezuges der an Stelle der »Monatsberichte« nunmehr erscheinenden »Zeitschrift für Sexualwissenschaft« sowie des »Jahrbuches« getroffen. Die Mitglieder unseres Comitees erhalten die Zeitschrift allmonatlich als Drucksache zugestellt, jedoch erst nach erfolgter Einzahlung des Beitrages pro I. Semester 1908. Wird briefliche Zusendung gewünscht, so ist eine Zuschlagsgebühr von M 1.20 zu entrichten. Für 2 Exemplare des »Jahrbuchs« werden wie bisher an das Berliner Comitee M 50.- vergütet.

3. Herr Schedel gibt bekannt, daß er die Stelle als Obmann des Berliner W.h.C. unterm 14. Dezember 1907 niedergelegt hat.

4. Bekanntgabe des Einlaufes und Besprechung der Tagesgeschichte.

XXXVIII. Versammlung, Freitag d. 29. Mai 1908.

Anwesend 6 Mitglieder.

Tagesordnung.

1. Jahresbericht 1907.

2. Antrag betreffend Auflösung des Comitees.

3. Bestimmungen über Archiv, Bibliothek und Kasse bei eventueller Auflösung.

4. Bekanntgabe des Einlaufes.

5. Besprechung der Tagesgeschichte.

1. Jahresbericht 1907.

Unsere Vereinigung zählt am Schluß des Jahres 1907 – 7 hiesige und 7 auswärtige Mitglieder. Abgehalten wurden nur 3 Sitzungen.[95]

Die Einnahmen betrugen:

1. An Mitgliederbeiträgen	M	190.05
2. An freiwilligen Beiträgen		29.00
3. Verkauf von Schriften		60
	M	219.65

Hiezu Kassabestand vom 31. Dezember 1906 M 60.55

Summa M 280.20

[95] Zu den fehlenden Protokollen für die Sitzungen XXXIII-XXXVI vgl. oben Anm. 4.

Die Ausgaben:

1. Archiv und Bibliothek	M 88.25
2. Druckarbeiten	9.20
3. Schreibmaterialien	5.50
4. Porti	26.53
5. An das Centralcomitee	80.00
6. Diverse Ausgaben	12.10
Summa M	221.58

Kassabestand am 31. Dezember 1907 M 58.62

Der Zuwachs der Bibliothek durch Ankauf und Schenkungen betrug 22 Nummern in 25 Bänden. Zur Zeit zählt die Bibliothek 185 Nummern und über 200 Bände. Ausgeliehen wurden 46 Werke und Schriften. Die Lesemappe circuliert viermal. Von der »Zeitschrift für Sexualwissenschaft« bezieht unsere Vereinigung allmonatlich 10 Exemplare.

2. Der Vorsitzende stellt den von mehreren Herren unterstützten Antrag, in Anbetracht der ungünstigen Zeitverhältnisse, der herrschenden Gegenströmung, der Unmöglichkeit jeder Propaganda oder organisatorischen Tätigkeit sowie des immer mehr zusammenschrumpfenden Mitgliederstandes (3 neue Austrittserklärungen lagen vor) von einer Fortführung des hiesigen Comitees abzusehen und das Comitee aufzulösen. Dem Antrag wird nach langer Debatte schließlich einstimmig zugestimmt und folgender Beschluß gefaßt:

»In Anbetracht der Ungunst der Zeitverhältnisse und der völligen Aussichtslosigkeit jeder agitatorischen Tätigkeit, selbst wenn sie sich in den gemäßigsten Formen hält, erklärt sich das Münchener W.h.C. hierdurch für aufgelöst.«

Dieser Beschluß ist dem Berliner Comitee durch den Vorsitzenden mitzuteilen.

Über Archiv, Bibliothek und Kasse wurden folgende Verfügungen getroffen:

1.) Das Archiv wird in einem Bankdepot untergebracht.

2.) Die Bibliothek wird Herrn Schedel schenkungsweise überlassen als Ausdruck des Dankes für seine Bemühungen und unausgesetzte Tätigkeit für das Comitee seit Gründung desselben.

3.) Die Kasse bleibt in Verwahrung des Herrn Schedel.

Aus der Kasse sind zunächst die noch bis 1. Juli laufenden Ausgaben für Buchhändler, Buchbinder und Jahrbuch zu bestreiten; weiterhin die Porti für die Zeitschrift und, da eine Auskunftstelle beibehalten werden soll, die Auslagen für Korrespondenzen etc.

Weitere Beiträge werden nicht mehr erhoben, alle rückständigen Beiträge sind jedoch noch einzuzahlen.

Diejenigen Mitglieder, welche ihr Interesse für das Comitee weiter betätigen wollen, mögen ihren bisherigen Beitrag dem Berliner Comitee direkt überweisen.

Herr Schedel dankt für die reiche Schenkung, erklärt, daß er die Bibliothek stets als Ganzes erhalten werde, und daß sie nach wie vor allen Interessenten, ebenso wie seine eigene zur Benützung offen stehe. Auch ist Herr Schedel bereit, die das Comitee betreffende Correspondenz (Auskunftstelle) wie bisher weiter zu führen.

Mit der Bekanntgabe des Einlaufes und nach Erledigung einiger minder wichtiger Punkte schloß der Vorsitzende diese letzte Versammlung, die sich anschließende Besprechung der Tagesfragen hielt die Teilnehmer jedoch noch lange zusammen.

Wir schließen mit herzlichem Dank an alle Mitglieder für ihre langjährige treue Mitwirkung und Unterstützung und wünschen und hoffen, daß der derzeitige heftige Ansturm unserer Sache (Kampfe) doch noch zum Siege verhelfen möge.

Manfred Herzer

SCHWULE WIDERSTANDSKÄMPFER GEGEN DEN NS. NEUE STUDIEN: WILFRID ISRAEL, THEODOR HAUBACH, OTTO JOHN

Als ich mich vor mehr als zehn Jahren schon einmal öffentlich über die Homosexualität in der Opposition gegen den Hitlerfaschismus äußerte und dabei als besonders gut dokumentierte Beispiele die vier schwulen Schriftsteller Klaus Mann, Ludwig Renn, Hans Siemsen und Kurt Hiller und ihr sehr unterschiedliches Verhältnis zur eigenen Homosexualität und zum Widerstandskampf würdigte, (Herzer 1985) ging ich von der – wie ich heute glaube – allzu einfachen Annahme aus, es gebe in dieser Angelegenheit stets klare und eindeutige Grenzlinien und Frontstellungen zwischen Nazis und Antifaschisten, wobei die schwulen Antifaschisten eine Art Doppelkampf führen mussten: gegen die Nazis und gegen den Homosexuellenhass der normalen Nazigegner, die dem Propagandamärchen anhingen, dass Homosexualität eine gleichsam natürliche Eigenschaft der Nazis sei. Inzwischen drängt sich mir immer stärker die Frage auf, ob nicht vielleicht doch, zumindest am Anfang der dreißiger Jahre, etwa bis zur Ermordung Röhms, eine überproportional große Zahl schwuler Männer eine – wie soll man es nennen? – Sympathie? Affinität? Wahlverwandtschaft? für die Nazis empfunden und entsprechend gehandelt hat. Eine Bemerkung von Magnus Hirschfeld, die in einem Kommentar zur Ermordung Röhms enthalten ist, hat mich schon früh irritiert; Hirschfeld schrieb im *Pariser Tageblatt* vom 20. Juli 1934:

»Hitler dürfte sich durch sein scharfes Vorgehen gegen die homosexuellen Jugendführer, bei dem er ›über Leichen ging‹, eine neue Gruppe von Gegnern geschaffen haben, die ziffernmäßig die der Juden in Deutschland übertrifft. Dieselben ›Urninge‹, die Hitler wegen seiner Toleranz gegen Röhm und Genossen nicht genug preisen konnten und deshalb scharenweise in sein Lager überliefen, fühlen sich nun schwer getroffen und enttäuscht.« (Hirschfeld 1934, S. 2)

Mit einiger Anstrengung konnte man Äußerungen wie diese mit der verzerrten und von der antifaschistischen Homophobie getrübten Wahrnehmung des Emigranten erklären und auf die Schließung vieler Schwulenbars 1933 sowie die ersten KZ-Einweisungen von Schwulen im gleichen Jahr hinweisen. Wenn man aber versucht, ein möglichst wirklichkeitsnahes Bild vom Leben schwuler Männer in Deutschland am Anfang der dreißiger Jahre zu entwerfen, dann darf man auf keinen Fall quantitative Gesichtspunkte vernachlässigen: Von der Schließung der Kneipen und der Verhaftung durch die Nazi-Hilfspolizei waren ja nur winzige Randgruppen der schwulen Welt betroffen. Die große Mehrheit der schwulen Männer hat die nazistische Homophobie wenn überhaupt, dann allenfalls nach der Ermordung Röhms mitbekommen. Etwa so, wie Hirschfeld das an der eben zitierten Stelle beschreibt. Einen wie ich meine beeindruckenden Beleg für die Richtigkeit dieser Analyse fand ich in der kürzlich erschienenen Autobiographie eines schwulen Nazis, des späteren Arztes und neben Hans Giese führenden Sexualforschers in den ersten Jahrzehnten der BRD, Wilhart Siegmar Schlegel. Nach der Lektüre von Hitlers *Mein Kampf* war der achtzehnjährige Schlegel 1930 Mitglied von Hitler-Jugend und NSDAP geworden. Mit zahlreichen aus eigenem Erleben geschöpften Beispielen illustriert er das, was er zusammenfassend als die »homosexuelle Atmosphäre« in der Nazibewegung bezeichnet; Schlegel schreibt: »So widersprüchlich und unsinnig das im Hinblick auf spätere Entwicklungen erscheinen mag, so spielte Anfang der dreißiger Jahre eine gewisse homosexuelle Atmosphäre für die Entwicklung der nationalsozialistischen Bewegung eine Rolle.« (Schlegel 1995, S. 44) Schlegels Schilderungen, die nach meinem Empfinden ein hohes Maß an Authentizität für sich beanspruchen können, weisen eine überraschende Entsprechung zu dem Buch »Hitler Youth« des schwulen Emigranten Hans Siemsen auf, in dem die Nazi-Jugendorganisation als fest in schwuler Hand geschildert wird. Das 1940 in London erschienene Werk, dessen deutsche Fassung 1981 in Westberlin wiederaufgelegt wurde, kam mir damals, 1981, als ein geradezu klassisches Beispiel schwuler Selbstverleug-

nung im Dienst des Antifaschismus vor, als ob ein Schwuler die Abscheulichkeit der Nazis für die normalen Antinazis dadurch steigern wollte, dass er ihnen Homosexualität andichtete. Inzwischen habe ich, vor allem nach der Lektüre der Autobiografie Schlegels erhebliche Zweifel, ob ich den Wahrheitsgehalt des Buches von Siemsen nicht womöglich falsch eingeschätzt habe.

Der Schock, den die Massenmorde des Röhmputsches bei Schlegel auslösten, veranlasste ihn aber nur zu einer Einschränkung seiner Parteiarbeit und zu einem beschleunigten Abschluss seines Medizinstudiums. Einen Anlass zur Emigration oder gar zum Widerstandskampf sah Schlegel nicht, nur in seinem auch weiterhin ausgiebigen Geschlechtsleben hielt er von nun an eine etwas größere Vorsicht für angebracht.

Die schwule Geschichtsforschung hat, nach meinem Eindruck, das Konfliktfeld zwischen schwulen Nazis und homophoben Nazis bisher unterschätzt und vernachlässigt. Gründe dafür liegen vielleicht auch in der Besorgnis der meist schwulen Forscher, das alte antifaschistische Klischee über Homosexualität und Nationalsozialismus müsse auch heute noch abgewehrt und widerlegt werden. Dabei wurde aber der Fehler gemacht, vor lauter Abwehr und Widerlegungsbemühen die Rolle der Homosexualität innerhalb der Nazibewegung als Forschungsgegenstand zu vernachlässigen. Nun ist zwar der Massenmord an schwulen Männern in den nazistischen Konzentrationslagern gewiss das singuläre einschlägige Ereignis, das deshalb zurecht im Zentrum des Forschungsinteresses steht. Die andere Seite, die Homosexualität bei den Tätern und die komplizierte Dialektik zwischen Tätern und Opfern bei der Schwulenverfolgung in Nazideutschland sollte aber meiner Meinung nach mehr als bisher ins Blickfeld dieses Forschungsinteresses genommen werden. Auf ein weiteres Beispiel für diese Blindheit der Forschung hat mich Herr Volker Kluge Berlin aufmerksam gemacht: In CAPRI 27 hatte ich das Urteil gegen Dr. Otto Peltzer abgedruck und kommentiert, der 1935 wegen Sex mit Schülern ins Gefängnis kam und von 1941 bis 1945 im KZ Mauthausen gequält wurde. (Herzer 1999) Kluge, der jetzt eine Peltzer-Biografie vorlegt, hat im Bundesarchiv ermittelt, dass Peltzer im Mai 1933 in die NSDAP und in die SS eingetreten ist und im Zusammenhang mit seinem Strafprozess aus beiden Organisationen ausgeschlossen wurde. Ich war einfach nicht auf die Idee gekommen, dass ein schwules Opfer des Naziterrors vor seiner Opferrolle eine Karriere als Täter in Naziorganisationen durchlaufen haben könnte!

Gemessen an der Bedeutung der Fragen nach Massenmord und Verfolgung schwuler Männer im NS, ist mein Interesse an der Homosexualität im Widerstand und in der Opposition eher marginal. Dennoch hat es seine Berechtigung. Prinzipiell muss auch der Widerstand gegen Hitler wie alle gesellschaftlichen Bereiche in Geschichte und Gegenwart, in denen schwule Männer agierten, in dieser zugegebenermaßen verengten Perspektive betrachtet werden können – dies um so mehr, wenn der Eindruck besteht, dass der etablierte Forschungsbetrieb sich hierbei einem Tabu unterwirft. Als ich dem Leiter der Berliner »Gedenkstätte Deutscher Widerstand« im Rahmen meiner Recherchen meine Tabu-Vermutung mitteilte, widersprach er mir mit einer schönen paradoxen Formulierung: »Von einem Tabu ›Homosexualität und Widerstand‹ würde ich nicht sprechen. Mir scheint es vielmehr so zu sein, dass diese Frage bisher nicht systematisch untersucht worden ist.«[1] Wenn eine Frage in mehr als fünfzig Jahren Widerstandsforschung niemals gestellt wurde, wie soll man das erklären, wenn nicht mit der Scheu der Forscher vor dem Tabu, das auf dieser Frage lastet?

Natürlich soll zwischen der sexuellen Orientierung und der politischen Gesinnung und moralischen Qualität eines Menschen keinerlei wie auch immer vorzustellende Kausalität behauptet werden. Meine eben angedeutete Vermutung, dass überdurchschnittlich viele Schwule den Nazis hinterherliefen, könnte mit einem ganz anderen Phänomen viel einfacher erklärt werden, nämlich mit dem Erscheinungsbild, das die Nazibewegung der Öffentlichkeit bot. Ein Schwuler, den nicht seine politische Bildung vor solchen Verlockungen schützte, konnte leicht der Attraktivität der Naziselbstdarstellung erliegen, die sich dem unbedarften Blick als eine Vereinigung überwiegend jugendlicher und aggressiver Männer präsentierte.

Ich denke, dass durch solche Überlegungen meine Frage nach denjenigen Schwulen, die nicht mitmachten, die den politischen und sexuellen Verlockungen widerstanden und sich sogar an der Bekämpfung dieser verhängnisvollen Jugendbewegung beteiligten, ein zusätzliches Gewicht erhält.

---

[1] Brief des Leiters der Gedenkstätte Dr. J. Tuchel an den Verfasser vom 10.9.96.

Im Folgenden handelt es sich lediglich um vorläufige Materialsammlungen zu Leben und Lebenswerk der drei Antifaschisten Wilfrid Israel, Theodor Haubach und Otto John. Bei allen dreien ist mein Thema, wie ich im Laufe meiner Recherchen einsehen musste, weniger ein Aufhellen der Details ihrer schwulen Lebensweisen, sondern eher die Untersuchung von Struktur und Genese des Gerüchts über ihr Schwulsein. Nichtsdestoweniger ist das Gerücht ein historisches Faktum, das eine Wirkung entfalten konnte und deshalb Beachtung verdient. Meine folgenden Mitteilungen sollten deshalb lediglich als Fingerzeige für künftige Forschungen verstanden werden, nicht mehr, aber auch nicht weniger.

WILFRID ISRAEL (*11.7.1899 IN LONDON †1.6.1943 FLUGZEUGABSTURZ)

Zwei englische Dichter, von denen der eine, Christopher Isherwood, sich als Schwuler zu erkennen gab, und der andere, Stephen Spender, im Ruf stand, gleichfalls die Männerliebe zu bevorzugen, machen in ihren jeweiligen Memoiren Bemerkungen über den gemeinsamen Freund Wilfrid Israel, die zwei wichtige Aspekte seiner Persönlichkeit, den Sex und die Politik, betreffen.

Isherwood schreibt in seiner Autobiographie *Christopher and His Kind* über die schwierige Freundschaft mit Israel (Isherwood schreibt hier über sich in der 3. Person):

»Ich glaube, Christopher hielt Wilfrid für einen Menschen, der seine Homosexualität heftig unterdrückte und der deshalb die aggressive Offenheit, mit der sich jener über sein Sexualleben äußerte, verurteilte. Wenn Christopher wirklich so gedacht hat, dann wäre es charakteristisch für ihn gewesen, Wilfrid gegenüber besonders offen zu sein, um ihn dadurch zur Offenheit sich selbst gegenüber zu treiben.«[2]

Und Stephen Spender erinnert sich an den politischen Menschen Israel:

»Im Sommer 1932 ... besuchte uns Wilfrid Israel in Sellin. Als wir einmal zusammen im Wald spazierengingen, da skizzierte Wilfrid Israel zu meiner Überraschung einen Aktionsplan für die Juden im Falle eines Sieges von Hitler – ein Ereignis, das er anscheinend schon für sicher hielt. Er sagte, die Juden sollten ihre Geschäfte schließen und auf die Straße gehen, sie sollten dort aus Protest bleiben und sich weigern, nach Hause zu gehen, selbst wenn die SA auf sie schießen würde. In einer hoffnungslosen Lage könnte nur eine solche vereinte Aktion das Gewissen der Welt wachrütteln.«[3]

Diese beiden Stellen zitiert die englische Journalistin Naomi Shepherd in ihrer Wilfrid-Israel-Biographie, übrigens der einzigen, die es bisher gibt; sie erschien 1984 in London und ein Jahr später in deutscher Übersetzung in Berlin.

Wilfrid Israel war ein frommer schwuler Jude und der Erbe des zweitgrößten Warenhauskonzerns Deutschlands, des »Kaufhauses N. Israel«. Vielleicht wird man den Leistungen Willfrid Israels bei der Rettung von deutschen Juden vor den Nazis in den Jahren 1933 bis 1939 nicht wirklich gerecht, wenn man ihn als Widerstandskämpfer tituliert.[4] Jeder Jude und jede Jüdin, die mit Wilfrid Israels Hilfe emigrieren konnten, waren natürlich ein potentielles Mordopfer weniger, aber bis Kriegsbeginn stand die Auswanderung deutscher Juden keineswegs im Gegensatz zur nazistischen Judenpolitik, sondern ging mit dem damaligen Ziel der Nazis konform, möglichst viele Juden aus Deutschland und seit 1938 auch aus Österreich zu vertreiben. Deshalb bildeten die Verhandlungen und Absprachen mit der Gestapo und der Naziregierung, um immer wieder die Zustimmung zur Emigration zu erreichen, einen wichtigen Bestandteil seiner Tätigkeit in dem Berliner »Hilfsverein der deutschen Juden«, einer Organisation, deren einzige Aufgabe darin bestand, verfolgten Juden und den Kindern jüdischer Familien finanziell und politisch die Flucht aus Nazideutschland zu ermöglichen. Finanzielle und politische Aspekte solcher Fluchthilfen waren damals eng miteinander verknüpft, da die rassistischen und ausländerfeindlichen Einwanderungsregeln solcher Länder wie die USA oder Großbritannien eine vollständige Auswanderung aller verfolgten Juden und so genannten Nichtarier verhinderte. Immerhin ist die Rettung von etwa 52000 Menschen der Tätigkeit Wilfrid Israels und des »Hilfsverein«

[2] Ch. Isherwood, Christopher and His Kind, deutsch zitiert nach: Shepherd 1985, S. 106. In der deutschen Ausgabe von Isherwoods Erinnerungen (Christopher und die Seinen, Berlin 1992) findet sich auf Seite 70 ein Satz, der die Auskunft über Israels Geschlechtsleben zurücknimmt oder doch stark relativiert: »Ob Wilfrid nun homosexuell war oder nicht, ist weder hier noch da zu entscheiden.«

[3] St. Spender, World within World, deutsch zitiert nach: Shepherd 1985, S. 107.

[4] »Resisting and fighting Nazism« nennt Hans Reissner die Aktivitäten Israels nach 1932, vgl. Reissner 1958, S. 249.

zu verdanken.(Shepherd 1985, S. 13) Viele der Geretteten konnten direkt aus den KZs regelrecht freigekauft und ein Aufenthaltsrecht in einem nichtnazistischen Land von den dortigen Regierungen mittels Geldzahlungen und politischem Druck konnte durchgesetzt werden.

Israels Biographin Shepherd berichtet allerdings auch von mindestens zwei Taten Israels, die Widerstandshandlungen gleichkamen, indem sie im Interesse verfolgter Juden gegen die Nazilegalität verstießen: Einem seiner Freunde, dem ehemaligen britischen Minister und einflussreichen Oberhausmitglied Lord Herbert Samuel schrieb er im Juni 1938 einen Brief, der aus Deutschland herausgeschmuggelt wurde, und der einen Bericht über die Situation in den KZs und einen Vorschlag zur Rettung der KZ-Häftlinge enthielt. Der Brief lautete: »*Sie werden ohne Zweifel von der Notlage gehört haben, in welche viele unserer Glaubensgenossen seit ihrer Verhaftung in den letzten Wochen geraten sind (es können 2-3000 sein). Sie stehen nun Höllenqualen durch in einem der neuen Konzentrationslager und dessen sogenannten Todessteinbrüchen. Die meisten lässt man wie Sklaven 14 bis 16 Stunden am Tag Steine hauen und schleppen. Ihre Aufseher greifen unter diesem oder jenem Vorwand nur allzu gern zur Peitsche. Für Disziplin wird gesorgt, indem man Junge und Alte auf einen Holzbock schnallt und verprügelt, während die anderen dieser Quälerei zusehen müssen. Man pfercht Greise bis zu 70 Jahren und junge Menschen zusammen. Medizinische Hilfe wird nur dann gewährt, wenn es sich um offene Wunden handelt oder wenn die Verletzungen deutlich zu erkennen sind. Viele sehen nur noch einen einzigen Ausweg, dieser Tortur zu entkommen, und rennen in den unter Hochspannung stehenden Drahtverhau. Todesfälle aus diesem oder anderen Gründen häufen sich. Ich richte die folgende dringende Bitte an Sie: Verlieren Sie keine Minute Zeit und sorgen Sie dafür, dass ein britischer Truppentransporter gechartert wird, der nach Hamburg abgeht und diese verlorenen Kreaturen unter britischem Geleitschutz und unter Überwachung durch das Rote Kreuz, wenn es sein muss, auf irgendeine Insel bringt, zum Beispiel in militärähnliche Lager auf der Isle of Man. Lassen Sie einen angesehenen General diese Aufgabe übernehmen und die Deportation ohne Zeitverlust durchführen. Die stark eingeschränkte Freiheit von Kriegsgefangenen würde ungeachtet der strengen Maßnahmen, die dieser Status mit sich bringen könnte, für diese armen Teufel bedeuten, dass sie ihr gegenwärtiges Schreckensleben fast mit einem Paradies vertauschen. Eine Neuaufteilung der Deportierten könnte innerhalb eines Zeitraumes von zwei bis drei Jahren organisiert werden, ohne die entsprechend geregelte Emigrationsarbeit zu beeinträchtigen und ohne die künftigen Entscheidungen der Evian-[Flüchtlings-]Konferenz zu erschweren. Lieber Lord Samuel, bitte tun Sie alles, was in Ihrer Macht steht, um diesen Plan zu ermöglichen. Bitte informieren Sie die Mitglieder des Parlaments und des Kabinetts. Es muss etwas geschehen!*« (Shepherd 1985, S. 190)

Es dauerte jedoch noch bis zum Januar 1939, bis die britische Regierung ein altes Armeelager in Richborough/Kent wiederherrichtete, um wenigstens den zweiten Teil von Israels Vorschlag zu verwirklichen und dort 2 500 deutsche Juden aufzunehmen. Bis zum Kriegsbeginn kamen fast 8 000 Menschen in dieses Lager; die meisten von ihnen waren vorher in deutschen KZs (Shepherd 1985 S. 231).

Bei der zweiten der quasi Widerstandshandlungen Israels ging es ebenfalls um die Befreiung von jüdischen KZ-Häftlingen. Nach den von der Naziregierung unterstützten Pogromen vom 10. November 1938, der sogenannten Kristallnacht, wurden in ganz Deutschland etwa 30 000 Juden verhaftet und in KZs gesperrt. Auch das gegenüber dem Roten Rathaus, Königstraße Ecke Spandauer Straße gelegene Warenhaus N. Israel wurde in der Nacht zum 10. November verwüstet, und als das Geschäft am folgenden Tag öffnete und die meist jüdischen Angestellten mit den Aufräumarbeiten beginnen wollten, drang ein Trupp uniformierter SS-Männer in das Gebäude ein und verhaftete die meisten von ihnen. Als Wilfrid Israel davon erfuhr und herausbekommen hatte, dass seine Angestellten ins KZ Sachsenhausen bei Berlin gebracht worden waren, begann er sich auf folgende Weise um ihre Freilassung zu bemühen. Dem Lagerkommandanten von Sachsenhausen, einem Hermann Baranowski, ließ er von einem Unterhändler zusichern, er bekäme für die Freilassung der Verhafteten einen unbegrenzten Kredit im Kaufhaus Israel. Baranowski erledigte tatsächlich alle seine Weihnachtseinkäufe, ohne dass ihm eine Rechnung geschickt wurde. Die 200 jüdischen Mitarbeiter des Warenhauses kamen daraufhin frei, und Wilfrid Israel begann sogleich ihre Emigration zu organisieren. Er stattete jeden mit einem Barbetrag aus, der dem Lohn oder Gehalt von zwei Jahren entsprach (Shepherd 1985 S. 219 f.)

Wilfrid Israel hatte schon früh eine realistischere Einschätzung des Ausmaßes der Verbrechen, die die Nazis an den Juden begehen wollten. Doch auch er hat selbst nach den Pogromen vom November 1938 den Holocaust nicht vorausgesehen, ihm war aber klar, dass es für die Juden in Deutschland und Österreich das beste wäre, wenn sich möglichst alle aus dem Machtbereich der Nazis ins Exil retten könnten. Dieses erklärte Ziel seiner Arbeit scheiterte an der judenfeindlichen Politik der britischen und der US-amerikanischen Regierungen. Die großartige Leistung der 52 000 Geretteten war im Vergleich zu dem, was Israel angestrebt und als das einzige wirklich Sinnvolle erkannt hatte (die Rettung aller) dürftig. Deshalb war seine Stimmung während seiner letzten Jahre im englischen Exil von Verzweiflung und Resignation geprägt, als er die Gleichgültigkeit erleben musste, mit der die nichtnazistischen Staaten auf die Naziverbrechen an den Juden reagierten. Vollends deprimierten ihn der Widerwille und die Halbherzigkeit, mit der die Regierungen auf seine Vorschläge zur Rettung der deutschen Juden eingingen.

Am 15.5.1939 verließ Israel Nazideutschland endgültig und reiste nach London. Dort versuchte er weiterhin Fluchtprojekte von Juden aus den von den Deutschen besetzten Ländern zu unterstützen. Er erhielt eine Anstellung bei dem der Regierung mit Dossiers und Analysen zuarbeitenden »Royal Institute of International Affairs«. Seine bedeutendste Leistung bei dieser Tätigkeit war die 1941/42 in mehreren von ihm verfassten Berichten begründete Ansicht, dass die massenhaften Deportationen von Juden nach Polen eine grundlegende Wende in der nazistischen Judenpolitik bedeute: keine Vertreibung mehr, stattdessen Vernichtung. »Das Nazi-Regime beabsichtigt die Ausrottung der Juden«, heißt es in einem Bericht Israels vom März 1942 (Shepherd 1985 S. 320). Im Dezember des gleichen Jahres wird in einer Deklaration der Alliierten öffentlich zur Kenntnis genommen, dass die Nationalsozialisten die systematische Ermordung der Juden betreiben (Shepherd 1985 S. 322).

Am 26. März 1943 reiste Israel nach Lissabon, weil er hoffte, von dort aus die Rettung jüdischer Waisenkinder aus dem von den Deutschen besetzten Frankreich organisieren zu können, die über Spanien und Portugal nach Palästina gebracht werden sollten. Als sich herausstellte, dass dieses Projekt nicht zu verwirklichen war, wollte Israel am 1. Juni 1943 mit dem Flugzeug nach London zurückkehren. Über dem Golf von Biskaya wurde sein Flugzeug von Jagdfliegern der Naziwehrmacht abgeschossen, so dass alle Insassen ums Leben kamen.

Isherwoods Bemerkung, dass Israel seine Homosexualität »heftig unterdrückte«, wird von seiner Biografin keineswegs als eine Art Indiz dafür zitiert, dass Israel tatsächlich schwul war. Eine entsprechende Beweisführung unternimmt sie nirgendwo in ihrem Buch. Stattdessen behauptet sie einfach, »dass Wilfrid Israel junge Männer liebte« (Shepherd 1985 S. 89), als ob das eine allgemein bekannte Tatsache wäre, die keines Beweises bedarf. Einmal, bei der Schilderung der Ereignisse des Jahres 1933, macht sie Andeutungen über die Verbindung Wilfrid Israels zu einem jungen Mann, »den er sehr liebte«: »Aber bald konnte Wilfrid Israel die Heftigkeit seiner Gefühle nicht mehr verbergen. Die Freundschaft war den Altersgenossen des jungen Mannes verdächtig, und er fing an, trotz der Bewunderung und Zuneigung, die er für Israel empfand, und trotz der Versuchung, sein Angebot, ein Auslandsstudium, anzunehmen, die Gesellschaft Israels zu meiden, und verließ Berlin schließlich. Wilfrid Israel verfolgte ihn mit Briefen, in denen er abwechselnd seine Hoffnung oder seine Verzweiflung gestand.« (Shepherd 1985 S. 120) Die Biografin verschweigt den Namen des »jungen Mannes« ohne Begründung. Da sie Stellen aus Briefen Israels an ihn zitiert, muss er ihr bekannt sein, womöglich war er ihr Informant, was Israels Homosexualität betrifft. Schließlich deutet sie noch an, dass Wilfrid Israel die letzten zehn Jahre seines Lebens in einer Art von sexueller Askese verbracht hat, zumindest ist das eine mögliche Deutung der folgenden Stelle, die an die Episode mit dem »jungen Mann« unmittelbar anschließt : »Sein Leid isolierte Israel jedoch nicht, noch lähmte es ihn. Nach außen schien er dieselbe elegante, lächelnde Person zu sein wie vordem. Jetzt zwang er sich selbst, jene ›kleinen, engen Pflichten‹ zu erfüllen. Das geschah anfangs zögernd, dann aber mit Entschiedenheit und machte bald sein Leben aus.« (Shepherd 1985 S. 121)

Dass es in der Nazizeit auch eine Schwulenverfolgung gegeben hat, scheint der Israel-Biografin nicht bekannt zu sein. Wenn sie etwa behauptet, dass Wilfrid Israel nach 1933 »dreifach verwundbar« gewesen sei, nämlich als »ehemaliger ›Linker‹ und Pazifist, als Leiter einer prominenten jüdischen Firma und drittens als Mitglied der kleinen jüdischen Aktivistengruppe um Ludwig Tietz«, dann fehlt Israels Homo-

sexualität als vierte Eigenschaft, die ihn »verwundbar« machte (Shepherd 1985 S. 112).

THEODOR HAUBACH (*15.9.1896 IN FRANKFURT/MAIN †23.1.1945 IN BERLIN ERMORDET)

Im Jahrgang 1923, dem letzten Band des »Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen« wird Theodor Haubach zweimal erwähnt, vorher und nachher scheint sein Name in keiner schwulen Publikation mehr genannt zu werden, jedenfalls konnte ich ihn dort nicht finden.

Zum einen wird er gemeinsam mit seinem lebenslangen Freund Carlo Mierendorff in der Liste der neuen Unterzeichner der Petition gegen den Schwulenparagraphen 175 in der Rubrik »Dichter, Künstler, Kunstgelehrte usw.« genannt, hinter Walter Hasenclever und vor Hermann Hesse.[5] Die zweite Erwähnung findet sich in einem Bericht über die Aktivitäten der kurz vorher gegründeten Ortsgruppe Frankfurt am Main des Wissenschaftlich-humanitären Komitees:

»Nachdem die Frankfurter Ortsgruppe des Wissenschaftlich-humanitären Komitees im März und August 1922 durch die Herren Dr. med. et phil. A. Kronfeld und Sanitätsrat Dr. Hirschfeld die homosexuelle Frage vor einem geladenen Publikum der Frankfurter akademischen Kreise biologisch und soziologisch erläutern ließ, wurde am 26. Oktober 1922 durch Herrn Schriftsteller Th. Haubach-Heidelberg die kulturhistorische Seite der Homosexualität behandelt. Der Vortrag war in Anbetracht der außerordentlich verteuerten Verkehrsverhältnisse zufriedenstellend besucht. Es waren diesmal in erster Linie die Lehrerschaft der höheren Schulen Frankfurts geladen, von der etwa 150 Herren der Einladung Folge leisteten. Die Zahl der übrigen Besucher setzte sich aus Ärzten, höheren Richtern, Staatsanwälten und Kriminalisten zusammen.«[6]

Mir sind keine Belege dafür bekannt, dass Theodor Haubach schwul war. Ich halte es aber für legitim, eine diesbezügliche Vermutung zu äußern und anhand des biographischen Materials über Sachverhalte im Leben Haubachs zu diskutieren, die meine Vermutung stützen oder ihr vielleicht widersprechen. Einigermaßen gut belegen lässt sich durch Aussagen von Zeitzeuginnen und Zeitzeugen immerhin, dass Theodor Haubachs Leben weitgehend frei war von Heterosexualität. So erinnert sich seine langjährige Freundin und Mitarbeiterin aus der Hamburger SPD Alma de L'Aigle an Haubach: *»Der konstante Grundzug seines Wesens war – echt männlich – die Treue. Treue gegen seine Mutter, Treue gegen seine Freunde, Treue seiner Partei, treue seiner politischen Mission. Liebe? Man hatte manchmal das Gefühl, dass wirkliche große Liebe außerhalb seines Bereiches lag, was vielleicht vom Schicksal gewollt war. Dabei habe ich kaum einen Mann gekannt, der von Frauen so heiß geliebt wurde wie er, dessen ausgesprochene Männlichkeit gerade Frauen stark anzog. Ich habe mehrere Male Nervenzusammenbrüche erlebt bei Frauen, die ihn liebten, eine verlor den Verstand darüber; man musste ihn darauf stoßen, er selber konnte sich offenbar in eine solche Art von Liebe nicht hineinversetzen.«* (Hammer 1955, S. 64)

Und sein Freund und Heidelberger Kommilitone Wolfgang Petzet erinnert sich an den Studenten Haubach: *»So war Theo in diesen wenigen unvergesslichen und unvergleichlich glücklichen Jahren, die uns beschieden waren: elastisch und schlank, sehr männlich, keiner Frau, sondern allein der alten Mutter zugetan, mit scharfen, immer wachen Augen und einer Narbe am Kinn, die ihn gut kleidete; ein Offizier des Sozialismus, wie es einen militanten Puritanismus Cromwells und junge Leutnants der großen Revolution gegeben, die den ›Marschallstab im Tornister trugen‹«* (Hammer 1955, S. 8)

Haubach vollbrachte seine wichtigsten Leistungen im Widerstand gegen die Nazis vor 1933, als er bei der Gründung und dem Aufbau verschiedener sozialdemokratischer Kampforganisationen wie dem »Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold« (1924) und der »Eisernen Front« (1931) mitwirkte. Den Sieg der Nazis und ihrer Verbündeten empfand Haubach deshalb besonders intensiv als eine persönliche Niederlage und als ein Scheitern seiner politischen Ziele und Hoffnungen. Aus der Zeit des Kampfes um die Macht im Staat war Haubach den Nazis bekannt und verhasst. »Nach Errichtung der faschistischen Diktatur gehörte Theodor Haubach zu denjenigen, die das Reichsbanner illegal zu organisieren versuchten. Als Mitglied der Leitung des Reichsbanners nahm er wiederholt an Besprechungen des Berliner Bezirksvorstandes der SPD teil, der sich um den Zusammenhalt der sozialdemokratischen Mitglieder und Gruppen bemühte. Auf Grund seiner antifaschistischen Haltung wurde Theodor Haubach, der

[5] Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen, Jg. 23, 1923, S. 235.
[6] Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen, Jg. 23, 1923, S. 213

schon 1933 mehrmals für kurze Zeit festgenommen worden war, Ende September 1934 verhaftet. Zweieinhalb Jahre wurde er im KZ Esterwegen gefangengehalten [...] Nach seiner Entlassung stand [er] mit den sozialdemokratischen Funktionären Julius Leber, Wilhelm Leuschner und [seinem Freund seit der Kindheit] Carlo Mierendorff in Verbindung. Während des [...] Krieges schlossen sie sich dem von Helmuth James Graf von Moltke geführten Kreisauer Kreis an, in dem sich patriotisch gesinnte Kräfte vereinten, die in Opposition zur Hitlerdiktatur standen. Nach dem missglückten Putschversuch vom 20. Juli 1944 wurde auch Theodor Haubach am 9. August ein Opfer der Gestapo. Er wurde im Januar 1945 zum Tode verurteilt. Kurze Zeit später schleppten die Faschisten den schwerkranken Mann auf der Bahre zur Richtstätte.« (Kraushaar 1970, S. 71)

Die Schrecken der KZ-Haft waren es wohl vor allem, die bei Haubach einen ziemlich radikalen Wandel seiner Gesinnung und Weltanschauung hin zu einer extremen christlichen Frömmigkeit bewirkten. Vor diesem Hintergrund leidenschaftlicher Religiosität ist wohl auch die einzige quasi heterosexuelle Erfahrung zu verstehen, die das vielleicht wichtigste Ereignis seines letzten Lebensjahres bildete. Seine alte Freundin und Genossin Alma de L'Aigle beschreibt dies so: »Es ist wie ein Wunder, wie eine ganz besondere Gnade, die in allem Unglück in seinem Leben waltete, dass er nicht lange vor dem gewaltsamen Abschluss seines Lebens noch die große Liebe kennenlernte, die auch zu einem Lebensbündnis geführt hätte, wenn der Tod nicht gewaltsam dazwischengeschlagen hätte. Er kannte Anneliese Schellhase schon vor seiner Verhaftung; die herbe knabenhafte Erscheinung, das klassische Gesicht und der rege Geist der jungen Sängerin hatten ihn bald angezogen. Aber das große Wunder der Seelenbegegnung fand erst statt, als Haubach in der Zelle des Gefängnisses Lehrter Straße saß.« (Hammer 1955, S. 65) Die Briefe, die Haubach an seine späte große Liebe aus dem Gefängnis schrieb, sind mehrfach gedruckt worden. Wenn man sie heute liest, dann gewinnt man den Eindruck, als gehe es darin nicht eigentlich um die Liebe eines Mannes zu einer Frau, sondern um die gemeinsame Liebe zum Gott der Christen und um den Trost, den diese Gottesliebe den Verzweifelten zu gewähren vermochte, um Heterophilie oder Heteroerotik, die vor allem auf eine gemeinsame Nähe zu Gott gerichtet ist und bei der für gewöhnliche Heterosexualität überhaupt kein Platz da ist.

Es könnte aber sein, dass es sich auch bei der von mir vermuteten Homosexualität Haubachs um eine Art von entkörperlichter Homophilie gehandelt hat, dass vielleicht bloß in seiner Jugend, etwa zu der Zeit, als der 25-jährige im Frankfurter WhK »die kulturhistorische Seite der Homosexualität« behandelte, schwuler Sex in seinem Leben vorkam, und danach irgendeine Askese- oder Entsagungsmoral die Oberhand gewann und sein Geschlechtsleben prägte. Einen sehr gut dokumentierten Fall von schwulem Asketismus finden wir etwa bei dem Haubach-Zeitgenossen Thomas Mann, und ich könnte mir denken, dass dieser Typus des asketischen Schwulen, der seine grobsinnlichen Bedürfnisse mehr oder weniger erfolgreich, wie man im damals gerade modern werdenden Jargon der Psychoanalyse sagte, verdrängt oder sublimiert hat, nicht allzu selten vorkam.

So bedient sich Alma de L'Aigle in dem bereits zitierten Text einer sehr hintergründigen Metaphorik, wenn sie über Haubachs große Liebe schreibt: *»Seine große Liebe, die auf Gegenseitigkeit beruhte, war die Hamburger Arbeiterschaft, diese echten, handfesten, heimatverwurzelten Menschen, die zu verlassen ihm schwer wurde, als er 1930 nach Berlin ging.«* (Hammer 1955, S. 65)

In einer Biographie des nahezu lebenslangen Haubach-Freundes Carlo Mierendorff gibt es zwei Stellen, die in unserem Zusammenhang von Interesse sind. Ganz zum Schluss weist der Autor Richard Albrecht darauf hin, dass er in seinem ganzen Buch nichts über Mierendorffs Verhältnis zu den Frauen gesagt habe, »der natürlich kein Mann ohne Unterleib war«. Er zitiert dann, leider ohne die Quelle zu nennen, eine Äußerung Haubachs zum Thema Mierendorff und die Frauen und zieht sich dann mit der etwas billigen Bemerkung aus der Affäre, dass bekanntlich alle Verhältnisse zwischen Männern und Frauen schwierig seien: Das Verhältnis zu den Frauen ist »ein möglicherweise überhaupt nicht mehr lösbarer Komplex im Leben des Carlo M[ierendorff], den schon Theodor Haubach, der ihn dreißig Jahre lang als Freund kannte und erfuhr, 1944 als ›schwierig, wenn man ohne Verletzung von Takt etwas Redliches sagen will‹, kennzeichnete ... nur: wann und bei wem ist das nicht so?« (Albrecht 1987, S. 236)

An einer anderen Stelle der Biographie erfahren wir, dass Carlo Mierendorff der Dichter folgender Verse gewesen ist: »Schlagt Hitler, den Gendarmen / Und Hauptmann Röhm, den Warmen.« Sie wurden im Jahre 1932 von der

antifaschistischen SPD-Organisation Eiserne Front auf Klebezettel und Flugblätter gedruckt und sollten die damals von verschiedenen SPD-Zeitungen publik gemachte Tatsache, dass der Naziführer Ernst Röhm schwul war, für den propagandistischen Kampf nutzen. Ein Freund Mierendorffs, der Schriftsteller Carl Zuckmayer, hat diese Verse in einem Brief an einen Dritten mit den Worten kommentiert: »Verfasser dieser Geschmacklosigkeit ist mein Freund Carlo, der auch noch stolz darauf ist.« (Albrecht 1987, S. 280) Mit dieser vermeintlichen Geschmacklosigkeit, die ja wohl weniger eine ästhetisches Problem des korrekten Geschmacks sein dürfte, als vielmehr ein Ausdruck für das schwierige Verhältnis Mierendorffs zur männlichen Homosexualität, bediente er einen damals herrschenden Trend in der antifaschistischen Propaganda seiner Partei. Dieser Zweizeiler und die Unterschrift unter die WhK-Petition gegen den Schwulenparagraphen sind die beiden einzigen überlieferten Äußerungen Mierendorffs zur Homosexualität; sie lassen zwar keine Schlüsse auf seine sexuelle Vorlieben zu, bringen aber einen Wandel in der Bewertung zum Ausdruck. Zwischen der Unterschrift unter der schwulenfreundlichen Petition und dem so schwulenfeindlichen wie antifaschistischen Zweizeiler liegt ein Zeitraum von zehn Jahren. Der Stolz, den sein Freund Zuckmayer an ihm wahrgenommen hat, war vielleicht auch ein Stolz darauf, dass er ein Problem seiner Jugend nun endlich gelöst zu haben glaubte, indem er den Hass auf die Warmen von sich selbst weg auf den politischen Feind ableitet.

Wie Mierendorffs Freund Haubach mit diesem Problem im reifen Mannesalter fertig wurde, wissen wir nicht. Das Schweigen, das bei ihm die Stelle einnimmt, die sein Freund mit politischer Lyrik über den warmen Röhm füllt, zeugt aber keinesfalls von Gelassenheit und Souveränität, sondern eher vom Gegenteil.

OTTO JOHN — DER HOMOSEXUALITÄTSVORWURF ALS PROPAGANDAWAFFE IM KALTEN KRIEG?

Der Widerstandskämpfer Dr. Otto John erfüllte schon vor Beginn des Weltkrieges wichtige Aufgaben bei den Vorbereitungen zum Sturz des Hitler-Regimes in einer Gruppe, die sich später um den Attentäter Stauffenberg sammelte. Er war damals ein leitender Angestellter bei der Lufthansa und konnte so seine dienstlichen Auslandsaufenthalte nutzen, um Verbindungen zwischen der Widerstandsgruppe und der Regierung von Großbritannien zu knüpfen.[7] Am Tag nach dem misslungenen Attentat vom 20. Juli 1944 konnte er sich durch Flucht nach Lissabon und dann nach England der Verhaftung und dem ziemlich sicheren Todesurteil entziehen und war so einer der wenigen überlebenden Verschwörer vom 20. Juli. Nach dem Sieg über Nazideutschland kehrte John aus dem Exil zurück und wurde gegen den Willen der Adenauer-Regierung von den Westalliierten ins Amt des ersten Präsidenten des neugeschaffenen Bundesamtes für Verfassungsschutz gesetzt.

Nachdem John am 20. Juli 1954 in Westberlin an den offiziellen Gedenkfeiern für die Opfer des 20. Juli 1944 teilgenommen hatte, verschwand er spurlos, und erst drei Tage später, als im Ostberliner Rundfunk ein Interview mit ihm gesendet wurde, gab es keine Zweifel mehr, wohin er verschwunden war. Die bis heute strittige Frage aber lautete: Wurde John gewaltsam in den Osten entführt oder ist er freiwillig übergetreten? Johns Verschwinden aus Westberlin und sein Wiederauftauchen in Ostberlin war damals eines der großen Themen in den Medien. Ich habe für den Zeitraum Juli bis Oktober 1954 nur drei Presseorgane durchgesehen, die Westberliner Tageszeitungen *Der Tagesspiegel* und *BZ* sowie das Hamburger Wochenblatt *Der Spiegel*, ferner die Zeitungsausschnittsammlung zu Otto John im Archiv des Axel-Springer-Verlages in Berlin. Den Anlass dafür bot die eher zufällige Entdeckung zweier Artikel in der schweizerischen Schwulenzeitschrift *Der Kreis* vom August 1954 von einem Autor »O.M., Schweiz« und von dem *Kreis*-Herausgeber Rolf (Karl Meier) unter der Überschrift »Gedanken zum Fall John«. O.M.s Artikel beginnt: »Währenddem heute die Frage immer noch nicht abgeklärt ist, ob der westdeutsche Chef der Geheimpolizei von den Sowjets entführt wurde oder sich freiwillig nach der Ostzone begab, **dürfte heute eindeutig feststehen, dass John homosexuell veranlagt ist**...«[8] Im Oktober-Heft des *Kreis* von 1954 wird noch

[7] Johns Rolle im Widerstand wird in folgenden Werken eingehender geschildert: P. Hoffmann, Widerstand Staatsstreich Attentat, 4. ergänzte Ausgabe. München, Zürich 1985, S. 310 ff. — K. von Klemperer, Die verlassenen Verschwörer, Berlin 1994, S. 305 ff. — O. John, Zweimal kam ich heim: Vom Verschwörer zum Schützer der Verfassung, Düsseldorf, Wien 1969.

[8] O.M., Gedanken zum Fall John, in: Der Kreis, Jg. 22, 1954, Nr. 8, S. 7 f.

einmal erwähnt, dass »in deutschen und vielen schweizerischen Blättern stand, Dr. John sei homosexuell.«[9] Meine diesbezüglichen Stichproben haben demgegenüber lediglich beim *Spiegel* ein positives Ergebnis erbracht. Im *Spiegel* vom 28. Juli 1954 enthält einen längeren Artikel über Johns Verschwinden; dort wird an drei Stellen mehr oder weniger deutlich Johns Homosexualität behauptet: Zuerst heißt es, dass John häufig »gänzlich privat« Berlin besucht habe und von seinem Freund, dem Gynäkologen Wolfgang Wohlgemuth »durch Berliner Homosexuellenlokale« geführt worden sei (*Spiegel* 28.7.1954, S. 6) Dann wird eine Anekdote erzählt, die Johns Flucht nach dem gescheiterten Hitler-Attentat 1944 aus Berlin nach Lissabon betrifft: »In der portugiesischen Hauptstadt wurde er zum erstenmal verhaftet und eingesperrt. Für die Arretierung gab es keinerlei politische Gründe. Schuld war vielmehr eine besondere Veranlagung des damals blendend aussehenden Junggesellen.« (*Spiegel* 28.7.1954, S. 8) Schließlich erscheint John noch als »der labile Mann mit dem unglückseligen Hang«, der mit einem ehemaligen Ribbentrop-Diplomaten Wolfgang Freiherr Gans Edler Herr zu Putlitz in Verbindung gebracht wird; Putlitz sei »auf Grund seiner homosexuellen Veranlagung [...] von den Engländern erpresst worden und desertierte schließlich nach London.« (*Spiegel* 28.7. 1954, S. 9) Bevor ich eine weitere recht interessante Quelle zum Fall John hier vorstelle, möchte ich die eigenartige Beobachtung unterstreichen, dass *Der Spiegel* allein in seinem ersten John-Artikel eine Woche nach Johns Verschwinden die zitierten Bemerkungen bringt. Die zahlreichen folgenden Berichte enthalten nichts Einschlägiges, und auf meine Anfrage beim Archiv des *Spiegel*, auf welche Quellen sich der Bericht vom Juli 1954 stützt, wurde mir mitgeteilt, dass das Material im Archiv der Zeitschrift nicht mehr vorhanden sei.

Der Berliner Journalist Will Tremper, der 1954 bei der Springer-Zeitung *BZ* als Reporter arbeitete und damals auch die Berichte der *BZ* über den Fall John recherchierte, hat vor einigen Jahren ein Buch mit seinen Lebenserinnerungen publiziert.(Tremper 1993) Auf Seite 420 seiner Memoiren schreibt er:

*»Dr. Otto John [...] dem ehemaligen Lufthansa-Syndikus, in den 20.-Juli-Aufstand gegen Hitler verwickelt, war es 1944 gelungen, über Madrid und Lissabon nach London zu flüchten, wo er in den deutschsprachigen Propagandasendungen des Sefton Delmer mitwirkte und, **trotz seiner homosexuellen Neigungen**, die sechs Jahre ältere Witwe eines deutschen Schauspielers heiratete, eine gewisse Lucie Marlén. Dies alles, auch dass Herr Dr. John 1950 an die Spitze des Bundesamtes für Verfassungsschutz berufen worden war, wussten wir im Handumdrehen aus dem Archiv, mehr aber nicht.«*

Und weiter hinten, auf der Seite 423 heißt es: *»Sehr bald schälte sich der weiche Charakter Otto Johns aus den vielen tausend Informationssplittern heraus, die wir tagtäglich aufsammelten: das Bild eines Mannes, der durch seinen später hingerichteten Bruder Hans zum Kreis der Widerständler gestoßen war, aber keine fundierte politische Meinung hatte und erst durch die Verhaftung und Quälerei **eines geliebten jüngeren Mannes** zum Gegner des Hitler-Regimes wurde.«* (Tremper 1993)

Nachdem ich mich in dem von Tremper als Quelle genannten »Archiv«, – offensichtlich das Pressearchiv des Springerverlages, – überzeugt hatte, dass das dortige John-Dossier keinerlei Hinweise auf Johns »homosexuelle Neigungen« enthält, fragte ich Tremper telefonisch[10] nach Beweisen für seine Behauptung. Soweit er sich nach über vierzig Jahren erinnern könne, haben ihm dies seinerzeit zwei Personen erzählt, die Sprechstundenhilfe des Arztes und John-Freundes Wohlgemuth und ein Angestellter der Lufthansa namens Bongars, also des Unternehmens, in dem John bis zu seiner Flucht aus Nazideutschland gearbeitet hatte. Dass dies in seinen *BZ*-Artikeln über John nicht vorkam, war auf die Entscheidung des verantwortlichen Redakteurs zurückzuführen, der das Thema Homosexualität nicht in Verbindung mit dem Fall John in der *BZ* haben wollte. Ob er dabei in eigenem Ermessen oder auf Weisung der Verlagsleitung handelte, war für Tremper nicht erkennbar.

Für meine anfängliche Vermutung, dass damals im Fall John die Homosexualität als Propagandamittel im Kalten Krieg erprobt werden sollte, fand ich bei meinen Recherchen keine Bestätigung. Eher scheint das Gegenteil der Fall gewesen zu sein, so dass die schwule Thematik nach einer Art von Unsicherheit zu Beginn schließlich gemieden wurde. In einem Leserbrief im *Spiegel* kommt sogar die Befürchtung zum

[9] A.B.C.Deutschland, Wozu solche Selbstanklagen? Eine Entgegnung zu dem Essay ‹Gedanken zum Fall John›, in: Der Kreis, Jg. 22. 1954, Nr. 10, S. 15.

[10] Telefongespräch mit Will Tremper am 19.8.1996.

Ausdruck, dass »die Russen« die Homosexualität als Waffe gegen »den Westen« nutzen könnten: »... Auch Dr. John hat, wie Sie zart andeuten und andere offen aussprechen, homosexuellen Kreisen nahegestanden. Als der englische Diplomat Burgess nach Osten ›abwanderte‹, konnte man ebenfalls über seine engen Verbindungen mit homosexuellen Kreisen lesen. Alle diese Nachrichten deuten klar darauf hin, dass die Russen versuchen, die wichtigen Männer des Westens, die diese unglückliche Veranlagung in sich tragen, in die Hand zu bekommen.« (*Spiegel* 18.8.1954, S. 34)

Und vier Wochen später brachte *Der Spiegel* sogar eine kurze Meldung, dass als Schutz vor den Russen erwogen wird, den § 175 aufzuheben: *»Angeregt durch die Frage, ob im Falle Otto John Homosexualität eine Rolle spiele, sowie durch Erörterungen darüber, dass politische und landesverräterische Erpressungsversuche vorwiegend an homosexuell Belasteten begangen werden, ist von Abgeordneten des Bundestages die Frage wieder aufgegriffen worden, ob eine Abänderung oder Aufhebung des § 175 StGB empfehlenswert sei. Es wurde auf das Beispiel Schwedens hingewiesen, wo nach Aufhebung der Strafbestimmungen die Erpressungsversuche an Homosexuellen erheblich zurückgingen. Obwohl in allen Fraktionen des Bundestages eine gewisse Aufgeschlossenheit für eine Revision der Strafbestimmungen besteht, ist vorerst keine Partei bereit, gesetzgeberische Initiative zu entfalten.«* (*Spiegel* 29.9.1954, S. 4)

Das Nächstliegende fiel mir zuletzt ein: Otto John einfach zu fragen, was er von den Behauptungen in der westdeutschen Presse von 1954 hält, nach denen er schwul sein soll. Ich muss gestehen, dass ich diesen Einfall schon vor längerer Zeit hatte, dass ich es aber nicht wagte, Otto John zu befragen. Als am Anfang diesen Jahres Erwin Leisers Dokumentarfilm über Otto John in der Berliner Akademie der Künste uraufgeführt wurde und Otto John bei dieser Premiere anwesend war, brachte ich es nicht über mich, den gesundheitlich sichtbar zerrütteten Greis in dieser Sache anzusprechen, zumal das Thema Homosexualität im Dokumentarfilm und in den folgenden Diskussionen vermieden wurde. Schließlich habe ich mich dann doch aufgerafft und Otto John schriftlich um eine Stellungnahme zu den alten und neuerdings von Tremper wiederholten Behauptungen gebeten. Mit einer Antwort rechnete ich eigentlich nicht und war um so überraschter, als mir Otto John am 7. September 1996 folgenden Brief schrieb:

»Sehr geehrter Herr Herzer! Seit Februar diesen Jahres bin ich infolge eines Schlaganfalls nicht mehr fähig zu lesen und zu schreiben. Ihren Brief beantworte ich per Diktat wie folgt: Ich kann Ihnen versichern, dass ich nie in meinem Leben zur Homosexualität geneigt habe. 1944 wurde ich nicht wegen des Verdachts der Homosexualität verhaftet, sondern wegen meiner Flucht aus Deutschland nach dem 20. Juli. Daraufhin wurde ich im Oktober 1944 wegen meiner Beteiligung am 20.Juli nach England ausgeliefert. Im Rahmen meiner Verfolgung wurde ich in Lissabon auch nie wegen angeblicher Neigung zur Homosexualität verhaftet und vernommen, sondern wegen meiner Flucht aus Deutschland der englischen Botschaft in Lissabon übergeben, als politischer Flüchtling. Mit freundlichen Grüßen gez. Otto John«[11]

Abgesehen davon, dass die Frage damit keineswegs erschöpfend beantwortet ist, bleibt die andere Frage nach der Herkunft jener Behauptungen in der BRD-Presse von 1954 ebenfalls offen. Ich möchte mit einer diesbezüglichen Spekulation schließen, die an die Tatsache anknüpft, dass *Der Spiegel* nicht nur John als schwul denunzierte, sondern auch – ich habe es zitiert – den einstigen Diplomaten Wolfgang zu Putlitz, der sogar, wie der *Spiegel* weiß, »von den Engländern erpresst« wurde. Putlitz hatte sich ähnlich wie John mit seiner oppositionellen Haltung gegenüber den Nazis und seiner Flucht nach England (die schon 1939 erfolgte und deren Umstände und Hintergründe er in seinen Memoiren (Putlitz 1974) beschreibt) bei seinen nazitreuen Kollegen im Auswärtigen Amt ähnlich unbeliebt gemacht wie Otto John bei seinen Lufthansa-Kollegen. Putlitz und John hatten aus ihrer Kritik an den vielen alten Nazis, die in der BRD ihre Karrieren nahezu ungehindert fortsetzen konnten, keinen Hehl gemacht, so dass womöglich aus diesen Kreisen versucht wurde, spätestens als die verhassten Antifaschisten in den Osten gingen (Putlitz schon 1951, John 1954), eine Pressekampagne gegen sie mit dem Vorwurf der Homosexualität zu lancieren. Dass der BZ-Journalist Tremper einen einstigen John-Kollegen aus der Lufthansa als Informanten nennt, spricht ebenfalls für diese Überlegung. Die Waffe des Homosexualitätsvorwurfs scheinen die in den Medien Verantwortlichen schließlich für nicht attraktiv und sensationsträchtig genug angesehen zu haben, so dass die entsprechenden Kampagnen

[11] Otto John starb am 26. März 1997 in einem Krankenhaus in Innsbruck.

frühzeitig abgebrochen wurden. Es eröffnet sich hier ein weites Feld, das von der Zeitgeschichtsforschung bisher, ob aus Rücksicht auf Tabus oder nicht, gemieden wurde.

Literatur

Albrecht, R. (1987): Der militante Sozialdemokrat Carlo Mierendorff 1897 bis 1943, Berlin, Bonn.

Hammer, W. (Hrsg., 1955): Theodor Haubach zum Gedächtnis, Frankfurt a.M.

Herzer, M. (1985): Schwule Widerstandskämpfer gegen die Nazis 1933-1945, in: Dokumentation der Vortragsreihe Homosexualität und Wissenschaft, Berlin, S. 221 ff.

Herzer, M. (1999): Dr. Otto Peltzer, ein Pädophiler überlebt den Nazi-Terror, in: CAPRI 27, S. 32 ff.

Hirschfeld, M. (1934): Männerbünde, in: Pariser Tageblatt, Nr. 220, S. 2.

Kraushaar, L (1970): Deutsche Widerstandskämpfer 1933-1945. Biographien und Briefe. Band 1, Berlin.

Putlitz, W.G.E.zu (1974): Unterwegs nach Deutschland. Erinnerungen eines ehemaligen Diplomaten. 17. Auflage. Berlin.

Reissner, H.G. (1958): The Histories of Kaufhaus N. Israel, in: Year Book III of the Leo Baeck Institute, London, S. 249

Schlegel, W.S. (1995): Rolf, eine zeitgeschichtliche Erzählung, Frankfurt a.M.

Tremper, W. (1993): Meine wilden Jahre, Berlin, Frankfurt a.M.

BUCHBESPRECHUNG

Volker Kluge: Otto der Seltsame. Die Einsamkeit eines Mittelstreckenläufers Otto Peltzer (1900-1970). Parthas Verlag, Berlin 2000. 165 Seiten.

Als ich in CAPRI 27 das Urteil gegen Otto Peltzer veröffentlichte und kommentierte, mit dem das Berliner Landgericht am 22. Juni 1935 über ihn eine achtzehnmonatige Gefängnisstrafe verhängt hatte, weil er Sex mit dreizehnjährigen Jungen gehabt haben soll, ahnte ich noch nicht, in welch hohem Maß die Rolle des Opfers und die Rolle des Täters in Peltzers Person verschmolzen waren. In der Peltzer-Biografie, die jetzt, im Jahr des hundertsten Geburtstags, Volker Kluge vorlegt, findet man einige Hinweise auf diese tragischen und zugleich grotesken Züge in Peltzers Leben.

Kluge sieht in Peltzers politischen Anfängen einen »seltsamen Kontrast« zwischen einem »überspitzten Patriotismus« und einem »liberalen Individualismus« (16); worin letzterer beim jungen Peltzer bestanden haben soll, erfährt der Leser leider nicht. In einer »Grauzone zwischen dem aufkommenden ›Nationalsozialismus‹ und der Wandervogelbewegung«, nämlich bei den »Völkischen« nahm Peltzers politische Entwicklung ihren Anfang (17). 1923 studierte Peltzer in München Volkswirtschaft und erlebte dort den gescheiterten Putschisten Hitler: »Peltzer hatte Hitler mehrfach in München gehört; nach der anfänglichen Anziehungskraft, die ein Programm des ›nationalen Sozialismus‹ auf ihn ausgeübt hatte, fühlte er sich jedoch von dem hysterischen Geschrei des ›Führers‹ abgestoßen.« (27) Dieser Satz ist zu dunkel, um dem ernsten Thema angemessen zu sein. Man würde gern genauer wissen, was Peltzer an dem Programm anziehend fand; und war es wirklich nur das ästhetische Phänomen des hysterischen Schreiens, das Peltzer von den Nazis abstieß? Wenn das stimmt und ihn lediglich die Selbstdarstellungsästhetik Hitlers störte, dann könnte das Peltzers Eintritt in die NSDAP und die SS »im Frühjahr 1933« erklären (69). Auch hier bleibt der Autor sehr wortkarg. Vielleicht war es Opportunismus, vielleicht Glaube an die Nazis, was Peltzer zum Nazi werden ließ, »wahrscheinlich beides«, meint Kluge, ferner eine Art von »Blindheit« (69).

Als Peltzer Nazi wurde, lag seine große Zeit als Hochleistungssportler schon einige Jahre zurück. Die Weltrekorde in einigen Disziplinen des Mittelstreckenlaufs stellte er 1926 und 1927 auf. Seine Teilnahme an den beiden Olympiaden 1928 in Amsterdam und 1932 in Los Angeles waren Misserfolge. Seine Lebenskrise und Perspektivlosigkeit im Jahre 1933 scheint mir demnach offensichtlich. Wenn er jetzt hoffte, als Nazi-Sportfunktionär irgendeine Karriere machen zu können, so tat er damit nichts ungewöhnliches, folgte vielmehr dem herrschenden Trend. Sein Vertrauter, der Sportarzt Brustmann, war bereits 1932 NSDAP- und SA-Mitglied geworden (154).

Dass Peltzer schwul war, wissen wir eigentlich nur durch den Strafprozess von 1935, über den damals die internationale Presse berichtete. Auch Kluge kennt von diesem Prozess lediglich Pressemeldungen und eine Abschrift der Gerichtsentscheidung. Im Unterschied zu dem Exemplar, das in CAPRI 27 reproduziert wurde, sind aber in Kluges Version die Namen der kindlichen und jugendlichen Zeugen nicht geschwärzt, sondern vollständig lesbar.

Bei der Kommentierung des Urteils unterlaufen Kluge mehrere Fehler, die alle auf eine Art Reinwaschungsversuch hinauslaufen, dessen Motivierung nicht recht klar wird. So schreibt Kluge, nach der Urteilsschrift »wurde Peltzer aufgrund von Zeugenaussagen für schuldig befunden, ›mit Personen unter 14 Jahren unzüchtige Handlungen vorgenommen zu haben‹. Erwähnt wurden Massagen, Körpervermessungen im unbekleideten Zustand, Berühren des Geschlechtsteils während der Massage, gemeinsames Baden in einer Wanne und gegenseitige Onanie. Von den Massagen und Vermessungen abgesehen, die er rein sportlich erklärte, gab Peltzer keine dieser Handlungen zu.« (73) Hieran stimmt leider nichts. Tatsächlich wurde Peltzer »wegen Verbrechens gegen § 176 Nr. 3 StGB. in zwei Fällen, wegen eines weiteren Verbrechens gegen § 174 Nr. 1 StGB. und wegen eines weiteren Verbrechens gegen § 174 Nr. 1 StGB in Tateinheit mit Vergehen gegen § 175 StGB.« zu achtzehn Monaten Gefängnis verurteilt. (Seite 1 des Urteils) Strafmildernd wurde anerkannt, dass »der Angeklagte seine Handlungen im wesentlichen zugegeben hat« (Seite 13 des Urteils). Im Einzelnen hat Peltzer folgende Taten zugegeben:

- »Etwa fünf oder sechs Mal, zuerst Anfang 1933«, gegenseitige Onanie mit dem 13-jährigen Zeugen F. »Zum Samenerguß ist es weder bei dem Angeklagten noch bei dem Zeugen F gekommen. Dieser Sachverhalt ist durch das Geständnis des Angeklagten und durch die insoweit glaubwürdigen Aussagen des Zeugen F erwiesen.« (Seite 3 d.Urt.)
- »Im Frühjahr 1934« hat Peltzer mit dem ebenfalls 13-jährigen Zeuge S in seiner Badewanne, »im Spätsommer 1934« in seinem Auto und dann erneut in seiner Wohnung gegenseitig onaniert. »Dieser Sachverhalt ist auf Grund der glaubhaften Angaben des Zeugen S und des Geständnisses des Angeklagten erwiesen.« (Seite 7 d.Urt.)
- Im April 1934 hat Peltzer, was »durch das Geständnis des Angeklagten« erwiesen ist, mehrmals mit dem 13-jährigen Schüler P in seiner Badewanne gegenseitig onaniert. (Seite 8 d.Urt.)
- Im Herbst 1934 lud Peltzer den 14-jährigen Zeugen G in seine Wohnung ein. »Er massierte zunächst den Zeugen G, rieb darauf das Glied des G bis zum Samenerguß und ließ sich dann von dem Jungen auch seinen Geschlechtsteil bis zum Samenerguß reiben. Das Glied des G nahm er außerdem in den Mund und saugte daran bis zum Samenerguß. Den Samen schluckte er herunter. Dieser Sachverhalt ist durch die glaubwürdigen Aussagen des Zeugen G und durch das Geständnis des Angeklagten erwiesen.« (Seite 9 d.Urt.) Das oben erwähnte Vergehen gegen § 175 war übrigens dieses Saugen an G.s Glied, es galt im Gegensatz zur Onanie als beischlafähnliche Handlung.

Alle anderen in dem Urteil erwähnten sexuellen Handlungen Peltzers, wie auch die von Kluge ausführlich referierten »unzüchtigen Handlungen« mit dem Zeugen Sawicki, führten zum Freispruch. Weil Sawicki dem Gericht als unglaubwürdig erschien und Peltzer *diese* Taten nicht zugab, heißt es: »Im Falle S war der Angeklagte daher freizusprechen.« (Seite 6 d.Urt.; ähnlich auch Seite 11 und 12)

Zusammenfassend schreibt Kluge den ebenso zutreffenden wie trivialen Satz: »Die damaligen Vorgänge lassen sich nicht mehr hundertprozentig rekonstruieren.« (76) Der Satz hat aber in Verbindung mit der oben zitierten unzutreffenden Behauptung, Peltzer habe nichts von dem zugegeben, weshalb man ihn verurteilte, die fragwürdige Tendenz, Peltzer als unschuldiges Opfer der nazistisches Terrorjustiz erscheinen zu lassen. Tatsächlich wurde Peltzer vorzeitig aus dem Gefängnis entlassen, weil ihm, da er geständig war, die Untersuchungshaftzeit auf seine Strafe angerechnet wurde (Seite 13 d.Urt.) Schließlich konnte er im August 1938 ins Ausland gehen und sich, bis er 1941 aus Schweden nach Nazi-Deutschland abgeschoben wurde, dort frei bewegen. Er hat dort nicht als politischer Flüchtling um Asyl gebeten und ist auch nicht aus den Naziorganisationen ausgetreten,

vielmehr haben die Nazis ihn, als seine Sexaffäre ruchbar wurde, »ausgestoßen« (149).

Ist es Zufall, dass alle Sex-Handlungen, die zu Peltzers Verurteilung führten, in seiner kurzen nationalsozialistischen Phase begangen wurden? Peltzer unterscheidet sich von den vielen gewöhnlichen homosexuellen Nationalsozialisten nur durch seinen Hang zu kleinen Jungen, vielleicht auch dadurch, dass er sich im Unterschied zu den meisten erwischen ließ. Über Peltzers prä-nazistisches Geschlechtsleben erfahren wir in Kluges Buch nichts, wohl aber einiges über seinen Sex danach, in Schweden und Finnland und andeutungsweise in der BRD der fünfziger Jahre.

Abwegig erscheint mir Kluges Behauptung, Peltzer habe in Schweden keine Aufenthaltserlaubnis bekommen, weil dies der »Kollaboration« Schwedens mit dem NS-Regime widersprochen hätte (79). Peltzer ist aber keineswegs als Verfolgter vor den Nazis geflohen, vielmehr hat er durch Vermittelung seines alten Freundes Brustmann, der eine mittelmäßige Nazi-Karriere gemacht hatte, einen fünf Jahre gültigen Reisepass bekommen und wollte so in Skandinavien in den Bereichen Geld verdienen, die ihm in Deutschland wegen seiner Vorstrafe verschlossen waren, als Sportjournalist und als Trainer junger Leichtathleten. Von September 1939 bis Februar 1941 hielt sich Peltzer in Schweden auf und konnte dort in bescheidenem Umfang als Trainer und Zeitungsschreiber arbeiten.

Kluge glückte eine wunderbare Entdeckung. Er fand die Peltzer-Akte, die die schwedische Geheimpolizei SÄPO angelegt hatte und die Spitzelberichte über Peltzers schwules schwedisches Sexualleben enthält. Einzelheiten teilt Kluge leider nur andeutungsweise mit, wohl aber den Vermerk, der aus den Berichten über Peltzers Sex den Schluss zieht: »›Er ist in unserem Lande unerwünscht.‹« (84) Kluge will den Verdacht nahe legen, als ob die Entscheidung über Peltzers Abschiebung nach Deutschland irgendwie von der deutschen Regierung beeinflusst worden sei. Beweise kann er dafür aber nicht beibringen. Die Chronologie der Ereignisse des Jahres 1941 ist jedoch einigermaßen seltsam:

Am 9. Januar wurde Peltzer von der Polizei mitgeteilt, dass er Schweden innerhalb von zwanzig Tagen verlassen müsse.

Am 29. Januar stellt er einen Antrag an die Ausländerbehörde, dass er, »um als politischer Flüchtling in die USA, nach Japan oder Australien emigrieren zu können«, noch länger in Schweden bleiben dürfe. Als politischer Flüchtling ausgerechnet in das mit Nazideutschland verbündete Japan? Das passt nicht so recht zusammen. Kluge unterlässt es hier auch leider, den Antrag zu zitieren.

Am 6. Februar, also zwei Wochen nach Ablauf seiner Ausreisefrist, wird er verhaftet und in so etwas wie Abschiebehaft genommen.

Am 7. Februar meldet die deutsche Stockholmer Botschaft nach Berlin: »›Dr. Peltzer wird von schwedischer Polizei nach Deutschland abgeschoben und voraussichtlich am 9. Februar Mittag in Saßnitz eintreffen. Nach vertraulichen Angaben scheint Verdacht sittlicher Verfehlung vorzuliegen.‹« (86)

Am 10. Februar wird er auf die Fähre nach Saßnitz gebracht, dort angekommen sofort verhaftet, wanderte durch Gefängnisse in Stettin, Berlin und Wien.

Am 11. April 1941 wird er als »›175er‹« (90) und »›gefährlicher Jugendverführer‹« (85) ins KZ Mauthausen gebracht, 1944 ins Lager Ebensee (93), 1945 wieder zurück nach Mauthausen, wo er am 5. Mai zusammen mit weiteren 60 000 Häftlingen von amerikanischen Soldaten befreit wurde (96).

Kluge wundert sich wohl zurecht darüber, dass Peltzer in Schweden und auch später keinen Fluchtversuch unternahm und dass er glaubte, sein alter Nazi-Kumpan Brustmann werde ihn irgendwie retten; ferner glaubte er der Nazi-Polizei, die ihm in Berlin erzählte, er werde jetzt für drei Monate zur politischen Umschulung in die Ostmark gebracht (87). Einen Erklärungsversuch für diesen wahrhaft seltsamen Glauben an das Gute im Nazi-Staat unternimmt Kluge nicht, deutet aber an, dass Peltzer noch immer dem NS-Regime grundsätzlich positiv und vertrauend gegenüberstand. Als er sich im Ausland aufhielt, hatte er sich in keiner Weise anti-nazistisch betätigt. Kluge belegt seine Behauptung, Peltzer sei in Finnland »durch Defätismus im Gespräch mit heimkehrenden Deutschen negativ aufgefallen« (80) bezeichnenderweise nicht, wohl aber zitiert er aus Peltzers Briefen, in denen er den Nazis erklärt, wie sehr er bedauert, dass er wegen »Rheumatismus« keinen Kriegsdienst leisten könne, »›was mich selbst tiefstens schmerzt‹«, und was er seiner Militärbehörde in einem entsprechenden »Atteste« mitgeteilt habe (83).

Peltzers Nazisympathie und Nazinähe ändern natürlich nichts daran, dass die Grausamkeiten und Quälereien, die ihm die Nazis während der vier Jahre KZ-Haft antaten, empörend ungerecht und verbrecherisch waren. Zur Erhellung der ganzen Wahrheit beigetragen zu haben, scheint mir das entscheidende Verdienst von Kluges Peltzer-Biografie zu sein.

Kluge hat auch, aus nicht genannten Quellen, erfahren, dass 1956 die Polizei in Frankfurt am Main gegen Peltzer ermittelte, weil sie ihn der widernatürlichen Unzucht verdächtigte. Peltzer soll dies frühzeitig erfahren haben und deshalb nach Australien geflüchtet sein (131). Erst 1967 kehrte er in die BRD zurück. Am 11. August 1970 ist er in Eutin gestorben.

Manfred Herzer

WAS BISHER AUF CAPRI GESCHAH — GESAMTINHALTSVERZEICHNIS:

Heft 1/1987 [= Nr. 1]: M. Herzer: Zum Geleit, Exil auf Capri / H.Kennedy: Das Geheimnis von Sagitta / M. Herzer: Christian Wilhelm Allers / M. Herzer: Zum Ursprung des Angeborenseins / C.F. Michéa: Des déviations maladives de l'appétit vénérien / K.M. Kertbeny: Ein Brief an Ulrichs in Würzburg. ● **Heft 2/1987 [= Nr. 2]:** M.Herzer: Die Schwarze Maria und der Männerbund, ein Nazimärchen / Gad Beck: Im Untergrund der Nazi-Hauptstadt / George L. Mosse: Homosexualität und Faschismus in Frankreich / Buchbesprechung: Plant, The Pink Triangle. ● **Heft 1/1988 [= Nr. 3]:** M.Herzer: Schwule Preußen warme Berliner / E. Jäger: Vautrins Söhne und Leser / H. Kennedy: Unbekanntes über Sagitta / B.Balz: Heiliger Abend. ● **Heft 2/1988 [= Nr. 4]:** M. Herzer: Der Prozeß gegen den Berliner Urning Carl von Zastrow / K.M.Kertbeny: Sexualpolitische Denkschrift zum Zastrow-Prozeß / M. Herzer: Etwas zu Kertbenys Lebenslauf / G.J. Giles: Wilhelm von Gloeden und die Vorstellung der Schönheit in der Kaiserzeit. ● **Heft 3/1988 [= Nr. 5]:** U. Schücklenk: Arthur Schopenhauer und die Schwulen / A. Schopenhauer: Metaphysik der Päderastie / A. Schmitt: Über Pädersten, Homosexuelle, Kinäden und Schwule / Die Päderasten. Distraction de l'Equipage / S. Karlinsky: Tschaikowskis Selbstmord, Mythos und Realität / Buchbesprechung: Kennedy, The Liefe and Works of Karl Heinrich Ulrichs. ● **Heft 4/1988 [= Nr. 6]:** G.Dworek: Ein Yankee am Hofe des Königs Karl / R.Schildt: Das Ende einer Karriere. Entfernung des Amtsassessors Ulrichs aus dem Staatsdienst wegen widernatürlicher Wollust / Buchbesprechung: Baldauf, Die Knabenliebe in Mittelasien. ● **Heft 1/1990 [= Nr. 7]:** G.Grau: Die Reichszentrale zur Bekämpfung der Homosexualität und Abtreibung / B. Jellonnek: Aus den Akten der Geheimen Staatspolizei. Ein Fall öffentlichen Widerstands von Homosexuellen / B.U.Hergemöller: Chome fue arso uno Soddomito - Lucca 1369 / J.Werres: Als Aktivist der ersten Stunde. ● **Heft 2/1990 [= Nr. 8]:** S.Karlinsky: Schwule Literatur und Kultur in Rußland. Die Folgen der Oktoberrevolution / P.Tatchell: Ten Gay Days that shook East Berlin / M.Eggert: Wie es begann. Schwulenbewegung in Ostberlin 1972-73 / G.Dworek: Zwei Irrenärzte kommentieren Karl Heinrich Ulrichs / M.Herzer: Unser Ulrichs-Autograph. ● **Heft 3/1990 [= Nr. 9]:** J.C.Féray & M. Herzer: (Homo-) Sexualwissenschaft und Politik bei Karl Maria Kertbeny / M. Herzer: Homosexualität als gesellschaftliche Konstruktion und sexuelle Praxis / R.Wolfert: Mauritz Stillers Vingarna - Stockholm 1916 / Buchbesprechungen: Hodges, Alan Turing Enigma / Werner, Otto Warburg / Günther & Hoffmann: Sascha Schneider & Karl May / Geschichte des § 175. ● **Heft 4/1990 [= Nr. 10]:** B.U.Hergemöller: Das Verhör des »Sodomiticus« Franz von Alsten (1536/37) - Ein Kriminalfall aus dem nachtäuferischen Münster / E. Walser: Zur Entkriminalisierung der Homosexualität in der Schweiz 1990 und ein Rückblick auf 1942 / M. Herzer: Ludwig Renn / D. Berner: Wie die SED-Propaganda das Stigma Homosexualität zum Rufmord an einem Maueropfer benutzte / Buchbesprechungen: Jellonnek, Homosexuelle unter dem Hakenkreuz / Steinkamp, Gottfried von Cramm der Tennisbaron. ● **Heft 1/1991 [= Nr. 11]:** M. Herzer: Strafakte von Cramm, Berlin 1938 / M. Herzer: Max Spohr, Adolf Brand, Bernhard Zack - drei Verleger schwuler Emanzipationsliteratur in der Kaiserzeit / B.-U. Hergemöller: Ludwig der Bayer, Friedrich der Schöne, Friedrich von Tirol - Verwirrungen und Verwechslungen / Buchbesprechungen: Kant, Eine Vorlesung über Ethik / Verführte Männer - Leben der Kölner Homosexuellen im Dritten Reich / Hoven, Der unaufhaltsame Selbstmord des Botho Laserstein / Euphronius der Maler. ● **Heft 2/1991 [= Nr. 12]:** H. Giese: Untersuchungen zum Wesen der Begegnung 1945 / B.U. Hergemöller: Hans Giese und Martin Heidegger / J.A. Kuhn: Mißglückte Kontaktaufnahme im Theaterrestaurant Lantsch, Berlin 1880 / G.Knoll: »Le Palladion« - Eine unfreiwillige Philologensatire aus Bremen zu einem komischen Epos Friedrich II. von Preußen / Buchbesprechungen: Äskulap oder Mars ? / Money, Capri Island of Pleasure / Die versteinerten Verhältnisse zum Tanzen bringen / Schilde & Tuchel, Columbia-Haus. ● **Heft 3/1991 [= Nr. 13]:** W.Kuhn & K.v.Ruffin: Als schwuler Häftling in den KZs Columbiahaus und Lichtenburg 1935/36 / R.v.Praunheim & Dr.Hanns G.: Als schwuler

Teenager zur Therapie bei Magnus Hirschfeld / K.W.Böhm: »Erfüllung einer Lebenssehnsucht« / H.Kennedy: Andeutungen der Knabenliebe in Longfellows »Hiawatha« / A. Schmitt: Social Constructivism, good bye! / M.Herzer: »Schutzhaftfälle« 1935 / Bibliografie der Aufsätze zur schwulen Geschichte im JOURNAL OF HOMOSEXUALITY / Buchbesprechungen: Ringdal, Lystens død? / Werner, Mauritz Stiller / Böhm, Zwischen Selbstzucht und Verlangen / Sinakowski, Das Verhör. ● **Heft 4/1991 [= Nr. 14]:** J.-C.Féray: Die Homosexualität im Tagebuch der Brüder Goncourt / M. Herzer: Kommunisten, Sozialdemokraten und die Schwulenbewegung der Weimarer Republik / P. Snijders: Das Schicksal frischer Männchen / Spartacus Gay Guide 1920 »Der Internationale Reiseführer« / Buchbesprechungen: Röll, Homosexuelle Häftlinge im KZ Buchenwald / Derks, Die Schande der heiligen Päderastie / Dear Tucker, ed. by H. Kennedy / Eine Tunte bist du auf jeden Fall. ● **Nr. 15, April 1993:** M. Herzer: Corydon und Vice allemand / A. Got: Le Vice organisé en Allemagne / A. Got: »Anders als die Andern« / N. Praetorius: Über die Homosexualität in Frankreich / N. Praetorius: Der Streit um Walt Whitmans Homosexualität im »Mercure de France« / G. Apollinaire: Ein Augenzeuge der Beerdigung Walt Whitmans / G. Apollinaire: A propos de Walt Whitman / W. Benjamin: In einem Pariser Schwulenbordell / A. Sternweiler: Briefe an den Schutzhäftling Robert T. Odeman / Buchbesprechungen: Naldini, P.P.Pasolini / Fernandez, Der Raub des Ganymed / Hoffschildt, Olivia / Paglia, Die Masken der Sexualität. ● **Nr. 16, Dezember 1993:** J. Miller: Der Wille zum Wissen. Foucault in Kalifornien / M. Herzer & F. Wagner: Homosexualität und Wahrheit / J.A. Kuhn: Der »Moabiter Löwe« als Emblem der Zeitschrift »Die Freundschaft« / Buchbesprechungen: Kugel, Der Unverantwortliche / Greene-Gantzberg, Herman Bang og det fremmede / Hutter, Die gesellschaftliche Kontrolle des homosexuellen Begehrens. ● **Nr. 17, September 1994:** M. Keilson-Lauritz: Wilhelmshagen gegen das Deutsche Reich / A.Brand: Fürst Bülow und die Abschaffung des § 175 / H. Sulzenbacher: »Man bekommt aber den Eindruck, als ob Ulrichs nicht recht normal wäre.« / K.H.Ulrichs: Eingabe an das K.K. Justizministerium / M. Herzer: Sandor Ferenczi / S. Ferenczi: Über sexuelle Zwischenstufen / B. Schälicke: Die Ambivalenz schwuler Sieger / Buchbesprechungen: Homosexualität in der NS-Zeit / Herzer, Magnus Hirschfeld. ● **Nr. 18, Februar 1995:** M. Herzer: »Ungewöhnliche Liebesgeschichten« - Ein früher gelungener Versuch, den Sex mit Kindern zu literarisieren / F.A.Adolf: Ungewöhnliche Liebesgeschichten (Berlin 1906) / A.Zinn: Zur sozialen Konstruktion des homosexuellen Nationalsozialisten / Expertus: Die »Ausrottung« der Homosexuellen im Dritten Reich (Pariser Tageblatt 1.1.1935) ● **Nr. 19, Juli 1995:** W.v.Rosen: Månens Kulør, zur Geschichte der Schwulen in Dänemark / W.v.Rosen: Antikritik, das Homoerotische ist das Homoerotische ist das Homoerotische / M.Herzer: Stimmen aus dem WhK zum Sex mit Kindern / M.Herzer: Zu einem Brief von S.Freud an M. Hirschfeld vom 2.11.1911 / Buchbesprechungen: Sternweiler, Und alles wegen der Jungs / Geuter, Homosexualität in der deutschen Jugendbewegung / Balser u.a., »Himmel und Hölle.« ● **Nr. 20, November 1995:** M.Herzer & A.Sternweiler: 100 Jahre Schwulenbewegung / B. Jellonnek: Homosexuelle im Dritten Reich / H. Detering: Falsche Party / M. Herzer: Der Naturforscher und Dichter Carl Bolle / C. Bolle: Suchen und Finden / R. Wolfert: Zum Briefwechsel Hirschfeld-Björnson / M. Herzer: Schwule Sintenis-Schwärmer / H. Siemsen: Brief an R.V.Cafiero, 1943. ● **Nr. 21, März 1996:** J. Steakley: Film und Zensur in der Weimarer Republik (Der Fall *Anders als die Andern*) / M. Schuster: Zur Erinnerung an Walter Spies / M. Herzer: Antisemitismus und Rechtsradikalismus bei Adolf Brand / Buchbesprechung: Grauvogel, Theodor von Wächter. ● **Nr.22, August 1996:** M. Herzer: Ungeheure Unzucht - Unnennbar Brudertum / Die braune Blume, Berlin 1929 / R. Wolfert: Herman Bang und Berlin / Verdorbenheit der Sitten in England 1793 / Buchbesprechungen: Grupp, Harry Graf Kessler / Schlegel: Rolf. ● **Nr. 23, Mai 1997:** Programm der Vortragsreihe »100 Jahre Schwulenbewegung« / M. Herzer: In memoriam Günter Maeder / Ch. Isherwood: 4 Briefe an Günter Maeder. ● **Nr. 24, Oktober 1997:** H. Oosterhuis: R.v.Krafft-Ebings Stiefkinder der Natur / M. Herzer: Hirschfeld in Wien / R. Krappe: Eindrücke aus dem KZ / W. Müller: Uming, Samthans & Duden / H. Fuchs: Die dichterische Verwertung der Homosexualität. ● **Nr. 24, März 1998:** M.Herzer: Wahrscheinliche Homosexualität Franz Schuberts? / K.M.Kertbeny: Platonismus / Franz Grillparzers Homosexualität / G.Grau: Leipzigs Drittes Geschlecht ● **Nr. 26, Juni 1998:** F. Pfäfflin & M. Herzer: Monatsberichte des WhK 1902/03 / M. Herzer: Dossier W. Cordan / H.P.Obermayer: Methodendiskussion / Ch.Schwandt: Schubert war homosexuell. ● **Nr. 27, Dezember 1999:** M. Herzer: Inwieweit waren die beiden schwulen Schriftsteller Wolfgang Frommel und Wolfgang Cordan in die Nazidiktatur verstrickt? / W. Cordan: Erinnerungen an Wolfgang Cordan / R. Wolfert: Ebbe Hertzberg und die »Spuren von Konträrsexualität bei den alten Skandinaviern« / G. Söderström: Die Haijby-Affäre / M. Herzer: Dr. Otto Peltzer, ein Pädophiler überlebt den Nazi-Terror ● **EINIGE ÄLTERE HEFTE SIND NOCH BEIM MUSEUMSVEREIN FÜR 5 DM JE HEFT ERHÄLTLICH** ●

Capri 29

Zeitschrift für schwule Geschichte

Oktober 2000

INHALT: Halwani über Essenzialismus & Sozialkonstruktionismus (Seite 2-20) Herzer über Gottfried Keller & die Freundesliebe (Seite 23-40) Féray über Julien Chevalier (Seite 21-22) Mildenberger über schwule Neo-Nazis in den 80er Jahren (Seite 41-47) Silverstolpe über Otto Peltzer in Schweden (Seite 48)

CAPRI WIRD VOM SCHWULEN MUSEUM (MEHRINGDAMM 61, 10961 BERLIN) HERAUSGEGEBEN – REDAKTION: MANFRED HERZER, BLÜCHERSTRASSE 61, 10961 BERLIN – ☎ 6948617

E-MAIL: HOMO3000@T-ONLINE.DE

DRUCK & VERLAG: "CONNIE FRANCIS" VERLAG FÜR DIE FRAU, LANKWITZ (SCHÖNER FREMDER MANN!)

ISSN 1431-8024

Danke, danke, danke, du süßes, kleines Schwulenreferat, du warst so wundervoll!!!!

Vorbemerkung zu Halwani: Der folgende Aufsatz von Raja Halwani erschien zuerst vor zwei Jahren im *Journal of Homosexuality* (Vol. 35, 1998, S. 25-51). Er wurde von der CAPRI-Redaktion in der Hoffnung ins Deutsche übersetzt, die hierzulande nur müde und zögerlich rezipierte Diskussion über die Historizität der Homosexualität, die in der englischsprechenden Welt seit etwa dreißig Jahren stattfindet, bereichern und inspirieren zu können. Halwanis Begründung des Essenzialismus hat mich in zwei Punkten besonders beeindruckt: Zum einen erscheinen mir die Beispiele, die er für die Existenz von Schwulen und Lesben in fernen Epochen und Kulturen anführt, in hohem Maß plausibel und evident. Zum andern pflegt er in seinem vierten Kapitel einen für Essenzialisten relativ undogmatischen und flexiblen Umgang mit dem unvermeidlichen essenzialistischen Glaubensgrundsatz einer genetischen Codierung der Homosexualität. Es kommen für Halwani auch andere mögliche Ursachen für Homosexualität infrage als die Gene, etwa »gewisse universelle psychologische Faktoren«. Halwani stößt dort an seine Grenze, wo er nicht einmal die Frage zu stellen wagt, ob der Historiker und der Ethnologe, der die Homosexuellen fremder Epochen und Kulturen verstehen will, überhaupt Annahmen über die Ursache der Homosexualität machen muss. Genügt es nicht, wenn sich ein Forscher klar macht, dass Ausdrücke wie »Homosexueller«, »Ehefrau«, »Vater«, »König«, »Religion« oder »Verwandtschaftssystem« usw. in anderen Kulturen nicht die identische Bedeutung haben wie in der eigenen? Und wenn er sich ferner darum bemüht, die jeweilige Bedeutungsdifferenz so genau wie möglich zu beschreiben? Sind dann nicht Annahmen zu der Frage entbehrlich und überflüssig, ob das Bedürfnis nach Religion, Homosexualität, Monarchie und Familie zur menschlichen Natur oder zur genetischen Ausstattung gehört? Und gehen dann nicht auch Vorwürfe ins Leere, hier würden Kategorien der eigenen Kultur naiv oder kolonialistisch auf fremde Epochen und Kulturen projiziert und so ein Verstehen des Fremden verhindert? Wird nicht gerade durch den Gedanken, dass alle Menschen schon immer ihre Geschichte selber machen, wenn auch unter unterschiedlichen Voraussetzungen, ein Verstehen des Fremden überhaupt erst ermöglicht?

Ein wichtiger amerikanischer Autor der sozialkonstruktionistischen Richtung, Edward Stein, benannte jüngst den Dissens in der Geschichtsforschung so: »Niemand bestreitet, dass es in jeder Kultur Leute gab, die Sex mit Leuten des eigenen Geschlechts hatten. Strittig ist aber, ob die Klassifizierung von Leuten nach dem Geschlecht derer, die sie sexuell begehren, Grundlegendes über eine Person (some basic fact about a person) auszusagen vermag. Konstruktionisten bestreiten dies und verweisen auf die Vielfalt der Unterscheidungen, die in verschiedenen Kulturen in Bezug auf Sex und sexuelles Verlangen gelten, während Essenzialisten hier zustimmen.« (Stein 2000, S. 554) Es trifft gewiss zu, dass in anderen Regionen und Epochen mit der Frage nach dem Geschlecht der Sexualpartner nichts Grundlegendes über die betreffenden Personen ermittelt werden kann. Dies schließt aber nicht aus, dass Fragestellungen sinnvoll sein können, die der Forscher von außen an die zu erforschende Kultur heranträgt, um Erkenntnisse über gesellschaftliche Verhältnisse zu gewinnen, die im kollektiven Bewusstsein der betreffenden Kultur nicht oder nur in mystifizierter Form reflektiert werden, die aber nichtsdestoweniger Wirkungen auf das Handeln der Mitglieder dieser Kultur ausüben können. Eine Frage, die Halwani erörtert, lautet etwa: Wie leben Männer in der libanesischen Stadt Beirut, die nur Angehörige ihres eigenen Geschlechts sexuell begehren? Orthodoxe Sozialkonstruktionisten, die ermittelt haben, dass im Libanon oder in der libanesischen Kultur die Klassifikation der Männer nach dem Geschlecht derer, die diese Männer sexuell begehren, nicht vorkommt, müssen eine solche Fragestellung als unzulässig zurückweisen. Aber ist es nicht in solchen Fällen sinnvoll, nach den Bewusstseinsformen (oder wie immer man das nennen will) zu fragen, in denen sich die praktizierte Homosexualität bei den Beteiligten reflektiert? Halwanis beeindruckendes Beispiel der lesbischen Nonne Benedetta, die glaubte, sie wäre der Engel Splenditello, wenn sie mit ihrer Partnerin Bartolomea Sex machte, und die von der kirchlichen Untersuchungsbehörde für eine Besessene gehalten wurde, zeigt doch, dass gerade dann die ideologischen Mystifikationen, die die Wahrnehmung prägen, Gegenstand einer historischen Analyse sein können, die bemerkenswerte Resultate zeitigt.

Von dem Kopenhagener Historiker Wilhelm von Rosen habe ich 1995 und 1998 zwei Aufsätze zur schwulen Geschichte Dänemarks ins Deutsche übersetzt. An ihnen kann recht gut die Problematik einer solchen »konstruktivistischen Interpretation« historischer Gebilde dargelegt werden. Die in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts zunehmende Häufigkeit von Quellen, die Homosexualität in Dänemark erwähnen, erklärt er damit, dass die deutsche Erfindung oder Konstruktion »Homosexualität« durch wissenschaftliche Bücher und Fachzeitschriften in Dänemark verbreitet wurde, während die »homosexuelle Praxis« von Dänen, die mit der Eisenbahn nach Berlin reisten und diese Praxis dort erlernten, in ihre dänische Heimat eingeführt wurde, ähnlich wie schwule Europäer, die in den siebziger Jahren des zwanzigsten Jahrhunderts in die USA reisten, von dort das Konzept des Gay-Seins mitbrachten und für seine Verbreitung in Europa sorgten. Bis zum Import der Homosexualität war in Dänemark wie im übrigen Europa eine Vorstellung verbreitet, die von Rosen mit den Begriffen »Sodomie« und »Päderastie« umschreibt. Da er aber in den dänischen Archiven keine Dokumente gefunden hat, die dänische Sodomie oder Päderastie erwähnen, schließt er daraus auf ihr Nichtvorhandensein oder falls sie existierten,

ohne in den Archiven Spuren zu hinterlassen, auf ihre Irrelevanz für die Arbeit des schwulen Historikers. Eine der bedenklichen Folgen aus diesem Ansatz ist die Ausschließung ganzer Themenbereiche aus dem Feld schwuler Geschichtsforschung. Personen der dänischen Geschichte wie König Christian VII., Søren Kierkegaard oder Hans Christian Andersen, die nach dieser Konzeption weder als Homosexuelle noch als Sodomiter anzusehen sind, aber sexualhistorisch gerade wegen ihrer geschlechtlichen Uneindeutigkeit Interesse verdienen, halten schwule Sozialkonstruktionisten für uninteressant.

Im deutschen Sprachgebiet besitzt die Diskussion um Essenz und Konstruktion der Homosexualität eine spezifische Färbung: biologische Annahmen und Fragestellungen verfallen rasch einem Faschismusverdacht, wobei noch rascher auf die biowissenschaftliche Ausrichtung der Sexualwissenschaft oder auf die quasi essenzialistischen Schwulenemanzipationsbestrebungen in der Weimarer Republik verwiesen wird. So glaubt man etwa an Verbindungen zwischen Magnus Hirschfelds Geschlechtskunde und dem eliminatorischen Antisemitismus sowie anderen Großverbrechen der deutschen Faschisten. Ein Beispiel aus jüngster Zeit: Andreas Pretzel will zwar Magnus Hirschfeld in seiner Mitschuld am NS nicht mit dem Nazi-Politiker Julius Streicher gleichsetzen, ein bisschen aber doch: »Damit kein Zweifel aufkommt: Hirschfelds eugenische Auffassungen sind nicht zu relativieren.« (Pretzel 2000, S. 56)

Der Nachweis, dass die Nazis zur sozialen Konstruktion ihrer Feinde, die sie nach ihrem Machtantritt auszurotten versuchten, auf die Biowissenschaften angewiesen waren oder auch nur zurückgreifen konnten, ist bisher nicht einmal versucht worden. Gewiss gab es Ärzte und Biologen (vgl. Deichmann 1995) wie Gottfried Benn, Josef Mengele und zahllose andere, die zugleich auch Nationalsozialisten waren. Deren Fachwissen war aber nicht erforderlich, um sich selbst und ihre Parteigenossen für den Massenmord an Pflegebedürftigen, Juden und Kommunisten zu motivieren. Ökonomische Kosten-Nutzen-Modelle der damaligen bürgerlichen Volkswirtschaftslehre, die aber mit Biowissenschaften überhaupt nichts zu tun hatten, dürften bei der Entscheidung zur Massentötung von pflegebedürftigen Behinderten womöglich eine bedeutende Rolle gespielt haben.

Die Aufnahme oder gar Weiterführung der Diskussion über Theorien der schwulen Geschichtsforschung ist im deutschen Sprachgebiet unzulänglich. Für mich liegt in diesem Befund ein gewisser Trost, denn meine Interpretation des Historischen Materialismus zum Thema »Homosexualität als gesellschaftliche Konstruktion und sexuelle Praxis« (zuletzt Herzer 1990) ist bisher konsequent ignoriert worden. Irgendwie ist das auch ein bisschen schmerzhaft.

M.Herzer

Literatur

Deichmann, U. (1995): Biologen unter Hitler. Porträt einer Wissenschaft im NS-Staat. Frankfurt.

Herzer, M. (1990): Homosexualität als gesellschaftliche Konstruktion und sexuelle Praxis, in: Capri Heft 3, S. 19 ff.

Pretzel, A. (2000): Kein Denkmal für Magnus Hirschfeld? in: Konkret, Nr. 6, S. 56 f.

Stein, E. (2000): Social Constructionist and Essenzialist Theories, in: Reader's Guide to Lesbian and Gay Studies, ed. by T.F.Murphy, Chicago & London, S. 553 f.

Von Rosen (1995): Månens Kulor, zur Geschichte der Schwulen in Dänemark, in: Capri, Nr. 19, S. 2 ff.

Von Rosen (1998): Die schwule Geschichte Dänemarks bis zum Ersten Weltkrieg, eine konstruktivistische Interpretation, in: Dokumentation einer Vortragsreihe in der Akademie der Künste. 100 Jahre Schwulenbewegung, Berlin, S. 189 ff.

Raja Halwani

Essenzialismus, Sozialkonstruktionismus und die Geschichte der Homosexualität

Mit der bemerkenswerten Ausnahme John Boswells haben die meisten Historiker der Sexualität das Modell des Sozialkonstruktionismus in der einen oder anderen Form für ihre Arbeit angenommen. Sie haben entweder ihre Forschungen auf der Annahme gegründet, dass der Sozialkonstruktionismus wahr ist, oder sie haben zu zeigen versucht, dass er wahr ist. Einige Historiker haben eine Stellungnahme zu dieser Frage vermieden. Sehr wenige haben ohneweiteres den Essenzialismus ihrer Arbeit zugrunde gelegt. Man kann den Sozialkonstruktionismus als eine These zur Sprache oder zur Erkenntnistheorie oder zur Ontologie deuten. Als sprachtheoretische These besagt er, grob gesprochen, dass vor einer bestimmten zeitlichen Epoche (gewöhnlich das neunzehnten Jahrhundert) die Wörter »homosexuell« und »Homosexualität« nicht existierten. Als erkenntnistheoretische These behauptet der Sozialkonstruktionismus, dass vor einer bestimmten Zeit die Menschen keine Kenntnis von dem Phänomen

homosexueller Menschen und/oder vom Konzept der Homosexualität besaßen. Als ontologische These behauptet er, dass vor einer bestimmten Zeit Homosexualität schlicht nicht existierte: Homosexuelle habe es nicht gegeben. Demnach ist die Homosexualität eine zeit- und kulturabhängige Eigenschaft. Andererseits behauptet der Essenzialismus, dass Homosexualität eine ahistorische und kulturübergreifende Eigenschaft ist. (Im ersten Abschnitt dieses Textes werde ich auf diesen drei Ebenen argumentieren.) Es ist aber meine eigentliche Absicht, mich mit dem Sozialkonstruktionismus als ontologischer These auseinanderzusetzen.

Die erste Annahme dieses Textes lautet, dass der Essenzialismus vollständig mit der historischen (sowie mit der zeitgenössischen anthropologischen) Evidenz kompatibel ist, was ich zu beweisen versuche. Ich werde sogar für eine noch stärkere These argumentieren, nach der es gegenwärtig *keine* historische Evidenz gibt, mit der schlüssig gezeigt werden könnte, dass der Essenzialismus falsch ist. Um dem Vorwurf der Trivialität zu entgehen, werde ich zudem behaupten, dass die historische Evidenz dem Sozialkonstruktionismus eine weniger hohe Wahrscheinlichkeit zukommen lässt als dem Essenzialismus. Das bedeutet, dass beide, Essenzialismus wie Sozialkonstruktionismus, unter historischem Gesichtspunkt gleich wahrscheinlich sind.

In gewisser Hinsicht ist meine Intention in den folgenden Darlegungen eher bescheiden. Ich argumentiere nicht für irgendetwas Positives; ich behaupte nicht, dass der Essenzialismus wahr ist, obwohl ich ihn für wahr halte. Ich möchte lediglich behaupten, dass bisher die Wahrheit des Sozialkonstruktionismus in historischer Hinsicht nicht gezeigt wurde. Zudem werde ich neben einigen allgemeinen Bemerkungen zu Essenzialismus und Sozialkonstruktionismus vor allem die Beziehung zwischen diesen beiden Sichtweisen und der historischen Evidenz betrachten.

Im ersten Abschnitt unterscheide ich drei Spielarten von Sozialkonstruktionismus. Im zweiten Abschnitt referiere ich Beweismittel, die von Historikern zur Verteidigung des Sozialkonstruktionismus vorgelegt wurden, sowie die Argumente, mit denen sie diese Beweismittel vermeintlich begründen können. Ich erörtere die Standpunkte von George Chauncey, Neil Miller und Alan Bray und behaupte, dass deren Ansichten nicht haltbar sind. Im dritten Abschnitt diskutiere ich die Position David Halperins und begründe, warum ich die historische Evidenz für vollständig vereinbar mit dem Essenzialismus halte. Im vierten Abschnitt argumentiere ich, dass beide Ansätze, Essenzialismus und Sozialkonstruktionismus, im ontologischen Sinne und bei gegebener historischer Evidenz gleich wahrscheinlich sind. Außerdem führe ich einige Gründe an, die für die These sprechen, dass vor dem Hintergrund unserer bekannten Geschichte eine historische Evidenz weder für den essenzialistischen noch für den sozialkonstruktionistischen Ansatz spricht. Im fünften und letzten Abschnitt zeige ich, dass es unter der Voraussetzung einer fehlenden derartigen Evidenz gute Gründe gibt, den essenzialistischen Ansatz zu akzeptieren.

1. Drei Formulierungen des Sozialkonstruktionismus (und Essenzialismus)

Der Sozialkonstruktionismus (und zugleich, wenn auch im Gegensatz dazu, der Essenzialismus) kann aus drei unterschiedlichen Perspektiven untersucht werden: auf der terminologischen, auf der erkenntnistheoretischen und auf der ontologischen Ebene. Auf der erstgenannten Ebene wird behauptet, dass der Ausdruck »homosexuell« nicht vor einer bestimmten Zeit und nicht außerhalb bestimmter Kulturen existierte. Dem liegt die Überlegung zugrunde, dass »homosexuell« als Terminus eine Erfindung der Wissenschaft in der westlichen Welt des neunzehnten Jahrhunderts ist. Vor dem neunzehnten Jahrhundert gab es keinen Sachverhalt, der als »homosexuell« zu bezeichnen ist.[1] Obwohl diese Behauptung zutrifft, ist sie nicht sehr wichtig. Wörter, Termini und Ausdrücke werden jederzeit geprägt, ohne dass notwendigerweise entsprechende ontologische Entitäten vorhanden sind. Damit soll natürlich nicht behauptet werden, dass uns Wörter nicht auch oft unterschiedliche Sichtweisen auf die Realität eröffnen. Wenn beispielsweise [die afroamerikanische Romanautorin und Nobelpreisträgerin] Toni Morrison den Ausdruck »whitewoman« verwendet, zwingt sie uns, die Welt auf neue Weise zu sehen. Wir beginnen jetzt zu verstehen, dass eine bestimmte Art von Personen, whitewomen, existiert. Entscheidend ist jedoch, dass Toni Morrison diese Personengruppe *nicht geschaffen hat*, dass vielmehr ihr Ausdruck uns hilft, die

[1] Im englischen Sprachgebiet 1892, im deutschen Sprachgebiet 1869 (nach Halperin 1872 im deutschen Sprachgebiet, siehe Halperin 1990, S. 15).

Welt anders zu ordnen. Ob eine solche Klassifikation letztlich korrekt ist oder nicht, wäre zu prüfen. Ich möchte mich hier aber nicht mit der terminologischen Ebene beschäftigen.

Auf der erkenntnistheoretischen Ebene wird behauptet, dass die Menschen vor einem bestimmten Zeitpunkt keine Wahrnehmung oder Idee oder Konzeption[2] des Homosexuellen besaßen, von einer Person, deren erotische und sexuelle Fantasien ausschließlich oder in erster Linie auf Angehörige des eigenen Geschlechts gerichtet sind.[3] Die Vorstellung hierbei ist ungefähr die folgende: Wenn wir jemandem begegnen, etwa einem Mann aus der griechischen Antike, dem wir beschreiben, was ein Homosexueller ist, dann findet der Mann unsere Beschreibung bestenfalls bizarr oder im ungünstigsten Fall unverständlich. Die Erörterung des Aristophanischen Mythos im *Symposium* durch David Halperin soll uns eben dies zeigen, dass Aristophanes nicht, wie der erste Eindruck nahelegen könnte, eine klare Unterscheidung von Homosexuellen und Heterosexuellen kennt. (Halperin 1990, S. 18-24) Ein essenzialistischer Einwand auf dieser erkenntnistheoretischen Ebene würde etwa lauten, dass damals ein Bewusstsein von Homosexualität durchaus vorhanden war, obwohl nicht notwendigerweise weit verbreitet. Es ist hier entscheidend, den genauen Zeitpunkt und den geografischen Ort der strittigen Phänomene zu benennen. Wenn man beweisen kann, dass Homosexualität im Florenz der Renaissance kein fremdes Konzept war, dann hat man noch nichts Einschlägiges über andere Orten und Zeiten ausgesagt. Sofern jedoch die sozialkonstruktionistische These lautet, dass *vor* einem bestimmten Zeitpunkt ein solches Konzept nicht existierte, würde schon ein einziger Fall zur Widerlegung ausreichen.

Bevor ich fortfahre, möchte ich noch einige weitere Bemerkungen zur Erkenntnistheorie anbringen. Zunächst scheint das Vorhandensein des Homosexualitätskonzepts vor dem neunzehnten Jahrhundert beweisbar zu sein.[4] Das umstrittenste Beweisstück findet sich an jener Stelle in der Rede des Aristophanes im *Symposion*, wo er die Liebe erklärt, indem er ihren Ursprung beschreibt. Ich möchte nicht diesen ›Mythos‹ nacherzählen, ich will aber den wichtigen Satz hier zitieren, der viele Forscher, unter ihnen auch Boswell, zu dem Glauben veranlasste, Aristophanes kannte die Homosexualität: in 192 B sagt Aristophanes: »Nachdem sie erwachsen sind, lieben sie Knaben, und auf Ehe und Kinderzeugung lenken sie nicht von Natur den Sinn, sondern sie werden durch das Gesetz genötigt. Sie selbst wären zufrieden, miteinander ehelos zu leben.« (Platon 1994, S. 59) Halperin ist nicht überzeugt, dass Aristophanes hier über Homosexuelle sprach. Nach Halperin haben wir keinen Anlass zu der Annahme, dass Frauen, die Frauen begehren, und Männer, die Männer begehren, von Aristophanes unter eine gemeinsame Kategorie subsumiert werden. Geht man davon aus, dass wir dies inbezug auf die Kategorie Homosexualität tun, dann folgt daraus, dass Aristophanes nicht notwendigerweise an Homosexualität gedacht haben muss. Zudem gibt es innerhalb der Kategorie Mann einen entscheidenden Punkt, der bedacht sein will: Aristophanes sprach von Männern, die Knaben lieben, und von Knaben, die Männer lieben. Die Männer, von denen Aristophanes unserer Ansicht nach sprach, sind keine Homosexuellen im heutigen Sinn, denn die Männer liebten Knaben, und die Knaben liebten (vielleicht asexuell) Männer. Kurz gesagt, dachte Aristophanes nicht an das gleiche wie wir, wenn wir von Homosexualität sprechen.

Zwei Punkte sind hervorzuheben. Erstens hat Aristophanes zu der Frage, ob Frauen und Männer, die Personen des eigenen

---

[2] Ich nehme an, dass man ein Kozept von etwas haben könnte, ohne einen Terminus zu kennen, der das Konzept bezeichnen könnte. Beispielsweise hatten manche Gesellschaften ein Konzept davon, was es bedeutet, von den Europäern erobert und ausgeplündert zu werden, obwohl ihnen der Terminus »Kolonialismus« nicht zur Verfügung stand.

[3] Diese Definition gab Michael Ruse, Ruse 1988, S. 1. Sie könnte für Sozialkonstruktionisten und für Essenzialisten gleichermaßen akzeptabel sein. Erstere bestreiten nicht, dass Homosexuelle solche Wünsche und Fantasien haben. Somit sagt die Definition nichts darüber aus, in welchem Grad jemand der einen oder der anderen Position zuneigt.

[4] Ein solcher Beweis findet sich bei Boccaccio. Im *Decamerone* erzählt Giovanni Boccaccio die Geschichte eines reichen Mannes, der in Perugia eine Frau heiratete, ohne diese Heirat wirklich zu wollen. Ungünstig für Pietro di Vinciolo war, dass er eine »üppige junge Frau mit rotem Haar und einem leidenschaftlichen Temperament geheiratet hatte, die ganz gut mehrere Ehemänner brauchen könnte und nicht nur einen einzigen und die nun erleben musste, dass das Herz ihres Gatten nicht ihr gehörte, sondern irgendwem anderen.« (Mitchell 1995, S. 10) Pietro hatte kein Bedürfnis nach Geschlechtsverkehr mit seiner Ehefrau und es gab daher auch keinen Sex zwischen den Eheleuten. Seine Frau beschließt, fremd zu gehen, und Pietro erwischt sie beim Ehebruch. Er löst das Problem, indem er dafür sorgt, dass der junge Mann, mit dem seine Frau schlief, am Ende zu Pietro ins Bett steigt. Es kommt auf das gleiche hinaus, ob die Geschichte völlig fiktiv ist oder ob Boccaccio sie nach einer wahren Begebenheit aufgezeichnet hat: Die Möglichkeit, dass Homosexuelle existierten, war wenigstens für einige Italiener im vierzehnten Jahrhundert nicht allzu unvertraut.

Geschlechts begehren, unter eine Kategorie subsumierbar sind, geschwiegen. Soweit argumentiert Halperin korrekt. Allerdings ist etwas anderes entscheidend. Für den Essenzialismus ist es kein essenzieller Grundsatz, dass homosexuelle Männer und homosexuelle Frauen auf die gleiche Art geschlechtlich begehren müssen, um tatsächlich als Homosexuelle zu gelten. Hingegen *ist* es für den Essenzialismus essenziell, dass sie (a) Personen des eigenen Geschlechts erotisch und geschlechtlich begehren und dass sie (b) ihnen dieses Begehren objektiv und intrinsisch eignet und nicht nur in Abhängigkeit von einer partikularen Kultur. Halperin attackiert hier lediglich ein irrelevantes Element des Essenzialismus.

Der zweite Punkt betrifft die Tatsache, dass Aristophanes in der Frage unentschieden scheint, wie er die Beziehung zwischen dem Lebensalter der Männer und ihre Liebe füreinander beschreiben solle. Tatsächlich spricht er von Männern, die Knaben begehren und vice versa. Zugleich aber spricht er von Männern, die zufrieden »wären, miteinander ehelos zu leben« (obiges Zitat). Zudem erzählt er uns, dass jeder von ihnen, wenn er das Glück hat, seine andere Hälfte zu finden, niemals die gefundene Gemeinschaft aufgeben wolle. Nimmt man an, dass die beiden Hälften gleichaltrig sind, so impliziert dies den Wunsch nach einer lebenslangen Gemeinschaft: »Diese sind es auch, die gemeinsam das ganze Leben zubringen [...] « (192 C) Aristophanes scheint hier zwischen zwei entgegengesetzten Positionen zu schwanken: einerseits die logische Implikation seines eigenen Mythos und zum anderen die in Athen üblichen Mann-Knabe-Beziehungen. Entscheidend ist hier indes, dass für Aristophanes die generelle Möglichkeit zweier etwa gleichaltriger Männer, die sich sexuell begehren, durchaus nicht fremd gewesen ist.

Trotz dem soeben Gesagten ist es schwierig zu verstehen, unter welchen Voraussetzungen ein Bewusstsein von Homosexualität entstehen kann. Damit ist gewiss noch nicht erwiesen, dass Homosexualität existierte. Allenfalls könnte als erwiesen gelten, dass eine Idee von der Homosexualität vorhanden gewesen sein könnte. Doch selbst wenn wir nur die Möglichkeit ohne das tatsächliche Vorhandensein der Homosexualität einräumen, können wir doch auf einen ähnlichen Sachverhalt wie oben hinweisen: die Tatsache – falls es denn eine Tatsache ist –, dass Menschen in der fernen Vergangenheit eine Vorstellung von der Homosexualität besaßen, bedeutet nicht, dass es damals schon Homosexuelle gegeben hat. Diesen ontologischen Anspruch müssen wir bei der folgenden Argumentation beachten. Andererseits würde auch die Abwesenheit einer Vorstellung von Homosexualität nicht viel verändern. Die Tatsache, dass die Menschen in der Vergangenheit nicht wussten, dass Licht aus Photonen besteht, heißt nicht, dass damals Licht nicht aus Photonen bestanden hat. Etwas ähnliches gilt inbezug auf die Homosexualität.

Auf der ontologischen Argumentationsebene behaupten die Sozialkonstruktionisten, dass es vor einem bestimmten Zeitpunkt keine Homosexuellen gab. In den Worten von Edward Stein ist die sexuelle Orientierung »kulturabhängig, relational und womöglich nicht objektiv«. (Stein 1992, S. 325) Homosexuelle betraten demnach die Szene in einer bestimmten Kultur, und nur in Relation zu dieser Kultur ist Homosexualität eine relationale Eigenschaft. Essenzialisten behaupten im Gegensatz dazu, dass Homosexualität objektiv, intrinsisch und kulturunabhängig ist. Wenn Homosexualität existiert, dann ist dies unabhängig von gesellschaftlichen und kulturellen Faktoren der Fall und zwar, weil ihre Ursprünge oder Ursachen kulturunabhängig sind. Sie sind entweder genetisch oder hormonal oder ödipal oder irgendwie kombiniert.[5]

Ich habe im obigen Abschnitt die Vorstellung von ›Ursachen‹ erwähnt: es ist nun wichtig zu beachten, dass der Sozialkonstruktionismus nach Richard Mohr als eine anti-realistische These wie auch als eine anti-essenzialistische These konstruiert werden kann. (Mohr 1992, S. 222 f.) Im ersteren Fall liefe der Sozialkonstruktionismus darauf hinaus, dass es keine hinreichenden Ursachen in der Natur gibt, die die Homosexualität (und vermutlich die Heterosexualität) erklären könnten. Oder anders gesagt ist es erforderlich,

[5] An dieser Stelle ist besondere Vorsicht geboten. Beispielsweise wäre es überraschend, wenn sich die psychoanalytische Theorie als unabhängig von allen Umgebungseinflüssen erweisen würde. Die wichtige Rolle des Vaters in der Familie ist gewiss an eine patriarchalische Gesellschaft gebunden, an eine (hoffentlich) nur kontingente gesellschaftliche Konfiguration. Zudem determinieren die Gene nicht vollständig den Phänotyp eines Organismus. Dieser ist vielmehr Resultat der Kollaboration mit der Umwelt. Ich erörtere das im Kapitel 4 der vorliegenden Arbeit. – Ian Hacking (1992) vertritt die Ansicht, dass gesellschaftliche Ursachen zur Erklärung der Homosexualität nicht ausreichen; gleichwohl seien sie aber notwendig. Er argumentiert, dass homosexuelle Akte intentionale Handlungen sind, die demzufolge für den Akteur eine gewisse Deskription erfordern, um seiner Intention gemäß zu agieren. Ferner ist die Deskription des homosexuellen Akts eine soziale Konstruktion, woraus folgt, dass die Homosexualität ebenfalls eine soziale Konstruktion ist. Richard Mohr (1992, S. 228-235) bietet eine exzellente Kritik der Hackingschen Ansicht.

auf gesellschaftliche und kulturelle Ursachen zurückzugreifen, um eine befriedigende Erklärung der Homosexualität oder der Abwesenheit von Homosexualität zu geben. Als anti-essenzialistische These konstruiert enthielte der Sozialkonstruktionismus Aussagen über die Definition von »Homosexualität«: Es gibt keine objektive Definition für Homosexualität, die kulturübergreifend und/oder epochenübergreifend gilt, und »wenn der Ausdruck ›Homosexualität‹ in verschiedenen Kulturen angewendet wird, so ist diese Anwendung fragwürdig«. (Mohr 1992, S. 223)

Mohrs Unterscheidung ist richtig, da die Frage der Ursachen und die Frage der Definitionen logisch distinkt sind. Wir könnten beispielsweise eines Tages entdecken, dass es keine hinreichenden natürlichen Ursachen für Homosexualität gibt, und dennoch könnten wir »Homosexualität« definieren, indem wir die Definition allein auf das Sexualverhalten zwischen Geschlechtsgleichen gründen und dem eine transkulturelle Geltung zuordnen. Beide Fragen sind jedoch verknüpft: würde eine genetische Erklärung der Homosexualität entdeckt werden, dann wäre dies ein exzellenter Anlass, um »Homosexualität« in genetischen Termini zu definieren. Die Definition wäre dann quasi automatisch gesellschafts- und kulturunabhängig.

Bevor wir fortfahren, möchte ich noch einmal betonen, dass ich (a) Essenzialismus und Sozialkonstruktionismus auf der ontologischen Ebene diskutiere, dass ich mich (b) auf den realistischen/antirealistischen Aspekt der Debatte konzentriere und dass ich mich (c) mit jenem Aspekt des Sozialkonstruktionismus befasse, den man mit einem Ausdruck von Ed Stein als »nicht leere Kategorie« bezeichnen könnte, also dem Aspekt, nach dem der Ausdruck »homosexuell« einen bestimmten Personentyp bezeichnet, der allein innerhalb bestimmter kultureller und zeitlicher Grenzen existiert.

2. Ansichten einiger Historiker über die ›Konstruktion‹ der Homosexualität

Einige Historiker des Geschlechtslebens müssen gar nicht besonders tief in die Vergangenheit eintauchen, um festzustellen, dass Homosexualität damals nicht existierte. So will etwa George Chauncey in seinem Buch *Gay New York* anscheinend behaupten, dass es am Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts in New York City keine Homosexuellen im heutigen Verständnis gegeben habe: »Vor allem war es keine Welt, in der die Männer in ›Homosexuelle‹ und ›Heterosexuelle‹ unterteilt waren.« (Chauncey 1994, S. 12) Chauncey möchte begründen, dass »in entscheidender Hinsicht die hetero-homosexuelle Binarität, jenes heute in der amerikanischen Kultur hegemoniale sexuelle Regime eine erstaunlich junge Schöpfung ist« (S. 13). Er argumentiert folgendermaßen: Zu Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts, etwa bis zum Weltkrieg, verlief die Einteilung im wesentlichen zwischen »fairies« oder »pansies« und »trade« oder »richtigen Männern«. Entscheidend für diese Zweiteilung war nicht die sexuelle Objektwahl, sondern die Geschlechterrolle der betreffenden Person. Folglich galt ein Mann, der Sex mit anderen Männern suchte *und* effeminiert war, als fairy oder pansy. Ein Seemann jedoch, dessen Geschlechterrolle einem ›normalen‹ Mann entsprach, wurde als »trade« bezeichnet. »Die Normabweichung (oder ›queerness‹) des ›fairy‹ war sowohl durch seinen ›frauenähnlichen‹ Charakter oder seine ›Effemination‹ definiert wie durch sein Werben um männliche Sexualpartner; der ›Mann‹, der – gleichgültig wie oft – auf dieses Werben einging, galt nicht als abnorm oder ›homosexuell‹, solange er die männlichen Geschlechtsrollenkonventionen beachtete« (S. 13). Schließlich begannen zwischen 1910 und 1930 die nicht effeminierten Männer (die zudem die effeminierten Männer ablehnten), die aber sexuell mit anderen Männern verkehrten, sich selbst als »queer« zu bezeichnen. Um die Wahl solcher Etikettierungen zu verstehen, muss man die Rolle bedenken, die die Geschlechterrollen dabei spielen. Wollten wir nämlich versuchen, die Etiketten allein an die sexuelle Objektwahl zu heften, so gerieten wir in beträchtliche Schwierigkeiten. Fairies, trade und queers wollen gern Sex mit Männern haben. Was die drei Typen jedoch unterscheidet betrifft allein die Geschlechterrollen. Fairies waren effeminiert, trade-Männer waren maskulin, ohne dass ihnen ihren Wunsch nach Sex mit Männern, besonders mit effeminierten, problematisch erschienen wäre. (Viele dieser trades hätten sich selbst vermutlich als ›heterosexuell‹ bezeichnet.) Queers waren maskuline Männer, die andere maskuline Männer begehrten.

Chaunceys Analyse ist zweifellos sehr interessant, sie ist aber gewiss nicht gleichbedeutend mit einer Begründung des Sozialkonstruktionismus. Zunächst schreibt Chauncey selbst an vielen Stellen so, als ob es ihm nur um Taxonomie oder Klassifikation geht: »In den 1930er, 40er und 50er Jahren ersetzte die heute übliche *Einteilung* der Männer in ›Homosexuelle‹ und ›Heterosexuelle‹ die *Einteilung* der Männer in ›fairies‹ und ›normale

Männer« auf Basis ihrer vermuteten Vorlieben im Geschlechtsverkehr.« (S. 13, Herv. von Halwani) Und: »Einen Zugang zum Verständnis der Unterschiede zwischen den *konzeptionellen Schemata*, nach denen männliche Sexualbeziehungen und Identitäten in der ersten und in der zweiten Hälfte des zwanzigsten Jahrhundert *organisiert* waren, kann man durch Betrachtung des Wandels gewinnen, dem die populären Ausdrücke *zur Bezeichnung* homosexuell aktiver Männer unterworfen waren.« (S. 14, Herv. von Halwani) Die Ausdrücke »Einteilung«, »organisiert«, »konzeptionelle Schemata« bedeuten, dass die Klassifikation von homosexuell aktiven Männern als fairies, trade und queers aus einer gesellschaftlichen Praxis resultieren. Damit ist aber keineswegs gezeigt, dass es keine Homosexuellen gab. Es wird lediglich gezeigt, dass die Ausdrücke »Homosexueller« und »Heterosexueller« nicht in Gebrauch waren oder ihr Gebrauch nur wenig verbreitet war. Chaunceys Ausführungen können nicht einmal zeigen, dass Personen, Homosexuelle und Heterosexuelle, zu Beginn dieses Jahrhunderts das Konzept der Homosexualität nicht kannten. Ein fairy oder ein Seemann könnten sehr wohl verstanden haben, dass es Männer gibt, die ausschließlich andere Männer geschlechtlich begehren: Der fairy würde sich selbst als einen von diesen bezeichnen, und der Seemann würde ebenfalls auf diesen fairy als Beispiel verweisen können.

Chauncey folgt einer ähnlichen Argumentationslinie wie andere Historiker der Sexualität: man findet eine oder mehrere Eigenschaften (bei Chauncey sind es Effimination und Maskulinität), die bestimmend oder sogar definierend sind für die sexuel Normen einer bestimmten Gesellschaft; sodann behauptet man, diese Eigenschaften ist nicht vorhanden in oder nicht essenziell für gegenwärtige Sexualnormen; daraus wird dann der Schluss gezogen, dass das, was heute als Homosexualität und Heterosexualität existiert, in der fraglichen Gesellschaft nicht existierte. Dieser Gedankengang ist fehlerhaft. Nach einer kurzen Diskussion der Ansichten von Neil Miller und Alan Bray werde ich mich mit David Halperin auseinandersetzen. Ich hoffe, dass es mir gelingt, die Fehler dieser Argumentation klarzulegen.

In der Einleitung zu *Out of the Past* schreibt Neil Miller, sein Buch gehe von der Annahme aus, »dass gegen Ende des neunzehnten Jahrhunderts im Westen eine moderne Vorstellung von homosexueller Identität in Umrissen hervorzutreten begann. Seit jenem historischen Augenblick war es möglich, sich selbst als jemand zu begreifen, der durch das Attrahiertsein durch Personen des eigenen Geschlechts definiert ist – unabhängig von allen Inversionen der Geschlechterrolle – und später wurde es möglich, auf dieser Basis eine Gemeinschaft zu konstruieren.« (Miller 1995, S. XXI) Weiterhin erzählt Miller, dass es eine Spaltung der Historiker in Essenzialisten und Sozialkonstruktionisten gibt. Die ersteren glauben, es habe in der Vergangenheit immer eine schwule Identität und Subkultur gegeben. Die anderen glauben hingegen, dass nur bestimmte Gesellschaften hinreichende Bedingungen für die Entstehung schwuler Identität und Subkultur ausbildeten. Miller sieht sich selbst auf der Seite der Sozialkonstruktionisten, weil »diese [außerhalb Europas und vor 1800 existierenden] Identitäten sich sehr stark von unseren eigenen unterschieden [...] Vor allem aber waren sie [die schwulen Prototypen] nicht durch ihre sexuelle Orientierung oder Attraktion definiert: Der Homosexuelle der antiken Welt war ein Jedermann und nicht ein spezifischer ›Typ‹.« (S. XXII)

Millers Ausführungen illustrieren ausgezeichnet die Konfusion, die die Debatte zwischen Essenzialisten und Sozialkonstruktionisten prägt. Ein Begriff, der häufig in die Irre führt, lautet »homosexuelle Identität«. Eine sinnvolle Verwendung dieses Begriffs wäre etwa die Bezeichnung einer Person, deren Eigentümlichkeit weitgehend durch Sexualität geformt wird. Demnach wäre die Behauptung, dass ich eine homosexuelle Identität besitze, ungefähr dasselbe wie die Behauptung, dass meine Homosexualität für die Frage, was für eine Person ich bin, eine sehr wichtige Rolle spielt, indem sie in meinem gesellschaftlichen, politischen, moralischen, emotionalen und intellektuellen Leben gegenwärtig ist. Es ist jedoch sehr gut vorstellbar, dass es eine Person gibt, die ein Homosexueller / eine Homosexuelle ist, ohne eine homosexuelle Identität zu haben. Etwa ein Priester, der entsprechend sexuell disponiert ist, der aber sein Keuschheitsgelübde sehr ernst nimmt und der Ansicht ist, sein Sexualleben sei für ihn unwichtig. Ich möchte behaupten, dass eine solche Person keine sexuelle Identität hat.[6] Es ist jetzt entscheidend, in der Identitätsfrage zwischen den Wörtern »homosexu-

[6] Cum grano salis gesprochen. Natürlich können wir ihn stets als homosexuell identifizieren, und in einem minimalen Sinn hat eine solche Person eine homosexuelle Identität. Es scheint mir aber besser zu sein, in diesem minimalen Sinn einer »Identität« den Ausdruck »homosexuelle Identität« zu vermeiden, da er irreführend wäre.

ell« und »schwul«[7] zu unterscheiden. Das letztere ist mit enormen gesellschaftlichen, politischen und kulturellen Konnotationen befrachtet, wodurch es unserem Jahrhundert und bestimmten geografischen Regionen besonders eng verbunden ist. Tatsächlich wird »schwul« häufig verwendet, um eine bestimmte Lebensweise zu bezeichnen. Der Ausdruck »schwule Identität« ist dabei redundant, denn falls »schwul« unter anderem bedeutet, dass man an Straßenumzügen teilnimmt, sich in der Bewegung betätigt, in Schwulen- und Lesbenbars geht, auf Homophobie ablehnend reagiert usw., dann bildet die Homosexualität tatsächlich einen großen Bereich dessen, was die betreffende Person *ist*. Gewiss kann es bei diesem Verständnis von »schwul« und »homosexuell« sinnvoll sein, wenn man von jemandem sagt: »Er ist ein Homosexueller, aber er ist nicht schwul«, (ob die Umkehrung des Satzes wahr sein kann, wäre zu diskutieren). Darüberhinaus wird es bei diesem Verständnis der Wörter eine triviale Wahrheit, dass vor dem neunzehnten Jahrhundert niemanden mit einer schwulen Identität existiert hat.

[7] Anm. d. Übers.: Halwanis Ausdruck »gay« wurde stets mit »schwul« übersetzt, was nur ungenau dem Bedeutungsgehalt von »gay« entspricht. Während »schwul« seit dem frühen neunzehnten Jahrhundert in der Unterschicht als meist schmähende und beleidigende Bezeichnung für Homosexuelle gebräuchlich war, die etwa seit 1970 von der westdeutschen Schwulenbewegung emanzipatorisch umgewertet wurde, war »gay« im angloamerikanischen Sprachgebrauch des zwanzigsten Jahrhunderts eine euphemistische und verharmlosende Tarnbezeichnung für Homosexuelle. Diesen beschwichtigenden Nebensinn, der bei »schwul« völlig fehlt, hat »gay« auch in der neueren englischen und nordamerikanischen Gay Rights Movement nicht verloren.

Es ist aber keineswegs eine selbstverständliche Annahme, dass es vor dem neunzehnten Jahrhundert niemanden mit einer homosexuellen Identität gegeben hat. Vielleicht hat es sie gegeben. Doch selbst wenn es sie nicht gegeben hat, würde dies nicht heißen, dass es keine Homosexuellen gegeben hat. Es würde lediglich heißen, dass diese Homosexuellen und die Gesellschaften, in denen sie lebten, ihre Sexualität, grob gesagt, nicht als Teil dessen auffassten, was sie waren. Wenn es eine Gesellschaft gibt (oder gab), in der um den Sex als solchen nicht viel Aufhebens gemacht wird und in der Heterosexualität nicht zur Norm erhoben wird, dann würde es in dieser Gesellschaft vermutlich keinen erkennbaren Grund geben, dass Homosexualität oder Heterosexualität konstitutive Elemente im Charakter der Einwohner werden.

Das Vorhandensein einer homosexuellen Identität ist, wie wir gesehen haben, keine essenzielle Bedingung des Essenzialismus. Dies gilt ebenfalls für das Vorhandensein einer homosexuellen oder schwulen »Subkultur«. Obwohl das antike Athen oftmals so dargestellt wird, als ob es das Greenwich Village der antiken Welt gewesen sei, gilt die Formation einer homosexuellen Subkultur nicht als Grundannahme der Essenzialisten. Die minimale aber zentrale Annahme des Essenzialismus lautet hingegen, dass Homosexuelle in der Vergangenheit existiert haben, und diese Annahme folgt aus jener anderen, nach der Homosexualität eine intrinsische, kulturunabhängige und objektive Eigenschaft einiger Menschen ist. Es ist für Miller ungünstig, dass er sich auf zwei nicht zentrale Annahmen des Essenzialismus kapriziert hat.

Alan Brays wundervolles Buch *Homosexuality in Renaissance England* ist vom Autor dem sozialkonstruktionistischen Lager zugeordnet worden. »Dieses Buch habe ich im wesentlichen in dieser Tradition [der Tradition von Michel Foucault und Jeffrey Weeks] geschrieben«, teilt er uns in der Einleitung mit. (Bray 1995, S. 9) Welches aber sind seine Begründungen? Die wichtigste lautet, dass es sehr schwierig sei, sich von einem essenzialistischen Standpunkt aus mit der Geschichte zu befassen: Die Quellen verwenden, auch wenn sie Homosexualität erwähnen, Ausdrücke, die noch andere Bedeutungen haben (S. 8). Wenn der Historiker schließlich die Perspektive des Philosophen und des Theologen einnehmen muss, erlebt er eine Enttäuschung: »Der Forscher wird bald feststellen, dass es Verhaltensweisen gab, die wir gewöhnlich als homosexuell bezeichnen, die aber die damaligen Zeitgenossen in völlig anderen Begriffen wahrgenommen haben.« (S. 9) Wir wollen prüfen, wie sich diese generelle Überlegung in Brays Werk auswirkt.

Im ersten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts entstand in London das Phänomen der Molly Houses. Das waren öffentliche oder private Orte, an denen sich Homosexuelle begegnen konnten. Ferner: »Die Molly Houses und die Gelegenheitstreffpunkte wie der St. James's Park waren keine abgeschiedenen Bereiche. Sie waren vielmehr Teil einer spezifisch homosexuellen Welt, einer Gesellschaft in der Gesellschaft.« (S. 85) Eben diese gesellschaftliche und kulturelle Dimension unterscheidet die Homosexualität des achtzehnten Jahrhunderts von der Homosexualität, die es davor gegeben hat. Die Differenz liegt weniger in der Existenz dieser Häuser, denn etwas

Online-Edition 2024 - PDF-Seite 1266

ähnliches gab es bereits vor dem achtzehnten Jahrhundert. Eher ist die Differenz darin zu sehen, dass die Molly Houses ein signifikanter Teil der Gesellschaft waren: »ihre [der Molly-House-Gesellschaft] Produktion eigener distinkter Konventionen wie Kleidermoden, Sprechstile, ein eigener Jargon, besondere Gesten und Handlungsweisen mit bloß intern verständlicher Bedeutung« (S. 86). Besonders auffällig an der Molly-House-Gesellschaft war die starke Ausprägung von Effemination und Transvestitismus (S.86), wobei dieser Transvestitismus von den Beteiligten intendiert war, nicht zur Täuschung der Öffentlichkeit über das wahre Geschlecht, sondern beschränkt auf die quasi private Sphäre im Molly House – und es »hatte etwas zu tun mit Homosexualität« (S. 88). Am wichtigsten aber war das Entstehen einer neuen Wahrnehmungsweise der Homosexualität parallel zur Kultur der Molly Houses: der maßgebliche Aspekt war von nun an nicht mehr der *Akt*, sondern die *Person*; Homosexualität wurde jetzt eher als Charaktereigenschaft bestimmter Personen gesehen und weniger als eine Sünde oder ein Laster, in das prinzipiell jeder verfallen kann (S. 104). Bray stellt nach diesem Befund die folgende Frage: Nimmt man an, dass sich dieser Wahrnehmungswandel eher revolutionär als evolutionär vollzog (was vermutlich eine falsche Annahme ist, doch wollen wir sie als zutreffend gelten lassen) –, *warum* ist dies geschehen?

Brays Antwort ist höchst erstaunlich: »Es gibt keine Antwort auf diese Frage, wenn man sich nur auf dem Gebiet der Geschichte der Homosexualität bewegt. Der Grund dafür ist [...] dass eine umfassende Geschichte der Homosexualität bisher nicht geschrieben wurde, noch gibt es eine Geschichte ›der Familie‹ oder selbst eine Geschichte der Sexualität. Diese Dinge erhalten ihre Bedeutungen von den unterschiedlichen Gesellschaften, die ihnen eine Form geben; wenn diese Formen sich verändern, dann aufgrund des gesellschaftlichen Wandels« (S. 104). Tatsächlich versucht Bray die Frage in Begriffen des gesellschaftlichen Wandels zu beantworten. Der Wandel in der Wahrnehmung der Homosexualität ist Teil eines umfassenden allgemeinen Wahrnehmungswandels; er ist Teil der Entwicklung von Empirismus, Individualismus und naturwissenschaftlichem Geist, die im achtzehnten Jahrhundert begannen, die englische Gemütsverfassung zu okkupieren.

Ich habe den Eindruck, dass in dieser Argumentation ein großer Irrtum enthalten ist. Wenn wir unter »Familie« eine spezifische Form familialen Arrangements verstehen, die in einer bestimmten Zeit an einem bestimmten Ort existiert, dann hat sie tatsächlich keine Geschichte. Doch haben wir in diesem Fall die Geschichte nur dadurch ausgestrichen, dass wir »die Familie« in eben dieser Weise definierten. Wenn wir jedoch »die Familie« in weniger spezifischen Begriffen definieren, etwa als »eine zusammenwohnende Gruppe von Individuen, die mindestens aus Eltern und einem Kind besteht«, dann kann man gewiss eine ordentliche Geschichte schreiben. Ähnliches gilt für »Sexualität«. Ich will jedoch mehr darüber bei der Diskussion der Ansichten Halperins sagen. Und ähnliches gilt auch für »Homosexualität«. Warum kann sich Alan Bray die Besucher der Molly Houses nicht als Homosexuelle denken, die unter den Bedingungen der Gesellschaft, in der sie lebten, effeminiert und transvestitisch waren? Warum kann die Geschichte der Homosexualität, oder wenn man so will, ein Teil dieser Geschichte nicht darin bestehen, dass die Ursachen dafür aufgedeckt werden, dass die Homosexualität in unterschiedlichen historischen Epochen in unterschiedlichen Verkleidungen vorkam? Warum sollte man nicht fragen: »Warum waren die Homosexuellen in den Molly Houses Transvestiten?«, anstatt zu erklären, jene Besucher der Molly Houses waren keine Homosexuellen? Bray möchte zeigen, dass die Mollies mit ihren Vorgängern den homosexuellen Geschlechtsverkehr gemeinsam hatten, dass sie aber im Unterschied zu diesen Vorgängern Personen mit einer bestimmten sexuellen Identität gewesen seien, was sie wiederum mit den modernen Homosexuellen gemeinsam haben sollen, (sie unterscheiden sich von den Modernen in Hinsicht auf ihre Effeminiertheit). So haben wir also Sodomiter, Mollies und Homosexuelle. Aber aus welchem Grund muss uns diese Klassifikation zu der Ansicht veranlassen, es gebe keine durchgängige Homosexualität? Warum kann man nicht annehmen, dass alle (oder doch einige; nicht alle Sodomiter waren Homosexuelle) diese Leute Homosexuelle waren, die sich in wichtigen Punkten von einander unterschieden? Und warum kann die *Geschichte der Homosexualität* nicht, wenigstens partiell, eine Geschichte der sozialen und sonstigen Faktoren sein, die diese wichtigen Unterschiede herbeiführten? Ich kann für Brays drastische Schlussfolgerung keine zwingende Begründung sehen.

3. David Halperin über Sexualität

Ich wende mich jetzt den Ansichten David Halperins zu, spe-

ziell den ersten beiden Kapiteln von *One Hundred Years of Homosexuality* (Halperin 1990). Dort sieht es oft so aus, als beträfe der Streit zwischen Sozialkonstruktionisten und Essenzialisten die Terminologie. Er schreibt über die Einführung des Wortes »homosexuality« in die englische Sprache (S. 15), und in einem besonders interessanten Abschnitt heißt es: »Die eigentlichen Schwierigkeiten, denen sich jeder Kulturhistoriker der Antike ebenso gegenüber sieht wie der Kritiker der gegenwärtigen Kultur, liegen erstens im Wiederauffinden der Begriffe, durch die die Individuen in vergangenen Gesellschaften ihre Erfahrung bildeten, und zweitens in der Frage, wie die Differenz zwischen jenen Begriffen und unseren heute geltenden zu messen und zu bewerten ist.« (S. 28 f.) Es wäre zweifellos reizvoll, Halperins Auffassung so zu verstehen, als ob sie allein die Sprache betreffen würden. Tatsächlich geht es aber nicht allein um Sprachprobleme. Es geht um Ontologie: »Obwohl es [...] Personen gab, die sexuellen Kontakt zu anderen Personen suchten, die dem gleichen Geschlecht angehörten wie sie selbst, sind diese Personen doch erst etwa in den letzten hundert Jahren Homosexuelle gewesen.« (S. 29) Gleich auf der ersten Seite seines Essays »One Hundred Years of Homosexuality« erzählt uns Halperin, dass es »vor 1892 keine Homosexualität gab, sondern nur sexuelle Inversion« (S. 15). In einem Interview mit Richard Schneider sagt er: »Homosexualität und Heterosexualität sind nicht die atomistischen Bildungselemente des erotischen Verlangens oder die grundlegenden Bausteine, aus denen die sexuelle Natur jeder Person konstruiert ist. Sie repräsentieren lediglich ein Muster unter vielen, an denen sich menschliche Lebensgemeinschaften orientierten, wenn sie die Grenzen zogen, die den Bereich dessen festlegten, was für wen als sexuell attraktiv gelten kann.« (S. 45) Dies ist keine Frage der Terminologie sondern der Ontologie.

Wir wollen uns zunächst um ein Verständnis der Halperinschen Ansicht über die Sexualität bemühen, von der Homosexualität bloß eine moderne Spezies ist, und dann seine Argumentation nachvollziehen. Für Halperin ist Sexualität eine moderne Erfindung. Da Homosexualität Sexualität voraussetzt, ist Homosexualität ebenfalls eine moderne Idee (S. 24). Sexualität ist eine kulturelle Produktion: »Sie repräsentiert die *Aneignung* des menschlichen Körpers und seiner erogenen Zonen durch einen ideologischen Diskurs.« (S. 25) Halperin unterscheidet sorgfältig zwischen Sexualität und Sex, und er hält letzteren für eine »Naturtatsache« (S. 25). Sich selbst bezeichnet er ausdrücklich als Sozialkonstruktionisten, eine Position, die er durch die Annahme charakterisiert sieht, dass »sexuelle Wünsche gelernt werden und dass sexuelle Identitäten durch die Interaktion eines Individuums mit anderen gebildet werden« (S. 42) Ein wichtiges Beweisstück für die konstruktionistische Position sind »anthropologische und historische Studien, die hinreichend gezeigt haben, dass Muster der sexuellen Präferenz und Konfigurationen des Wünschens von einer Kultur zur anderen enorm variieren« (S. 42). Für Halperin sind die Ausdrücke »homosexuell« und »heterosexuell« jedoch nicht bloß klassifizierende Einrichtungen; sie bezeichnen »neue Typen des Verlangens, neue Arten verlangender menschlicher Wesen« (S. 43) und zwar deshalb, weil nach Halperin (a) Homosexualität und Heterosexualität nicht die Bausteine sexuellen Verlangens sind, und (b) sie nicht irreal sind: wenn man sagt, sie sind neu, bedeutet das nicht, dass sie imaginär sind; es ist eine Tatsache, dass es Homosexuelle und Heterosexuelle gibt (S. 43)

Wir wollen jetzt die Argumente näher betrachten. Halperin hält Sexualität, wie wir gesehen haben, für eine moderne Erfindung. Homosexualität setzt Sexualität voraus. Aber »Sexualität« ist kein deskriptiver Terminus; Sexualität »dient zur Interpretation und Organisation menschlicher Erfahrung und sie leistet eine ziemliche Menge begrifflicher Arbeit« (S. 25). Dies geschieht auf dreierlei Weise: (a) Sexualität wird als separater Bereich der »psychophysischen Natur« einer Person verstanden; (b) Sexualität als separierte ›Entität‹ umfasst Aspekte, die in der Vergangenheit quer durch die Bereiche des persönlichen und gesellschaftlichen Lebens verliefen, Aspekte wie Leidenschaft, Erotik, Liebe, Intimität, Affektivität, Lust, Verlangen; und (c) Sexualität ermöglicht das Entstehen von sexueller Identität; sie ermöglicht die Idee, dass jede Person eine Essenz besitzt, die in sexuellen Begriffen verstehbar ist. »Sexualität ist somit keine Eigenschaft des menschlichen Lebens in jeder Gesellschaft. Denn der heutige Gebrauch des Wortes Sexualität (zumindest außerhalb der Biowissenschaften) ist nicht auf irgendwelche positiven physischen Eigenschaften bezogen [...] die kulturunabhängig existieren. Es bezeichnet nicht eigentlich einige allgemeine Aspekte oder Attribute des Körpers.« (S. 25) Dieses Argument ist fragwürdig. Halperin behauptet, ›Sexualität‹ sei kein deskriptiver Ausdruck. Anscheinend ist es demnach ein interpretativer Ausdruck und nicht rein deskriptiv. Wo aber ist die Interpre-

Online-Edition 2024 - PDF-Seite 1268

tation? Wenn man sagt, ›Sexualität‹ bezeichne eine abgegrenzte psychophysische Entität in einer Person, heißt dies durchaus nicht, dass ›Sexualität‹ interpretierend wirkt, oder sie wirkt interpretierend in einem naturwissenschaftlichen Sinn, so als ob man ein bestimmtes theoretisches Elementarteilchen in die Physik einführt. Wenn man es dann noch als Tatsache annimmt, dass jede Person eine sexuelle Essenz besitzt, so ist dies keine interpretierende Aussage. Wenn ich sage: »X ist ein Homosexueller«, dann habe ich damit nicht notwendigerweise ein interpretierendes Urteil abgegeben. Außerdem scheinen für Halperin nur handfeste physische Eigenschaften als universelle Sachverhalte zu gelten. Darüber könnte man allenfalls diskutieren. Emotionen, sofern es mentale Zustände sind, könnte man durchaus als nicht-physisch ansehen, wobei einige davon wie Zorn und Freude universell vorkommen. Ethische Sachverhalte sind ebenfalls nicht-physisch. Ob sie aber damit als nicht-universell gelten können, bleibt Gegenstand der Diskussion. Dieses Argument Halperins ist offensichtlich nicht stichhaltig. Es könnte ja sein, dass der Begriff der Sexualität von Wissenschaftlern missbraucht wurde, daraus kann aber nicht geschlossen werden, dass der Begriff immanent interpretierend oder gar bewertend ist.

Warum aber eine *Erfindung*? Warum ist Sexualität eine Erfindung? Nach Halperin ging der ›Erfindung‹ der Sexualität eine sexuelle Bewertung voraus, die sich auf die sexuellen *Handlungen* bezog. Allein mit dem Heraufkommen der Sexualität ging das Interesse auf die Vorstellung der sexuellen Orientierung über, und die Gesellschaft begann, die Menschen nach Maßgabe ihrer sexuellen Orientierung zu identifizieren. Zweifellos unterscheiden sich menschliche Wesen inbezug auf ihre sexuellen Präferenzen, was sogar älteren Gesellschaften bekannt war. Halperin findes indes die moderne Sichtweise verwirrend, nach der sexuelle Präferenzen die persönliche Identität determinieren. (S. 26) Warum sollten sexuelle Präferenzen eher als etwa Präferenzen bei Nahrungsmitteln solche Determinanten sein? Halperin argumentiert hier so: (a) Wenn es keinen Anlass gibt, in den Vorlieben für bestimmte Nahrungsmittel konstituierende Momente der persönlichen Identität zu sehen, dann ist es ebenfalls nicht zwingend, in sexuellen Vorlieben diese konstituierenden Momente zu sehen; (b) wir haben keinen Anlass, in den Vorlieben für bestimmte Nahrungsmittel konstituierende Momente der persönlichen Identität zu sehen; (c) daher ist es auch nicht zwingend, in den sexuellen Vorlieben konstituierende Momente der persönlichen Identität zu sehen. Diese Schlussfolgerung wird von der historischen Tatsache gestützt, dass vormoderne Gesellschaften die sexuelle Präferenz nicht für ein determinierendes Moment für die Identität einer Person hielten. Warum hätten sie das auch tun sollen? Die Tatsache, dass wir dies tun, beweist die kulturelle Konstruiertheit der sexuellen Präferenz.

Es gibt eine Reihe von Einwänden gegen diese Argumentation und die Annahmen, die ihr zugrunde liegen. Zunächst ist die Analogie zwischen Nahrung und Sex nicht sehr glücklich. Es gibt Eigentümlichkeiten der sexuellen Aktivität, die universell sind und die sie von Aktivitäten der Nahrungsaufnahme unterscheiden. Typisch für die sexuelle Aktivität ist die Privatheit, und das ist universell der Fall. Typisch ist ferner die Vergesellschaftung der sexuellen Aktivität mit bestimmten Emotionen wie Liebe, Herrschaft, Besitz und Zuneigung, was ebenfalls universell vorkommt. Ich möchte nicht sexuelle Aktivität mit Sexualität oder sexueller Präferenz gleichsetzen, ich behaupte allerdings, dass es wichtige Merkmale gibt, die der sexuellen Aktivität assoziiert sind und die die Annahme rechtfertigen, dass Sexualität auf ganz andere Weise für uns wichtig sind als die Essgewohnheiten. Deshalb ist die Analogie mit den Essgewohnheiten eher dürftig.

Wir haben nun gesehen, dass der Essenzialismus nicht darauf angewiesen ist, irgendeine enge Beziehung zwischen sexueller Präferenz und Fragen der Identität anzunehmen. Die Annahme, Homosexualität oder Heterosexualität seien Determinanten der persönlichen Identität, ist kein essenzielles Argument des Essenzialismus. Wenn Psychologen, Naturwissenschaftler, die Gesellschaft im Ganzen und selbst Schwule und Lesben annehmen wollen, dass sexuelle Präferenz konstitutiv für Identität ist, so ist dies dennoch keine wesentliche Annahme des Essenzialismus. Um es offen zu sagen: ob die sexuelle Präferenz die Identität einer Person determiniert, hängt von dem Ausmaß und der Rolle ab, die die sexuelle Präferenz im Leben einer Person einnimmt, (was nicht heißen soll, dass jemand frei entscheiden kann, ob die sexuelle Präferenz für die Identität determinierend ist). Wenn Halperin von Homosexualität und Heterosexualität spricht, dann meint er aber stets, dies seien bestimmende Merkmale für die Identität. Mit anderen Worten: Halperin argumentiert mit einem Verständnis von Sexualität mit einer sozusagen eingebauten Identität.

Wir wollen aber etwas genauer hinsehen und fragen, welche

Motive einer Ansicht wie der Halperins zugrunde liegen. An erster Stelle steht hier offensichtlich die historische und kulturelle Evidenz. Es ist die Fülle von Daten, die sexuellen Normen der verschiedenen Kulturen betreffen und uns veranlassen, innezuhalten und nachzudenken, bevor wir die eigenen sexuellen Kategorisierungen auf andere Kulturen anwenden. Etwa das antike Athen. Nach Halperin hat das sexuelle Verhalten im antiken Athen »weniger innere Dispositionen oder Neigungen zum Ausdruck gebracht (obwohl dies natürlich auch geschah), als vielmehr dazu gedient, gesellschaftliche Akteure in die ihnen zugeschriebene Position zu bringen, die sie aufgrund ihres politischen Ranges in der hierarchischen Struktur der Athener Polis einzunehmen hatten« (S. 32). Obgleich jedweder Sex ein Verlangen zum Ausdruck brachte, war das Verlangen selbst »bereits geformt von der allseits akzeptierten Definition des Sexes als einer Aktivität, die generell nur zwischen einem Bürger und einem Nicht-Bürger stattfand, zwischen einer Person, die mit allen Bürgerrechten ausgestattet war, und einer von minderem Status« (S. 32) Für einen Athener war Sex nicht etwas, das er *mit* jemand anderem tat; es war ein Akt, den er *auf* jemand anderem vollzog. Entscheidend für den sexuellen Akt ist die Frage, wer der aktive und wer der passive Teilnehmer ist. Auch ist das Lebensalter der Partner wichtig: Sex zwischen zwei etwa gleichaltrigen Athenern, würde ihren Sexualakt bestenfalls peinlich erscheinen lassen, weil es auf die Frage, wer von beiden den aktiven Part gespielt hat, keine leichte Antwort gibt, wenn es sie überhaupt gibt. Obwohl es aber schwierige Fragen inbezug auf das antike Athen gibt, hat es damit noch kein Ende:

»Teilt der ›Päderast‹, der erwachsene verheiratete Mann des klassischen Griechenland, der regelmäßig einen männlichen Adoleszenten penetriert, *die gleiche Sexualität* mit dem ›Berdache‹, dem eingeborenen amerikanischen Mann (Indianer), der regulär von einem erwachsenen Mann penetriert wird, mit dem er zuvor in einer öffentlich und sozial sanktionierten Zeremonie verheiratet worden war? Teilt letzterer *die gleiche Sexualität* mit dem Stammesangehörigen und Krieger auf Neuguinea, der vom achten bis zum fünfzehnten Lebensjahr täglich den Samen älterer Jugendlicher schluckte, dann seinen eigenen Samen auf die gleiche Weise von Jüngeren schlucken lässt und schließlich mit einer erwachsenen Frau verheiratet wird und Kinder zeugt? Teilt eine dieser drei Personen *die gleiche Sexualität* mit dem modernen Homosexuellen?« (S. 46)

Nehmen wir einmal an, wir würden beispielsweise behaupten, der Stammesangehörige von Neuguinea ist tatsächlich ein Homosexueller. Wie sollen wir das Fehlen seines erotischen Interesses an Männern nach seiner Heirat erklären? Angenommen wir behaupteten, dass er kein Homosexueller ist. Wie sollen wir dann die Tatsache erklären, dass er die Hälfte seines Lebens oralen Sex mit anderen Männern hatte? Ich glaube, Halperins Forderung ist berechtigt: Wenn wir den Essenzialismus für wahr halten sollen, dann müssen die Essenzialisten erklären können, wie es möglich ist, dass es Homosexuelle in Neuguinea gibt. Der Essenzialist ist *nicht* zu der Annahme verpflichtet, dass jeder Krieger auf Neuguinea ein Homosexueller ist. Der Essenzialist muss noch nicht einmal annehmen, dass es auch nur einen einzigen Homosexuellen in Neuguinea gibt. Der Essenzialist schuldet uns jedoch eine Erklärung dafür, wie es bei der anderen sexuellen ›Ökonomie‹ der Männer auf Neuguinea einigen der Männer dort möglich ist, Homosexuelle zu sein. Ich möchte hier die Situation der Homosexualität im Libanon heranziehen, weil sie uns eine interessante Illustration dafür bietet, wie Homosexualität und Heterosexualität in einer Gesellschaft existieren können, deren sexuelle Aufteilung viel mehr derjenigen in Neuguinea und im antiken Athen ähnelt als der in der gegenwärtigen westlichen Welt. Sie soll uns helfen, eine essenzialistische Antwort auf Halperins Fragestellung zu finden.

In der libanesischen Stadt Beirut ist die gesellschaftliche und politische Atmosphäre extrem homophob.[8] Obwohl es dort viele Männer gibt, die Homosexuelle sind und sich auch entsprechend identifizieren, sind sie meist versteckt im Untergrund. Die Situation für Lesben ist sogar noch schlimmer, obwohl es jetzt einige wenige Frauen gibt, die sich als Lesben identifizieren. Die meisten der homosexuellen Männer sind extrem effeminiert. Anders ist es nur bei denen, die ›verwestlicht‹ wurden, sei es weil sie im Ausland gelebt haben oder weil sie in einer westlich orientierten Institution wie etwa die American University of Beirut ausgebildet wurden. Die homosexuellen Männer, die effeminiert sind, kommen *tendenziell* eher aus traditionsgeprägten, armen Bevölkerungsklassen

[8] Aufgrund der Homophobie und aus anderen Gründen gibt es, soweit ich weiß, keine Quellen über Homosexuelle im Libanon. Was ich hier mitteile, sind persönliche Erfahrungen und Beobachtungen.

und haben eher unvollständige Schulbildung. Zunächst möchte ich betonen, dass es *Homosexuelle* sind. Sie begehren andere Männer, sie klatschen miteinander über bestimmte Männer, sie haben Vorlieben für manche Männer ausgebildet und sie fantasieren über Männer. Das Wichtigste ist, sie haben Sex mit Männern. Der zweite Punkt, den ich hervorheben möchte, betrifft die Männer, mit denen sie Sex haben: Es sind meist, wenn nicht ausschließlich Heterosexuelle. Viele sind sogar verheiratet. Sie machen selten oder überhaupt nicht Fellatio bei den Homosexuellen und lassen sich selten anal penetrieren. Wenn es jedoch geschieht, dann fühlen sie sich aufs äußerste beschämt und hüten ihr Erlebnis als großes Geheimnis. Bezeichnenderweise penetrieren sie aber und lassen an sich Fellatio vornehmen. Sie prahlen mit diesen sexuellen Aktivitäten vor ihren Freunden, Verwandten und Arbeitskollegen, denn sie sehen ihre Männlichkeit von solchen Aktivitäten nicht in Frage gestellt. Es geht nämlich kaum darum, dass sie Sex mit einem andern Mann hatten, sondern um die Sexpraktiken, die dabei vorkamen. Derartige Verhältnisse sind nicht auf den Libanon beschränkt, man kann sie in vielen anderen Kulturen antreffen, etwa in Mexiko und Lateinamerika, und sie haben eine ziemliche Ähnlichkeit mit denen, die im antiken Griechenland vorherrschten. Es gibt aber keine Bedenken, diese Macho-Männer als heterosexuell zu bezeichnen. Sie haben nicht deshalb Sex mit einem anderen Mann, weil er ein Mann ist. Sie haben diesen Sex allein wegen der sexuellen Befriedigung, die sie dabei empfinden. Was sie reizt, ist die Vorstellung von der Befriedigung, die ihnen solche Sexpraktiken bereiten. Wenn es sich ergibt, machen sie allerdings Sex mit Frauen, der jedoch nicht leicht zu haben ist wegen der extremen vorehelichen ›Beschütztheit‹ der Frauen. (nach der Heirat geht diese ›Beschütztheit‹ weiter, jetzt aber übernimmt der Gatte die Bewachung). Zunächst ist es offensichtlich, dass diese Männer es genießen, wenn an ihnen Fellatio vollzogen wird. Diesen sexuellen Genuss verschafft man sich am leichtesten im Verkehr mit homosexuellen Männern, denn unter den dort herrschenden Sexualsitten verweigern die Frauen normalerweise diese Befriedigungsart, und die Ehemänner wollen von ihren Frauen deshalb nicht fellationiert werden, weil sie sie sonst für unmoralische liederliche Personen halten müssten. Außerdem haben sie Gefallen am Analverkehr. Da es aber nicht erlaubt ist, mit Frauen anal zu verkehren, bleibt nur der Rückgriff auf Männer, die dies mit sich machen lassen. Warum Analverkehr? Die Begründung, die man oft hören kann, ist tautologisch: Analverkehr ist deshalb so begehrt, weil der Anus eine besonders genussspendende Körperöffnung ist.[9] Während diese Machomänner von ihren Kameraden für ihre Virilität geradezu beglückwünscht werden, gelten die homosexuellen Männer mit ihren femininen Tendenzen oft als lächerlich und werden verspottet für ihre Maniriertheit, ihr Verhalten und ihr ganzes Sosein.[10]

Das Fazit des eben Gesagten ist, dass es in einer Gesellschaft wie der libanesischen Platz gibt für Homosexualität und für Heterosexualität. Doch verleiten solche Gesellschaften leicht dazu, sie à la Halperin zu interpretieren. Bevor ich einige Verallgemeinerungen versuche, möchte ich noch ein anderes Beispiel anführen.

In ihrem Buch *Immodest Acts: The Life of a Lesbian Nun in Renaissance Italy* teilt Judith Brown die Geschichte der Benedetta Carlini mit, einer Frau aus einer bescheidenen Familie in der italienischen Stadt Vellano im sechzehnten Jahrhundert, die von ihren Eltern, wie damals üblich, in ein Nonnenkloster gegeben worden war. Benedetta stieg bald zur Äbtissin des Klosters auf. Mehrmals berichtete sie von Visionen und vom Empfang der Stigmata Christi. Die Kirche nahm diese Dinge nicht leicht, sondern ordnete eine gründliche Untersuchung an, die unter anderem ergab, dass Benedetta die Stigmata gefälscht und Sex mit einer anderen Nonne des Klosters, mit Schwester Bartolomea Crivelli, gehabt hatte. Hier folgt der Bericht über die Untersuchung:

»Jene Schwester Benedetta hatte schließlich während zweier Jahre wenigstens dreimal in jeder Woche abends nach dem Entkleiden und Zubettgehen auf ih-

[9] Ein Leser dieses Aufsatzes war erstaunt, dass ich diese Männer als normal und nicht als bisexuell bezeichne. Ich glaube durchaus, dass einige von ihnen bisexuell sein könnten, vermute aber, die Majorität ist normal. Meine Begründung dafür lautet, dass das Objekt ihrer Begierde, wenn es um homosexuellen Sex geht, nicht der Sexualpartner ist, nicht der Mann oder sein Aussehen oder ähnliches. Das Objekt der Begierde ist vielmehr die Vorstellung oder Erwartung, fellationiert zu werden oder den Anus eines Mannes penetrieren zu können. Bei ihren heterosexuellen Aktivitäten reizt sie außerdem noch, dass ihr Partner eine Frau ist, dass sie hübsch ist oder sexy usw. Dennoch möchte ich nicht bestreiten, dass Bisexuelle in jeder Gesellschaft existieren.

[10] Ich fragte einmal einen meiner homosexuellen Freunde, warum er sich alle diese Misshandlungen durch seinen ›Boyfriend‹ – einen verheirateten, normalen Bauarbeiter – gefallen lässt. Er antwortete: »Er ist schön, es ist Sex und es ist gratis.« Offensichtlich war es nicht völlig gratis.

re Gefährtin gewartet, bis diese sich entkleidet hatte, und dann unter dem Vorwand, sie brauche ihre Hilfe, nach ihr gerufen. Wenn Bartolomea gekommen sei, habe Benedetta sie am Arm gepackt und sie mit Macht aufs Bett geworfen, habe sie umarmt, sich auf sie gelegt, sie geküsst, als ob sie ein Mann wäre, und ihr Liebesworte gesagt. Sie habe sich auf ihr so heftig bewegt, dass beide sich dabei mit Schande besudelten. Auf diese Art behielt sie sie manchmal eine, manchmal zwei und manchmal drei Stunden bei sich.« (Brown 1986, S. 118)

Diese Aussage Bartolomeas schockierte selbst den Protokollanten so sehr, dass seine Handschrift kaum noch lesbar war. Schockierend schien weniger, dass eine Nonne Sex gehabt hatte, denn das kam öfter vor. Sogar homosexueller Sex zwischen Männern war den Untersuchungsführern vertraut. Schockierend war allein, dass der Sex zwischen zwei Frauen stattfand (S. 118). Eine Frage beschäftigte die Untersuchungskommission jedoch vor allem: Warum hat Bartolomea, die Nonne und Braut Jesu, es dulden können, auf diese Art mit Schande besudelt zu werden? Bartolomeas Antwort war äußerst interessant. Benedetta hatte ihr versichert, dass sie beide keine Sünde begehen, weil es der Engel Splenditello war, der *durch* Benedetta mit Bartolomea Sex gemacht hat. Splenditello war der Engel, den ihr Jesus in einer ihrer Visionen als Beschützer beigegeben hatte. Benedetta beschrieb ihn als »einen schönen Jüngling. Er war in ein weißes Gewand mit goldverzierten Ärmeln gehüllt und trug eine goldene Kette um seinen Hals. Sein schönes Gesicht war von langem lockigen Haar umrahmt und von einem Blütenkranz gekrönt« (S. 64). Und wenn Benedetta zu Bartolomea bei ihren sexuellen Zusammenkünften sprach, dann sprach sie mit der Stimme des Engels. Sie veränderte ihre Stimme und sprach, als ob sie sich in einer Vision befand. Der Engel hatte Bartolomea immer wieder gesagt, dass sie beide nicht sündigen würden und dass sie niemandem erzählen dürfte, was sie hier tue (S. 119). Sogar Jesus selbst habe durch Benedetta mit Bartolomea gesprochen, besonders dann, wenn Bartolomea zweifelte, ob ihr Tun rechtens sei.

Nach Judith Brown ist die Beziehung der beiden Nonnen mehr als nur sexuell. Durch die Stimme des Engels hatte Benedetta ihre Liebe zu Bartolomea gestanden und letztere gebeten, auch ihrerseits ihre Liebe zu erklären. Benedetta wollte keinen bloß sexuellen Genuss. »Sie wollte Liebe in jedem Sinne, so dass ihre Liebesworte genau so viel von ihrem Verlangen offenlegten wie ihre sexuelle Leidenschaft.« (S. 125) Warum aber ein Engel? Nach Brown ermöglichte der Engel Benedetta, ihre Reinheit und ihre Geschlechtsrolle zu bewahren, wenngleich sie dies nicht in einer bewussten und überlegten Weise tat: »Wie den kirchlichen Autoritäten, die den Fall untersuchten, verfügte auch Benedetta über keine kulturellen und intellektuellen Deutungsmuster, um ihr Verhalten in ihre Realitätssicht einzuordnen [...] Die einzige Art sexueller Beziehungen, die sie anscheinend kannte, fanden zwischen Frau und Mann statt. Ihre männliche Identifikation ermöglichte ihr daher ihre sexuellen und emotionellen Beziehungen, die ihr zwischen Frauen unvorstellbar waren.« (S. 127) Wichtig ist auch, dass Benedetta eine Nonne war und dass ihr eine gewöhnliche männliche Identifikation nicht genutzt hätte; es musste schon eine übernatürliche sein, etwa ein Engel. Benedetta war selbst das Opfer ihres eigenen Trugbildes. Sie war selbst ein Teil des »intendierten Publikums«.

Bei diesem Beispiel kommt es mir auf Folgendes an: Angenommen Benedetta war eine Lesbe (was eine plausible Annahme ist), standen ihr doch nicht die konzeptionellen Begriffe zur Verfügung, um sich selbst als eine Frau zu denken, die sexuell, erotisch und emotional andere Frauen begehrt. Die Gründe dafür liegen in der Gesellschaft, in der sie lebte, eine Gesellschaft, die ihre Konzepte von sexueller Aktivität und sexuellem Begehren mit extremen Restriktionen belegte. Benedettas einzige Möglichkeit, um sich ihre Handlungsweise und ihr Begehren verständlich zu machen, bestand im Überstülpen einer männlichen Identität über ihre eigene. Benedettas einzige Möglichkeit zum Sex mit einer Frau war, sich in einen Mann zu verwandeln, denn nur so war Sex überhaupt denkbar. Es soll nicht behauptet werden, dass *jede* Lesbierin so etwas wie eine gespaltene Persönlichkeit haben musste, um sich ihre Handlungen und Gedanken als sinnvoll erklären zu können, doch ist dies wenigstens eine Möglichkeit, die, falls Browns Interpretation zutrifft, eine damals übliche gewesen ist. Wie in einer Nussschale konnte die Homosexualität existieren unter Schichten von Handlungen und Verhaltensweisen, deren Akteure ebenso wenig wie die Personen, die sie umgaben, wahrnehmen konnten, dass sie von der Homosexualität herrührten.[11]

Der Essenzialismus behauptet nicht, dass alle, die Sex mit ei-

[11] Benedetta wurde von den Nonnen des Klosters und von der Untersuchungskommission nicht für eine Lesbierin gehalten, sondern für eine Besessene.

Online-Edition 2024 - PDF-Seite 1272

nem Mitglied des eigenen Geschlechts machen, homosexuell sind: Diese Personen müssen nicht den Wunsch und die Disposition zum Sex mit Geschlechtsgleichen haben, um tatsächlich mit *Männern* oder *Frauen* zu schlafen. Es ist eine Person vorstellbar, die ständig homosexuellen Sex hat und dennoch nicht homosexuell ist. Warum aber sollte diese Person so etwas tun? Ein Grund wäre etwa das reine Vergnügen (der verheiratete libanesische Mann). Ein anderer ist eine gesellschaftliche Erwartung (der erwachsene Mann im antiken Athen). Andererseits ist es möglich, dass jemand homosexuell ist und dennoch nicht eine sexuelle Handlung in seinem ganzen Leben vollzogen hat (ein Priester).[12]

Das Dilemma, mit dem Halperin uns herausfordert, sollten wir aber zurückweisen: Ob der erwachsene Mann aus Athen ein Homosexueller ist oder nicht, könnte in beiden Fällen gegen unseren Standpunkt gewendet werden. Wenn wir sagen, er ist ein Homosexueller, müssten wir erklären, dass er verheiratet ist. Ist er kein Homosexueller, müssten wir erklären, warum er sich während der meisten Zeit seines Lebens homosexuell betätigt. Das Dilemma scheint ein bestimmtes Individuum zu betreffen. Tatsächlich ist das nicht der Fall. Der erwachsene Athener ist ein Repräsentant seiner Gesellschaftsklasse, und wenn wir das erkennen, dann können wir Halperin antworten: »Weder noch. Wir müssen den Einzelfall betrachten.« *Jeder* erwachsene Athener könnte ein Homosexueller, ein Heterosexueller oder ein Bisexueller sein. Erinnern wir uns an die Männer auf Neuguinea. Nehmen wir an, einer von ihnen ist homosexuell. Warum schluckt er den Samen der anderen Männer? Wohl ist es eine gesellschaftliche Sitte; er muss es tun, und vielleicht hat jemand wie er auch einen sexuellen Genuss dabei (wenigstens bei manchen Männern). Aber wird er nicht heiraten? Vielleicht gehört er zu den *wenigen* Männern, die nicht heiraten. Doch selbst wenn ein Homosexueller auf Neuguinea heiratet – was sollte daran so überraschend sein? Es ist eine gesellschaftliche Sitte, und die Gesellschaft hat die wunderbare Eigentümlichkeit, dass sie uns dazu bringt, ihre Normen so weit zu verinnerlichen, dass wir manchmal viele Jahre brauchen, um zu erkennen, wer wir sind. Manchen gelingt dies niemals in ihrem Leben. Es gibt Nordamerikaner und Europäer die heiraten und erst sehr viel später einsehen, dass sie homosexuell sind. Man denke nur an die vielen Frauen, die erst nach Jahren als Gattin und Mutter bemerken, dass sie lesbisch sind. Man denke ferner an die vielen Männer in ähnlicher Lage. Wenn so etwas dort geschieht, wo die Sozialkonstruktionisten den Ursprung, die eigentliche Heimat der Homosexualität wähnen, warum sollten wir dann erstaunt sein angesichts von Gesellschaften und Kulturen, deren sexuelle Taxonomien sich grundlegend von den unseren unterscheiden? Nehmen wir an, der Mann auf Neuguinea ist ein Heterosexueller. Das würde erklären (zusätzlich zu der Erklärung durch sozialen Normendruck), warum er heiratet. Und weshalb schluckt er den Samen anderer Männer und veranlasst wieder andere, seinen Samen zu schlucken? Letzteres ist leicht mit der sozialen Norm und dem Lustgewinn, den er daraus ziehen könnte, zu erklären. In einer Gesellschaft wie der in den USA, wo die Unterscheidung von Homosexuellen und Heterosexuellen unerschütterlich feststeht, kann man sich ohneweiteres vorstellen, wie ekelhaft für einen normalen Mann die Vorstellung ist, von einem anderen Mann fellationiert zu werden. Wir sollten dies aber nicht auf eine Gesellschaft übertragen wollen, in der Fellatio unter Männern zu den herrschenden Sitten gehört. Ein heterosexueller Mann in einer solchen Gesellschaft hält diese Art von Fellatio nämlich keineswegs für ekelhaft. Die gleiche Überlegung gilt für den Heterosexuellen auf Neuguinea, dessen Samen von einem anderen Mann geschluckt wird: Es ist ein Brauch, ein Ritual, eine Norm, der man zu genügen hat. An diesem Punkt der Überlegungen könnte man zusammenfassend sagen, dass die Regeln einer Gesellschaft »tendenziell festlegen können, ob das Verlangen beispielsweise in einer aktiven oder passiven sexuellen Rolle realisiert wird und ob die Partner ein bestimmtes Lebensalter haben müssen. Die Normen können ebenfalls, wie in der antiken griechischen Stadtkultur oder in der gegenwärtigen Strichjungenkultur, erfordern, dass ein Partner die lustvolle Betätigung nicht als lustvoll empfinden darf.« (Mohr 1992, S. 235)

4. Die Plausibilität des Essenzialismus

Akzeptiert man die historische Evidenz und die bisherige Argumentation, dann befindet sich der Essenzialismus in einer star-

[12] Man könnte einwenden, dass ein Mann, der gewohnheitsmäßig andere anal penetriert, doch wohl als Homosexueller beschrieben werden müsse. Das ist aber durchaus nicht zwingend. Es geht hier um ein erkenntnistheoretisches Problem: Angenommen, wir haben nicht die Möglichkeit, die Wünsche und Fantasien einer Person zu erkennen, wir könnten allein ihr Verhalten beobachten. Wenn uns aber ihre Wünsche und Fantasien zugänglich sind, dann würde das womöglich unsere Einschätzung verändern.

Online-Edition 2024 - PDF-Seite 1273

ken Position. Ich konnte nicht nur zeigen, dass die sozialkonstruktionistische Argumentation nicht schlüssig und der Essenzialismus eine Alternative ist, ich konnte auch zeigen, dass der Essenzialismus vollkommen kompatibel ist mit den gesicherten historischen Tatsachen.

Dennoch könnte man argumentieren, dass bei gegebener Sachlage der Sozialkonstruktionismus die These mit der größeren Wahrscheinlichkeit ist, dass also eine historische Beweisaufnahme eher für den Sozialkonstruktionismus als für den Essenzialismus spricht, selbst wenn letzterer mit der Historie kompatibel ist.

Es ist reizvoll, diesem Einwand mit dem Hinweis zu begegnen, dass der Essenzialismus eine Theorie über die Ursachen der Homosexualität ist und dass man sich diese Ursachen als ein kulturenübergreifendes Ursachenbündel vorstellen kann. Ob jemand ein Homosexueller ist oder nicht, ist also durch die Gene oder Hormone oder gewisse universelle psychologische Faktoren oder eine Kombination einiger dieser Faktoren determiniert. Damit ist aber die sozialkonstruktionistische Beweisführung, die im Aufhäufen von historischen, soziologischen und anthropologischen Argumenten besteht, einfach irrelevant. Relevant ist hingegen, ob bestimmte genetische, hormonale und psychologische Eigenschaften in einem Individuum vorhanden sind.

Wenn man sich jedoch der Genetik zuwendet (da ja meist angenommen wird, auf diesem Gebiet befinde sich die wichtigsten Waffen und Forschungsinstrumente der Essenzialisten), dann darf man nicht übersehen, dass der ›fertige‹ Organismus nicht allein durch seine Gene determiniert wird. Das Modell der genetischen Theorie ist *interaktiv*. Naturwissenschaftler unterscheiden den Genotyp und den Phänotyp eines Organismus. Der Phänotyp eines Organismus ist die vollständige Menge seiner physiologischen, morphologischen und Verhaltenseigenschaften. Der Genotyp ist der Status der Gene des Organismus. Nur der Genotyp ist von den Eltern ererbt, nicht aber der Phänotyp. Kurz gesagt, kann der Genotyp nicht von sich aus den Phänotyp determinieren: »Es gibt kein Eins-zu eins-Verhältnis zwischen den von den Eltern ererbten Genen eines Individuums und seiner Größe, dem Gewicht, den Stoffwechselwerten, Krankheit und Gesundheit oder jedem anderen nicht-trivialen organischen Merkmal.« (Lewontin u.a. 1984, S. 95) Die Gene interagieren mit der Umwelt und erzeugen so den Phänotyp, und dies ist ein Prozess, der bis zum Tod des Organismus nicht aufhört. Nimmt man an, dass Homosexualität nicht ein triviales Merkmal wie etwa die Augenfarbe ist, dann wäre es ein Fehlschluss, wenn man allein die Gesamtheit der Gene oder ein einziges Gen für die Ursache der Homosexualität eines Individuums hält.

Die folgende Möglichkeit wäre jedoch denkbar: Wenn die Homosexualität ein Interaktionseffekt von Genen und Umwelt ist, dann ist es möglich, dass eine Person trotz ihrer genetischen Disposition in bestimmten Umwelten kein Homosexueller oder keine Homosexuelle wird, also kein sexuelles Verlangen nach einem Mitglied des eigenen Geschlechts entwickelt. Es wäre dann möglich, dass es im antiken Athen keine Homosexuellen (oder Heterosexuellen) gegeben hat, weil die damalige Umwelt einfach nicht günstig war, um sozusagen die homosexuellen oder heterosexuellen Gene zu aktivieren. Akzeptieren wir diese Betrachtungsweise, dann werden historische und anthropologische Beweise entscheidend, denn es sind genau diese Beweise, die darüber Auskunft geben, ob bestimmte Umwelten die genetische Entwicklung der Homosexualität zulassen oder verhindern.[13]

Daraus folgt noch immer nicht, dass historische und anthropologische Beweise mehr für den Sozialkonstruktionismus als für den Essenzialismus sprechen, und zwar deshalb nicht, weil solche Beweise ebenfalls irrelevant sind für das hier dargestellte Gene/Umwelt-Modell. Betrachten wir nochmals das klassische Athen. Wir haben gesehen, dass der Essenzialismus mit den Sexualnormen und Kategorienbildungen der Athener Gesellschaft vereinbar ist, und das Wichtigste ist dabei die Möglichkeit der Koexistenz von Homosexualität (und Heterosexualität) mit unterschiedlichen und variablen gesellschaftlichen Sexualnormen und Kategorisierungen. Jetzt aber gibt es eine rivalisierende Möglichkeit, dass

[13] Zahlreiche Fragen wären hier zu stellen, von denen nur zwei erwähnt werden sollen: (a) Wie ist der Ausdruck »Umwelt« zu verstehen? Umfasst er die natürliche Umwelt und die gesellschaftliche? Und wie weit oder eng ist dieser Ausdruck zu fassen? (b) Ist wirklich anzunehmen, dass es Umwelten gibt, in denen homosexuelle Gene bei *keinem* der darin lebenden Individuen wirksam werden und dass diese ausbleibende Wirksamkeit in *diesem Typ* von Umwelt vorhanden ist? Wenn jemand z.B. ein bestimmtes von seinem genetischen Potential ermöglichtes Längenwachstum nicht erreicht, dann wird dies wohl eine Frage der Ernährung sein. Obwohl aber die Qualität der Ernährung manchmal das Resultat bestimmter sozialer Strukturen ist, muss das nicht notwendig so sein. Es geht hier darum, dass die Umweltfaktoren mehr oder weniger eng definiert werden können und dass es daher nicht immer korrekt ist, wenn man sagt, dass die *Gesamtheit* der Umwelt mit den Genen eines Individuums interagieren.

nämlich die Umwelt des klassischen Athen die Entwicklung der Gene für die Homosexualität nicht zuließ. Wenn dies zuträfe, dann wäre die Aussage ebenfalls zutreffend, dass es im klassischen Athen keine Homosexuellen und keine Heterosexuellen gegeben hat. Ist diese Überlegung korrekt, dann sieht es tatsächlich so aus, als ob der Sozialkonstruktionismus die plausiblere Theorie ist.

Dies ist jedoch nicht zwingend der Fall. Beide rivalisierenden Alternativen lassen die Annahme zu, dass eine genetische *Basis* oder *Grundlage* der Homosexualität gibt (und falls wir auch die Psychologie berücksichtigen wollen: dass es eine psychologische Basis der Homosexualität gibt). Somit wäre die Annahme falsch, dass Sexualität vollständig ein Produkt gesellschaftlicher Ursachen ist. Wichtiger als die soziale Konfiguration der klassischen Athener Gesellschaft ist der Beweis, dass es eine Umwelt von der Art *geben könnte*, die eine Wirkung der homosexuellen Gene verhindert. Ob eine solche Konfiguration tatsächlich diese Eigenschaft besitzt, müsste Gegenstand einer anderen Art von Beweisführung sein. Die Behauptung: »Gesellschaft x hat die und die soziale Konfiguration« kann nicht als Beweis für die Behauptung: »Die und die soziale Konfiguration verhindert die Wirksamkeit homosexueller Gene« dienen, denn Homosexualität ist vollkommen kompatibel mit dieser Konfiguration. Der Beweis für die zweite Behauptung müsste aus einer Kombination von Resultaten der genetischen und sozialwissenschaftlichen Forschung bestehen, um die Wirksamkeit oder Wirkungslosigkeit homosexueller Gene in einer gegebenen Umwelt zu erklären. Anders gesagt, erfordert die Existenz der Homosexualität in einer Kultur einen bestimmten Typ von genetischen, hormonalen und/oder psychischen Faktoren und eine geeignete soziale Konfiguration. Anhand der Tatsache, dass Homosexualität in einer bestimmten Kultur nicht vorhanden ist, kann nicht entschieden werden, ob dort die genetischen, hormonalen und/oder psychisch Faktoren fehlten oder ob die soziale Konfiguration ungeeignet war.

Dem Anschein zum Trotz wird die Theorie des Sozialkonstruktionismus durch die Art der historischen und anthropologischen Daten, die seine Anhänger vorlegen, nicht gestützt. Beweiskräftige Daten wären allerdings den Biowissenschaften und den Gesellschaftswissenschaften zu entnehmen, keiner der beiden Wissenschaftsdisziplinen wäre allein in der Lage, den Streit abschließend zu entscheiden. Bloße historische Forschung kann und wird dies nicht leisten. Allenfalls kann historische Forschung das Feld abgrenzen, auf dem naturwissenschaftliche Forschung tätig werden sollte. Gleiches gilt für die anthropologische Forschung. Selbst zur Begründung der scheinbar simplen These, dass Homosexualität eine genetische Basis hat, würden Daten aus den Sozialwissenschaften benötigt, um das Verhalten bestimmter Gene mit dem Verhalten des Trägerorganismus dieser Gene zu korrelieren. Und es ist durchaus fraglich, ob solche beweiskräftigen Daten überhaupt zu ermitteln sind.

5. Drei Fragen an Sozialkonstruktionisten

Ich glaube allerdings, dass es gute Gründe gibt, in die Fußstapfen des Essenzialismus zu treten. Einer dieser Gründe ist die Schlussfolgerung aus der vorliegenden Arbeit: Der Sozialkonstruktionismus ist nicht in der Lage, den Essenzialismus als leistungsfähige Alternative zurückzuweisen, und dem Essenzialismus fällt es leicht, die sozialkonstruktionistischen Beweise, die ihn widerlegen sollten, zu integrieren und so die eigene Position zu stärken.[14]

Ein anderer Grund ist die Tatsache, dass der Sozialkonstruktionismus die drei folgenden Fragenkomplexe unbeantwortet lässt: Die Frage nach der Beziehung zwischen gesellschaftlich

[14] Ich sollte erwähnen, dass es Gründe gibt, die als hinreichend angesehen wurden, den Essenzialismus gegen die Einwände des Sozialkonstruktionismus zu unterstützten, die dazu aber in einem philosophischen Sinn durchaus nicht geeignet sind. Zwei Beispiele: Entgegen manchen Ansichten, folgt aus dem Sozialkonstruktionismus nicht notwendig, dass es Homosexuelle gar nicht gibt, dass es, anders gesagt, kein außersprachliches Bezugsobjekt für das Wort gibt, obwohl manche Leute »Homosexuelle« genannt werden. Das ist die Leere-Kategorie-Version des Sozialkonstruktionismus, die keineswegs von allen Konstruktionisten akzeptiert wird. Halperin akzeptiert sie z. B. nicht. Daher ist es ein Irrtum, wenn daraus ein Argument für den Essenzialismus abgeleitet wird. – Es wird ferner behauptet, der Soziale Konstruktionismus halte die Homosexualität für eine Angelegenheit der freien Wahl. Auch das ist nicht notwendig der Fall. Wiederum ist es Halperin, der Homosexualität nicht für beliebig wählbar hält. Die Annahme, Homosexualität sei in den meisten Fällen nicht beliebig wählbar, veranlasste manchen, darin eine Widerlegung des Sozialkonstruktionismus zu sehen. Auch dies ist ein Irrtum, denn wenigstens einige Sozialkonstruktionisten nehmen ebenfalls an, Homosexualität sei meist nicht willkürlich gewählt. Wichtiger ist aber, dass diejenigen, die eine theoretische Begründung für die Unfreiwilligkeit der Homosexualität fordern, sich von fragwürdigen Motiven leiten lassen. Sie hoffen damit eine Art Entschuldigung für ihre Homosexualität zu gewinnen, da sie ihnen »aufgezwungen« worden sei. Dies ist deshalb irreführend, weil die Homosexualität und homosexuelles Verhalten keiner moralischen Rechtfertigung oder Entschuldigung bedürfen. Ob ich meine Homosexualität frei gewählt habe oder nicht, ist moralisch irrelevant.

Online-Edition 2024 - PDF-Seite 1275

konstruierten und »natürlichen« Entitäten; die Frage nach dem ontologischen Status der gesellschaftlich konstruierten Entitäten; schließlich die Frage nach der Entstehung der gesellschaftlich konstruierten Entitäten.

1. Der Sozialkonstruktionismus negiert nicht den Anspruch, dass physiologische und biologische Phänomene real sind. Wir haben gesehen, dass Halperin zwischen Sexualität und Sex unterscheidet. Für Foucault ist Sex ebenfalls ein gesellschaftliches Konstrukt, er scheint aber die Objektivität von Physiologie und Biologie in Betracht zu ziehen. (Foucault 1978, S. 47-48, 151-154) Beides ist aber offensichtlich verbunden, und die Sozialkonstruktionisten sind uns eine Erklärung dieser Verbindung schuldig. Würde jemand behaupten, dass selbst solche Entitäten wie Gene, Hormone usw. gesellschaftlich konstruiert sind, dann wäre dies eine völlig neue Situation. Es wäre dann nicht länger ein Streit über Homosexualität und Heterosexualität als solche, sondern über die Realität naturwissenschaftlicher Entitäten. Wie dem auch sei, eine solche extreme Behauptung scheint mir falsch zu sein, wenistens in dem Sinn, dass Gene und Hormone vor ihrer Entdeckung und Benennung durch die Naturwissenschaftler nicht existiert haben.

2. Damit eng verbunden ist die Frage nach dem ontologischen Status von gesellschaftlich konstruierten Entitäten. Homosexualität soll auf gleiche Weise eine Fiktion ohne Realitätsgehalt sein, wie Zellen, Mikroben und Atome real sind. Andererseits ist Homosexualität nicht auf die gleiche Weise eine Fiktion wie Einhörner und der von Charles Dickens erfundene Mr. Pickwick; Homosexualität existiert, zumindest an einigen zeitlich und geografisch bestimmbaren Orten. Sind gesellschaftlich konstruierte Entitäten plötzlich erscheinende Entitäten? Was genau sind sie? Wiederum sind uns die Sozialkonstruktionisten eine Erklärung schuldig.

3. Eng verbunden mit der ersten Frage ist auch die Frage nach einer adäquaten Erklärung dafür, dass jemand ein Homosexueller wird. Eine solche Erklärung sollte etwas detaillierter sein als solche wie: Jemand wird ein Homosexueller aufgrund einer bestimmten gesellschaftlichen Konfiguration oder weil die Gesellschaft, in der er lebt, andere sexuelle Konzepte hatte als unsere gegenwärtige Gesellschaft. Es genügt nicht zu behaupten, dass unterschiedliche Gesellschaften die Entstehung unterschiedlicher Sexualitäten ermöglichen, denn ein Essenzialist muss dem nicht widersprechen. Was gefordert ist, ist eine kausale Erklärung, wie das funktioniert. Die Labeling-Theorie – jene Theorie, nach der eine Person das wird, was auf dem Etikett steht, das man ihr anheftet – scheint simplizistisch und von einer großen Zahl von Gegenbeispielen in Frage gestellt. (Mohr 1992, S. 223-228) Große forscherische Anstrengungen scheinen mir erforderlich, um eine überzeugende Perspektive zu gewinnen.[15]

Angenommen, der Essenzialismus sei mit den Sachverhalten vereinbar, die die Sozialkonstruktionisten als Belege für die Richtigkeit ihrer Sichtweise beanspruchen, und ferner angenommen, dass die Argumente für den Soziakonstruktionismus nicht überzeugen, und drittens angenommen, dass der Sozialkonstruktionismus mit einer Fülle ungelöster Probleme konfrontiert ist, dann erscheint es mir aus Gründen, die mit Fragen der Wahrheitsfindung zusammenhängen, sinnvoller, den Pfaden des Essenzialismus zu folgen. Auch pragmatische Gründe sprechen für diese Option: Die politische Einheit und Kohärenz mit sexuellen Minderheiten weltweit wäre so leichter herzustellen.

Literatur

Boswell, J.(1981): *Christianity, Social Tolerance, and Homosexuality*. Chicago.

Bray, A. (1995): *Homosexuality in Renaissance England. 2nd ed.* New York.

Brown, J.(1986): *Immodest Acts: The Life of a Lesbian Nun in Renaissance Italy*. New York.

[15] Man hat eingewendet, warum denn die gleiche Frage nicht auch dem Essenzialismus gestellt wird: Müsste uns ein Essenzialist nicht erklären, wie Biologie und Kultur verbunden sind? Ist nicht der ontologische Status kultureller Sachverhalte, die von biologischen Prozessen erzeugt werden, ebenfalls rätselhaft? Und müsste nicht auch ein Essenzialist erklären, wie eine Person ein Homosexueller wird? Ich bin auch der Ansicht, dass der Essenzialist versuchen müsste, diese Fragen zu beantworten. Ich glaube jedoch nicht, dass diese Fragen für den Essenzialismus und für den Sozialkonstruktionismus die gleiche Bedeutung haben. Nehmen wir die zweite Frage: Der Sozialkonstruktionist scheint eine dritte ontologische Kategorie zwischen der ultrarealen (die Welt der Physik) und der rein fiktionalen (literarische Charaktere) zu positionieren. Der Essenzialist benötigt diese dritte Kategorie nicht: Die Existenz der Homosexualität ist so real wie die Existenz der Atome, obwohl diese beiden Phänomene grundlegend verschiedene Eigenschaften besitzen. Nehmen wir die erste und die dritte Frage. Für den Essenzialisten besteht die Schwierigkeit dieser Fragen auf einer praktischen, wissenschaftlichen Ebene: Es ist die Frage, wie mittels Forschung herausgefunden werden kann, auf welche Weise biologische, psychologische und gesellschaftliche Eigenschaften interagieren, um einen Homosexuellen zu produzieren. Für den Sozialkonstruktionismus sind hier metaphysische Probleme berührt: Wie können reale, physische Faktoren bestimmte andere Faktoren verursachen, die weder real noch vollständig fiktional sind?

Chauncey, G. (1994): *Gay New York*. New York.

Foucault, M. (1978): *The History of Sexuality, vol. I*. New York.

Hacking, I. (1992): *Making Up People*, in: F. Stein (Hrsg.) Forms of Desire. New York.

Halperin, D. (1990): *One Hundred Years of Homosexuality*. New York.

Lewontin, R. C. u.a.: *Not in Our Genes*. New York 1984.

Miller, N. (1995): *Out of the Past: Gay and Lesbian History from 1869 to the Present*. New York.

Mitchell, M.(Hrsg. 1995): *The Penguin Book of International Gay Writing*. New York.

Morrison, T.(1988): *Beloved*. New York.

Platon (1984): *Das Gastmahl oder Von der Liebe*. Übertragen u. eingeleitet von Kurt Hildebrandt. Durchgesehene Ausg. Stuttgart.

Ruse, M.(1988): *Homosexuality*. Oxford.

Stein, E.(1992): *Conclusion: The Essenzials of Constructionism and the Constructionism of Essenzialism*, in: Ed Stein (Hrsg.) Forms of Desire. New York.

Brennende Pinienhaine auf der Insel Capri

ITALIEN

Der Sommer der Pyromanen

In Italien sind seit Jahresanfang bei über 7000 Bränden mehr als 66000 Hektar Wald und Buschland vernichtet worden, so eine erste Bilanz der Forstverwaltung. Das ist eine Fläche größer als Ibiza. Allein in den ersten drei Augustwochen gab es fast 2200-mal Feueralarm. Und es brennt, vor allem im Süden, kräftig weiter. Überall in Südeuropa, von Portugal bis zur Türkei, wüten die Flammen – Griechenland hat schon acht Tote zu beklagen. Doch nirgends fallen ihnen so große Flächen zum Opfer wie in Italien. Die historischen Pinienhaine von Ostia, vor den Toren Roms, wurden jetzt ebenso zu Asche wie die ohnehin knappen Waldstreifen an der Traumküste von Amalfi. Jüngst brannte es sogar bei den Ruinen von Pompeji und auf Capri.

Ursache für den Feuer-Boom ist selten die südliche Sonne. Drei von vier Feuern, so eine Studie des Umweltministeriums, werden vorsätzlich von Menschenhand gelegt – aus Profitsucht. Die Flammen machen aus wertlosem Naturland teures Bauland. Grundbesitzer, Zementlobby und die Mafia verdienen Vermögen dabei. Wird ein Aschefeld dagegen wieder aufgeforstet, kassiert der Gartenbaubetrieb bis 40000 Mark pro Hektar. Interesse an möglichst vielen Einsätzen haben die privaten Besitzer der Löschflugzeuge ebenso wie Zigtausende von Helfern. Sie streichen bei den Lösch- und Aufräumarbeiten einen Tageslohn von 100 Mark ein. Das ist oft ihre einzige Einnahmequelle. Insgesamt wird der feuerbedingte Umsatz allein in Sizilien auf 500 Millionen Mark im Jahr geschätzt. In Sardinien, Kalabrien, Kampanien dürfte es kaum weniger sein. Die Regierung will nun die Brandstifter mit drastischen Gefängnisstrafen und dem Einsatz ziviler Geheimagenten abschrecken. Wer einen Pyromanen auf frischer Tat fotografiert, soll vom Staat dafür mit 1000 Mark belohnt werden.

Schnee auf Capri – Kältetote in Hongkong

CAPRI (dpa). Zum ersten Mal seit zehn Jahren hat es auf Capri im Golf von Neapel wieder geschneit. Am Sonnabend war der mit knapp 600 Metern höchste Berg Monte Solaro mit einer Schneehaube bedeckt. Das subtropische Hongkong wird zur Zeit von einer Kältewelle mit Temperaturen um drei Grad heimgesucht. 29 vorwiegend ältere Menschen sind bereits an Erkältungskrankheiten gestorben.

Online-Edition 2024 - PDF-Seite 1277

Jean-Claude Féray

Julien Chevalier (1860 – 1943)

Die erste medizinische Doktordissertation, die sich in der französisch sprechenden Welt mit dem damals neuen psychiatrischen Konzept »inversion sexuelle« auseinandersetzt, erschien im Jahre 1885 und war von Julien Chevalier verfasst. Diese Dissertation[1] wurde 1893 in einer erweiterten und revidierten Fassung erneut publiziert.[2] Zahlreiche spätere Autoren zitieren aus Chevaliers Werk. Einige, wie Havelock Ellis, Wilhelm Stekel und Sigmund Freud zitieren ihn seltsamerweise als Schöpfer einer Theorie, die er aber gar nicht aufgestellt hat: die Theorie von der Bisexualität des Embryo als Ursprung der Veranlagung zur Inversion. Trotz dieses Erfolges wurde bisher noch niemals Chevaliers Biografie geschrieben, so dass sogar die großen Bibliothekskataloge, selbst der sonst sehr gut dokumentierende der *Library of Congress*, nicht einmal seine Lebensdaten kennen. Deshalb habe ich die folgende Recherche zu einem wenig bekannten Mediziner unternommen, der indes jener Lyoner Schule angehörte, die unter der Ägide des Doktor Alexandre Lacassagne eine neue Sicht auf die Männerliebe entwickelte, eine Sicht, die sich deutlich von der weitgehend irrationalen Idee der Degenerescence unterschied. Die wesentlichsten der folgenden biografischen Angaben sind dem Militärdossier über Julien Chevalier im Militärhistorischen Archiv Vincennes[3] entnommen; ferner habe ich drei Briefe von Chevalier an Professor Lacassagne in der *Bibliothèque municipale de Lyon* gefunden.[4]

Julien Augustin Ferdinand Chevalier wurde am 26. September 1860 in Romans geboren. Die französischen biografischen Handbücher bieten zwar nichts zu unserem Thema; sie enthalten jedoch Angaben über mehrere Mitglieder einer Familie Chevalier aus Romans. Zu dieser Familie zählten Gelehrte wie Jules André Chevalier (1845-1922), Vetter des Domherren Cyr-Ulysse Joseph Chevalier (1841-1923). Letzterer war der Sohn des Militärarztes und Geschichtsschreibers des Stadt Romans Jean André Ulysse Chevalier (1804-1893). Unser Julien Chevalier, der sich für die Homosexualität interessierte, war ebenfalls Militärarzt. Es scheint übrigens eine genealogische Beziehung zwischen ihm und einer Familie Chevalier in der kleinen Stadt Romans zu bestehen, doch haben wir dies nicht geprüft.

Julien Chevalier war der Sohn des Kaufmanns Barthélemy Etienne Ferdinand Chevalier und seiner Ehefrau Julie Céline Periollat. Bei seiner Geburt waren seine Eltern bereits in einem fortgeschrittenen Alter: Vater und Mutter waren 47, respektive 34 Jahre alt. Über seine Schülerzeit ist nichts bekannt, allenfalls könnte man aufgrund seiner späteren Karriere mutmaßen.

Entscheidend für sein weiteres Leben war sein Eintritt in die École de Santé de l'hôpital militaire in Lyon am 12. Oktober 1882. Dort verfasste er seine berühmte Dissertation bei dem Professor Alexandre Lacassagne (1843-1924), dem Gründer der Lyoner Kriminalanthropologischen Schule, die dem Studium der »inversion sexuelle«, speziell dank der Zeitschrift *Archives de l'Anthropologie criminelle*[5], neue Anstöße gab. Chevalier legte seine Doktorarbeit wie erwähnt 1885 vor. Kurz darauf, am 10. November 1885 wird er nach Grâce beordert, um dort seinen Dienst als Militärarzt anzutreten: er wird im Oktober 1886 zum »médecin aide major de 2ème classe« ernannt.

Seine lange Dienstzeit in den Kolonien begann 1893 im Sudan. In diesem Jahr erschien im Lyoner Verlag Storck sein Buch *Une maladie de la personnalité: l'inversion sexuelle*, in dem er das Thema seiner Dissertation weiterentwickelt. Frankreich führt damals wieder einmal Krieg im Sudan und Julien Chevalier erhielt, nachdem er dort zwei Jahre lang den schwierigen militärärztlichen Dienst versehen hatte, einen sechsmonatigen Genesungsurlaub, um ein seltsa-

[1] *De l'inversion de l'instinct sexuel au point de vue médico-légal.* Thèse présentée à la faculté de Médecine et de Pharmacie de Lyon et soutenue publiquement le 3 novembre 1885. Lyon, Imprimerie nouvelle, 1885.

[2] *L'inversion sexuelle, psychophysiologie, sociologie, tératologie.* Préface du Dr Lacassagne. Lyon, Storck, 1893.

[3] Dossier personnel (cote: 11 Y[r] 4989), Service historique de l'armée de terre Vincennes

[4] Manuscrits Lacassagne 6079. Bibliothèque municipale de Lyon La Part-Dieu.

[5] *Archives de l'Anthropologie criminelle, de criminologie, de médecine légale et de psychologie normale et pathologique.* Lyon, Storck et Rey, 1886-1915. Dieser Lyoner Schule sind wegen ihrer Publikationen zuzuordnen (außer Lacassagne und Chevalier, der mehrere Aufsätze für die *Archives* schrieb): Marc-André Raffalovich und die Mediziner Dr. Laupts (Georges Saint-Paul), Emile Laurent, Eric Simac (offensichtlich ein Pseudonym), Etienne Martin und Jean Arrufat; letzterer war Autor einer kurzen (35 Seiten) aber interessanten Dissertation über *Un mode d'évolution de l'instinct sexuel (pédérastie)*, Lyon 1892.

Online-Edition 2024 - PDF-Seite 1278

mes Blutarmutsleiden (anémie coloniale profonde) auszukurieren. Er verbrachte diesen Urlaub in seiner Heimatstadt Romans, anschließend, zu Beginn des Jahres 1896, nahm er in Algerien seinen Dienst wieder auf. Dort blieb er, meist in den Städten Mostaganem und Tlemcen, drei Jahre lang und wurde dann nach Tonking versetzt, wo er bis 1902 blieb. Dann wurde er wieder für weitere zehn Jahre nach Algerien versetzt und schließlich im Jahre 1912 nach Marokko, dem neuen französischen Protektorat. Frankreich hatte zu dieser Zeit für Marokko einen Administrator eingesetzt, der sich sehr gut als Studienobjekt für Chevaliers Doktordissertation geeignet hätte: Louis Hubert Lyautey, der spätere Generalfeldmarschall der französischen Armee und notorische Päderast.

Im Jahre 1913 wurde der Sanitätsoffizier Julien Chevalier zum Leiter des Feldlazaretts in Casablanca ernannt. Zum Beginn des Ersten Weltkriegs ist Chevalier in Casablanca, wo er im vorgerückten Alter von 54 Jahren vor dem französischen Konsul die zehn Jahre jüngere Elsässerin Philomène Irma Bister heiratet. Die Ehe blieb kinderlos.

Nahezu den ganzen Ersten Weltkrieg verbrachte Chevalier in Marokko. Am 15. Mai 1918 verließ er Casablanca zu einem sechswöchigen Erholungsurlaub. Dann wird er zum Direktorstellvertreter des Sanitätsdienstes der nördlichen Region in Lille ernannt. Als er aber nach einem Krankenhausaufenthalt in Boulogne im November 1918 in Lille eintrifft, ist der Waffenstillstand bereits unterschrieben. Er wird bis auf weiteres im Zuge der Demobilisierung ohne Sold von der Armee freigestellt bis er 1922 der Stadtkommandantur von Paris zugewiesen wird. Er wird in den Rang eines »Médecin principal de première classe« erhoben und am 6. Oktober 1924 in Pension geschickt Er verbrachte den Ruhestand mit seiner Gattin in Paris, wohnte zuerst am Boulevard Montparnasse, später im gleichen Bezirk in der Rue Emile Duclaux. Als Greis musste er den Ausbruch eines neuen Weltkriegs erleben, ehe er 83-jährig am 12. August 1943 in seiner Wohnung in der Rue Emile Duclaux von seiner Witwe betrauert starb. Er war Kommandeur der Ehrenlegion.

Chevaliers Vorgesetzte, die ihn während seiner langen militärischen Karriere als sehr intelligent, integer und in seinem Fachgebiet gut informiert charakterisierten, scheinen seine Arbeit über »l'inversion sexuelle« niemals zur Kenntnis genommen zu haben. Allenfalls hat einmal ein Vorgesetzter in seiner Zeit in Oran vermerkt, dass Chevalier zwei Merkblätter für die Soldaten verfasst habe, eines über die Gefahren der Syphilis, das andere über Alkoholmissbrauch.

Chevaliers Dissertation von 1885 kann heute lediglich historisches Interesse beanspruchen. Sie erlaubt jedoch einen Wendepunkt in der Entwicklung der medizinischen Ideen über die Männerliebe genauer zu betrachten. Demnach kann sie uns als bibliografisches Auskunftmittel dienen, denn sie erweist sich als umfassende Untersuchung von psychiatrischen und gerichtsmedizinischen Aufsätzen, die zuvor über die sexuelle Inversion publiziert wurden. Es ist gerade der literarische und historische Gesichtspunkt, unter dem Chevalier am Ende des 19. Jahrhunderts jenen anthropologischen Sachverhalt untersucht, den man als das Hauptverdienst seiner Dissertation werten muss. Sie erweist sich als Verbindung von gründlicher und umfassender Gelehrsamkeit. Indes schöpft Chevaliers historisches Kapitel »historique des faits« nur aus einer einzigen Quelle, der monumentalen achtbändigen *Histoire de la prostitution chez tous les peuples du monde depuis l'Antiquité la plus reculée jusqu'à nos jours* von Pierre Dufour (eines der Pseudonyme von Paul Lacroix, der auch unter dem Schriftstellernamen »bibliophile Jacob« bekannt war). Chevalier hat aus Dufours Werk alle päderastischen Stellen exzerpiert, verschweigt aber im Literaturverzeichnis diese Quelle; offensichtlich glaubte er, ein guter Plagiator müsse alle Quellen nennen, die er kennt, mit Ausnahme derjenigen, aus der er abgeschrieben hat. Es sieht so aus, als ob Lacassagne, der in einer seiner Vorlesungen die Arbeit seines Schülers quasi als seine eigene präsentierte,[6] Chevalier auf das Werk von Paul Lacroix aufmerksam gemacht hat, da es in seiner sehr umfangreichen Bibliothek vorhanden ist.[7] Schließlich bleibt noch der Hinweis darauf, dass der Beitrag der Lyoner Schule zur Frage der Homosexualität insgesamt eine umfassende Analyse verdient hätte und zwar in weitaus höherem Maß als die eher bescheidenen Beiträge einzelner ihrer Mitglieder wie Julien Chevalier.

---

[6] Manuskrpt 6 124. Cours de Lacassagne. Bibliothèque municipale de Lyon La Part-Dieu.

[7] Vor seinem Tod hat Alexandre Lacassagne seine private Büchersammlung (12 000 Bände) der Stadtbibliothek von Lyon geschenkt. Daher gehört die Bibliothek von Lyon heute in Frankreich zu denen, die die reichsten Bestände an alter Literatur über Homosexualität besitzen. Vgl. Claude Roux: *Catalogue du fonds Lacassagne*. Lyon 1922.

Online-Edition 2024 - PDF-Seite 1279

Manfred Herzer

GOTTFRIED KELLERS HOMOSEXUALITÄT

Viel ist es nicht, was der Wiener Psychoanalytiker Eduard Hitschmann zu Gottfried Kellers Homosexualität zu sagen hatte. Da aber diese wenigen Bemerkungen das Einzige sind, was bisher überhaupt dazu gesagt wurde, lohnt vielleicht doch ein erneuter Blick darauf, mehr als achtzig Jahre nachdem Hitschmanns Arbeiten über Keller – ein Aufsatz in Freuds Zeitschrift *Imago* im Jahre 1916 und die Keller-Monografie von 1919 – erschienen sind.

Keller war offensichtlich nicht homosexuell im landläufigen Sinn. Er hat sicher niemals in seinem Leben irgendetwas getan, das damals von schweizerischen Juristen und Polizisten als widernatürliche Unzucht, von seinem Zeitgenossen Karl Heinrich Ulrichs als Betätigung des urnischen Liebestriebs bezeichnet worden wäre. Allerdings war Keller auch nicht heterosexuell im landläufigen Sinn. Keiner seiner zahlreichen Biografen hat auch nur den Hauch einer Spur von grobsinnlicher Frauenliebe in Kellers Lebenslauf entdecken können. Zwei- oder dreimal hatte er sich in eine Frau verliebt und war entweder abgewiesen worden oder hatte der Geliebten sein Gefühl überhaupt nicht offenbart. In seinem siebenundvierzigsten Lebensjahr, bald nachdem seine Mutter gestorben war, kam es zur Verlobung Kellers mit der mehr als zwanzig Jahre jüngeren Luise Scheidegger. Die Braut beging jedoch noch im Verlobungsjahr 1866 Selbstmord.

Als Begründung für das Fehlen jeglicher Hinweise auf sexuelle Handlungen im Leben des Dichters nennen die Keller-Biografen gewöhnlich seinen Zwergwuchs; er war als Erwachsener nur etwa 150 cm groß und soll sich immer nur in üppige dickbusige Riesendamen verliebt haben, die ihn stets verschmähten. Die Dienste von Prostituierte, die seinem Sex-Ideal entsprochen hätten, hat er wohl auch nie in Anspruch genommen, so dass Hitschmann zur Erklärung für die ausbleibende heterosexuelle Betätigung unter anderem eine »milde Entwicklung des Triebes« annimmt. (Hitschmann 1919, S. 47) Die wichtigste Ursache für die bis zur vollständigen Inaktivität gehemmten Sexualität Kellers sieht Hitschmann jedoch in der seit der Kindheit herrschenden unbewussten Fixierung des Dichters an seine Mutter. Dieses Fixiertsein trägt Züge des Inzest und hindert Keller lebenslänglich an der Aufnahme sexueller Beziehungen.

Männerfreundschaften, die in sexueller Hinsicht ähnlich gehemmt sind wie die Frauenbeziehungen, sowie exzessiver Alkoholgenuss bilden einen wesentlichen Lebensinhalt des Junggesellen:

»Der Tisch mit den Abendgenossen und dem Wein war für Keller der Höhepunkt des Tages [...] Er glich darin dem Freund Böcklin, dessen ›Verhältnis zum Wein wie reinste Harmonie klingt, wie ein Vorbild einer glücklichen Ehe‹ (Freud). Man findet nicht nur Freundschaft beim Wein, man hat auch die Geselligkeit der Männer gesucht. Sublimierte gleichgeschlechtliche Neigung hat hier ihren Anteil. Wer zur Frau kein Verhältnis findet, kommt zum männlichen Tischkreis, zur Frau findet aber oft kein Verhältnis der, welcher männliche Beziehung vorzieht. Enttäuschung und ungestillte Sehnsucht nach beiden Seiten ertränkt der Wein.« (Hitschmann 1919, S. 52)

Gleichgeschlechtliche Neigungen, die nicht sublimiert sind, sondern gewissermaßen ins Sadomasochistische transformiert wurden, kommen im Vollrausch zum Durchbruch:

»Haben wir ausführlich klargelegt, dass durch die ganze Persönlichkeit unseres Dichters, wie insbesondere durch seine Erotik ein Zug von Passivität, Leidenwollen hindurchgeht, so dürfen wir anderseits jene Andeutungen von Heftigkeit und Grausamkeit nicht übersehen, die sich vorfinden. Denn auch die psychoanalytische Erfahrung stellt die Behauptung auf, dass Passivität und Masochismus nie primär, sondern im Gefolge des Sadismus und in Kombination zutage treten. Aus Kellers Leben sind seine Anfälle von Wut, in denen er, durch Alkohol gestärkt, irgend jemanden fest verprügeln musste, bekannt: namentlich aus Weltschmerz und unglücklicher Liebe kam es zu solchen Reaktionen des stillen Träumers.« (Hitschmann 1919, S. 84 f.)

Während es in den Verhältnissen zu Frauen anscheinend niemals zu körperlichen Berührungen kommt, scheint immerhin der intimere Körperkontakt zu den Geschlechtsgenossen, meist im Alkoholrausch, in der Form sadistisch gefärbter Schlägereien möglich gewesen zu sein.

»Zum engeren Thema sublimierter Gleichgeschlechtlichkeit bei Keller sei auf seinen ausgesprochenen Sinn für Freundschaft, z. B. seine sentimentale Jugendfreundschaft und seinen Brief-

wechsel mit jenem Kauz, der seine schwärmerischen Antworten von irgendwo abschrieb, hingewiesen, ferner auf die zahlreichen Männerfreundschaften späterer Jahre: mit Baumgartner, Freiligrath, Herrmann Hettner, Adolf Exner, Heyse, Storm, Böcklin, Petersen und anderen [...] Durch Jahrzehnte war die Abendrunde mit Männerrede, Männerscherz und Männertrunk Kellers einzige Geselligkeit. Keller war nicht blind für Mannesschönheit. Die Feste, wo Männer heiter und mit höheren Zielen beisammen sind, bieten ja Gelegenheit für die Gefühle unbewusster, sublimierter gleichgeschlechtlicher Neigung. Man denke an die Schilderung des Fahnenträgers Jukundus im ›Verlorenen Lachen‹: eines schlank gewachsenen jungen Mannes mit bildschönem Antlitz und freudeheller Baritonstimme. ›Als er sein Lied geendet, schaute er lächelnd zurück und man sah das schöne Antlitz in vollem Glücke strahlen, das ihm jeder gönnte, da ein eigentümlich angenehmes Lachen, wenn es sich zeigte, jeden für ihn gewann ... Er wurde mit allgemeiner Zärtlichkeit schlechtweg der Jukundi genannt.‹ Ferner sei auch in diesem Zusammenhang hingewiesen auf das wiederholte Darstellen von Transvestiten (›Sinngedicht‹) oder scherzhaften weiblichen Verkleidungen von Männern (Landvogt, Amrain).« (Hitschmann 1919, S. 59 f.)

Schließlich erörtert Hitschmann seine Beobachtung, dass es sich bei vielen der Frauengestalten in Kellers Werken um Porträts von »Mannweibern« handelt, »die eine ganz eigenartige dichterische Vision darstellen, man hat den Eindruck zwitterhafter Gestalten, von einer Kombination männlicher und weiblicher Züge, und fragt sich, ob nicht auch feminine Einstellung des Dichters mitspiele.« (Hitschmann 1919, S. 80)

Der Grüne Heinrich

Im Frühjahr 1850, als Keller dreißig Jahre alt war, reiste er nach Berlin und blieb in der Stadt bis zum Herbst 1855. In diesen Berliner Jahren vollendete er sein erstes erzählendes Prosawerk *Der grüne Heinrich*, den vielleicht schönsten deutschsprachigen Roman aus der Epoche zwischen den *Wahlverwandtschaften* und den *Buddenbrooks*. Es ist offensichtlich, und die Keller-Philologie ist sich darin einig, dass *Der grüne Heinrich* in besonders hohem Maße autobiografische Züge aufweist. Keller erzählt die Kindheits- und Jugendgeschichte von Heinrich Lee, dem Sohn einer armen Züricher Witwe, der gern Kunstmaler werden möchte und während eines von seiner Mutter unter großen Entbehrungen finanzierten mehrjährigen Studienaufenthaltes in München zu der betrüblichen Einsicht kommt, dass er zum Kunstmaler nicht taugt; mit trostlosen Zukunftsaussichten und von Reue- und Schuldgefühlen wegen der etwas rücksichtslosen Ausbeutung seiner Mutter geplagt, kehrt Heinrich in seine Heimatstadt zurück und kann, dort angekommen, gerade noch an der Beerdigung der Mutter teilnehmen; er verbirgt sich schließlich »in dem Sterbegemach seiner Mutter«, dort »rieb es ihn auf, sein Leib und Leben brach und er starb in wenigen Tagen.« (Keller 1998, S. 866)

Vom *grünen Heinrich* gibt es zwei Fassungen. Die frühe, in Berlin geschriebene und dort 1854/55 in vier Bänden erschienene Version hat Keller am Ende der siebziger Jahre stark verändert und als endgültige und einzig gültige Fassung veröffentlicht. In dieser Zweitfassung fehlen unter anderem einige Stellen oder sind gewissermaßen entschärft, die Heinrichs Sexualleben, seine »Frauenliebe«, beschreiben, sowie seinen intimeren Umgang mit Männern. Heinrichs Frauenliebe beschränkt sich darauf, dass er mehrmals das Mädchen Anna küsst, was er auch noch in der zweiten Fassung tun darf; ferner küsst er zweimal das Mädchen Judith (»Hierauf umschlang ich ihren Hals und küsste sie auf den Mund [1] ... worauf sie mich noch einmal umschloss und heftig küsste [2]«), was in Fassung zwo gestrichen ist. Was jedoch die Männerintimität betrifft, so sind die Streichungen erheblich konsequenter und gründlicher: Gleich im ersten Kapitel fehlt eine allgemeine Reflexion über Männerküsse: *»Das Volk, das mit der äußeren Sorge sein Leben lang zu kämpfen hat, erweist sich selbst wenig Zärtlichkeit. Von verwandtschaftlichen Umarmungen und Küssen ist wenig zu finden; niemand küsst sich als die Kinder und die Liebenden und selbst diese mit mehr Dezenz als die gebildete und sich bewusste Gesellschaft. Dass Männer einander küssten, wäre unerhört und überschwänglich lächerlich. Nur große Ereignisse und Schicksale können hierin eine Ausnahme bewirken.«* (Keller 1998, S. 25)

Am Ende des Romans folgt dann eine Männerkussszene, die anscheinend unter der Rubrik »große Ereignisse und Schicksale« firmieren soll. Ein Graf, der die Malkunst Heinrichs verehrt, hat diesen nach langen Irrfahrten in seinem Schloss aufgenommen. Am Tage nach der Ankunft Heinrichs tritt der Graf in dessen Schlafzimmer und gesteht ihm, dass er fast die ganze Nacht gemeinsam mit seiner Pflegetochter in Heinrichs Manuskript gelesen hat, das die

Schilderung seiner Kindheit und frühen Jugend enthält:

»›Ich will mich gar nicht entschuldigen für unsere Indiskretion; es macht sich so alles von selbst und wir wollen unsere Unverschämtheit nun mit gänzlicher Freundschaftlichkeit abbüßen. Zuerst muss ich Sie einmal küssen. Sie sind ein allerliebster Kerl!‹ ›Bitte, Herr Graf!‹ sagte Heinrich und duckte sich ein bisschen unter die Decke. ›Sie sind allzugütig; aber ich mache mir nicht viel daraus, Männer zu küssen!‹ ›Ei sieh da!‹ rief der treffliche Mann. ›Aber trotz alledem müssen Sie mich doch ein bisschen wohl leiden, ich verlange es!‹ ›O gewiss sag' ich Ihnen‹, erwiderte Heinrich, mit schüchternen und doch zutulichen Worten; ›ich kann Sie gar nicht genug ansehen, so sehr gefallen Sie meinen Augen und meinem Herzen!‹ Und er sah ihn dabei wirklich mit glänzenden Augen an. ›Nun denn‹, sagte der Graf mit feinem und gerührtem Lächeln, ›so müssen Sie durchaus geküsst sein zur Besiegelung unseres guten Einvernehmens!‹ Er umarmte Heinrich und küsste ihn herzlich, und dieser küsste ihn, sein leises Sträuben aufgebend, herzhaft und seine Augen füllten sich mit salzig heißem Wasser, da er endlich einen solchen älteren Männerfreund gefunden nach langem Irrsal.« (Keller 1998, S. 789 f.)

Stellen wie diese hat Keller in den siebziger Jahren, als er sich mit der Überarbeitung des *grünen Heinrich* zu beschäftigen begann, als »eine Menge Geschmack- und Taktlosigkeiten« bezeichnet, die zu »beseitigen« seien. Dass es dazu überhaupt kommen konnte, begründet Keller mit folgender Erzählung:

»Das Unglück des Buches liegt in seiner Entstehungsweise. Der Verleger fing gleich an zu drucken, als er etwas Manuskript hatte; ich fuhr dennoch langsam fort, musste aber dafür alles Geschriebene sofort absenden und konnte so buchstäblich die fertigen Kapitel und Seiten fast nie zum zweiten Mal übersehen; so blieben eine Menge Geschmack- und Taktlosigkeiten stehen, die man schon bei einer zweiten oder vielmehr ersten Wiederholung zu entdecken und beseitigen pflegt.« (Brief an Emil Kuh, Zürich 3.4.1871; Baechtold 1897, S. 68 f.)

Wendet man dies auf die Stellen an, an denen Männer sich küssen, dann bedeutet dies wohl nur, dass die Erwähnung und Beschreibung von sich küssenden Männern geschmack- und taktlos ist. Sie gehört nach dem Geschmack des zweiundfünfzigjährigen Keller nicht in einen ordentlichen Roman. Zu der Frage, ob Männer, die sich küssen, in ein ordentliches Alltagsleben gehören, äußert sich Keller wohlgemerkt nicht. Andere recht aufschlussreiche »Taktlosigkeiten« strich Keller aus der wechselvollen Freundschaft zwischen Heinrich und dem holländischen Maler Ferdinand Lys. Als Heinrich dem Holländer zum ersten Mal begegnet, stutzt der Leser bei dem Adjektiv »verführerisch«: Ferdinand ist »ein junger Mann mit anmutigen, verführerischen Gesichtszügen« (Keller 1998, S. 529). Wenn zwei junge Männer sich erstmals sehen, darf taktvollerweise von Verführung keinesfalls die Rede sein, weshalb Keller den ersten Anblick des Holländers folgendermaßen überarbeitete:

»Ein mittelgroßer schlanker Mann von vielleicht achtundzwanzig Jahren, war er dunkel an Haar und Augen, letztere von einem fast melancholischen Ausdruck gleich dem hübsch lächelnden Munde.« (Keller 1998a, S. 422)

Männerzweikampf statt Männerliebe

Ferdinands anmutige Gesichtszüge und sein hübsch lächelnder Mund verführen den grünen Heinrich nicht zum Küssen oder dergleichen, vielmehr kommt es zu einer sadomasochistischen Gewalthandlung, bei der am Ende dem Ferdinand »Blut aus dem Munde drang und eine tiefe Ohnmacht ihn befiel.« (Keller 1998, S. 619) Als nämlich einmal der grüne Heinrich sehr viel Wein getrunken hatte und er mit Ferdinand über die Frauen und den lieben Gott disputierte, kam es so weit, dass »eine wilde Streitlust in ihm aufflammte« (Keller 1998, S. 616) und er Ferdinand Lys so sehr beleidigte und kränkte, dass dieser ihn zum Duell mit »Stoßdegen« forderte. Am nächsten Morgen schlug sich der grüne Heinrich mit seinem »liebsten« Freund, wobei Kellers Vokabular stutzen lässt: Von sehnsüchtiger Lust ist die Rede und davon, dass Heinrich der Hitzigere und Betörtere von beiden war:

»Jeder nahm seine Waffe, ohne den andern anzusehen; doch als sie sich gegenüberstanden, mussten sie unwillkürlich lächeln und begannen mit sehnsüchtiger Lust die Klingen in behaglicher Langsamkeit aneinander hingleiten zu lassen [...] Die scharfgeschliffenen Spitzen, welche vor ihren Augen herumflirrten, übten aber eine unwiderstehliche Lockung, und beide gingen fast gleichzeitig in ein rascheres Tempo über. Heinrich, welcher der Hitzigere und Betörtere war, in welchem auch eine Menge Weines glühte, wurde noch ungestümer und entschiedener, und unverschens trat Lys mit einem leisen Schrei einen Schritt zurück und sank dann auf einen Stuhl. Er war in die rechte Seite getroffen, das

Online-Edition 2024 - PDF-Seite 1282

Blut tropfte [...]« (Keller 1998, S. 618 f.)

In der Zweitfassung, die zwar durchweg in der Ichform geschrieben ist, aber dieser formellen Subjektivierung alles vermeintlich Geschmacklose opfert, fehlen alle irritierenden Wörter. Keller habe, schreibt sein früher Biograf Baechthold, »das Barocke gemildert« und »Verletzendes beseitigt« (1894, S. 52). Somit tropft kein Blut in der neuen Version, weil Ferdinand den Kampf vorher abbricht (vgl. Keller 1998a, S. 505).[1]

Tröstung nackter Männerkörper

Fast am Ende der Erstfassung des *Grünen Heinrich* gibt es folgenden merkwürdigen Satz:

»Denn für einen ordentlichen Menschen ist es fast ebenso wohltuend und erbaulich, einen wohlbestellten, schönen und rechten Mann zu sehen, als schöne und gute Frauen.« (Keller 1998, S. 786)

Der schöne Mann, dessen Anblick Heinrich erbaut und wohl tut, ist übrigens jener Graf, mit dem Heinrich im nächsten Kapitel die bereits erwähnten Küsse tauscht. Beide Stellen dürften als Hinweise auf die von Hitschmann konstatierte Gleichgeschlechtlichkeit Kellers anzusehen sein, jeweils in der gehemmten oder sublimierten Form des bloßen Anschauens resp. Küssens. Einmal geht es auch um einen schönen nackten Männerkörper, der auf Heinrich erbaulich wirkt, allerdings handelt es sich um eine Gipskopie einer antiken Skulptur, des so genannten Borghesischen Fechters. Gerade als ihm die Einsicht dämmert, dass er wohl nie als Maler erfolgreich sein werde, bemerkt er in dem Zimmer, das er zur Miete bewohnt, eine Kopie des »Borghesischen Fechters« die anscheinend vom Vormieter hinterlassen war:

»Wie einen guten tröstenden Freund entdeckte er da die Gipsfigur des borghesischen Fechters, welche aus ihrem Winkel zu Tage trat. Unwillkürlich hob er sie empor und setzte sie auf ein Tischchen mitten in das hereinströmende Licht. Alles war Leben in dem von Sonne, Wind und Wetter gereiften Körper dieses abgehärteten Kriegers, der mit ehrlichem Fleiße sich seiner Haut wehrte.« (Keller 1998, S. 639)

Die Betrachtung des nackten Helden erzeugt bei Heinrich heftige Empfindungen und Reflexionen, die bald aber nicht den sexuellen Aspekt der Beziehung zu dem »guten tröstenden Freund« berühren, sondern in einen kräftigen künstlerischen Betätigungsschub einmünden: »Mehr um für seine verwirrten Gedanken ein Unterkommen zu finden als aus einem festen Entschlusse drehte nun Heinrich den Fechter herum und zeichnete denselben während mehrerer Tage von verschiedenen Seiten.« (Keller 1998, S. 642) Hitschmann würde an dieser Stelle vermutlich anmerken: »Sublimierte gleichgeschlechtliche Neigung hat hier ihren Anteil.«

Es gibt eine Episode zu Kellers siebzigstem Geburtstag im Sommer 1889, die auf ergreifende Weise an des grünen Heinrich Tröstung und Verwirrung durch den borghesischen Fechter erinnert. Kellers damals jugendlicher Freund Adolf Frey erzählt davon in seinen *Erinnerungen an Gottfried Keller*:

»Als ihm nach seiner Ende August erfolgten Rückkehr aus der Urschweiz drei Freunde die herrliche, von Böcklin entworfene, auf den Festtag jedoch nicht fertig gewordene Goldmedaille Vormittags zwischen elf und zwölf Uhr in seinem Arbeitszimmer überreichten, wo er über der Zeitung gesessen hatte, sah er das schöne Kunstwerk lange an, ohne ein Wort zu finden; dann brachen ihm die Thränen hervor, und er sagte, indem er auf das schimmernde Kleinod hindeutete: ›Das kann ich Ihnen sagen, meine Herren, das ist das Zeichen für das Ende vom Lied! Ich spüre, dass es mit mir nicht mehr lange dauert.‹« (Frey 1893, S. 145 f.)

Die Goldmedaille[2] zeigt auf der einen Seite Kellers Kopf im Profil, auf der Rückseite aber den nackten Orpheus, der mit seinem Kitharaspiel die Raubtiere besänftigt und die Natur versöhnt. Anders als beim borghesischen Fechter ist das Geschlechtsteil des Nackten mit einem Tuch verhüllt. Ich stelle mir vor, dass die Tränen und die Vorahnung des nahen Todes von dem Anblick des goldenen Männerkörpers provoziert wurden und dass sie in der Seele des Dichters einen dunklen Schmerz über das nie wirklich bewusst gewordene Verlangen nach solchen Körpern und den nie gewagten Genuss, den die körperliche Männerliebe vielleicht hätten gewähren kön-

[1] Eine weitere Variante des Männerkampf-statt-Männerliebe-Themas verwendet übrigens Brecht in seinem frühen Stück *Im Dickicht der Städte. Der Kampf zweier Männer in der Riesenstadt Chicago* (1923/27): »Garga: Sie sind einsam geblieben? – Shlink: Vierzig Jahre. – Garga: Jetzt, gegen Ende, verfallen Sie also der schwarzen Sucht des Planeten. Fühlung zu bekommen. – Shlink (lächelnd): Durch die Feindschaft? – Garga: Durch die Feindschaft! – [...] Shlink: Verleugne nicht, was war, Garga! Sieh nicht nur die Rechnung. Erinnere dich der Frage, die wir stellten. Nimm dich zusammen. Ich liebe dich. – Garga (betrachtet ihn): Aber wie widerlich von Ihnen! Sie sind erschreckend unappetitlich, ein alter Mann wie Sie!« (Brecht 1967, S. 186 f.)

[2] Vorder- und Rückseite der Goldmedaille sind abgebildet in: Breitenbruch 1998, S. 159.

nen, hervorgerufen haben; vielleicht auch Scham über die unakzeptablen sexuellen Sehnsüchte der Jugendzeit, vielleicht auch Zweifel und Trauer über das unwiederbringlich Versäumte.

Jean Paul

Man versteht die Unbefangenheit, mit der der junge Keller die subtil sexualisierten Männerbeziehungen im *Grünen Heinrich* beschreibt, besser, wenn man die folgende Stelle bedenkt:

»Ich hatte, nach Büchern herumspürend, in der Leihbibliothek unserer Stadt einen Roman des Jean Paul in die Hände bekommen. In demselben schien mir plötzlich alles tröstend und erfüllend entgegenzutreten, was ich bisher gewollt und gesucht oder unruhig und dunkel empfunden [...] Und als der Frühling kam und die Nächte kürzer wurden, las ich von neuem in den köstlichen Morgen hinein und gewöhnte mir darüber an, lange im Bette zu liegen und am hellen Tage, die Wange auf dem geliebten Buche, den Schlaf des Gerechten zu schlafen. Dazumal schloss ich einen neuen Bund mit Gott und seinem Jean Paul, welcher Vaterstelle an mir vertrat, und mag diesen die wandelbare Welt in ihrer Vergänglichkeit zu dem alten Eisen werfen, mag ich selbst dereinst noch meinen und glauben, was es immer sei: ihn werde ich nie verleugnen, solange mein Herz nicht vertrocknet!« (Keller 1998, S. 298 f.)

Heinrichs (und Kellers) Jean-Paul-Verehrung bleibt zwar in der Zweitfassung des *Grünen Heinrich* erhalten, die »Vaterstelle« wurde allerdings gestrichen. Die besondere emotionelle Färbung und sexuelle Tönung der Männerfreundschaften im *Grünen Heinrich* ist in gewissem Maße dem Einfluss der Jean-Paul-Lektüre Kellers zu verdanken. In einem Tagebuchfragment von 1843 besitzen wir eine Art Urtext der einschlägigen Leseerfahrung; es geht um das »menschliche Herz« und um das Unbehagen, wenn »Helden allzuviel weinen«:

»Den 7. August. Jean Pauls „Hesperus" fertig gelesen. Jean Paul ist mir ein reicher üppiger Blumengarten und segenvolles nährendes Fruchtfeld zugleich. Wenn ich einen ganzen Tag nichts thue, als in ihm lesen, so glaube ich doch gearbeitet oder etwas Reelles gethan zu haben. Er ist beinahe der größte Dichter, welchen ich kenne, wenn man die Natur mit ihren Wundern und das menschliche Herz als die ersten und größten Stoffe oder Aufgaben der Poesie anerkennt. Nur lässt er seine Helden allzuviel weinen, und seine Thränen- und Blutstürze, sowie die Gestirne und die Sonne sind gar zu oft auf dem Schlachtfeld. Auch unterbricht er sich selbst manchmal in den schönsten Stellen durch seinen Witz, welcher, sei er noch so gut und schön, doch manchmal dem Leser ein wenig Ungeduld verursacht. Bewundernswert ist die unerschöpfliche Quelle seiner treffenden Gleichnisse aus allen Zweigen des Wissens.« (nach Baechtold 1895, S. 213)

Jean Pauls »Freundesliebe« diskutiert Keller nicht ausdrücklich, im Tagebuch nicht und in keinem anderen Text. Die Darstellung von Männerfreundschaften in Kellers epischen Werken, besonders in der Erstfassung des *Grünen Heinrich*, zeigt aber durchaus in ihrer sinnenfrohen Körperbetontheit Spuren einer Jean-Paul-Lektüre, und die Entsexualisierung oder Entkörperlichung der Männerbeziehungen in späteren Jahren ist vielleicht doch damit zu erklären, dass Kellers Herz inzwischen ein wenig vertrocknet war und er sich zudem der verwandelten Welt des ausgehenden neunzehnten Jahrhunderts akkomodieren zu müssen glaubte.

Soweit ich sehe, verwendet Keller den Ausdruck »Freundesliebe« nur einmal und dort durchaus in dem politischen Sinn, den das Wort bei Jean Paul hat, und nicht im Sinne von »widernatürliche Unzucht« oder Päderastie, den er bei Ludwig Frey, Elisar von Kupffer und den Nachfolgern erhielt; in der Erzählung *Das Fähnlein der sieben Aufrechten* aus dem Jahre 1863 finden sich die folgenden Ausführungen zur Schweizer Nationalgeschichte:

»Wie kurzweilig ist es, dass es nicht einen eintönigen Schlag Schweizer, sondern dass es Zürcher und Berner, Unterwaldner und Neuenburger, Graubündner und Basler gibt, und sogar zweierlei Basler! Dass es eine Appenzeller Geschichte gibt und eine Genfer Geschichte! Diese Mannigfaltigkeit in der Einheit, welche Gott erhalten möge, ist die rechte Schule der Freundschaft, und erst da, wo die politische Zusammengehörigkeit zur persönlichen Freundschaft eines ganzen Volkes wird, da ist das Höchste gewonnen! Denn was der Bürgersinn nicht ausrichten sollte, das wird die Freundesliebe vermögen und beide werden zu einer Tugend werden!« (nach Breitenbruch 1998, S. 96)

Wo Jean Paul zärtliche und leidenschaftliche Verbindungen zwischen Männern beschreibt, vermeidet er, dem einen Namen anzuheften, die Liebe zwischen Männern bleibt namenlos, wird aber um so eindringlicher geschildert. Wo von Freundesliebe die Rede ist, geschieht dies in einer Weise, die fast einer Vorwegnahme der Verquickung von Männerliebe und Demokratie in manchen Gedichten Walt Whitmans gleicht.

Online-Edition 2024 - PDF-Seite 1284

Platen Heine Keller

Es gehört durchaus in den hier erörterten Zusammenhang, einen Blick auf Kellers poetischen Kommentar zu Heinrich Heines Angriffen auf August von Platen zu werfen. Heine hatte bekanntlich in seiner 1830 erstmals erschienenen satirischen Dichtung *Reisebilder II* Platen verhöhnt, weil er »die zarte griechische Knabenliebe besingt« und wegen »eines geheimen Lasters«, das Heine »Freundschaftsliebe« nennt (Heine 1899, S. 368 u. 409).

In seinem Versepos *Der Apotheker von Chamounix*, das Keller zu Anfang der fünfziger Jahre, als Heine noch lebte, geschrieben, aber erst 1883 nach gründlicher Umarbeitung veröffentlicht hatte, finden sich auch einige sehr zurückhaltende Bemerkungen zu Heines Angriff auf Platens geheimes Laster. Paul Derks hat wohl als erster diese Verse als Kellers Stellungnahme zur Homosexualität oder zu Heines Verhöhnung des homosexuellen Grafen Platen analysiert (Derks 1990, S. 610 ff.) In Kellers Gedicht treffen Heine und Platen, nachdem beide gestorben waren, im Himmel aufeinander und halten einen Diskurs über ihren einstigen Kampf, wobei die zarte griechische Knabenliebe resp. Freundschaftsliebe unerwähnt bleibt. Platen nennt Heine einen »Schmäher«, einen »Tor«, dessen »Lügen« Platens »Ehr- und Freiheitsliebe« niemals beschädigen konnten. Derks stellt zutreffend fest: »Zu einer wirklichen Auseinandersetzung, zu einer Aufarbeitung ihres Konfliktgegenstandes kommt es nicht.« (Derks 1990, S. 612) Derks wagt schließlich einen wenig überzeugenden hermeneutischen Salto, um im *Apotheker von Chamounix*, und zwar in dem Vers »Denn mein Herz vertrug nicht beides: Sänger und ein Hund zu sein!« doch noch eine metaphorische Nennung der Homosexualität Platens nachzuweisen. In dem Wort »Hund« entdeckt Derks den »Nebensinn einer sexuellen Metapher«, die Keller als Codewort für das Unnennbare gebraucht. Deutlich wird hier jedenfalls, mit welcher Konsequenz, die in späteren Lebensjahren weiter gesteigert wurde, Keller es vermeidet, jedwede Homosexualität, seine eigene und die anderer Leute, zur Sprache zu bringen. Sie bleibt lebenslänglich irgendwo in Kellers Unbewusstem verborgen und ist der Alltags- und Dichtersprache nur über komplizierte Verschlüsselungen zugänglich.

Klassifikationsprobleme – anything goes ?

Es stellt sich hier die Frage, ob man überhaupt von Kellers Homosexualität sprechen kann, wenn weder eine entsprechende sexuelle Praxis noch einschlägige Bekenntnisse, Wünsche oder Geständnisse überliefert sind. Hitschmanns kärgliche Erwähnungen einer Homosexualität Kellers sind überhaupt nur auf der Grundlage der Sexualtheorie Sigmund Freuds plausibel. Freud charakterisiert bekanntlich die »psychoanalytische Forschung« und ihre Resultate mit folgender Bemerkung, die wohl auch auf Hitschmanns Keller-Forschung zutrifft:

»Die psychoanalytische Forschung widersetzt sich mit aller Entschiedenheit dem Versuche, die Homosexuellen als eine besonders geartete Gruppe von den anderen Menschen abzutrennen. Indem sie auch andere als die manifest kundgegebenen Sexualerregungen studiert, erfährt sie, dass alle Menschen der gleichgeschlechtlichen Objektwahl fähig sind und dieselbe auch im Unterbewusstsein vollzogen haben.« (Freud 1961, S. 22) Ferner weist Freud darauf hin, dass die Psychoanalyse im Unterschied zur gängigen Vorstellung von Sexualität eine »erweiterte Sexualität« annimmt, die immerhin »nahe [...] mit dem *Eros* des göttlichen Plato zusammentrifft.« (Freud 1961, S. 12) Spuren von dieser psychoanalytischen Homosexualität könnte man demnach im Leben jedes beliebigen Menschen nachwiesen und der entsprechende Nachweis bei Gottfried Keller wäre einfach nur trivial.

Will man dennoch in einem nicht-trivialen und über den psychoanalytischen Befund hinausgehenden Sinn von Kellers Homosexualität reden, dann gerät man schnell auf das fragwürdige Terrain der Spekulation und der Beliebigkeit. Ein Ausflug dorthin ist vielleicht dann zu rechtfertigen, wenn dieser Umweg zu neuen Erkenntnissen oder Fragestellungen führt. Es wird zu zeigen sein, dass dies im vorliegenden Fall zutrifft. Andernfalls hätten wir es nur mit mehr oder weniger unterhaltsamer Fantasieproduktion zu tun: anything goes.

Diese Schwierigkeit, die oft aus der dürftigen Quellenlage resultiert, stellt sich übrigens nicht nur im Fall Keller, vielmehr belastet sie die schwule Geschichtsforschung seit ihren Anfängen, ohne dass eine befriedigende Lösung gefunden wurde. Weit verbreitet ist es, das Problem schlicht zu ignorieren oder es mittels Sprachregelung zu übertünchen, so als ob man sich gar nicht für die Homosexualität interessiert, sondern für den ganz anderen »Freundschaftseros« oder die »Freundesliebe« oder – in den achtziger Jahren sehr verbreitet: – für »homosoziale Arrangements« oder, neuerdings wieder vermehrt, für »Homoerotik«. Ein älterer Vorschlag des Verfassers (Herzer

Online-Edition 2024 - PDF-Seite 1285

1987), man solle in der schwulen Geschichtsforschung nur jene Fälle behandeln, wo die manifest kundgegebene Sexualerregungen nachgewiesen sind, beantwortet jedoch nicht die quellenkritische Frage, ob die vermeintlichen Nachweise nicht womöglich auf erfundenen Denunziationen, Verleumdungen oder erpressten Geständnissen beruhen.

Kellers Platonismus

Dennoch möchte ich die folgende Überlegung, gewissermaßen zur Rettung meines Redens von Kellers Homosexualität, anstellen:

Im achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert konnte sich eine schwule Lebenspraxis so gut wie gar nicht entfalten. Vergesellschaftungen von »Päderasten«, »Warmen«, »Schwulen« usw. gab es zu Kellers Zeiten erst in wenigen Städten, und dies auch nur in Formen, die den meisten der potentiell Dazugehörenden keine Chance einer Teilnahme boten.[3]

Ich möchte hier erneut einen Vorschlag zur Diskussion stellen, der in einem Aufsatz über die Homosexualität in Wien um 1800 enthalten ist und dort anhand der Frage entwickelt wurde, inwiefern man die Wiener und in Wien lebenden Künstler Franz Schubert, Ludwig van Beethoven und Franz Grillparzer als schwule Männer bezeichnen kann (Herzer 1998). In Anlehnung an eine Typologie, die Karl Maria Kertbeny[4] in den sechziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts entwickelte, sollten diesem Vorschlag gemäß Männer, in deren Leben keinerlei heterosexuelle Praxis nachzuweisen ist, wohl aber besonders leidenschaftliche Freundschaften zu Geschlechtsgenossen, als »Platonisten« bezeichnet werden. Ein Motiv war dabei mein Unbehagen an dem vorherrschenden Idealismus, der in den seit ungefähr 150 Jahren real existierenden Homosexuellen eine »soziale Konstruktion« sieht und nichts sonst. Hauptsächlich sollen es Mediziner gewesen sein, die sich im neunzehnten Jahrhundert diese Konstruktion ausgedacht haben, aber auch Nicht-Mediziner wie Ulrichs oder Kertbeny sollen beteiligt gewesen sein, den Erfolg dieser Konstruktion zu befördern und einer »Identität« zu sozialer Geltung verholfen haben, in der sich immer mehr Männer wiedererkannten und die sie für sich in Anspruch nahmen, falls sie nicht schon von ihrem behandelnden Arzt mit diesem Etikett »Homosexueller« versehen worden waren.

Diese Betrachtungsweise ist für mich als einer alten Freundin des Historischen Materialismus schon deshalb nicht nachvollziehbar, weil das, was unsereiner als gesellschaftliche Praxis bezeichnet, hauptsächlich Arbeit, Sex und Politik, auf bloße Denkprozesse, allenfalls noch auf Sprechen und Schreiben, reduziert wird: Wenn ein Arzt zu mir sagt, Sie sind ein Homosexueller, und wenn ich ihm das glaube, dann und nur dann bin ich einer; dann habe ich mich mit dieser »sozialen Konstruktion« identifiziert und bin es auch, allein weil diese Konstruktion »sozial« in mein Gehirn oder sonstwo in mein Inneres hineintransplantiert wurde. Mit meinen bisherigen Handlungen und Taten hat das nichts zu tun. Meine künftigen Handlungen gelten aber von nun an als Handlungen eines Homosexuellen. Demnach kann es Homosexuelle oder gar Schwule sozusagen *avant la lettre* nicht geben. Erlaubt sind nur die jeweils zeitgenössischen »sozialen Konstruktionen«, wie zum Beispiel »Sodomiter« im Spätmittelalter oder »Päderasten« usw. (zwei Beispiele für viele: Rosen 1998; Katz 1998)

Auch wenn der oben formulierte Einwand gilt, dass Dokumente homosexueller Handlungen gefälscht, erpresst, erfunden sein können, möchte ich doch die Definition des Homosexuellen oder Schwulen an eine dokumentierte Sexpraxis knüpfen; Irrtümer sind bei der Beurteilung der Glaubwürdigkeit historischer Quellen immer möglich, das gilt für schwule Sexdokumente in gleicher Weise wie für andere Quellen. Die Frage, wie man Männer bezeichnen soll, von denen man annimmt, dass sie nur

[3] Heinrich Detering hat einen Zeitschriftenaufsatz aus dem Jahre 1789 entdeckt, dessen enorme Bedeutung für die Geschichte schwuler Subkulturen und Ideologien bisher leider übersehen wurde. Darin heißt es: »Die unnatürliche Neigung der Männer zu ihrem eigenen Geschlecht ist, nach dem was ich davon im gesellschaftlichen Leben erfahren und entdecken konnte, schon äusserst ausgebreitet. In der Stadt, worin ich lebe, hat schon mancher Bekannte mich auf junge Männer hingewiesen mit einem geheimen Winke, daß dies Knabenliebhaber wären. In einer größern Stadt, die ich nicht gern nahmhaft machen wollte, soll eine ganze Gesellschaft von solchen verstimmten Liebhabern zusammengetreten sein, die immer mehrere in ihre Verbindung ziehen, um Nahrung für ihre Lüste zu finden.« (Detering 1995, S. 276)

[4] Es gehört eigentlich nicht hierher, weshalb ich es in diese Fußnote verbanne: Im Dezember 1846 kam es in Zürich zu einer Begegnung zwischen Kertbeny und Gottfried Keller, die jedoch so flüchtig war, dass Kertbeny sie nur ganz beiläufig erwähnt und Keller überhaupt nicht. (Borneck 1861, S. 14) Kertbeny hat jedoch später versucht auch mit seiner Keller-Bekanntschaft zu renommieren. Kellers Freund Alfred Hartmann fragt diesen in einem Brief vom 5.10. 1860: »Kennen Sie den ungrischen Literaten Kertbeny, den Uebersetzer des Petöfi? Er sprach mir von Ihnen als einem Bekannten. Ist die ungrische National-blague, womit er auftritt bloß Schale oder auch Kern?« Keller hat auf diese Frage nicht geantwortet. Er wird sich wohl nicht erinnert haben. Vgl.: www.kellerbriefe.ch/hartmann.htm

Online-Edition 2024 - PDF-Seite 1286

deshalb keinen schwulen Sex praktizieren, weil die gesellschaftlichen Verhältnisse, in denen sie leben, dies verhindern, wird mit der vorgeschlagenen Definition jedoch nicht beantwortet. Dennoch halte ich diese Frage für sinnvoll. Wenn man nämlich nicht annehmen will, dass die Homosexuellen erst von der gleichnamigen sozialen Konstruktion gewissermaßen aus dem Nichts produziert werden, dann muss man ihr latentes oder potentiellen Vorhandensein vor ihrer entsprechenden Selbstidentifikation oder Fremdetikettierung voraussetzen. Für diese »Vorstufe« der praktizierten Homosexualität (eine treffendere Formulierung konnte ich nicht finden) möchte ich hier die Bezeichnung »Platonismus« vorschlagen und behaupten, dass es sich bei dem Dichter Gottfried Keller um einen solchen Platonisten gehandelt hat.

Vor dem Aufblühen der schwulen Subkulturen in europäischen Großstädten am Ende des neunzehnten Jahrhunderts war diese schwule Existenzform des Platonisten gewissermaßen *faut de mieux* oder aus Mangel an Gelegenheit besonders häufig. Beethoven, Schubert und Grillparzer waren demnach Beispiele für Wiener Entsprechungen zu dem Zürcher Gottfried Keller.

Bei allen Unterschieden zu dem hier Vorgetragenen scheint mir Hergemöller in seinem biografischen Lexikon doch in eine ähnliche Richtung zu argumentieren. Auch Hergemöller kommt ohne jeden Rückgriff auf irgendwelche biologischen Angeborenseinsvorstellungen aus, wenn er annimmt, »dass die Gleichgeschlechtlichkeit ein Phänomen von diachroner, essentieller Bedeutung darstellt und dass zweifelsohne ein bestimmter Personenkreis von der Übermacht und dem Vorrang der Grundneigung zum eigenen Geschlecht geprägt ist« (Hergemöller 1998, S. 21) Bei seinen Auswahlkriterien scheint mir aber zu viel Subjektivismus im Spiel zu sein, so dass seine Einzelentscheidungen oft ein wenig willkürlich ausfallen. So nennt er etwa »Schiller, Goethe, Händel oder Hitler« als Beispiele für Männer, »die nach unseren Vorstellungen überwiegend von der mann-weiblichen Erotik und Sexualität geprägt waren«, ohne dass er diese Vorstellungen expliziert. (Hergemöller 1998, S. 22) Gottfried Keller entspricht übrigens auch nicht Hergemöllers Vorstellungen von »Gleichgeschlechtlichkeit«.

Literatur

Baechtold, J. (1894): Gottfried Kellers Leben. Seine Briefe und Tagebücher. Zweiter Band: 1850-1861. Berlin.

Baechtold, J. (1895): Gottfried Kellers Leben. Seine Briefe und Tagebücher. Erster Band: 1819-1850. 4. Aufl. Berlin.

Baechtold, J. (1897): Gottfried Kellers Leben. Seine Briefe und Tagebücher. Dritter Band: 1861-1890. 2. Aufl. Berlin.

Borneck, A. [1861]: Kurze Memoiren von K. M. Kertbeny. Dresden.

Brecht, B. (1967): Gesammelte Werke. Band 1. Frankfurt a.M.

Breitenbruch, B. (1998): Gottfried Keller mit Selbstzeugnissen und Bilddokumenten dargestellt. 14. Aufl. Reinbek bei Hamburg.

Derks, P. (1990): Die Schande der heiligen Päderastie. Homosexualität und Öffentlichkeit in der deutschen Literatur 1750-1850. Berlin.

Detering, H. (1995): „zu Sprache kommen" Eine homoerotische (Auto-)Biographie 1789, in: Grenzüberschreitungen. Festschrift für Wolfgang Popp. Essen, S. 265-278.

Ermatinger, E. (1990, Erstdruck 1950): Gottfried Keller. Eine Biographie. Zürich.

Freud, S. (1961, Erstdruck 1920): Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie. 4. Aufl. Frankfurt.

Frey, A. (1893): Erinnerungen an Gottfried Keller. 2. Aufl. Leipzig.

Heine, H. (1899, Erstdruck 1830): Reisebilder II, in: Heine, Sämtliche Werke. Mit einem Geleitwort von L. Holthof und dem Bildnis des Dichters, 7. Auflage, S. 366-459.

Hergemöller, B.U. (1998): Mann für Mann. Biographisches Lexikon zur Geschichte von Freundesliebe und mannmännlicher Sexualität im deutschen Sprachraum. Hamburg.

Herzer, M. (1987): Homosexuality: Social construction and sexual practice, in: Homosexuality which homosexuality? History. Vol. 2, S. 18-24.

Herzer, M. (1998): »Wahrscheinliche Homosexualität des Franz Peter Schubert«? Griechische Liebhabereien und antigriechischer Geschmack in Alt-Wien, in: CAPRI 25, S. 2-19.

Hitschmann, E. (1916): Gottfried Keller. Psychoanalytische Behauptungen und Vermutungen über sein Wesen und sein Werk, in: Imago, Band 4, S. 223-47 und 274-316.

Hitschmann, E. (1919): Gottfried Keller. Psychoanalyse des Dichters, seiner Gestalten und Motive. Leipzig u.a.

Katz, J.N. (1998): Die Erfindung der Heterosexualität, in: 100 Jahre Schwulenbewegung, Berlin, S. 129-143.

Keller, G. (1998, Erstdruck 1854/55): Der grüne Heinrich. Erste Fassung. 8. Aufl. Frankfurt a.M.

Keller, G. (1998a, Erstdruck 1879/80): Der grüne Heinrich. Zweite Fassung. Hrsg. von Rolf Toman. Köln.

Rosen, W. von (1998): Die schwule Geschichte Dänemarks. Eine konstruktivistische Interpretation, in: 100 Jahre Schwulenbewegung. Berlin, S. 189-202.

Online-Edition 2024 - PDF-Seite 1287

Manfred Herzer

Weihnachten 1775: Freundesliebe in Waldeck

ZUR WORTGESCHICHTE EINES EUPHEMISMUS

Ein verblüffender Satz von Ihnen lautet: Ich habe nie verstanden, warum Menschen ihre Freundschaft durch Sex zerstören wollen. **Liegt das nicht auf der Hand? Ist das nicht offensichtlich?**
Nein.
Ich muss Ihnen das nicht erklären, Sie wissen ganz genau, dass es wahr ist. Ich wusste nicht, dass dieser Satz derartig überraschend ist, als ich ihn geschrieben habe. Ich dachte, jeder hätte schon mal einen Freund verloren, weil er mit ihm Sex hatte. Wissen Sie, Sex finden Sie überall und jederzeit. Freunde nicht.
(Aus einem Interview mit Gore Vidal im *Tagesspiegel* vom 6. August 2000)

Tscheck behauptete mehrfach, das Wort »Freundesliebe« sei eine Schöpfung des Dichters Jean Paul.[1] Leider sagt Tscheck nicht, wo er den Ausdruck bei Jean Paul gefunden hat oder woher er zu wissen glaubt, dass Jean Paul ihn erfunden hat. Es wird hier zu zeigen sein, dass Tscheck sich irrt oder seine Zuordnung zu dem von ihm verehrten Jean Paul erfunden hat.

Erstmals im Kontext der Schwulenemanzipation verwendet Ludwig Frey die »Freundesliebe« in seinem Buch *Der Eros und die Kunst. Ethische Studien*, das leider ohne eingedrucktes Erscheinungsjahr vermutlich um die Jahreswende 1896/97 im Leipziger Verlag von Max Spohr veröffentlicht wurde. Es gibt dort die Kapitel »Die Freundesliebe«, »Sokrates und die Freundesliebe«, »Das Christentum und die Freundesliebe« sowie »Goethe über die Freundesliebe«. Manchmal verwendet Frey in gleicher Bedeutung Ausdrücke wie »griechische Liebe«, »Urningsliebe«, »Männerliebe« und einmal auch »Homosexualität« (S. 307). Frey diskutiert seine Terminologie an keiner Stelle. Dass Ulrichs die Ausdrücke »Urning«, »Urningtum«, »Urningsliebe« und dergleichen erfunden hat, erwähnt Frey durchaus, wie er auch ausdrücklich den theoretischen Rahmen, in den er seine »ethischen Studien« stellt, von Ulrichs übernimmt.

Der Ausdruck »Freundesliebe«, den Frey für seine Zwecke gewissermaßen umdefiniert hat, indem er ihn mit einem sexuellen Akzent versah, war jedoch in der deutschen Literatur des neunzehnten Jahrhunderts recht verbreitet. Die folgenden Beispiele, die bereits nach oberflächlicher Suche schnell aufzufinden waren, zeigen recht deutlich, dass »Freundesliebe« von Goethe, Lenau, Stifter, Mörike und Keller synonym zu »Freundschaft« verwendet wurde. Eine Bedeutungsdifferenz ist eigentlich nicht zu erkennen. (Vielleicht ist es kein Zufall, dass alle Autoren, in deren Werk »Freundesliebe« gefunden wurde, aus dem südlichen Teil des deutschen Sprachgebiets stammen, Goethe und Mörike aus dem Südwesten, Stifter, Lenau und Keller aus dem Süden, Jean Paul aus Bayern – eine Erklärung für diese regionale Häufung würde wohl sehr detaillierte sprach- und dialektgeschichtliche Studien erfordern, die leider noch ausstehen.) Wenn sich Frey aber für »Freundesliebe« und gegen »Freundschaft« entschied, dann hat ihn hier anscheinend die »Liebe« zu seiner Wortwahl verlockt, die ja das ganze Kompositum näher an das Sexuelle heranzurücken vermag als die bloße »Freundschaft«. Bei der Erörterung der Biografie Friedrich Schillers gelingt Frey vermutlich eine echte Wortneuschöpfung: die »Freundschaftsliebe«:

»Sollte man aus diesen Worten des heißblütigen Jünglings auf sinnliche Regungen schließen müssen? Jedenfalls würden seine Jugendfreundschaften, (von denen K. Fischer in ›Schillers Jugendjahre‹ ausführlich berichtet) in den Augen unserer heutigen Sittenrichter, wenn sie dieselben an einem gewöhnlichen Sterblichen beobachteten, die schärfste Beurteilung erfahren. Wo es sich um **Freundschaftsliebe** handelt, verlieren die größten Dichter und edelsten Denker ihre Autorität, wie ihre Kritiker

[1] Zum Beispiel: »Die erotisch Invertierten sollen zu keinem deutschen Dichter mit mehr Schätzung aufblicken als zu Jean Paul, denn er ist der hauptsächlichste Vertreter der Freundesliebe unter ihnen, ja der Ausdruck ›Freundesliebe‹ selbst stammt von ihm.« (Der Eigene, Jahrgang 9 [1922], Nr. 6, S. 168), oder: »Jean Paul, der gewaltige Sprachschöpfer, fand das schönste deutsche Wort für den mann-männlichen Eros, die Freundesliebe.« (Uranos, Blätter für ungeschmälertes Menschentum, Jahrgang 1, 1921/22, S. 141). Zu Tscheck vgl. Herzer 1996.

Online-Edition 2024 - PDF-Seite 1288

die Objektivität. Schiller hat gewiß nicht urnisch gefühlt, und seine Liebe zum Weibe hatte in der Folge etwas von elementarer Leidenschaftlichkeit«, (Seite 225, vgl. auch Seite 230 in Bezug auf Byron und Shelley).

Wie weiter unten gezeigt wird, verwendete Frey in den wenigen Aufsätzen, die er zwischen 1899 und 1904 für das *Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen* schrieb, nur noch die damals üblichen Ausdrücke; Freundesliebe oder gar Freundschaftsliebe kommen bei ihm nicht mehr vor.

Goethe

Da das *Goethe-Wörterbuch* glücklicherweise schon über den Buchstaben F hinausgediehen ist, kann man in der 7. Lieferung zum 3. Band (Stuttgart 1994, Sp. 929) beim Eintrag »Freundesliebe« drei Nachweise finden, einen aus den »Tag- und Jahres-Heften« für 1805, einen weiteren in einem Gedicht mit dem Datum »Johanni 1830«, sowie einen dritten undatierten unter den »Paralipomena« in Goethes Werken, Abteilung 1, Band 5,2 (Weimar 1910) auf der Seite 360:

> »Nur Luft und Licht und Freundeslieb'
> Ermüde nicht, wem dies noch blieb.«

Dazu erklären die Herausgeber an der gleichen Stelle:

»Die von Goethe mit Bleistift auf eine Forsttafel beim Förster Slevoigt in Waldeck aufgeschriebenen Verse sind in ihrem Originalwortlaut mit der Tafel selbst zu Grunde gegangen. Die Überlieferung schwankt: Nur Luft und Licht und Freundesliebe! Ermüde nicht, wenn dies noch bliebe! Die 2. Zeile auch in der Form: Ermüde nicht, wenn dies dir bliebe! C.E. Putsche hat in der Weimarischen Zeitung vom 20. Juli 1880 obige Fassung als die wahrscheinlichste reconstruirt.«

Begibt man sich mit ein wenig Glück im Dickicht der Goethe-Philologie auf die Suche nach einem Entstehungsdatum und lässt sich dabei von Förster Slevoigt anleiten, dann wird man zu Weihnachten des Jahres 1775 fündig und zwar folgendermaßen:

Im Personenregister zu Conradys *Goethe: Leben und Werk* wird man über Traugott Friedemann Slevoigt, Oberförster in Waldeck auf die Seite 298 verwiesen, wo es heißt:

»Weihnachten 1775 mußte Carl August mit Gefolge am benachbarten Hof zu Gotha verbringen. Derweil waren Goethe, v.Einsiedel, v.Kalb und Bertuch in das Dorf Waldeck bei Bürgel geritten und logierten bei Bertuchs künftigem Schwiegervater, dem Wildmeister Slevoigt. Vom 23. bis 26. Dezember schrieb Goethe dem Herzog in Etappen zwei lange Briefe. Er begann mit dem Zigeunerlied (›Im Nebelgeriesel, im tiefen Schnee‹), das den 5. Aufzug des ungedruckten Schauspiels *Gottfried von Berlichingen* eröffnet hatte, und unterhielt sich damit, ›hinterdrein einen Brief zu sudeln, denn ich vermisse Sie warrlich schon, ob wir gleich nicht zwölf Stunden aus einander sind [...]‹« (Conrady 1994, S. 298)

Wenn man nun genauer wissen möchte, was beim Förster Slevoigt geschah, dann kann man dies dem ersten Band von Robert Steigers *Goethes Leben von Tag zu Tag* entnehmen, wo es zum »Samstag, 23. Dezember 1775« unter anderm heißt:

»›Wie ich so in der Nacht gegen das Fichtengebürg ritt; kam das Gefühl der Vergangenheit, meines Schicksaals, und meiner Liebe über mich, und sang so bey mir selber: HOLDE LILI WARST SO LANG / All mein Lust und all mein Sang / Bist ach nun all mein Schmerz und doch / All mein Sang bist du noch.‹ (an Carl August) – In Waldeck auf eine Forsttafel schreibt Goethe die Verse: NUR LUFT UND LICHT UND FREUNDESLIEB!« (Steiger 1982, S. 766)

Diese Resultate der Goethe-Forschung erlauben die Aussage, dass das Wort Freundesliebe, wenn auch in apokopierter Form, also unter Weglassung des letzten Buchstaben, erstmals am 23.12.1775 aufgeschrieben wurde, und zwar von dem 25-jährigen Goethe mit Bleistift auf eine Forsttafel in Waldeck. Was aber ist eine Forsttafel? Hierzu schweigt die Goethe-Forschung hartnäckig.

Natürlich ist damit nicht gesagt, dass Goethe damals das Wort erfunden hat. Wenn das auch nicht ausgeschlossen werden kann, solange keine früheren Quellen gefunden werden, scheint es doch wahrscheinlicher, dass »Freundesliebe« zum alltäglichen Wortschatz Goethes und seiner Freunde gehörte.

Erneut aufgeschrieben hat Goethe das Wort, jedenfalls soweit dies der Nachwelt erhalten blieb, erst dreißig Jahre später in seinen »Tag- und Jahresheften« von 1805. Er berichtet dort über eine Vorlesung des damals wegen seiner »Schädellehre« und morphologischer Erforschung des Gehirns berühmten Mediziners Franz Joseph Gall. Dabei notiert er den Satz: »Man konnte den Mord-, Raub- und Diebsinn so gut als die Kinder-, Freundes- und Menschenliebe unter allgemeinere Rubriken begreifen und also gar wohl gewisse Tendenzen mit dem Vorwalten gewisser Organe in Bezug setzen.« (Goethe 1892, S. 202)

Das klingt fast wie eine Überlegung zum Angeborensein oder wenigstens zu einer organischen Grundlage für die Freundesliebe. Der Gedanke wird aber nicht weiter verfolgt, steht vielmehr recht isoliert in seinem Kontext.

Am 24. Juni wird das Johannisfest gefeiert, der Tag ist Johannes dem Täufer gewidmet, dem Schutzpatron der Freimaurer. Am Vorabend des Johannisfestes von 1780 war Goethe in die Weimarer Freimaurerloge »Amalia« aufgenommen worden. Der 80-jährige Goethe dichtete aus Anlass seines 50. Freimaurerjubiläums zum »Johanni 1830« ein »Jubelgedicht« von vier Strophen à vier Zeilen. Das Gedicht wurde faksimiliert gedruckt und von der Loge »Amalia« an alle Logen versandt, mit denen sie in Korrespondenz stand (Deile 1908, S. 315). In der zweiten Strophe finden wir zum dritten Mal unser Wort:

> »Doch lebendig, stets auf's neue,
> Thut sich edles Wirken kund,
> **Freundes-Liebe**, Männer-Treue
> Und ein ewig sichrer Bund.«
> (Goethe 1891, S. 311)

Die Einheit von Liebe und Treue im Männerbund, die Goethe hier in seiner Loge edel wirken sieht, ist gewiss eine grundlegende Idee in allen Varianten der Freimaurerideologie. Womöglich kann man dort, in den maurerischen Liederbüchern und Gedichtsammlungen das Wort »Freundesliebe« bereits lange vor 1775 finden. Es klingt so, als ob es von Freimaurern erfunden wäre. Dieser Eindruck wird verstärkt, wenn man den oben erwähnten Zeitungsartikel von Putsche liest; der Autor hatte ihn 1880 geschrieben, um der hundertsten Wiederkehr des Tages zu gedenken, an dem Goethe in die Freimaurerloge Amalia aufgenommen worden war. Er sagt zwar nicht ausdrücklich, dass die Freundesliebe zum maurerischen Jargon gehört, wenn man aber Goethes obige Verse mit der Freundes-Liebe und Männer-Treue zu seinem fünfzigsten Maurerjubiläum berücksichtigt, scheint dies evident:

»Gerade jetzt aber muß uns solch ein Nachklang aus Goethes erster Weimarischer Zeit von desto höherem Werthe sein, als er uns [...] beweist daß Goethe schon 1775, also 5 Jahre vor seiner förmlichen Aufnahme in den Freimaurerbund, deren Säkularfeier von unserer Loge Amalia am 24. Juni d.J. in pietätsvoller Erinnerung zugleich mit dem Johannisfeste begangen worden ist, gleichsam ein geborner und prädestinirter Freimaurer, bereits von echt maurerischer Gesinnung beseelt war, welche in unserer Loge genährt und gepflegt, sein ganzes späteres Leben durchdrungen und verklärt hat« (Putsche 1880).

Goethe hatte sich übrigens zehn Jahre vorher in Frankfurt um die Aufnahme in eine dortige Loge »Arkadische Gesellschaft Philandria« bemüht, was ihm jedoch verweigert wurde (vgl. Deile 1908, S. 3 f.)

Jean Paul

Ein Wörterbuch zum Werk Jean Pauls gibt es leider noch nicht. Die historisch-kritische Jean-Paul-Ausgabe wurde 1927 in Angriff genommen und ist bis heute nicht zum Abschluss gebracht. Das Gutenberg-Projekt[2] im Internet leistete jedoch, wenigstens was die großen Erzählwerke Jean Pauls betrifft, bei der Suche nach der Freundesliebe gute Dienste. So kann man in Jean Pauls Roman *Hesperus, oder 45 Hundposttage, eine Biographie*, der erstmals 1795 in Berlin erschienen ist, die folgende wunderschöne Stelle finden:

»Wenn ein Volk seine Verfassung hasset: so geht der Zweck seiner Verfassung, d. h. seine Vereinigung verloren. Liebe der Verfassung und Liebe für seine Mitbürger als Mitbürger ist eins. Ich hole so aus: wären alle Menschen weise und gut, so wären sie alle einander ähnlich, folglich gewogen. Da das nicht ist: so ersetzt die Natur diese Güte durch Ähnlichkeiten der Triebe, durch Gemeinschaft des Zwecks, durch Beisammenleben u.s.w. und hält durch diese Bänder – der ehelichen, der Geschwister- und der **Freundesliebe** – unsere glatten schlüpferigen Herzen zusammen in verschiedenen Entfernungen. So erzieht sie unser Herz zur höhern Wärme. Der Staat gibt ihm eine noch größere, denn der Bürger liebt schon mehr den Menschen im Bürger als der Bruder ihn im Bruder, der Vater im Sohn. Vaterlandliebe ist nichts als eine eingeschränkte Weltbürgerliebe; und die höhere Menschenliebe ist des Weisen große Vaterlandliebe für die ganze Erde.«

Im Grunde haben wir es hier mit einer politischen Psychologie der Demokratie zu tun, die eine Verbindung zwischen Freundesliebe, Vaterlandliebe und Welt-

---

[2] http://gutenberg.aol.de. Dort kann man auch Eduard Mörikes 1842 entstandenes Gedicht »An Wilhelm Hartlaub« finden, das die Verse enthält:

> »Zuletzt warst du es selbst, in den ich mich verlor;
> Mein Herz durchzückt' mit eins ein Freudenstrahl:
> Dein ganzer Wert erschien mir auf einmal.
> So wunderbar empfand ich es, so neu,
> Dass noch bestehe **Freundeslieb** und Treu!
> Dass uns so sichrer Gegenwart Genuss
> Zusammenhält in Lebensüberfluss!«

Das Gedicht wurde erstmals 1843 im Barmer *Jahrbuch für Kunst und Poesie* gedruckt (Simon 1981, S. 143); die Freundesliebe ist bei Mörike wie schon bei Goethe 1775 apokopiert, das e am Ende wurde aus rhythmischen Gründen weggelassen.

bürgerliebe herstellt und damit gewissermaßen zugleich die Kritik an der autoritären Staatsideologie des schwulen Präfaschisten Hans Blüher vorwegnimmt.

Im dritten Band seines Romans *Titan*, der 1802 ebenfalls in Berlin erstmals erschien, zeigt Jean Paul, dass er auch den Mädchen die Fähigkeit zur Freundesliebe zugesteht.[3] Der Held des Romans spaziert in einem Gewitterregen umher und grübelt über die Eigenschaften seiner geliebten Liane, von der er fürchtet, dass sie »die glühende Einzigen-Liebe« für ihn leider nicht fühlt:

»›Du träumest‹ rief er, und eilte vor allen Dingen ins Ungewitter hinaus, das sich plötzlich wie ein Mantelfisch erstickend über den ganzen Himmel hergeworfen hatte. Er suchte sich unter den regnenden Blitzen zuerst die besten Beweise zusammen, daß Liane heilige Reize, göttlichen Sinn, alle Tugenden habe, besonders allgemeine Menschenliebe, Mutterliebe, Bruderliebe, **Freundesliebe** – nur aber nicht die glühende Einzigen-Liebe, wenigstens nicht gegen ihn.« (Jean Paul 1802, S. 42)

Möglicherweise kann man dem eingangs erwähnten Tscheck doch noch ein wenig gerecht werden, indem man zugesteht, dass sein verehrter Jean Paul, soweit heute bekannt, jedenfalls der erste war, der unser Wort drucken ließ.

[3] Dass Liebe und Freundschaft zusammengehören und dass Freundschaft vom Geschlecht der Beteiligten ganz unabhängig ist, scheint am Ende des 18. Jahrhunderts eine nicht zu bezweifelnde Anschauung gewesen zu sein. So kann etwa Kant in seiner *Metaphysik der Sitten* von 1797 schlicht, schön und unumwunden bestimmen: »§ 46. Freundschaft (in ihrer Vollkommenheit betrachtet) ist die Vereinigung zweier Personen durch gleiche wechselseitige Liebe und Achtung.« (Kant 1922, S. 329).

Würde die oben geäußerte Vermutung zutreffen, dass der Ausdruck »Freundesliebe« im Freimaurer-Milieu des 18. Jahrhunderts entstanden ist, dann sollte man erwarten können, dass Jean Paul ihn in seinem frühen Romanfragment *Die unsichtbare Loge* (1793 in Berlin gedruckt), das nicht nur im Titel auf die damals höchst modische Lust an maurerischen und anderen geheimen Gesellschaften anspielt, das neue Wort benutzt. Das ist aber nicht der Fall. Eduard Berend, der seinerzeit maßgebliche Jean-Paul-Forscher gibt dazu in seiner Einleitung zur historisch-kritischen Ausgabe der *Unsichtbaren Loge* Hinweise, die das Fehlen der Freundesliebe darin verständlicher machen. Er bemerkt, dass Jean Paul entgegen einer weitverbreiteten irrigen Ansicht kein Freimaurer war, und schreibt dann: »Allerdings hat Jean Paul dem Roman ›diese kleine Maçonschürze‹ nur deshalb vorgebunden, weil es auf das damalige allgemeine Interesse für das geheime Ordenswesen spekulierte. Er wollte ursprünglich in der Vorrede diese ›Titel-Sonderbarkeit‹ entschuldigen und doch gleichzeitig durch geheimnisvolle Anspielungen noch mehr anlocken, hat es aber unterlassen.« (Berend 1927, S. X)

Lenau

Nikolaus Lenaus Gedicht »Die Rose der Erinnerung« ist im Gutenberg-Projekt[4] auf das Jahr 1833 datiert. In der ersten der acht Strophen werden Freundesliebe und Frauengüte erwähnt, die der Dichter fern der Heimat vermisst und an die er sich in der Fremde erinnert, wenn er eine inzwischen verwelkte Rose betrachtet, die er einst aus dem teuren Land mitnahm:

[4] http://gutenberg.aol.de

»Als treulos ich das teure Land verließ,
Wo mir, wie nirgend sonst, die Freude blühte,
Mich selbst verstoßend aus dem Paradies
Voll **Freundesliebe**, holder Frauengüte;«

Was bedeutet hier das ungewöhnliche Wort »Frauengüte«? »Frauengunst« hätte man erwartet; damit aber der Reim auf »blühte« gelingt, erfand sich Lenau vermutlich die Frauengüte. Das Gedicht ist gewiss nicht »unsittlich« gemeint, jedenfalls steht der Gedanke: »In meiner Heimat, dem nunmehr leider verlorenen Paradies, habe ich viel mehr Sex mit Männern und Frauen gehabt als hier in der Fremde«, quasi unbewusst im Hintergrund. Vom Autor gemeint und von den zeitgenössischen Poesie-Konsumenten verstanden wurde hier wohl etwas wie: romantisch-schwärmerische und 100%-sexfreie Männerfreundschaft beziehungsweise Frauenliebe. Zum biografischen Hintergrund der Gedichtstrophe ist es vielleicht nützlich einen Abschnitt aus CAPRI 25 zu zitieren:

»Was Lenau betrifft, so gab es um die Frage nach seiner Männerliebe resp. ›Homosexualität‹ am Ende des 19. Jahrhunderts in der frühen Schwulenbewegung eine Kontroverse zwischen den Autoren de Joux und Frey. ›In Nikolaus Lenau finden wir einen ganz seltenen Typus von Seelen-Hermaphrodisie [...] Im Alter von 42 Jahren entschloß er sich, um ein ungeliebtes, aber achtenswertes Mädchen aus guter Familie zu werben [...] Als sein Hochzeitstag herangekommen war, brach der Wahnsinn in ihm aus. Er teilte das Schicksal so vieler unglücklicher Uraniden – er starb wie Hölderlin im Irrenhause am 20. August 1850.‹ (de Joux 1893, S. 134 f.) Frey hält de Joux' Argumente nicht für

hinreichend, um Lenau zu den Urningen zu rechnen. Auch Frey sieht, dass ›mannmännliche Liebesneigung‹ in Lenaus Leben eine Rolle spielte, glaubt aber, hier sei ›an keinerlei sinnliche Liebe zu denken‹ und deshalb das Etikett ›Nicht-Urning‹ angebracht. (Frey 1897, S. 273 ff.)

Der Wiener Schriftsteller und Sexualforscher Karl Maria Kertbeny, der mit Lenau befreundet war, hat die Menschheit in seinen Sexualitätsstudien in drei Kategorien eingeteilt: Homosexuale – Normalsexuale – Monosexuale. Letztere sind Individuen, ›bei denen geheime Selbstbefleckung zum chronischen Bedürfnis geworden ist‹ (Kertbeny 1869, S. 56), und in einem Text, der erst achtzehn Jahre nach Kertbenys Tod veröffentlicht wurde, beschreibt er seinen Freund Lenau als Monosexualen:

›Und der so unglückliche geniale Lenau, dieser geborene Onanist, wie kämpfte er gegen diesen Fehltrieb an, wie viel Liebschaften mit Damen knüpfte er an, die alle platonisch blieben, und als er sich endlich selber energisch zur Ehe zwingen wollte, wurde er, im Bewusstsein dieser Impotenz, verschärft durch materielle Sorgen um seine Zukunft, plötzlich wahnsinnig. Und welchen tierischen Sexualexzessen ergab er sich im Wahnsinn! Das große Publikum braucht davon nichts zu wissen – denn gesegnet sei sein Andenken – und etwa noch lebende Freunde haben Recht, wenn sie rundweg alles leugnen. Doch der Anthropologe hat sich nur um seine eigene Aufgabe zu kümmern und diskret seine Quellen zu verschweigen.‹« (Herzer 1998, S. 10)

Stifter

Ebenfalls im Gutenberg-Projekt kann man Adalbert Stifters Erzählung »Die Mappe meines Urgroßvaters« finden, die erstmals 1841/42 in der *Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode* abgedruckt war. Im dritten Kapitel erzählt ein »Obrist« aus seinem ausschweifenden Leben unter den Soldaten:

»So wurde ich nach und nach sechs und zwanzig Jahre alt und bekannter unter den Vorstehern des Heeres. Da geschah es, daß ein Oheim starb, der letzte unserer Verwandten, und mir ein beträchtliches Vermögen hinterließ. Zu gleicher Zeit verliebte ich mich auch. Ach Gott, lieber Doctor, es sind jetzt viele, viele Jahre vergangen – und verzeiht mir die Worte, die ich sagen werde – ich war gerade so schwärmend wie ihr, ich war ausschweifend in Haß und **Freundesliebe**, ich war eben so strebend und vom Grunde aus gutherzig wie ihr. Seht nur, oft habe ich gemeint, ich müsse alle Sterne an mich herunter ziehen, und alle Welttheile auf dem Finger tragen. Daher that ich mein Herz weit auf, ließ das Gefühl eingehen, und hatte meine Ergötzung daran. Ehe ich aber zur Besinnung gelangte, war ich betrogen. Ein Freund und Vertrauter, den ich auf Freiwerbung sandte, führte sie selber zum Altare. Ich wollte ihm auf das Gut, wohin er sie geführt hatte, nachreisen, um ihn zu erstechen, aber ich that es dann nicht, und nahm mir vor, mich selber zu tödten.«[5]

[5] Statt dieses lange Zitat zu kommentieren, möchte ich nur auf die große Schönheit und Musikalität der Sprache Stifters hinweisen. (Am liebsten würde ich hier das ganze Kapitel zitieren.) – In den letzten Jahren vor seinem Tod (1868) schrieb Stifter an einer neuen Fragment gebliebenen Fassung der *Mappe meines Urgroßvaters*. Das Wort Freundesliebe kommt darin nicht mehr vor. (Vgl. Stifter 1997, S. 252 f.)

Keller

Gottfried Kellers Erzählung »Das Fähnlein der sieben Aufrechten« erschien zuerst in *Berthold Auerbach's Volkskalender 1861*. Hier verwendet Keller einmal die »Freundesliebe« und bringt sie in einen aufschlussreichen Zusammenhang mit der »Freundschaft«:

»Wie kurzweilig ist es, daß es nicht einen eintönigen Schlag Schweizer, sondern daß es Züricher und Berner, Unterwaldner und Neuenburger, Graubündner und Baseler gibt, und sogar zweierlei Basler! Daß es eine Appenzeller Geschichte gibt und eine Genfer Geschichte! Diese Mannigfaltigkeit in der Einheit, welche Gott erhalten möge, ist die rechte Schule der Freundschaft, und erst da, wo die politische Zusammengehörigkeit zur persönlichen Freundschaft eines ganzen Volkes wird, da ist das Höchste gewonnen. Denn was der Bürgersinn nicht ausrichten sollte, das wird die **Freundesliebe** vermögen und Beide werden zu Einer Tugend werden!« (Keller 1860, S. 55)

Demnach bilden die regionalen Bevölkerungsgruppen eine »Mannigfaltigkeit in der Einheit«, welche eine »Schule der Freundschaft« ist. In dieser Schule wird die »politische Zusammengehörigkeit«, was wohl eine Art von Gefühl ist, das alle braven Schweizer teilen, zur »persönlichen Freundschaft eines ganzen Volkes« umgewandelt, womit »das Höchste« gewonnen ist. Die politische Zusammengehörigkeit entspricht dem »Bürgersinn«, das Höchste, die persönliche Freundschaft eines ganzen Volkes ist aber offensichtlich von Keller der Freundesliebe zugeordnet. Freundesliebe erscheint hier gewissermaßen als der prakti-

Online-Edition 2024 - PDF-Seite 1292

sche Vollzug oder die Realisierung der Freundschaft.

Am Anfang des 20. Jahrhunderts

In der Literatur des 20. Jahrhunderts konnten keine Beispiele für »Freundesliebe« in literarischen Text außerhalb der schwulenbewegten Erbauungsliteratur gefunden werden.[6] Zwar wurde nicht sonderlich systematisch gesucht, das war jedoch auch für den Zeitraum davor der Fall. Die bescheidene Karriere, die das Wort »Freundesliebe« seit dem Ende des 18. Jahrhunderts erlebte, kam hundert Jahre später zu einem vorläufigen Ende, indem es die schwulenemanzipatorischen Autoren mit einem neuen Bedeutungsinhalt versahen und in ihre neuen Diskurse einbauten.

Als Avantgardist bei der schwulen Okkupation der Freundesliebe betätigte sich, wie eingangs gezeigt, Ludwig Frey in seinem *Eros und die Kunst* von 1896/97. Drei Jahre später folgte Elisar von Kupffer mit einer Blütenlese einschlägiger Stellen unter dem Titel *Lieblingminne und Freundesliebe in der Weltliteratur*. Kupffer tut in der Einleitung zu diesem Buch so, als wolle er die Bedeutung der beiden Wörter »Freundesliebe« und »Lieblingminne« erklären. Tatsächlich sagt er nichts als dass er die erstere für eine mehr unbewusste Variante der letzteren hält und dass beide nichts mit der Venus Urania oder gar dem dritten Geschlecht zu tun haben: »Nun zur Bedeutung der Lieblingminne. Ich bemerke, dass dieses Wort eine Neubildung von mir ist; ich musste ein Wort finden, das – bis jetzt – noch nicht im Munde der Leute beschmutzt worden ist. Einen Doppeltitel wählte ich, um durch die „Freundesliebe" anzudeuten, dass sich in dieser Sammlung manches findet, was weniger den bewussten Charakter der Minne trägt, manches, wo dieses Gefühl vielleicht unbewusst unter der Oberfläche pulsiert.« (Kupffer 1900, Reprint 1995, S. 8) Eine Begründung für diese sonderbare Unterscheidung gibt Kupffer ebenso wenig wie er die Herkunft des Wortes »Freundesliebe« benennt, es kommt auch in den Literaturzitaten, die den Hauptinhalt des Buches bilden, nirgendwo vor. Er scheint nach obiger Erklärung zu glauben, dass die Wörter Liebe und Minne unterschiedliche Bedeutungen haben; ein Gefühl oder ein Sprachkunstwerk, »was weniger den bewussten Charakter der Minne trägt«, will er wohl eher in die Schublade »Freundesliebe« stecken, alles was stärker nach widernatürlicher Unzucht riecht, wird unter »Lieblingminne« abgelegt. Erfreulicherweise hat Kupffer dieses Sortierverfahren nur in der Einleitung angekündigt, die Texte sind ungefähr chronologisch geordnet, ohne den spezifischen Gehalt an Minne oder Liebe in ihnen zu beachten.

Kupffers spätere Schriftstellerei meidet – in erstaunlicher Parallele zu Ludwig Frey – das Wort »Freundesliebe« vollständig. Im *Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen* des Jahrgangs 1908 findet man einen langen Aufsatz Kupffers »Giovan Antonio – il Sodoma, der Maler der Schönheit. Eine Seelen- und Kunststudie«, wo Kupffer einige Male seine Lieblingminne verwendet, die Freundesliebe aber scheint passé. Vielleicht als Versöhnungsgeste gegenüber Hirschfeld und dem Wissenschaftlich-humanitären Komitee, das er im Jahre 1900 gar nicht genug schmähen konnte, bemüht er sich jetzt um eine neue Ausdrucksweise und versucht etwas gewunden, Hirschfeld im Nachhinein ein wenig recht zu geben: »Als der verdienstvolle Vorkämpfer und Arzt Dr. Magnus Hirschfeld (nach dem Vorgange vom Professor von Krafft-Ebing) dieser Forschung seine Tätigkeit zuwandte, da war die Anwendung des Wortes „homosexuell" am Platze und aus dem Wesen des Kampfes gegen dogmatisch-asketische Anschauung und polizeiliche Eingriffe berechtigt, um so mehr als es sich zuerst wesentlich nur um medizinische und forensische Beurteilung von solchen handelte, die an „sich selbst" oder ihrer Umwelt litten. Dagegen ist heute für das Publikum und gar bei Beurteilung von kulturhistorischen Größen dieses Wort überflüssig, ja irreleitend.« (Kupffer 1908, S. 96 f.) Für weniger irreleitend hält er seine neuen Vorschläge »homoi-erotisch«, »bi-erotisch«, »konträrheterosexuell« und dergleichen (Kupffer 1908, S. 94 f.)

Nach 1908 hat sich Kupffer von der schwulen Thematik völlig abgewendet und erfand zusammen mit seinem Freund Eduard von Meyer eine wunderliche Privatphilosophie, die er »Klarismus« nannte und die in den dreißiger Jahren auch die Bewunderung Hitlers einschloss. Vor allem aber widmete er sich der Malerei und wurde mit seinen

[6] Wiederum ein Zufallsfund im Internet-Gutenberg-Projekt: »Von der Ich-Spiegelung im ›Lauscher‹ angefangen bis zu der dreifachen Spaltung Hesse-Sinclair-Demian oder der gar vierfachen Hesse-Klingsor-Thu Fu-Litaipe, ist der Dichter an die ritterliche Kumpanei, den festlichen Enthusiasmus der Ideale, ist er an die männliche, heroische, erzieherische **Freundesliebe** so sehr gebunden, daß er dazu neigt, die hohen Seelenbünde bis zum ›Stummen‹ und zum ›Bruder Tod‹ zu fingieren, wenn sie das Leben ihm versagt«, schreibt Hugo Ball in seiner Hermann-Hesse-Biografie, die 1927, in Balls Sterbejahr, im S.Fischer-Verlag in Berlin erstmals erschien und seitdem zahlreiche Neuauflagen erfuhr.

Online-Edition 2024 - PDF-Seite 1293

großformatigen bunten Gruppenporträts nackter und bekleideter Jünglinge eine Art Grandma Moses der schwulen Malerei, der Begründer ihrer naiven Richtung.

Interessanter gestaltet sich der Abschied von der Freundesliebe bei Ludwig Frey, der im ersten Jahrgang des *Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen* die kurz zuvor gedruckt erschienenen Tagebücher des schwulen Dichters August von Platen untersucht. Frey entdeckt dabei, dass Platen sich immer wieder mit der Frage auseinandersetzt, ob es sich bei den Gefühlen, die er gegenüber diversen jungen Männern in seiner Umgebung empfindet, um Liebe oder um Freundschaft handelt. Etwas Drittes, zum Beispiel Freundesliebe, kannte Platen nicht.

Nachdem Frey die stets unerwiderte Liebe Platens zu einigen jungen Männern beschrieben und dabei bemerkt hat, Platen unterscheide selbst zwischen Freundschaft und Liebe, erörtert er das terminologische Problem:

»Man ist in Verlegenheit, diese Verhältnisse mit einem zutreffenden Namen zu bezeichnen. Sie erscheinen auf der Stufenleiter der Neigungen nicht mehr als Freundschaften, weil der eine Teil bereits von Liebe entflammt ist; sie sind noch keine sog. Liebschaften, weil die andere Person kaum mehr Freundschaft empfindet. Leidenschaft würde das richtige Wort sein, wenn sich damit nicht der gewöhnliche Begriff der eines freiwilligen, auf das Unerlaubte gerichteten Hanges verbände; soll aber damit gesagt sein, dass ein Mensch der Tragik eines unentrinnbaren Leides verfallen sei, und wird das Wort so in seinem ureigenen Sinne genommen, so ist diese Bezeichnung nicht nur erschöpfend, sondern kann auf kein Verhältnis besser angewendet werden als auf das der unglücklichen homosexuellen Liebe im allgemeinen und insbesondere auf das des Grafen Platen.« (Frey 1899, S. 187)[7]

Nicht ganz nachvollziehbar erscheint, dass Frey auch hier statt seiner alten Freundesliebe mit etwas halsbrecherischer Begründung die »Leidenschaft« einsetzt. Wenn diese Leidenschaft bei beiden Beteiligten vorhanden ist, dann will Frey das »sog. Liebschaft« nennen. Die Freundesliebe scheint er ohne erkennbaren Grund aus seinem Wortschatz verbannt zu haben.

Man sollte meinen, dass die Freundesliebe dem Schriftsteller Benedikt Friedländer wie für ihn persönlich geschaffen erscheinen müsste. In mehreren Beiträgen zum *Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen* und in seinem Hauptwerk *Renaissance des Eros Uranios* (Schmargendorf-Berlin 1904) begründet er, warum Freundschaft, Liebe und Homosexualität dasselbe ist: »Freundschaft und gleichgeschlechtliche Liebe« sind für ihn nicht zu trennen; »vielmehr *ist* Freundschaft eben geradezu die Liebe zwischen Geschlechtsgleichen.« (Friedländer 1904, S. 105) Statt aber von Freundesliebe zu reden, erfindet Friedländer als neuen Namen die »physiologische Freundschaft«. Homosexualität, Uranismus, Päderastie und dergleichen sind gewissermaßen Spezialfälle der physiologischen Freundschaft, die ein normaler Grundtrieb aller Menschen und der gesellig lebenden Tiere, wie Ameisen und Bienen sein soll.[8] Die Aufhebung des Unterschieds von Freundschaft und Sex, die Friedländer als ideologische Grundlage für eine frohe Botschaft nach dem Strickmuster: »Alle Männer sind eigentlich schwul und wissen es nur deshalb nicht, weil sie sich leider von ihren Frauen und von den Priestern gängeln lassen« gebrauchen wollte, führte zum Schisma im Wissenschaftlich-humanitären Komitee. Friedländer gründete 1906 mit seinen physiologischen Freunden eine Sezession, die sich Bund für männliche Kultur nannte und zur Freundesliebe genau so schwieg wie Hirschfeld und sein Rest-WhK. Lediglich bei Adolf Brand finden wir sie noch einmal im Titel einer von ihm verfassten Broschüre *Die Wiedergeburt der Freundesliebe. Programm und Satzung der Gemeinschaft der Eigenen* (Brand 1914).

Bald nach dem Ersten Weltkrieg scheint es vor allem der eingangs erwähnte Tscheck gewesen zu sein, der mit zahlreichen

[7] Der zweite Teil von Freys Platen-Studie erschien im Jahrgang 1904 des Hirschfeldschen Jahrbuchs. Für unsere terminologische Untersuchung bietet sie nichts Neues.

[8] Übrigens scheint Friedländer der Erfinder eines anderen Ausdrucks zu sein, der heute besonders unter Literaturwissenschaftlern beliebt ist: **Homoerotik** habe ich zuerst an zwei Stellen in Friedländers Buch von 1904 gefunden. Er gebraucht die Homoerotik aber noch nicht, um vornehm um den Sex herumreden zu können (dafür hat er ja seine physiologische Freundschaft), vielmehr scheint es ihm um soziale Bindung zwischen Individuen einer Tierart zu gehen, z.B.: »Ferner aber ist es eine der allgemeinsten Erfahrungen in der ganzen Biologie, dass in der Erotik aller Lebewesen und in der **Homoerotik** der socialen Thiere, wie auch in der Erotik zwischen verschiedenen Arten, der sogenannten Symphilie, z. B. zwischen gewissen Käfern und Ameisen, die Chemotaxis eine Hauptsache ist.« (Friedländer 1904, Aphorismen und Zusätze, S. 49, Herv.v.MH) – Im Sinne einer milde euphemistischen Alternative zur Homosexualität wurde die Homoerotik erstmals zehn Jahre später von Ferdinand Karsch-Haack gebraucht (vgl. Karsch-Haack 1914).

Online-Edition 2024 - PDF-Seite 1294

Artikeln in schwulenbewegten Zeitschriften dem Ausdruck »Freundesliebe« zu einer Wiedergeburt verhelfen wollte. Das gelang jedoch nur in bescheidenem Maß, obwohl die Freundesliebe zwei emanzipationsstrategische Vorteile zu bieten schien: Zum einen konnte man hoffen, von dem als peinlich empfundenen Thema Sex abzulenken, das in dem Wort »Homosexualität« so penetrant in den Vordergrund drängte: so erklärt Dietrich 1931 seine Ablehnung der »Homosexualität« mit seinem widerstrebenden feinen Empfinden: »Die Herleitung, ja Identifizierung mit rein somatischen Dingen widerstrebt einem feinen Empfinden.« (Dietrich, S. 8) Außerdem war es jetzt möglich, die Ahnengalerie schwuler Berühmtheiten enorm zu erweitern. Tscheck tat sich bei diesem Geschäft besonders hervor, alle möglichen großen Männer der deutschen Vergangenheit, in deren Vita Spuren von Männerfreundschaften zu finden waren – und bei wem war das nicht der Fall? – in die freundesliebende Gemeinschaft der Eigenen einzugemeinden.

Hellbach und Rasch

Im Jahre 1930, als Tscheck sich schon lange von dem Thema Freundesliebe abgewendet hatte, erwuchs ihm in dem Leipziger Doktoranden Hans Dietrich, der eigentlich Hans Dietrich Hellbach hieß, ein unerwarteter Nachfolger. Für seine Dissertation, die im Mai 1930 von der Philosophischen Fakultät der Universität Leipzig angenommen wurde, hatte er den Titel gewählt: *Die Freundesliebe in der deutschen Literatur*. Weil »der Geschlechtsakt kein primäres Kriterium« sei, lehnt er die Homosexualität ab, und weil zwischen Freundschaft und Freundesliebe »eine letzte immanente Artverschiedenheit nicht zu leugnen« sei, mag er seinen Gegenstand auch nicht als Freundschaft bezeichnen, sondern hält die Freundesliebe für die einzig wahre Bezeichnung (Dietrich, S. 11). Tatsächlich hatte Dietrich die Aufgabe zu lösen, der reaktionären und schwulenfeindlichen Philosophischen Fakultät gegenüber eine Form zu finden, die es den Professoren ermöglichte, eine »motivgeschichtliche« Arbeit über schwulen Sex als Thema der deutschen Dichtung zu akzeptieren. Da ihm dies, wohl erstmals in der Geschichte der Germanistik, geglückt ist, rechtfertigt dies auch die terminologischen Verrenkungen, zu denen er gezwungen war.

Aus der Tatsache, dass Hellbach bald nach seiner Promotion Selbstmord verübte[9], kann man bezüglich unseres Themas gewiss keine Schlüsse ableiten, zumal nähere Umstände und Einzelheiten nicht bekannt sind. Wie groß jedoch das Wagnis war, das Hellbach mit seiner Dissertation eingegangen ist, die aus heutiger Sicht in den ästhetischen Urteilen eher harmlos und in der gedanklichen Konstruktion dürftig erscheint, verdeutlicht der Vergleich mit der drei Jahre vorher erschienenen Breslauer Dissertation von Wolfdietrich Rasch. Obwohl Raschs Arbeit über *Die Freundschaft bei Jean Paul* ein eigenes Kapitel »Das Lieben in der Freundschaft« enthält, (Rasch 1929, S. 73 ff.) vermeidet sie radikal alles, was auch nur von Ferne an Homosexualität erinnern könnte. Im Mai 1933 habilitierte er sich in Halle mit einem ähnlichen Thema[10] unter Beachtung der gleichen Tabuzwänge. 1941 gaben ihm die Nazis das Professorenamt für Neuere deutsche Literaturgeschichte in Tübingen. Nach dem Krieg ging es weiter aufwärts, Rasch wurde Ordinarius in Münster.

Die Behauptung, Jean Paul sei der »Schöpfer des Wortes ›Freundesliebe‹« übernahm Hellbach stillschweigend von Tscheck (Dietrich, S. 34). In seiner Einschätzung der Bedeutung Jean Pauls für die Freundesliebe à la Hellbach folgt er Tscheck nicht, sondern teilt Raschs Ansicht. Jean Paul ist für Hellbachs schwule Dichter-Genealogie ungeeignet: »Die Liebe zum Freund gilt in Wahrheit einem geschlechtslosen Menschen, der das Sinnbild Gottes ist; die ganze Leidenschaftlichkeit, die diese Werke [Jean Pauls Romane] erfüllt, bezieht sich nicht auf Menschen des eigenen Geschlechts sondern auf – Ideen. So ist uns Jean Paul auch Gipfel des mystischen Pietismus« (Dietrich, S. 35). Dietrich beruft sich mit dieser Einschätzung ausdrücklich auf Rasch, dessen Dissertation er »verdienstvoll« (Dietrich, S. 35) nennt.

Für Dietrich sind die Heiligen drei Könige der schwulen deutschen Dichtung August von Platen, Albert H. Rausch und Stefan George, wobei letzterer noch heiliger ist als die beiden ande-

[9] Persönliche Mitteilung von Dr. Rudolf Klimmer (†), den mit dem Studenten Hans Dietrich Hellbach eine Freundschaft verband. Klimmer wurde im gleichen Jahr wie Hellbach an der Leipziger Universität promoviert. – Marita Keilson-Lauritz berichtet in ihrem Vorwort zum Reprint von Hellbachs Dissertation (Berlin 1996), dass sie ermittelt hat, Hellbach habe 1940 in Krefeld gelebt und im gleichen Jahr in Berlin-Zehlendorf geheiratet. Falls dies zutrifft, dann hätte Hellbach frühestens zehn Jahre nach der Promotion Selbstmord verüben können.

[10] Freundschaftskult und Freundschaftsdichtung im deutschen Schrifttum des 18. Jahrhunderts. (Halle 1936.)

Online-Edition 2024 - PDF-Seite 1295

ren, da er mit seinen Versen und vor allem mit denen auf den hübschen und leider früh verstorbenen Bayern Maximilian Kronberger nichts Geringeres als »Erlösung und Vergottung entgotteter Zeit« bietet (Dietrich, S. 164). Diese Konstruktion eines unheimlich starken Dichter-Trios kann verständlicherweise keine anderen neben sich dulden, zum Beispiel Jean Paul, weshalb solche wie er am »Sieg des Eros« (Dietrichs Sinnbild für Schwulenemanzipation) keinen Teil haben können.

Dietrichs Dissertation kann man indes in zweierlei Hinsicht gar nicht genug loben, und wenn es nach mir ginge, würde ich ihn gern ein wenig vergotten in entgotteter Zeit:

Im Jahre 1930, als Dietrich der Philosophischen Fakultät der Leipziger Universität seine Kröte der Freundesliebe zu schlucken gab und sie diese wohl oder übel tatsächlich schluckte, hatten die deutschen Universitäten bereits tüchtige Beiträge zur Nazifizierung der deutschen Gesellschaft geleistet, und die Philosophischen Fakultäten in ihrem Durchschnitt gehörten bei dieser friedlichen Revolution zur Avantgarde. Dem Leipziger Lehrkörper eine germanistische Doktorarbeit über schwule Lyrik /schwule Prosa in diesen finsteren Zeiten untergejubelt zu haben, gehört zu den unsterblichen Verdiensten des tapferen und offensichtlich völlig isolierten Studenten Hans Dietrich Hellbach.

Wenn man seine Arbeit liest, dann fällt – jedenfalls dem Verfasser des Vorliegenden – überaus angenehm auf, dass Dietrich sich noch einem anderen Anpassungsgebot erfolgreich widersetzt, das für alle halbwegs gebildeten Schwulen galt: er verweigerte sich dem damals üppig wuchernden Kult um Friedrich Nietzsche. Es hätte ja nahegelegen, Nietzsches Sprüche über Freundschaft, Eros usw. durchzugehen, die in schwulen Blättern und Traktaten jener Zeit unablässig zitiert, gedeutet und beschworen wurden. Bei Hellbach kommt der große Einsame aus Sils Maria nicht einmal vor. Dass er beim Lob auf das expressionistische Dramolett *Flammen, Patroklos!* doch für einen Augenblick schwach wird und in den nietzschophilen Jargon verfällt, erscheint verzeihlich: »Dieser Monolog Achills an der Leiche seines Freundes ist von dem heißen Lebensatem eines ungebrochenen, dionysischen Heidentums durchglüht, ja seine an Wahnsinn grenzende Liebe ist wild und grausam bis zur Bestialität.« (Dietrich, S. 128)

Noch eine Wiedergeburt der Freundesliebe

Im Frankfurter Foerster-Verlag erschien 1980, von Erich Lifka verfasst und von Joachim S. Hohmann herausgegeben, *Freundesliebe, aus dem Leben eines Homophilen.* Dies Buch mit seiner sonderbaren Mischung aus fiction & non-fiction interessiert hier nur wegen seiner damals völlig ungewöhnliche Titelwahl. Es ist noch heute im Buchhandel zu kaufen und war, wie wir rückblickend sagen können, die Vorwegnahme einer kleinen Renaissance der Freundesliebe in den Buchtiteln der neunziger Jahre. Drei Beispiele seien genannt:

- Kupffers *Lieblingminne und Freundesliebe in der Weltliteratur* erschien 1995 mit einem Kommentar von Marita Keilson-Lauritz im Verlag rosa Winkel.
- Im gleichen Verlag erschien ein Jahr später mit einem Vorwort von Marita Keilson-Lauritz Dietrichs *Die Freundesliebe in der deutschen Literatur* als Reprint.
- 1998 gab der Hamburger Männerschwarm-Verlag Bernd-Ulrich Hergemöllers *Mann für Mann. Biographisches Lexikon zur Geschichte von Freundesliebe und mannmännlicher Sexualität im deutschen Sprachraum*[11] heraus.

Wahrscheinlich handelt es sich hier um eine zufällige Häufung. Vielleicht aber drückt sich in Wiederbelebungsversuchen eines längst vergessenen Wortes wie »Freundesliebe« auch ein Unbehagen an der noch immer zunehmenden Verbreitung des Wortes »schwul« aus.[12] Dieses Unbehagen wird aber nach meinem Eindruck recht gut bedient durch die zunehmende Beliebtheit der Friedländerschen »Homoerotik«. Wem das Wort »schwul« zu wenig respektabel und glänzend erscheint, nennt die Angelegenheit gern »homoerotisch«. In manchen Schwulenblättern der zwanziger Jahre war es üblich, die Schwulen als »Homoeroten« zu bezeichnen. Ein Empfinden für die Lächerlichkeit von Homoeroten scheint heute allgemein gefestigt zu sein: bei »Homoerotik« lacht aber keiner; und bei »schwul« rümpfen noch immer viele Gebildete ihre Nase, glücklicherweise heute immer öfter hinter vorgehaltener Hand.

---

[11] Zu Hergemöllers Lexikon siehe die Bemerkungen in dem Gottfried-Keller-Aufsatz weiter vorn in diesem Heft.

[12] Es gibt jedoch für das Adjektiv »schwul« auf der Ebene der Abstrakta keine Entsprechung zu »Freundesliebe« – , vielleicht »Schwulität«? Das hat aber eine etwas andere Bedeutung.

Deile, G. (1908): Goethe als Freimaurer. Berlin.

Dietrich, H. (1931): Die Freundesliebe in der deutschen Literatur. Leipzig.

Frey, L. [1897]: Der Eros und die Kunst. Ethische Studien. Leipzig.

Frey, L. (1899): Aus dem Seelenleben des Grafen Platen, in: *Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen*, Jahrgang 1, S. 159 ff.

Friedländer, B. (1904): Renaissance des Eros Uranios. Die physiologische Freundschaft, ein normaler Grundtrieb des Menschen und eine Frage der männlichen Gesellungsfreiheit. Schmargendorf-Berlin.

Goethe, J.W. (1891): Werke, Abteilung 1, Band 4. Weimar.

Goethe, J.W. (1892): Werke, Abteilung 1, Band 35. Weimar.

Goethe, J.W. (1910): [Abteilung 1], Band 5.2. Weimar.

Goethe-Wörterbuch (1994). 3. Band, 7. Lieferung. Stuttgart u.a.

Herzer, M. (1996): Etwas über Ewald Tscheck (St. Ch. Waldecke), in: Forum Homosexualität und Literatur, Nr. 26, S. 83 ff.

Herzer, M. (1998): »Wahrscheinliche Homosexualität des Franz Peter Schubert«? Griechische Liebhabereien und antigriechischer Geschmack in Alt-Wien, in: CAPRI 25, S. 2 ff.

Jean Paul (1795): Hesperus, oder 45 Hundposttage, eine Biographie. Berlin.

Jean Paul (1802): Titan. Dritter Band. Berlin.

Kant, I. (1922, zuerst 1797): Metaphysik der Sitten. Hrsg. von K. Vorländer. 4. Auflage. Leipzig.

Karsch-Haack, F. (1914): Die Homoerotik bei Paul Heyse, in: Geschlecht und Gesellschaft, Jahrgang 9, S. 160 ff.

Keller, G. (1860): Das Fähnlein der sieben Aufrechten, in: Berthold Auerbach's Volkskalender 1861, S. 17 ff.

Kupffer, E. von (1900, Reprint 1995): Lieblingminne und Freundesliebe in der Weltliteratur. Eine Sammlung mit einer ethisch-politischen Einleitung. Berlin.

Kupffer, E. von (1908): Giovan Antonio – il Sodoma, der Maler der Schönheit. Eine Seelen- und Kunststudie, in: *Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen*, Jahrgang 9, S. 71 ff.

Putsche, C.E. (1880): Eine Inschrift Goethes aus dem Forstreviere Waldeck bei Bürgel, in: Weimarische Zeitung, 20. Juli, [S. 1].

Rasch, W. (1929): Die Freundschaft bei Jean Paul. Breslau.

Simon, H.U. (1981): Mörike-Chronik. Stuttgart.

Steiger, R. (1982): Goethes Leben von Tag zu Tag. Eine dokumentarische Chronik. Band 1: 1749-1775. Zürich und München.

Stifter, A. (1997): Die Mappe meines Urgroßvaters. Letzte Fassung. Roman. Zürich.

Das Getty Research Institute hat den Nachlaß des Malers und Buchkünstlers Melchior Lechter (1865 bis 1937), dessen Berliner Wohnung im 5. Stock des 2. Hinterhauses der Kleiststraße 3 viele Jahre lang ein bevorzugter Treffpunkt der Freunde Stefan Georges war, im Jahre 1997 erwerben können. Marguerite Hoffmann hatte nach Lechters Tod dessen Nachlaß in ihre Villa auf Capri – in dessen späteren Jahren ein Lebensschwerpunkt des Künstlers – verbracht. Dort arbeitete sie seit 1940 auf der Grundlage der Lechterschen Papiere am Manuskript ihrer „Erinnerungen an Melchior Lechter". Die 1966 unter dem Titel „Mein Weg mit Melchior Lechter. Ein Künstler der Jahrhundertwende. Der Freund Stefan Georges" in der Castrum Peregrini Presse in Amsterdam erschienene Fassung des Erinnerungsbuches war auf rund ein Viertel des ursprünglichen Textumfangs gekürzt worden; das über 800 Seiten umfassende Originaltyposkript füllt nun, in mehreren Fassungen, die Kästen 2 und 3 der *Lechter papers*. Marguerite Hoffmann starb im Jahre 1966, und damit drohte dem Lechterschen Nachlaß der Untergang. Ende der siebziger Jahre fand die Villa auf Capri mitsamt ihrem Inventar einen neuen Besitzer, und dieser nun entdeckte das Archiv verwahrlost im Heizungskeller des Hauses. Er erkannte glücklicherweise dessen Bedeutung: Lechters Archiv und Bibliothek, die der neue Besitzer nur geschlossen zu verkaufen wünschte, befanden sich in gutem Zustand, als sie dem Getty angeboten wurden.

Dort erkannte m...

← Von der Kleiststraße in Berlin W in den Heizungskeller auf CAPRI und ins GETTY nach Los Angeles (verwahrlost)

Online-Edition 2024 - PDF-Seite 1297

Florian Mildenberger

Der schwule Führer und seine Gefolgschaft

Michael Kühnen und die Homosexualität in der Neonazi-Szene (1986 - 1991)

Die Verknüpfung von Homosexualität und Nationalsozialismus, bzw. Faschismus, war ein beliebtes Spiel – nicht nur[1] – der Linken[2]. So kolportierte Willi Münzenberg 1934 in Paris mit seinem Braunbuch das Gerücht, der Brandstifter des Reichstages Marinus van der Lubbe sei ein Gespiele des homosexuellen SA-Stabschefs Röhm gewesen[3]. Die Umwidmung der nationalsozialistischen Machtergreifung zur Usurpation einer homosexuellen Clique betraf damit auch Hitler selbst. Gerüchte über die sexuellen Präferenzen des »Führers« garantieren auch heute noch hohe Druckauflagen[4]. Diese »soziale Konstruktion« eines durch sexuelle Veranlagung bedingten Typus von männlichen Nationalsozialisten verlor noch 1934 aufgrund der Ausschaltung Röhms an Gewicht. Mit der Einordnung der »Homosexuellenfrage« in ein rassepolitisches Konzept[5] mutierten die bereits durch Zerstörung ihres Lebensumfeldes und Gesetzesverschärfungen in ihrem Leben eingeschränkten Homosexuellen endgültig zu einer der Zielgruppen des nationalsozialistischen Terrorapparates[6]. Zu dieser Zeit verstummten die meisten Anhänger der Theorie, der deutsche Faschismus sei nur die usurpatorische Herrschaft einiger Homosexueller, auch wenn Homosexualität als Stilmittel der Kriegspropaganda gegen den Nationalsozialismus noch seine Verwendung finden sollte[7]. Doch das Stereotyp verblasste, das Bild des »schwulen Nazi«, bzw. die automatische Verknüpfung von Homosexualität und Faschismus geriet in Vergessenheit, bis das spektakuläre Coming-Out bzw. Outing des führenden deutschen Neonazis der 80er Jahre, Michael Kühnen, dieses wieder nach oben spülte[8]. Begünstigt wurden derartige Vermutungen durch das penetrante Schweigen der Schwulenbewegung und der rosa Presse, die in trauter Zweisamkeit sowohl Auftreten als auch Outing des Neonaziführers geflissentlich verschwiegen und die »Causa Kühnen« größtenteils der heterosexuellen Presselandschaft überließen.

Michael Aloysius Alfons Kühnen[9], Protagonist dieses Aufsatzes und umstrittenster Neonazi der Bundesrepublik, wurde am 21. Juni 1955 in Beuel bei Bonn geboren. Nach Abitur an einem katholischen Gymnasium verpflichtete sich Kühnen 1974 als Offizier bei der Bundeswehr, stieg zum Leutnant auf, wurde aber wegen neonazistischer Be-

1 Wie sehr auch die politische Rechte sich an diesen Vergleichsspielen beteiligte, zeigte M. Herzer: Die Schwarze Maria und der Männerbund. In: Capri 1987, Nr.2, S. 2 ff.

2 Siehe hierzu u.a. A. Zinn: »Die Bewegung der Homosexuellen«. Die soziale Konstruktion des homosexuellen Nationalsozialisten im antifaschistischen Exil. In: D. Grumbach (Hg.): Die Linke und das Laster. Hamburg 1995, S. 38 ff.

3 Ebenda S. 44 f.

4 Siehe hierzu die neueste Errungenschaft der psychologischen Hitlerdeutung, M. Koch-Hillebrecht: Homo Hitler. Psychogramm des deutschen Diktators, München 1999. Aus Hitlers durchaus vorhandener Ablehnung von Frauen (wie im völkischen Denken üblich) leitet der Autor zusammen mit einigen vagen Äußerungen in Hitlers Umgebung oder von diesem selbst ab, dass der »deutsche Diktator« unzweifelhaft ein verklemmt lebender Homosexueller gewesen sei. Aus der Ablehnung der eigenen Sexualität entspringe auch Hitlers Drang zur Vernichtung etc... .

5 Als Ausgangspunkte sehe ich hier die Einrichtung der Reichszentrale zur Bekämpfung von Homosexualität und Abtreibung 1936 oder/und die Dissertation von R. Klare: Homosexualität und Strafrecht, Hamburg 1937.

6 Siehe B. Jellonek: Homosexuellenforschung im Dritten Reich. In: R. Lautmann (Hg.): Homosexualität. Handbuch der Theorie- und Forschungsgeschichte, Frankfurt 1993, S. 221 ff.

7 Siehe z.B. eine entsprechende Postkarte In: 100 Jahre Schwulenbewegung (Ausstellungskatalog), Berlin 1997, S. 187.

8 Archiv der Freunde eines schwulen Museums, Nachlass Klaus Härlin; Paper Detlef Grumbach. Hierbei handelt es sich offenbar um ein Vortragskonzept. – Zuvor hatte es 1970 einen ähnlich gelagerten Fall gegeben, als der NPD-Bezirksvorsitzende Jürgen Neumann sich als »Homophiler« outete. Da er jedoch sogleich aus der NPD entfernt wurde und sein Heil in der Gründung einer national orientierten Homosexuellengruppe sah, fiel er durch das Raster des »schwulen Nazi«. Zudem verschwand er bald in der Versenkung, nachdem sein »Deutsche Homophile Organisation« (DHO) genannter Interessensverband keinen Einfluss gewinnen konnte. Zuletzt tat sich Neumann getreu seiner Ideologie als Redakteur in verschiedenen Schwulenzeitungen hervor, die er auf konservativ-rechten Kurs zu zwingen versuchte. Siehe: E. Stedefeldt: Schwule Macht oder die Emanzipation von der Emanzipation, Berlin 1998; S. 147 f.

9 Daten zur Person Kühnens sind entnommen aus: J. Mecklenburg (Hg.): Handbuch deutscher Rechtsextremismus, Berlin 1996; S. 484 f. – Antifaschistisches Pressearchiv und Bildungszentrum: Ordner GdNFS. Akten zum Prozess gegen Michael Kühnen 1984.

Online-Edition 2024 - PDF-Seite 1298

tätigung bereits Ende August 1977 aus der Armee unehrenhaft entlassen. Er hatte durch die Gründung des »SA-Sturms 8. Mai«, in der Öffentlichkeit Freizeitverein Hansa genannt, an Versuche Hamburger Neonazis zur Umgehung des Verbots der NSDAP angeknüpft und tat sich als Mitbegründer der Aktionsfront Nationaler Sozialisten/Nationale Aktivisten (ANS/NA) hervor. Wegen Volksverhetzung und neonazistischer Propaganda mehrfach verurteilt, konnte er seine Aktivitäten erst Anfang der 80er Jahre wieder entfalten. In dieser Zeit scharte er eine Anzahl treuer Anhänger um sich, zu denen Christian Worch, Arnulf Priem, Jürgen Mosler[10] oder Michael Swierczek zählten. Ferner geriet die ANS/NA erstmals in die Schlagzeilen. Nach einer internen Warnung vor Homosexuellen im allgemeinen und dem schwulen Mitglied Johannes Bügner im besonderen, ermordeten vier Neonazis Bügner am 28.5.1981. Unklar blieb, ob der untergeordnete Parteiführer Michael Frühauf – von *Konkret* als verklemmt und tierlieb, mit enger Mutterbindung bezeichnet[11] – oder gar Kühnen selbst den Auftrag zum Fememord erteilt hatte[12]. Trotz des kurzzeitig angewachsenen öffentlichen Interesses war die ANS/NA nur eine von vielen programm- und perspektivlosen nazistischen Zirkeln, Kühnen selbst nur ein ehemaliger Offizier ohne Zukunft. Sein Versuch durch Agitation in Skinheadkreisen eine Massenbewegung zu initiieren, scheiterte trotz anfänglicher Erfolge nach wenigen Jahren[13]. Die ANS/NA blieb von Kühnens Zielvorgabe »10000 Mann« weit entfernt[14]. Zum bestimmenden Anführer der Naziszene sollte er erst durch sein in der Haft entstandenes Buch *Die zweite Revolution – Glaube und Kampf*, das 1984 erstmals in rechtsradikalen Kreisen kursierte, aber bereits Ende der 70er Jahre entstanden war[15]. Darin bemühte er sich erstmals, Adolf Hitlers *Mein Kampf* an die Gegebenheiten der Bundesrepublik anzupassen[16]. Zudem forderte er die Unterordnung aller Neonazis unter sein Kommando[17]. In einem Punkt setzte er sich von den anderen Gruppen ab: Er erhob den verfemten Stabschef der SA, Ernst Röhm, zu seinem persönlichen Vorbild und zum Idol der neuen nationalsozialistischen Bewegung[18]. Ferner fällt auf, dass Kühnen großen Wert auf die Feststellung legte, dass »seine« Bewegung nicht nur die Macht ergreifen wolle, sondern die gesamte bürgerliche Moral abzuschaffen gedenke. So führte er bereits 1983 aus:

»Diese Revolution wird eine Umwertung aller Werte mit sich bringen, das Zeitalter des europäischen Nihilismus beenden, an alle großen Traditionen der europäischen Kultur anknüpfen und eine neue Hochkultur, eine neue sinnvolle Lebensordnung schaffen.«[19]

Die Orientierung an Röhm und die Verbindung seiner Person mit dem Ziel, die bürgerliche Gesellschaft zu stürzen, lässt sich durchaus mit der historischen Figur des SA-Stabschefs verbinden. Röhm sah sich selbst als moralischer Vertreter der vom feigen und am Krieg verdienenden Bürgertum im Stich gelassenen Frontsoldaten des ersten Weltkrieges[20] und hielt sich nicht mit spöttischen Bemerkungen über die moralisierende Kritik innerparteilicher Gegner an seinem Lebensstil zurück. Allerdings sah Kühnen in Ernst Röhm trotz allem den treuen Palatin des Führers, der von diesem nur auf dem Altar der Reaktion geopfert worden sei, wodurch die nationalsozialistische Revolution von vornherein zum Scheitern verurteilt gewesen sei. Dabei übersah Kühnen geflissentlich die Bemühungen Röhms, Hitler auszuschalten und sich selbst als Führer der nationalsozialistischen Bewegung zu etablieren[21].

10 Jürgen Mosler (geboren 1955) beteiligte sich erstmals 1968 auf der Realschule an rechtsradikalen Ausschreitungen. Ein Jahr später setzte er seine Aktivitäten bei den Pfadfindern fort. 1971 trat er der NPD/JN bei und nahm Kontakt zu M. Roeder auf. 1979 Wechsel zur Wiking-Jugend. 1983 Treffen mit Michael Kühnen nach dessen Haftentlassung. Mosler nahm eine wichtige Rolle in der Organisationsleitung wahr und avancierte bis 1986 zum Stellvertreter des Organisationsleiters Brehl.

11 Konkret extra: Fememord. Bericht aus der rechtsextremen Szene. Sonderheft 1981. S 2.

12 Archiv der Freunde eines schwulen Museums. Nachlass Klaus Härlin. Paper Detlef Grumbach.

13 K. Farin/E. Seidel-Pielen: Skinheads, München 1993; S. 102 ff. – Verantwortlich für die letztlich gescheiterte Agitation in den Fußballstadien zeichnete Jürgen Mosler.

14 Ebenda; S. 102/103.

15 Antifaschistisches Pressearchiv und Bildungszentrum: Ordner GdNFS. Vollständiges Manuskript.

16 Ebenda; S. 139.

17 Ebenda; S. 71.

18 Ebenda; Vorwort.

19 M. Kühnen: Die Petition der Hundert. Initiative gegen das NS-Verbot. 1983 o.O. S. 5.

20 Siehe E. Röhm: Die Geschichte eines Hochverräters. München 1928, S. 12 ff.

21 H. G. Richardi: Hitler und seine Hintermänner. Neue Fakten zur Frühgeschichte der NSDAP. München 1991, S. 384. – Auch die Bemühungen Röhms, über den Agenten Bell 1931 internationale Unterstützung zur Ausschaltung Hitlers zu finden, bleiben in Kühnens Ausführungen unerwähnt um das Bild des »treuen Palatin« Röhm nicht zu beschädigen.

Möglicherweise interpretierte sich Kühnen selbst als »Wiedergeburt« des SA-Führers, da er wie dieser aus einem bürgerlichen Elternhaus stammte, seine Heimat bei der Armee sah und diese in Schande verlassen musste, weil das demokratische Staatswesen seine »vaterländischen Absichten« nicht zu würdigen wusste. Mangels der Existenz eines »neuen Hitlers« in der Bundesrepublik der 70er Jahre etablierte sich Kühnen selbst als politischer und militärischer Führer der Neonazis. So konnte sich nie ein charismatischer Gegenspieler zu Kühnen innerhalb der ANS/NA eine tragfähige Hausmacht verschaffen. Auch dadurch, dass er mit der Aufnahme eines schwulen Gleichgesinnten seine eigene Position gefährdete, ahmte er Röhm nach.

Innerhalb weniger Jahre gelang es der von Kühnen geführten und mit einem theoretischen Fundament versehenen ANS/NA die Kontrolle über die bundesdeutschen Neonazigruppen zu übernehmen. Das Verbot der ANS/NA 1984 erwies sich als wirkungslos, da die Mitglieder zum einen die Freiheitliche Deutsche Arbeiterpartei (FAP) unterwanderten und nach einem Jahr übernahmen, andererseits aber die begonnene Arbeit in der Gesinnungsgemeinschaft der Neuen Front (GdNF) fortsetzten. Ferner weitete Kühnen durch die Betreuung inhaftierter Neonazis über die von ihm initiierte Hilfeorganisation für nationale politische Gefangene und deren Angehörige (HNG) seine subversive Tätigkeit noch aus. Schlüsselpositionen wurden nur mit »alten Kämpfern« oder persönlichen Freunden besetzt, so übernahm den internationalen Arm der GdNF Michel Caignet aus Frankreich. Die Berufung dieses Mannes sollte sich als Kühnens größter Fehlgriff herausstellen, da er seinen innerparteilichen Gegnern eine willkommene Angriffsfläche bot. Caignet machte aus seiner Homosexualität im Gegensatz zu Kühnen keinen Hehl, im Frühjahr 1986 begann er sogar mit der Verbreitung eines Pamphlets und der Versendung von Schwulenzeitschriften an seine Kameraden in Frankreich und Deutschland. Zu dieser Zeit saß Kühnen wieder im Gefängnis, da er im Zusammenhang mit nationalsozialistischer Wiederbetätigung erneut verurteilt worden war. Diese Situation nutzte eine innerparteiliche Opposition um Jürgen Mosler und Michael Swierczek im Rahmen eines so genannten »Gautreffens« der FAP in Nordrhein-Westfalen am 19.7.1986 aus. Mit der Mehrheit der anwesenden Mitglieder stießen sie nicht nur Caignet aus der GdNF aus, sondern verbreiteten ihre Ansicht, dass Homosexualität und Mitgliedschaft in der nationalsozialistischen Bewegung unvereinbar sei in Nr.6 der Zeitschrift *Neue Front*. Hierbei kaprizierten sie sich vornehmlich auf die Homosexualität Michael Kühnens, den sie u.a. als »falschen Propheten« abqualifizierten. Daraufhin erklärte Kühnen zunächst seinen Austritt, den er wenig später jedoch zurücknahm, nachdem er festgestellt hatte, dass ein großer Teil der Mitglieder von HNG, GdNF und FAP weiter zu ihm standen. Nun entwickelte sich bis 1989 ein u.a. mit Gewalt ausgetragener Konflikt zwischen Kühnen und seinen Hauptgegnern Mosler/Swierczek, wobei die Homosexualität Kühnens die Hauptrolle spielte. Allerdings ist nicht davon auszugehen, dass die sexuelle Veranlagung allein den Sturz des inhaftierten Anführers herbeigeführt hatte, da sich Mosler programmatisch in der Folgezeit in keiner Weise von Kühnen unterscheiden sollte. Möglicherweise hatte er schon länger einen Sturz des in seinen Augen selbstsüchtigen GdNF-Vorsitzenden geplant, Homosexualität war hier nur ein Mittel zum Zweck. Dies sollte sich in dem jahrelangen Streit ändern, hier wurde die sexuelle Veranlagung zum Hauptargument der Gegner Kühnens, wobei dieser durch die Behauptung, nur Schwule seien zum Führertum geeignet, noch Öl ins Feuer goss. Kurz nach der Spaltung von GdNF, HNG und FAP veröffentlichte Kühnen über seinen Freund Caignet, der auch das Vorwort schrieb, die Broschüre *Nationalsozialismus und Homosexualität*[22]. Während Caignet nur bedauerte, dass manche »Kameraden« die Errichtung einer Moralsekte über die Ziele der Bewegung stellten[23], behauptete Kühnen gar, nur Homosexuelle seien für entscheidende Führungsaufgaben in der nationalsozialistischen Bewegung geeignet[24]. Die beiden Voraussetzungen um zu führen, soldatischer Charakter und Träger geistiger Orientierung, könnten nur bei Menschen zu finden sein, die sich nicht um private Interessen kümmerten, z.B. der Familie[25]. Das Prinzip sei bereits im antiken Sparta praktiziert worden.

»Die Natur stellt gleichsam einen gewissen Prozentsatz von Männern von der Pflicht zur Fortpflanzung frei, damit sie

22 M. Kühnen: Nationalsozialismus und Homosexualität, Courbevoie 1986; hg. von Michel Caignet.

23 Ebenda S. 6.

24 Ebenda S. 40 ff.

25 Ebenda S. 40.

Online-Edition 2024 - PDF-Seite 1300

sich ganz der Gesellschaft weihen. Tun sie dies, widersprechen sie nicht den Naturgesetzen, sondern erfüllen ihren biologischen Zweck genauso, wie der heterosexuelle Mann durch Zeugung erbgesunden Nachwuchses.«[26]

Zudem verbat er sich die Feststellung, Schwule seien krank durch Hinweis auf Personen in der Geschichte; die Verfolgung von Homosexuellen im Dritten Reich sieht er als letztes Überbleibsel »jüdisch-christlicher Moralauffassung«[27]. Aus seinen Ausführungen lässt sich ablesen, dass Kühnen offenbar Schwule für beziehungsunfähig und nur zur Kontrolle der heterosexuellen Masse für geeignet hielt. Ferner bezeichnete er die Aktivitäten von Jürgen Mosler als »Steinzeit-Nationalsozialismus«[28]. Dies rief umgehend die Gegner des Röhm-Verehrers Kühnen auf den Plan. Noch im gleichen Jahr erschien die Gegenschrift *Anmerkungen zu Michael Kühnen: Nationalsozialismus und Homosexualität* unter einer Deckadresse in den Niederlanden. Die Autoren verwarfen Kühnens Argumentation und unterstellten ihm als Homosexuellen, Homosexualität nicht objektiv beurteilen zu können[29]. Der Vergleich mit Sparta hinke, da dort Homosexualität erst in der Verfallsphase des Staates akzeptiert worden sei[30]. Auf die Idee eines schwulen Führungskorps reagierten die Verfasser besonders ablehnend:

»Hier ist eher eine Grenze überschritten, jenseits derer psychopathologische Gesichtspunkte heranzuziehen sind.«[31]

Homosexualität war für die Autoren eine Dekadenzerscheinung auf die im Dritten Reich akkurat reagiert worden sei; sie betonten, dass Homosexualität nicht Privatsache des Einzelnen sein könne, wenn dieser sich als Nationalsozialist gebärde[32].

Genau damit argumentierte jedoch der Vertraute Kühnens, Christian Worch, der Homosexualität für eine belanglose Privatangelegenheit hielt, ähnlich wie Vegetariertum oder Alkoholabstinenz.[33] Zudem hielt er Jürgen Mosler argumentative Blindheit vor:

»Wie will sich die Bewegung auf der einen Seite auf die politische Konzeption Ernst Röhms berufen, wenn der nämliche gewesene SA-Stabschef posthum zur ›Unperson‹ erklärt wird, weil er andere Bettgewohnheiten hatte als die große Masse normaler Menschen?!«[34]

Offenbar hielt auch Worch Homosexualität für nicht normal. Zudem bezeichnete er die Herausgabe der Broschüre *Nationalsozialismus und Homosexualität* als schweren Fehler, Kühnen müsse einräumen, dass Homosexualität der Kameradschaft und dem Ansehen der Bewegung in der Presse schaden könne[35].

Ferner organisierte Worch die Herausgabe einer Infobroschüre für die Anhänger Kühnens, nachdem Michael Swierczek die Zeitschrift *Die neue Front* okkupiert hatte. Noch 1986 erschien mit fortlaufender Nummer der alten Postille die hektografierte *Widerstand - Die neue Front* mit dem programmatischen Titel »Hände weg von Michael Kühnen«. Dort heißt es u.a.:

»Die persönlichen Ansichten über Homosexualität oder ›Homosexuelle in der Bewegung‹ bleiben jedem Kameraden überlassen, wir aber erklären, dass gemäß dem alten Organisationsbefehl der ANS/NA das Privatleben der Kameraden bei der dienstlichen Beurteilung keine Rolle spielen darf. Die Schlafzimmertüren bleiben zu!«[36]

Seine Gegner titulierte Worch als »Miniaturführer« oder »Moralinquisition«, während er Kühnen als den von der Vorsehung geschickten Führer bezeichnete[37]. Mosler reagierte umgehend und erweiterte den Kampf gegen Kühnen zum allgemeinen Vorgehen gegen AIDS, das er mit Homosexualität identifizierte[38] – in Zeiten größter Hysterie ein geschickter Schachzug. Zudem stellte er klar, dass er keinen Putsch gegen die Vorsehung durchgeführt habe, die Bewegung mache weiter, nur eben ohne Kühnen[39]. Ferner entmachtete er Michel Caignet als internationalen Vertreter der deutschen Neonazis[40]. Die Diskussionen über Homosexualität innerhalb der Neonaziszene rief auch die Presse auf den Plan,

26 Ebenda S. 48.

27 Ebenda S. 52-54.

28 Zitiert nach: Deutscher Informationsdienst: Hitlers Enkel und die FAP. Ein zweiter »Fall Röhm« spaltet die Neonaziszene. Bonn 1986; S. 4.

29 Anmerkungen zu Michael Kühnen: Nationalsozialismus und Homosexualität. Rotterdam 1986, S. 5.

30 Ebenda S. 10 ff.

31 Ebenda S. 21.

32 Ebenda.

33 C. Worch: Die Farbe der Treue. Hamburg 1986. S.11.

34 Ebenda S. 4.

35 Ebenda S. 6.

36 Widerstand - Die neue Front (4) 1986, Nr.36, S. 3.

37 Ebenda S. 5.

38 Die neue Front (4) 1986, Nr.8; S. 8/9.

39 Die neue Front (4) 1986, Nr.9/10; S. 3.

40 Die neue Front (4) 1986, Nr.11.

wobei die meisten Journalisten zwar die Neuartigkeit des kühnenschen Konzepts feststellten, zugleich aber betonten:

»Ein Neonazi, der schwul ist, ist deswegen noch kein Libertärer«[41]. Die innerfaschistische Debatte setzte sich mit verminderter Härte und dem von Kühnen verfochtenen Vorwurf, er sei einem Putsch, der gegen das Führerprinzip verstoßen habe, zum Opfer gefallen, bis zum Sommer 1987 fort[42]. Beide Seiten aber waren vornehmlich auf Konsolidierung bedacht. So zeichnete sich ab, dass Kühnen trotz seiner Inhaftierung über seinen Vertrauten Christian Worch die alleinige Kontrolle über HNG und GdNF behalten würde, in der FAP aber zu unterliegen drohte. Sein ehemaliger Vertrauter Michel Caignet beendete seine Arbeit innerhalb der neonazistischen Gruppen und begann mit der eigenständigen Herausgabe des betont nationalistischen Schwulenmagazins *Gaie France*, mit dem er nach Eigenangaben gegen amerikanische Kultureinflüsse zu Felde zu ziehen gedachte[43]. Als Verleger tat er sich zudem durch die Herausgabe Gerd Ritters *Ein Tempel für die Schönheit* hervor[44].

Am 22.7.1987 allerdings verkündete der ebenfalls inhaftierte und von Kühnen in seinem Werk *Die zweite Revolution* hymnisch gefeierte Rechtsradikale Manfred Roeder, Kühnen sei nicht nur homosexuell, sondern auch noch HIV-positiv. Auf diese Anschuldigung reagierte Kühnen in einem Mitgliederbrief wenige Tage später mit einem ärztlichen Attest, welches das Gegenteil beweisen sollte[45]. Zudem beschuldigte er Roeder, dieser habe einen Handel mit der Staatsanwaltschaft gemacht, die ihm den lang ersehnten Freigang in dem Moment ermöglicht habe, als er sich zu seinen Behauptungen hatte hinreißen lassen[46]. Zu einem möglichen, alles beweisenden HIV-Test meinte Kühnen:

»Ich habe diesen Test nicht machen lassen, weil ich die ganze Hysterie für lächerlich halte: Ich bin gesund, unterhalte z.Zt. keinerlei sexuelle Verhältnisse. Ich bin weder betroffen noch interessiert an dem ganzen Unfug.«[47]

Im Hinblick auf einen Artikel über sich im Magazin *Stern* verwahrte sich Kühnen sowohl gegen den Vorwurf der Homosexualität als auch der Infizierung mit dem HI-Virus:

»Ja es stimmt: Es gibt Ex-Kameraden, die solche Verleumdungen verbreiten. Nicht etwa weil diese Behauptungen wahr wären, sondern sicherlich aus ganz anderen Gründen.«[48]

In dem *Stern*-Artikel hatte Kühnen auf die Frage, was mit HIV-Kranken wohl im Nationalsozialismus geschehen wäre, geantwortet:

»Man hätte eine konsequente Seuchenpolitik betrieben.«[49]

Möglicherweise hatte Kühnen erkannt, dass seine Versuche der Belehrung der Neonazis über die Vorteile der Homosexualität ohne Erfolg geblieben waren, nun verfolgte er eine andere Taktik: Er dementierte gänzlich, selbst homosexuell zu sein. So erschien ein knappes Jahr später die Zeitschrift *Widerstand - Die neue Front* gar mit einem schwulenfeindlichen Cover, auf dem zwei mit der Bezeichnung »schwul« dargestellten, sich küssenden Männer in einer Reihe neben hakennasigen Asylbewerbern unter der Rubrik »Vielvölkerstaat Bundesrepublik« abgebildet waren[50]. 1988 begann auch eine groß angelegte Kampagne der HNG zur Freilassung Michael Kühnens aus dem Gefängnis, die u.a. Christian Lochte, Chef des Landesamtes für Verfassungsschutz in Hamburg zu der Feststellung bewog, Michael Kühnen sei weiterhin der gefährlichste und einflussreichste Neonazi in der Bundesrepublik[51]. Nach seiner Freilassung im gleichen Jahr tat Küh-

41 K. Woischner: Michael Kühnen, In Männerbünden sexuell betätigen. In: taz 13.10.1986: S. 9.

42 Widerstand - Die neue Front (4) 1986, Nr.37 und Nr.38.

43 Archiv der Freunde eines schwulen Museums, Nachlass Klaus Härlin, Ordner Schwule Faschisten. Caignet beklagte sich in einem Protestbrief u.a. darüber, dass seine Kameraden nicht verstehen könnten, dass man gleichzeitig Nationalsozialist und schwul sein könne, sie seien wohl von einem »jüdisch-christlichen Ungeist« befallen. Sein Magazin *Gaie France* sollte den Brückenschlag zwischen Homosexuellen und Rechtsradikalen von der Seite der Schwulen her ermöglichen, nachdem Caignets eigene Versuche im Lager der Rechten offensichtlich gescheitert waren. Diese weiteren Bemühungen des politisch heimatlosen Caignets sollten nicht von Erfolg gekrönt sein.

44 Dieses Buch stellt eine Fortsetzung von Kühnens Theorien dar.

45 Kameradenrundbrief 29.7.1987/98. In: Archiv der Freunde eines schwulen Museums, Ordner M. Herzer.

Die in rechtsradikalen Kreisen beliebte zweite Jahreszahl bedeutet »im Jahr des Führers Adolf Hitler«.

46 Ebenda.

47 Ebenda.

48 An die Kameraden/innen Michael Kühnens 25.09.1987. In: Archiv der Freunde eines schwulen Museums, Ordner M. Herzer.

49 Stern 24.09.1987: S. 33.

50 Widerstand - Die neue Front (6) 1988, Nr.52. Cover.

51 Hamburger Morgenpost 4.3.1988.

Online-Edition 2024 - PDF-Seite 1302

nen alles um dieser Behauptung Rechnung zu tragen. So gelang ihm am 8.1. 1989 nach Vermittlung des ehemaligen ANS-Funktionärs für Süddeutschland, Thomas Brehl[52] (ebenfalls homosexuell veranlagt), ein Ausgleich mit seinen Gegnern.

Auseinandersetzungen zwischen den Unterzeichnern in der Vergangenheit, speziell innerhalb der letzten zweieinhalb Jahre, haben zu einer ernsthaften Beeinträchtigung der jeweiligen politischen Arbeit geführt und unser aller Ansehen geschadet. Aus diesem Grunde beschließen die Unterzeichner gemeinsam folgende öffentliche Erklärung:

»Die Unterzeichner verzichten gegenseitig auf Angriffe auf die politische Integrität und/oder die persönliche Ehre jeweils aller anderen Unterzeichner. Weiterhin sorgen sie dafür, dass seitens ihrer Kameraden und Anhänger keine solchen Angriffe gegeneinander gerichtet werden.«[53]

Zwar handelte es sich hierbei keineswegs um einen Frieden oder eine Aussöhnung, sondern nur um einen Waffenstillstand – wie auch Kühnen selbst betonte[54] –, doch war es Kühnen nun möglich, mit größerer Handlungsfreiheit zu agieren. Er musste zwar die Wahl Friedhelm Busses zum Vorsitzenden der ihm nun ablehnend gesinnten FAP akzeptieren, doch gelang es, die ihm loyalen FAP-Mitglieder in der neu gegründeten Deutschen Alternative (DA) zu sammeln. Nur ein Jahr später überwarfen sich Jürgen Mosler und Michael Swierczek mit Friedhelm Busse, unterlagen aber gegen ihn auf dem Parteitag der FAP und verschwanden in der politischen Bedeutungslosigkeit. Zudem begriff Michael Kühnen erheblich schneller als seine Gegenspieler die Bedeutung des Mauerfalls und erarbeitete das Programm »Arbeitsplan Ost«. Mit Hilfe der DA unterwanderte er die NPD und andere im Osten aktive Westgruppen (z.B. FAP) rasch und setzte sich selbst erneut fast unangefochten an die Spitze der Neonazis im wiedervereinten Deutschland. Über den Kontaktmann Gottfried Küssel hielt er auch Kontakt zur österreichischen Szene. Seine Homosexualität jedoch führte weiterhin zu Spannungen. So scheiterte das Projekt eines von rechten Hausbesetzern okkupierten Gebäudes »Braunes Haus« im Osten Berlins in der Weitlingstraße nicht zuletzt an den internen Streitigkeiten zur Behandlung der Homosexualität Kühnens[55]. Als Friedhelm Busse 1990 Michael Kühnen vor laufenden Kameras als Homosexuellen titulierte, reagierte dieser mit einer Anzeige wegen Verleumdung und Ehrenrührigkeit[56]. Ein Jahr später bestritt der schon von Krankheit gezeichnete »Führer« noch seine HIV-Infektion[57]. Als Kühnen am 25.4.1991 an den Folgen von AIDS in Kassel starb, war seine Position als Chef der deutschen Neonazis nahezu unangefochten. Diskussionen über seine Homosexualität konnten bestenfalls in kleinen Kreisen, nicht einmal aber in den Szeneblättern geführt werden. Mit einer Mischung aus offensiver Argumentation, harter Bestrafung von Renegaten und einem ihm eigenen Führungsstil, der auf »rhetorischen und organisatorischen Fähigkeiten«[58] beruhte, war es ihm gelungen, sämtliche Debatten über seine sexuelle Veranlagung zu unterdrücken und die Neonazis auf Programmpunkte, nicht auf Privatleben-Dispute, einzuschwören. Die totale Konzentration auf den einen »Führer« Kühnen sollte aber nach dessen Tod zum Zerfall der von ihm dominierten Parteien und Grüppchen führen. Die HNG verlor rasch an Bedeutung, die GdNF zerfiel ebenso wie die DA aufgrund interner Streitigkeiten. Das Problem Homosexualität in der deutschen Neonaziszene hatte sich jedoch noch lange nicht erledigt. So stürzte der 1963 in Senzheim geborene Manfred Huck im Sommer 1993 die rechtsradikale Szene in Baden-Württemberg und Hessen durch sein öffentliches Coming-Out in eine schwere Krise. Die von ihm dominierte »Aktionspartei Nationalrevolutionärer Kameraden« spaltete sich daraufhin. Huck hatte in einem politischen Zickzackkurs zeitweise gleichzeitig dem linksradikalen Autonomen Zentrum in Heidelberg und der Nationaldemokratischen Partei Deutschlands

52 Thomas Brehl (geboren 1957) war der Neffe des ehemaligen Gauleiters und Reichstatthalters von Thüringen, SA-Gruppenführer Rudolf Jordan. Er stieß 1977 über die Wehrsportgruppe Fulda zur radikalen Neonaziszene und später zu Michael Kühnen, dem gegenüber er sich auch nach Veröffentlichung des umstrittenen Buches *Nationalsozialismus und Homosexualität* loyal verhielt.

53 Die neue Front (7) 1989, Nr.61; S. 11

54 Ebenda: S. 10. Nach Einstellung des Mosler hörigen Organs *Neue Front* benannte Michael Kühnen sein Blatt *Widerstand - Die neue Front* wieder in *Die neue Front* um.

55 Taz 10.07.1990; S. 23.

56 B. Schröder: Neonazis und Homosexualität. In: G. Dworek (Hg.): Gefahr von rechts. Gibt es eine antischwule Trendwende?, Köln 1993; S. 35-41, 37.

57 Ebenda.

58 Nachruf auf Michael Kühnen in: Der Spiegel (45) 1991, Nr.18; S. 282.

(NPD) angehört[59]. Zudem war er in der Schwulenbewegung aktiv, die sich an seinem Auftreten bis 1993 nicht stieß und schrieb im Blättchen *Going public*[60]. Ferner organisierte er 1991 den CSD in Heidelberg mit. In München agierte Ewald Althans als Organisator der neonazistischen Szene und machte aus seiner Homosexualität ebenfalls keinen Hehl. Die *Berliner Zeitung* titelte hintersinnig:

»Ein smarter Jungnazi verführt die Deppen.«[61]

Althans war Kameradschaftsführer unter Kühnen in der HNG gewesen und tat sich seit Ende der 80er Jahre durch Leugnen des Holocausts, Verehrung Rudolf Heß' sowie eine breite Öffentlichkeitsarbeit hervor, ehe er 1995 zu drei Jahren und sechs Monaten Haft verurteilt wurde. Dies beendete seinen Aufstieg im rechtsextremen Spektrum. Im Gegensatz zu Huck bedeutete das Bekenntnis zur Homosexualität für Althans nicht das Ende seiner Karriere, da er ebenso wie Kühnen seine sexuelle Veranlagung durch charismatisches Auftreten zu überspielen wusste. Erleichtert wurde beiden ihre Tätigkeit durch das geradezu groteske Schweigen der Schwulenbewegung und der schwulen Presse, der es 1991 sogar gelang, den Tod Kühnens nahezu zu ignorieren. Gerade in die Monate nach Kühnens Tod fiel das Erscheinen von Richard Plants Buch über die Verfolgung von Homosexuellen im Dritten Reich[62], doch die Rezeption der Realität deutschen Neonazismus' mit schwulem Einschlag wurde geflissentlich übergangen. Einzig der Aufsatz »Saudummes Schwulengequatsche« von Paul Lies ragt durch die Fülle des Materials und der Beleuchtung der kühnenschen Theorien positiv hervor[63]. Aber eine dringend notwendige Diskussion über das Verhältnis von Schwulen zu nationalsozialistischen Stilelementen und deren kritikloser Übernahme kommt bis heute nicht in Gang. Dass Homosexualität vor gar nichts schützt, auch nicht vor Agitation für die Epigonen der Erschaffer des rosa Winkels, hat Michael Kühnen hinreichend bewiesen.

Die politische Linke hatte allerdings seit der »sozialen Konstruktion« eines schwulen Nazitypus etwas dazugelernt: Trotz anfänglicher Wiederaufbereitung lauwarmer Gerüchte aus den 30er Jahren erkannte sie nach kurzer Zeit in Michael Kühnen den Nazi und nicht den Schwulen als Gegner und Zielpunkt von Attacken. Diese Wahrnehmung der Realität bezog sich allerdings nicht auf die deutsche Presse. Dass homosexuell veranlagte Neonazis relativ häufig in Presseberichten auftauchen, ist meines Erachtens das Ergebnis der weithin verbreiteten Einschätzung vieler Journalisten, dass eine solche politische Tätigkeit sich aufgrund der deutschen Vergangenheit verbiete. Gleichzeitig jedoch erwecken schwule Neonazis Reminiszenzen an das Auftreten des Stabschefs der SA, Ernst Röhm. So werden homosexuelle Faschisten nur durch ihre sexuelle Veranlagung wahrgenommen (siehe Titel in der *BZ*). Nicht registriert wird, dass sie sowohl innerhalb der Neonazigemeinde als auch der schwulen Welt eine verschwindende Minderheit darstellen. Ebenso wurde die Gefährlichkeit einzelner Neonazis durch die Beschränkung des Blickwinkels auf die »Schlafzimmertüren« (um es mit Michael Kühnen zu sagen) unterschätzt. Michael Kühnen wurde beispielsweise lange nicht als der Ideologe wahrgenommen, der es erstmals gewagt hatte, Hitlers *Mein Kampf* neu zu interpretieren und damit wieder zur allgemein verbindlichen Richtschnur der deutschen Naziszene zu machen (und sich selbst als Führer zu legitimieren). Dadurch dürfte er für die deutschen Neonazis weiter von Bedeutung sein, sein Privatleben hingegen scheint seine Epigonen nicht zu interessieren, da immer wieder Nachrufe und Berufungen auf ihn in einschlägigen Postillen erscheinen[64]. Es wäre auch für die weitere (nicht nur schwule) Geschichtsforschung von Vorteil, wenn nicht nur die für das Handeln der einzelnen Personen wichtige (und bisweilen entscheidende) sexuelle Veranlagung herausgestellt, sondern gerade die Thesen, Programme und Ideen gewisser handelnder Akteure analysiert würden. Dabei sollte beachtet werden, dass private Meinungen über das jeweilige politische Oeuvre der zu untersuchenden Personen in der historischen Aufarbeitung nichts verloren haben.

59 Archiv der Freunde eines Schwulen Museums. Nachlass Klaus Härlin. Ordner Schwule Faschisten: Das rechte Netz in der Region Rhein-Neckar und Rhein-Hessen.

60 Ebenda.

61 Berliner Zeitung 24.1.1992.

62 R. Plant: Rosa Winkel. Der Krieg der Nazis gegen die Homosexuellen. Frankfurt/Main 1991.

63 P. Lies: Saudummes Schwulengequatsche. In: magnus 1991, Nr.6; S. 52-53.

64 *Die neue Front* (11) 1993, Nr.90 (Cover).

Otto Peltzer in Schweden. Ein Nachtrag zu CAPRI 28, Seite 45 ff.

Dem Hinweis in Volker Kluges Peltzer-Biografie, dass eine Akte der schwedischen Geheimpolizei über Peltzers Aufenthalt in Schweden 1939 – 41 existiert, ist der Stockholmer Historiker Fredrik Silverstolpe nachgegangen Tatsächlich fand er im Stockholmer *Säkerhetspolisens arkiv* jene Akte, die er größtenteils einsehen konnte. Eine unbekannte Zahl von Dokumenten, die, wie er vermutet, Daten über Polizeispitzel enthalten, durfte er nicht sehen. Auf zwei fotokopierten Blättern waren Textstellen geschwärzt. Generell war ihm verboten, die Akte oder Teile daraus zu kopieren. Abschriften waren aber erlaubt.

Zwei Fragen konnte Silverstolpe anhand des Aktenstudiums weitgehend klären:

1. Was wusste die Polizei über Peltzers schwule Sex-Abenteuer in Schweden?

2. Warum wurde Peltzer aus Schweden ausgewiesen und nach Nazideutschland abgeschoben?

Zu 1.: Die Polizei bemühte sich intensiv, Peltzers Sexualverhalten in Schweden auszuforschen, konnte jedoch nur Verdächtigungen und Vermutungen, aber nichts Beweisbares ermitteln. Sie erfuhr, dass Peltzer in zwei öffentlichen Badeanstalten Hausverbot erhalten hatte, und zwar nicht, weil er überführt, sondern nur weil er verdächtigt worden war, sich dort nicht zum Baden, sondern auf der Jagd nach Sexkontakten mit Jugendlichen aufzuhalten. Zwei Jungen unbekannten Alters hatten sich über ihn beim Bademeister beschwert. Die Polizei konnte aber die Namen der Jungen nicht feststellen und sie daher nicht nach Einzelheiten befragen. Der Polizei war bekannt, dass Peltzer in Deutschland einschlägig vorbestraft war, was sie offensichtlich veranlasste, ihn diesbezüglich zu bespitzeln. Sehr interessant fand die Polizei die Frage, ob Peltzer Kontakte zu schwedischen Homosexuellen hatte. Dies hätte sie nämlich als Indiz für Verstöße Peltzers gegen das schwedische Schwulenstrafrecht gewertet, konnte aber solche Kontakte nicht feststellen.

Zu 2.: Peltzer war nicht als politischer Asylsuchender nach Schweden eingereist, sondern um dort als Sporttrainer zu arbeiten. In Deutschland war ihm dies nicht möglich, weil er nach seiner Verurteilung zu einer Gefängnisstrafe aus dem Leichtathletikverband ausgeschlossen worden war. Da die deutsche Organisation dem internationalen Leichtathletikverband angeschlossen war, galt Peltzers Ausschluss und damit das Trainer-Berufsverbot auch im Ausland wie zum Beispiel in Schweden.

Neben diesem Grund für die Abschiebung Peltzers zurück nach Deutschland ergeben sich aus der Akte noch drei weitere:

1. Es wurde befürchtet, Peltzer könne mit seinem homosexuellen Verhalten einen irgendwie verderblichen Einfluss auf schwedische Jugendliche ausüben.

2. Auch außerhalb der offiziellen Sportvereine gab es im schwedischen Sportbetrieb kaum Arbeitsmöglichkeiten für Trainer, schon gar nicht für Ausländer. Von den Einnahmen als Sportjournalist konnte Peltzer nicht leben.

3. Zwar gab es keine Beweise wohl aber den Verdacht, dass Peltzer ein deutscher Spion sein könnte. Dies allein genügte für eine Ausweisung.

Nichts in der Akte stützt die Annahme des Peltzer-Biografen Kluge, die Abschiebung nach Nazideutschland sei in Wirklichkeit eine Auslieferung gewesen, die auf Drängen der deutschen Regierung erfolgt sei und die die Kollaboration des nur scheinbar neutralen Schweden mit den Nazis beweise. Eher scheint das Gegenteil der Fall zu sein. Peltzer ist *nicht* als politischer Flüchtling, sondern als arbeitssuchender Ausländer mit gültigem deutschen Pass nach Schweden eingereist. Von den Gründen, die zu seiner Abschiebung in seine Heimat führten, war allenfalls der Spionage-Verdacht ein politischer. Dieser war aber alles andere als Ausdruck für eine nazifreundliche Einstellung der schwedischen Regierung.

M. Herzer

← Eindeutige sexuelle Zwischenstufe von Fidus aus dem Tendenzroman für freie Geister DIE EIGENEN, Berlin 1903.

CAPRI. ZEITSCHRIFT

FÜR SCHWULE GESCHICHTE

№ 30 JUNI 2001

HASE ODER ENTE?

Nietzsche oder Stirner? Jesus oder Hitler?
Geschlecht oder Charakter? Männchen oder Weibchen?
Lesbos oder Capri? Wirtschaft oder Gesellschaft?
Tertium non datur = „Das 3. Geschlecht grüßt das 3. Reich"

CAPRI IST EINE ZEITSCHRIFT FÜR SCHWULE GESCHICHTE, DIE DAS SCHWULE MUSEUM BERLIN SEIT 1987 HERAUSGIBT. CAPRI ERSCHEINT MIT IDEALISTISCHSTER UNTERSTÜTZUNG DES AUTONOMEN SCHWULENREFERATS DER FREIEN UNIVERSITÄT BERLIN UND WIRD VOM VERLAG PIKANTJE VAN ANTJE IN NEU-AMSTERDAM PRODUZIERT.

ISSN 1431-8024 REDAKTION: Manfred Herzer, Blücherstraße 61, 10961 Berlin E-Mail: HOMO3000@T-ONLINE.DE

IN DIESER AUSGABE: F. NIETZSCHE IN MEMORIAM (ED. BERTZ 1900) – NIETZSCHE, GIDE & ICH (KL. MANN 1952) – NIETZSCHE-JUBILÄUM: OI! WARNING. SCHWEIGEN DER SCHWUCHTELN (HERZER) – DER UR-FASCHIST & DIE URANIER (HERZER) – DER KOMET VON FERSEN (SNYDERS) – HOMOSEXUELL & JUDE: LUDWIG MEYER (EWERS) – BUCHBESPRECHUNG: PRINZ HEINRICH-BIOGRAFIE (TORNOW)

Die vier ersten Beiträge in der vorliegenden CAPRI-Ausgabe betreffen den Anteil schwuler Männer an der Nietzsche-Rezeption und Nietzsche-Popularisierung. Dabei geht es nicht um die Frage, ob es besondere Unterschiede gibt zwischen dem schwulen und dem sonstigen Nietzscheanertum, denn solche Unterschiede gibt es natürlich nicht. Die Differenzen zwischen den schwulen Nietzsche-Fans waren offensichtlich ähnlich groß und vielgestaltig wie unter den Heterosexuellen beiderlei Geschlechts. Einer speziellen Schwierigkeit sahen sich allenfalls die Nietzscheanerinnen ausgesetzt, die den extremen Frauenhass und die Frauenverachtung ihres Idols irgendwie weginterpretieren mussten, ähnlich wie sich die zahlreichen jüdischen Nietzsche-Bewunderer mit Nietzsches Judenhass, der sogar noch die seinerzeitigen christlichen Antisemiten überbot, auseinandersetzen mussten. Im Beitrag »Der Ur-Faschist und die Uranier« in diesem Heft wird auch gezeigt, wie Magnus Hirschfeld der Bemühung Elisabeth Förster-Nietzsches widerspricht, die Frauenfeindlichkeit Nietzsches zu verharmlosen.

Der Nachruf zu Nietzsches Tod auf Seite 3 ff. soll der Einstimmung in das Thema dienen. Er war zuerst in der »Belletristisch-Literarischen Beilage der Hamburger Nachrichten Nr. 35« von Sonntag, dem 2. September 1900 erschienen und gibt recht gut das damalige durchschnittliche Nietzsche-Bild der wilhelminischen Epoche wieder. Sein Autor, der Potsdamer Schriftsteller Eduard Bertz (1850-1931), war zu der Zeit, um 1900, in Magnus Hirschfelds Wissenschaftlich-humanitärem Komitee tätig. Bereits 1898 hatte er die Petition gegen den § 175 RStGB unterschrieben und war mit Aufsätzen über Walt Whitman und Xavier Mayne Autor des Jahrbuchs für sexuelle Zwischenstufen.

Bertzens Nietzsche-Nachruf erhielt die CAPRI-Redaktion freundlicherweise von dem Bertz-Forscher Wulfhard Stahl in Basel. Stahl hat 1997 Bertz' Buch »Philosophie des Fahrrads« im Paderborner Snayder Verlag neu herausgegeben. Bertz macht darin neben anderem längere Ausführungen über Nietzsche und Stirner, allerdings nicht über beider Verhältnis zum Radfahren, sondern mehr über ihre Ansichten zu Fragen der Moral, die natürlich auch für Radler und Radlerinnen bedeutsam sein können. Der Anhang zur »Philosophie des Fahrrads« enthält übrigens eine erste Übersicht zu Leben und Werk sowie ein Porträtfoto des nahezu vergessenen Autors Eduard Bertz.

Die beiden Zitate aus Klaus Manns Autobiografie auf Seite 7 sollen belegen, dass Thomas Manns Nietzscheanertum von dem Sohn Klaus im wesentlichen imitiert wurde. Die Bewunderung für Nietzsches Prosastil und das Mitgefühl für seine seelischen und körperlichen Krankheiten waren bei Vater und Sohn gleichermaßen quasi grenzenlos. Nietzsches Lehren wurden jedoch von Thomas und Klaus Mann weitgehend als Ausdruck einer »hysterischen Romantik« abgelehnt. Lediglich das Ausmaß der Ablehnung veränderte sich im Laufe der Jahrzehnte und scheint bei beiden unterschiedlich gewesen zu sein, ohne dass es darüber zu einer Kontroverse kam. Eine Differenz der Generationen mag hier eine Rolle spielen. Die Faszination, die in den 1890er Jahren auf die damals jungen Intellektuellen von Nietzsche ausging, war wohl ungleich heftiger als bei denen, die, wie Klaus Mann 1906 oder später geboren wurden.

Im Wendepunkt erzählt Klaus Mann auch von seinen Besuchen bei dem verehrten Dichter Gottfried Benn, der um 1930 den jungen schwulen Klaus mit Kaffee und Streuselkuchen in den Räumen seiner Kreuzberger Arztpraxis für Haut- und Geschlechtskrankheiten empfing: »Wir plauderten über Dichter. Manchmal verschwand er auf ein paar Minuten ins Nebenzimmer, wo es Patienten gab. ›Dumme Geschichte‹, bemerkte er wohl nachher. ›Verschleppter Tripper. Warum kommt sie nicht rechtzeitig, die hirnlose Person?‹ Dann wurde wieder über Literatur gesprochen. Wir verstanden uns, in literarischen Fragen. Er liebte Nietzsche (den er verhängnisvollerweise wörtlich nahm), Hölderlin, Rimbaud [...] Dr. Benn grimassierte, wenn er an die gerechte Verteilung der irdischen Güter, die Organisation des internationalen Friedens, die Mission des Völkerbundes dachte. All dies galt ihm als schales ›Neunzehntes Jahrhundert‹, öde Humanitätsduselei, völlig untragisch und unheroisch. Der Nationalsozialismus hingegen, das war etwas anderes! Nicht ganz sympathisch vielleicht, aber dynamisch, interessant, voll grausig-attraktiver Möglichkeiten! Der nietzschetrunkene Dermatologe war angenehm berührt von dem antihumanistischen, antichristlichen Radikalismus, der irrationalen Vehemenz der Hitler-Bewegung.« (Der Wendepunkt, S. 347 f.)

* * *

Und noch ein Zitat, das irgendwie ganz gut dazu passt (zu Dr. Benn, Klaus Mann und unserem Ur-Faschisten): „‚No one to fuck me in the ass', singt Allen Ginsberg ungefähr im gleichen Alter, Benn ist jetzt fast 47, niemand mehr da, der Lust hätte, mich in den Arsch zu ficken, auch sonst nichts mehr mit Lüsten, macht sich also mit dem Gefühl vertraut, ‚Father Death' wäre so unwillkommen nicht, sollte er demnächst sich nähern – Come, Father Death – es ist der Schritt ins eigene Herzzerreißende, der einen davor bewahrt, andere zu zerreißen. Es öffentlich auszusprechen schockiert ein paar Idioten, aber es bewahrt davor Faschist zu werden. Das Rettende sagt Benn öffentlich nicht;..." (K. Theweleit: Gottfried Benn Ali greift nach der Krone, in: Inszenierung der Macht – Ästhetische Faszination im Faschismus, Berlin 1987, S. 203)

Eduard Bertz

Friedrich Nietzsche. In memoriam.

Wenn ein großer Mensch durch den Tod aus seinem Schaffen gerissen wird, geht eine Klage durch die Welt, die sein Hingang ärmer zurückläßt; aber als Friedrich Nietzsche am 25. August für immer die Augen geschlossen hatte, vernahmen seine Verehrer die Todeskunde mit einem stillen Dankgefühl; denn seit mehr als elf Jahren schon war der hohe Geist aus seiner Hülle entwichen. Es war ihm nicht vergönnt gewesen, diesem grausigen Schicksal, wie er gehofft, durch den freien Tod zuvorzukommen; unversehens hatte die Umnachtung ihn überrascht, die er schon lange gefürchtet. Er ist eins der vielen Beispiele, die zu der Theorie geführt haben, daß Genie und Wahnsinn mit einander verwandt sind, und er hielt sich selbst für erblich belastet. Die Verfasserin seiner Lebensgeschichte, Frau Förster-Nietzsche, irrt, wenn sie seine ganze Krankheit als Folge der Ruhr betrachtet, die er sich 1870 in Frankreich als freiwilliger Krankenpfleger zugezogen; denn schon als Knabe auf dem Gymnasium in Naumburg und später in Schulpforta litt er an jenen Kopf- und Augenschmerzen, die sich später so sehr verschlimmern sollten. Durch den mehrjährigen Gebrauch von Chloral als Schlafmittel während seiner letzten Arbeitsjahre ist der Eintritt der Katastrophe dann beschleunigt worden.

Trotzdem wird kein wirklicher Kenner seiner Werke behaupten, daß sie Erzeugnisse des Irrsinns seien, wie es einzelne seiner Gegner gethan haben, die seine paradoxen Sätze lediglich vom Hörensagen kannten. Nur in den Schriften aus den Schlußjahren seiner Productivität, der »Götzendämmerung«, dem »Antichrist« und den Kampfbüchern gegen Richard Wagner entdecken wir die Spuren einer krankhaften Excitation und beginnender Verworrenheit; folgerichtiger, klarer und lichtvoller dagegen als in den Arbeiten, die diesem Abschluß vorausgingen, hat nie ein Denker sich geäußert. Ja, seine geistige Gesundheit in der Periode seiner reichesten Schaffenskraft ist um so gewisser, als es feststeht, daß seine unerbittlichen Schlüsse nicht aus der Leidenschaft, sondern aus dem kalten Verstande hervorgingen, und daß sein weiches Herz fortdauernd mit dem Kopfe im Widerspruch lag. Er, der gegen jede Gefühlsschwäche Krieg führte und die Zukunft der Menschheit wie einen mathematischen Beweis aus der reinen Vernunft ableiten wollte, war der zartfühlendste, rücksichtsvollste, mitleidigste, liebesbedürftigste der Menschen. Wenn man ihn tadeln will, so kann es nur geschehen, weil er zu wenig, nicht weil er zu sehr auf die Stimme des eigenen Herzens gelauscht hat. Das hindert nicht, daß er ebenso sehr Künstler wie Denker war; denn das Künstlerische offenbart sich bei ihm wesentlich in der Form. Gerade dies ist aber die Ursache seiner ungeheuren Wirkung auf die Zeitgenossen. Man würde ihn zu unseren feinsten, überredungskräftigsten und bezauberndsten Schriftstellern rechnen müssen, auch wenn sein ganzes Gedankensystem sich vor der strengeren Prüfung als hinfällig erweisen sollte. Zudem bietet er als menschliche Persönlichkeit eines der wunderbarsten Probleme, die den Psychologen beschäftigen können.

Wie so viele hervorragende Geister unserer Literatur entstammte er einem protestantischen Pfarrhause. Es ist nicht überraschend, daß seine kritisch veranlagte Natur sich in den Mannesjahren mit Erbitterung gegen die Glaubenslehren wandte, an denen seine Jugend sich erbaut hatte; ebenso verständlich aber und aus der ererbten christlichen Gefühlsweise erklärlich ist es, daß er auch in den Jahren der schroffsten Verneinung den religiösen Grundzug seines Wesens bewahrte. In der That, an Tiefe des sittlichen Ernstes war dieser Immoralist nicht ärmer als die fanatischen Asketen, die er befehdete. Nach dem frühen Tod seines Vaters zog seine Mutter mit ihm und der jüngeren Schwester nach Naumburg, wo er unter der zärtlichen Obhut eines Frauenkreises heranwuchs. Wir sehen ihn dort als ein frühreifes, geistig ungemein regsames, dabei ernstes Kind und erkennen schon damals in seinem Wesen die Grundzüge eines edlen, reinen Charakters, dem jede gemeine Regung fremd war. Er durfte sich frei entwickeln und ungestört seine reichen dichterischen und musikalischen Anlagen zur Entfaltung bringen. Die letzteren waren so bedeutend, daß er die Musik beinahe als Lebensberuf gewählt hätte. Die Familie befand sich in sehr günstigen Verhältnissen, und so waren ihm, zumal die schöne Harmonie seiner Kräfte ihm innere Stürme fernhielt, bis zum Ausbruch seiner Krankheit alle schweren Kämpfe erspart, ja er wurde in seinem Fortkommen ganz ungewöhnlich vom Glück begünstigt. Er studirte in Bonn und Leipzig classische Philologie, war ein Lieblingsschüler Ritschls und wurde auf dessen Empfehlung, noch ehe er promovirt hatte, als

vierundzwanzigjähriger Jüngling zum Professor an der Universität Basel ernannt, worauf die Facultät in Leipzig ihm das Doctordiplom ohne vorhergegangene Prüfung nachsandte.

Außer seinen Vorlesungen nahm ihn in Basel der Unterricht am Pädagogium in Anspruch. Da es ihm indessen noch an Erfahrung gebrach, so stellten diese Pflichten hohe Anforderungen an seine Kräfte. Sie brachten ihn auch in schmerzlichen Conflict mit sich selbst, weil sie ihn hinderten, sich geistig so auszuleben, wie es sein Schaffenstrieb verlangte. In diese Zeit fallen seine Freundschaftsverhältnisse mit seinem älteren Collegen Jakob Burckhardt und mit Richard Wagner, die beide auf seinen Entwicklungsgang den nachhaltigsten Einfluß ausübten. Dann kam seine Theilnahme an dem französischen Kriege, freilich nicht mit der Waffe, die er als Schweizer Bürger nicht führen durfte. Von da an wurde die Krankheit in seinem Leben mächtig; sie nöthigte ihn zuerst, sich auf ein Jahr beurlauben und schließlich, 1879, sich pensioniren zu lassen. Und nun begann das unstete Wanderleben in Italien und der Schweiz, das alle seine edelsten Werke zeitigte. In der unglaublichen und unerhörten Intensität, mit der sein Geist während dieser Jahre periodisch arbeitete, verzehrte sich die Flamme, die ihm Nahrung gab. Dabei erfuhr er das Leid, daß die Schöpfungen, in die er seine ganze Persönlichkeit hineingelegt, in der Heimath fast unbeachtet blieben oder schroff abgelehnt wurden. Er vereinsamte immer mehr, gerade als ihn sein körperlicher Zustand so hülfs- und anlehnungsbedürftig machte. Und schließlich, als eben die ersten Anzeichen auftauchten, daß die Zeit der Verkennung vorüber war, senkte sich 1889 in Turin die Nacht über ihn, in der er fortan, lebendig todt, dahindämmern sollte, zuerst in Naumburg unter der Pflege seiner Mutter, dann, nach ihrem Tode, in Weimar unter der Obhut seiner Schwester, die in hingebender Pietät die Vollstreckung seines geistigen Testaments zu ihrer Lebensaufgabe gemacht hatte.

Man hat seine schöpferische Thätigkeit in verschiedene, mehr oder minder scharf getrennte Perioden eingetheilt, und es ist richtig, daß sich große Wandlungen in ihm vollzogen haben, die er seine Häutungen nannte. Wer aber seine Bücher in ihrer geschichtlichen Reihenfolge durchgeht, wird sich überzeugen, daß die Spuren seines späteren eigenartigen Standpunktes sich schon in seinen Erstlingswerken, ja bereits in seinen Schüleraufsätzen nachweisen lassen. Es scheint, daß es von Anfang an sein unbewußtes Streben war, aus all den fremden Beimischungen, die seine vorwiegend philologische Bildung ihm gegeben hatte, seine Persönlichkeit, sein Eigenstes immer bestimmter und kräftiger herauszuarbeiten. Seine ersten philosophischen Schriften stehen unter dem Zeichen Schopenhauers, den kein tieferer Geist in jungen Jahren ohne mächtige Erschütterung kennen lernt, und zugleich unter dem Zauber der Wagnerschen Kunst und zwar um so mehr, als auch Wagner ein Schüler Schopenhauers war. Hierzu gesellte sich sein Enthusiasmus für die Cultur der Griechen. So entstand 1872 das wunderbare Buch »Die Geburt der Tragödie aus dem Geiste der Musik«, das bei den Wagnerianern begeisterten Anklang fand, sonst aber von der Kritik wegen seiner phantastischen, unhistorischen Constructionen mit Entschiedenheit zurückgewiesen wurde. Es war eine Kriegserklärung gegen den Optimismus der exacten Wissenschaft; doch erstrebte es auch in seiner Art eine Ueberwindung des Pessimismus, indem es als die beiden Seiten der »tragischen Weisheit«, deren Ausdruck die griechische Tragödie ist, das Apollinische und das Dionysische hinstellt, die beiden Illusionen, in denen sich die Bejahung des Willens vollzieht. Hierdurch befreit der junge Philosoph sich bereits von Schopenhauer, und so leitet sich schon hier jene volle Lebensbejahung ein, die später das eigentliche Wesen des reifen Nietzsche ausmacht.

Unter dem Einfluß Schopenhauers stehen auch die vier »Unzeitgemäßen Betrachtungen«; ganz besonders ist es der von Schopenhauer genährte Pessimismus, der in »David Strauß, der Bekenner und der Schriftsteller« den erbitterten Angriff gegen den Optimismus des »Neuen Glaubens«, als die Weltanschauung der »Bildungsphilister«, richtet. In dieser Schrift finden wir aber auch schon einen Gedanken ausgesprochen, der auf den Ursprung der Zarathustra-Philosophie das hellste Licht wirft. Nietzsche macht es nämlich Strauß zum Vorwurf, daß er verabsäumt habe, die ethischen Consequenzen aus seinem Darwinismus zu ziehen. »Hier war eine Gelegenheit, natürlichen Muth zu zeigen: denn hier hätte er seinem ›Wir‹ den Rücken kehren müssen und kühnlich aus dem bellum omnium contra omnos und dem Vorrechte des Stärkeren Moralvorschriften für das Leben ableiten können, die freilich nur in einem innerlich unerschrockenen Sinne, wie in dem des Hobbes, und in einer ganz anderen großartigen Wahrheitsliebe ihren Ursprung haben müßten .... Denn mit einer echten und ernst durchgeführten Darwinistischen Ethik hätte man den Philister gegen sich.« Hier haben wir bereits Nietzsches

späteres System in einer Nußschale: das, was heutzutage als seine eigentliche Botschaft betrachtet wird, ist eben, wie wir bald sehen werden, nichts anderes als der Versuch einer Darwinistischen Ethik.

Es ist beachtenswerth, daß in keiner Periode seines Philosophirens der reine Erkenntnißtrieb für Nietzsche obenan stand. Es ist vielmehr ein praktischer, ja man kann sagen, ein socialreformatorischer Zug, der durch sein Wirken geht: er will die Welt verbessern. Deswegen ist auch das Erkenntnißtheoretische seine schwächste Seite. Als er sich von Schopenhauer abgewandt hat, fällt auch Kant für ihn und er gelangt zu einer für einen Philosophen verhängnißvollen Mißachtung der Wahrheit, ja in seinem Skepticismus zieht er dann daraus die Folgerung des Assassinen: »Nichts ist wahr, alles ist erlaubt.« Wir finden jedoch, daß er sich auf seinem späteren Standpunkt bei einem ganz naiven Realismus beruhigt, ja man kann die grundlegende Erkenntnißlehre der Zarathustra-Philosophie geradezu als Materialismus betrachten. Eine Ausnahme in seiner rein practischen Werthung der Dinge bildet nur die kurze Periode, in der das herrliche, formenhelle Buch »Menschliches, Allzumenschliches« und dessen Fortsetzung »Der Wanderer und sein Schatten« entstand. Mit dem ersten Theil, den er den Manen Voltaires widmete, begann, was er seine Befreiung nannte. In ihm zeichnete er das Glück des erkennenden Geistes als ein persönliches Erlebniß, wie auch Spinoza die Seligkeit der Erkenntniß gepriesen hat.

In der zweiten »Unzeitgemäßen« weist Nietzsche zum ersten Mal auf die Decadenzgefahr hin, deren Begriff gleichfalls aus dem Darwinismus abgeleitet scheint; ihrer Bekämpfung dient seine spätere praktische Philosophie, seine Ethik. Diese Idee bildet sich nun immer praktischer heraus. Nach Darwins Lehre vollzieht die Höherbildung und Erhaltung der Arten sich durch natürliche Zuchtwahl im Kampf ums Dasein, d.h. durch Ausmerzung der Untauglichen durch die siegreichen Starken. Wo dieser Wettbewerb aus irgend einem Grunde aufhört, da vermehren sich die Untauglichen und die Rasse entartet. Es wird auch die Menschheit durch die Cultur mit Entartung bedroht, da alle ihre Vorkehrungen darauf ausgehen, den Kampf ums Dasein auf das geringste Maß zu beschränken. Diesen Gedanken hat Nietzsche aufgegriffen, aber er geht über Darwin hinaus, indem er schon die Cultur selbst als ein Symptom der Entartung betrachtet. Darum ruft er die Instincte zur Selbstbestimmung auf, darum sucht er sie in ihre natürlichen Bahnen zurückzulenken, darum geht er an die Umwerthung aller Werte, d.h. an den Umsturz der bestehenden, wesentlich christlichen Moral, deren Aufkommen er sich im Widerspruch zu den geschichtlichen Thatsachen, die eine allmähliche, viel weiter zurückreichende Entwicklung bezeugen, nur durch eine moralische Sclavenrevolution zu erklären weiß. Darum endlich erinnert er die Menschen daran, daß ihr Fundamental-Instinct der Wille zur Macht sei, dessen logische Consequenz die Ueberwältigung des Schwachen, die Wiedereinsetzung des Rechts des Stärkeren ist; er proclamirt die Herrenmoral und, als Bedingung ihrer Durchführung, die Züchtung einer neuen europäischen Herrscherkaste, die Rasse der Uebermenschen. Verbrämt wurde dieser Gedankenkreis mit der von den Pythagoräern übernommenen Lehre von der ewigen Wiederkunft aller Dinge, deren wissenschaftliche Unhaltbarkeit längst nachgewiesen ist, die aber allerdings in Nietzsche's System eine ganz besondere symbolische Bedeutung erhält, weil es keinen höheren Grad der Lebensbejahung geben kann als ihre freudige Annahme.

Die hier skizzirten Ideen keimten zum Theil schon in der »Morgenröthe« und in der »Fröhlichen Wissenschaft«; sie gewannen festere Form in der Aphorismensammlung »Jenseits von Gut und Böse« wie in der Streitschrift »Zur Genealogie der Moral«, und sie fanden ihren poetischen Ausdruck in der symbolistischen Dichtung »Also sprach Zarathustra«, die wie kein anderes Buch der neuen Zeit befruchtend auf den Geist der modernen Jugend gewirkt hat. Man darf den »Zarathustra« als ein darwinistisches Lehrgedicht der Ethik betrachten; denn ein Zweifel an Nietzsches Abhängigkeit von Darwin ist gänzlich ausgeschlossen. Nietzsche gehört als Philosoph zur Schule Darwins; nur in seiner eigenthümlichen Ausdeutung und Anwendung der Thatsachen der Entwicklungslehre ist er originell. Befremden muß es bei diesem Sachverhalt, daß er nirgends ein Wort dankbarer Anerkennung für Darwin findet, wo er unter seinem Einflusse steht, dagegen seiner mit Spott gedenkt, wo er von ihm abweicht. Dies Verhalten hat zur Folge gehabt, daß die größere Mehrheit seiner Erklärer und Kritiker gar nicht zum Bewußtsein gelangt sind, daß sie es in Nietzsches Philosophie mit einem Seitenschoß des Darwinismus zu thun haben.

Darwin selbst ist bekanntlich keineswegs zu dem Ergebniß gelangt, die moralischen Empfindungen der Menschheit als eine Instinctentartung anzuse-

hen, vielmehr erschienen sie ihm als ein natürliches und nothwendiges Entwicklungsproduct, ja als das Edelste, was die Entwicklung gezeitigt hat. Er hat jedoch die Decadenzgefahr, auf die Nietzsche so starkes Gewicht gelegt, nicht verkannt; nur glaubte er nicht, daß der Mensch, der doch im Großen wie im Kleinen bedingt und vom Naturgesetz beherrscht ist, die Macht besitzt, sie abzuwenden; der Naturforscher sieht eben die Dinge anders an als der Dichter. Nietzsche seinerseits erkannte dem Menschen den Beruf zu, als ein Schaffender in den Weltlauf einzugreifen und dem Leben, das in sich selbst zwecklos sei, seine eigenen Zwecke zu setzen. Das ist ein Traum für ungebändigte Genies und Gewaltmenschen, aber kaum der Gedanke eines Weisen. Einen Zweckbegriff einschmuggeln in den Gang der Natur, hieße freilich sie vermenschlichen. Aber es gilt, ihre Richtung zu erkennen; nur wer der Natur auf ihren Wegen folgt, nicht wer ihr entgegenarbeitet, wird das erreichbare Maß der Herrschaft über sie gewinnen. Es ist gar kein neuer und höherer Typus, den Nietzsche auf den Schild heben will. Er bekämpft die socialen Instincte, um den Vertretern der antisocialen Raum zu schaffen. Der geborene Verbrecher, der keine sittlichen Bande anerkennt, wäre, wenn man ihn beim Wort nähme, der berufene Herrenmensch. Die Entwicklungslehre wird bei ihm in ihrer willkürlichen Anwendung zur schlimmsten aller Reactionen.

Nietzsches Ethik besitzt indessen neben ihren paradoxen Verirrungen viele lebenskräftige, zukunftsgewisse Elemente. Es ist vielleicht noch nicht an der Zeit, gegen die Mitleidsmoral zu predigen; denn die egoistische Masse ist noch immer mitleidiger gegen sich selbst als gegen andere; und wo die Gefahr einer Demoralisation der Arbeitsscheuen durch die allzu weichherzige christliche Wohlthätigkeit wirklich besteht, hat ja der Staat schon längst mit den Anschauungen des Christenthums gebrochen und der Armenpflege enge Grenzen gezogen. Aber wenn wir uns durch Nietzsche mahnen lassen, die verwundbare Stelle in unserer Entwicklung auf merksam im Auge zu behalten, haben wir schon viel gewonnen. Es kann sich aus seinen Anregungen eine heilkräftige Socialpädagogik herausbilden.

Vor allen Dingen dürfen wir nicht dem Irrthum verfallen, als ob Nietzsche in seinem Anlauf gegen die Mitleidsmoral, in dem er freilich weit über das Ziel hinausschießt, eine Vernichtung der edleren Menschenart überhaupt im Sinne gehabt habe oder von niedrigen Motiven geleitet würde. Er ist ein widerspruchsvoller Kopf, und einzelne seiner Aussprüche lassen sich schwer miteinander versöhnen; aber was er bewußt erstrebt, das ist die Höherbildung der Gattung, wenn ihm auch als das Höhere in vielen Beziehungen das gilt, was die Stimme der Menschheit nie als ein solches anerkennen wird. So sucht er also in seiner Weise dem Wohle des Ganzen zu dienen; er will ein Führer der Verirrten sein, und was ihn dazu treibt, ist die Liebe. Nur aus Humanität bekämpft er die Humanität. Besonders aber kennzeichnet ihn der fernreichende Ausblick seiner Fürsorge, die sich im darwinistischen Sinne weit in die Zukunft der werdenden Geschlechter hinaus erstreckt. Und hier, wo er mit dem Problem der Züchtung, der Rassenveredlung Ernst macht, ist er wahrhaft groß und auch nach herkömmlicher Werthung von einer erhabenen Sittlichkeit. In dem Gefühl der Verpflichtung für die ungeborenen Generationen wird das persönliche Leben zum Menschheitsdienst. Und von diesem Gedanken ist ihm auch die Ehe geweiht. »Ueber dich sollst du hinausbauen. Nicht nur fort sollst du dich pflanzen, sondern hinauf! Ehe: so heiße ich den Willen zu zweien, das Eine zu schaffen, das mehr ist als die es schufen. Heilig heißt mir solch ein Wille und solche Ehe.« Höher hat noch keine Religion die Bedeutung der Ehe gefaßt.

Die
Gemeinschaft der Eigenen
veranstaltet am
Donnerstag, den 5. Februar 1920, abends 7 Uhr
in den National-Festsälen, Berlin, Kommandantenstr. 57
einen
Dramatischen Abend
Zum Vortrag gelangt
Uebermenschen
Drama in 5 Akten von Karl Friedr. Jordan

Das Drama spielt in der Renaissance-Zeit, jener großen Epoche geistiger Umwälzung, in Italien. Ein Reformator — Umberto verkündet die wahre Lehre Jesu vom neuen Menschen und gerät in Kampf mit dem Bußprediger und Begründer der Florentinischen Volksrepublik Savonarola und dem Staatsmann Casar Borgia, den Macchiavelli als Vorbild seines Buches „Vom Fürsten" genommen hat, und verfällt, geistig als Sieger dastehend, leiblich einem tragischen Schicksal durch Verrat seitens einer Judas-Persönlichkeit

Anfang 7 Uhr, der Vorlesung pünktlich ½8 Uhr
Zeitdauer 1½ Stunden

Vorher und nachher Konzert.
Nach 9 Uhr
geselliges Beisammensein und Tanz.

Klaus Mann

»Ich liebte Nietzsche« – Zwei Stellen aus der Autobiografie *Der Wendepunkt* über Friedrich Nietzsche und André Gide

Ich liebte Nietzsche, nicht um seiner Lehre willen (weder der ›Übermensch‹ noch die ›Ewige Wiederkehr‹ haben mich je überzeugt), sondern als Künstler, als Gestalt. Zuerst kaptivierte mich der ›Zarathustra‹, dessen etwas forcierte Gebärde mir seither fremd, fast peinlich geworden ist; dann waren es der ›Antichrist‹, der ›Fall Wagner‹, der ›Ecce Homo‹, von denen ich mich verführen, erregen, faszinieren ließ. Die Ansichten und Gesinnungen, die in diesen Büchern mit schriller Insistenz vertreten werden, ließen mich ziemlich kalt. Aber der Stil! Welch ungeheure denkerische Leidenschaft mußte es sein, die sich in so hinreißenden, tödlich beschwingten Rhythmen und Akzenten manifestierte! Ich spürte die Schauer einer fast übermenschlichen Einsamkeit, den Hauch der verzehrenden Flamme hinter der fulminanten Eleganz der späten Nietzsche-Prosa. Das Schauspiel seiner intellektuellen Passion, seiner Hybris, seines Untergangs bestimmte meinen Begriff vom Wesen des Genies. Ihm verdankte meine Jugend die ersten Ahnungen vom Wesen des Tragischen und vom Wesen des Dämonischen. Die Antithese zwischen dem Helden und dem Heiligen hob sich mir auf in seiner Figur, seinem Drama. Er war der heilige Held, Rebell und Märtyrer zugleich. Prometheus und Christus, Dionysos und der Gekreuzigte. Er war der erfüllte Mensch. Jugend will anbeten, will beten. Das Nietzsche-Bild war immer über meinem Bett, ein Porträt aus der Leidenszeit, mit der tragisch verfinsterten Stirn, dem Dulderblick, schon entrückt, ins Nichts, ins Unendliche starrend. Dies nach vorne sinkende Haupt, was hat es zu tun mit der blonden Bestie, dem Übermenschen? Es ist der Menschensohn, der solche Qual und solche Wunden trägt: Ecce Homo, voilà l'Homme!

[...]

Kein Schüler nimmt von außen in sich auf, was er nicht ohnedies schon in sich hatte, sei es auch nur latent, im Unbewußten. Während er den Meister zu kopieren meint, erkennt und entwickelt er die eigenen Kräfte. Gide, der sich mit dem Einflußproblem viel beschäftigt hat, weiß dies am besten; bei ihm lesen wir: ›Es mag eine recht gewagte Behauptung sein, daß man gewisse Ideen gehabt hätte, auch ohne die Autoren zu kennen, von denen diese Ideen zu stammen scheinen. Und doch bin ich geneigt zu glauben, daß mein Weltbild ungefähr das wäre, was es heute ist, selbst wenn ich weder Dostojewskij noch Freud, weder Nietzsche noch X oder Y jemals gelesen hätte. Was ich von diesen empfing, war wohl eher eine Bestätigung als ein Weckruf (plûtot une autorisation qu'un éveil). Vor allem lehrten sie mich, nicht mehr an mir selbst zu zweifeln, mich nicht mehr vor dem eigenen Gedanken zu fürchten, sondern mich seiner Führung anzuvertrauen, da sich ja nun herausstellte, daß *sie* mich in dieselbe Richtung führten.‹

So tat Gide für mich, was Freud, Nietzsche und Dostojewskij, X und Y, seiner eigenen Aussage nach, einst für ihn getan hatten: Er machte mir Mut zu mir selber. Vom Erotischen ist dabei *nicht* die Rede, wie ich, um jedem Mißverständnis vorzubeugen, denn doch eigens betonen will; gerade auf diesem Gebiet bedurfte ich kaum der Ermutigung...

Der Wendepunkt. Ein Lebensbericht erschien erstmals 1952, drei Jahre nach dem Selbstmord des Autors. Unsere Zitate sind der Ausgabe des Rowohlt Taschenbuch Verlages vom Mai 1999 entnommen und stehen dort auf den Seiten 145 f. und 313 f.

Manfred Herzer

Nietzsche-Jubiläum: Oi! Warning – Schweigen der Schwuchteln

Der Dichter und Denker, noch heute auf der ganzen Welt als genialer Philosoph gefeiert, in Deutschland indes lange als gefährlicher Vordenker des Rassenwahns mit Schaudern beäugt, ist vor hundert Jahren, am 25. August 1900, in Weimar gestorben. Ein rundes Datum ist ein Anlaß nicht nur zur Besinnung auf das Werk, sondern auch zu gezieltem Marketing. Viele Verlage haben das Nietzsche-Jahr genutzt, um Bewährtes verschönt oder in größerer Menge aufzulegen...

Frankfurter Allgemeine Zeitung, Wirtschaftsteil, S. 22, 21.Oktober 2000.

Und in Deutschland erwuchsen mit Nietzsche, der Romantik und dem Nationalsozialismus schon bald jene Kräfte, die die Aufklärung geistig überwinden würden! Nietzsche sprach vom Zeitalter des europäischen Nihilismus, in dem Kulturzerfall, Wertzerfall und Dekadenz ihren makabren Höhepunkt finden würden und müßten, bevor eine neue Umwertung aller Werte ein neues Zeitalter mit sich bringen könnte. Wir stehen mitten in diesem Zeitalter des europäischen Nihilismus, und um uns herum scheint bei allem äußeren Wohlstand eine geistige Öde, eine Nacht der europäischen Kultur zu herrschen, wie sie seit dem Zeitalter der Völkerwanderung nicht mehr gesehen ward. Doch das Licht ist entzündet, die Gegenkräfte der neuen Revolution sind am Werke – und für zwölf kurze Jahre wurde diese Revolution bereits geschichtsmächtig.

Michael Kühnen, Die Neue Front, 1989, Nr. 57, S. 10

Die Vermutung, es handele sich bei der derzeitigen Ausbreitung neofaschistischer Massenbewegungen in Europa sowie der zunehmend aggressiveren Propagierung der Schriften Friedrich Nietzsches um mehr als eine bloße Parallelentwicklung, hat zuerst der allseits geächtete Philosoph Wolfgang Harich kurz vor seinem Tod 1994 geäußert: »Für mich steht außer Zweifel, daß die Nietzscherenaissance nicht zufällig dem gegenwärtigen Umsichgreifen des Neofaschismus in Westeuropa vorausgegangen ist und mit ihm koinzidiert. Womit gesagt ist: Wer hier den Anfängen wehren will – und es sind bedrohlich weit gediehene Anfänge –, darf vor keinem Nietzscheanertum haltmachen.« (Harich 1994, S. 61)

Als ich 1992 in meiner Hirschfeld-Monografie den von Hirschfeld gern zitierten Nietzsche als Modephilosophen des wilhelminischen Bürgertums bezeichnete (Herzer 1992, S. 55), wurde ich dafür lediglich von einem jüngeren schwulen Sozialdemokraten gerügt, der wohl anders als ich richtig erkannt hatte, dass die Nietzsche-Mode, die seit den achtziger Jahren immer stärker um sich greift, ganz andere und größere Dimensionen erreicht hat als in der Epoche vor dem Ersten Weltkrieg. Den neuen Trend habe ich damals noch nicht wahrgenommen, irgendwie verschlafen, und mich stattdessen mit Habermas' Einschätzung von 1968 beruhigt: »Nietzsche hat damals eine Mentalität geprägt und verstärkt, die freilich keineswegs auf die ›Revolutionäre von rechts‹ beschränkt geblieben ist. Das alles liegt hinter uns und ist fast schon unverständlich geworden. Nietzsche hat nichts Ansteckendes mehr.« (Habermas 1968, S. 237) In diesem Aufsatz nennt Habermas ein paar Namen von Autoren, die einst, zwischen den Weltkriegen von der Nietzsche-Faszination angesteckt waren: Oswald Spengler, Carl Schmitt, Gottfried Benn, Ernst Jünger, Martin Heidegger, Arnold Gehlen – alles Heteros, von denen einige unter der Hitler-Diktatur ihre große Zeit erlebten.

In einem weiteren Beitrag zu diesem Heft möchte ich an den Beispielen Thomas Mann, Kurt Hiller und Ernst Bertram zeigen, dass schwule Intellektuelle vor 1933 nicht nur der Nietzsche-Faszination erlagen, dass sie sich vielmehr in vorderster

Front in den Dienst der Nietzsche-Propaganda stellten und, zumindest im Fall Bertram maßgeblich dazu beitrugen, Nietzsche in den Rang eines nationalsozialistischen Staatsphilosophen zu erheben.

In der zugegebenermaßen etwas beschränkten Perspektive dieser Zeitschrift ist die Beobachtung von einigem Interesse, dass die heutige Nietzsche-Propaganda nahezu völlig ohne den Beitrag schwuler Intellektueller auszukommen scheint. Im vorigen Jahr, zu Nietzsches hundertstem Todestag, erreichte die derzeitige Nietzscherenaissance in den Anstalten und Unternehmen der Kulturindustrie einen vorläufigen Höhepunkt. Nahezu ausnahmslos forderten die Massenmedien Anerkennung und Aufmerksamkeit für Nietzsche unter anderm deshalb, weil die Nazis sein Werk »missbraucht« und die Kommunisten sein Werk und seine Jünger verfehmt und verfolgt hätten.

In der lautstarken Konzert der Nietzsche-Lobgesänge des Jahres 2000 ist mir bei meiner nicht sonderlich erschöpfenden Suche nur eine einzige bekannte schwule Stimme aufgefallen, auch sie gibt sich wie die anderen irgendwie übergeschlechtlich, ist aber sattsam einschlägig bekannt: im Feuilleton der etwas rechtslastigen Tageszeitung *Die Welt* wollte Gert Mattenklott sein Publikum mit angeblich »neuen Zugängen« zum Nietzscheanertum bekannt machen (Mattenklott 2000).

Mattenklotts Neuigkeiten sind aber nur die alten Lügen und Reklametricks, die seit dem Ende der Nazidiktatur bei Nietzsche-Weißwaschungs- und Rettungsmaßnahmen normalerweise zum Einsatz kommen. Neu ist allenfalls die einfühlsame Aufbereitung, die Mattenklott seiner frohen Botschaft für die ideologischen Bedürfnisse der *Welt*-Leser angedeihen lässt.

Es ist das Problem heutiger Nietzsche-Apologeten, sofern sie sich nicht wie der oben zitierte Kühnen ungeniert zum Faschismus bekennen, wie man es anstellt, die nationalsozialistische Indienstnahme Nietzsches wegzuinterpretieren, zu einem »Missbrauch« umzudeuten oder wenigstens herunterzuspielen. Mattenklott löst dieses Problem auf eine etwas billige aber altbewährte Weise, indem er Schwester Elisabeth alle Schuld in die Schuhe schiebt. Nietzsches kleine Schwester Elisabeth Förster-Nietzsche, die »Nazi-Sympathisantin«, soll die Texte ihres Bruders so sehr verfälscht haben, dass sie für die Nazis (und vorher wohl auch für die italienischen Faschisten) brauchbar wurden. Das Klischee vom Missbrauch durch die Schwester hat sich Mattenklott nicht selbst ausgedacht, es gehört vielmehr zu den heutzutage fundamentalen Erkenntnissen in diesen Kreisen. Einer der zurzeit populärsten einschlägigen Autoren, Rüdiger Safranski, enthüllt dabei zugleich, dass allein die »orthodoxen Marxisten« dumm genug sind, um an die Fälschungen der Schwester zu glauben und den wahren und echten Nietzsche zu verleumden:

»Sie [die Schwester] bewies dabei Willen zur Macht, denn sie versuchte ein bestimmtes Bild ihres Bruders in der Öffentlichkeit durchzusetzen und scheute dabei vor Fälschungen nicht zurück. Das alles ist inzwischen zur Genüge bekannt. Sie wollte aus Nietzsche einen deutsch-nationalen Chauvinisten, Rassisten und Militaristen machen, und bei einem Teil des Publikums, besonders bei den orthodoxen Marxisten ist ihr das gelungen, bis zum heutigen Tage.« (Safranski 2000, S. 331 f.)

Erst das italienische Duo Colli und Montenari soll mit der Nietzsche-Ausgabe im Berliner De Gruyter-Verlag in einer Art Reinigungs- und Restitutionswerk alle Fälschungen der Schwester und der Nazis geheilt haben. Einer der beiden Nietzsche-Reiniger, Montenari, war Katholik und Kommunist in einer Person, wie Mattenklott erzählt, um glaubhaft zu machen, dass erst jetzt eine wahre Liebe zu dem »grandiosen Sprachbauwerk« möglich ist, für das er Nietzsches Texte hält. Dumm ist nur an der Geschichte von der bösen Nazi-Schwester und den guten katholisch-kommunistischen Reinigern, dass sie mit all dem Ekelhaften und Grauenvollen überhaupt nichts zu tun hat, was an dem grandiosen Sprachbauwerk für italienische, deutsche und sonstige Faschisten so überaus nützlich war und ist und wofür sie ihren Nietzsche liebten und verehrten.

An zahllosen Stellen in den Texten, die der »Erotiker des lebendigen Stils« höchst persönlich ohne Hilfe der Schwester und ohne Behinderung durch Geisteskrankheit in den siebziger und achtziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts publizierte, findet man das furchtbare Gerede von den »Ariern«, die als »Eroberer- und Herrenrasse« die »Partei des Lebens« zur Weltherrschaft führen sollen; den Jubel über das »Wüten der blonden germanischen Bestie«; die Warnungen vor »den Juden«, die »das verhängnisvollste Volk der Weltgeschichte« seien, »die stärkste, zäheste und reinste Rasse«, die, wenn sie nur wollte, »die Herrschaft über Europa haben könnte«; die blutgierigen

Schwärmereien für den Krieg (»Einstweilen kennen wir keine anderen Mittel, wodurch mattwerdenden Völkern jene rauhe Energie des Feldlagers, jener tiefe unpersönliche Haß, jene Mörder-Kaltblütigkeit mit gutem Gewissen, jene gemeinsame organisierende Glut in der Vernichtung des Feindes, jene stolze Gleichgültigkeit gegen große Verluste, gegen das eigene Dasein und das der Befreundeten, jenes dumpfe erdbebenhafte Erschüttern der Seele ebenso stark und sicher mitgeteilt werden könnte, wie dies jeder große Krieg tut«); die gebetsmühlenmäßige wiederholte Forderung nach Massentötungen, »die schonungslose Vernichtung aller Entartenden und Parasitischen« – solche Parolen, die oft wörtlich in Hitlers *Mein Kampf* wiederkehren und von den Nazis in politische Praxis umgesetzt wurden, liest man in Werken wie *Jenseits von Gut und Böse – Vorspiel einer Philosophie der Zukunft*, *Ecce Homo*, *Zur Genealogie der Moral* oder *Die fröhliche Wissenschaft*.

Mattenklott drückt sich vor der Auseinandersetzung mit diesem Kern von Nietzsches Œuvre, indem er den bei heutigen Nietzsche-Schwärmern verbreiteten Doppeltrick benutzt: Erstens ist Nietzsche als Vordenker der Faschisten eine Erfindung der Marxisten und zweitens ist Nietzsche gerechtfertigt aufgrund der dichterischen Qualität seiner Schriften, die von dem rassistischen und kriegshetzerischen Inhalt nicht berührt wird.

Georg Lukács, der in seinem Buch *Die Zerstörung der Vernunft* eine für Nietzscheaner wohl nur schwer verdauliche Kritik am Werk ihres Idols vorgelegt hat, wird daher auch von Mattenklott mit zwei höhnischen Bemerkungen abgefertigt. Lukács' These, dass Nietzsche der maßgebliche konzeptive Ideologe der Faschisten im zwanzigsten Jahrhundert gewesen ist, wird als mythische Erfindung abgestempelt, die »von Eiferern und Sektierern« wie Lukács in die Welt gesetzt worden sei.

Der zweite Trick zur Rettung Nietzsches besteht gewissermaßen in der Anwendung einer Idee Nietzsches auf seine Schriften. Das Leben, so hat Nietzsche immer wieder behauptet, sei allein als ästhetisches Phänomen gerechtfertigt. Mattenklott will Nietzsches Schriften für uns Heutige retten, indem er sie als ästhetisches Phänomen rechtfertigt. Nietzsche ist für Mattenklott und wohl auch für die meisten der gegenwärtigen Nietzsche-Enthusiasten »der bedeutendste Sprachemeuerer im Deutschen«. Luther, Goethe und Heinrich Heine werden zu bloßen Vorläufern degradiert. Ein bisschen originell ist an Mattenklotts Hitparade ist vielleicht, dass Sigmund Freuds Prosastil dem Nietzsches »ebenbürtig« sein soll. Sprachästhetisch zwar irgendwie ebenbürtig, aber geistig kann Freud dem Nietzsche nicht das Wasser reichen und taugt höchstens als »Widerpart«. Mattenklott gibt auch eine Kostprobe für das, was ihm an Nietzsche so gut gefällt. Den ersten Satz in *Die Geburt der Tragödie aus dem Geiste der Musik* findet er besonders schön:

»›Wir werden viel für die ästhetische Wissenschaft gewonnen haben, wenn wir nicht nur zu der logischen Einsicht, sondern zur unmittelbaren Sicherheit der Anschauung gekommen sind, dass die Fortentwicklung der Kunst an die Duplizität des Apollinischen und Dionysischen gebunden ist: in ähnlicher Weise, wie die Generation von der Zweiheit der Geschlechter, bei fortwährendem Kampfe und nur periodisch eintretender Versöhnung, abhängt.‹«

Dass die Bedingungen für eine »Fortentwicklung der Kunst« einer »logischen Einsicht« zugänglich sein sollen, ist vermutlich eine sehr tiefe Einsicht, dass sich in diesem Satz der »Sprachkünstler«, der Luther, Goethe, Heine übertreffende bedeutendste Sprachemeuerer zeigt, können wohl nur diejenigen nachempfinden, die sich mit Mattenklott zur unmittelbaren Sicherheit der Anschauung von Nietzsches Einzigartigkeit durchzudringen vermochten.

Mattenklotts Berufskollege, der sattsam bekannte FU-Professor Ernst Nolte ist auch einer von denen, die Nietzsche als ästhetisches Phänomen rechtfertigen. Er gibt folgendes Beispiel für Nietzsches Sprachschönheit resp. Großartigkeit:

»In den Dionysos-Dithyramben, seinen letzten Gedichten, finden sich einige Strophen, die zum Großartigsten der deutschen philosophischen Sprache zwischen Hegel und Heidegger gehören und die das äußerste Gegenteil zu politischer Agitation bilden:

›Schild der Notwendigkeit!
Höchstes Gestirn des Seins!
– das kein Wunsch erreicht,
das kein Nein befleckt,
ewiges Ja des Seins,
ewig bin ich dein Ja:
denn ich liebe dich, oh
Ewigkeit!‹« (Nolte 2000, S. 98)

Nolte ist aber im Unterschied zu Mattenklott aufrichtig genug, Nietzsches Nazi-Kompatibilität beim Namen zu nennen und sie nicht als abwegige Propaganda Georg Lukács in

die Schuhe zu schieben:

»Was Nietzsche vorschwebt, ist ein ›reiner‹ Bürgerkrieg, aber wenn man den Begriff zu Ende denkt, dann ist dasjenige, was vernichtet werden soll, die gesamte Tendenz der Menschheitsentwicklung seit dem Ende der klassischen Antike, und das heißt auch deren heutigen Förderer und Vorkämpfer: die christlichen Priester, die Vulgär-Aufklärer, die Demokraten, die Sozialisten, und zusammen mit den Hirten auch die Herden der Entarteten. Wenn ›Vernichtung‹ im Wortsinne verstanden wird, müßte das Ergebnis ein Massenmord sein, mit dem verglichen die später real gewordene ›Endlösung‹ der Nationalsozialisten geradezu mikroskopische Dimensionen aufwiese. Das ›Reine‹ der Vorstellung wäre viel gigantischer als das ›Unreine‹ der Realität.« (Nolte 2000, S. 217 f.)

Ein drittes Beispiel für die zeitgeistgemäße Nonchalance, mit der eine ästhetische Rehabilitierung der politschen Philosophie Nietzsches betrieben wird, entnehme ich dem eingangs erwähnten Buch Harichs. An die Bemerkung anschließend, dass Nietzsches antihumanistische Ideologie auch in seiner Lyrik zur Sprache kommt, schreibt Harich:

»So verleiht sein Tanzlied ›An den Mistral‹ dem Wunsch Ausdruck, alte und kranke Menschen umgebracht zu sehen. Im Schulunterricht der Nazizeit wurde es dazu benutzt, den Jugendlichen die Vernichtung ›lebensunwerten Lebens‹ plausibel zu machen, was ich, damals Gymnasiast, selber miterlebt habe. ›Wer nicht tanzen kann mit Winden, / Wer sich wickeln muß mit Binden, / Angebunden, Krüppelgreis, / Wer da gleicht den Heuchelhänsen, / Ehrentölpeln, Tugendgänsen, / Fort aus unsrem Paradeis! / Wirbeln wir den Staub der Straßen, / Allen Kranken in die Nasen, / Scheuchen wir die Krankenbrut! / Lösen wir die ganze Küste / Von dem Odem dürrer Brüste, / Von den Augen ohne Mut!‹

Frage: Hat nicht Stephan Hermlin dieses Gedicht in eine in der DDR erschienenen Anthologie aufgenommen?

Harich: In sein ›Deutsches Lesebuch. Von Luther bis Liebknecht‹, von ihm herausgegeben im Auftrag der Akademie der Künste, 1976.

Frage: Was mag ihn dazu bewogen haben?

Harich: Ästhetizismus, laut Thomas Mann ein Wegbereiter der Barbarei in der menschlichen Seele. Hermlin gehört zu den ästhetizistisch motivierten Nietzscheverehrern. Als solcher setzt er sich vehement dafür ein, daß sein Idol in die sozialistische Erbepflege einbezogen werde. Ich habe 1985 versucht, ihn zur Umkehr zu bewegen. Als das nichts half, bat ich sowohl ihn als auch seinen Verleger und schließlich, in einer Eingabe, die Akademie der Künste, das Gedicht wenigstens in der Neuauflage, von 1988, durch ein anderes zu ersetzen. Meine Bemühungen sind vergeblich geblieben. Die für Nietzsche werbende Intellektuellen-Mafia in der DDR ist bislang stärker als ich es bin, und Opportunisten in der politischen Bürokratie gewähren ihr Rückendeckung, während sie gleichzeitig – siehe das Verbot des ›Sputnik‹ – alles in ihrer Macht Stehende tun, jede kritische Auseinandersetzung mit dem verhängnisvollen Einfluß, den einst Stalin auf die deutsche Arbeiterbewegung ausgeübt hat, zu blockieren. Es bleibt zu hoffen, daß man, konfrontiert mit dem im Westen erstarkenden Neofaschismus, sich bald eines Besseren besinnen wird.« (Harich 1994, S. 91)

Harichs Hoffnung hat sich nicht nur nicht erfüllt, das Gebiet der ehemaligen DDR verwandelte sich nach ihrer Abwicklung auch noch zur Avantgarderegion der neofaschistischen Bewegungen in entsprechend motivierte Mordtaten, und zudem avancierte die Stadt Weimar im Jahr des Nietzsche-Jubiläums zum geistigen und propagandistischen Zentrum für das schwierige Geschäft, Nietzsche als Denker und Künstler der deutschen und europäische Zukunft zu etablieren.

Literatur

Habermas, J. (1968): Nachwort, in: Nietzsche: Erkenntnistheoretische Schriften. Frankfurt.

Harich, W. (1994): Nietzsche und seine Brüder. Eine Streitschrift in sieben Dialogen mit Paul Falck. Schwedt.

Herzer, M. (1992): Magnus Hirschfeld. Leben und Werk eines jüdischen, schwulen und sozialistischen Sexologen. Frankfurt.

Lukács, G. (1955): Die Zerstörung der Vernunft. Der Weg des Irrationalismus von Schelling zu Hitler. Berlin.

Mattenklott, G. (2000): Der Tanz der Revolte. Friedrich Nietzsche, aus seiner Sprache gedeutet. Zum 100. Todestag des Philosophen, in: Die Welt, Samstag, 26. August.

Nolte, E. (2000): Nietzsche und der Nietzscheanismus. Erweiterte Neuauflage. München.

Safranski, R. (2000): Nietzsche. Biographie seines Denkens. München und Wien.

Manfred Herzer

Die Uranier und der Ur-Faschist: Der schwule Anteil am Nietzsche-Kult im 20. Jahrhundert

»Absolument modern«

»Was natürlich ist, kann nicht unmoralisch sein.« Mit diesem Nietzsche-Spruch schmückte Magnus Hirschfeld das Titelblatt seiner ersten Publikation zur Homosexualität, *Sappho und Sokrates*, 1896 in Leipzig erschienen. Der Spruch sollte wohl vor allem den pseudonymen Autor (Hirschfeld firmiert als »Dr. med. Th. Ramien«) als auf der geistigen Höhe der Zeit stehend, als »absolument modern« ausweisen. Kurz zuvor hatte die Nietzsche-Begeisterung der bürgerlichen Intelligenz im Kaiserreich und im übrigen Europa einen ersten Höhepunkt erreicht, so dass wohl auch Hirschfeld dem Reiz der leicht lesbaren und bei aller Aggressivität höchst unterhaltsamen Schriften Nietzsches erlegen war. Etwa zur gleichen Zeit erschien im gleichen Verlag wie *Sappho und Sokrates* das Buch *Der Eros und die Kunst*, eine schwulenemanzipatorische Abhandlung eines vermutlich ebenfalls pseudonymen Ludwig Frey, der aber anscheinend der älteren Generation angehörte und vielleicht deshalb mit Nietzsche nicht viel anfangen konnte. Frey interessierte sich mehr für die Frage, wie schwul Nietzsche, der damals noch lebte, denn sei. Einen Hinweis fand Frey bei einem damaligen Intimfeind Nietzsches, dem Berliner Philosophen Eduard von Hartmann, den er folgendermaßen zitiert:

»Auch Nietzsche, dessen Abneigung gegen das Weib ja notorisch ist, entging nicht dem fraglichen Verdachte. Wenigstens rät E. von Hartmann, dem übrigens das Wesen des Urningtums noch unbekannt zu sein scheint, in demselben auf weibliche Gemütsart. ›Nietzsche‹, sagt er, ›ist offenbar weibisch geartet in seiner scharf ausgesprochenen Subjektivität, die alle Objektivität haßt, in seinem Mangel an Gerechtigkeit und Billigkeit des Urteils, in seiner Abneigung gegen Vernunft, logische Gradlinigkeit und Systematik, in seiner gänzlichen Abhängigkeit von Affekten, insbesondere von Liebe und Haß, in seiner Unempfindlichkeit gegen Selbstwiderspruch und Bevorzugung des Ja und Nein in Einem, in seinem Pathos ›des gehobenen Busens‹, in das er überall verfällt, wo er positiv zu werden versucht – vor allem aber in seiner Antipathie gegen das Weib und in seiner echt weibischen Sehnsucht nach einem Erlöser. Die weibische Kritik vorhandener Schäden entbehrt der ernsten Sachlichkeit und behandelt Alles als ein willkommenes Thema zu hämischem Skandalisieren. So stellt sich auch Nietzsches Kritik dar, mag er nun wie eine Salondame mit amusanten und chokanten kleinen Malicen und Sottisen aufwarten, oder mag er, wie im ›Antichrist‹, in das wüste Gebelfer und überschnappende Gekeife eines zeternden Fischweibes verfallen. Der rechte Mann fürchtet sich nicht vor dem Weibe, sondern liebt es und bleibt kraft überlegener Charakterstärke selbstverständlich Herr des Weibes. Die Furcht und Angst des Mannes vor dem Weibe ist allemal das Zeichen einer weiblichen Schwäche, und der Haß auf das weibliche Geschlecht nichts anderes als der Haß gegen die eigene Schwachheit, aber hinausprojiziert auf das unschuldige Objekt.‹ Also E. von Hartmann.« (Frey 1896, S. 299 f.)

Frey teilt nicht Hartmanns Ansicht, dass der weiblich geartete Mann – das ist eine seiner Bezeichnungen für Schwule – aus Furcht und Angst die Frauen nicht begehrt. »Außerdem würde, falls die Furcht den Urning vor dem Weibe zurückhielte, gewiß dieses selbst durch sein Annäherungsgeschick und Ergänzungsbedürfnis dafür Sorge tragen, daß der Urning die erforderliche ›Courage‹ bekommt. Aber abgesehen hievon, so wollen wir die Frage, ob Nietzsche ein Urning war, offen lassen.« (Frey 1896, S. 300 f.)

Freys offen gelassene Frage blieb bis heute innerhalb (und wohl auch außerhalb) der Schwulenbewegung offen. Gewiss hätte man ihn gern in die Galerie großer urnischer Geister eingefügt, irgendwo zwischen Platen und Oscar Wilde. Die biografische Nietzsche-Forschung scheint aber dafür nichts hergegeben zu haben, so dass Hirschfeld in seiner Homosexualitäts-Enzyklopädie von 1914 die hübsche und etwas diabolische Formel vom »mindestens« theoretischen Verständnis fand: er tituliert Nietzsche als einen, »der mindestens theoretisch volles Verständnis für die homosexuelle Liebe besaß« (Hirschfeld 1914, S. 421) und verweist zum Beweis auf die schwule Blütenlese »Stellen aus Friedrich Nietzsches Werken über Uranismus, Homosexualität und Verwandtes«, die im ersten Heft von Hirschfelds *Zeit-*

schrift für Sexualwissenschaft erschienen war (von Römer 1908).

Der Verdacht, dass in Nietzsches männlichem Körper eine weibliche Seele gewohnt habe, den Frey in der Version Eduard von Hartmanns zitierte, durchzog die Nietzsche-Rezeption beständig, was von der Schwulenbewegung stets sorgfältig registiert wurde. Zum Beispiel dokumentiert der *Monatsbericht des Wissenschaftlich-humanitären Komitees* vom Oktober 1905 einen Artikel aus dem *Berliner Tageblatt*, in dem es von Nietzsche heißt, »daß in diesem martialisch auftretenden Philosophen, diesem trotzig-männlichen Anti-Feministen in Wahrheit ein Weib gelebt hat«, und der nächste Monatsbericht vom November enthält die folgende Mitteilung von Peter Hamecher:

»Zu dem im letzten Monatsbericht erwähnten Aufsatz Lublinski's über Nietzsches Feminismus gelegentlich des Buches *Nietzsche und die Romantik* macht uns Schriftsteller Peter Hamecher auf eine Bemerkung aufmerksam, welche Franz Servaes in Heft 2 der Freien Bühne von 1892 in einem Aufsatze ›Nietzsche und der Sozialismus‹ unter der Sonderüberschrift ›Das Weib und die soziale Befreiung‹ macht. Sie lautet: ›Aus dem Asketismus Nietzsches wird vieles begreiflich. Weil ihm die Krankheit in allen Nerven raste, predigte er Gesundheit. Weil er nicht aufhören konnte, Richard Wagner zu lieben, schürte er wider ihn wilden Haß. Weil er im Innersten seines Wesens den Frauen verwandt war, pries er vor allem die männlichen Tugenden. – Nietzsche hat seinen Feminismus wohl zu verbergen gewußt. Aber er ist für den Tieferblickenden gerade so sichtbar wie sein Asketismus, das ›Männliche‹ ist zum großen Teil blos Sehnsucht nach dem Männlichen. Sein eigentliches Naturell ist gerade in seinen feinsten Teilen durchaus dem ›Ewig-Weiblichen‹ verwandt. Sein Verhältnis zur Kunst und zu allem Schönen weist viel von dem raffinierten Genußvermögen ästhetisch-begabter Frauen auf und er lauscht, beobachtet, tastet mit den Nerven und wird von allem Disharmonischen peinlich berührt. Sein Widerspruchsgeist in seiner stachelnden Sucht, alles bisher Geltende auf den Kopf zu stellen, erinnert von fern an die Art nervöser Damen. Die daraus folgende Sorglosigkeit im Aussprechen gefährlicher ›Wahrheiten‹, das divinatorische Ahnungsvermögen und mystische Prophetentum, das Hinundherfahren seiner Phantasie, das Sprunghafte seiner Gedankenbildung, die fast unbegreifliche Schmiegsamkeit und Biegsamkeit seines Sprachvermögens – lauter Eigenschaften, die tiefer im Weiblichen als im Männlichen wurzeln. Ferner seine Mißachtung des Geschlechtlichen, gipfelnd in dem berüchtigten Ausspruch: ›Es ist besser in Räuberhand fallen als in die Träume eines brünstigen Weibes‹, verrät sie nicht auch etwas von einem inneren Konflikt, wo die angeborenen männlichen Instinkte dem Unterliegen nahe sind? Und lauert nicht endlich in seiner Sehnsucht nach dem Uebermenschen das Bedürfnis nach einem Herrscher, dem er dienen und sich opfern kann, nachdem er seinen Gott verloren hat? Blickt hier etwas wie ein Sklaveninstinkt durch, das Jahrtausend lange Erbteil Evas in der Geschichte?‹«

Ein Seitenthema zu der Frage nach der Weiblichkeit von Nietzsches Seele berührte der holländische Arzt Lucien von Römer, indem er auf die Androgynität des obersten Gottes in Nietzsches Privatmythologie hinwies. Der Monatsbericht vom März 1906 meldet: »In vornehmer Ausstattung erschien bei S. L. von Looy in Amsterdam, 1905, eine holländische Uebersetzung von Nietzsche's ›Also sprach Zarathustra‹ bearbeitet von Dr. L. S. A. M. v. Römer. In einem größeren Vorwort weißt dieser besonders darauf hin, daß die Idee der Wiedergeburt des Dionysus-Gedankens in Nietzsche's Werken stark hervortritt und daß auch für ein Verständnis dieses Buchs ein richtiges Verstehen dieses Dionysus-Gedankens, dieses androgynischen Gottes eine Bedingung ist.«

von Römer war zu der Zeit, als er sich um die niederländische Nietzsche-Rezeption bemühte, einer der führenden Aktivisten im Wissenschaftlich-humanitäre Komitee und in der Gemeinschaft der Eigenen, sowie einer der wichtigsten Autoren im *Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen*. Unter den Nietzscheanern in der Schwulenbewegung am Anfang des Jahrhunderts war von Römer zweifellos der nietzscheanischste.

Sankt Max vs. Ecce Homo

Der erwähnte Berliner Philosoph und Antinietzscheaner Eduard von Hartmann war offenbar nicht nur der Entdecker einer weiblichen Seele in Nietzsches männlichem Körper, er war auch der erste, der auf Max Stirner als einen von Nietzsche verschwiegenen Ideenlieferanten hinwies – eine Tatsache, die heutige Nietzscheaner mit einem gewissen Bedauern akzeptieren (vgl. Safranski 2000, S. 122 ff.):

»Den Vorwurf des Plagiats hatte Hartmann 1891 publik gemacht. Durch ihn, schrieb er 1896, sei die ›jüngere Nietzsche-

Gemeinde ... genötigt worden, sich mit Stirner und Nietzsche vergleichend zu befassen und hat mein Urteil bestätigen müssen, dass Stirner seinen Nachfolger an philosophischem Gehalt weit überragt.«« (nach Helms 1966, S. 308) Dieser Streit, der in den folgenden Jahren »eine umfangreiche Spezialliteratur« zeitigte (Helms ebd.), forderte auch John Henry Mackay, den späteren Propagandisten der »namenlosen Liebe«, zu einer Stellungnahme heraus. Mackay hatte sich in einem gewissen Rivalitätsverhältnis zu Hartmann seit den neunziger Jahren als Wiederentdecker Max Stirners empfunden. Er veranstaltete eine Neuausgabe der wichtigsten Schriften Stirners und verfasste eine Stirner-Biografie, in deren Kapitel »Wir und Er« die Stirner-Kommentatoren als unerheblich abgetan werden, die sich vor Mackay zu Stirner geäussert hatten; ihnen allen sei eine Eigentümlichkeit gemeinsam:

»Sie alle gehen mehr oder weniger direkt von Friedrich Nietzsche aus. Keiner kann den trotzigen Muth dieses Denkers, seine stolze Verachtung aller hergebrachten Autorität, die zeitweilige Gewalt seiner Sprache mehr bewundern, als ich, aber diesen ewigschwankenden, sich immer auf's Neue widersprechenden, von Wahrheit fast hilflos zu Irrthum taumelnden, verworrenen Geist vergleichen zu wollen mit dem tiefen, klaren, ruhigen und überlegenen Genie Stirner's, das ist eine Absurdität, nicht werth ernstlicher Widerlegung. Sie ist möglich eben nur in einer Zeit wie der unseren, die in gieriger Hast nach Allem greift, was sich ihrer unklaren Zukunftssehnsucht bietet. Ich habe die Beobachtung gemacht, dass die meisten Nietzsche-Schwärmer mit einer Art kühler und höchst komischer Ueberlegenheit von Stirner sprechen: sie trauen sich nicht recht an diesen Riesen heran und fürchten sich heimlich vor seiner starren Logik. Bei Nietzsche brauchen sie weniger zu denken: sie lullen sich in seine Sprache ein, während der rechte Nietzsche ihnen meist fremd bleibt. Aber es lockt die Zwerge, mit blechernen Kronen zu spielen. Lassen wir sie weiter spielen. Das Fieber der Nietzsche-Krankheit ist bereits im Fallen. Eines Tages wird sich auch der ›Uebermensch‹ an der Einzigkeit des Ich zerschmettert haben.« (Mackay 1898, S. 21 f.)

Gleich zweimal zitiert J. Edgar Bauer in seinem Aufsatz über Adolf Brand, Nietzsche und Stirner die obige Prophezeiung Mackays den zerschmetterten Übermenschen betreffend (Bauer 2000, S. 23 u. 33). Bauer will damit zeigen, dass schon Mackay jedwede Verquickung von Ideen Nietzsches und Stirners ablehnte, dass er aber die wahre Bedeutung und Überlegenheit Stirners nicht wirklich begriffen, allenfalls intuitiv gespürt habe. Diese sieht Bauer in »ontologischen Implikationen« der Stirnerschen Religionskritik, die an einem Ort »jenseits von Gläubigkeit und Atheismus« liegen sollen und mit Nietzsches religionsförmigen Privatmythologien inkompatibel seien (Bauer 2000, S. 33). Wie dem auch sei, im hier interessierenden Kontext sind zwei willkürliche, wenn nicht gar irrige Annahmen Bauers beachtlich: Er glaubt, dass Mackay bei Stirner »einen Begründungsansatz für die freiheitliche Entfaltung seiner persönlichen Sexualpräferenzen« gefunden habe und dass Mackay irgend etwas mit Adolf Brands Schwulenverein »Gemeinschaft der Eigenen« zu tun habe. Bauer unternimmt jedoch nicht einmal den Versuch, in den schwulenpolitischen Schriften Mackays oder sonstwo diesen »Begründungsansatz« nachzuweisen. Mackay hat in den Jahren 1905 bis 1912 unter dem Pseudonym Sagitta eine Reihe von Broschüren, *Bücher der namenlosen Liebe*, publiziert. Irgendwelche Stirner-Reminiszenzen oder gar Bezugnahmen kommen darin nicht vor. Bauer sieht als schlussendliche Pointe in Stirners Schriften eine eigentümliche »Selbstaufhebung der Sprache und des mit ihr artikulierten Denkens« (Bauer 2000, S. 27) inszeniert; und man könnte Mackays Bezeichnung für den schwulen Sex, »namenlose Liebe« vielleicht als Sprachspiel deuten, das jene Selbstaufhebung der Sprache ausprobieren soll. Wahrscheinlicher ist aber, dass Mackay sich zu seiner namenlosen Liebe von Oscar Wildes »Love that dare not speak its name« inspirieren ließ.[1]

Mit der »Gemeinschaft der Eigenen« hat Mackay nie etwas zu tun gehabt. Lediglich im Jahre 1905 hat er etwas geheimniskrämerisch über die Vermittlung einer Dame aus Dresden einige Gedichte an Brand eingesandt, die dieser in seiner Zeitschrift drucken ließ. Dass der Autor der Gedichte mit Mackay identisch ist, hat Brand erst später zufällig durch Bruno Wille erfahren.[2] Wenn der

[1] Hirschfeld zitiert aus Wildes Verteidigungsrede vor dem Londoner Gericht: »Die Liebe, welche in diesem Jahrhundert nicht ihren Namen nennen darf, die große Zuneigung eines älteren Mannes zu einem jüngeren, wie sie zwischen David und Jonathan bestand« usw. (Hirschfeld 1896, S. 26)

[2] In einem Brief an Martin Fiedler vom 21.8.1939 schreibt Brand: »Darf ich Sie um eine Gefälligkeit bitten? Es handelt sich um Folgendes: die jetzige Adresse der Schauspielerin Firl in Dresden [...] Sie hat alle Briefe und Gedichte geschrieben, die ich unter dem Namen Sagitta 1905 erhalten habe. Sie

Bericht Friedrich Dobes zutrifft, den Kennedy zitiert (Kennedy 1988), dann hat Mackay nicht nur 1899 Hirschfelds Petition gegen den § 175 unterschrieben, er war zudem bis Ende 1906 in Hirschfelds Wissenschaftlich-humanitärem Komitee tätig. Dobe erzählt, wie Mackay unter Protest eine WhK-Versammlung verlässt, die 1906 in Hirschfelds Wohnung stattgefunden hatte, und wie er daraufhin aus dem WhK austrat und sich dem »Bund für männliche Kultur« seines Freundes Benedikt Friedländer anschloss. Bauers Räsonnement: »Offenkundig war Mackay nicht in der Lage zu begreifen, daß Stirner zwar einem ›Verein der Egoisten‹, aber nicht die Gemeinschaft der Eigenen hätte beitreten können« (Bauer 2000, S. 33), entbehrt demnach einer Grundlage in den historischen Tatsachen.

Zur Frage der Zulässigkeit einer Verquickung von Nietzsche und Stirner sei schließlich noch eine ebenso schrille wie witzige Stelle aus einem Text Kurt Hillers zitiert. Hillers Nietzsche-Verehrung wies Züge eines hysterischen Fanatismus auf, sein Nietzsche-Stirner-Vergleich kommt demnach zu einem Resultat, der Bauers Wertung genau entgegengesetzt ist: »Nietzsche ist Ethiker, das heißt Verkünder von Sollsätzen; kein Denker seit Entstehung des Menschen war in monumentalerem Maße Ethiker als Nietzsche. Daß seine Ethik inhaltlich der geltenden Moral diametral entgegengesetzt ist, könnte nur ein Schwachsinniger leugnen; darum hört sie aber nicht auf, Ethik zu sein. Echter, will sagen kategorialer Gegner der Ethik war Max Stirner; er verhält sich zu Nietzsche wie die Mücke zum Adler. (Flügel haben beide.)« (Hiller 1966, S. 154)

Hirschfeld, Freud, Nietzsche

In Hirschfelds Schriften sind immer wieder Nietzsche-Sprüche eingestreut und bilden darin meist nur schmückende Garnierung wie Petersilie auf der kalten Platte. Einmal jedoch, als es um Nietzsches Frauenfeindlichkeit geht, widerspricht Hirschfeld und tadelt obendrein die Verharmlosungsversuche der Schwester:

»Nicht nur Theologen [...] haben dem Weibe das wahre Menschentum absprechen wollen, auch Philosophen und Naturforscher haben redlich mitgeholfen, seinen Wert zu schmälern. Bekannt ist, wie Arthur Schopenhauer in der Abhandlung ›über die Weiber‹ [...] gegen das ›niedriggewachsene, schmalschultrige, breithüftige und kurzbeinige Geschlecht‹ wettert und wie Friedrich Nietzsche durch ›ein altes Weiblein‹ dem Wahrheitssucher Zarathustra raten läßt: ›Du gehst zu Frauen? Vergiß die Peitsche nicht!‹ Nietzsches Schwester und Biographin, Elisabeth Förster, wendet sich zwar gegen die frauenfeindliche Auslegung dieser Stelle (in *Der einsame Nietzsche*, S. 412); sie sei nur als ›Schalkhaftigkeit‹ zu verstehen. Mag sein. Es bleiben aber noch genug Aussprüche, aus denen hervorgeht, daß Nietzsche das weibliche Geschlecht nicht viel höher einschätzte wie sein großer Vorgänger; ich erinnere nur an den Spruch: ›Das Glück des Mannes heißt: ich will. Das Glück des Weibes heißt: er will.‹« (Hirschfeld 1926, S. 483 f.)

An einer anderen Stelle, als es um den Rassismus geht, interpretiert Hirschfeld Nietzsches Schwärmerei für die Mordgier seiner arischen Herrenrasse seltsam milde als bloße »Annahme«, »Deutung« und »atavistische Erklärung«, was doch tatsächlich eine politische Forderung Nietzsches an die kommenden Herren der Welt ist:

»Friedrich Nietzsche suchte in der ihm eigenen Weise dem Rassenhaß eine Deutung zu geben, die der modernen psychoanalytischen Auffassung recht nahe kommt. In seiner *Genealogie der Moral* (1887) spricht er von dem Bedürfnis aller vornehmen Rassen, ›insbesondere auch der nach Beute und Sieg lüstern schweifenden blonden germanischen Bestie‹, sich für den Zwang, den sie sich als soziale Gemeinschaft auflegen müsse, gelegentlich durch Grausamkeit zu entschädigen; das frohlockende Ungeheuer trete dann in die Unschuld des Raubtiergewissens zurück. Die atavistische Erklärung Nietzsches wird den sich in der Massenseele vollziehenden Regungen aber doch nur mangelhaft gerecht. Für die Ausdrucksformen mag seine Annahme zutreffen, nicht aber für die menschliche Naturerscheinung

---

hat bis jetzt keine Ahnung, dass ich dies weiss und durch welch einen Zufall ich diese Tatsache herausbekommen habe [...] Monate später treffe ich eines Tages Dr. Bruno Wille auf dem Bahnhof Friedrichshagen und er erzählt mir, dass er soeben vom Mackay-Prozess kommt. Er sei als literarischer Sachverständiger geladen gewesen. Ich antwortete verwundert: ›Mackay-Prozess?‹ und er erwidert ärgerlich, sich verbessernd: ›Na, Sagitta-Prozess. Sie wissen doch, seiner Bücher der namenlosen Liebe wegen.‹ – Und noch einige Wochen später ist der Redakteur Hermann Teistler, der auch schon einige Jahre tot ist, bei mir auf Besuch und wir unterhalten uns über Sagitta. Endlich ersucht er mich, ihm doch die Briefe von Sagitta mal zu zeigen [...] Kaum hat er auch nur einen Blick auf diese Briefe geworfen, da erklärt er ganz ruhig: ›Wissen Sie, wer die Briefe geschrieben hat? Ich kenne die Handschrift ganz genau. Eine Dame, mit der Mackay sehr befreundet ist: die Schauspielerin Firl in Dresden.‹ [...]« (Kopie des Briefes in meinem Archiv, M.H.)

als solche, die durch alle Zeiten und Völker hindurchgeht.« (Hirschfeld 1928, S. 650)

Hirschfeld interessiert sich hier auch nur für die vermeintliche Ähnlichkeit zwischen Nietzsches »Erklärung« und der Psychoanalyse. Und tatsächlich findet man die umfangreichsten Äußerungen Hirschfelds zu Nietzsche dort, wo er seine Kritik der Freudschen Lehre entwickelt, im Kapitel »Kindheit und Geschlechtlichkeit. Freuds sexuelle Theorien« im ersten Band der *Geschlechtskunde*. Die Psychoanalyse sei nämlich in weiten Teilen eine bloße Neuformulierung von Gedanken, die Nietzsche zuerst viele Jahre vor Freud geäußert habe. Speziell bei den Konzepten des Über-Ichs und der Sublimierung könne »Nietzsche als Vorläufer Freuds oder Freud als Nachfolger Nietzsches bezeichnet werden« (Hirschfeld 1926, S. 235) Hirschfeld geht aber nicht so weit, dass er Freud zum Nietzsche-Epigonen herabwürdigt, vielmehr erkennt er unumwunden an: »Als wissenschaftliche Großtat und weit über eine theoretische Annahme hinausgehend erscheint uns in der Lehre Freuds aber der Beweis unbewußter seelischer Vorgänge und ihre Zurückführung auf die Sexualität.« (Hirschfeld 1926, S. 242)

Taugenichts/Tätiger Geist/Thomas Mann

Thomas Mann ist anscheinend sein Leben lang der treue Nietzsche-Verehrer geblieben, der er schon als Achtzehnjähriger – damals noch in Nachahmung seines älteren Bruders Heinrich – gewesen ist (Kurzke 1999, S. 39). Liebe und Hochachtung galten sowohl dem schriftstellerischen Werk wie auch dem damals üblicherweise als besonders »tragisch« angesehenen Leben, das Nietzsche seit 1889 als Schwerstpflegefall in geistiger Umnachtung zubrachte.

Die *Betrachtungen eines Unpolitischen*, eine umfangreiche Abhandlung zur Rechtfertigung der deutschen Kriegsführung und der eigenen Kriegsbegeisterung, waren erstmals 1918 erschienen und können unter anderm auch als Thomas Manns wortreiche und weitschweifige Liebeserklärung an Nietzsche gelesen werden. Kein Künstler, kein Politiker und kein Autor wird darin häufiger erwähnt und breiter zitiert und gedeutet als Nietzsche. Keiner, auch nicht Goethe oder Schopenhauer, wird schwärmerischer betrachtet als er. Mehrfach kann man Bekenntnisse wie dieses lesen:

»Die drei Namen, die ich zu nennen habe, wenn ich mich nach den Fundamenten meiner geistig-künstlerischen Bildung frage, diese Namen für ein Dreigestirn ewig verbundener Geister, das mächtig leuchtend am deutschen Himmel hervortritt, – sie bezeichnen nicht intim deutsche, sondern europäische Ereignisse: Schopenhauer, Nietzsche und Wagner.« (Mann 1956, S. 63 f.)

Zwei durchgängige Themen in Nietzsches Schriften, seine Ausfälle gegen Bismarck und gegen »die Deutschen«, bedeuten für Thomas Manns kriegspropagandistische Indienstnahme ein Problem, das einer besonderen Behandlung bedurfte. Was Bismarck betrifft, so verteidigt ihn Thomas Mann auf denkbar milde Weise, indem er eine posthume Versöhnung unternimmt. Im Inneren von Nietzsches Bismarck-Hass entdeckt Thomas Mann Bruderliebe. Nietzsche »war als Mann deutschen Schicksals der gute Bruder seines großen Gegenspielers Bismarck« (Mann 1956, S. 79). Wie er Richard Wagner noch in den schrillsten Hass-Attacken heimlich geliebt hat, so auch Bismarck und die Deutschen. »Von Nietzsches Deutschfeindlichkeit zu reden, wie es in Deutschland zuweilen geschieht [...], ist ebenso plump, wie es wäre, ihn einen Anti-Wagnerianer zu nennen.« (Mann 1956, S. 70) Er tadelte die schlechten Eigenschaften der Deutschen, um sie zu bessern: »Wenn er sagt: ›Die Ära Bismarcks (die Ära der deutschen Verdummung). Das ausschließliche Interesse, das jetzt in Deutschland den Fragen der Macht, dem Handel und Wandel und – zuguterletzt – dem ›Gut leben‹ geschenkt wird –‹ so protestiert aus ihm die deutsche Geistigkeit selbst, der deutsche Kulturidealismus...« (Mann 1956, S. 230). Geistigkeit und Kulturidealismus haben mit Nietzsches Seele zu tun: »Die ungeheure Männlichkeit seiner Seele, sein Antifeminismus, Antidemokratismus, – was wäre deutscher?« (Mann 1956, S. 75) Nietzsches Seele ist so ungeheuer männlich und deutsch, dass er es – in der Auslegung durch Thomas Mann – fertig bringt, den Krieg als Akt der Humanität zu empfehlen. Der größte und furchtbarste Krieg ist das beste Mittel zur Rettung der »Kultur«: »Ist eine Humanität, eine philosophische Verantwortlichkeit für das Schicksal der Menschheit, oder, um dem Begriff etwas mehr Konkretheit zu geben, der europäischen Menschheit denkbar, die antihumanitär genug wäre, den Krieg grundsätzlich gutzuheißen und für unentbehrlich zu erklären? Nietzsche – und zwar wiederum nicht der späte und steil-groteske, sondern der aufgeklärte Verfasser von *Menschliches, Allzumenschliches* – liefert den Beweis der Möglichkeit. ›Es ist eitel Schwärmerei und Schönseelen-

tum‹, sagt er, ›von der Menschheit noch viel (oder gar: erst recht viel) zu erwarten, wenn sie verlernt hat, Krieg zu führen.‹ Und am Schlusse des Aphorismus, der so beginnt, heißt es mit derselben Bestimmtheit und Gelassenheit: ›Man wird immer einsehen, daß eine solche hoch kultivierte und daher notwendig matte Menschheit, wie die jetzige Europas, nicht nur der Kriege, sondern der größten und furchtbarsten Kriege – also zeitweiliger Rückfälle in die Barbarei – bedarf, um nicht an den Mitteln der Kultur ihre Kultur und ihr Dasein selber einzubüßen.‹« (Mann 1956, S. 448). Wenn demnach der Weltkrieg notwendig ist, um nicht nur die Kultur der Menschheit Europas, sondern sogar ihr künftiges »Dasein« zu retten, dann muss man ihn jedenfalls lieben und loben, egal wer am Ende siegen wird.

Dennoch sind die *Betrachtungen eines Unpolitischen* in weiten Teilen ein außerordentliches Sprachkunstwerk. Die für meinen Geschmack schönsten Stellen findet man in dem Kapitel »Von der Tugend«, wo Thomas Mann den Inhalt des Romans *Aus dem Leben eines Taugenichts* von Joseph von Eichendorff nacherzählt. Der Held des Romans wird als männliche Sexbombe geschildert, was Thomas Mann in einer derart schwulen und poetischen Manier gelingt, wie es in *Tonio Kröger* oder in *Der Tod in Venedig* kaum der Fall ist:

»Er ist von der Familie der jüngsten Söhne und dummen Hänse des Märchens, von denen niemand etwas erwartet und die dann doch die Aufgabe lösen und die Prinzessin zur Frau bekommen. Das heißt, er ist ein Gotteskind, dem es der Herr im Schlafe gibt, und er weiß das auch [...] Auch ist er so hübsch von Gesicht, daß in Italien, wo er, ohne es zu wissen, infolge der Intrige eine Zeitlang für ein verkleidetes Mädchen gilt, ein schwärmerischer Student sich recht hoffnungslos in ihn verliebt und daß überhaupt alle Herzen sich freundlich zu ihm neigen« usw. (Mann 1956, S. 370).

Und erfreulicherweise ist da, wo Thomas Mann vom Taugenichts erzählt, von dem öden Nietzsche überhaupt nicht mehr die Rede.

Das Taugenichts-Kapitel hatte Thomas Mann bereits im November 1915 vorab in der *Neuen Rundschau* veröffentlicht. Gleich damals war offensichtlich, dass es nicht nur um Kriegspropaganda ging, sondern auch um einen ideologischen Kampf gegen den Bruder Heinrich, der zwar ebenfalls noch immer glühender Nietzscheaner war, jedoch mit einer anderen Färbung, gewissermaßen zur linken, antibellezistischen Fraktion der Nietzsche-Gemeinde gehörte. Dort befand sich auch Kurt Hillers politische Heimat, und es war nicht Bruder Heinrich, der Thomas Manns Angriffe auf die von ihm verächtlich so genannten Zivilisationsliteraten beantwortete, sondern Hiller. In einer Broschüre *Taugenichts/Tätiger Geist/Thomas Mann*, die auch in einem späteren Sammelband enthalten ist (Hiller 1925, S. 52 ff.), geht es jedoch noch nicht um die sexuelle Attraktivität des Taugenichts, sondern um die Frage, wer sich zurecht auf Nietzsche berufen konnte, Bruder Thomas, der unpolitisch den deutschen Angriffskrieg liebt und verklärt, oder Bruder Heinrich, der den »Geist« des friedliebenden »Aktivismus« als Gegensatz zur kriegslüsternen »Bürgerlichkeit« sieht:

»Aber Nietzsche? Auf den beruft Th. Mann sich ja geradezu! Der habe sich nämlich den ›letzten unpolitischen Deutschen‹ genannt und habe gegen den ›furor politicus‹ den ›furor philosophicus‹ ausgespielt [...] Hier zeigt sich am deutlichsten, wie mäßig der gute Wille war, mit dem das Verständnis des Bourgeois-poète sich unserm Begriff von Politik näherte. Denn jene Politik, vor der es Nietzsche geekelt hat, war das Treiben der Parteiflachköpfe und Leitartikler; gerade die Ungeistigkeit des (im ehemaligen Sinn) ›politischen‹ Lebens peinigte ihn, so wie ihn allerdings auch die Ungeistigkeit der zeitgenössischen Philosophie entnervte. Sein Begriff von Geist ist der politischste, der sich denken läßt [...] So wahr es bleibt, daß das, was Nietzsche unter Philosophie verstand, durch Abgründe getrennt war von dem, was sein Zeitalter Politik nannte, so absurd bleibt die Versicherung, man dürfe sich auf Nietzsche berufen, wenn man die angeblich ›deutsche Antithese‹ von Philosophie und Politik (nicht der empirischen irgendeiner Epoche, sondern von Philosophie als Idee und Politik als Idee) beweisen will. Des jungen Aktivismus politisch intentionierte Philosophie und philosophisch fundamentiert Politik – diese Synthesis [... wäre] wohl sehr im Sinne des Weisen von Sils-Maria; und wenn er heut zwischen Thomas und Heinrich zu wählen hätte – meine Wenigkeit bürgt dafür: er schwankte nicht!« (Hiller 1925, S. 58)

Hiller stimmt übrigens mit Thomas Mann darin überein, dass man als echter Nietzscheaner die »Demokratie« ablehnen müsse. Irgendwelche geistigen Eliten, die vermutlich irgendwo in der Nähe blonder Bestien und Herrenrassen wohnen, sollten

künftig herrschen.

In einer zweiten Polemik gegen Thomas Manns »unpolitische« Kriegsbegeisterung (1917 in Hillers *Ziel*-Jahrbuch zuerst erschienen) geht Hiller auch auf die quasi sexuelle Frage ein und tadelt die seiner Ansicht nach unzulässige Verquickung von Logos und Eros. Die »etwas frivole Anmaßung des Geschmacks«, die Hiller rügt, ist das sexuelle Wohlgefallen an dem schönen blonden Taugenichts:

»Sicher ein gesunder Geschmack, des Charmides Wuchs, Gesicht, Stimme, Wesen... der sokratischen Fratze ästhetisch vorzuziehn, den parzivalhaft tumben Knappen dem geistbeladenen Mönch [...]; allein um der Ästhetik willen zu verlangen, daß die Welt auf dem Fleck stehen bleibe – : eine etwas frivole Anmaßung des Geschmacks! Thomas Mann, mit Nietzsches Wort, ›nimmt die Partei der Idioten‹ (wenn auch der anmutigen Idioten!) ›und spricht einen Fluch gegen den Geist aus‹; seine Maxime, zum Prinzip erhoben und allgemein befolgt, würde eine Gesellschaft ergeben, in der zum Beispiel die Buddenbrooks keinen Leser mehr fänden! [... Thomas Manns Lehre] ist, als Lehre, der Form nach Logos, dennoch inhaltlich vom Eros bestimmt; solche Verwirrung führt nie weiter. Eros und Logos sind Seelenkräfte, die einander, in allen Tiefsten gerade, bekämpfen – von Anbeginn zu Anbeginn; es würde die erbärmlichste Plattheit sein, diesen ›Gegensatz‹ etwa ›ausgleichen‹ zu wollen (nur seine Balancierung kann und muß Aufgabe einer höheren Psychodiätetik werden); daß sich indessen der Eros zum Kampf mit dem Logos als Logos maskiert, um dann den Schein hervorzurufen, als führe Logos sich selbst ad absurdum, ist eine vermeidbare Unsauberkeit.« (Hiller 1925, S. 65)

Nachdem 1918 die vollständigen *Betrachtungen* als Buch vorlagen und nachdem Thomas Mann etwa seit 1922 die Wende hin zur Bejahung der bürgerlichen deutschen Demokratie vollzogen hatte, war dies für Hillers Empfinden noch immer viel zu »konservativ«. Er hätte es gern gesehen, wenn es ihm gelungen wäre, Thomas Mann zum Glauben an einen irgendwie sozialistisch-nietzscheanisch-platonischen Aktivisten-Staat der Zukunft zu bekehren.

Im Lichte unserer Erfahrung 1947: »O, welch ein edler Geist ist hier zerstört!« (Ophelia)

Im Juni 1947 hielt Thomas Mann auf einer Tagung des PEN-Clubs in Zürich einen Vortrag über »Nietzsches Philosophie im Lichte unserer Erfahrung«. Es ist noch immer die alte Liebe, die ihm die Gewissheit eingibt: Nietzsche war und ist der Größte vermittelst seines speziellen »heroischen Ästhetizismus, zu dessen Schutzherrn er den Gott der Tragödie, Dionysos, ausruft«, was ihn »zum größten Kritiker und Psychologen der Moral macht, den die Geistesgeschichte kennt.« (Mann 1948, S. 24 f.) Dieser Superlativ wird jedoch im Lichte der Erfahrung, hauptsächlich mit dem Hitlerfaschismus, relativiert und wenigstens ein bisschen zurückgenommen. Aber nicht allzu sehr:

»Etwas in die Enge getrieben sieht unsere Verehrung sich freilich, wenn der von Nietzsche hundertmal verhöhnte und als giftiger Hasser höheren Lebens angeprangerte ›Sozialismus der unterworfenen Kaste‹ uns nachweist, daß sein Übermensch nichts anderes ist als die Idealisierung des fascistischen Führers, und daß er selbst mit seinem ganzen Philosophieren ein Schrittmacher, Mitschöpfer und Ideensouffleur des europäischen –, des Welt-Fascismus gewesen ist.« (Mann 1948, S. 39)

Thomas Mann scheut sich nicht, Nietzsches faschistische Kompatibilität noch deutlicher zu benennen:

»Nicht umsonst ist sein Wort vom ›gefährlichen Leben‹ ins Italienische übersetzt worden und in den Argot des Fascismus eingegangen. Alles, was er in letzter Überreiztheit gegen Moral, Humanität, Mitleid, Christentum und für die schöne Ruchlosigkeit, den Krieg, das Böse gesagt hat, war leider geeignet, in der Schund-Ideologie des Fascismus seinen Platz zu finden, und Verirrungen wie seine ›Moral für Ärzte‹ mit der Vorschrift der Krankentötung und Kastrierung der Minderwertigen, seine Einprägung von der Notwendigkeit der Sklaverei, dazu manche seiner rassehygienischen Auslese-, Züchtungs-, Ehevorschriften sind tatsächlich, wenn auch vielleicht ohne wissentliche Bezugnahme auf ihn, in die Theorie und Praxis des Nationalsozialismus übergegangen. Wenn das Wort wahr ist: ›An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen‹, so steht es schlimm um Nietzsche.« (Mann 1947, S. 40)

Das rhetorische Manöver, mit dem Thomas Mann zum Schluss ein Und Dennoch! hervorzaubert, vollzieht er in einem Doppelschritt. Zuerst wird Nietzsche umgedeutet, vom Ur-Faschisten zum Seismographen:

»Unter der Hand bin ich geneigt, hier Ursache und Wirkung umzukehren und nicht zu

glauben, daß Nietzsche den Fascismus gemacht hat, sondern der Fascismus ihn, – will sagen: politikfern im Grunde und unschuldig-geistig, hat er als sensibelstes Ausdrucks- und Registrierinstrument mit seinem Macht-Philosophem den heraufsteigenden Imperialismus vorempfunden und die fascistische Epoche des Abendlandes, in der wir leben und trotz dem militärischen Sieg über den Fascismus noch lange leben werden, als zitternde Nadel angekündigt.« (Mann 1947, S. 39)

Zwotens entdeckt Thomas Mann den sozialistischen Nietzsche, »daß der sozialistische Einschlag in seiner Vision nachbürgerlichen Lebens ebenso stark ist wie derjenige, den man den fascistischen nennen kann. Was ist es denn, wenn Zarathustra ruft: ›Ich beschwöre euch, meine Brüder, bleibt der Erde treu! Nicht mehr den Kopf in den Sand der himmlischen Dinge stecken, sondern frei ihn tragen, einen Erdenkopf, der der Erde Sinn schafft!... Führt gleich mir die verflogene Tugend zur Erde zurück – ja, zurück zu Liebe und Leben: daß sie der Erde einen Sinn gebe, einen Menschensinn!‹? Es bedeutet den Willen, das Materielle mit Menschlichem zu durchdringen, den Materialismus des Geistes, es ist Sozialismus.« (Mann 1947, S. 41 f.)

Nach einigen weiteren Beispielen von Nietzsche-Sozialismus scheint er die Absurdität dieses Einfalls zu ahnen und besinnt sich auf das innerste Zentrum seiner Liebe zu Nietzsche. Er liebt die schöne Form seines Denk- und Dichtwerkes, davon ist er fasziniert. Fascismus und Faszination sind die Wörter, die in dem späten Rechtfertigungstext besonders häufig vorkommen:

»Nietzsche dagegen ist der vollkommenste und rettungsloseste Ästhet, den die Geschichte des Geistes kennt, und seine Voraussetzung, die seinen dionysischen Pessimismus in sich enthält: daß nämlich das Leben nur als ästhetisches Phänomen zu rechtfertigen sei, trifft genauestens auf ihn, sein Leben, sein Denk- und Dichtwerk zu, – nur als ästhetisches Phänomen ist es zu rechtfertigen, zu verstehen, zu verehren, bewußt, bis in die Selbst-Mythologisierung des letzten Augenblicks und bis in den Wahnsinn hinein ist dieses Leben eine künstlerische Darbietung, nicht nur dem wundervollen Ausdruck, sondern dem innersten Wesen nach, – ein lyrisch-tragisches Schauspiel von höchster Faszination.« (Mann 1947, S. 45)

Wenn die Faszination derart mächtig ist, dass sie nahezu lebenslänglich, ungefähr seit der Spätpubertät zu wirken vermag, dann verlieren rationale Einwände ihre Macht. Allenfalls könnte man mit einer weiteren Spiralbewegung der berühmten Thomas Mannschen Ironie auf die große sprachliche Schönheit seines 1947er Nietzsche-Vortrages hinweisen und auch ihn als ästhetisches Phänomen rechtfertigen.

Was aber tat Kurt Hiller, der Antipode in Sachen Nietzsche-Verehrung, nach dem Krieg? Immer wieder verkündete er, dass er den Dichter Thomas Mann für überbewertet hielt, und was seine Liebe zu Nietzsche betrifft, strebte er den Spitzenplatz an, indem er sich so verrückte Superlative ausdachte wie kein anderer. Nietzsche sei »das gewaltigste Genie unseres Jahrtausends, dessen Strahlung nicht ermattet« (Hiller 1969, S. 387), und er bekennt, dass Nietzsche für ihn »der größte und also verehrungswürdigste Denker unseres Jahrtausends [sei...] ja, Nietzsche ist ein Heroenbild, vor dem zu knieen keine Selbsterniedrigung darstellt.« (Hiller 1966, S. 153) Wer da zu widersprechen wagte, der wurde ohne mit der Wimper zu zucken in der Schachtel mit der Aufschrift »nazistische und antinazistische Dummköpfe« (ebenda) abgelegt.

Ein schwuler Nietzsche-Mythologe: Ernst Bertram

Hermann Kurzke teilt folgende Beobachtung mit: »Wer im Ersten Weltkrieg und danach Positionen vertrat wie Thomas Mann, endete meistens als Nationalsozialist, wie viele seiner Weggenossen, wie Ernst Bertram, Hans Pfitzner, Josef Ponten oder Alfred Baeumler.« (Kurzke 1999, S. 354 f.) Was den Weggenossen Bertram betrifft, so teilte er mit Thomas Mann nicht nur die Leidenschaft für Nietzsche und das sexuelle Interesse an jungen Männern. Die beiden hatten in den Jahren des Ersten Weltkriegs eine intensive und intime Arbeitsgemeinschaft zu Fragen der Nietzsche-Deutung. Im gleichen Jahr 1918 erschienen Thomas Manns nietzscheanischen *Betrachtungen eines Unpolitischen* und Ernst Bertrams Abhandlung *Nietzsche. Versuch einer Mythologie*, ein Buch, das in den folgenden Jahren zu den beliebtesten Schriften des Nietzsche-Kultes gehörte und noch 1989, mehr als dreißig Jahre nach Bertrams Tod, in zehnter Auflage herauskam.

Immer wieder wird behauptet, in Bertrams Nietzsche-Buch würde sich seine Hinwendung zu den Nazis ankündigen. Tatsächlich geht es darin aber an keiner Stelle um Hass auf Juden, Hass auf Sozialisten und Demokraten oder um die Liebe

zu kriegslüsternen Übermenschen. Diese gewissermaßen klassischen Themen Nietzsches, die ihn für den NS so attraktiv machten, kommen bei Bertram überhaupt nicht vor. Das Buch ist auch zu Bertrams Lebzeiten zuletzt 1929 erschienen und dann erst wieder 1968. In der Nazizeit war es zwar nicht verboten, wurde aber nicht neu aufgelegt. Es ist demnach Nonsense, wenn es beispielsweise in der Deutschen Biographischen Enyklopädie von Walter Killy (Band 1, 1995) zu Bertram heißt: »Mit seinem Buch *Nietzsche* schuf er eine ideologische Komponente der nationalsozialistischen Rassenideologie, indem er Friedrich Nietzsches Philosophie auf die Theorie des Herrenmenschentums reduzierte.«

Was den deutschtümelnden Chauvinismus betrifft, so zitiert Bertram zwar den furchtbaren Spruch: »Herrschen und dem höchsten Gedanken zum Siege zu verhelfen – das einzige, was mich an Deutschland interessieren könnte«, bei Bertram wird dies aber mit einer seltsam unpolitischen Wendung zur Innerlichkeit versehen: »Wann hat ein Deutscher je stolzer von deutschem Wesen als deutscher Verantwortung gesprochen? ›Deutschland über alles‹ – das könnte, das dürfte ihm nur heißen: der Deutsche muß innere Weltweite behalten, jenes einzigartige (in der äußerlichsten Sphäre ›kosmopolitisch‹ sich darstellende) Verantwortlichkeitsgefühl: eine Welt zu sein, ein echter Kosmos mit all seinen werdenden Möglichkeiten; die Last einer Welt, die Zukunft einer Welt zu tragen – nicht ›dieser‹ Welt, sondern einer ›andern‹, einer neuen Welt deutscher Verwirklichung.« (Bertram 1929, S. 97) Und den »höchsten Gedanken« erkennt Bertram in folgenden Nietzsche-Worten: »Wiedererweckung des Hellenentums. Kampf gegen die Zivilisation ... Herstellung des wahren deutschen Geistes.« (Bertram 1929, S. 98)

Das ganze Buch ist übrigens weder eine Biografie noch eine Darstellung der Philosophie Nietzsches. Bertram hat von seinem Idol gelernt, dass die »Historie « für »das Leben« eigentlich keinen »Nutzen«, sondern vor allem »Nachteil« einträgt. Sein Nietzsche-Buch ist deshalb eine Art weitschweifiges Feuilleton im evangelischen Predigtton zur Erbauung und Unterhaltung der Gemeinde. »Alles wissenschaftlich Biographische«, was dem »geschichtlichen Wissen« entspricht, will Bertram irgendwie überwinden, unter sich lassen und stattdessen ein »lebendiges Bild« in der Manier mittelalterlicher Heiligenlegenden malen (Bertram 1929, S. 10). Den Versuch einer Nietzsche-Mythologie verspricht der Untertitel des Buches und die umfangreiche Beweihräucherung des wundertätigen Helden und Märtyrers ist somit auch der Inhalt. Besonders häufig ist von Tragik und von Tragödien die Rede, fast alles an Nietzsche ist tragisch, besonders wenn es quasi psychologisch um die ambivalenten Empfindungen Nietzsches gegenüber großen Männern geht. Richard Wagner, Martin Luther, Jesus Christus, Sokrates und einige andere Zeitgenossen und »Vorläufer« soll Nietzsche genau so heftig gehasst wie geliebt haben. Über die Hassliebe zu den Genannten und ferner über die ungeschmälerte Liebe zu Goethe, zu Heraklit von Ephesus und zu dem Maler Claude Lorrain, der die Schönheit der südlichen Landschaft nach Nietzsches Geschmack gemalt hat, plaudert Bertram besonders ausgiebig.

Foucaults Offenbarung

»Nietzsche war eine Offenbarung für mich« – mit dieser und ähnlichen christlich gefärbten Wendungen hat Foucault in diversen Interviews seine Liebe zu Nietzsche eingestanden (nach Schmid 1992, S. 181)

Von den schwulen Schriftstellern, deren Karriere nach dem Zweiten Weltkrieg begann, scheint er – wenn man von den weiter oben erwähnten Randfiguren absieht – der einzige zu sein, der für Nietzsche schwärmt und von Nietzsche gelernt haben will. Alle andern, in Frankreich waren das vor allem André Gide und Henry de Montherland, in Deutschland Hiller, Bertram, Thomas Mann, haben zwar nach dem Krieg als rüstige Greise den Nietzsche-Kult gepflegt, begonnen hat das aber schon lange vorher. Für Thomas Mann gilt zum Beispiel: »Spätestens setzt die Nietzsche-Faszination jedoch 1894 ein.« (Kurzke 2000, S. 39)

Foucaults Offenbarungserlebnis begann 1953 (Taureck 1997, S. 29), vorher gab es aber eine ziemlich skurrile Episode: Michel Foucault in der Parti communiste français. 1950 war er in die P.C.F. eingetreten und irgendwann 1952 oder 1953 wieder ausgetreten. Der Eintritt geschah auf Drängen seines damaligen älteren Freundes und Mentors Louis Althusser, der Austritt vollzog sich genauso geräuschlos und unauffällig wie seine weitgehend passive Mitgliedschaft, er ist einfach nicht mehr hingegangen, wenn die Parteizelle der Pariser École normale supérieure tagte; seinen Parteiausweis hat er einfach nicht mehr verlängern lassen (Macey 1993, S. 41). Weeks

glaubt, dass der Grund für Foucaults Parteiaustritt die Auseinandersetzung um den sowjetischen Biologen Lyssenkow gewesen sei (Weeks 2000, S. 106 f.), Macey nennt noch die Haltung der Sowjetunion gegenüber Israel, Stalins Antisemitismus sowie die Schwulenfeindlichkeit der Partei als mögliche Austrittsgründe. Was auch immer Foucaults kuriosen Kommunismus und Antikommunismus motiviert haben mag, Jahrzehnte später erzählte er, er habe damals, 1950, ein »nietzscheanischer Kommunist« werden wollen, was ihm leider nicht glückte, was zudem eine retrospektive Projektion gewesen sein dürfte (Macey 1993, S. 35), denn die Nietzsche-Offenbarung ereignete sich erst, wie seine Biografen übereinstimmend aussagen, 1953. Vorher hat er nicht etwa Marx und Stalin gelesen, sondern »die drei großen H«, Hegel, Husserl, Heidegger, die damals die drei Hausgottheiten der École normale supérieure waren, dem Pariser Seminar für Gymnasiallehrer, an dem Foucault ausgebildet wurde (Macey 1993, S. 33).

Politisch war Foucault später ein Anhänger des autoritären Regimes des Generals de Gaulle, ohne jedoch Mitglied in einer Partei zu werden. Als de Gaulle im Jahre 1968 gestürzt wurde, zeigte Foucault diffuse und vage Sympathie mit der anarchistischen Linken und engagiert sich mit der Vorsicht, die einem Staatsbeamten wie ihm zukam, vorübergehend für eine Reform des Strafvollzugs in Frankreich.

Foucaults Nietzsche-Faszination ist zwar an vielen Stellen in seinen Schriften offensichtlich, ob aber eine seiner Lieblingsvokabeln seit Beginn der siebziger Jahre, Macht (pouvoir), von Nietzsches Lieblingsidee, dem Willen zur Macht, irgendwie angeregt ist, kann bei der Verschwommenheit beider Konzepte kaum nachgewiesen werden, wird sogar direkt bestritten: »Foucaults Überlegungen zu einer allgegenwärtigen sozialen Macht haben mit Nietzsches Macht-als-Welt nichts zu tun. Foucault hat überdies Nietzsches Kritik des modernen Staates als ›kaltes Ungeheuer‹ verworfen.« (Taureck 1999, S 243) Jürgen Habermas macht sich über Foucaults Vorstellung der Geschichte lustig, indem er diese charakterisiert »als ein sinnloses Auf und Ab anonymer Überwältigungsprozesse, in denen die Macht und nichts als die Macht unter immer neuen Masken auftritt«. (Habermas 1985, S. 129) Für Jeffrey Weeks, der an seiner tiefen Verehrung für Foucault keinen Zweifel aufkommen lässt, stellt sich die Frage nach dem Zusammenhang zwischen den vielen von Foucault behandelten historischen Phänomenen (social entities); eine Antwort hat er bei Foucault nicht gefunden: »Welches sind die Berührungspunkte zwischen diesen historischen Phänomenen; wirkt hier irgendwann ein Artikulationsprinzip zwischen ihnen oder gibt es nur ein Chaos von unzusammenhängenden Geschichten, deren eigentliche Zusammenhänge nie vollständig dargelegt werden können?« (Weeks 2000, S. 117; Übers.d.Verf.)

Foucault hat nur zwei kürzere Aufsätze publiziert, in denen er seine Sicht auf Nietzsche etwas näher schildert, der erste von 1964, »Nietzsche, Freud, Marx«, war mir nicht zugänglich und ist anscheinend noch nicht ins Deutsche übersetzt. Foucaults Geschichtsbild, jenes von Weeks geargwöhnte »chaos of unrelated histories«, scheint aber hier im Geiste Nietzsches beschworen zu werden. Die dunklen Mächte sind hier Interpretationsinstanzen. Schmid referiert: »Auch die Geschichte wäre demgemäß nur die unendliche Abfolge von Interpretationen, für die es nicht darum gehen kann, eine ursprüngliche Bedeutung erst ans Licht zu bringen, ›weil im Grunde alles schon Interpretation ist‹.« (Schmid 1992, S. 196)

Weniger einfühlsam deutet András Gedö den geschichtsphilosophischen Obskurantismus von Nietzsche-Foucault in »Nietzsche, Freud, Marx«:

»Als Zentralfigur in der Trinität galt hier Nietzsche; dessen Erkenntnistheorie, das Absolute der Interpretation, die Auflösung der Realität in der Interpretation diente zur Grundlage der Freud- und Marx-Deutung. Nach Foucault ist Nietzsche, Freud und Marx die Unvollendetheit der Interpretation gemeinsam; ›wenn die Interpretation sich niemals vollenden kann, dann ist es ganz einfach so, daß es nichts zu interpretieren gibt. Es ist nichts absolut Erstes zu interpretieren, weil im Grunde genommen alles schon Interpretation ist; jedes Zeichen ist in sich nicht die Sache, die sich zur Interpretation darbietet, sondern Interpretation anderer Zeichen.‹ Marx wurde bei Foucault [...] nietzscheanisiert [...] Marx' Theorie [wird] dem Fetisch Interpretation der Nietzscheschen Erkenntnistheorie ausgeliefert.« (Gedö in: Guzzoni 1991, S. 214)

In »Nietzsche, die Genealogie, die Historie« von 1971 geht Foucault in Nietzsches Fußstapfen bei der Zerstörung der Vernunft noch einen Schritt weiter und entsorgt den Menschen als »Erkenntnissubjekt«. Er lobt Nietzsche als einen kritischen Historiker: »[Der] kritischen Historie warf Nietzsche vor, uns

von unseren wirklichen Quellen abzuschneiden und die Bewegung des Lebens der Sorge um die Wahrheit zu opfern. Wenig später betätigt sich Nietzsche selber als kritischer Historiker, jedoch in ganz anderer Absicht: nicht mehr um die Vergangenheit im Namen einer der Gegenwart vorbehaltenen Wahrheit zu beurteilen, sondern um im endlos erweiterten Willen zum Wissen die Zerstörung des Erkenntnissubjekts zu wagen.« (Foucault in: Guzzoni 1991, S. 123) Die »Opferung des Erkenntnissubjekts« nennt Foucault eine Seite vorher dieses vermeintliche Wagnis Nietzsches, das ihm offenbar ganz außerordentlich imponiert hat.

Habermas hat darauf aufmerksam gemacht, dass Foucault mit dieser nietzscheanischen Überwindung von Vernunft und rationaler Erkenntnis den nationalsozialistischen deutschen Philosophen Heidegger überbietet:

»Der späte Heidegger konzipierte die Sprache als Haus des sich schickenden Seins; damit bewahrte er den einzelnen Etappen des Seinsverständnisses immerhin einen transzendierenden Bezug zu einem Sein, das je *es selbst* bleibt. Foucault eliminiert noch diese letzte, schwache Konnotation eines geschichtsphilosophischen Wahrheitsbezuges. *Alle* Geltungsansprüche werden diskursimmanent. Sie werden gleichzeitig eingezogen in das Ganze jeweils eines der blind sich ereignenden Diskurse – und ausgeliefert an das ›Hazardspiel‹ ihrer wechselseitigen Überwältigung. Diese Konzeption verlangt ›die Opferung des Erkenntnissubjekts‹ und verdrängt die Wissenschaft durch Genealogie [...] Nach dem Zerfall der transzendentalen Subjektivität richtet sich die Analyse auf ein anonymes, Welten aus sich heraussetzendes und Welten verschlingendes Sprachgeschehen, das jeder ontischen Geschichte, jeder innerweltlichen Praxis vorgeordnet ist und durch alles hindurchgreift: durch die porös gewordenen Grenzen des Ich, des Autors und seines Werkes.« (Habermas 1988, S. 246)

Jeffrey Weeks sagt Ähnliches etwas schlichter und streng apologetisch: Foucault habe eines Tages Hegel vollständig verworfen zugunsten einer tiefen Skepsis gegenüber den Ansprüchen der Philosophie (»he [...] rejected them entirely in favour of a deep scepticism about the claims of philosophy, inherited from Nietzsche.« Weeks 2000, S. 107; auf Seite 108 ist sogar von Foucaults »radical scepticis about the ultimate claims of knowledge« die Rede.)

An Weeks' Hommage à Foucault fällt auf, dass Foucaults Nietzscheanertum mit betonter Distanz und Neutralität registriert wird. Weeks erweckt bei seinen Lesern den Eindruck, dass seine eigenen Sympathien für Nietzsche nicht sehr stark sind. Er scheint zu glauben, anders als Foucaul nichts von Nietzsche geerbt zu haben (»inherited from Nietzsche«). Es entsteht somit das überraschende Bild, als sei mit Foucault der letzte schwule Nietzscheaner gestorben. Andere mögliche Deutungen dieser Beobachtung wären etwa, dass die schwulen Nietzscheaner von heute die altmodische gay liberation verachten und ein Leben als closet queen für zeitgemäßer halten. Es könnte sein, dass es hierzulande bei der CDU und bei der NPD von schwulen Nietzscheanern nur so wimmelt und dass sie der blinde Fleck in meiner Wahrnehmung für mich unsichtbar macht.

Literatur

Bauer, J.E. (2000): Der ›Einzige‹ als ›Eigener‹. Gelegentliche Thesen zu einer ideologischen Mißdeutung Max Stirners, in: Emanzipation hinter der Weltstadt. Berlin-Friedrichshagen.

Bertram, E. (1929, zuerst 1918): Nietzsche. Versuch einer Mythologie. 7. durchgehend erweiterte und ergänzte Auflage. Berlin.

Frey, L. (1896): Der Eros und die Kunst. Leipzig.

Guzzoni, A. (Hrsg. 1991): 100 Jahre philosophische Nietzsche-Rezeption. Frankfurt am Main.

Habermas, J. (1985): Die Neue Unübersichtlichkeit. Frankfurt am Main.

Habermas, J. (1988): Nachmetaphysisches Denken. Philosophische Aufsätze. Frankfurt am Main.

Helms, H.G. (1966): Die Ideologie der anonymen Gesellschaft. Max Stirners ›Einziger‹ und der Fortschritt des demokratischen Selbstbewußtseins vom Vormärz bis zur Bundesrepublik. Köln.

Hiller, K. (1925): Verwirklichung des Geistes im Staat. Beiträge zu einem System des logokratischen Aktivismus. Leipzig.

Hiller, K. (1966): Ratioaktiv. Reden 1914-1964. Ein Buch der Rechenschaft. Wiesbaden.

Hiller, K. (1969): Leben gegen die Zeit. Logos. Reinbek bei Hamburg.

Hirschfeld, M. (1896): Sappho und Sokrates oder Wie erklärt sich die Liebe der Männer und Frauen zu Personen des eigenen Geschlechts? Leipzig.

Hirschfeld, M. (1914): Die Homosexualität des Mannes und des Weibes. Berlin.

Hirschfeld, M. (1926): Geschlechtskunde. 1. Band: Die körperseelischen Grundlagen. Stuttgart.

Hirschfeld, M. (1928): Geschlechtskunde. 2. Band: Folgen und Folgerungen. Stuttgart.

Kennedy, H. (1988): Unbekanntes über Sagitta, in: CAPRI, Jahrgang 2, Nr. 1, S. 38 ff.

Kurzke, H. (1999): Thomas Mann. Das Leben als Kunstwerk. München.

Mackay, J.H. (1898): Max Stirner. Sein Leben und sein Werk. Berlin.

Macey, D. (1993): The Lives of Michel Foucault. London.

Mann, T. (1956, zuerst 1918): Betrachtungen eines Unpolitischen. Frankfurt am Main.

Mann, T. (1948): Nietzsches Philosophie im Lichte unserer Erfahrung. Berlin.

Römer, L.S.A.M. von (1908): Stellen aus Friedrich Nietzsches Werken über

Uranismus, Homosexualität und Verwandtes, in: Zeitschrift für Sexualwissenschaft, Jahrgang 1, S. 39 ff.

Safranski, R. (2000): Nietzsche. Biographie seines Denkens. München, Wien.

Schmid, W. (1992): Auf der Suche nach einer neuen Lebenskunst. Die Frage nach dem Grund und die Neubegründung der Ethik bei Foucault. 2. Auflage. Frankfurt am Main.

Taureck, B.H.F. (1997): Michel Foucault. Reinbek bei Hamburg.

Taureck, B.H.F. (1999): Nietzsche-ABC. Leipzig.

Weeks, J. (2000): Making Sexual History. Cambridge.

zu. Der einstige Terrorist und heutige Chef-Ideologe der NPD entpuppt sich als Brandstifter, der seine haarsträubenden Ankündigungen mit einer erschreckenden Selbstverständlichkeit von sich gibt.

Aber gleich danach zeigt sich der immer währende Möchtegern-Revolutionär in der Pose des schlichten „Normalen". Der liebt seine bei einem Bali-Urlaub erstandenen handgeschnitzten Drachenfiguren. Das mit Klavier und teuren Teppichen respektive altmodisch geblümter Sitzgarnitur ausstaffierte Eigenheim verrät den großbürgerlichen Ästheten, der zugleich erstaunlich bieder erscheint.

Den drahtig, obschon in früheren Jahren stets ein bisschen blässlich aussehenden Apo-Anwalt, der sich von der schlampigen Anarcho-Szene abhob, gibt es nicht mehr. Über den engen schwarzen Jeans wölbt sich bei dem ins Rentenalter vorgestoßenen Horst Mahler ein unverkennbarer Wohlstandsbauch, der ergraute kurz gestutzte Bart kann das leichte Doppelkinn kaum überdecken.

Und auch ansonsten wirken die diffusen Halbsätze, mit denen er etwa das Recht auf Heimat als „eine der Grundkonstanten unseres Seins als geistige Wesen" anpreist, im Verhältnis zu seiner eigentlich schüchternen Art etwas seltsam. „Ich bin kein Volkstribun", sagt er kaum hörbar, und man glaubt es ihm.

In Anlehnung an eine Wortschöpfung diesmal nicht Hegels, sondern Friedrich Nietzsches nennt er sich aber im gleichen Atemzug selbstbewusst einen „Gedankenkrieger". Er sagt, er habe der von ihm personifizierten Gewalt aus Überzeugung abgeschworen. Schließlich trägt der einstige Atheist inzwischen den lieben Gott „als Gewissheit" in sich („Ich *weiß*, dass er *ist*"), und dieser wertvolle Besitz macht ihn zunehmend „gelassen".

Doch Zweifel sind angeb
von Mahler vert

hinzu, dass es ihm geli
noch brachliegende „d
peu à peu „auf die Eb
Realitäten zu überfüh

Die wirkliche Wirk
weiteres dagegen. In d
tamorphose hat der „
(„Die Woche") kaum
bracht. Die von ihm
Taufe gehobene „N
bewegung" kommt
Fleck wie seine spä
ve zu Gunsten der

Wo immer der A
aufkreuzt, hält
Die von Mahler
faschistischen
scheinen si
haben.

Demonstrant Mahler (Kreis)*:

Er nir
bietet
Viel
be
ge
ter
pe
T

Mahler, der „Chef-Ideologe" der NPD liebt zufällig Nietzsche. (Der Spiegel Nr 6/2001)

Paul Snijders

Der Komet von Fersen

Wer viel Geld geerbt hat, einen Doppelnamen trägt oder einen Adelstitel, der wird nicht ernst genommen, wenn er ein Buch publiziert. Steht es nicht geschrieben: Eher geht ein Kamel durch ein Nadelöhr, als dass ein Reicher das Pantheon der Literatur betritt?

Das war das Schicksal von Jacques Baron d'Adelswärd-Fersen[1] (1880-1923), dessen Großvater an der nordöstlichen Grenze Frankreichs die Eisen- und Stahlindustrie von Longwy angesiedelt hatte. Mystifizierungen und Verzerrungen zeichnen die Stereotype aus, die über Jacques in Umlauf waren: exzentrischer Nichtsnutz, homosexueller Jammerlappen, sentimentaler Schundautor. Fersen wollte sich in der Welt einen Namen machen, und dafür hat er sein Talent gut genutzt wie auch das Kapital, das sein Großvater ihm hinterlassen hatte. Die Ernte von fünfundzwanzig produktiven Jahren sind dreizehn ungewöhnliche Bücher, eine Villa auf Capri und eine Zeitschrift mit dem Gesamtumfang von 2000 Seiten.

In diversen Schlüsselromanen wird Fersen als anmaßender Dandy dargestellt, wie etwa in Roger Peyrefittes *L'exilé de Capri* (1959, 1974 überarbeitet). Peyrefitte kann fröhlich aus dem Nähkästchen plaudern, weil er gut recherchiert hat, aber der Verfasser eines Schlüsselromans unterwirft sein Thema in gewisser Weise seiner Absicht; er bestimmt über Dichtung und Wahrheit. So unterstellt Peyrefitte Fersen historisch sehr unwahrscheinliche Begegnungen mit Oscar Wilde und Philipp Eulenburg. Bedenklicher ist jedoch, dass er seinen Protagonisten ständig ins Lächerliche zieht.

Deshalb ist es erfreulich, dass dem Baron unlängst endlich Gerechtigkeit widerfahren ist. Dem Utrechter Historiker Will H. L. Ogrinc, der Fersens Werk aufmerksam gelesen hat, verdanken wir eine brauchbare Bio- und Bibliographie. Ogrinc befasst sich beiläufig mit *Akademos*, der faszinierenden Literaturzeitschrift, die Fersen ein Jahr lang herausgegeben hat. Für nur 30 Francs – das waren 24 Silbermark – konnte jeder geneigte Franzose *Akademos* für das ganze Jahr 1909 abonnieren. Leider taten dies nur wenige, so dass das Blatt schon nach dem ersten Jahrgang eingestellt werden musste und dann schnell in Vergessenheit geriet.

In Deutschland und den Niederlanden ist *Akademos* heute so gut wie nicht mehr vorhanden. Als einer, der im Besitz des kompletten Jahrgangs von *Akademos* ist, möchte ich hiermit meine Wertschätzung für diese bemerkenswerte Zeitschrift zum Ausdruck bringen.

Tableaux vivants

Jacques d'Adelswärd-Fersen wurde am 20. Februar 1880[2] in Paris als Sohn von Axel d'Adelswärd und Louise Vuhrer geboren. Sein Vater starb jung, der Großvater 1898, und der Bruder Renold war als Kind gestorben, so dass Jacques, als er gerade die Schule verließ, nur noch seine Mutter und zwei Schwestern hatte – und ein kolossales Vermögen.

Sein erster Gedichtband erschien 1898 in Genf, 1900 folgten die *Chansons légères*, eine unschuldige sanfte Poesie, mit dem schmeichelhaften Vorwort von Edmond Rostand, der durch sein Theaterstück *Cyrano de Bergerac* berühmt geworden war. Es folgten in Abständen von weniger als einem Jahr Romane, Novellen und Gedichte wie etwa *L'Hymnaire d'Adonis* (1902), *Les Cortèges qui sont passés* (1903) oder *Le Danseur aux Caresses* (1903). Die Liebe zu Knaben wird in diesen Werken stets deutlicher, auch wenn viele Gedichte Herzoginnen und Gräfinnen gewidmet sind.

Fersens Studienzeit verlief recht ziellos und endete ohne einen akademischen Titel. Mit 21 Jahren wurde er einberufen und danach wollte er Schriftsteller werden. Im Januar 1903 entflammte seine Leidenschaft für einen Gymnasiasten namens Loulou Locré. Zur selben Zeit beabsichtigte Fersen, ein Fräulein von hohem aber verarmtem Adel zu ehelichen, zugleich

[1] Viele Daten über Fersen verdanke ich Will H. L. Ogrinc: A Shrine to Love and Sorrow: Jacques d'Adelswärd-Fersen (1880-1923), in: *Paidika*, Winter 1994, Issue Nr. 10, S. 30-58. Der Artikel ist nachzulesen auf http://semgai.free.fr/articles/fersen/ und enthält eine ausführliche Bibliografie. Jacques Baron d'Adelswärd Graf de Fersen konnte seinen Namen auf verschiedene Weise benutzen, ein Luxus, den normale Menschen nicht haben. Er wurde mit dem Nachnamen D'Adelswärd geboren und nannte sich später für gewöhnlich Jacques d'Adelswärd-Fersen, kurz Fersen.

[2] Nicht 1879 – ein hartnäckiger Fehler, den Timothy d'Arch Smith noch in der Neuauflage von Montague Summers' *Antinous and other Poems* (1995) macht. Man kann ihm keinen Vorwurf machen, denn selbst auf dem Grabstein von Fersen steht das falsche Datum.

machte er die Bekanntschaft des gleichaltrigen Albert de Warren, der ebenfalls eine Vorliebe für Gymnasiasten hegte.

Am 9. Juli 1903 jedoch kam der Schicksalsschlag. Wegen des Verdachts unsittlicher Handlungen mit Minderjährigen und der Verletzung der öffentlichen Sittlichkeit wurde Jacques verhaftet. Zum Verhör brachte man ihn in das Santé-Gefängnis. Für die Presse war das ein gefundenes Fressen. Sie beschuldigte Baron d'Adelswärd-Fersen und Graf de Warren (der flüchtig war), ›Schwarze Messen‹ und satanische Orgien zelebriert zu haben, denen zahllose Jünglinge aus den gehobenen Kreisen zum Opfer gefallen sein sollten.

Die Journaille schrie unisono: »Sittenskandal!« und, wie in solchen Fällen üblich, wurde einseitig berichtet und die spärlichen oder fehlenden Details durch reine Fantasie ergänzt. Da eine Schwarze Messe normalerweise im Geheimen stattfindet und niemand so recht weiß, was sich dort abspielt, sind der Vorstellungskraft der Zeitungsleser keine Grenzen gesetzt, und das Wort ›Orgie‹ beflügelt ebenfalls seine Fantasie.

Was sich wirklich zugetragen hatte, war laut Ogrinc folgendes: zusammen mit seinem einundzwanzigjährigen Freund Albert de Warren organisierte der dreiundzwanzigjährige Jacques tableaux vivants (lebende Bilder); damals ein beliebter Zeitvertreib auch in heterosexuellen Adelskreisen. In Kostümen wurden historische Szenen oder Gemälde auf einer Bühne nachgestellt, manchmal unter Mitwirkung von Damen und Herren aus dem Publikum. Oft waren die Darsteller Gymnasiasten, um die 17 Jahre alt, von denen Jacques und Albert erotisch angezogen waren.

In diesem Fall nun wurde als Höhepunkt der Vorstellung »ein Adoleszenter, auf einem weißen Bärenfell liegend, der nackte Körper in einen goldenen Schleier gehüllt, die Stirn mit Rosen bekränzt und mit den Armen auf einem polierten Totenschädel gestützt«[3] hereingetragen. Mehr als dieses dekadente Amüsement hatte nicht stattgefunden. Dem damaligen Geschmack waren solche etwas kitschigen Veranstaltungen nicht fremd, und sie waren vor allem nicht strafbar.

Jacques wurde aber zum Verhängnis, dass er nach der Vorstellung mit einigen der jugendlichen Darsteller in die Garderobe gegangen war, wo er mit ihnen masturbierte.[4] Nach fast einem halben Jahr Haft – zeitweise wurde er im Gefängnishospital behandelt – kam es zum Prozess unter Ausschluss der Öffentlichkeit. Die Verurteilung zu sechs Monaten Haft führte nach Abzug der Untersuchungshaft zur Freilassung.

Nun stand Fersen allein da. Der Prozess hat sein Ansehen zerstört, der Ruf der Familie war ruiniert. Die Mutter, die Schwestern und die Verlobte wendeten sich mit Abscheu von ihm ab. Er unternahm eine Reise nach Ceylon und blieb 1904 sozusagen auf Capri hängen, wo er früher bereits öfters die Ferien verbracht hatte. Das unglückliche letzte Jahr seiner Jugendzeit schildert er in dem intrigant-labyrinthischen Schlüsselroman *Lord Lyllian*.[5]

In Rom lernte er die Liebe seines Lebens kennen: den vierzehnjährigen Bauarbeiter Nino Cesarini.[6] Der Junge willigte ein, einzuziehen in das »neopaganistische Heiligtum«, das Fersen hatte bauen lassen: »Villa Lysis«, benannt nach einem Schüler des Sokrates.

»Amori et Dolori Sacrum« (Heiligtum der Liebe und des Leidens) lautete das Motto des Hauses.[7] In jenen Jahren schrieb er noch einige belletristische Werke, bevor er sich der Idee einer Zeitschrift zuwandte.

Schmeichelhafte Briefe

Über die Vorgeschichte von *Akademos* ist kaum etwas bekannt. Die früheste Erwähnung finden wir in einem Brief von Fersen an Georges Eekhoud (1854-1927), ein französischsprachiger Flame, dessen zahlreiche Romane, Erzählungen, Lyrik und Betrachtungen heute so gut wie vergessen sind. Begeistert bezeugte er seine Liebe

[3] Zitiert nach Fersens literarischem Feind Jean Lorrain in seinem posthumen *Pelléastres*, A. Méricant, Paris 1910, Nachdruck in *Dossier Jacques d'Adelswärd-Fersen*, Cahier GKC No. 21, Lille 1993. Zuerst publiziert als Zeitungsfeuilletons 1903.

[4] Vgl. hierzu Roger Peyrefitte: *L'exilé de Capri*, édition définitive (1974), *Propos secrets 2*, (1980) S. 362 und Schlussfolgerung von Ogrinc.

[5] Messein, Paris 1905. Besprechung in ›Portret, vervaardigd van scherven‹ in Gerrit Komrij, *Verzonken boeken* (1986).

[6] Der Bildhauer Francesco Ierace, die Maler Umberto Brunelleschi und Paul Höcker und der Fotograf Wilhelm von Plüschow porträtierten Nino Cesarini mehrfach. Ein Gemälde Höckers ist abgebildet in *Goodbye to Berlin. 100 Jahre Schwulenbewegung* (1997) S. 62. Letzteres hängt an der Wand in der Villa Fersens, in Peter Weiermair: *Guglielmo Plüschow* (1994), S. 69. In demselben Buch findet man ein liliengekröntes Photo Ninos auf S. 1.

[7] Siehe zum Motto der Villa Lysis vor allem Ogrinc, Fußnote 1. Hirschfeld erwähnt das Motto zweimal in *Die Homosexualität des Mannes und des Weibes* (1914, S. 448, 571) verschweigt aber den Namen von Fersen. Vielleicht hat Hirschfeld die Villa besucht, als er in den ersten Monaten des Jahres 1909 in Rom weilte. Siehe *Vierteljahresberichte des Wissenschaftlich-humanitären Komitees* Jg. 1, S. 26 (Oktober 1909).

zum flämischen Volk, das sein Werk jedoch nicht lesen konnte. Schon 1899 hatte er den lyrischen Roman *Escal-Vigor* veröffentlicht, in dem er die Homo-Erotik offen und positiv darstellt.[8] Es kam zum Prozess gegen Eekhoud, weil *Escal-Vigor* als sittenwidrig galt.[9] Prominente setzten sich für ihn ein, was zu Eekhouds Ruhm beitrug. In den Niederlanden war er recht bekannt, weil Jacob Israël de Haan ihn bewunderte. De Haans *Pathologieën* (1908) ist Eekhoud gewidmet, *Een nieuw Carthago* (1919) ihm nachempfunden, ebenso wie zwei lange Gedichte im Band *Libertijnsche Liederen* (1914). Einige Romane Eekhouds wie *Escal-Vigor* sind ins Deutsche übersetzt.

1907 entwickelte sich eine Korrespondenz mit Adelswärd-Fersen, von der einige Briefe erhalten geblieben sind.[10] Eekhoud brachte Fersen mit Magnus Hirschfeld in Kontakt, der als erster 1897 in Berlin eine Vereinigung zur Emanzipation von Homosexuellen gegründet hatte: das Wissenschaftlich-humanitäre Komitee (WhK). Hirschfeld war der Herausgeber der umfangreichen *Jahrbücher für sexuelle Zwischenstufen* (1899 bis 1923), in denen vielfältige wissenschaftliche Artikel zum Thema Homosexualität erschienen. Ein wichtiger Bestandteil jeder Ausgabe der *Jahrbücher* war die Bibliografie und Besprechung der Werke, die sich auf das Thema Homosexualität bezogen. Der elsässische Jurist Eugen Wilhelm (1866-1951) hatte sie unter seinem Pseudonym Numa Praetorius verfasst.

Im Brief vom 8. Dezember 1907 bedankte sich Fersen bei Eekhoud für den Kontakt zu Hirschfeld. In Deutschland hatte er außerdem Adolf Brand und dessen Zeitschrift *Der Eigene* kennengelernt. Dieses ästhetisch anspruchsvoll gestaltete Homoblatt könnte Fersen, der auf der Suche nach einer neuen Tätigkeit war, auf die *Akademos*-Idee gebracht haben. Fersen schrieb an Eekhoud: »Die äußerst liebenswerte Erlaubnis, die Sie mir gegeben haben, mit Ihrer Empfehlung an Hirschfeld zu schreiben, wird sich als erfolgsträchtig erweisen. Auf meinen Deutschlandreisen hatte ich nur Brand und dessen *Eigenen* kennen gelernt. Andererseits erwarte ich, aufgrund der Korrespondenz mit den deutschen Führern der Partei, die Verwirklichung meines Vorhabens, das ich Ihnen anzuvertrauen wage: ich würde gern, über nichts Anderes verfügend als den gerechtfertigten Stolz unserer Ideen und einen heftigen Wunsch, sie weniger verkannt zu wissen, im kommenden Februar in Paris eine Zeitschrift für Kunst, Philosophie und Literatur gründen, in welcher ich in kleinen Schritten, um einen Skandal zu vermeiden, der anderen Liebe wieder zu ihrem Recht verhelfen möchte.« Soweit Fersen an Eekhoud.

Wahrscheinlich tauschten sich Fersen und ›die Führer der Partei‹ über *Akademos* aus. Vermutlich waren Hirschfeld und Wilhelm die Paten, als die Zeitschrift aus der Taufe gehoben wurde, in der wir übrigens eine von Wilhelm verfasste Deutsche Chronik finden, sowie eine Rezension zur Oper *Elektra* von Richard Strauss unter Wilhelms Pseudonym Numa Praetorius.

Fast zeitgleich mit dem Ende der Herausgabe von *Akademos* sprach Dr. Hirschfeld »auf Ersuchen des ›Cercle international d'études sociales et littéraires‹ am 26. Februar [1910] im Hotel des Sociétés Savantes zu Paris in einer sehr gut besuchten Versammlung über ›Die Anomalien des Geschlechtstriebes mit besonderer Berücksichtigung der homosexuellen Frage‹. An der sehr angeregten Diskussion beteiligten sich u.a. Comte d'Adelsward-Fersen, Dr. jur. Numa Prätorius, Dr. Camille Spiess und Dr. phil. Reichmann.«[11]

Numa hielt sich Anfang 1910 für längere Zeit in Paris auf, wie er selbst erwähnt in seinem amüsanten Artikel »Homosexuelle Pissoirinschriften aus Paris« in *Anthropophyteia* VIII (1911). Darin führte er 114 einschlägige Kritzeleien in 52 Urinoirs auf. Der einunddreissigjährige Schweizer Anthropologe Spiess erschien 1909 kontinuierlich auf der Liste der Mitarbeiter von *Akademos*, jedoch findet sich kein von ihm unterzeichneter Beitrag. Von Dr. phil. Reichmann ist nichts Näheres bekannt. Vielleicht ist er identisch mit »J. R., cand. phil. in Ch.« in der Abrechnung pro 1904 des *Jahrbuchs für sexuelle Zwischenstufen* von 1905.

Möglicherweise traf Fersen im Februar 1908 die ersten Vorbereitungen für *Akademos*. Was bedeutet dieser Titel eigentlich? Fersen erklärt das nicht. Laut Numa Praetorius bedeutet es: Student der Akademia, der Schule des Plato.[12]

[8] *Escal-Vigor* erschien 1903 in deutscher Übersetzung bei Max Spohr in Leipzig.

[9] Siehe hierzu Numa Praetorius: Der Prozess von Georges Eekhoud wegen seines Romanes *Escal-Vigor*, in: *Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen*, Jg. 3, S. 520-525.

[10] In: *Dossier Jacques d'Adelswärd-Fersen*.

[11] *Vierteljahrsberichte des WhK*, Jg. 1, S. 342.

[12] Ebenda, S. 433. *Paulys Realencyclopaedie der classischen Altertumswissenschaft* gibt da andere Auskunft: Akademos sei der Name eines kaum bekannten Helden aus der griechischen Sagenwelt. Vielleicht hat Fersen bei der Namensgebung auch an die 1907-

Erst im Sommer desselben Jahres gewährt uns dieser hochgewachsene blonde junge Mann [Fersen] einen Einblick, wie er täglich über seinem Schreibtisch gebeugt, Mitarbeiter sucht. Paul Léautaud, der unter dem Namen Maurice Boissard die Theaterrubrik für den anarchistisch angehauchten zweiwöchentlichen *Mercure de France* schreibt, erhält am 26. August »einen sehr schmeichelhaften Brief von Adelsward de Fersen, in dem er Herrn Boissard bittet, für eine neue Zeitschrift *Akademos*, die er mit Freunden herauszugeben beabsichtigt, die Theaterkritiken zu übernehmen: pro Monat einen Artikel für 50 Franc Honorar. Ein durchaus verlockendes Angebot: bloß ein Artikel monatlich – längst nicht so mühsam wie zwei – und dann doch 50 Franken dafür. (...) Ich bin mir allerdings nicht sicher, ob Vallette [Chefredakteur des *Mercure*, Anm. P.Sn.] mir meine Stelle freihält. Außerdem weiß niemand, was aus der Revue von Fersen werden soll, und wie lange sie sich halten wird. Ich habe Vallette Fersens Brief gezeigt und ihm gesagt, dass meine Antwort negativ ausfallen wird. Er sagte, dass Fersen auch an Rachilde geschrieben hätte [die Frau von Vallette und gleichzeitig Rezensentin, aber auch Autorin von Romanen mit androgynischen Themen, wie *Monsieur Vénus* (1884), *Madame Adonis* (1888) und *Les hors-nature* (1897), Anm. P.Sn.] mit der Bitte, das Honorar für ihre Mitarbeit selbst festzulegen, und dass er ihr von einer Zusage abgeraten hat wegen des Rufes von Fersen, der als bekannter Päderast auf Capri im entsprechenden Milieu lebt, und weil die Revue den Titel *Akademos* trägt... Man ahnt es schon, und dann die Sachen, die Rachilde bereits geschrieben hat! Kurzum, sie schlug das Angebot aus. Van Bever hat Briefe für andere Redakteure des *Mercure* empfangen. Was mich vielleicht betrifft, waren es wohl meine Äußerungen zum Stück von Armory, die ihn dazu veranlassten.[13] Jedenfalls ist mir Päderastie völlig egal.«[14]

Wieviel Schmeichelbriefe muss Fersen damals geschrieben haben, um seine beeindruckende Liste von Mitarbeitern zusammenzubringen! Viele dürften ebenso wie Léautaud und Rachilde von der Mitarbeit abgesehen oder noch unfreundlicher reagiert haben. Trotzdem zierte das Verzeichnis der Mitarbeiter der ersten Ausgabe von *Akademos* einige der berühmtesten zeitgenössischen Namen: Maurice Barrès, der viel besprochene Nationalist, die späteren Nobelpreisträger Anatole France und Maurice Maeterlinck, der große belgische Dichter Émile Verhaeren und der friedliebende spätere Kommunist Henri Barbusse. Schließlich gewann Fersen sogar Tolstoi, Andrejev und Gorki für eine Mitarbeit. Letzterer war aus Russland geflohen und hatte sich mit seiner Familie auf Capri niedergelassen, wo er in Kontakt mit Fersen kam. Er schrieb eine Novelle *Les Soldats*. Andrejev lieferte ein Bühnenstück *La Vie de l'Homme*, und Tolstoi schickte ein leidenschaftliches Plädoyer gegen die Todesstrafe.

***

Was passierte, wenn man sich auf Fersens Bitte um Mitarbeit einließ?

»Ein Diener hieß mich in einem komfortablen Salon in englischem Stil mit dunkelrotem Teppich und Adams-Mobiliar besten Geschmacks willkommen. Herr Fersen ließ bitten, noch kurz auf ihn zu warten, während der Diener einen Strauß Narzissen in den Salon brachte und ihn in Kristallvasen verteilte. Diskret trat Fersen ein. Er ist von großer schlanker Statur, von feiner Vornehmheit und mit dem frischen Gesicht eines jungen Schweden oder Engländers. Er ist dunkel und einfach gekleidet. Kein Schmuck, kein Ring.

Er sieht, dass ich ihn mustere. Er lächelt. Dann sagt er herablassend und bitter: ›Geehrter Herr, ich liebe Sie wegen einiger Ihrer Gedichte. Ich bin, wie Sie, stolz darauf, ungeliebt zu sein, und ich verabscheue Vulgarität und Einfalt. Wenn Sie wissen möchten, was ich mit meiner Revue *Akademos* beabsichtige, werde ich Ihnen das erklären. Der Entwurf liegt dort auf meinem Tisch. Möchten Sie ihn sehen?«[15]

1910 von Lord Alfred Douglas geleitete englische literarische Zeitschrift *The Academy* gedacht.

[13] C.L.D. Armory: *Le Monsieur aux Chrysanthèmes*. Dieses Theaterstück wurde am 17. Juni 1908 uraufgeführt. Es stellte einen homosexuellen Helden auf die Bühne – nach Jean Lorrain (1855-1906) modelliert und dem Produkt seiner Feder Monsieur de Phocas. Maurice Boissard rezensierte *Le Monsieur aux Chrysanthèmes* im *Mercure de France*, 15. August 1908. Siehe auch Numa Praetorius: »Bibliographie« in *Vierteljahrsberichte des WhK* Jg. 2, S. 69-71.

[14] Paul Léautaud: *Journal littéraire* II. Paris: Flammarion 1955.

[15] Ituriel: Souvenirs sur Jacques d'Adelswärd-Fersen, in: *Inversions* No. 4, 1. März 1925, aufgenommen in das *Dossier Jacques d'Adelswärd-Fersen*. Ithuriel (mit h) war einer der Cherubim, die der Erzengel Gabriel aussandte, um Satan zu finden, der sich im Unterholz verbarg. Der Speer der Wahrheit, den Ithuriel mit sich trug, konnte Satan in seinem Versteck besiegen (Milton: *Paradise Lost*, iv 810 und folgende). Die Pointe, die im Pseudonym Ituriel anklingt, betrifft den, der ihn aussendet: Gabriel. Der einzige Gabriel, der bei *Akademos* mitarbeitete, war der Humorist und Autor von Gru-

Der Skandal um Fersen scheint in jener Zeit bereits in Vergessenheit geraten zu sein. *Fantasio*, ein lustiges Blättchen, immer auf Sensationen erpicht, macht anlässlich der Ankündigung der neuen Zeitschrift einen kleinen Witz, dem hinzugefügt wird: »Wir sollten übrigens Herrn d'Adelsward nicht verspotten. Früher war er vielleicht ein bisschen ›malerisch‹ aber er verfügt über ein Talent als Dichter, und wir können schöne Werke von ihm erwarten.«[16]

Fersen stand nicht allein da. Er hatte Freunde und von Anfang an Mitarbeiter. Schon vor dem Sommer 1908 hatte er seinen Freund Raymond Laurent, einen einundzwanzigjähriger Dichter, für das Redaktionssekretariat begeistern können. Andere Mitarbeiter waren Robert Scheffer, der von der Zeitschrift *La Vie Parisienne* seine Rubrik »Plumes d'oie et plumes d'aigles« – Gänsefedern und Adlerfedern – mitnahm, in der er bekannte Schriftsteller verriss oder pries, Jean Ferval, der auch unter den Namen Roger Charbonnel schrieb und Victor Litschfousse, der auch schon publiziert hatte. Sie lieferten regelmäßig essayistische Beiträge und Rezensionen.

Wie organisierte Fersen seine Revue? Darüber ist nicht viel bekannt. Es wurden abendliche Salons veranstaltet, wo sich die Mitarbeiter trafen. »An Soirées kann ich mich erinnern, sprühend von Eleganz und Esprit. Die schönsten Frauen aus höchsten Kreisen, unsere berühmteste Romancière [Colette, Anm. P.Sn.], junge Schriftsteller, die jetzt sehr in Mode sind, verbrachten den Abend mit geistvoller Konversation in bequemen englischen Fauteuils. Niemals fanden bei Fersen Orgien statt, außer Orgien des Geistes und des guten Geschmacks.«[17]

Die neue Zeitschrift wurde nach dem Vorbild existierender Blätter wie dem *Mercure de France* konzipiert. Die Ausführung jedoch ist luxuriös: jede Nummer ist ein 160 Seiten umfassendes Buch, das aus zwei Teilen besteht. Mehr als die Hälfte umfasst freie Artikel, Prosa und Poesie auf getöntem Ingres-Papier gedruckt. Dann folgen Besprechungen und Aktuelles auf 48 bis 64 Seiten auf chamois Ingres. Die feststehenden Rubriken sind: Rezensionen, Musik-, Ausstellungs- und Theaterbesprechungen, sowie die Briefe ausländischer Korrespondenten. Diese reich gefüllte Ausgabe war in einem beige-farbenen Umschlag mit einer braunen Zeichnung von George Auriol in spätem art nouveau brochiert. Die Anzeigen, auf dünnen türkisfarbenen Blättern gedruckt, sind zwischen dem Umschlag und dem Inhaltverzeichnis eingebunden. Jede Ausgabe ist illustriert: eine Heliogravüre auf dickem weißen Papier und einer Karikatur auf glänzendem Papier. In jeder Ausgabe befinden sich also *sechs* verschiedene Papiersorten.

Eine Nummer von *Akademos* kostete 2 Franken 50 und war damit doppelt so teuer wie der *Mercure*, der zweiwöchentlich mit dem Umfang von 192 Seiten erschien, allerdings auf billigem Papier gedruckt und mit einem grauen Umschlag.

Begeisterung und Schönheit

Was wollte Fersen mit seiner Zeitschrift zum Ausdruck bringen? In der ersten Nummer, die am 15. Januar 1909 erschien, können wir lesen, dass die Redaktion verspricht, alle Banalitäten und Vorurteile zu vermeiden. In der »Einweihungsproklamation«, die zweifellos aus Fersens Feder stammt, plädiert er für die Rückbesinnung auf die Tradition der »griechischen Reinheit und des unverdorbenen Heidentums«.

»Wir kommen aus einem reinen, hellen und friedlichen Land, in dem Plato wandelte und Vergilius sang. In dieser Stille, dieser Frische des Attischen, in jungfräulichem Dekor, nicht weit vom großen Griechenland, im Angesicht von Misenum, am Ufer, das Odysseus je betrat, [anders ausgedrückt: bei der Villa Lysis auf Capri, Anm. P.Sn.] haben wir den Ruf der Schönheit vernommen:

Die Schönheit, verkannt,
versklavt . . .

Statue entstellt von Barbaren,

. . . und die, in der Gestalt des Pan, ewige und vielfältige Gottheit, niemals sterben konnte, trotz allem [...]

Auf, ihr Anderen, die ihr eure Verzückung aus Athen entlehnt, tut euer Bestes, das lateinische Frankreich von der slawischen Dekadenz, der germanischen Schwere, der sächsischen Räubersprache, den jüdisch-christli-

selromanen Gabriel de Lautrec, der später zwei Biografien von Oscar Wilde übersetzte und über englische Literatur publizierte. Vor 1909 schrieb er Kritiken für *La Revue*. Er hat lediglich einen ziemlich juvenilen Beitrag zur Februarnummer von *Akademos* beigesteuert, tauchte aber das ganze Jahr über auf der Liste der Mitarbeiter auf. Über sich selbst schreibt Ituriel: »Ich lernte Fersen 1909 kennen [...] In einem höflichen und schmeichelnden Brief (ich war noch jung) bat er mich freundlich um meine Mitarbeit. Ich schwang noch das Szepter der Kritik, wenn ich das so sagen darf (!) in einer namhaften katholischen Zeitschrift und bat also um Bedenkzeit, bevor ich unterzeichnete.«
Es ist also nicht undenkbar, dass Gabriel de Lautrec unter dem Decknamen Ituriel an der Homosexuellenzeitschrift *Inversions* mitarbeitete.

[16] *Fantasio*, Jg. 4, S. 430.

[17] Ituriel: »Souvenirs sur Jacques d'Adelsward-Fersen«.

chen Vorurteilen, die das Denken und das natürliche Heidentum angreifen, zu befreien!

Erweckt durch die Erinnerung an antike Statuen und vergessene Gedichte beim Künstler die schlichte Idee zu neuem Leben, die freie und reine Linie! Nichts, was die Schönheit berührt, ist ein Verbrechen, und jede Begeisterung ist durch ihre Inspiration schön. Nur die Finsternis, die Heuchelei und die Hässlichkeit sind verderblich.

Auf, ihr Anderen, die ihr eure Verzückung aus Athen entlehnt, und dass eure Arbeit nichts anderes hervorruft als einen herrlich duftenden Garten!«

»Bericht: *Akademos* ist eine freie Tribüne. Alle Meinungen werden zugelassen, wenn sie mit Talent interpretiert sind, und alle Formen, wenn sie von aufrichtiger Kunst inspiriert sind. Den Autoren bleibt voll und ganz die Verantwortung für ihre Beiträge.«

»Für die Form und für die Inspiration werden wir versuchen, im Französischen die Traditionen der lateinischen Reinheit hochzuhalten, und die (...) Erneuerungen der griechischen Einfachheit.«

Deutliche Worte: wer sehr gläubig ist und Homosexuelle verabscheut, der sollte besser eine andere Zeitschrift kaufen. Dennoch dominiert die Homosexualität die Inhalte von *Akademos* nicht. Fersen hält sich an seinen Vorsatz, die Andere Liebe Schritt für Schritt zu rehabilitieren. In jeder Nummer stehen nur zwei oder drei Beiträge, die mit ihr zu tun haben. Praktisch wird die Andere Liebe im *Mercure* nicht weniger berücksichtigt, und dann auch nicht negativ beurteilt.

Auf diese Visitenkarte folgen die rasch niedergeschriebenen Erinnerungen von Laurent Tailhade an Paul Verlaine, der gerade erst dreizehn Jahre zuvor gestorben war, aber bereits – auch mit seinem Geruch nach Hochprozentigem – zur Legende geworden war. Der in Griechenland geborene Dichter Jean Moréas (1856-1910) kommt ebenfalls mit mehreren Beiträgen zu Wort. Er war anfänglich Symbolist, kehrte aber später wieder zurück in sein griechisches Adlernest.

Die griechische Antike war der Maßstab des Humoristen und Anarchisten Laurent Tailhade (1854-1919), ein Meister der Satire und berüchtigt wegen seiner bissigen Bemerkungen. Für ihn bedeutete das Christentum den Untergang der Kultur – also ein Geistesverwandter des Griechenfreundes Fersen.

Tailhade hatte Lyrik, Theaterstücke und Übersetzungen (von Plautus und Petronius) geschrieben. Homosexualität war für ihn ein nahe liegendes Thema. »Morisse berichtete mir gestern von einem Ausspruch Laurent Tailhades, der, als er zu Zeiten des Symbolismus bei Foyot logierte, über Victor Margueritte [ein vielgelesener Autor (1866-1942), Anm. P.Sn.], erzählte, dass ein ziemlich attraktiver Jüngling, der mit ihm mehr oder weniger zusammengelebt hatte, geäußert habe: ›Ich habe Victor Margueritte verlassen, weil der einen zu derben Hintern hat‹. Offensichtlich hatte Tailhade die üble Angewohnheit, auf diese Art und Weise anderen einen Ruf zu verpassen, den sie nicht verdienten«, schrieb Léautaud in sein Tagebuch (30. Mai 1908).

In der zweiten Hälfte des Jahres 1909 sind keine Beiträge von Tailhade mehr zu finden. Schade, denn seine Artikel – und die von Boulestin – sind die amüsantesten in *Akademos*: die Erinnerungen an Verlaine, ein Theaterstück über einen Zensor (»La Feuille à l'Envers«), seine Geschichte der Kochkunst und »L'Arche de Noë« über das Verhältnis von Mensch und Tier.

Eine wichtige Autorin für *Akademos* war Colette (1873-1954). Sie heiratete 1893 Henry Gauthier-Villars (1859-1931), der unter dem Namen Willy schrieb und ein sehr einflussreicher Musik- und Theaterkritiker gewesen ist und inmitten des sprudelnden Pariser Lebens zwischen 1885 und 1910 zahlreiche Romane schrieb. Die literarische Qualität seiner Bücher war allerdings nicht sehr hoch, doch hatten sie den Wert von Zeitdokumenten. Er konzipierte seine in einem ätzend spöttischen Ton verfassten Bücher meist unter Zuhilfenahme eines sogenannten »Sekretärs«: Willy gab ein Thema vor, und der Ghostwriter schrieb den gesamten Roman. Hinterher fügte Willy einige Veränderungen hinzu und gab den lächerlich gemachten Figuren die kaum verhüllenden Namen bekannter Persönlichkeiten. Und so war das Buch fertig.

Es gab mehrere solcher »Sekretäre«, wie auch den *Akademos*-Autor Marcel Boulestin, und einige wurden später aus eigener Kraft bekannt. Zum Beispiel gab Willy seiner Ehefrau Colette den Auftrag, ihre Kindheit zu beschreiben. Das Resultat wurde – mit etwas schwülstigen Retouchen – unter Willys Namen als eine Romanserie herausgegeben: *Claudine à l'école* (1900), *Claudine à Paris* (1901), *Claudine à ménage* (1902), *Claudine s'en va* (1903). Diese außergewöhnlich erfolgreichen Bücher wurden sofort für das Theater bearbeitet. Und als die Tinte auszutrocknen drohte, erfand man schnell eine neue Serie derartig

fabrizierter Literatur: *Minne* (1904) und *Les égarements de Minne* (Die Irrungen von Minne, 1905) über das naive Mädchen Minne, das aus der Provinz in die Großstadt kommt.

1906 trennte sich Colette von Willy, und sie trat auch mit ihrem eigenen Werk in Musichalls auf. Zu jener Zeit lebte sie mit einer Frau zusammen, der Marquise de Morny, die ab und zu mit ihr auf der Bühne stand. Das war ein Skandal! In diesen Jahren bearbeitete sie die Minne-Serie zu einem eigenen Roman: *L'ingenue Libertine* (1909). So emanzipierte sich Colette von ihrem Ehemann und den Querelen mit ihm und begann eine Karriere als eigenständige Schriftstellerin mit *La Retraite sentimentale* (1907) und *La Vagabonde* (1911), ein Buch, in dem sie die Zeit ihrer Auftritte schildert.

***

In *Akademos* sind verschiedene ihrer Skizzen aufgenommen. »Music-Hall« in Nummer 1 ist mit einer treffenden Karikatur versehen. DIe Februarnummer enthält einen Artikel über Colette; im März findet sich von dieser Schriftstellerin eine Naturbeschreibung, in der ein Tagpfauenauge sich sanft aber unbezähmbar aus ihrer Hand löst, im April ein bittersüßes Juwel ›à la recherche du temps perdu‹.[18] Und im Herbst folgen zwei Berichte über die Tournee durch die Music-Halls außerhalb von Paris.

Später schloss sich auch Henry Gauthier-Villars *Akademos* an und schrieb die monatlichen Musikrezensionen. Debussy und Ravel waren nicht ganz nach seinem Geschmack, Wagner umso mehr. In der Juninummer karikiert Moyano ihn in einer Porträtzeichnung als beeindruckende, beleibte Kritiker-Gestalt.

Handeln als Vorläufer

Manche Beiträge für *Akademos* sind erotisch äußerst freizügig, so beispielsweise das Gedicht »Le dompteur«, französisch verfasst von einem Autor, den man nicht in einer Zeitschrift erwarten würde, die die Erinnerung an die griechische Antike wieder aufleben lassen will: Filippo Tommaso Marinetti (1872-1944). Die Ich-Figur – die Liebe selbst – zähmt eine nach Frauenfleisch duftende Tigerin mit der Reitpeitsche, um die arglose Rose ihrer Seele mit der Kraft der Küsse und unsterblich trägem Streicheln aus ihren Brüsten zu reißen. Wo bleibt ihr Schrei der Hingabe?

Am Samstag dem 20. Februar 1909 druckte der *Figaro* das »Manifest des Futurismus« von dem im hellenistischen Alexandria geborenen Italiener. Gleichzeitig erschien es in der Februar-Märznummer von Marinettis eigener Zeitschrift *Poesia* (Artikel 10 des Manifestes: »Wir wollen die Museen niederreißen, die Bibliotheken, den Moralismus bekämpfen, den Feminismus und alle opportunistischen und nutzbringenden Feigheiten«). Auf den letzten Seite derselben Ausgabe steht ein Gedicht von Fersen. In der April-Julinummer von *Poesia* finden sich dann die vielen Reaktionen auf Marinettis Manifest. Eine von ihnen lautet: »Mein lieber Dichter. Ich wünsche Ihnen Glück mit dem Manifest, das Sie im heutigen *Figaro* publiziert haben. Ich bekunde meinen Beifall zu den Prinzipien des Futurismus, die den Menschen aus seiner Versklavung befreien werden. Wenn es stimmt, dass ein Künstler an Sehnsucht leidend leben muss, dann kann er sich besser mit der göttlichen Essenz der Zukunft verbinden, als mit der menschlichen Materie des Vergangenen. Gehen wir mit der Zeit: dem sei so! Kosten wir nicht von der schrecklichen und verblendenden Hinfälligkeit des Glücks! Junge Menschen sollen vor Unruhe zittern, nach Begeisterung verlangen [...] Aber betrachten wir vor allem die Gegenwart! Handeln wir – feurig – als Vorläufer! Verlassen wir die Dämmerung, die Friedhöfe, die Museen oder die Welt der Sagen für Geburtsfeiern, für den Fortschritt, für die heilige Kraft und für das Leben!
J. Adelswärd de Fersen.«

Bald nach dieser diplomatischen Begeisterung ist das Interesse an Marinettis Revolution rasch verraucht. Im zweiten Halbjahr von *Akademos* wird der italienische Macho-Rebell überhaupt nicht mehr erwähnt.

***

Josephin Péladan (1859-1913), der Magier, Großmeister des Rosenkreuzerordens, wurde von Laurent Tailhade – sooft er es konnte – mit Chansons und Verwünschungen bekämpft. In *Akademos* wurde ihm jedoch ebenfalls Raum gegeben, zunächst für seine Bearbeitung der Parsifal-Sage und dann in den Ausgaben von Juni, August und September für einen esoterischen Artikel über »Die Liebestheorie des Androgynen« : »Der Androgyn ist keine scheußliche Kreuzung. Er hat das eine Geschlecht oder das andere; er heißt Achilles oder Jeanne d'Arc und in der Kunst Mignon oder Cherubim. In der frühen Jugend sieht man bei Mädchen etwas Jungenhaftes und etwas Weibliches bei Jungen: sowie sich die Brust entwickelt oder

[18] Siehe auch die Einleitung von Colette: *Oeuvres I*, Paris: Gallimard (Pléiade), 1984, S. 76.

ein Bartflaum, passt sich die äußere Erscheinung an das gesellschaftlich sexuelle Muster an. Genau dann, wenn der sichtbare androgyne Charakter verschwindet, fängt der Geist an – bis dahin männlich oder weiblich –, sich zu entzweien: er wird zur Bühne widersprüchlicher Eindrücke [...] Sein Trieb und Gefühl sind nicht im Einklang mit dem Organismus; und dieser zusammengefügte Trieb und die ungereimten Empfindungen formen eine Persönlichkeit außerhalb der normalen Kategorien; um genauer zu sein: ein drittes Geschlecht [...] Wir sind unvollständig, weil wir bloß ein Geschlecht haben: das Übrige fehlt uns, und nur die Liebe gibt es uns. Wir sollten nicht vergessen, dass das Geschlecht dreifältig ist, und das es uns sowohl im Hirn, im Herzen wie auch im Körper fehlt.«

Péladan hegte also offensichtlich seine ganz eigene, poetische Zwischenstufentheorie.

***

Die Beiträge von Jacques d'Adelswärd-Fersen selber sind ziemlich unterschiedlich. Jeden Monat finden wir seine Rezensionen auf den gelben Seiten. Schon in der ersten Ausgabe musste er des Redaktionssekretärs gedenken. Raymond Laurent hatte sich in Venedig unter dem Fenster des Hotelzimmers von dem Mann, den er aussichtslos liebte – ein stämmiger Amerikaner – das Leben genommen. Seinen entseelten Körper fand Vyvyan Holland, der einundzwanzigjährige Sohn Oscar Wildes.

Fersen schrieb seinen ergreifenden Nachruf unter dem Pseudonym Sonyeuse. Das ist für einen Mann, der nicht Frauen liebte und sich keineswegs weiblich fühlte, ein merkwürdig weibliches Pseudonym. Er benutzte es allerdings noch vier weitere Male für Poesien. Die Namen in Fersens Prosa sind oft maskierende Wortspiele. »Sonyeuse« ist der Titel einer Novelle des gleichnamigen Bandes von Jean Lorrain von 1891. Die raffinierte Erzählung erschien, geändert, zusammen mit »Monsieur de Bougrelon« und »La dame turque« 1903.[19]

Bis auf einen Buchstaben *songeuse*, Träumerin, ist *Sonyeuse* in Lorrains Geschichte die Sommerresidenz des Marquis de Sonyeuse, ein hübsches Louis-Treize-Schlösschen in der Nähe des kleinen Städtchens S. gelegen, das wir als das Fécamp aus Lorrains Jugend erkennen können. Sonyeuse! Elegant, umgeben von langen Kastanienalleen. Die hohen Mauern und eisernen Zäune verbergen einen wunderschönen, von Düften erfüllten Park. Lorrain lässt dort ein Drama stattfinden, das ein kleiner kranker Junge erlebt. Eine Schönheit mit goldblondem Haar, ihre unerlaubte Liebe, die entführte Tochter eines unverheirateten Liebespärchen... provinzielles Unverständnis, unheilschwangere Atmosphäre, lebensbedrohliche Fieber... verrückt von Kummer, ihr geheimnisumwitterter Tod... Dreißig Jahre später ereignet sich ein Drama: ihre Gruft wird geöffnet, und ihr Schädel fehlt! Das Anwesen Sonyeuse steht zum Verkauf... jahrelang...

Worin hat Fersen sich da wiedererkannt? In der edlen Isolierung des kleinen Palastes? Erinnerte es ihn an seine einsame Jugend als Kind reicher Eltern? Das verborgene Drama, das sich dort abspielte? Lorrain hatte seinen ganz jungen Verehrer Fersen 1903 nach den »schwarzen Messen« in der Zeitung angegriffen wegen seines schlechten Geschmacks.[20] Dieser rächte sich mit Ironie in seinem Schlüsselroman *Lord Lyllian* an »Jean d'Alsace«, der, o Schande der Ästheten, eine Perücke tragen musste. Vielleicht wollte Fersen vier Jahre später seinem geliebten Feind, ein begeistertes Mitglied der homosexuellen »Partei«, nach dessen Tod auf diese Weise seine Verbundenheit bezeugen.

***

Mit einer ähnlich wie »Sonyeuse« gruseligen Erzählung: »L'Extase« leitet Fersen die Augustnummer ein. Kali und Rama, zwei schöne Knaben in einem südasiatischen Land, rauchen Opium. Sie warten auf IHN! Ein Totenschädel weint.[21] ER ist den Knaben in den Wolken des Rausches schon früher erschienen und hat ihnen Bilder aus fernen Ländern gezeigt. Mit seinen Worten haben sie gebetet: »im Namen der düsteren Schrecken von King's Gate und der Sinnlosigkeit von Reading Gaol«. ER ist tot, und das ist ihm unerträglich. Seine beringten Finger zeigen graue Flecken. Doch Rama raucht und fällt in Extase. ER befiehlt Kali, eine Nadel zu nehmen und sie in Ramas Herz zu stechen. Kali – sanfter kann sich ein Bruder nicht der Wiege seines Brüderchens nähern – tut, was ER will. Rama stirbt sensuell... ER, von dem Kali nun die Zuchthausuniform erkennt, stürzt sich auf die reine Brust und trinkt das perlende Blut Tropfen für Tropfen.

Was exakt interessierte Fersen an Oscar Wilde? In *Lord Lyllian*

[19] Vorbildlich herausgegeben von Jean de Palacio (1993).

[20] *Pelléastres* S. 121-165.

[21] Zufälligerweise hatte Fersen 1907 oder 1908 zwei jugendliche Singhalesen in Dienst genommen. Vielleicht war es einer von ihnen, den Plüschow unter einem bleichen Totenschädel in Fersens Villa fotografiert hat (siehe Fußnote 6).

ist er (als Harold Skilde) der Verderber von Renold, Lord of Lyllian Castle, eine der Rollen, in der wir den Autor wiedererkennen. Aber in einem glänzenden Essay »Über die Verherrlichung der Jungfrau in der Religion Oscar Wildes« lobt Fersen die geniale Darstellung Johannes des Täufers als mystische Jungfrau in *Salomé*. Seine zerebrale Leidenschaft für den ebenso jungfräulichen Jesus war die Ursache für die Geringschätzung der Tochter des Herodes und dem fleischlichen Verlangen.

Andere wichtige Essays in *Akademos* behandeln zum Beispiel die Renaissance des Paganismus in der Literatur (Roger Charbonnel), den heiligen Sebastian in der bildenden Kunst (Georges Eekhoud), die Moral Gobineaus (Tancrède de Visan), und es gibt einen sehr begeisterten und ergreifenden Vortrag von Eekhoud über die Empfindsamkeit in der Literatur. Die konstatiert er vor allem bei Vergil, Sterne, Rousseau, Chateaubriand, Verlaine, Mallarmé, Whitman, Elskamp und bei sich selbst. In seiner Begeisterung hätte er am liebsten den gesamten Katalog seiner Bibliothek aufgeschrieben!

»Das Vorurteil gegen die Sitten«, ein scharfer, geistreicher Artikel, enthält Informationen aus vielerlei Ländern und Kulturen. Es ist gezeichnet von Guy Delrouze. Leider entkam auch *Akademos* nicht dem Druckfehlerteufel. Im Register und in der Inhaltsausgabe heißt der Autor Guy Debrouze wie auch in der sehr lobenden Rezension von Numa Praetorius.[22] Zeitgenössische Autoren nennen ihn Delbrouze, was hier aber nicht so wichtig ist. In der Liste der Mitarbeiter taucht er nie auf.

Wo aber war er am 26. Februar 1910, als Hirschfeld seinen Vortrag mit anschließender Diskussion hielt? Das war schließlich ein Thema, das Debrouze sehr am Herzen lag. Er schreibt aus französischer Sicht, ist aber bestens informiert über die Verhältnisse in Deutschland, England und anderen Ländern. Ist Guy Debrouze ein Pseudonym von Fersen, Numa Praetorius, Reichmann oder Spiess?[23]

Xavier-Marcel Boulestin (1878-1943) ist der Autor, der verhältnismäßig die meisten Seiten von *Akademos* gefüllt hat. Boulestin hatte sich in den letzten Jahren des neunzehnten Jahrhunderts mit Colette befreundet und war von ihrem Ehegatten Willy als »Sekretär« engagiert. Er stand Modell für den Marcel in Colettes *Claudine à Paris*. Bis 1910 wohnte er abwechselnd in Paris und London und schrieb für diverse Zeitungen Briefe aus London. Auch die zehn lustigen »Chroniques Anglaises« in *Akademos* sind von ihm. »In England grassiert eine Tänzerinnen-Epidemie. Überall [...] pirouetten die Salomés, ohne Ende, ohne dass – leider – sich ein moderner Herodes von seinem Stuhl erhebt und befiehlt: *Man töte dieses Weib!*« Heitere, stimmungsvolle Skizzen, die einen Autoren verraten, der sehr gerne Restaurants, Cafés und Freunde frequentierte.

Sich von reichen Männern und Frauen aushalten zu lassen (wirkliche Freunde sind meist pleite), ist das Leitmotiv in *Les Fréquentations de Maurice*, ein ziemlich tuntiger Roman von Boulestin, veröffentlicht unter seinem Pseudonym Sydney Place, der nach neun Folgen in *Akademos* zu einem Ende kommt. Laut Numa Praetorius ist es ein »etwas mondänklatschhaft hingeworfenes schillerndes und prickelndes Sittenbild«.[24] Offenbar hat Boulestin darin seine eigenen Lebensumstände geschildert.[25] Fersen muss ihn schon einige Jahre gekannt haben. Davon zeugt sein Gebrauch des Verbums »boulestiner« für das Lästern in *Lord Lyllian* (S. 163).

Als *Akademos* einging, weilte Boulestin hauptsächlich in London, wo er ein berühmtes französisches Restaurant führen sollte. Er versuchte mit missionarischem Eifer, die Engländer zu einer besseren Kochkunst zu erziehen und das auch mittels Büchern mit den prägnanten Titeln *Eggs* und *Potatoes* und *What shall we drink?*

***

Die um 1909 aufkommende moderne Kunst findet in *Akademos* keinen Niederschlag. Die Zeitschrift blickt hoffnungsvoll zurück und befasst sich als Ausdruck ihres Zeitalters nicht mit den neuen Stilen wie Expressionismus oder gar Kubismus. Der erste Maler, der in Erscheinung tritt, ist der in Den Haag geborene und eingebürgerte Franzose Léonard Sarluis (1874-1949). Sein Gemälde »Die Unruhe« stellt einen Jüngling in engem Pullover, in herausfordernder

[22] *Vierteljahrsberichte des WhK* Jg. 2 S. 211. Siehe auch Jg. 1 S. 26.

[23] Verglichen mit: »Le préjugé contre les moeurs« ist Spiess: *Pédérastie et homosexualité* (Vanier, Spohr, La Tribune Libre: Paris, Leipzig, Genève 1915 – eine interessante Sammlung der Verleger, mitten im Ersten Weltkrieg!) bedeutend weniger geistreich geschrieben; mehr von einem Betrunkenen. Aber bestimmte Denkbilder und Interessengebiete stimmen überein. Fersen und Spiess kannten einander gut. Spiess war in der Villa Lysis auf Logierbesuch, und figurierte unter dem Namen Cyrille Miess in Fersens Roman *Et le Feu s'éteignit sur la Mer...* (1909), wie er selbst schreibt in *Mon Autopsie, Éjaculations autobiographiques* (Nice 1938).

[24] Boulestin, X.M.: *Myself, my two countries*. London 1936.

Pose und mit auffälliger Frisur dar – vielleicht ein dekadentes Selbstportät. Eine Erklärung fehlt. Und in der letzten Ausgabe steht ein Artikel über den französischen Maler Ciolkowski. »Antike Figuren, aber mit einer modernen poetischen Inspiration«, so beschreibt André Thévenin dessen Arbeiten und dies wohl treffend, wenn wir die in der Weihnachtsnummer von *Akademos* aufgenommenen Zeichnungen, mit ihrer offen sexuellen Symbolik betrachten: Ariel, der die intimsten Teile einer Blüte streichelt, eine symmetrische Landschaft, in der ein Brunnen einen erregten Strahl Flüssigkeit suggeriert, eine weiße Rose, die einen trostspendenden Kuss auf den Mund eines einsamen versteinerten Hermaphroditen presst.

Über bildende Kunst erfährt man: Beim Verleger Messein kann der Leser eine von dem Bildhauer Auguste de Niederhausern-Rodo angefertigte Büste von Verlaine bestellen (50 Franken) oder eine kleinere von Rimbaud, gefertigt von Messeins Schwager Paterne Berrichon für 5 Franken.

Der Komet von Fersen

Ich habe nicht viele Reaktionen auf *Akademos* gefunden. Laut Léautaud hatte die erste Nummer so ziemlich den Charme einer Homozeitschrift: »Vallette erzählte am Samstagabend, dass Autoren wie Barrès und Verhaeren, die ihre Namen auf die Liste der Mitarbeiter hatten setzen lassen, schon überrascht sein werden wenn sie das Genre der Revue sehen. [...] Der junge Massis hat uns erzählt, dass Barrès sehr verärgert gewesen ist.«[26] Tatsächlich taucht Barrès nicht mehr auf der Autorenliste auf; Verhaeren aber doch bis zum Schluss.

Der Zeitschriftenrezensent des *Mercure de France* beschreibt die erste Nummer als »eine üppige Revue, luxuriös und mit gutem Geschmack gedruckt. Glücklicherweise haben nicht alle schönen Dinge eine kurze Existenz, und man sollte dieser neuen Ausgabe eine lange Existenz wünschen.« Danach lobt er den Stil der Erinnerungen Tailhades an Verlaine: »Auf dass alle Fanatiker, die das hohle Echo ihres Schädels in der Form eines Bilderrätsels ausdrücken, sich mit dieser Prosa einreiben!«

Spätere Ausgaben sollten jedoch kaum noch besprochen werden.

Eine auffallende Reaktion kam von der Karikaturzeitschrift *L'Assiette au Beurre*. Das Heft vom 1. Mai 1909, mit dem Titel »Les p'tits jeun'hommes« enthält siebzehn Karikaturen von der Hand des ungarischen Künstlers Miklós Vavász, die das Phänomen *Akademos* kommentieren. Die erste Seite zeigt die Art von Lesern, die Vávasz *Akademos* zuschreibt: junge Leichtfüße aus den besseren Kreisen, oder solche, die danach streben, wenden sich in femininen Posen an den Betrachter. »Findest du nicht, dass der größte Fortschritt unserer Zeit die völlige Abschaffung der Frau in der Liebe sein wird?« Auf der Rückseite sehen wir einen jung Verstorbenen auf seinem Sterbebett – mit rosafarbenen Rosen bestreut – und einen Mann vor Trauer am Rande des Wahnsinns. Darunter ein Zitat aus dem »In memoriam Raymond Laurent« aus *Akademos* Nr. 1.

Am 10. Mai schreibt Fersen noch guten Mutes von Capri aus an Eekhoud: »Wir haben bei der Abreise *Akademos* auf dem richtigen Weg hinterlassen. (Die Werbung, die wir in den Zeitungen gemacht haben, hat einen ziemlich erfreulichen Verkauf der einzelnen Nummern bewirkt – außer im März wegen des verfluchten Poststreiks) aber was sind die Leute doch grob, hündisch oder einfach Herdentiere, ängstliche, dickköpfige Schafe. Die Abonnements sind zum Verzweifeln selten, und das bloß aus dem Grunde, weil man glaubt, es sei gefährlich, zu abonnieren (ich meine nun denjenigen, die Tailhade ›bardaches‹ nennt).[27]

Anstatt mir zu helfen, kehrte mir eine ganze Gruppe recht unnachsichtiger und kein bisschen intellektueller Adonisianer den Rücken zu – ist das aus Gewohnheit? würde ein Schelm fragen. Doch letztlich bleibt der Wille, unsere Aufgabe fortzusetzen und die Hoffnung, eine Partei zu bilden [...] Schicken Sie uns oft Manuskripte und erzählen Sie in Ihrem Umkreis von *Akademos*. Wir beabsichtigen, ab dem 1. Januar 1910 zwei Ausgaben pro Monat herauszugeben.«

In der Oktobernummer wurden reichlichst Beiträge für künftige Editionen angekündigt, aber sowohl das Interesse wie auch der Verkauf waren offenbar stark rückläufig. War *Akademos* nicht skandalträchtig genug? Die besonders dicke Weihnachtsnummer wurde die zwölfte und letzte Ausgabe. An Qualitätsmangel kann es nicht gelegen

[26] *Journal littéraire* III, 21. Januar 1909, S. 363.

[27] Bardache oder Berdache ist in bestimmten Kulturen ein Mann, der eine Frauenrolle einnimmt. Siehe Hirschfeld: *Die Homosexualität* (1914) S. 22: »An den Höfen Ludwigs XIII. und XIV. wurden die Bougres häufiger Bardaches genannt, nach dem spanischen bardaxa (italienisch bardascia), das eine Ummodelung des arabischen bardag, Sklave, Lustknabe sein soll.«

haben. Waren es die großen finanziellen Verluste? Wie dem auch sei, man gab den Mut auf.

Im Januar 1909 war *Akademos* wie ein Komet erschienen, und nach der Weihnachtsausgabe desselben Jahres verschwand die mysteriöse Erscheinung am Firmament schon wieder. Das mit soviel Elan verkündigte Wiederaufleben des Paganismus fand kaum ein Echo. Könnte es sein, dass viele *Akademos* als ein weiteres unziemliches ›tableau vivant‹ des exzentrischen Barons auffassten? Kaum jemand hat sich seitdem rückblickend mit *Akademos* beschäftigt.

Aber Kometen kommen wieder.[28] Wer heutzutage die getönten Seiten von schönem *papier vergé* umschlägt, ist doch überzeugt, dass Jacques d'Adelswärd-Fersen trotz seines Reichtums in das Pantheon der Literatur eingetreten ist.

Überarbeitete Fassung des Artikels »De Komeet van Fersen« aus: De Parelduiker 1996/1, S. 39-51.
Aus dem Niederländischen übersetzt von Norbert Baxmann

Der Erzbischof, Capri und die Hochzeiter

Wenn vor Capri die rote Sonne im Meer versinkt – so sangen die Deutschen vor Jahren, wenn sie aus den Ferien zurückkehrten und das Fernweh zu bekämpfen suchten. Nach Capri zog es viele der Sonnenuntergänge, einige aber auch des Hochzeitens wegen, das auf dieser Insel offenbar besonders romantisch ins Werk zu setzen war. Damit hat es nun ein Ende. Erzbischof Felice Cece hat am Montag einen Erlaß unterzeichnet, der Ausländern das Heiraten auf der Trauminsel und in einer der Kirchen des benachbarten Sorrent vorerst untersagt. Nach Presseberichten sollen in Capri auf diese Weise „Ausschweifungen und die Zurschaustellung von Prunk" verhindert werden. Vertreter der Tourismusbranche in Capri protestierten auf der Stelle: Hochzeiten seien ein wichtiges Geschäft in der Vor- und Nachsaison. Geschäftsleute und Hoteliers äußerten sich besorgt wegen der drohenden Einnahmeverluste. Nach dem Verbot hätten sich schon zwei amerikanische Hochzeitsgesellschaften mit jeweils bis zu 500 Gästen an das nahe Seebad Positano gewandt, das zu einer anderen Diözese gehöre. Es wird stiller werden auf Capri, wenn niemand mehr der untergehenden Sonne zuschauen und ergriffen ein Hochzeitslied anstimmen mag. (kn.)

Königin Elisabeth, die Maul- und Klauenseuche

Königin Elisabeth II. ist nach Ansicht
ner schottischen protestantischen K
für den Ausbruch der Maul- und
che in Großbritannien verar
ie (

[28] In den letzten Jahren wuchs allmählich das Interesse für *Akademos*. Siehe Patrick Pollard: *André Gide, Homosexual Moralist* (New Haven/London 1991) und Mirande Lucien: *Akademos. Jacques d'Adelswärd-Fersen et »La Cause Homosexuelle«* (Lille 2000). Und weitere Fersen-Ausgaben sind in Vorbereitung.

Niko Ewers

Homosexuell und Jude – Leben und Verfolgung des Bielefelders Ludwig Meyer, dessen Leidensgeschichte nach siebenjähriger KZ-Haft noch nicht zuende war

»Wieder ein Mord auf St. Pauli: Rentner erschlagen.« So lauteten im April 1975 die Schlagzeilen in der Hamburger Lokalpresse. Das Opfer, der einundsiebzigjährige Ludwig Meyer, soll homosexuell veranlagt gewesen sein, hieß es damals, und soll vornehmlich die Bekanntschaft von jungen Ausländern gesucht haben – als sei es das gewöhnliche Risiko von Schwulen, umgebracht zu werden.

Es ist fraglich, ob Ludwig Meyer irgendwelche Spuren – und seien es nur in der Erinnerung – hinterlassen hat; schließlich wohnte er in Hamburg noch nicht lange, als der Mord geschah. In Hannover dagegen war er hinlänglich bekannt: als Wirt des *Wielandseck* in der Glockseestraße, eines der ersten Schwulenlokale im Nachkriegshannover, das er zusammen mit seinem Freund Günter Heidemann 1953 eröffnet hatte. Dort wusste man, dass Meyer als Jude jahrelang im Konzentrationslager gesessen hatte; und einige seiner Stammgäste vermuteten auch, er habe die Einrichtung des Lokals mit dem Geld aus der ihm zugesprochenen Entschädigung finanziert.[1]

Dabei kommt Meyer gar nicht aus Hannover selbst, sondern aus dem hundert Kilometer weiter westlich gelegenen Bielefeld. Dort war nur bekannt, dass er als Jude sieben Jahre lang im KZ gewesen und nach seiner Befreiung 1945 nach Hannover umgezogen war.[2] Aber niemand sprach darüber, dass er schon vor der Einlieferung nach Buchenwald mehrfach wegen § 175 im Gefängnis war, auch seine erneute Gefängnisstrafe im Jahre 1948 war kein Thema. Erst recht wusste man nichts über Ludwig Meyers Lebensweg bis zu seinem grausamen Tod in Hamburg.

Spurensuche in Bielefeld

Die Familie Meyer stammt aus Verl, einer Landgemeinde zwischen Gütersloh und Paderborn, in der viele vom Vieh- und Fleischhandel lebten. So auch der Großvater, der Metzger Abraham Meyer. 1875 zog die Familie ins nahe Bielefeld. Wie damals üblich, führte der zuerst geborenen Sohn Moritz das Geschäft weiter, aus dem nach dem Ersten Weltkrieg eine Engros-Schlachterei wurde. Seine Frau Rahel stammte aus der angesehenen jüdischen Familie Eltzbacher aus Herford und Neuenkirchen. 1903 wurde der erste Sohn, Ludwig, geboren, und ein Jahr später sein Bruder Adolf.

Über Kindheit, Jugend und Schulzeit Ludwig Meyers ist nichts weiter bekannt. Erst ab 1924 gewinnt seine Biografie Konturen. Nach Abschluss einer Lehre im Fleischerhandwerk scheint dem Zwanzigjährigen der familiär vorgeprägte Berufsweg nicht mehr zu behagen. Er zieht nach Berlin, wo er sich ein knappes Jahr aufhält. Was er dort gemacht hat, bleibt ebenso im Dunkeln wie sein Umzug nach Quedlinburg ein paar Jahre später. Von dort kehrt Meyer zurück nach Bielefeld, lebt aber später auch in Oberhausen und Krefeld. Er habe in diesen Jahren ein Feinkostgeschäft betrieben, ehe er in den väterlichen Betrieb eintrat, heißt es später in der Entschädigungsakte.[3]

Moritz Meyer, immerhin schon 66 Jahre alt und zunehmend sehbehindert, habe dringend seine Hilfe gebraucht, heißt es dort weiter. So arbeitet der Sohn seit 1930 zunächst als Angestellter, dann als Mitinhaber der Engros-Schlachterei des Vaters. Das klingt nach mehr, als es tatsächlich gewesen ist. Zwei Fotos aus den zwanziger Jahren zeigen das zwar geräumige, aber eher bescheiden wirkende Wohnhaus an der Kreuzstraße 42 mit dem Geschäft im Hinterhof. Die Innenausstattung war eher kleinbürgerlich: mit »überdurchschnittlichem Mobiliar« und »wertvollen Bildern und Kunstgegenständen«. Gesamtwert der Einrichtung zum Zeitpunkt der Deportation der übriggebliebenen Angehörigen 1942: rund 40.000 Reichsmark laut Entschädigungsakte. Tatsächlich ist der Ertrag aus dem väterlichen Betrieb dürftig. Eine spätere Schätzung des Obermeisters der Bielefelder Fleischerinnung spricht von 5000 RM Jahreseinkommen aus Schlachterei und Viehhandel. Eine zu »wohlwollende Beurteilung«, wie es später heißt. Laut Steueramt seien es im Jahr 1932 nur 2000 RM gewesen – und dies mit abnehmender Tendenz. »Es kann unterstellt werden, dass der Rückgang der Gewerbeerträge durch rassischen Boykott verursacht worden ist«, so die zutreffende Formulierung

[1] R. Hoffschildt: Olivia. Die bisher geheime Geschichte des Tabus Homosexualität und der Verfolgung der Homosexuellen in Hannover, Hannover 1992, S.144 f.

[2] M. Minninger u.a.: Antisemitisch Verfolgte, registriert in Bielefeld 1933-45, Bielefeld 1985, S.150.

[3] Entschädigungsakte Ludwig Meyer: Stadtarchiv Bielefeld, B 138a (Alle Daten seines Lebenswegs und zitierte Dokumente sind dieser Akte entnommen, sofern nicht anders angegeben)

der Wiedergutmachungsbehörden. Immerhin hatten die Nazis in der Bielefelder Stadtverordnetenversammlung schon vor der Machtergreifung ein Schächtungsverbot beantragt, unterstützt von den deutschnationalen Parteien.[4] Ein unverhohlen antisemitischer Angriff nicht nur auf die drei oder vier jüdischen Schlachtbetriebe, die es hier gab. Obwohl abgelehnt von der noch (sozial)demokratischen Mehrheit, dürfte dies nicht ohne geschäftsschädigende Folgen für den Meyerschen Familienbetrieb geblieben sein, ehe nach 1933 der Boykott – »Kauf nicht bei Juden!« – auf die Tagesordnung kam.

Und es bleibt nicht beim Boykott. Im Dezember 1937, bei der »Entjudung« der Wirtschaft werden Vater und Sohn Meyer »die Ausübung der Schlachterei sowie das Betreten des Schlachthofs verboten«. Vielleicht einer der ersten Amtshandlungen des frischgebackenen Kreishandwerksmeister Carl Schürmann, altgedienter Parteigenosse und Sturmführer der SA, der hinsichtlich seiner künftigen Arbeit die »stets enge Fühlungnahme mit der Partei« betont hat.[5] Dem nun verfügten Gewerbeverbot folgt die Liquidierung des Betriebs, die mit Löschung aus dem Handelsregister am 1.4.38 besiegelt ist. Und wieder heißt es später ganz amtlich: Das alles ist »im wesentlich bewiesen« und damit auch, dass Ludwig Meyer »als Jude zu dem Personenkreis gehörte, der in der Gesamtheit während der Zeit des NS-Regimes vom kulturellen und wirtschaftlichen Leben Deutschlands ausgeschlossen werden sollte«. Erkenntnisse, die nach 1948 plötzlich keine Rolle mehr spielen sollten.

[4] Mitteilungen von Monika Minninger, Stadtarchiv Bielefeld.

[5] Westfälische Neueste Nachrichten 27.10. und 5.11.1937

Beginn der Verfolgung: »Sonderaktion gegen Homosexuelle«

Ludwig Meyer ist es an den Kragen gegangen, noch ehe man ihm seinen Betrieb raubt. Am 17.10.1936 wird der unbescholtene Kaufmann von der Gestapo abgeholt und in Schutzhaft genommen. Er gehört zu den ersten Opfern der am 12.10. begonnenen »Sonderaktion gegen Homosexuelle in Bielefeld«, und folglich taucht sein Name in den Schutzhaftlisten auf, die die Staatspolizeistelle Bielefeld monatlich an die Gestapo-Zentrale in Berlin übermittelt.[6] Einer von insgesamt 284 Männern aus Bielefeld und den Nachbarkreisen, die bis Anfang 1938 ins Polizeigefängnis in der Turnerstraße gesteckt werden und denen allen der Prozess gemacht werden soll.[7]

Ludwig Meyer sitzt viereinhalb Wochen in »Schutzhaft«, wie üblich ohne Rechtsbeistand, und wird nach Abschluss der polizeilichen Ermittlungen dem Untersuchungsrichter vorgeführt. Dieser nimmt ihn – wie in fast allen anderen Fällen auch – in U-Haft und lässt ihn ins Gerichtsgefängnis überführen. Zweieinhalb Monate später kommt es zum Prozess: Meyer wird schuldig gesprochen und zu acht Monaten Gefängnis verurteilt: Einer der Fließbandprozesse der Sonderstrafkammer IIa, die das Landgericht Bielefeld speziell für Verfahren nach § 175 eingerichtet hat. Deren Bilanz nach fünfmonatiger Arbeit: 199 Prozesse gegen Homosexuelle, davon 184 mit Verurteilungen – fast alle zu Freiheitsstrafen.[8]

Im Unterschied zu vielen Fällen, deren Gerichtsakten im Staatsarchiv Detmold erhalten sind, existieren in der Strafsache Ludwig Meyer keine Unterlagen. Daher weiß man nichts über sein schwules Leben in Bielefeld, über seinen Freundeskreis oder gar seine Liebhaber, mit denen sexuell verkehrt zu haben, das Gericht ihm zum Vorwurf gemacht hat. Bei einigen anderen Strafverfahren hat Meyer jedoch Spuren hinterlassen: in wenigstens elf Vernehmungsprotokollen bzw. Anklageschriften taucht sein Name auf[9] – genannt von anderen Verhafteten, die ihn gekannt oder gar mit ihm geschlafen haben bzw. dies nur behauptet haben, um ihn zu denunzieren oder die eigene Haut zu retten in der von einem Schutzhäftling artikulierten Hoffnung: »Je mehr du zugibst, je mehr Personen du angibst, umso besser für dich.«[10] Natürlich lässt sich dies nicht mehr überprüfen. Dennoch zeugt die häufige Nennung seines Namens von einer gewissen Präsenz des vierunddreißigjährigen Meyer in der schwulen Szene Bielefelds.

Dass er nach seiner Verhaftung, wie nachweisbar bei anderen Fällen,[11] geschlagen oder misshandelt

[6] Staatsarchiv Detmold, M1 IP, Nr.647/II und 648

[7] Vgl. Niko Ewers: »Besonders ein regelrechtes Liebesverhältnis muss auf's Schwerste verurteilt werden.« Verfolgung von Homosexuellen in Bielefeld in der Zeit des Nationalsozialismus, in: 86. Jahresbericht des Historischen Vereins für Minden-Ravensberg, Bielefeld 2000, S. 73-90. Eine frühere Fassung, vorgetragen bei den *Schwulen Hochschultagen* im WS 1999/2000, findet sich in der Website des Schwulenreferats der Universität Bielefeld: http://schwur-bi.purspace.de

[8] Vgl. dazu: A. Knobelsdorf u.a.: Das Recht wurzelt im Volk: NS-Justiz im Landgerichtsbezirk Bielefeld, Bielefeld 1992, S.101 ff.; ders.: Das Bielefelder Landgericht 1933-45, in: Juristische Zeitgeschichte, Bd.1, Düsseldorf 1993, S.83 ff.

[9] Gerichtsakten im Staatsarchiv Detmold: D 21 A, Nr.4052, 4057, 4075, 4079, 4083, 4098, 4100, 4117, 4147 und D 21 B zug. 43/60, Nr.29

[10] D 21 A, Nr.4091 mit einem erschütternden Brief des Lehrers Ernst B. aus Gütersloh über die Situation in der Schutzhaft.

[11] Vgl. Lagebericht des Bielefelder Landgerichtspräsidenten v. 29.4. 1937, zit. in Knobelsdorf u.a., S.104;

worden ist in der Art des »verschärften Verhörs«, davon kann man auch ohne Aktenfunde ausgehen. Denn ein weiterer Umstand kommt hinzu: der homosexuelle Meyer ist ein Jude. Bereits in den Schutzhaftlisten der Gestapo ist dies entsprechend vermerkt und dick unterstrichen: Ausdruck einer zweifachen Stigmatisierung und Kriminalisierung, eine geradezu verdoppelte Feinderklärung seitens der Nazis. Das hat sich bereits ein Jahr zuvor gezeigt, als die Verurteilung des Bielefelder Kurt Jacobi wegen Unzucht mit Minderjährigen zu einem reichsweit inszenierten Aufsehen führte mit Schlagzeilen wie »Der Jugendverderber von Bielefeld«. *Der Stürmer*, das Zentralorgan der SS, schrieb: »Ein Verbrechen widerwärtigster, unnatürlichster Art, begangen nicht an jungen Juden, sondern an jungen Deutschen... Der Jude ist die verkörperte Unnatur, und wenn der Angeklagte diese Verbrechen beging, dann... weil das jüdische Blut ihn dazu trieb«, weil »ihn der jüdische Hass gegen das deutsche Volk dazu trieb, junge nichtjüdische Jungen zu verderben«[12] – ein Paradebeispiel für das Zusammengehen von antihomosexuellen und antisemitischen Stereotypen.[13] Die Folgen für die Betreffenden: besonders umfangreiche Ermittlungen, verschärfte Verhörpraktiken und besonders strenge Verurteilung. »Trotz seiner Krankheit ein freches, typisch jüdisches Auftreten« schreibt die Stapo über einen anderen jüdischen Homosexuellen aus Stolzenau (nähe Hannover), der im Zuge der »Sonderaktion« im April 1937 festgenommen und mit einem Gefangenentransport nach Bielefeld überführt wurde. Der chronisch Herzkranke hat die nachgerade besessen betriebenen Bemühungen, ihn vor den Kadi zu bringen, nicht überlebt.[14] Auch Ludwig Meyer dürfte eine Art ›Sonderbehandlung‹ erfahren haben. Gleichwohl liegt das Urteil gegen ihn knapp unter dem Durchschnitt des damals üblichen Strafmaßes.[15] Offenbar hat das Gericht nur wenige gerichtsverwertbare »Unzuchtshandlungen« gefunden – oder weitgehend nur solche, die vor Inkrafttreten des 1935 verschärften § 175 begangen worden sind.

Meyer verbüßt die achtmonatige Haftstrafe – die Schutz- und Untersuchungshaft werden dabei angerechnet – bis zum letzten Tag (21.6.1937). Gnadengesuche werden grundsätzlich abgelehnt, selbst in den Fällen, wo eine Inhaftierung zu einem absehbaren wirtschaftlichen Ruin einer ganzen Familie führt. Das zeigt das Beispiel eines zur gleichen Zeit verurteilten Hoteliers aus Lage/Lippe, der dem Richter schrieb: »Außer meiner Gefängnisstrafe bin ich weiter gestraft durch den völligen Verlust meiner Existenz«; die Mutter und die Schwester »mussten das Hotel räumen und stehen vor dem Nichts«.[16] So kann man auch im Fall Meyer vermuten, dass die zwangsweise Abwesenheit des Juniorchefs die wirtschaftlichen Problemen des Familienbetriebs verschärft hat, ehe dieser Ende 1937 schließen muss. Zudem wird Ludwig Meyer zwischenzeitlich erneut vor Gericht gestellt und am 2.8. zu einer sechswöchigen Gefängnisstrafe verurteilt: Folge von Nachermittlungen der Polizei, die seit ihrer »Sonderaktion gegen Homosexuelle« nahezu täglich weitere Verhaftungen vornimmt und damit weitere Fälle entdeckt – auch von bereits Verurteilten, denen jetzt zusätzliche ›Taten‹ nachgewiesen werden.

»Die Unterbringung in einem KZ erscheint daher dringend erforderlich«

Mit der Liquidierung der Engros-Schlachterei sind die Inhaber de facto arbeitslos. Als Jude hat Ludwig Meyer ohnehin keine Chancen mehr, einen halbwegs normalen Job zu bekommen – erst recht als vorbestrafter Jude und ›Perverser‹, der am 18.2.1938 sogar zum dritten Mal vor Gericht kommt und erneut zu sechs Wochen Gefängnis verurteilt wird. Man kann nur vermuten, wie die Familie hat überleben können: mit Hilfe von Verwandten und mit dem Verkauf von Sachen aus dem Privatbesitz. Über ein nennenswertes Anlage- und Betriebskapital hat das Unternehmen ja niemals verfügt.

Der Vater stirbt am 13.3.1940. Der Sohn fehlt bei seiner Beerdigung, hat es vorher auch nicht erleben können, dass sein Onkel Julius Meyer und seine Frau Ida in das Haus Kreuzstraße 42 eingezogen sinnd. Denn Ludwig Meyer sitzt seit dem 2. 6. 1938 im Konzentrationslager. Am Tag vorher hatte die berüchtigte »Aktion Arbeitsscheu Reich« begonnen, die Heydrich, Chef des Reichskriminalpolizeiamts, angeordnet hatte: in allen Polizeileitstellen seien »mindestens 200 männliche arbeitsfähige Personen (Asoziale) in polizeiliche Vorbeugungshaft zu nehmen« und ebenso »alle männlichen Juden, die mit mindestens einer Gefängnisstrafe vor mehr als einem Monat bestraft sind.«[17] Das

Gerichtsakten D 21 A, Nr. 4051 und 4104.

[12] Westfälische Neueste Nachrichten 7.12.1935; Stürmer 4/1936 und 13/1936

[13] F. Koch: Sexuelle Denunziation. Die Sexualität in der politischen Auseinandersetzung, Frankfurt 1986, S.88 f.

[14] Gerichtsakte D 21 A., Nr.4129

[15] Von den bisher recherchierten 618 Fällen in Bielefeld und Ostwestfalen aus den Jahren 1934-45 sind 368 mit Urteilen dokumentiert, darunter sind 258 Gefängnisstrafen und 61 Zuchthausstrafen.

[16] Gerichtakte D 21 B zug. 43/60, Nr.43

[17] W. Ayaß: Wanderer und Nichtsesshafte. ›Gemeinschaftsfremde‹ im Dritten Reich, in: H.-U. Otto & H. Sünker (Hg.): Soziale Arbeit und Faschismus, Bielefeld

trifft auf Ludwig Meyer zu, und prompt beeilt sich die Bielefelder Polizei, ihn zu ergreifen und in »Vorbeugehaft« zu nehmen. Zuerst im Gerichtsgefängnis Minden, wird er am 5. Juli nach Hannover verlegt, dann am 3. September ins Konzentrationslager Buchenwald. Die nach dem Krieg ausgestellte Inhaftierungsbescheinigung des alliierten International Tracing Service (ITS), abgeheftet in der Entschädigungsakte, gibt allerdings den 15. Oktober als Einlieferungsdatum an, zudem mit widersprüchlich klingenden Kategorisierungen: »ASR (Arbeitsscheu-Reich) im Blockbuch, ›Paragraph 175 - Jude‹ in allen anderen Unterlagen«. Der Grund mag sein, dass Meyer – Häftlingsnummer: 2005 – zunächst in der erstgenannten Kategorie eingeliefert, ehe er nach einigen Wochen als Jude geführt worden ist. Letzteres bestätigen später das Buchenwaldkomitee und die Vereinigung der Verfolgten des Naziregimes.

Stationen einer Leidensgeschichte: Buchenwald – Auschwitz – Mauthausen

Knapp fünf Jahre bleibt Meyer in Buchenwald – eine Zeit ohne Spuren in den Archiven. Nur aus der Zeit in Auschwitz, wohin er im Mai 1943 verlegt worden ist, und ab 29. Januar 1945 auch in Mauthausen, finden sich Hinweise: Als arbeitsfähiger Mann von damals neununddreißig Jahren ist Ludwig Meyer gleich an der Rampe herausgepickt und einem Arbeitskommando für die *Eintrachtshütte* (nähe Kattowitz) zugeteilt worden. In Mauthausen wiederum hat man ihn, zumindest zeitweise, in das Nebenlager Gusen II gebracht und zur Arbeit in dem berüchtigten Steinbruch gezwungen. Dort habe er eine Knieverletzung erlitten, die sich aufgrund fehlender ärztlicher Versorgung verschlimmert habe, heißt es in einigen Briefen Meyers nach Rückkehr in seine Heimatstadt – eine Schädigung, die ihn noch längere Zeit arbeitsunfähig gemacht hat.

Der Steinbruch wird von Mauthausen-Überlebenden immer wieder als »Hölle« beschrieben. »Wir sahen, wie lebende Skelette in weiten, gestreiften Pyjamas mit runden Mützen am Kopf treppauf, treppab große Steine schleppten. Sie wurden von peitschenschwingenden Kapos angetrieben, obwohl sie sich kaum auf den Beinen halten konnten«, schreibt Lisa Scheuer[18]. Hinzu kommt der alltägliche Terror in dem zunehmend überfüllten Lager, wohin zehntausende KZ-Häftlinge aus dem Osten verbracht worden waren. Die grauenvolle Todesbilanz noch in den letzten vier Wochen: 10.868 Männer und Frauen »als gestorben gemeldet« – die Zahl der nicht erfassten Toten ist unbekannt.[19]

Da grenzt es an ein Wunder, dass Ludwig Meyer die Zeit in Mauthausen, »eines der verrufensten Konzentrationslager im Dritten Reich«, überlebt hat. Ein Überleben, dem Jahre später ein Mithäftling in Auschwitz und Mauthausen Respekt zollt: »Ludwig Meyer wurde genau wie ich im Lager als Jude geführt. Seine Einstellung war äußerst kameradschaftlich, er war von hingebender Hilfsbereitschaft den Kameraden gegenüber ... Ich bin jederzeit bereit, für ihn einzustehen.« Dies ist ein Zitat aus einer eidesstattlichen Erklärung des Fabrikanten Albert Bauer aus Gladenbach (Hessen), am 1. August 1949 den Bielefelder Behörden zugestellt, die Ludwig Meyer den Status als rassisch Verfolgter aberkennen wollten.

Befreiung und Rückkehr nach Bielefeld

Am 8. Mai 1945 wird Mauthausen befreit. Es braucht aber noch einige Zeit für die überlebenden Häftlinge, rund 60.000, ehe sie das Lager verlassen können. Viele müssen ins Lazarett oder in Quarantäne, und wie überall fehlt es an Verkehrsmitteln, um heimzukehren. Ludwig Meyer selbst wird am 13. Juni entlassen – so jedenfalls das Datum der ihm ausgestellten *Provisional identification card for civilian internee of Mauthausen*. Entgegen der Angabe zu seinem letzten Wohnsitz – Bielefeld, 15er-Str. 42 (die von den Nazis umbenannte Kreuzstraße) – lautet die allerdings unbestimmte aktuelle Adresse: »Schweiz – Zürich«, Hinweis auf Meyers Absicht, sich dort zumindest vorübergehend anzusiedeln. Der Grund mag gewesen sein, dass auch sein Onkel Julius überlebt hat, der 1942 von Bielefeld nach Theresienstadt deportiert wurde, zusammen mit seiner dort ermordeten Frau. Er ist im Zuge eines Gefangenenaustauschs in den letzten Kriegsmonaten in die Schweiz gebracht worden.[20] Vielleicht hat Ludwig dies von den alliierten Militärbehörden erfahren, bei denen sich die überlebenden Juden nach dem Schicksal ihrer Angehörigen erkundigen konnten. Ob Meyer tatsächlich in Zürich gewesen ist und seinen Onkel getroffen hat, lässt sich heute nicht mehr sagen. Vermutlich eher nicht,

1986, S.379 ff. (dort Faksimile des Heydrich-Befehls)

[18] L. Scheuer: Vom Tod, der nicht fand, Reinbek 1983, S. 92 f.; vgl. auch R. Hoffschildt: Homosexuelle im KZ Mauthausen, in: Das Lambda Lesebuch, Wien 1996, S. 157-163.

[19] A. Matt: Einer aus dem Dunkel. Die Befreiung des Konzentrationslagers Mauthausen, Zürich 1988, S.73

[20] Mitteilung von Martin Decker, Friedensgruppe der Altstädter Nicolaikirchgemeinde, die in jahrelanger Arbeit das Schicksal der von Bielefeld aus deportierten Juden recherchiert hat.

denn im August 1945 ist Ludwig Meyer wieder in Bielefeld.

Dort gibt es aber kein Zuhause mehr. Das Haus in der Kreuzstraße ist nach der Deportation seiner Verwandten im Sommer 1942 längst von anderen bewohnt, sofern es nicht sowieso in Trümmern liegt. Der Heimkehrer findet im Christlichen Hospiz in der Bahnhofstraße eine Unterkunft und wendet sich, da völlig mittellos, an die »Betreuungsstelle für politisch und rassisch Verfolgte«. Er zeigt seine Papiere und bekommt als ehemaliger KZ-Häftling etwas Geld und Lebensmittelkarten sowie die Zusicherung, ihn »bei der Neuanschaffung von verschiedenen Wäschestücken, Regenmantel usw. einschl. Schuhe vordringlich und bevorzugt abzufertigen«. Am 30. August 1945 folgt der einstweilige Bewilligungsbescheid: 250 RM monatlich als Beihilfe.

Dies sind die ersten Dokumente in der Akte »Entschädigungssache Ludwig Meyer«. Sie enthält auch eine handschriftliche Aufstellung über seinen früheren Besitz: »Bei meiner zwangsweisen Verschleppung in das KZ Buchenwald im Jahr 1938 ließ ich folgende Sachen aus meinem und meines inzwischen verstorbenen Vaters Haushalt zurück: Wohnzimmer, Schlafzimmer, Küche...« Als Gesamtwert wird ein Betrag von 22.500 Reichsmark angegeben. Das nächste Lebenszeichen ist vom 7. Mai 1946 datiert. »Ich habe eine Wohnung in der Jöllenbecker Str. 61 zugewiesen, die ich aber wegen Reparaturen und Neuanschaffung von Möbeln noch nicht beziehen kann«, schreibt der nach wie vor im Hospiz Wohnende an die Stadtverwaltung. »Sonstige Einkommen habe ich nicht. Beim Arbeitsamt bin ich gemeldet, kann aber infolge Beinschädigung noch nicht arbeiten.« Ob seine Beschwerde irgendwelche Erfolge gehabt hat, ist nicht mehr zu klären. Wohl aber dies: die jetzt amtliche Anerkennung als rassisch Verfolgter mitsamt Aushändigung des »grünen Sonderausweises«. Ludwig Meyer ist jetzt Mitglied der Jüdischen Kultusgemeinde Bielefelds, sein Sonderausweis trägt die Nummer 293.

Anfang November 1946 wird Meyer amtsärztlich »arbeitsunfähig« geschrieben: Nachwirkungen seiner jahrelangen KZ-Zeit, vor allem seiner Knieverletzung bei der Zwangsarbeit in Mauthausen. Kleinere Jobs mag er übernommen haben. Nur einer ist aktenkundig: als Verkäufer von Butter und Eiern auf dem Wochenmarkt. Anfang 1949 bekommt er eine Anstellung beim Wohnungsamt der Stadt. Er beginnt einen Verwaltungslehrgang, obwohl er inzwischen erneut straffällig geworden ist. Sein Delikt: »Vornahme unzüchtiger Handlungen«. Ein Fall für den nach wie vor gültigen § 175, mit dem 1937 die neunjährige Gefängnis- und KZ-Zeit des Ludwig Meyer begonnen hatte.

Als Homosexueller »unwürdig« für Wiedergutmachung

Am 22. Dezember 1948 wird der fünfundvierzigjährige Ludwig Meyer zu fünf Wochen Gefängnis verurteilt, ein im Vergleich zur Nazizeit mildes Urteil. Die Zeit der drakonischen Strafen ist zwar vorbei, nicht aber die polizeiliche und strafrechtliche Verfolgung Homosexueller. Die näheren Umstände des Strafverfahrens bleiben im Dunkeln, da die Gerichtsakten nicht überliefert sind. Dagegen lassen sich die administrativen Konsequenzen gut dokumentieren: Es beginnt mit einer Mitteilung der Wiedergutmachungsstelle an die Bezirksregierung über die Verhaftung gegen Meyer, der ja schon »einschlägig vorbestraft« ist; zugleich wird – noch vor dem Urteil – angekündigt, man werde in der nächsten Sitzung des Kreissonderhilfsausschusses Meyers Anerkennung überprüfen. Das Ergebnis: »Die am 29.5.1946 beschlossene Anerkennung des Ludwig Meyer als rassisch Verfolgter wird zurückgezogen, weil die Voraussetzungen für die Bestätigung der Anerkennung ... nicht ausreichen.«

Dabei haben die Bielefelder Wiedergutmacher, als würden sie selber Skrupel darüber empfinden, vor ihrer Entscheidung bei der Jüdischen Kultusgemeinde angefragt, »ob dort Tatsachen bekannt sind, die für eine besondere rassische Verfolgung sprechen.« Wenn nicht, und davon geht man offenbar aus, werde dies »zu einer Zurückzahlung der Anerkennung des Meyer führen müssen.« Die Gemeinde hält die angekündigte Aberkennung für unrechtmäßig: »Nach den Geschehnissen der späteren Jahre ist mit größter Wahrscheinlichkeit anzunehmen, daß, wenn er [Meyer] nicht bereits im KZ gewesen wäre, er bestimmt mit einem der ersten Transporte nach dem Osten verschleppt worden wäre... Man darf von daher mit Bestimmtheit annehmen, daß auch auf ihn die Bestimmung der Anerkennung als Verfolgter des Nazi-Regimes zutreffen.«

Es hat nichts genutzt, es bleibt bei der negativen Entscheidung gegen Ludwig Meyer, als sei die Tatsache, als Jude Opfer der nationalsozialistischen Verfolgung gewesen zu sein, verwirkt aufgrund seiner Homosexualität und seiner früheren Verurteilungen. Meyer erhebt Einspruch bei der zuständigen Bezirksberufungskammer in Detmold. Diese lässt sich Zeit bis zum November 1949, dann gibt sie dem Einspruch endlich statt und hebt die Verfügung der Bielefelder Behörden auf. »Nach seinen Angaben und der Bescheinigung des Buchenwald-Komitees«, heißt es in der Begründung, habe Meyer »nicht als Vorbeugungshäftling eingesessen, sondern als Jude, aus rassischen Gründen«; deshalb sei »seine Bestrafung aus

§ 175 kein Anlass, ihn gemäß III K der Richtlinien als unwürdig zur Anerkennung auszusprechen.«

Behördenkrieg mit antisemitischen Zügen

Die Genugtuung über diesen Erfolg gegen die Bürokraten seiner Heimatstadt währt aber nicht lange: Am 10. Januar 1950 wird Ludwig Meyer als Erbe der väterlichen Liegenschaft ins Rathaus bestellt und bekommt zu hören: »Wir sind ja keine Juden, die sie betuppen wollen.« Und: »Sie sind sich ja wohl bewusst, dass viele jüdische Geschäfte nicht immer auf reelle Grundlage aufgebaut sind... Es gibt ja weiße und schwarze Juden.« Darüber empört, schickt Meyer am gleichen Tag einen Beschwerdebrief an den Oberbürgermeister Artur Ladebeck und kündigt an: »Die durch die Äußerung zutagegetretene Gesinnung des Herrn Vermessungsrat Schröder scheinen mir nicht geeignet, mit ihm Verhandlungen irgendwelcher Art zu führen.« Eine Antwort ist nicht überliefert, wohl aber ein Entschuldigungsschreiben des Vermessungsrats: »Ich bedaure die gebrauchten Worte als unbedachten Ausdruck. Ich bin kein Antisemit... Nachdem ich erfahren habe, daß Sie jahrelang im Konzentrationslager gesessen haben, verstehe ich Ihre Empfindlichkeit und Ihre Erregung und bitte Sie in aller Form um Verzeihung.«

Eine andere Abteilung im Bielefelder Rathaus will aber nicht so schnell klein beigeben: Das Amt für Wiedergutmachung erhebt Einspruch gegen die Entscheidung der Bezirksberufungskammer, so dass sich die Landesberufungskammer in Düsseldorf mit dem Fall befassen muss. Erst am 21. November 1950 entscheidet die Kammer: Der vorinstanzliche Spruch wird ebenso bestätigt wie der Wiederanerkennung Meyers als rassisch Verfolgter. Und erneut gibt man sich in Bielefeld nicht geschlagen, geradezu versessen, dem homosexuellen Juden das Leben schwer zu machen. Der Landesberufungskammer sei »diese neuerliche Straftat bei der Entscheidung nicht bekannt gewesen«, bemängelt der zuständige Amtmann Waterbör und verlangt »eine neuerliche Überprüfung durch den Kreissonderhilfsausschuss Bielefeld-Stadt«.

Da mag es für den Amtmann wie ein Geschenk des Himmels gewesen sein, dass Anfang 1951 ein weiteres Ermittlungsverfahren gegen Ludwig Meyer als Angestellter des städtischen Wohnungsamts eingeleitet wird: Betrug, Untreue, Urkundenfälschung und Bestechlichkeit im Amt. Sofort informiert Waterbör die Bezirksregierung; auch das Bezirkssekretariat der SPD schaltet sich ein, wie einer schriftlichen Nachfrage aus Detmold zu entnehmen ist. Am 12. Februar wird von dort telefonisch angeordnet: »Die Betreuung des Meyer ist bis auf weiteres auszusetzen und der ›Grüne Sonderausweis‹ einzuziehen.«

Derart munitioniert will man den Fall Meyer nun endgültig ›abwickeln‹ und überdies zu einer Grundsatzfrage machen: ob nämlich »auch aus kriminellen Gründen in Haft gekommene Juden und Zigeuner als Verfolgte anzuerkennen sind, da sie ohnehin ins KZ gekommen wären.«[21] Die beiden Berufungskammern hätten diesen »schon in der Öffentlichkeit kritisierten Standpunkt vertreten« und insofern zugunsten von Meyer entschieden, was aber »einfach unbegreiflich« sei, so heißt es in einer Aktennotiz des Ausschussvorsitzenden. Deshalb möge der Stadtdirektor diesen Vorgang »bitte an den Herrn Minister unverzüglich zur Kenntnis bringen.« Als Vorgriff wird die Gewährung von Haftentschädigung gestoppt. Waterbör gibt sich siegessicher: »Nach Lage der Sache hat Meyer Wiedergutmachungsleistungen in absehbarer Zeit kaum zu erwarten.«

KZ-Haft ohne Erfolg: »geminderte moralische Widerstandskraft«

Auch über das neue Strafverfahren gegen Meyer weiß man heute wenig. Fest steht nur, dass die Bielefelder Staatsanwaltschaft mehr als ein Jahr lang ermittelte und dass es dabei um eine widerrechtliche Bevorzugung und Begünstigung – wem gegenüber und mit welchen Bestechungsgeldern auch immer – bei der Vermittlung von Wohnraum gehandelt habe. Im Wohnungsamt habe Meyer sozusagen an der Quelle gesessen und dies ausgenutzt, um »in übler Weise die Not der Wohnungssuchenden auszubeuten«. Am 1. März 1952 fällt die II. Große Strafkammer des Landgerichts ihr Urteil: 13 Monate Gefängnis wegen »gemeinschaftlichen fortgesetzten Betruges in Tateinheit mit Vergehen gegen die Verordnung gegen Bestechung und Geheimnisverrat und mit Amtsanmaßung.« Zwei Mitangeklagte werden ebenfalls verurteilt, darunter der zweiundvierzigjährige Helmut W., ein alter Bekannter Meyers, der ebenso wie er im Zuge der »Sonderaktion gegen Homosexuelle« 1937 ins Gefängnis gebracht worden war.

Nun ist die Bielefelder Wiedergutmachungsstelle am Ziel: Ludwig Meyer verliert den Status des rassisch Verfolgten mitsamt allen Ansprüchen auf Entschädigung. Sein Widerspruch, »Antrag auf weitere Anerkennung«, wird zurückgewiesen, da »die nach dem 8. Mai 1945 begangenen Straftaten einer Anerkennung entgegen-

[21] Ähnliche Beispiele finden sich in: W. S. Schlegel (Hg.): Das große Tabu. Zeugnisse und Dokumente der Homosexualität, München 1967, S.33 f.; und in: Himmel und Hölle. Das Leben der Kölner Homosexuellen 1945-1969, Köln 1994, S.136 ff.

stehen.« Dass Meyer im KZ gewesen ist, könne »nicht zu einem Freibrief für Straftaten führen«, meinen die Behörden. Soweit mag man dem noch beipflichten, aber es ist infam, die »späteren Verfehlungen« – ob als Homosexueller oder als Betrüger gleichrangig als kriminell gewertet – auf eine »durch die langjährige Inhaftierung geminderte moralische Widerstandskraft« zurückzuführen. Das klingt nach einem impliziten Bedauern darüber, dass die KZ-Haft nicht das gebracht hat, was man offenbar für ihren Zweck hielt: nämlich geheilt zu sein vom Laster der »widernatürlichen Unzucht« und auch ansonsten ›moralisch gestärkt‹ aus dem KZ herauszukommen, sofern man überlebte. Ist jemals einem Zeitgenossen, der das Nazireich frei von unmittelbarer Verfolgung überstanden hat, gerade deswegen eine »geminderte moralische Widerstandskraft« attestiert worden? Wohl kaum.

Ein Happyend mit tödlichem Ausgang

Es dauerte noch einige Jahre, ehe dem homosexuellen Juden, der Buchenwald, Auschwitz und Mauthausen überlebt hat, doch noch Gerechtigkeit widerfahren ist. »Nach den neuen Beweisunterlagen des ITS Arolsen kann an der Auffassung, der Antragsteller sei lediglich aus kriminellen Gründen in die KZ-Lager eingewiesen worden, nicht mehr festgehalten werden. Darüber hinaus ist dargetan, daß die Bestrafungen verhältnismäßig geringfügig waren und eine Einweisung in das KZ allein auf Grund der Vorstrafen wohl nicht vorgenommen sein kann.« So die Erkenntnis der Bezirksregierung am 20.11.1956. Jetzt kommen alle Entschädigungsangelegenheiten zu einem positiven Ausgang für Ludwig Meyer. Für »Schäden an Körper und Gesundheit«, für »Schäden an Eigentum und Vermögen«, »im beruflichen Fortkommen« und für erlittene Haftzeit wird er mit Einzelbeträgen bis zu 12.300 DM entschädigt. Hinzu kommen eine Beschädigtenrente und Rentennachzahlungen.

Zu dieser Zeit wohnte Ludwig Meyer nicht mehr in Bielefeld, wiewohl er noch längere Zeit dort seinen ersten Wohnsitz behielt. Man kann seinen Groll gegen seine Heimatstadt verstehen. In Hannover fand er ein neues Zuhause – auch im *Wielandseck*, eines der ersten Homosexuellenlokale der Landeshauptstadt nach dem Krieg. Allerdings spürte Meyer auch hier, was ihm Bielefeld beschert hatte: aufgrund seiner Vorstrafen nach § 175 bekam er keine Schankerlaubnis. Deshalb musste sein Freund Günter Heidemann »als Strohmann einspringen«, wie Hoffschildt in seinem Buch *Olivia* schreibt (S.144). Zeitzeugen haben Ludwig Meyer als Wirt als »einen gutmütigen und väterlichen Menschen« beschrieben. »Mit ihm hätten die Gäste auch ihre Probleme besprechen können«; und »er sei manchmal recht spendabel gewesen und hätte den jüngeren Gästen, die sich nicht so viel leisten konnten, auch mal einen Weinbrand ausgegeben... Für einige Gäste wurde das *Wielandseck* zu einem zweiten Zuhause.« Regelmäßig fanden Bälle und Festivitäten statt, und im November 1953 war das *Wielandseck* Schauplatz der Gründung der hannoverschen Sektion der »Internationalen Freundschaftsloge«.

Anfang der sechziger Jahre gab Ludwig Meyer, mittlerweile siebenundfünfzig Jahre alt, das *Wielandseck* ab und zog später nach Hamburg. Dort wurde er 1975 in seiner Wohnung in der Detlef-Bremer-Straße ermordet. Das grausamen Ende eines deutschen Lebens.

BUCHBESPRECHUNG

ZIEBURA, Eva: Prinz Heinrich von Preußen. Preußische Köpfe, Band 29. Geschichte. Berlin: Stapp Verlag, 1999, 496 Seiten.

Die Reihe *Preußische Köpfe* umfasst bisher 34 Bände, von ›Königin Luise‹ über ›Heinrich von Kleist‹ und ›Alexander von Humboldt‹ bis ›August, Prinz von Preußen‹, und ist populärwissenschaftlich angelegt. So auch dieser Band: nach einem knappen Vorwort geht es gleich medias in res auf der Zeitschiene von der Wiege bis zur Bahre; ein Epilog ist dem Testament gewidmet. Es gibt keine Einleitung, keine Anmerkung, keine Fußnote, kein Nachwort.

An Quellenmaterial standen der Autorin die im Geheimen Preußischen Staatsarchiv aufbewahrten Briefe, Denkschriften und Urkunden zur Verfügung, weiter die fast 2000 Briefe Heinrichs an seinen jüngeren Bruder und Vertrauten *Ferdinand* und die Korrespondenz mit seinem Adjutanten *Antoine de La Roche-Aymon*. Aus diesen teils gedruckten, teils unveröffentlichten Texten zitiert sie ausgiebig, allerdings ohne jede Quellenangabe, so dass das Buch wissenschaftlich wertlos ist. Es gibt aber eine Stammtafel des Hauses Hohenzollern von Friedrich Wilhelm I. bis Wilhelm I., ein Literaturverzeichnis, eine Zeittafel, ein Namenregister und einen Nachweis der etwa 60 schönen Schwarz-Weiß-Abbildungen.

Da man zu jener Zeit französisch schrieb, musste die Autorin alles ins Deutsche übersetzen. In dem Bemühen, uns den Prinzen nahezubringen, verfällt sie oft in einen modischen, burschikosen Jargon. So in Briefen Heinrichs an Ferdinand: »Sie glauben, dass ich hier eine *ruhige Kugel schiebe*... Ich bin *perdutto* und der *ganze Laden* auch« (S. 145); »Ich *gehe auf dem Zahnfleisch*, aber ich bin glücklich« (S. 299); »Wenn Österreich zuerst einen Separatfrieden schließt, *sind wir geliefert*« (S. 374). Dabei geht der für die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts typische Duktus verloren und ein zusätzlicher Verfremdungseffekt stellt sich ein.

Im Vorwort heißt es, die Autorin wollte »die Distanz von 200 Jahren, die uns von Prinz Heinrich und seinem Kreis trennt, so weit wie möglich überbrücken« (S. 7). Gerade das ist ihr meiner Ansicht nach nicht gelungen; man kann dem heutigen Leser zwar plausibel schildern, wie wehrlos man Krankheiten ausgesetzt war oder welche Beschwerden das Reisen machte; die uns inzwischen völlig fremde Welt des ostelbischen Hochadels im Spätabsolutismus lässt sich aber nicht durch pures Zitieren nahebringen, man müsste sie eigentlich *ethnologisch* erklären.

So lässt sich das Verhältnis zwischen Friedrich II. und seinem Vater resp. seinem Bruder nicht charakter- oder familienpsychologisch deuten (S. 10) sondern nur politisch interpretieren: Der absolutistische Herrscher war wie der mittelalterliche allein durch die Gnade Gottes legitimiert. In Preußen konnte der aus dem Adel hervorgegangene Fürst sich bei seiner Herrschaftsausübung nur auf diesen stützen, denn östlich der Elbe war das Bürgertum sehr schwach. Da es zu den Hohenzollern keine Alternative im Lande gab, bestand die einzig denkbare Gefährdung der königlichen Macht in einer von einem Prinzen des Hauses angeführten Adelsverschwörung, einer *fronde*. Da liegt der Grund für die erbitterten Auseinandersetzungen zwischen Friedrich Wilhelm I. und seinem ältesten Sohn Friedrich und eine Generation später zwischen diesem und seinem 14 Jahre jüngeren Bruder Heinrich. Beide Male waren die Throninhaber von grausamer Strenge und bei Adel und Volk gleich unbeliebt, ihre möglichen Rivalen dagegen wahre Hoffnungsträger. Dass aber letzten Endes Friedrich Wilhelm I. nicht unbedingt ein brutaler Familientyrann war, zeigt ein Streit, der sich 1771 unter seinen Kindern in Rheinsberg abspielte und in dem »die Schwestern behaupteten, der selige König wäre ein besserer Vater gewesen als die Königin eine gute Mutter« (S. 220).

In diesem Sinne schreibt Friedrich II. 1752 über die ›Prinzen von Geblüt‹: »Ihre hohe Abstammung flößt ihnen einen gewissen Hochmut ein, den sie Adel nennen. Er macht ihnen den Gehorsam unerträglich und jede Unterwerfung verhasst. Sind irgendwelche Intrigen, Kabale oder Ränke zu befürchten, von ihnen können sie ausgehen« (S. 43).

Ein entscheidender Nachteil des Buches ist die Beschränkung auf die zeitliche Abfolge ohne inhaltliche Gliederung. Dabei treten unerwartete Lücken zutage, wie wenn Heinrich zum Tod seiner Schwester

Anna Amalia schreibt: »Sie hatte viele gute Seiten, aber wenn ich an das traurige Leben denke, das sie geführt hat, und an alle die Leiden, die sie ertragen musste, kann ich nur denken, dass sie glücklich sein wird, davon erlöst zu sein« (S. 327). Nirgends erfährt der Leser, worum es in diesem Leben ging, und auch die Stellenangaben im Namenregister helfen ihm nicht weiter.

Besser hätte die Autorin das umfangreiche Quellenmaterial dazu benutzt, in einzelnen Kapiteln die verschiedenen Rollen des Prinzen zusammenfassend zu analysieren, den Feldherrn, den Diplomaten, den Gutsherrn, den Liebhaber.

Über das uns hier interessierende Privatleben Prinz Heinrichs erfahren wir soviel, dass er die Rolle eines Hochadeligen in der höfischen Gesellschaft gut spielte, seinem königlichen Vater und Bruder gehorchte und ansonsten seine Freiräume nutzte.

Sexualität wird nur im Anfang des Buchs erwähnt, nämlich in den väterlichen Instruktionen, deren Einhaltung der Prinz beschwören musste: »11. Wegen der stillen und stummen Sünden soll er sowas auf keinen Fall dulden, sondern dem mit allen Mitteln entgegen wirken, auch bei Tag in seinem Beisein keine ›garstigen Diskurse‹ dulden« (S. 19). Obwohl der zum Oberhofmeister der Prinzen berufene Hauptmann *von Kreyzen* dafür verantwortlich war, dass diese »nicht Hurerei oder anderen Unzucht und stumme Sünden treiben«, suchte August Wilhelm aber nur nach Gelegenheiten »einen abzuschießen« (S. 21).

Zum Thema *Homosexualität* erfährt der Leser nicht viel. Es ist bekannt, dass von den vier Söhnen König Friedrich Wilhelms I. zwei, August Wilhelm und Ferdinand, heterosexuell waren und zwei, Kronprinz Friedrich und Heinrich, homosexuell. Homosexuell war pikanterweise auch der genannte Hauptmann von Kreyzen. Über ihn schrieb August Wilhelm an Ferdinand: »Da ›Kreutz‹ in Nauen nichts weiter tut, als sich an den Eiern zu kratzen, kann er auch schon vor dir nach Spandau kommen. Ich halte für ihn einen schönen Hintern und fleischige Schenkel bereit... Meine hübschesten Jungen erwarten deinen dicken Priapus mit Ungeduld« (S. 22).

Eheschließungen waren Teil der Außenpolitik, jede neue knüpfte das europäische Geflecht von Besitzungen, Vererbungen und Anwartschaften enger, eine gute Heirat war die einzige Möglichkeit, das Land im Frieden zu vergrößern. Ein unverheirateter Herrscher oder Thronanwärter war undenkbar und so wie Friedrich Wilhelm I. den Kronprinzen zur Ehe zwang, verpflichtete dieser seinen Bruder Heinrich zu heiraten. Beide Ehen hatten große Ähnlichkeit, sie blieben kinderlos und die Gemahlinnen wurden auf Schlösser verbannt.

Von Frauen hielt Heinrich wohl nicht viel. Einmal erinnert ihn ein großer Busen an das Euter einer Kuh. Über seinen Günstling von *Kaphengst* schrieb er: »Seine Mätressen haben ihn zugrunde gerichtet« (S. 448 f.)

Heinrichs *Günstlinge*, seine Kammerherrn und Adjutanten, waren in der Regel schöne junge adelige Militärs, die in seinem Dienst Karriere machten, heirateten und Familien gründeten, die er reich belohnte und die ihm treu ergeben waren. Daran war nicht Besonderes, ob es sich darüber hinaus um Liebesverhältnisse gehandelt hat, bleibt unklar.

Anfangs kam es zur Rivalität zwischen Friedrich und Heinrich, so 1746 über einen jungen *Marwitz*. In sarkastischen Briefen machte sich der König über die Verliebtheit seines Bruders lustig (S. 44-47), was erheblich zur Entfremdung zwischen beiden beitrug. Später schrieb er ihm: »Wir haben uns keinen Vorwurf zu machen. Wir empfinden gegeneinander die gleiche Kälte. Wenn Sie es so wollen, bin ich damit zufrieden. Nur wenn Sie meine Vermittlung bei Ihren Liebesgeschichten brauchen, können Sie etwas freundlicher zu mir sein« (S. 48).

Uneindeutig war die Beziehung Heinrichs zu Graf *Lehndorff*. Während dieser 1753 schrieb: »Niemals werde ich mehr lieben können als jetzt«, erinnerte sich der Prinz später: »Mit dem jungen Lehndorff konnte man sich blendend amüsieren« (S. 68). Im gleichen Jahr lernte Heinrich den 17-jährigen Graf *Kalckreuth* kennen, der in seinen Memoiren schrieb: »Der Prinz fand mich allerliebst, und vom Augenblick an war ich in allerhöchster Gunst. Er befahl mich jeden Abend zum Souper...« (S. 84). Dazu Lehdorff: »Es steht fest, dass H. von einer neuen Leidenschaft ergriffen ist« (S. 85). Später, leicht säuerlich: »Um 9 Uhr begaben wir uns zum Prinzen oder vielmehr zu seinem Adjutanten Herrn v. Kalckreuth, der gegenwärtig sein Faktotum ist« (S. 127).

Kalckreuth fiel 1766 in Ungnade, sein Nachfolger wurde

allem des Königs, skandalöser Günstling. Dazu schrieb Lehndorff: »Was es nur an Glück auf Erden gibt, das lässt er (=H.) diesen Kaphengst kosten. Er selbst erweist sich dem Prinzen gegenüber nicht im geringsten gefällig. Er ist nicht fähig, ihm zuliebe sich auch nur eine Viertelstunde Zwang anzutun... Wenn man den Charakter beider kennt, möchte man glauben, sie könnten keinen Monat zusammen leben, und trotzdem ist jener von den 50 Günstlingen, die der Prinz, soweit ich sie kenne, gehabt hat, der einzige, der einen wirklichen Einfluss auf ihn ausübt, der das Unmögliche aus ihm herausgeschlagen hat und der ihn despotisch beherrscht« (S. 234).

1794 bot Heinrich dem 21-jährigen Emigranten Graf de *La Roche-Aymon* die Stelle eines Adjutanten an. Der Prinz schrieb: »Der Mai kommt, die Nachtigallen schlagen, und ich erwarte den liebenswürdigen La Roche-Aymon mit der Ungeduld, die einem die Freundschaft eingibt« (S. 369).

Leider ist die Autorin mit der deutschen Geschichte des 18. Jh. nicht sehr vertraut. So macht sie dauernd einen Unterschied zwischen deutsch und österreichisch, obwohl Österreich damals so deutsch war wie Preußen, schließlich residierte der Kaiser in Wien. So die »Franzosen, Österreicher, Deutschen und Engländer« (S. 382); gegen »Deutsche und Österreicher kämpfen zu müssen« (S.412); »die vereinigte deutsche und österreichische Armee« (S. 156). Man unterschied zwischen der schwachen *Reichsarmee* und den Truppen der einzelnen Länder.

Auch ist ihr die bis 1803 geltende Kreisverfassung nicht geläufig, wenn sie schreibt, der Kurfürst von Sachsen habe »im Namen aller obersächsischen Kreise« einen Neutralitätsvertrag geschlossen (S. 407). Es gab *einen obersächsischen Kreis*, der Kursachsen, Kurbrandenburg, Thüringen, Pommern u.a. umfasste und dessen Oberster der Kurfürst von Sachsen war.

Laut Klappentext wirft die vorliegende Biografie ein ganz neues Licht auf Heinrichs politische Aktivitäten; für sein Privatleben lässt sich das leider nicht sagen. Da müsste ein anderer kommen und sich der Gefühlswelt des homosexuellen Preußenprinzen annehmen.

Siegfried Tornow

---

60 Samstag/Sonntag, 6./7. Januar 2001 · Nr. 4

Neue Zürcher Zeitung

Hinweise

Juliette auf Capri

upj. Nun also die neunte Lage: Schicht für Schicht, Band für Band haben die Zürcher Sade-Übersetzer Michael Pfister und Stefan Zweifel sich vorgearbeitet. Längst ist der Unglücksweg Justines ausgestanden, wir sind in Italien und folgen Juliette weiter auf ihrem segensreichen Weg durch allerhand Laster. Dass dies natürlich keine Lektüre ist für diejenigen, die kein Sensorium haben für den sündigen Zwitterwitz, der sich auch auf den Treppenstufen katholischer Hochaltäre finden lässt: Muss es noch gesagt werden? Liebhaber südlicher Gefilde dürften nach der kurzen Visite des Petersdomes, mit dem der neunte Band jungfräulich anhebt, vornehmlich auf den Seiten 192 bis 239 auf ihre Rechnung kommen. Juliette unternimmt da ein ausgedehntes Reiseprogramm, das die facettenreichen Schönheiten rund um den Golf von Neapel in schillernden Farben zeigt: Pozzuoli, Amalfi, Ischia, Pompeji, Sorrent, Capri ... Gerade in dieser – wie immer kenntnisreich und nah am Original übersetzten – Passage lässt sich der vielseitige Bildungsnutzen der Lektüre Sade'scher Textorgien ausweisen. Philologisch Angehauchte mögen sich an den trefflichen Adjektiven erfreuen, Liebhaber opulenter Festivitäten an den dargebotenen Freudenfeiern. Wer aber vorhat, demnächst nach Capri zu reisen, sollte diesen neunten Band unbedingt ins Reisegepäck stecken: ein Baedeker der besonderen Art. Dem Band ist ein Essay von Bernd Mattheus – «Sade, Holbach und die Menschenmaschine» – vorangestellt.

D. A. F. de Sade: Juliette und Justine. Band IX. Herausgegeben und übersetzt von Stefan Zweifel und Michael Pfister. Mit Bildern von Wolfgang Ernst und einem Essay von Bernd Mattheus. Matthes-&-Seitz-Verlag, München 2000. 329 S., Fr. 73.–.